Gedichte

von

Theodor Fontane.

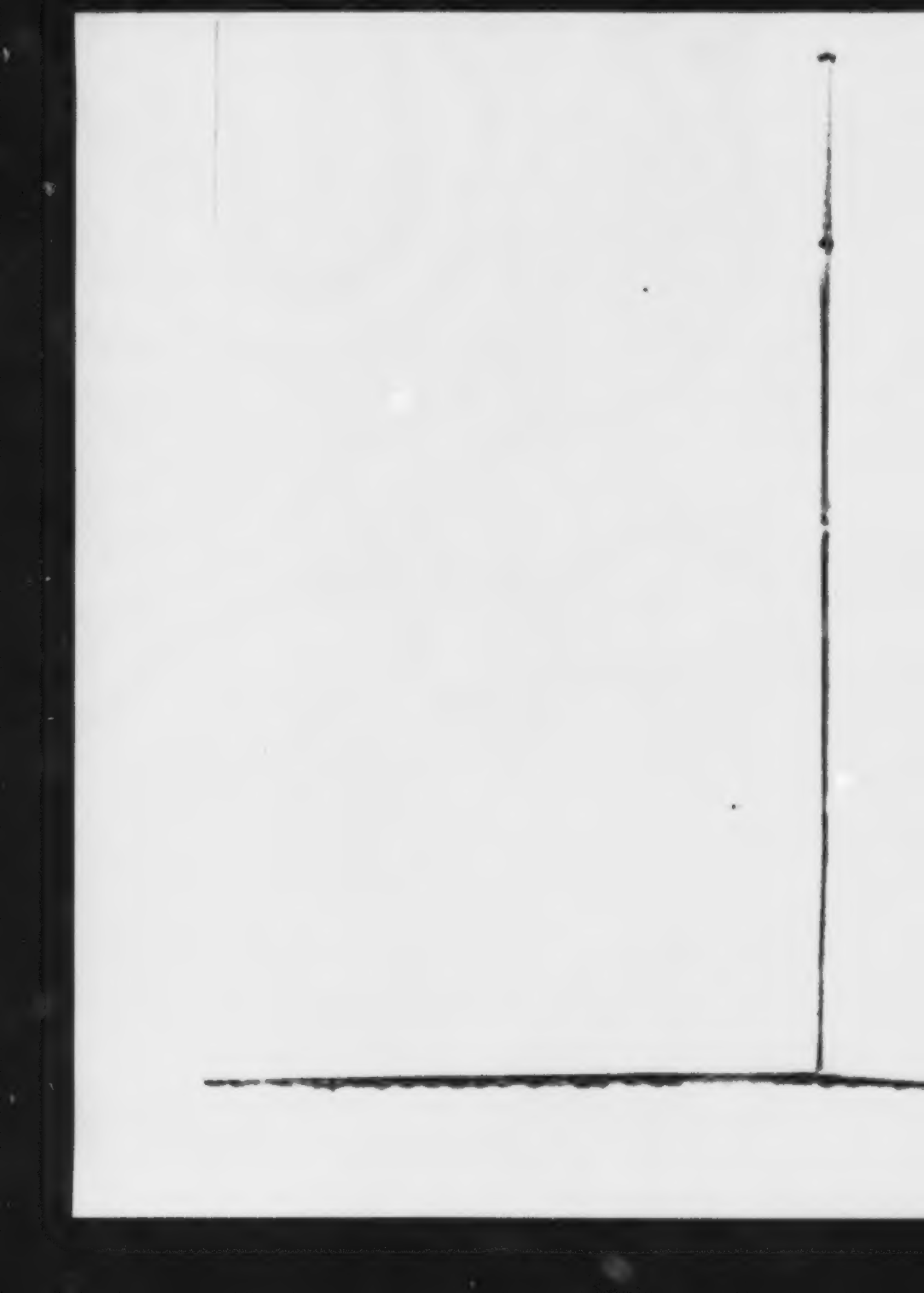
Berlin.
Carl Reimarus' Verlag.
W. Ernst
1851.

Universitätsbibliothek Leipzig

Seinem Freunde

Bernhard von Lepel

der Verfaſſer.



Inhalt.

Lieder und Sprüche.

	Seite
Guter Rath	3
Der erste Schnee	5
Das Fischermädchen	7
Mein Herz. (1840)	9
Herbstmorgen. (1840)	11
An Marie. (1841)	13
Im Ilsethal. (1841)	15
Der Frühling an den Gefangenen. (Nach d. Engl.)	18
Im Herbst	23
Wunsch	24
Nah und fern	26
Der Kranich	28
Hinaus!	30
Bekenntniß	32

	Seite
Sonette	34
Nach dem Sturm	40
Alles still!	41
Um Dich	43
Drei-Strophen:	
Herz, laß dies Zweifeln, laß dies Glauben	44
Ich las: „glückselig sind die Reinen	45
Sag an, es fällt von Deinem Haupte	46
Ach, daß ich Dich so heiß ersehne	47
Zerstoben sind die Wolkenmassen	48
Sei milde stets, und halte fern	49
Es kann die Ehre dieser Welt	50
Tritt ein für Deines Herzens Meinung	51
Du darfst mißmuthig nicht verzagen	52
Du holde Fee, mir treu geblieben	53
Nicht Wunder-bar sind Deine Verse	54
O glaub, mein Herz ist nicht erkaltet	55
Beutst Du dem Geiste seine Nahrung	56
Du wirst es nie zu Tüchtigem bringen	57

Bilder und Balladen.

Der Wettersee	61
Der Wenersee	64
Ein Jager	68

	Seite
Das Briſtol-Trauerſpiel, oder: Charles Bawdin's Tod. (Nach Thomas Chatterton)	70
Unſer Kriegs	88
John oder Harry V (1844)	91
Junker Tampf	93
Die Strandhexe	96
Eines Vaters Wehklage. (Nach dem Engliſchen)	100
König Alfred	106
Cromwell's letzte Nacht	110
Die arme Elſie	115
Treu-Lischen	118
Schön-Anne	121
Sylveſter-Nacht	128
Graf Hohenſtein	131
Sittah, die Zigeunerin	137
Maria Stuart's Weihe	149
Rizzio's Ermordung	153
Der ſterbende Douglas. (Schlacht v. Langſide. 1568)	160
Chevy-Chaſe, oder: Die Jagd im Chevy-Forſt. (Nach dem Alt-Engliſchen)	163
John Gilpin. (Nach William Cowper)	176
Die Bienenſchlacht	190
Der Tower-Brand	198
Schloß Eger oder drei böhmiſcher Grafen Tod	203
Lady Eſſex. (Fragment)	209

Gelegenheitliches.

	Seite
Einem Toten	221
Einigkeit. 1842. (Bei Gelegenheit des Hamburger Brandes)	225
Shakespeare an einen deutschen Fürsten	228
Rußland. (Einem Freunde, als er nach Moskau übersiedeln wollte)	230
Zu Ida's Hochzeit	232
An Emilie	235
Zur Verlobung	238
Shakespeare's Grabmal. (Bei Gelegenheit eines Leipziger Schiller-Festes)	240
An Bettina	243
Rangstreitigkeiten	244
„Von der Tann ist da!" (Schleswig-Holstein-Lied)	246
Karl Stuart. (Dramatisches Fragment)	251
Ein Ball in Paris	285

Lieder und Sprüche.

Guter Rath.

An einem Sommermorgen
Da nimm den Wanderſtab,
Es fallen Deine Sorgen
Wie Nebel von Dir ab.

Des Himmels heitere Bläue
Lacht Dir in's Herz hinein,
Und ſchließt, wie Gottes Treue,
Mit ſeinem Dach Dich ein.

Rings Blüthen nur und Triebe
Und Halme von Segen schwer,
Dir ist als zöge die Liebe
Des Weges nebenher.

So heimisch alles klinget
Als wie im Vaterhaus,
Und über die Lerchen schwinget
Die Seele sich hinaus.

Der erſte Schnee.

Die Sonne ſchien, doch Winters Näh'
Verrieth ein Flockenpaar;
Es gleicht das erſte Flöckchen Schnee
Dem erſten weißen Haar.

Noch wird — wie wohl von lieber Hand
Der erſte Schnee dem Haupt —
So auch der erſte Schnee dem Land
Vom Sonnenſtrahl geraubt.

Doch habet Acht! mit einem Mal
Ist Haupt und Erde weiß,
Und Freundeshand und Sonnenstrahl
Sich nicht zu helfen weiß.

Das Fiſchermädchen.

Steht auf ſand'gem Dünenrücken
Eine Fiſcherhütt' am Strand;
Abendroth und Netze ſchmücken
Wunderlich die Giebelwand.

Drinnen ſchnurrt das Spinnerädchen,
Blaß der Mond in's Fenſter ſcheint,
Still am Herd das Fiſchermädchen
Denkt des letzten Sturms und — weint.

Und es klagen ihre Thränen:
„Weit der Himmel, tief die See, —
Doch noch weiter geht mein Sehnen,
Und noch tiefer iſt mein Weh.“

Mein Herz.

1840.

Der ſtolzen Sonne, heiß und glühend,
Dem ſtillen Monde trüb und bleich,
— Sehnſüchtig tauſend Sterne ſprühend —
Mein Herz, mein Herz iſt beiden gleich.

Dem Himmel, klar und rein und blauend,
Der Wolke, — jetzt gewitterreich
Und jetzt in Thränen niederthauend, —
Mein Herz, mein Herz iſt beiden gleich.

Der Nachtigall voll frischer Lieder,
Der Rose — blüthen- — dornenreich,
Dem Frühling und dem Winter wieder,
Mein Herz es ist dem Allen gleich.

Nur Einem gleicht es nicht auf Erden:
Nie will in seinem kleinen Reich
Der langersehnte Friede werden,
Drum ist es nie sich selber gleich.

Herbſtmorgen.

1840.

Die Wolken ziehn wie Trauergäſte
Den Mond zu Grabe zu geleiten;
Der Wind durchfegt die ſtarren Aeſte,
Und ſucht ein Blatt aus beſſren Zeiten.

Die grünen Tannen ſchaun ſo düſter
Auf eine jung-geknickte Eiche,
Als blickten trauernde Geſchwiſter
Auf der geliebten Schweſter Leiche.

Schon flattern in der Luft die Raben,
Des Winters unheilvolle Boten;
Bald wird er tief in Schnee begraben
Die Erde — seinen großen Todten.

Ein Bach läuft hastig mir zur Seite;
Er ahnt des Winters Eisesketten,
Und stürzt sich fort und sucht das Weite
Als könnt' ihm Flucht das Leben retten.

Da mocht' ich länger nicht inmitten
So todesnaher Oede weilen;
Es trieb mich fort, mit hast'gen Schritten
Dem flücht'gen Bache nachzueilen.

An Marie.

1841.

Zur Maria, zur Madonne,
Bet' ich gläubig ſpät und früh,
All mein Sein iſt Andachtswonne
Vor der himmliſchen Marie.

Und das Himmelskind Maria's,
Der Erlöſer Jeſus Chriſt,
Ja, die Liebe — der Meſſias
Endlich mir erſchienen iſt.

Daß Maria doch verbliebe
Ihrem Kinde treugesinnt!
Todtet sie in mir die Liebe
Kreuzigt sie das eigne Kind.

Im Ilsethal.

1841.

Hier möcht' ich wo hüpfend die Wellen
Sich stürzen vom Felsgestein,
Hier unter dem blauenden Himmel
Im Frühling geboren sein.

Dann hätte sich, statt eines Priesters,
Sobald ich die Sonne erblickt,
Die hehre, göttliche Schöpfung
Zu meiner Taufe beschickt.

Es hätte ſich über dem Täufling
Gewölbt des Himmels Dom,
Die Bäume hätten gerauſchet
Wie leiſer Orgelſtrom.

Es wäre darinnen erklungen
Der Vögel Melodei:
Die Felſen hätten geſtanden
Als ernſte Zeugen dabei.

Ein Felsblock hätte mich ſicher
In ſeinem weiten Schooß
Recht über die Taufe gehalten,
Umhüllt von duftigem Moos.

Es hätte der Kuß der Sonne
Die Stirne mir geſengt,
Und mit dem Waſſer der Taufe
Die Alſe mich beſprengt.

Die Felſen hätten geſchworen
Den felſenfeſten Schwur:
Im Glauben mich groß zu ziehen
An Gott in der Natur.

Der Frühling an den Gefangnen.

(Nach dem Englischen des John Prince.)

„O komm, laß uns fliehn,
Laß uns jubelnd durchziehn
Die wiedererwachte Natur,
Die Himmel blaun,
Und die Lüfte bethaun
Mit Wonneschauern die Flur.
Maaßliebchen erscheint,
Und das Veilchen weint

Wie Thränen der Freude — den Thau,
Und's Bächlein ſpricht:
„Vergiß-mein-nicht“
In Blumenſprache zur Au; —
Doch der Sommer iſt nah und ich darf nicht verziehn,
Komm, zögre nicht länger, komm, komm, laß uns fliehn.

„Die Lerche ſingt
Und ſteiget, und ſchwingt
Sich hoch in den Himmel empor,
Und Iris ſpannt
Ueber Meer und Land
Ihr farbenſchimmerndes Thor.
Der Zephyr ſpielt
Und koſet und flieht

Der Rose würzigen Duft,
Im Nu durchdringt,
Unsichtbar beschwingt
Der Blumenathem die Luft;
Doch der Sommer ist nah und ich darf nicht verziehn,
Komm, zögre nicht länger, komm, komm, laß uns fliehn.

„Auf den Bergen thront
Und in Thälern wohnt
Nun Freiheit wieder und Lust,
Es trägt der Strom
Des Himmels Dom
Gespiegelt an der Brust;
Selbst Meer und Bucht,
Selbst Fels und Schlucht

Im Reize der Jugend erglänzt,
Sogar der Quell
An waldiger Stell
Iſt farrenkraut-bekränzt; —
Doch der Sommer iſt nah und ich darf nicht verziehn,
Komm, zögre nicht länger, komm, komm, laß uns fliehn.

„Der Burſch umſchlingt
Sein Liebchen und ſchwingt
Sich fort nach dem Takt der Schalmei,
Und wiederhallt
Der grünende Wald
Die luſtige Melodei;
Das Alter wird jung,
Von Erinnerung

Und Frühlingshauch geschwellt, —
Der Jugend nur
Jung wie die Natur
Gehöret im Lenze die Welt;
Doch der Sommer ist nah, und ich darf nicht verziehn,
Komm, zögre nicht länger, komm, komm, laß uns fliehn."

Im Herbst.

Es fällt das Laub wie Regentropfen
So zahllos auf die Stoppelflur;
Matt pulst der Bach wie letztes Klopfen
Im Todeskampfe der Natur.

Still wird's! und als den tiefen Frieden
Ein leises Wehen jetzt durchzog,
Da mocht' es sein, daß abgeschieden
Die Erdenseele aufwärts flog.

Wunſch.

Ich wollte, daß in Sturmesnacht
Die Mutter mich zur Welt gebracht,
Daß auf das Blitzen rings umher
Mein erſter Blick gefallen wär'.

Ich wollte, daß ſie nackt und bloß
Gebettet mich in Laub und Moos,
Daß Sturm und Donner um die Wett'
Mein Wiegenlied geſungen hätt'.

Ich wollte, daß der Hirsch im Tann
Mein Spielgenoß als Knabe dann,
Daß, über mir, der Sterne Heer
Die Bibel mein gewesen wär'.

Das Auge hell, im Arme Mark,
Frisch wie der Quell, wie Eichen stark,
So wär' ich in das Leben dann
Getreten als ein ganzer Mann.

Im Busen lebte mir die Kraft,
Die Thaten statt der Lieder schafft,
Nicht länger säß der gute Will'
Im Winkel drinnen, fromm und still.

O wär' ich stark! nah ist der Streit,
Und ganze Männer heischt die Zeit; —
Ich wollte, daß in Sturmesnacht
Die Mutter mich zur Welt gebracht.

Nah und fern.

Wenn die Wolken vielgeſtaltig
Sich am Horizonte dehnen,
Ueberkommt uns allgewaltig
Ihnen nach ein tiefes Sehnen.

Aber wenn die ſtolzen Züge
Sich zur Erde niederlaſſen,
War ihr Zauber — eitle Lüge,
Sind es graue Nebelmaſſen.

Wenig läßt die Nähe gelten,
Tausend Reize hat die Ferne:
Selbst die lichtesärmsten Welten,
Wandelt sie — in helle Sterne.

Der Kranich.

Rauh ging der Wind, der Regen traf,
Schon war ich naß und kalt;
Ich macht' auf einem Bauerhof
Im Schutz des Zaunes Halt.

Mit abgestutzten Flügeln schritt
Ein Kranich drin umher,
Nur seine Sehnsucht trug ihn mit
Den Brüdern über's Meer;

Mit ſeinen Brüdern, deren Zug
Jetzt hoch in Lüften ſtockt,
Und deren Schrei auch ihn zum Flug
Gen Süden ruft und lockt.

Und ſieh, er hat ſich aufgerafft,
Es gilt ja Lenz und Glück;
Umſonſt, der Schwinge fehlt die Kraft
Und ach, er ſinkt zurück.

Nur Hahn und Huhn zum Schabernack
Umkrähn ihn jetzt voll Freud: —
Es jubelt ſtets das Hühnerpack
Bei eines Kraniches Leid.

Hinaus!

Ich bin es ſatt auf Polſtern mich zu dehnen,
Es ekelt mich dies weibergleiche Thun,
Ich möcht im Kampf anſpannen alle Sehnen,
Mich müd und matt an die Lafette lehnen,
Und käm der Schlaf auf bloßer Erde ruhn.

Ich möcht hinaus! umbrüllt von Sturm und
Wettern
Möcht ich zu Schiff auf hohem Meere ſein:

Vom Blitz umflammt möcht ich den Maſt er-
klettern,
Und wenn die Wellen unſer Schiff zerſchmettern,
Ein kühner Schwimmer um das Leben frein.

Ich möcht hinaus! mag ſchleudern mich die Reiſe
Wohin ſie will, mir gilt es gleich fürwahr;
Heraus nur endlich aus dem alten Gleiſe,
Das Leben ſteigt mit der Gefahr im Preiſe, —
Auf denn, hinaus! zu Thaten und Gefahr.

Bekenntniß.

Ich bin ein unglückselig Rohr:
  Gefühle und Gedanken
Seh rechts und links, zurück und vor,
  In jedem Wind, ich schwanken.
Bald ist's im Herzen kirchenstill,
  Bald schäumt's wie Saft der Reben,
Ich weiß nicht, was ich soll und will: —
  Es ist ein kläglich Leben!

Da liegt nichts zwiſchen Sein und Tod,
Was ich nicht ſchon erflehte:
Heut bitt' ich um des Glaubens Brod,
Daß morgen ich's zertrete:
Was heut ich ſegne, ſegn' ich nicht,
Ich werde ſein Verflucher,
Nach Wahrheit ring' ich und nach Licht,
Und ſchelt es dann — Verſucher.

Dich ruf ich, der das Kleinſte Du
In Deinen Schuß genommen,
Gönn meinem Herzen Halt und Ruh,
Gott, laß mich nicht verkommen;
Leih mir die Kraft, die mir gebricht,
Nimm weg, was mich verwirret,
Sonſt löſch es aus dies Flackerlicht,
Das über Sümpfe irret!

Sonette.

I.

Ein Leben war's, mit Kolben und mit Krütteln
In diesen eitlen Jammer drein zu schlagen,
Doch hab ich still ein lästig Joch getragen,
Und meiner Pflicht gehorcht und ihren Bütteln.

Jetzt aber, wo an Winters Thron zu rütteln,
Voll Lerchenschlag, die Frühlingslüfte wagen,
Jetzt will auch ich, und müßt' ich sie zernagen,
Die Ketten alle muthig von mir schütteln.

Ein Lebewohl — kein Fluch Euch, meine Dränger;
Ihr ſeid geſchützt vor meines Zorns Ergüſſen,
Weil ihr zu klein dem neugebornen Sänger:

Er eilt hinaus den jungen Lenz zu küſſen,
Und kein Gedanke nur gehört Euch länger,
Als er Euch ſelber hat ertragen müſſen.

2.

Nun kann ich wieder wie die Lüfte ſchweifen,
Am Strom, im Wald auf's Neue bei den alten
Geliebten Plätzen Raſt und Andacht halten,
Und lächelnd nach der Abendröthe greifen.

Dem Markte fern, dem Feilſchen und dem Keifen
Fühl ich der Seele Schwingen ſich entfalten,
Mir kehrt die Kraft mein Denken zu geſtalten,
Der Keim wird ſtark zur Frucht heranzureifen.

Bald werd ich neu zu Freud und Frohsinn taugen:
Schon lern ich aus des Frühlings heitren Klängen,
Wie süßen Nektar, Lust am Leben saugen:

Schon lach' ich wieder, statt den Kopf zu hängen,
Und zwischen mich und Deine lieben Augen,
Seh ich sich fürder keine Wolke drängen.

3.

Zur Geltung kommt das kläglichste Gelichter!
„Sei Bänkelsänger oder Farbenreiber,
Sei Dorfschulmeister oder Eseltreiber,
Sei was Du willst, gleichviel! nur sei kein Dichter."

Verlacht man auch solch Schwatzen geistesschlichter
Gevatterschaft, sammt ihrer alten Weiber,
's greift doch ins Herz, und einen müßgen Schreiber
Schilt man sich oft als eigner Splitterrichter.

Wenn aber dann nicht Scham ob eitlem Ringen
Das heiße Blut ins Antlitz mir getrieben, —
Wenn's Freude war am Schaffen und Gelingen;

Dann, während Erd' und Erdennoth zerstieben,
Fühl' ich mich stark zu allen höchsten Dingen,
Und würdig selbst Dein schönes Herz zu lieben.

4.

Ich würde mich in Mährchenträumen wiegen,
Und lerchenfroh begrüßen jeden Morgen,
Könnt' ich den irdisch'sten der Erdensorgen
Gebieten, sich zu Füßen mir zu schmiegen.

Mir ist als müßt' ich durch die Lüfte fliegen,
Als würde mir die Freude Flügel borgen,
Vermöcht ich je, gleich jenem Sankt Georgen,
Die Noth — den ew'gen Drachen zu besiegen.

Doch ob das Glück mir auch ein dürrer Brunnen,
Und ob ich auch entbehren mag und leiden,
Ich habe doch das beste Theil gewonnen.

Und sollt' ich, diese Stunde noch, entscheiden
Mich zwischen Dir und einer Welt voll Wonnen,
Es bliebe doch beim Alten mit uns Beiden.

5.

Es hat das Herz viel Todte zu bestatten!
Sie, die gelebt drin und es ganz besessen,
Verriethen's oder lernten's doch vergessen,
Sie wurden kalt, wie heiß geglüht sie hatten.

Die Besten selbst, und ob einst ohn' Ermatten
Ihr Lieben sie verschwendrisch zugemessen,
Längst pflanzt mein Herz an ihrem Grab Cypressen,
Sie leben noch, und wurden dennoch — Schatten.

Ein jeder Tag ſieht neue Kreuze ragen;
Wohl weint das Herz, — doch Mannes-Kraft und Würde
Lehrt immer neu geduldiges Entſagen.

Nur ſollt ich je als ſchwerſte Lebensbürde
Auch Dich hinaus auf jenen Friedhof tragen, —
Mein Herze fühlt es, daß es brechen würde.

Nach dem Sturm.

O frage nicht warum noch itzt,
  Wo mir des Glückes Sonne leuchtet,
Der Gram auf meiner Stirne sitzt,
  Und oftmals mir das Auge feuchtet.

Sahst Du das Meer? hoch thürmen dort
  Auch nach dem Sturm sich noch die Wogen:
Die Bäume schau: sie tropfen fort,
  Wenn längst der Regen weggezogen.

Alles still!

Alles still! es tanzt den Reigen
Mondenstrahl in Wald und Flur,
Und darüber thront das Schweigen
Und der Winterhimmel nur.

Alles still! vergeblich lauschet
Man der Krähe heisrem Schrei,
Keiner Fichte Wipfel rauschet
Und kein Bächlein summt vorbei.

Alles still! die Dorfes-Hütten
Sind wie Gräber anzusehn,
Die, von Schnee bedeckt, inmitten
Eines weiten Friedhofs stehn.

Alles still! nichts hör' ich klopfen
Als mein Herze durch die Nacht; —
Heiße Thränen niedertropfen
Auf die kalte Winterpracht.

Um Dich.

Storch und Schwalbe ſind gekommen,
Veilchen auch, die blauen frommen
Frühlingsaugen grüßen mich;
Aber hin an Lenz und Leben
Zieh in Bangen ich und Beben —
Um Dich.

Ach, um Dich! und doch ich fühle,
Träte jetzt die Todeskühle
An mein Herz, und riefe mich,
Wie ein Kind dann, unter Jammern
Würd' ich mich an's Leben klammern —
Um Dich.

Herz, laß dies Zweifeln, laß dies Klauben,
Vor dem das Beſte ſelbſt zerfällt,
Und wahre Dir den Reſt von Glauben
An Gutes noch in dieſer Welt.

Schau hin auf eines Weibes Züge,
Das lächelnd auf den Säugling blickt,
Und fühl's, es iſt nicht alles Lüge,
Was uns das Leben bringt und ſchickt.

Und Herze, willſt du ganz geneſen,
Sei ſelber wahr, ſei ſelber rein!
Was wir in Welt und Menſchen leſen
Iſt nur der eigne Wiederſchein.

Ich las: „glückſelig ſind die Reinen,
Ihr Sinn iſt offen Gott zu ſchaun;“ —
Er trieb in reuevollem Weinen
Hinaus mich in die Frühlingsaun.

Wie ſchwach ſind unſre beſten Gaben:
Die Liebe ſtrauchelt und die Treu,
Das Beſte was wir Menſchen haben,
Iſt unſer Wolln und unſre Reu.

Ich rief zu Gott: „woll Du mich leiten,
Die Gnade kennt ja kein Zuſpät!“
Da ſah ich Ihn vorüberſchreiten,
Wie Lenz, in ſtiller Majeſtät.

Sag an „es fällt von Deinem Haupte
Kein Haar, von welchem Gott nicht weiß" —
Und was der Tag uns Größres raubte,
Das fiele nicht auf Sein Geheiß?!

Trag es, wenn seinen Schnee der Winter
In unser Hoffen niederstiebt,
Ein ganzer Frühling lacht dahinter:
Gott züchtigt immer, wen er liebt.

Laß in dem Leid, das Er beschieden,
Den Keim uns künftgen Glückes schaun,
Dann kann der Tag, wo Freud und Frieden
In unsrem Herzen Hütten baun.

Ach, daß ich Dich ſo heiß erſehne,
Weckt aller Himmel Widerſpruch,
Und jede neue bittre Thräne
Macht tiefer nur den Friedensbruch.

Der Götter Ohr iſt Keinem offen,
Der ſich zergrämt in banger Nacht, —
Komm Herz, wir wollen gar nichts hoffen,
Und ſehn ob ſo das Glück uns lacht.

Vergebnes Mühen, eitles Wollen,
Die Lippe weiß kaum was ſie ſpricht,
Und, nach wie vor, die Thränen rollen
Mir über Wang und Angeſicht.

Zerſtoben ſind die Wolkenmaſſen,
Die Morgenſonn' in's Fenſter ſcheint:
Nun kann ich wieder mal nicht faſſen,
Daß ich die Nacht hindurch geweint.

Dahin iſt alles was mich drückte,
Das Aug' iſt klar, der Sinn iſt frei,
Und was nur je mein Herz entzückte,
Tanzt wieder, lachend, mir vorbei.

Es grüßt, es nickt; — ich ſteh betroffen,
Geblendet ſchier von all dem Licht:
Das alte, liebe, böſe Hoffen —
Die Seele läßt es einmal nicht.

Sei milde ſtets, und halte fern
Von Hofart Deine Seele,
Wir wandeln alle vor dem Herrn
Des Wegs in Schuld und Fehle.

Woll einen Spruch, woll ein Geheiß
Dir in die Seele ſchärfen:
„Es möge, wer ſich ſchuldlos weiß,
Den Stein auf Andre werfen.“

Die Tugend, die voll Stolz ſich giebt,
Iſt eitles Selbſterheben;
Wer alles Rechte wahrhaft liebt,
Weiß Unrecht zu vergeben.

Es kann die Ehre dieſer Welt
Dir keine Ehre geben,
Was Dich in Wahrheit hebt und hält
Muß in Dir ſelber leben.

Wenn's Deinem Innerſten gebricht
An ächten Stolzes Stütze,
Ob dann die Welt Dir Beifall ſpricht
Iſt all Dir wenig nütze.

Das flüchtge Lob, des Tages Ruhm
Magſt Du dem Eitlen gönnen;
Das aber ſei dein Heiligthum:
„Dich ſelber achten können.“

Tritt ein für Deines Herzens Meinung
Und fürchte nicht der Feinde Spott,
Bekämpfe muthig die Verneinung
So Du den Glauben haſt an Gott.

Wie Luther einſt, in feſtem Sinnen,
So ſprich auch Du zu Gottes Ehr':
„Ich geh nach Worms, und ob da drinnen
Jedweder Stein ein Teufel wär'!"

Und peitſcht Dich dann der Witz mit Ruthen,
Und haſſt man Dich, — o laß, o laß!
Mehr noch als Liebe aller Guten,
Gilt aller Böſen Hohn und Haß.

Du darfſt mißmuthig nicht verzagen,
In Liebe nicht noch im Geſang,
Wenn mal ein allzu kühnes Wagen,
Ein Wurf im Wettſpiel Dir mißlang.

Wes Fuß wär' niemals fehlgeſprungen?
Wer lief nicht irr' auf ſeinem Lauf?
Blick hin auf das, was Dir gelungen,
Und richte ſo dich wieder auf.

Vorüber ziehn die trüben Wetter,
Es lacht aufs Neu der Sonne Glanz,
Und ob verwehn die welken Blätter,
Die friſchen ſchlingen ſich zum Kranz.

Du holde Fee, mir treu geblieben
Aus Tagen meiner Kinderzeit,
Was hat Dich nun verſcheucht, vertrieben
Du ſtille Herzensheiterkeit?

Leicht trugſt Du, wie mit Wunderhänden,
Mich über Gram und Sorge fort,
Und ſelbſt aus nackten Felſenwänden
Rief Quellen mir Dein Zauberwort.

Wo biſt Du Fee? aus Deinen Hallen
Zieh wieder in mein Herz hinein,
Und laß Dein Lächeln wieder fallen
Auf meinen Pfad — wie Mondenſchein.

Nicht Glückes-bar ſind Deine Lenze,
Du forderſt nur des Glücks zu viel;
Gieb Deinem Wunſche Maaß und Grenze,
Und Dir entgegen kommt das Ziel.

Wie dumpfes Unkraut laß vermodern,
Was in Dir noch des Glaubens iſt:
Du hätteſt doppelt einzufodern
Des Lebens Glück, weil Du es biſt.

Das Glück, kein Reiter wird's erjagen,
Es iſt nicht dort, es iſt nicht hier;
Lern' überwinden, lern' entſagen,
Und ungeahnt erblüht es Dir.

O glaub, mein Herz iſt nicht erkaltet,
Es glüht in ihm ſo heiß wie je,
Und was ihr drin für Winter haltet,
Iſt Schein nur, iſt gemalter Schnee.

Doch, was in alter Lieb' ich fühle,
Verſchließ ich jetzt in tiefſtem Sinn,
Und trag's nicht fürder in's Gewühle
Der ewig kalten Menſchen hin.

Ich bin wie Wein der ausgegohren:
Er ſchäumt nicht länger hin und her,
Doch was nach Außen er verloren,
Hat er an innrem Feuer mehr.

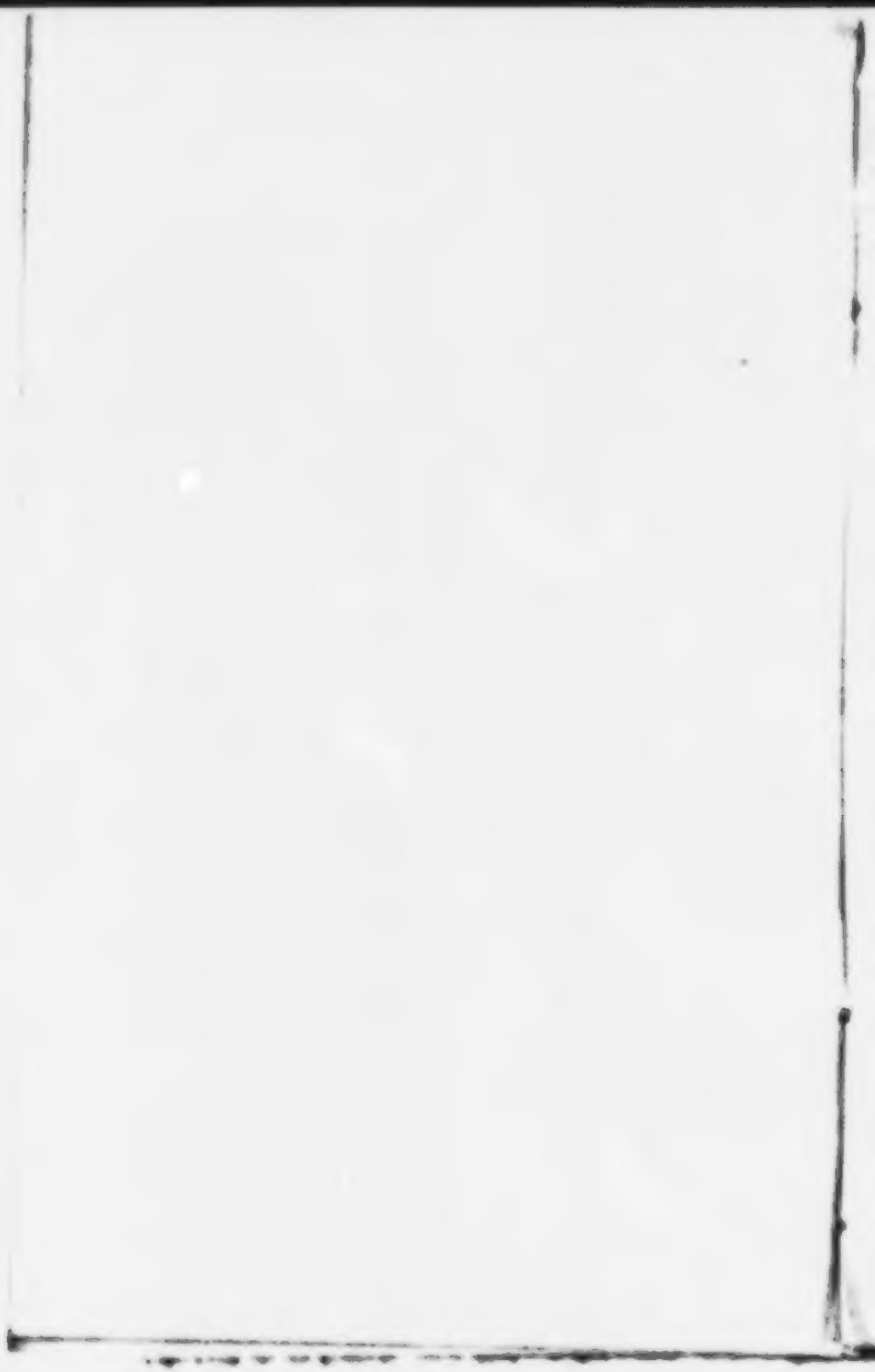
Beutſt Du dem Geiſte ſeine Nahrung,
So laß nicht darben Dein Gemüth,
Des Lebens höchſte Offenbarung
Doch immer aus dem Herzen blüht.

Ein Gruß aus friſcher Knabenkehle,
Ja mehr noch, eines Kindes Lall'n,
Kann leuchtender in Deine Seele
Wie Weisheit aller Weiſen fall'n.

Erſt unter Kuß und Spiel und Scherzen
Erkennſt Du ganz was Leben heißt;
O lerne denken mit dem Herzen,
Und lerne fühlen mit dem Geiſt.

Du wirſt es nie zu Tüchtigem bringen
Bei Deines Grames Träumerein,
Die Thränen laſſen nichts gelingen,
Wer ſchaffen will, muß fröhlich ſein.

Wohl Keime wecken mag der Regen,
Der in die Scholle niederbricht,
Doch golden Korn und Erndteſegen
Reift nur heran bei Sonnenlicht.



Bilder und Balladen.

Der Wettersee.

Die Sonne sinkt in den Wettersee;
Da steigt — mit dem Neck und der Wasserfee —
Von Gold und Rubin, aus des Sees Gruft,
Ein Schloß an die abendgeröthete Luft.

Der Mond geht auf; da blassen Rubin
Und Gold zu Silber und Aquamarin;
Und hervor aus dem Schloß, hinaus zum Tanz,
Lockt die Nixen der Mondesglanz.

Teichroſen flechten ſie, draußen im Saal,
Um Stirn und Nacken ſich allzumal,
Als bangte jede, des Mondes Licht
Selbſt könne bräunen ihr Angeſicht.

Dann ſchlingen ſie Tänze, dann tönt ihr Geſang
Zu Necken's melodiſchem Saitenklang,
Bis blaſſer das ſcheidende Mondlicht blinkt,
Und Schloß und Neck und Nixe verſinkt.

Schon baut ihren finſtern Palaſt die Nacht,
Da heult es im Walde, da knickt es und kracht, —
Ihren Renner, zottig und grau,
Reitet zur Tränke die Haidefrau.

Ihr Roß iſt ein Wolf, ſchnell wie der Wind,
Blindſchleichen die Zügel des Renners ſind,
Eine Natter iſt Peitſche, ein Igel iſt Sporn,
So jagt ſie herbei durch Dickicht und Dorn.

Wetteifernd funkelt das Katzengrau
Der Augen von Wolf und Haidefrau,
Man ſieht, bei ſolchem Blitzen und Sprühn,
Die lechzende Zunge des Wolfes glühn.

Er trinkt aus dem See, dann lenkt er den Schritt,
Und am Ufer entlang geht der nächtliche Ritt,
Bis früh am Morgen ſtatt Reck und Fee,
Fiſcher durchfurchen den Wettersee.

Der Wenerſee.

Mit dem Meergott kämpften heißer die Giganten
einſt, denn je:
Siegreich, aus des Nordmeers Armen, riſſen ſie
den Wenerſee,
Bauten, zwiſchen Sohn und Vater, einen länder-
breiten Damm,
Stellten vor das Thor, als Wächter, einen ganzen
Felſenkamm.

Oft erfaſſt den See ein Zittern tiefer Sehnſucht,
und er lauſcht,
Wenn's, gleich fernem Meeresbrauſen, in den
Tannengipfeln rauſcht,
Beim Geheul der Wölfe wähnt er, daß die Winds-
braut nahe ſei,
Und im heiſren Lied des Hähers hört er nur der
Möve Schrei.

Frühling wird's, und dreißig Ströme zahlen
plötzlich ihm Tribut,
Dreißig Ströme, die ſonſt meerwärts nieder-
ſtürzten ihre Fluth,
Mit der Waſſer Steigen ſteigt auch das Gefühl
ihm ſeiner Kraft,
Und dem Freiheitsdrang geſellt ſich jetzt der Zorn
ob ſeiner Haft.

Hoch ſchon überragt der Spiegel ſeiner Fluth
den Rieſendamm,
Zwiſchen ihm und ſeiner Heimath hebt ſich nur
der Felſenkamm,
Da in ſiegesſichrem Muthe, ruft er: „Vater,
meine Hand
Streck' ich Dir noch heut entgegen durch das
felsbewachte Land.“

Und der dreißig Ströme jeden ſchleudert er als
Wurfgeſchoß
Auf den Wächter, und zertrümmert Haupt und
Glieder dem Koloß,
Den gewalt'gen Rumpf des Felſens überſchäumt
ſein Waſſerſchwall,
Und zum erſten Mal', zur Tiefe donnert der
Trolhätta-Fall.

In dem Rieſendamme wühlt er ſich mit leichter
Müh ein Bett,
Und das Meer kommt ihm entgegen, und ſie
graben um die Wett',
Jauchzend reichen Sohn und Vater zum Will-
kommen ſich die Hand,
Felſenglieder, wie Trophäen, decken rings um-
her das Land.

Ein Jäger.

Ich kenn einen Jäger, man heißt ihn „Tod“:
Seine Wang iſt blaß, ſein Speer iſt roth,
Sein Forſt iſt die Welt, er zieht auf die Pirſch,
Und jaget Elenn und Edelhirſch.

Im Völkerkrieg, auf blutigem Feld,
Iſt's wo er ſein Keſſeltreiben hält;
Haß, Ehrſucht und Geizen nach Ruhmesſchall
Sind Treiber im Dienſte des Jägers all'.

Nicht fürcht ich ihn ſelber, wie nah er auch droht,
Doch wohl ſeine Rüden: Gram, Krankheit und Noth,
Die Meute, die ſtückweis das Leben zerfetzt,
Und zögernd uns in die Grube hetzt.

Das Briſtol-Trauerſpiel
oder
Charles Bawdin's Tod.

(Nach Thomas Chatterton.)

Aufdämmert der Tag, der Hahn kräht hell,
Blaß ſchimmert des Mondes Horn,
Und im Morgenrothe der Tropfen Thau
Glitzert am Hagedorn.

König Edward aber nicht Hahnenſchrei
Rief ihn vom Schlummer wach;
Drei Raben weckten ihn mit Gekreiſch
Oben am Wetterdach.

Und der König fuhr auf: „beim ewigen Gott,
Ich verſteh' euer Mahnen und Schrein;
Charles Bawdin, der ſoll ſterben heut
Und eure Speiſe ſein!“

Der König rief's; eine Kanne Wein
Leert' er bis auf den Grund;
Ritter Canning ſtand zu Seiten ihm, —
Dem war das Herze wund.

Und Canning ſprach: „mein König und Herr
Vergieße nicht Bawdin's Blut,
Was immer er dir Böſes that,
Ihm galt es brav und gut.

„Dem Lankaſterkönig hat er gedient
Offen und ſonder Scheu,
O Herr, an Deinem Feinde auch
Ehre Muth und Treu.“

Er ſprach's. Noch ſchwieg der Ritter kaum,
Da zürnet der König und ſchnaubt:
„Eh Sternenſchein auf die Erde fällt,
Fällt heut Charles Bawdin's Haupt.

„Er war ein Verräther, er hat ſeine Hand
In's Blut der Yorks getaucht,
Nicht eher hab' ich Raſt noch Ruh
Bis ſeines gen Himmel raucht!"

Drauf Canning ernſt: „nur Gnade Herr
Machet des Siegs Dich werth;
Den Oelzweig und die Palme nimm
Nicht aber das Racheſchwert.

„Gedenk, wir Menſchen allzumal
Sind nur an Sünde groß,
Ein Einziger auf Sankt Petri Stuhl
Iſt ſchuld- und fleckenlos.

„Vergieb! das feſtiget Dir auf's Haupt
Die kaum gewonnene Kron',
Und trägt Dein Scepter fort und fort
Auf Enkel und Enkelſohn:

„Doch willſt in Haß, mit blutigem Thau
Beſpritzen Du Dein Kleid,
So reißen finſtre Mächte Dir
Vom Haupte das Goldgeſchmeid."

Der König hört's. „Fort, Canning, fort!
So lange Charles Bawdin lebt
Will dürſten ich, und ob am Gaum
Mir auch die Zunge klebt.

Die Sonne, die da drüben ſteigt
Soll ſeine letzte ſein!"
Der König ſchwieg, in Cannings Bart
Rann eine Thrän' hinein.

Und durch die Gaſſen, trüben Sinn's,
Alsbald der Ritter ſchlich;
In Bawdin's Kerker trat er ein,
Und weinte bitterlich.

Der ſah des Alten Herzeleid;
Er trat an ihn heran:
„Zu ſterben, Freund, iſt Menſchenloos,
Was thut es „wie" und „wann"!

„Mir war das Schickſal dieſes Tags
Von Anbeginn beſtimmt;
Demüthig trägt ein Chriſtenherz
Was Gott ihm ſchickt und nimmt.

„Mir iſt der Tod Erlöſung nur
Von Allem, was ich litt; —
Was haſt Du, daß in's Auge Dir
Die Mannesthräne tritt?!"

Sprach Canning: „wohl um Deinen Tod
Hab ich der Thränen viel,
Doch denk ich an Dein Weib und Kind
Find ich nicht Maaß nicht Ziel.“

„Dann trockne Dir die Thränen ſchnell“, —
Klang Bawdin's Stimme da —
„Der Wittwen und der Waiſen Gott
Iſt auch den meinen nah.

„Mich mag er meucheln der Tyrann,
Der frech ſich König nennt;
Doch weiß ich, daß ihn Gottes Hand
Von meinen Kindern trennt.

„Und, Canning, ohne Bangen traun
Thu' ich den letzten Gang;
Hab ja dem Tod in's Aug' geſehn
Ein halbes Leben lang.

„Wie oft, wenn guten Schwertes Hieb
Hell durch die Lüfte pfiff,
Und blindlings in die Schlacht hinein
Der Tod nach Beute griff, —

„Wie oft dann sah er wild mich an!
Ich starrt ihm in's Gesicht;
Er hob die Hand zum Speereswurf, —
Galt mir's? ich wußt es nicht.

„Und nun, wegwerfen sollt' ich selbst
Des Mannes beste Zier?
Im Leben Muth, im Tode Muth
Das, Canning, schuld ich mir.

„Und schuld es meinem Vater auch; —
Der war ein Ritter gut:
Rein war sein altes Wappenschild,
Und rein sein altes Blut.

„Geſetz und Recht, die hielt er feſt
Im Wirrſal der Parthein;
Die ſchwere Kunſt war ſeine Kunſt:
Gerecht und mild zu ſein.

„So war ſein Haus: ein offnes Thor,
Und offner Tiſch dazu;
Dem Bettler bot er Speiſ' und Trank,
Dem Pilger Raſt und Ruh.

„An ſeines Namens blanker Ehr'
Hat Schande nie geklebt,
Und ſeiner fleckenloſen Treu
Der hab ich nachgeſtrebt.

„Mir lebt ein Weib, ich hab ihr Bett
Treubrüchig nie entehrt, —
Nie auch von Heinrich's heil'gem Recht
Mich treulos abgekehrt.

„Drum geh in Ruh ich dieſen Gang,
Und, Canning, ſterbe gern;
Mein Auge wird den Tod nicht ſehn
Des Königs meines Herrn.“

Charles Bawdin ſchwieg; — da klang's herauf
Wie Roſſesſtampfen ſchon,
Die roſt'gen Angeln drehten ſich
Und gaben ſchrillen Ton.

Hell in des Kerkers offne Thür
Drang jungen Tages Schein,
Und mit dem Licht des Morgens trat
Ein weinend Weib herein.

Charles Bawdin's Weib. Der Ritter ſprach:
„Laß ſterben mich in Ruh,
Und wende nicht die Seele mein
Dem Irdſchen wieder zu.

„Laß ab! Die Thrän' in Deinem Aug'
Macht mir das Herze weich,
Und wäscht dem frischen Muth in mir
Die Wange wieder bleich."

Er sprach's und schwieg. Das blasse Weib
Sah starr ihm in's Gesicht,
Ihr Ohr vernahm die Worte wohl
Und hörte doch sie nicht.

Dann rief sie, daß ihr Schmerzensschrei
Ihm in die Seele schnitt:
„Das Beil, das Deinen Nacken trifft,
O träf es doch mich mit!"

Hin sank sie; Bawdin küsste leis
Auf Stirne sie und Wang;
Dann sprach er: „Schließer, nimm mich hin
Auf meinem letzten Gang!"

Er trat hinaus; da ſtand der Karrn
Der ſonſt nur Schächer trug,
Und alſobald zum Richtplatz hin
Bewegte ſich der Zug.

Der Zug war ſo: der Richter vorn
In ſeines Amts Geſchmeid,
Hell glitzerte das Quaſtengold
An ſeinem Scharlachkleid.

Zwölf Auguſtiner kamen dann
In härenem Gewand,
Mit Roſenkranz und Geißelſtrick
In rechter und linker Hand.

Bußpſalme ſangen finſter ſie
In mächtgen Melodien,
Und nieder ſchrillte Glöcklein Klang
Vom Thurme Sankt Marien.

Den Mönchen folgte, feſten Schritts
Ein Bogenſchützen-Hauf:
Die Sennen waren all geſpannt,
Die Pfeile lagen auf.

Wohl mocht ein Reſt lankaſtriſch Volk
Den Ritter noch befrein,
Es durfte Bawdin's letzter Gang
Der ſeiner Feinde ſein.

Dann kam er ſelbſt: zwei Rappen vorn
In weißer Decken Putz,
Auf ihren Köpfen wiegte ſich
Ein ſchwarzer Federſtutz.

Und wieder dann kam feſten Schritts
Ein Bogenſchützen-Hauf:
Die Sennen waren all geſpannt,
Die Pfeile lagen auf.

Zwölf Auguſtiner wieder dann
Mit Pſalmesmelodien, —
Und immer noch ſchell Glöcklein Klang
Vom Thurme Sankt Marien.

Den Schluß, den machte ſtraßenbreit
Des Volkes dicht Gedräng:
Von Dach und Fenſter folgte man
Dem traurigen Gepräng.

Und jetzt an Chriſti Kreuz vorbei
Bewegte ſich der Zug,
Hernieder ſchaute ſtill das Lamm,
Das unſre Sünden trug.

Und Bawdin betete und ſprach:
„Erbarm, o Herr, Dich mein,
Und waſch auch meine Seele heut
Von ihren Flecken rein!“

Er ſprach's. Der König aber ſtund
An Schloſſes Fenſter ſchon,
In ſeinem Antlitz paarte ſich
Die Rache und der Hohn.

Charles Bawdin ſah's; in ſeinem Karrn
Hob er ſich ſtolz empor,
Und donnerte mit feſter Stimm
An König Edwards Ohr:

„Verräther, der Du bleibſt und biſt,
Schau nur in Hohn mir zu,
Wie klein mich Deine Rache macht
Bin großer doch als Du.

„Durch Mord und jede faule That
Trägſt Du die Krone Dein,
Doch klebteſt Du mit Blut ſie feſt
Wird doch nie Deine ſein.

„Vernimm: es reift die Frucht heran
Vergangner Miſſethat,
Und wie Verrath Dich groß gemacht
Wird ſtürzen Dich Verrath.“

Er rief's; das klang ſo feſt und klar
Zu Edwards Ohr hinauf:
Der murmelte, hochroth vor Scham,
Zum Richard Gloſter drauf:

„Traun Bruder, dieſes Bawdin's Wort
Ging mir in Herz und Blut;
Der Konige König dieſer Welt
Das iſt doch Mannesmuth!“

Er ſprach's; doch Richard Gloſter rief
Mit tückiſch rauhem Ton:
„Laß ſterben ihn, laß ſterben ihn,
Die Raben warten ſchon!“

Hin zog der Zug, dem Schloß vorbei,
Sie waren bald zur Stell:
Das blanke Beil im Sonnenſchein
Wie blinkte das ſo hell.

Behangen ſchwarz war das Schaffott:
Charles Bawdin ſtieg hinauf:
Ihm war das Sterben wie Triumph
Und ſtolzer Siegeslauf.

Rings ſtand das Volk: da ſprach er laut:
„Blutacker bleibt dies Land,
So lange Schwert und Scepter bleibt
In dieſes Edwards Hand.

„Vergehn vor Gram wird manches Weib,
Und manche junge Braut,
Eh' dieſes Land den erſten Strahl
Des Friedens wiederſchaut."

Er rief's; an Prieſters Seite dann
Hinkniet' er aufs Schaffott,
Und betend, ſtill die Seele ſein
Empfahl er ſeinem Gott;

Dann aber preſſend an den Block
Sein Haupt in ſtolzer Eil,
Abſchlug ihm das auf einen Hieb
Das blanke Henkerbeil.

Hinfloß ſein Blut; ſtillweinend ſtand
Das Volk im Kreis umher;
Wie viel auch rothen Blutes floß
Der Thränen floſſen mehr.

Der Henker dann, mit ſcharfer Art,
Viertheilte Bawdin's Rumpf,
Und jeder Theil ward aufgeſteckt
Auf einen Lanzenſtumpf.

Der Eine thät als Wetterfahn'
Hoch auf dem Thurm ſich drehn;
Ein zweiter war als Gitterſchmuck
Vor Edward's Schloß zu ſehn.

Der dritt' und vierte ſammt dem Haupt,
Bei Tages erſtem Schein,
Von dreien Thoren blickten die
Weit in das Land hinein.

Da wurden ſie, bei Tag und Nacht,
Umkrächzet und umkreiſt,
Das Raben- und das Krähenvolk
Hat alles aufgeſpeiſt.

Das war das End' von Bawdin's Treu,
Und ſeiner Ehren Ziel; — —
Gott ſchenk dem König unſrem Herrn
So treuer Diener viel.

Unſer Friede.

Ein Sommertag, wo man zu tiefer
Sieſta ſich verpflichtet hält,
Wo Mücken nur und Ungeziefer
So recht lebendig in der Welt,
Wo giftger Peſthauch auf zum Himmel
Aus ſiedenden Gewäſſern ſteigt,
In deren Schlamm ſich das Gewimmel
Vielbeinigen Gewürmes zeigt:

Das iſt der Friede, der uns ſchlimmer
Als je ein Krieg zu werden droht,
Als je ein Krieg, der uns noch immer
Ein offen Feld für Thaten bot;
Genüſſler hegt jetzt unſre Jugend,
Und Stockgelehrte allenfalls,
Doch jeder Kraft und Männertugend
Brach dieſer Friede ſchon den Hals. —

Doch wird die Sonn' erſt unerträglich,
Und dörrt den Wald, und ſengt die Flur,
Da hilft ſich, auf gut-ſommertäglich,
Mit einem Schlage die Natur:
Die Donnerwolke bliſt und wettert,
Und nimmt der Luft den giftgen Hauch,
Und wird auch mancher Baum zerſchmettert,
In faule Sümpfe ſchlägt es auch.

Welch Friede dann, wenn ſegenſtrahlend
Die Sonn' im Weſten untergeht,
Und dunkle Purpurroſen malend,
Der Himmel wie in Flammen ſteht!
Wir baden uns im Hauch der Friſche,
Wie neugeboren iſt das All,
Und in des Baumes Blätterniſche
Schlägt lieblicher die Nachtigall.

John oder Harry?

[1844.]

Da drüben an des Rheines Borden,
  Des Franzmanns rittertlicher Sinn
Ruft jenen Percy aus dem Norden,
  Den Heißſporn immer vor mich hin:
Den Heißſporn, der zum Zeitvertreibe
  Die Schotten dutzendweis erſtach,
Und jammernd dann zu ſeinem Weibe
  Von thatenloſem Daſein ſprach.

Und ſeh ich dann auf Polſterſitze
Dich deutſchen Michel hingeſtreckt:
Den Mund voll ſelbſtgefälliger Witze,
Und in der Hand 'nen Becher Sekt;
Wird mir dazu die Augenweide
Von Hängebauch und Doppelkinn,
Will mir, zu meinem eignen Leide,
John Falſtaff gar nicht aus dem Sinn.

Wie, oder wär dies Locker-leben
Der Klugheit Maske nur für Dich?
Wirſt Du Dich aus dem Schlamm erheben
Wie Harry Monmouth ritterlich?
Wirſt Du dereinſt in Schlachtentänzen,
Bei Shrewsbury, auf blutgem Feld
Mit Percy's Lorbeer Dich bekränzen?
Dann grüß Dich Gott, Du Zukunftsheld.

Junker Dampf.

Aus einem edlen Stamme
  Entſproß der Junker Dampf:
Das Waſſer und die Flamme
  Erzeugten ihn im Kampf;
Doch hin und her getragen,
  Ein Spielball jedem Wind,
Schien aus der Art geſchlagen
  Das Elementenkind.

Ja, frei an Füß' und Händen
Iſt er ein lockrer Fant,
Doch hinter Kerkerwänden
Da wird er ein Gigant:
In tauſend Trümmerreſte
Zerſchlägt er jede Haft,
Mit ihrer Dicht' und Feſte
Wächſt ſeine Rieſenkraft.

Selbſt da, wo ſeiner Zelle
Ein ſchmales Pförtchen blieb,
Ringt er nach Luft und Helle
Mit ſolchem Sturmestrieb,
Daß, wenn ihn beim Entwiſchen
Des Thores Enge hemmt,
Den Kerker, unter Ziſchen,
Er auf die Schulter klemmt;

Und ſo, trotz ehr'ner Feſſel
An Füßen noch und Hand,
Reißt er den Kerkerkeſſel
Im Fluge mit durch's Land,
Reißt ganze Häuſerreihen
Mit fort, wie Wirbelwind,
Bis wieder er im Freien
Nichts, alſo — ein ſpielend Kind.

Die Strandbuche.

Hoch auf meerumbrauſter Düne ragt in voller Maienpracht
Eine Buche: „Mutter — ruft ſie — wieder kam das Meer bei Nacht,
Wieder hat's aus grünem Seetang viel der Kränze mir geſchlungen,
Hat mir Bernſteinſchmuck geſpendet, und von Liebe viel geſungen.

„Mutter, ſchilt es nicht Verführer, ſag nicht,
daß es treulos wär',
Treulos iſt allein die Schwäche und gewaltig
iſt das Meer,
Hieltest Du mich nicht umklammert, Mutter
Erde, liebestrunken
Wär ich Nachts, als es mich lockte, hin an ſeine
Bruſt geſunken."

„„Sturm herbei!"" rief wild-aufjauchzend jetzt
das liebeſiehre Meer,
Und auf hundert Wolkenroſſen jagte ſchnaubend
er einher:
„„Auf! entwurzle mir die Buche, 's gilt der Sehn-
ſucht Schmerz zu kürzen,
Wär ſie frei, ſie würde ſelber ſich in meine
Arme ſtürzen.

„„Arme Thörin, die des Meeres eitlen Liebesschwüren traut!
Jeder Tanne spend ich Bernstein, jede Buche nenn ich Braut:
Nicht um unerfüllte Hoffnung um betrogne sollst Du trauern,
Und der Liebe Wonne wird Dich bald wie Todesfrost durchschauern.““

Tiefes Schweigen: — aber plötzlich kracht die Buche, sturmgepackt,
Blätterstiebend stürzt sie nieder wie ein grüner Katarakt;
Laut erbrausend heißt sein neues Opfer jetzt das Meer willkommen,
Hochaufschäumend hat's der Riese an die Wellenbrust genommen.“

„Weh, halt ein in Deinem Rasen, das mich zu
vernichten droht,
So entblättert nicht die Liebe, so entblättert
nur der Tod!“
Doch die Leidenschaft des Riesen kennet nicht der
Lieb' Erbarmen,
Und er spielt mit seinem Opfer, bis es todt in
seinen Armen.

Aber dann, als ob er Abscheu gegen eine Leiche
fühlt,
Hat er seiner Lüste Spielzeug wieder an den
Strand gespült:
An dem Fuß der Düne, deren Gipfel einst der
Baum beschattet,
Hat die alte Mutter Erde ihr entführtes Kind
bestattet.

Eines Vaters Wehklage.

(Nach dem Englischen des John Prince *)

Hell schien der Mond, und seinen blassen Schimmer
Ausweinend in mein kümmerliches Zimmer,
Verlieh er drin viel silberfarbnen Duft
Der schlummerstillen, träumerischen Luft.
Da war's, da klopfte, weh mir! an mein Fenster
Das schrecklich räthselvollste der Gespenster,
Da hat der Tod, ich war umsonst verschanzt,
An meinem Herd sein Banner aufgepflanzt.

*) Ein Fabrikarbeiter in Manchester

O Trauertag! die letzte ſeiner Stunden
Schlug meinem Herzen unheilbare Wunden:
Der Blume gleich, die ſchon im Lenz geknickt,
Hab ich in ihr mein ſterbend Kind erblickt.
Noch hielt ich zitternd es auf meinen Knien,
Als es vom Tode ſchon geſtempelt ſchien,
Und als ſein liebes, liebes Auge brach,
Sein letzter Seufzer mir zum Herzen ſprach,
Entflohen war, ſtill ohne Kampf, ſein Geiſt,
Da fühlt ich mich auf immerdar verwaiſt.

Bald ward er, den gehegt ich und gepflegt,
Sanft ſchlummernd in ſein Erdenbett gelegt;
Mitleidge Seelen ſchloſſen einen Kreis,
Still betend ſtanden ſie, und weinten leis.
Der Pfarrer ſprach; ich aber hörte nur
Den *einen* dumpfen Ton, der klanglos ſchwur:
„Wirſt deinen Liebling hier nicht wiederſehn!
Bald iſt der Liebe letzter Dienſt geſchehn.“

Dann ſchlich, oft rückwärts ſchauend, ich von dannen,
Im Weltgewühl den Schmerz zu übermannen.

Ja, du mein Troſt und deiner Mutter Stolz,
Die, wenn du krank, in Thränen ſchon zerſchmolz,
Du biſt dahin! doch ward dir eine Welt,
Wo man der Tugend keine Netze ſtellt.
Du darfſt im Licht und in der Wahrheit ſein,
Derweil ich hier gefangen und allein,
Allein! der Barke gleich, auf offnen Meeren,
Wenn ſich die Elemente rings empören;
Allein! ein Harfenſpiel, das halb zertrümmert,
Nur fürder noch in Klagetönen wimmert.

Ich traure heimlich: würde ſonſt ja mehren
Die Qualen, die an deiner Mutter zehren,
Den tiefen Schmerz, um den ſie ſeufzt und weint,
Der ausgeprägt in jedem Zug erſcheint.

Oft am Kamine ſitzen wir zuſammen,
Und ſchauen, dein gedenkend, in die Flammen,
Und ſprechen von der Wangenröthe — ach!
Die langes Leben lügneriſch verſprach.
Wir denken jedes Blicks und Wortes dann,
Das, zu dem Herzen ſprechend, dir's gewann,
Und ſchaun die Schätze an, die ſchon ſeit Jahren
Die Quelle deiner Kinderfreude waren,
Und die wir hüten nun, dem Geizhals gleich,
(Dein Kleid, dein Spielzeug macht uns überreich!)
Bis wenn ſie leichter wird die Herzenslaſt,
Zur Ruh wir gehen, oder doch — zur Raſt.

Zu küſſen früh dein ſchlummernd Augenpaar,
Zu herzen dich, wenn heimgekehrt ich war,
Beim Spiele zu hören dich, dein herzlich Lachen,
Und Sonntags deine Schritte zu bewachen, —
s' war ſchön! ſchön wenn du kindlich mir entdeckt
Auf meinem Schooß, was dich erfreut, erſchreckt;

Wenn ich die Dämmrung der Gedanken klärte,
Und dich die Macht der Wiſſenſchaften lehrte.
Das war mein Wunſch: dein kindlich frommes Walten,
Die reine Seele rein dir zu erhalten,
Zu leiten deine Schritte, bis die Tugend
Dich wahre vor dem Flatterſinn der Jugend,
Und ſo, geſchützt vor des Verſuchers Stricken,
Wollt' ich in's Weltgewühl hinaus dich ſchicken.
Dann wollt' ich ſterben; und zum Vaterſegen
Im Todeskampf die Lippen noch bewegen,
Feſt überzeugt, du werdeſt einſt erſcheinen
An deines Vaters ſchlichtem Grab zu weinen.

So war mein Wunſch; doch wollte Gott mir zeigen
Wie wenig Weisheit unſrem Wiſſen eigen;
So war mein Wunſch; doch anders war Sein Sinn,
Und fühlen muß ich, wie ſo klein ich bin.

Was klag ich auch! Gott rief dich aus dem Leben
Des Himmels ewge Freuden dir zu geben;
Hier aber ſei mit nimmermüder Hand
Dem Schweſterlein die Liebe zugewandt,
Die — ſäßeſt du noch auf des Vaters Knien —
Für dich mein Sohn wie aufbewahrt erſchien'.

Die eine Hoffnung bleibt mir auf der Welt:
Daß wenn dereinſt die Erdenhülle fällt,
Wenn Gott mich ruft, auch mich, vor ſeinen Thron,
Ich wiederfinde meinen Herzensſohn.

König Alfred.

Der Däne hauſt mit Mord und Brand
In Weſſex und Northumberland:
Held Alfred irrt im eignen Reich
Umher, dem flüchtgen Hirſche gleich.

Bei Wolf und Elen tief im Wald,
Da nimmt er ſeinen Aufenthalt,
Da ſammelt er, im Schutz der Nacht,
Ein neues Heer zu neuer Schlacht.

Und als die Seinen kampfbereit,
Da legt er an ein Harfnerkleid:
In's Dänenlager will er gehn
Des Feindes Schwächen auszuſpähn.

Schon tritt er kühn, die Harf' im Arm,
Vor König Guthrums Zecherſchwarm,
Bald in der Becher Kling und Klang
Tönt König Alfreds Schlachtgeſang.

Er ſingt von jenem Zechermahl,
Wo ſtatt der Becher Stahl an Stahl
In Lüften klirrt, und Schild an Schild, —
Wo Blut ſtatt Wein in Strömen quillt.

Er ſingt von jenem Zechermahl,
Wo „Tod" den ſchäumenden Pokal
Kredenzt, und jeder der da trinkt
Für alle Zeit zu Boden ſinkt.

Von ſeiner Ahnen Kraft und Krieg,
Von Hengiſt und dem Stamford-Sieg,
Von Egleſford, wo Horſa fiel, —
Singt er ein Lied zum Saitenſpiel.

Der Dänenkönig aber lacht
Wohl ob der Sachſen Muth und Macht,
Er lacht, und hört nicht wie das Lied
Der Raben ſchon die Luft durchzieht.

Er zecht und jubelt noch im Zelt,
Als ſchon der ſiegesſichre Held
Mit Schild und Speer in's Lager dringt,
Und neue Schlachtgeſänge ſingt.

Und wilder jetzt in Feindesreihn
Greift er, als in die Harf' hinein,
Und ſpielt, daß Sait' um Saite ſpringt,
Und Schrei um Schrei gen Himmel dringt.

Des Liedes lacht der Däne nicht,
Das klingenscharf zum Herzen spricht,
Gen Jütland jagt es über's Meer
Ihn, ohne Rast und — ohne Heer.

In Wessex und Northumberland
Herrscht wieder König Alfreds Hand,
Und heimwärts lenkt des Dänen Kiel,
Denkt er an Alfreds Saitenspiel.

Cromwell's letzte Nacht.

Mir ſagt's nicht nur des Arztes ernſte Miene,
Selbſt fühl' ich's, meine Stunden ſind gezählt.

Der tolle Traum, der mich vom Lager ſchreckte,
Er war nicht Ausgeburt des heißen Hirns,
Auch Stimme nicht des mahnenden Gewiſſens,
Er war ein Ruf aus einer andren Welt
Zum Hintritt vor den Richter mich zu rüſten.

Ein toller Traum! wüßt ich, in nächſter Nacht
Wird dir der Schlaf ein gleiches Schreckniß
bringen,
So möchte dieſe Stunde noch der Tod
Statt jenes Stuart an mein Lager treten.
Ernſt ſtand er vor mir; um den nackten Hals
Trug, ſtatt des Schmucks, er einen rothen Streifen,
Und als er, wie vordem, zu leichtem Gruß
Nach dem Barett auf ſeinem Haupte faſſte,
Nahm er den Kopf von ſeinem blutgen Rumpf.
Mein Auge ſchloß ſich; als ich's ſcheu geöffnet
Sah wieder ich den purpurfarbnen Streifen,
Er winkte mit dem Finger mir, zu folgen,
Und ſchwand dann, rückwärts ſchreitend, in der
Thür.

Was ſchreckt das Traumbild mich des todten
Mannes
Und weckt in mir den alten Aberglauben

An eines Königs Unverletzlichkeit?
Das Schwert des Henkers wär' wie Glas zer-
sprungen,
Wenn Gottes Will' ihn unverletzlich schuf.
Was ist die Unantastbarkeit des Königs?
Nichts als ein Vorrecht, das die Zeit ihm leiht:
Sein Urahn, ein Eroberer und Mörder
Ist der Begründer all der Heiligkeit.
Der kühne Normann, der bei Hastingsfield
Den König Harald in den Staub geworfen,
Was war er Bessres als der Cromwell heut,
Der jenen Carl bei Marston-Moor geschlagen?

Es soll nicht mehr sein blutig Haupt mich
schrecken!
Es lebt in mir: ich war ein Gotteswerkzeug,
Und auserwählt zu retten und zu strafen.
Ich sah das Schiff, vom Sturm umhergeschlagen,
Der Klippe nah, dran es zerschellen mußte:

Ich ſprang hinzu, von ſeinem Platze drängt ich
Den ſchwachen Steurer, und mit ſichrer Hand
Lenkt ich das Schiff, als Lootſe, in den Hafen.
Es war noch immer, galt's ein Volk zu retten,
Das Recht des Stärkern nicht das ſchlechtſte
Recht.

Daß ich mein Thun mit ſeinem Tod beſiegelt,
Es war Nothwendigkeit; er mußte ſterben,
Es war ſein Blut der Mörtel meines Bau's.

Wenn in die Sendung, die an mich ergangen,
Ich Selbſtſucht, Stolz und Eitelkeit gemiſcht,
So weißt Du Gott, der meine Nächte kennet,
Wie für mein Unrecht bitter ich gebüßt.
Mein Leben war das Leben des Tyrannen,
Ob nimmer auch in Blut ich mich gebadet,
Haß fand ich dort, wo feſten Arms ich drückte,
Und Eiferſucht, wo milden Arms ich hob.

Erfüllt iſt meine Sendung; Gott, ich wollte
Des Mannes Blut wär nicht an meinen Händen!
Hab' ich gefehlt, ſei mir ein gnädger Richter, —
In Deine Hand befehl' ich meinen Geiſt.

Die arme Elſe.

Die Mutter ſpricht: „lieb Elſe mein,
Du mußt nicht lange wählen:
Man lebt ſich in einander ein,
Auch ohne Liebesquälen:
Manch' Eine nahm ſchon ihren Mann,
Daß ſie nicht ſitzen bliebe,
Und dünkte ſich im Himmel dann,
Und alles ohne Liebe."

Jung-Else hört's und ſchloß das Band,
Das ewge am Altare,
Es nahm, zur Nacht, des Gatten Hand
Den Kranz aus ihrem Haare;
Ihr war zu Sinn, als ob der Tod
Sie auf die Schlachtbank triebe, —
Sie gab ihr Alles nach — Gebot,
Und alles ohne Liebe.

Der Mann iſt ſchlecht, er liebt das Spiel,
Und guten Trunk nicht minder,
Sein Weib zu Hauſe weint zu viel,
Und ewig ſchrein die Kinder;
Spät kommt er heim, er koſt, er — ſchlägt,
Nachgiebig jedem Triebe, —
Sie trägt's, wie nur die Liebe trägt,
Und alles ohne Liebe.

Sie wünſcht' ſich oft: „es wär' vorbei",
Wenn nicht die Kinder wären;
So aber ſucht ſie, ſtets auf's Neu,
Den Gatten zu bekehren;
Sie ſchmeichelt ihm, und ob er dann
Auch kalt bei Seit' ſie ſchiebe,
Sie nennt ihn: ihren liebſten Mann,
Und alles ohne Liebe.

Treu-Lischen.

„Mein Lischen, ſtell das Weinen ein,
Auf Regen folgt ja Sonnenſchein,
Ich kehr' mit Schwalb' und Flieder
Und wohl noch früher wieder."

Der Burſche ſprach's. Vom Giebeldach
Sah ihm Treu-Lischen lange nach,
Bis Hoffnung wiederkehrte
Und ihren Thränen wehrte.

Die Aeuglein wurden wieder klar,
Das Herze jeden Kummers bar, —
Sie wußte, mit dem Flieder
Kam ihr der Liebſte wieder.

Der Frühling kam mit Duft und Klang,
Treu-Lischen harrte mondenlang,
Herbſtwind durchfuhr den Garten, —
Vergeblich war ihr Warten.

Wohl kam der Frühling viele Mal,
Ihr Liebſter nimmermehr in's Thal,
Doch Lenz um Lenz auf's Neue,
Rief ſie: „nun kommt der Treue!“

Es konnt ihr Herz, das Jahr um Jahr
Dem Liebſten treu geblieben war,
Es konnt's ihr Herz nicht faſſen,
Er habe ſie verlaſſen.

Grau ward ihr Haar, welk ihr Geſicht,
Das Alter kam, ſie wußt' es nicht,
Ihr Hoffen und ihr Lieben,
Ihr Herz war jung geblieben.

Und als der Tod ſie heimgeführt,
Hat ihn das treue Herz gerührt,
Und mit des Liebſten Mienen
Iſt er vor ihr erſchienen.

Schön-Anne.

1.

Schön-Anne ſtrählt ihr ſchwarzes Haar,
Und hängt den Kopf in Trauer;
Sie ſpricht: „heut werd' ich zwanzig Jahr
Und Jugend hat nicht Dauer;
Wenn ich ein Herz noch finden ſoll,
Recht wie mein eignes liebevoll,
So muß ich's balde finden."

Der Tag iſt um; neugierig-bang
Legt Anne ſich die Karten:
„Ein Jahr noch!“ ach, es iſt ſo lang
Bis über's Jahr zu warten;
Sie ſeufzet: „wär' erſt wieder Mai,
Nicht eher athm' ich froh und frei,
Bis ich ein Herz gefunden.“

Das Jahr iſt um, der Mai iſt da
Mit ſeinen Blumen allen,
Wohl mochte Manchem, der ſie ſah,
Die hübſche Dirn' gefallen;
Doch Anne war ein Waiſenkind,
Und wo nicht Hof und Truhe ſind,
Da hat die Lieb' ein Ende.

Das Jahr iſt um, und Anne ſpricht:
„Gott, dieſe Herzensleere
Trag ich geduldig länger nicht,
Und koſtet's Ruf und Ehre;
Die Eltern hab ich kaum gekannt,
Niemals ein Herze mein genannt, —
Ich will ein Herz beſitzen.

Und als der Sonntag Abend kam
Da ging ſie hin zum Tanze,
Sie fragte nichts nach Schand' und Scham,
Und nichts nach ihrem Kranze, —
Sie ſuchte ſich den Hübſch'ſten aus,
Und nahm ihn keck mit ſich nach Haus; —
Es war ihr feſter Wille.

„Ich hab ein Recht!“ der eitle Wahn
Ließ keinen Spott sie scheuen,
Sie sprach: „ich weiß, was ich gethan,
Und nimmer soll's mich reuen;
Was mir das Leben schuldig ist,
Das soll mir nun in kurzer Frist
Mein eigen Kind bezahlen.“

2.

Und über's Dorf ging Jahr um Jahr,
Aufschoß manch schlanke Tanne,
Sie aber, die „Schön-Anne“ war,
Heißt lang nun „Mutter Anne“;
Jetzt, wenn im Krug brav Tänzer sind,
Geht schon der schönen Anne Kind,
Im Sonntagsschmuck zu Tanze.

Was weint die Mutter Anne ſo,
Und ſtützt den Kopf in Sorgen?
Schlägt ihr das Mutterherz nicht froh
An jedem neuen Morgen?
Die Tochter kommt vom Tanz nach Haus,
Die Mutter ſpricht: „bliebſt lange aus,
Kind, halte Dich in Ehren!“

Die Tochter zieht ein ſchnippſch Geſicht,
Und ſpricht: „laß mich nur machen!
Ich dächt, ich hielt' auf Ehr und Pflicht,
Und — kann mich ſelbſt bewachen;
Und wenn ich leicht und lecker wär',
Es käm wohl nicht von ungefähr,
Hat alles ſeine Gründe.

„Du sagst mir oft, mein Vater sei
Vor Jahren schon gestorben,
Doch hat mir manche Neckerei
Den Glauben dran verdorben;
Wohl schuld ich dieses Leben Dir,
Doch, weiß es Gott, oft wünsch ich mir,
Ich wäre nicht geboren."

Sie spricht's, ihr schwarzes Auge glüht,
Die Thür ist zugeflogen,
Und um die letzte Hoffnung sieht
Arm-Anne sich betrogen;
Sie seufzt: „das also ist der Lohn,
Um den ich allen Spott und Hohn
Mein Lebelang getragen!"

Dann aber betet ſie bewegt:
„Gott, es iſt mein Verſchulden!
Was uns Dein Wille auferlegt
Geziemet uns zu dulden; —
Entſagen kann die wahre Lieb',
Es war die Selbſtſucht die mich trieb,
Und bitter muß ich's büßen."

Sylveſter-Nacht.

Das Dorf iſt ſtill, ſtill iſt die Nacht,
Die Mutter ſchläft, die Tochter wacht,
Sie deckt den Tiſch, ſie deckt für zwei,
Und ſehnt die Mitternacht herbei.

Wem gilt die Unruh? wem die Haſt?
Wer iſt der mitternächtge Gaſt?
Ob ihr ſie fragt, ſie kennt ihn nicht,
Sie weiß nur, was die Sage ſpricht.

Die ſpricht: wenn wo ein Mädchen wacht
Um zwölf in der Sylveſternacht,
Und wenn ſie deckt den Tiſch für zwei,
Gewahrt ſie, wer ihr Künftger ſei.

Und hätt' ihn nie geſehn die Maid,
Und wär' er hundert Meilen weit,
Er tritt herein, und ſchickt ſich an,
Und iſt und trinkt, und ſcheidet dann. —

Zwölf ſchlägt die Uhr, ſie horcht erſchreckt,
Sie wollt' ihr Tiſch wär' ungedeckt,
Es überfällt ſie Angſt und Graun,
Sie will den Bräutigam nicht ſchaun.

Fort ſetzt der Zeiger ſeinen Lauf, —
Niemand tritt ein, — ſie athmet auf, —
Sie ſtarrt nicht länger auf die Thür, —
Herr Gott, da ſitzt er neben ihr.

Sein Aug' iſt glüh, blaß ſein Geſicht,
Sie ſah ihn all' ihr Lebtag nicht,
Er blitzt ſie an, und ſchenket ein,
Und ſpricht: „heut Nacht noch biſt du mein.

Ich bin ein ſtürmiſcher Geſell,
Ich wähle raſch, und freie ſchnell,
Ich bin der Bräutgam, Du die Braut,
Und bin der Prieſter, der uns traut."

Er faſſt ſie um, — ein eingger Schrei;
Die Mutter hört's, ſie kommt herbei;
Zu ſpät, — verſchüttet liegt der Wein, —
Jetzt iſt die Tochter, und — allein.

Graf Hohenstein.

I.

Der junge Graf von Hohenstein
War sonst kein Waidgeselle,
Was hält sein Roß tagaus, tagein
Jetzt an des Försters Schwelle?
Er trägt kein Hüfthorn um den Leib, —
Was will der Graf erjagen?
Ihr müßt des Försters junges Weib,
Die schöne Gertrud fragen.

Die ſchöne Gertrud horcht geſpannt
  Bei Dämmerſchein, im Garten;
Durch ihre Bruſt zieht, Hand in Hand,
  Ein Bangen und Erwarten;
Da ſchallt ein Huf, der Hund ſchlägt an,
  Sie ſpricht: „Gott, hab Erbarmen!“
Und eh ſie weiter beten kann,
  Hält ſie der Graf in Armen.

Er ſpricht: „nun halt' es endlich mir,
  Was Du mir oft verſprochen,
Mir iſt die Zeit ſeit Monden ſchier
  Auf Schnecken fortgekrochen;
Sprich nicht, auf's Neue, hin und her
  Von Schwur, Altar und Treue, —
Die Treu' iſt eine alte Mähr',
  Und Schwachheit iſt die Reue.“

Er ſpricht's, und als die Nacht erſcheint
Da hat das Spiel ein Ende,
Fortjagt der Graf, Schön-Gertrud weint,
Und ringt die ſündgen Hände;
Ihr Mann kehrt heim mit Gruß und Kuß,
Wie Abſchied er genommen,
Sie heuchelt, weil ſie heucheln muß,
Und heißt ihn froh willkommen.

Ein Jahr und wenig Tage ſind's,
Der Graf zieht andre Fahrte,
Zur Taufe nur des Förſterkinds
'nen Becher Wein er leerte.
Der Wein war nüchtern wie die Leut',
Und konnt ihn wenig laben,
Nur mocht an Förſters Vaterfreud'
Er ſeine Freude haben.

2.

Manch Jahr, in immer ſchnellrer Flucht,
Iſt hin in's Land gegangen,
Langſt hält der Graf, in Sitt' und Zucht,
Ein jung Gemahl umfangen;
In ihrem Aug' iſt andres nicht
Wie Lieb und Treu zu ſchauen,
Doch keinem Engelsangeſicht
Vermöcht er zu vertrauen.

Er ſchlaft: — auffährt er aus dem Traum,
Er bebt an Seel' und Leibe,
Todblaß, die Füße wollen kaum,
Schleicht er zu ſeinem Weibe;
Er lauſcht, und als er vor ihr ſteht,
Was hört er? ſeinen Namen;
Ihr Träumen war ein fromm Gebet,
Vernehmlich ſprach ſie: Amen!

Er reitet einſam in den Wald,
Und ſinnt, und — muß erbleichen:
Er drückt dem Renner alſobald
Die Sporen in die Weichen,
Er fliegt nach Haus, auf ſeinem Roß,
Im Wettlauf mit dem Winde, —
Und findet — ſpielend vor dem Schloß,
Sein Weib mit ſeinem Kinde.

Oft läßt er ſelbſt, auf ſeinen Knien,
Den hübſchen Blondkopf ſchaukeln,
Bis plötzlich tolle Bilder ihn,
Wie hergewebt, umgaukeln:
Des Kindes Augen ſind ſo blau,
Und ſchwarz ſind doch die ſeinen, —
Er ſtößt es fort, und murmelt rauh:
„Was kümmert mich ſein Weinen?“

Einſt als ſein Roß, im Walde draus
Gar alten Weg genommen,
Iſt an des Förſters ſtillem Haus
Der Graf vorbeigekommen;
Er ſprach: „die Treu iſt keine Mahr'; —
Ich hab ihr Band zerriſſen,
Nun treibt mich ruheles umher
Ein ſtrafendes Gewiſſen."

Zittah, die Zigeunerin.

I.

Im Hochgebirg von Cumberland,
Zu Füßen einer Felſenwand,
Streckt wegesmüd und ſonn-ermattet,
Von wenig Kiefern nur beſchattet,
Und von der Armuth nur bewacht,
Ein Trupp Zigeuner ſich zur Nacht
Vor ihnen breitet ſeine Fluth
Ein Bergſee bis an Schottlands Grenze,

Und Abendroth-geflechtne Kranze
Beſpiegeln drinnen ihre Gluth.
Des Sees märchenhafte Schöne
Ergreift ſelbſt die Zigeunerſöhne,
Für deren Auge die Natur
Der Anblick eines Freundes nur,
Den man vieltauſendmal betrachtet,
Und nichts Beſondres mehr erachtet,
Bis, wenn er dann urplötzlich fehlt,
Die Lieb' uns doppelt ſtark beſeelt.
Doch ſeltner ſpiegeln jetzt und blaſſer
Des Himmels Roſen ſich im Waſſer,
Und herwärts, von dem See zur Kluft,
Weht kühler ſchon die Abendluft.
Da nimmt das Träumen ſchnell ein Ende,
Geſchäftig regen ſich die Hände,
Und Alt und Jung, und Klein und Groß,
Schafft Holz herbei, und Laub und Moos.
Der Eine ſucht in ſeiner Taſche

Den Stahl, daraus er Funken weckt,
Doch eines Andern Tabacksasche
Hat schon das Laub in Brand gesteckt.
Schon wirft die Flamme rothe Lichter
Auf ihre bräunlichen Gesichter;
Schon rupft man das gestohlne Huhn,
Und eilt, es in den Topf zu thun;
Da, während's drinnen kocht und siedet,
Greift einer nach dem Tambourin,
Ob immer hungrig und ermüdet,
Sie fliegen all zum Tanze hin;
Die Augen glühn, die Pfeifen dampfen,
Und immer lauter wird gepocht,
Und während sie den Boden stampfen,
Des Pachters Huhn im Topfe kocht.
Der Tanz ist aus; bei frohem Mahle
Beschließen sie den freben Tag,
Und aus des Sees weiter Schale
Trinkt Jeder, was er trinken mag.

Schlicht iſt der Trunk, die Hirſche dürfen
Ihn theilen an derſelben Stell',
Doch laßt ſich mehr als Waſſer ſchlürfen
Aus Bergeesſee und Waldesquell;
Sie trinken, mit dem Trunk der Rehe,
Die Luſt in's tiefſte Herz hinein,
In ungetrübter Gotteenähe,
Und frei, wie Hirſch und Reh zu ſein.

2.

Noch eh' die Sonn' heraufgezogen,
Sind die Zigeuner ausgeflogen.
Als Keſſelflicker, Rattenfanger,
Hanswurſt, Prophet und Bänkelſanger, —
Der Eine rechts, der Andere links,
Zog Alles in die Dörfer rings.
Nur eine Alte, welk und braun,

Und unerquick.ich anzuſchaun,
Auf deren Antlitz, vielerfahren,
Sich Liſt und Herzensgüte paaren,
Sucht noch, mit ihren gelben Händen,
Schön-Sittah's Anzug zu vollenden.
Zwölf Jahre mocht' die Kleine zählen,
Und während das Zigeunerweib
Sich eilt ihr ſchwarzes Haar zu ſtrählen,
Schwatzt ſie zu Sittah's Zeitvertreib:
„Die Flechte noch, — mein Herzenskind,
Dann auf, in's nächſte Dorf, geſchwind,
Dort mach', auf jedem Pachterhofe,
Dich flugs an Tochter oder Zofe;
Nimm, wenn ſich keine Karte fand,
Die Heirathsluſtige bei der Hand,
Und ſag ihr, noch in dieſem Jahre,
Führ' ſie der Liebſte zum Altare.
Kann ſein, es leuchtet ihr nicht ein,
Doch denkt ſie drum, es könnte ſein.

Vor allen aber achte ſchlau,
Ob eine junge Pachtersfrau
Vielleicht um Kinder, im Gebet
Seit lange ſchon vergeblich fleht, —
Und Herzchen, haſt du die gefunden,
So ſag der Aermſten, unumwunden,
Daß eh' der Kuckuk wiederkehre,
Ein Kindlein ihr geboren wäre; —
Sie mag dann ſehn ihr Glück zu haſchen, —
Wir aber kriegen volle Taſchen."
Die Alte ſpricht's, die Kleine lauſcht,
Die letzte Flechte wird beendet,
Und als ſie Gruß und Kuß getauſcht,
Hat Sittah ſich in's Dorf gewendet.
Ob ſie der jungen Pachterfrau
Ihr unfehlbares Schickſal lehrte, —
Erfahren hat man's nie genau;
Doch als ſie Abends heimwärts kehrte
Und dicht an eines Abgrunds Rand,

An dem der ſchmale Pfad ſich wand,
In heitrem Muth vorüberſchritt, —
Nahm ſie ein volles Taſchchen mit.
Die Dornen hatten ſie geritzt,
Der weite Weg ihr Blut erhitzt,
Sie hätt' 'nen Tag von ihrem Leben
Für wenig Waſſer hingegeben.
So eilt den Felsweg ſie entlang:
Da fordert ſchier, am Bergeshang,
Ein Brombeerſtrauch mit ſchwarzen Beeren,
Sie gaſtlich auf doch einzukehren.
Die Luſt iſt groß davon zu pflücken,
Und abwärts gleitend auf dem Rücken,
Labt ſie ſich mit des Durſtes Gier, — —
Da weicht der Boden unter ihr.
Umſonſt, daß ſie mit beiden Händen,
Selbſt an des Felſens harten Wänden
Sich krampfhaft anzuklammern ſucht, —
Sie ſtürzt hinunter in die Schlucht.

3.

Gefolgt von seinen Meutehunden,
Hat aus dem nahgelegnen Schloß
Der Graf, mit seinem Dienertroß,
Das Kind, besinnungslos, gefunden.
Doch wenig Wein auf Brust und Stirn,
Läßt bald die Pulse wieder schlagen,
Und heim wird die Zigeuner-Dirn
Zu neuem Lebenslauf getragen.

4

Die Jahre fliehn; der Spielgenoß
Von Hirsch und Reh, von Quell und Wind,
Ist jetzt, auf seines Retters Schloß,
Des kinderlosen Grafen Kind; —
Schön, und erkoren Lieb' und Land

Des alten Grafen einſt zu erben,
Sieht man um Sittah's Herz und Hand
Des Landes ſtolzen Adel werben.

5.

Von Gäſten wimmelt Hof und Halle,
Aus Küch' und Keller lärmt es laut,
Bei Gläſerklang und Liederſchalle
Trinkt man das Wohl der jungen Braut.
Schon an der Feſtestafel eben,
Geſtützt auf ihres Gatten Arm,
Hat Sittah lächelnd ſich erhoben,
Und grüßt der Gäſte lauten Schwarm; —
Da plötzlich ſchallen wilde Töne
Im Hofe drunten am Portal,
Und Lieder der Zigeunerſöhne
Ziehn durch den hochzeitlichen Saal.

Sie tonen lauter ſchon — und wilder
Sauſt in der Luft das Tambourin,
Da treten halbvergeßne Bilder
Auf's Neu vor Sittah's Seele hin.
Sie ruht, wie ſonſt in tiefen Schluchten
Und hört dem Waldesrauſchen zu,
Sie blickt, auf's Neu, von Felſenbuchten
Auf Meeresſturm und Meeresruh;
Sie ſchaut der Abendröthe Streifen,
An denen einſt ihr Auge hing,
Und möchte wieder danach greifen,
Wie Kinder nach dem Schmetterling.
Sie hört des Birkhuhns Kreiſchen wieder,
Sie ſieht das Irrlicht wieder glühn,
Das längs der Haide, auf und nieder,
Unſtät wie ſie, zu wandern ſchien;
Sie möchte wieder, wieder wandern
So weit die Himmel Gottes blaun,
Auf's Neu, von einem Tag zum andern,

Mit ihren Brüdern Hütten baun. —
Da, allgemach, erſtirbt die Weiſe,
Und glühend, ohne Blick und Wort,
Schleicht Sittah aus dem Saal und leiſe
Sich von des Gatten Seite fort.

6.

Die Braut iſt alſobald verſchwunden,
Umſonſt durchſpäht man Flur und Wald,
Sie hat die Grenze ſchon gefunden,
Und ihrer Brüder Aufenthalt.
Schon in des Cheviot wilden Neſſeln
Hat ſie ihr Brautgewand zerfetzt,
Und löſt die langgetragnen Feſſeln,
Wie ihre ſchwarzen Flechten jetzt.
Schon lagert Alt und Jung im Kreiſe
Um eines Feuers Flackerbrand,

Und ihres Liedes wilde Weise
Hallt fort von Fels zu Felsenwand:
„Zur Wüste wieder will der Löwe,
Der Aar zurück in seinen Horst,
Nur auf dem Meere jauchzt die Möve, —
Und wir allein in Schlucht und Forst.
Ihr könnt den Sturzbach nimmer zähmen,
Die Wildheit ist sein Wesen nur; —
Es heißt uns Luft und Leben nehmen,
Nimmt man uns Freiheit und Natur."

Maria Stuart's Weihe.

Schloß Holyrood iſt öd' und ſtill,
Der Nachtwind nur durchpfeift es ſchrill,
Es klirrt kein Sporn in Hof und Hall',
Nur finſtres Schweigen überall.

Da plötzlich ſchwebt, in luftgem Gang,
Ein hohes Weib die Hall' entlang:
Ihr klares Aug' ſtrahlt ewig-jung
Vom Feuer der Begeiſterung.

Zu Häupten ihr glüht Sternenſchein,
Ihr Haar iſt Gold, — wer mag ſie ſein?
Sie kommt, und bringt ihr Angebind
Im Saale drin dem Königskind.

Das Königskind das heißt Marie,
Sie aber iſt die Poeſie;
Die neiget jetzt zur Wiege ſich,
Und flüſtert ernſt: „ich weihe Dich!“

Sie flüſtert's kaum, da — ſtill und ſtumm
Entſchwebet ſchon ſie wiederum,
Und lachend ſchlüpfen luſt'ge Zwei
Jetzt in die Thür, an ihr vorbei.

Die Eine ſtrotzt von buntem Tand,
Ein Spiegel blitzt in ihrer Hand,
Bald ſchaut ſie ſich und bald ihr Kleid,
Das war die Dirne „Eitelkeit“.

Die Andre frech und üppig gar,
Trägt langes aufgelöſtes Haar,
Ihr Aug' iſt ſchwarz, nackt ihre Bruſt,
Das war die Dirne „Sinnenluſt".

Sie neigen beid' zur Wiege ſich,
Und kichern hell: „wir weihen Dich!"
Da huſcht, — und ihre Wang' erblaſſt,
Raſch in den Saal ein dritter Gaſt.

Wie Schatten ſchleicht er an der Wand,
Sein Kleid iſt roth, roth ſeine Hand,
Er ſchaut ſich um, ſein Auge ſticht,
Und meſſerſcharf iſt ſein Geſicht.

Er neigt ſich jetzt, und ſpricht das Wort:
„Ich weihe Dich zu Blut und Mord!"
Aufſchreit im Schlaf das Königskind,
Und heller draußen pfeift der Wind.

Der Gaſt iſt fort, doch her und hin
Wirft banger Traum die Schläferin,
Geweiht für's Leben ſchlummert ſie
Die ſchöne, ſchottiſche Marie.

Rizzio's Ermordung.

I.

Herr Darnley reitet in den Wald, Lord Ruthven
ihm zur Seite;
Herr Darnley ſpricht: „was frommt es mir, daß
in den Lenz ich reite?
Ich ritt hinaus ein Schreckgeſpenſt mir aus dem
Sinn zu ſchlagen,
Ihr aber Ruthven haſtet Euch in's Feuer Oel
zu tragen."

Lord Ruthven ſtreicht den rothen Bart, als ſei
er des zufrieden,
Er ſchweigt, und denkt nur: „wenn es heiß, ſoll
man das Eiſen ſchmieden“;
Seit an Maria's Ohr er frech ein Liebeswort
verloren,
Hat er der ſchönen Königin im Herzen Haß
geſchworen.

Er ſpricht kein Wort, beredter ſpricht ſein Lächeln
jetzt und Schweigen,
Er ſieht, von Schritt zu Schritt, das Blut in
Darnley's Wange ſteigen,
Der ruft: „ſing aus Dein Rabenlied, und ſpricht's
wie Deine Blicke,
Verdamm mich Gott, wenn ich den Fant nicht
in die Hölle ſchicke!“

Lord Ruthven ſtreicht den rothen Bart, und ſpricht:
„ſo ſoll ich's glauben
Mein Herr und König zweifle noch am Spiel
der frommen Tauben?
Er wiſſe nicht, was Jeder weiß vom ſchottſchen
Königsſtuhle,
Daß Heinrich Darnley's ehlich Weib des David
Rizzio Buhle!"

Herr Darnley kehrt gen Edinburg, er hält vor
ſeinem Schloſſe:
„Lord Ruthven — ſpricht er — ſo's beliebt, bleibt
ihr mein Jagdgenoſſe;
Der Fuchs iſt ſchlau, doch bärg er ſich in ihres
Kleides Falten,
Ich jag ihn auf, noch heute Nacht will meinen
Schwur ich halten.

2.

Es glanzt der festgeschmückte Saal von Rittern wohl und Frauen,
Vor allen ist Maria doch als Königin zu schauen,
Sie läßt die Zeit bei Spiel und Tanz in raschem Flug enteilen,
Und nur ihr Gatte zögert noch des Festes Lust zu theilen.

Die Kerzen und die Wangen glühn vor Freuden um die Wette,
Es schreitet an Lord Seytons Hand Maria zum Bankette,
Der Becher schäumt, Maria winkt ein Saitenspiel zu bringen,
Ihr Liebling Rizzio nimmt es hin und hebet an zu singen:

Der König zog in finſtrem Sinn
Hinaus mit ſeinem Troſſe;
Nachblickt die ſchöne Königin
Dem Reiter und dem Roſſe.

Und als des Waldes Laub und Moos
Den König kaum erlaben,
Da lockt ſie ſchon auf ihren Schooß
Den blonden Edelknaben.

Sie ſtreicht ſein Haar, ſie küſſt ſo heiß
Die Lippen ihm und Wangen,
Die aber ſind heut kalt wie Eis
Und athmen kein Verlangen.

Sie flüſtert: „lieber Knabe mein
Halt' feſter mich in Armen,
Wir wollen eins zur Stunde ſein,
Das wird Dein Herz erwarmen."

Er aber ſpricht: „'s läßt heut mich nicht
Feſt drücken Dich und preſſen,
Ich hatt' zur Nacht ein Traumgeſicht
Das kann ich nicht vergeſſen:

„Es trat der König vor mich hin
Als ich Dich wollte küſſen;
Mir iſt ſo bang lieb Königin
Als würd' ich ſterben müſſen....“

„„So ſtirb, Du bubleriſcher Thor!““ Herr
Darnley ruft's dazwiſchen,
Es fegt im Nu ſein Zornesblick die Gäſte von
den Tiſchen,
„„Stirb denn, und dank's im Tode mir, daß
ich mit guter Klinge
Zu Deinem böſen Bubenlied das letzte Verſ-
lein ſinge.““

Es packt den Sänger Todesangſt: in namen-
loſem Leide
Hält feſt er, wie ein zitternd Kind, ſich an
Maria's Kleide,
Die tritt, halb Furcht halb Zorn im Blick, her-
vor ihn zu bewahren,
Umſonſt, ſchon iſt des Königs Schwert ihm durch
die Bruſt gefahren.

Es hält, die lange Nacht hindurch, Maria
Todtenwache,
Zum erſten Mal zieht durch ihr Herz der heiße
Wunſch nach Rache;
Die Morgenſonne ſah den Schwur auf ihrer
Lippe beben, —
Herr Darnley hat des Sängers Tod bezahlt
mit ſeinem Leben.

Der ſterbende Douglas.

(Schlacht von Langſide. 1568.)

Die Heere ſtießen an einander; der Tag iſt
heiß, der Himmel finſter,
Vom Hufſchlag dröhnt weithin die Haide, roth
tropft der Thau vom ſchwarzen Ginſter;
Es blickt die ſchottiſche Maria von nahen Schloſ-
ſes Fenſterbrüſtung,
Ihr Auge haftet auf dem Kampfe, doch in dem
Kampf auf Einer Rüſtung.

Dem jungen Douglas folgt ihr Auge; ſie fühlt
ihr Herze höher ſchlagen,
Er iſt's, der ſechszehnjährige Knabe, der aus
dem Kerker ſie getragen,
Er iſt's, der ihr ein Heer geworben, und durfte
doch um Eins nicht werben,
Drum wirbt er jetzt um ſeinen Frieden und
um das Glück für ſie zu ſterben.

Wen tragen aus dem Kampfgetümmel ſie dort
auf zweiggeflochtner Bahre,
Das Antlitz weiß, und ſchwarz die Rüſtung
und roth von Blut die blonden Haare?!
Der Douglas iſt's: Erfüllung wurde des Hoff-
nungsloſen einzgem Hoffen,
Es hat ein Schwert von Murray's Mannen
in's tiefſte Leben ihn getroffen.

Da liegt er, auf gewirktem Teppich, jetzt an
des alten Schlosses Stufen,
Maria neigt sich zu ihm nieder, ein Priester
wird herbeigerufen,
Der reicht den Kelch ihm unter Thränen, Er
aber segnet diese Stunde,
Hätt' langsam sonst verbluten müssen an seines
Herzens stiller Wunde.

Die Brust wird kalt, es stockt sein Athem, sein
Auge scheint vom Tod geschlossen,
Maria küsst die bleiche Stirne, die schon so
frühe Ruhm genossen:
Da spielt um seinen Mund ein Lächeln, auf-
glimmt ein letzter Lebensfunken,
Dann ist er in Maria's Arme zu tiefstem Schlaf
zurückgesunken.

Chevy-Chase

oder

Die Jagd im Chevy-Forst.

(Nach dem Alt-Engliſchen.)

Gott ſchüz' den König, unſren Herrn,
Und unſer Aller Leben: — —
Im Chevy-Walde hat ſich einſt
Wehvolle Jagd begeben. —

Graf Percy von Northumberland,
Vor Thaue noch und Tage
Zog aus er heut, mit Hund und Horn,
Daß er den Hirſch erjage.

Er ſchwur es jüngſt an heilger Stätt',
— Sorglos um Groll und Knirſchen, —
Er woll drei Sommertage lang
Auf ſchottiſchem Boden pirſchen.

Er woll, was lebt im Chevy-Forſt
Mit Speer und Pfeil erlegen;
„Lord Douglas ſchütze, wenn er kann,
Den Hirſch in den Gehegen!“

Lord Douglas, der in Schottland lag,
Als er das Wort vernommen,
Dem Percy Grafen ſchwort er da
Ein blutiges Willkommen:

Der aber iſt im Walde ſchon
Mit fünfzehn hundert Mannen,
Wohlausgeſucht und wehrgeprobt
Den Bogen ſtraff zu ſpannen.

Schon, von der Meute aufgeſchreckt,
Flieht, was die Schlucht geborgen;
Ein Montag war's, — noch halbe Nacht, —
Es graute juſt im Morgen.

Und eh' der Mittag kam, da lag
Haufweis das Wild erſchlagen;
Doch raſtlos, nach gethanem Schmaus
Begann ein neues Jagen.

Auf's Neu durch Schlucht und Dickicht hin
Stob Huf und Hund nach Beute,
Und neuer Anaſtſchrei miſchte ſich
Dem Luſtgeheul der Meute.

Graf Percy nur war ſatt des Spiels
Mit Hirſchen und mit Hinden,
Er ſprach: „Lord Douglas gab ſein Wort,
Hier ſoll ich heut ihn finden.

„Bei Gott, nicht länger harrt' ich ſein,
Dächt' ich, er könn' es brechen";
Da that alsbald ein Ritter jung
Alſo zum Grafen ſprechen:

„Schau Herr, dort blitzt es durch den Wald,
Das iſt er mit den Seinen;
Schau, wie im Mittagsſonnenglühn
Die blanken Speere ſcheinen.

„Zweitauſend ſind's vom Lauf des Tweed,
Aus Thälern und aus Glennen,
Und der verauf iſt Douglas ſelbſt
An Roß und Helm zu kennen."

„Nun denn, wohlan!" rief Percy da,
„Dies Feld ſei unſre Schranke,
Noch ſchlüpfte keiner mir hindurch,
Sei's Schotte oder Franke.

„Das iſt der Hirſch, den ich geſucht,
Nun lohnt es ſich zu jagen,
Es brennt mein Herz Mann gegen Mann
Mit ihm die Schlacht zu ſchlagen.“

Lord Douglas auf milchweißem Roß,
Hält hoch vor den Genoſſen,
Hell glänzt die Eiſenrüſtung, wie
Von Golde übergoſſen;

Er ruft: „wer ſeid ihr, die ihr's wagt
Mir Hirſch und Reh zu tödten,
Und meines Wortes bar und blos
Den Forſt mit Blut zu röthen!“

Drauf Percy ſchnell: „ein andermal
Auf weß Gebeiß wir jagen,
Heut denken wir noch manchen Hirſch
Trotz Deiner zu erſchlagen.“

Lord Douglas hört's, er ruft in Wuth:
„Da ſoll mich Gott verderben!
So wahr ein Lord ich bin, wie Du,
Du oder ich muß ſterben.

„Doch ber' mich Percy, Schande wär's
Und Schimpf an unſrem Leben,
So vieler Mannen ſchuldlos Blut
Mit in den Kauf zu geben;

„Es ſei all unſer Streit gelegt
In unſre beiden Speere!"
„Verdammt ſei der — rief Percy da —
Der andren Sinnes wäre."

Da trat ein Ritterémann berfür,
Witherington hieß der Degen,
Der ſprach: „hier müßig zuzuſchaun
Dran iſt uns nicht gelegen.

„Wir wollen nicht, dieweil ihr kämpft,
Hier Pſalm und Lieder ſingen,
Und unſrem König Heinrich dann
So ſaubre Botſchaft bringen.

„Wohl ſeid Ihr Lords und edle Herrn,
Und wir nur Knapp und Ritter,
Doch dächt' ich traun, auch unſer Schwert
Macht Wunden wohl und Splitter!"

Da thät alsbald all engliſch Volk
Den Eſchenbogen biegen,
Und achtzig Schotten ſanken hin
Von ihrer Pfeile Fliegen.

Lord Douglas aber, unbewegt,
Sitzt feſt im Eiſenbügel,
Und kehrt zu ſeinen Mannen jetzt,
Hoch auf des Waldes Hügel.

Schon ſtehn ſie da, nach Kriegesart,
Getheilt zu dreien Rotten,
Und nieder wie ein Hagel jetzt
Fährt Douglas mit den Schotten.

Das gab ein Stechen und ein Haun,
Manch' breite Wunde klaffte;
Längſt unſer engliſch Bogenvolk
Nicht mehr die Senne ſtraffte.

Sie warfen Pfeil und Eſche fort,
Und griffen nach dem Eiſen,
Das ſpielte jetzt auf Helm und Schild
Taktbämmernd ſeine Weiſen.

O Chriſt, es war für Herz und Sinn
Ein Leid nicht auszuſagen,
Wie ſtöhnend da, in Sand und Blut
Die Menſchenknäule lagen.

Und immer ſchwankte noch die Schlacht: —
Da endlich, — mit Geſtampfe, —
Anſprangen, wie zwei Löwen, jetzt
Die Führer ſelbſt zum Kampfe.

Sie kämpften bis vernehmbar faſt
Ihr Herz im Buſen klopfte,
Bis Blut und Schweiß, von Bruſt und Stirn
Wie Regen niedertropfte;

„Ergieb Dich Percy!“ Douglas rief's —
„Ganz Schottland ſoll Dich preiſen,
Und König Jakob Ehr' und Ruhm
Am Throne Dir erweiſen.“

Doch Percy ſtolz: „Da wollt' ich eh'
Wie Kraut am Sumpf verrotten;
Mein Wort iſt „nein“; und doppelt „nein“
Genüber jedem Schotten.

Da kam ein Pfeil, aus unſren Reihn,
Verräthriſch durch die Lüfte,
Und bohrte tief in Douglas Herz
Durch Rippe ſich und Hüfte.

Er ſank vom Roß, ein ſtiller Mann,
Graf Percy ſah ihn enden,
Und faſſte dann des Todten Hand
Mit ſeinen beiden Händen.

„O Douglas", rief er, — „ſolchen Sieg
Des hat mein Herz nicht Labe,
Hin gäb' ich für Dein Leben jetzt
Mein Land und meine Habe."

Er ſprach es kaum, da kam's wie Sturm,
Durch Freund und Feind geſtoben,
Den Leib zum Stoß weit vorgebeugt,
Und hoch den Schild gehoben: —

Wer iſt's? Sir Ralph Montgommeri!
Er ſah den Douglas ſinken;
Da ſchwur er ſtill, Graf Percy's Blut-
Mit ſeinem Speer zu trinken.

Und ſchleudernd jetzt den wuchtgen Schaft
Mit Haſſes Kraft und Schnelle,
Durchfuhr die Lanze Percy's Leib
Um eine Weber-Elle.

Hin ſank der ritterlichſte Held
Auf hufgeſtampfte Tenne;
Schon aber griff ein braver Schütz
Nach Köcher und nach Senne.

Er ſpannte ſtraff des Bogens Seil,
So ſtraff wie nie er's ſpannte,
Und drückte ſeinen längſten Pfeil
Scharf an die Eſchenkante.

Lang zielt' er so, daß sichren Flugs
Der Pfeil zum Herzen dringe,
Und feucht vom Blut des Schotten jetzt
Bebt in der Brust die Schwinge.

So fiel Sir Ralph Montgommeri,
Und mit ihm sind gefallen
Auf beiden Seiten männiglich
Die Ritter und Vasallen.

Von zwanzig hundert schottschen Volks
Die Schild und Speer genommen,
Kaum fünf und funfzig, weh und wund
Sind in ihr Land entkommen.

Und unser Volk, nicht siegesfroh
Trug es den Sieg von dannen;
Nur drei und funfzig kehrten heim
Von funfzehn hundert Mannen.

Die andern ſchliefen feſt im Wald
Nach heißem Kampfgewühle;
Und Nachtwind nur und Mondenlicht
Glitt über ihre Pfühle.

Das war die Jagd von Chevy-Chaſe
Wo Herr und Hirſch gefallen; —
Gott ſchütz' den König unſren Herrn
Und ſei uns gnädig allen.

John Gilpin.

(Nach William Cowper.)

John Gilpin hat ein Tuchgeſchäft
Nicht weit von Leiceſter-Square,
Auch war er Hauptmann der Miliz
In Londons Bürgerwehr.

Und Gilpin hat ein edles Weib:
Sie ſprach: „Mein theurer John,
Wir ſahen keinen Feiertag
Die zwanzig Jahre ſchon.

„Drum, heut an unſrem Hochzeitstag,
Dächt' ich, Mann meiner Wahl,
Kutſchirten wir nach Ingelton,
In's friſche Grün einmal.

„Fünf unſrer Kleinen nehm' ich mit,
Sie wiegen ja nicht ſchwer,
Und haben Platz; — Du ſteigſt zu Roß,
Und reiteſt hinterher."

John Gilpin ſprach: „Ich ehrte ſtets
Das weibliche Geſchlecht,
Doch dreimal ehr' ich Dich, o Weib,
Drum iſt mir Alles recht.

„Auch ſchafft mein blühend Tuchgeſchäft
Leicht meinem Wunſch Gehör,
Und ſeinen Braunen leiht mir gern
Mein Freund, der Appreteur."

Sprach Miſtreß Gilpin: „John, noch eins,
Wie iſt es mit dem Wein?
Ich denk', wir nehmen welchen mit,
Es dürfte bill'ger ſein."

John Gilpin küßt ſein treues Weib,
Er weinte auf ein Haar,
Daß Miſtreß, trotz Vergnügungsſucht
Doch noch ſo ſparſam war.

Der Wagen kam, doch hielt er nicht
Vor Gilpins eignem Haus,
Die edle Seele war in Furcht
Hochmüthig ſah' das aus.

Drei Häuſer abwärts ſtieg man ein,
Die Küchlein und das Huhn,
Und durch die City-Straßen hin,
Ging es im Trabe nun.

Die Peitſche pfiff, aufſchlug der Huf,
Daß alles klang und ſcholl,
Und Rad und Steine lärmten ſchier,
Als wären beide toll.

John Gilpin hatte ſich indeß
Als Reiter ſchon gezeigt,
Und lang geſchwankt, ob rechts ob links
Man in den Bügel ſteigt.

Jetzt aber ſitzt er ſattelfeſt; —
Er will davon im Nu,
Da ſteuern ſeiner Kunden drei
Grad auf den Laden zu.

John Gilpin denkt: „Verluſt an Zeit
Ich ſchätz' ihn nicht gering,
Doch traun, Verluſt an Gut und Geld
Iſt noch ein übler Ding."

Schnell ſpringt er ab. — Noch ſteht und ſchwankt
Der Handel mit den Drein,
Da ſtürzt ihm Betty in den Weg:
„Hier Herr, iſt noch der Wein!“

„Gut — ſpricht er — doch nun bring mir auch
Das Lederfutteral,
Darinnen bei Paraden ſteckt
Mein jungfräulicher Stahl.“

John Gilpin nahm die Flaſchen beid',
Sie waren voll Likör,
Und hatten eben an dem Hals
Ein weites Henkelöhr.

Durch beide zog er jetzt hindurch
Die Scheide ſeines Schwerdt's, —
Sie hingen, wie Piſtolen ſchier,
Am Sattel ſeines Pferd's.

Dann ſchlug er um die Schultern ſich
Den Mantel ſchwarz und roth,
Als zög' er in die Ritterſchlacht
Zum Siege oder Tod. —

Die Stadt hindurch, auf hartem Stein,
Da ſchien der Renner faul;
John Gilpin ſprach: „Du ſcheinſt mir auch
Ein alter Karrengaul."

Doch plötzlich, draußen vor dem Thor,
Verging ihm aller Spott,
Der Braune ſchnob und wieherte
Und ſetzte ſich in Trott.

„Still, ſtill, mein Thierchen", ächzte John,
„So wirf mich doch nicht ab!"
Doch, wie er auch am Zügel riß,
Galleop ward aus dem Trab.

Und auf und nieder, her und hin,
Flog unſer armer Tropf,
Bald hielt er an den Mähnen ſich,
Und bald am Sattelknopf.

Das arme Pferd, das immer ſonſt
Gelenkt von ſichrer Hand,
Es kam bei Gilpins Reiterei
Zuletzt um den Verſtand.

Und wie vom Teufel angeſchürt,
Durchging es voller Wuth:
Abriß ein Baum, von Gilpins Kopf,
Perrücke, Zopf und Hut.

Scharf blies der Oſt; noch flaggte bunt
Des Mantels weiter Schooß, —
Jetzt aber ging er in die Welt,
Die Knöpfe ließen los.

Die Hunde bellten Dorf um Dorf,
Die Kinder lärmten mit,
Und alles ſchrie: „das nenn' ich brav,
Das nenn' ich einen Ritt!“

Die Nachbarweiber klatſchten ſich
Bereits die Mäuler wund;
Die eine wußt' es ganz genau:
Es gölte tauſend Pfund.

Die Zolleinnehmer hielten's auch
Für Wetteritt und Lauf,
Und riſſen mit geſchäftger Hand
Die Gitterthore auf.

John Gilpin ſchlüpfte heil hindurch,
Nicht ſo das Flaſchenpaar,
Die eine ließ den Kork zurück,
Den Hals die andre gar.

Hin troff der röthliche Likör;
Man dacht' es wäre Blut,
Und murrend klang es hie und da:
„Der spornt auch allzu gut!"

Jetzt aber in Klein-Ingleton
Hinein sprengt unser John;
Es harrte schon, mit Gruß und Kuß,
Die Gattin am Balkon.

Sie ruft ihm zu: „Halt, Gilpin, halt!
Wo willst Du hin? so sprich!
Die Kinder haben Hunger schon,
Und weinen bitterlich.

John Gilpin hört's; in tiefem Schmerz
Fleht er den Braunen: steh!
Doch ach, der Braune hat kein Herz
Für eines Vaters Weh.

Zwei Meilen hinter Ingleton
Da liegt ein zierlich Haus,
John Gilpin's Freund, der Appreteur
Zog Sommers da hinaus.

Der Braune machte oft den Weg,
Und wiehernd jetzt am Zaun,
Ruft er den Herrn, der aber will
Kaum seinen Augen traun.

„He, Gilpin, he! was iſt geſchehen?
Was kommt Ihr überhaupt?
Und wenn Ihr kommt, warum beſchmutzt,
Barhäuptig und beſtaubt?"

John Gilpin drauf: „was ich hier ſoll,
Das frage dieſes Thier;
Wir ritten ſcharf, Perrück und Hut
Sind darum noch nicht hier."

Laut lachte da der alte Freund,
Es war ein luſt'ges Blut, —
Er nahm ſich die Perrück vom Kopf,
Und ſprach in frohem Muth:

„Nimm hin! Du ſtarrſt von Staub und Schmutz,
Drum ſcheint ſie noch zu klein,
Doch waſch' nur erſt die Kruſte ab,
So wird ſie paſſend ſein.

John Gilpin nahm, und dankte viel,
Und ſprach zum Pferde dann:
„He, Freund, ich hab' für Dich gethan,
Was man nur thuen kann.

„Du wollteſt her zu Deinem Herrn,
Ich ehrte dieſen Trieb,
Nun aber trag' auch mich zurück
Zu meinem treuen Lieb."

Er ſprach es kaum, — da kreiſchte laut
Ein Eſel hinterm Heck,
Und Roß und Reiter zitterte,
So packte ſie der Schreck.

Wie wenn ein Löwe wo gebrüllt,
So griff der Renner aus; —
Auftauchte bald Klein-Ingleton,
Sammt ſeinem Kaffehaus.

Die Gattin harrte immer noch
Des Gatten am Balkon,
Jetzt ſah ſie ihn, und wandte ſich
Zum Schwager Poſtillon:

„Sieh, dieſe halbe Kron iſt Dein,
Mein wackerer Geſell,
Schaffſt Du mir meinen Ehemann
Lebendig hier zur Stell.“

Der Poſtillon, der war nicht faul,
Auszog er auf den Fang,
Und hakte bald nach Mann und Roß,
Mit Zügel und mit Strang.

Dem Braunen aber däucht es ſchier
Als wie ein Peitſchenhieb,
Er lief, daß ſelbſt der Poſtillon
Im Hintertreffen blieb.

Sechs Reiter kamen juſt des Wegs,
Die ſahen Gilpin's Flucht,
Und wie der Poſtillon umſonſt
Ihn einzuholen ſucht.

Sie jagten mit, und ſchrieen laut:
„Halt't ihn! ein Dieb! ein Dieb!"
John Gilpin aber, unverkürzt,
Des Tages Sieger blieb.

Und wie ein Jockey beſter Art, —
Mit Weſte, Stulp und Kapp, —
Erſt wo er aufgeſtiegen war,
Da ſtieg er wieder ab.

Und nun zum Schluß: dem König Heil,
Und Heil! John Gilpin Dir,
Und ſetzſt Du wieder Dich zu Roß,
So bitt' ich, ſag' es mir.

Die Bienenſchlacht.

Nur kein Gegrübel
Was es ſei;
Wehl ever übel —
Der Scherz iſt frei

Die Weſpen und die Bienen
Sie haben ſich entzweit,
Wie Guelphen und Ghibellinen
Stehen ſie im Streit,
Parthei nimmt Hummel und Käfer,
Und ſelbſt der Blumen-Elf,
Es flüſtern die Lilienſchläfer:
„Hie Waibling und hie Welf!“

Die Bienen halten ſich wacker,
Doch ach, trotz Wall und Thurm,
Den Schoten- und Bohnen-Acker
Nahm der Feind im Sturm;
Schon um die heimiſche Linde,
Wie um Herd und Haus,
Sammelt das Bienen-Geſinde
Sich zum letzten Strauß.

Eine (ſie ſtund auf Wache,
Und das Weinen war ihr nah)
Schwur: „eine herrliche Sache
Sei dies mori pro patria!
Daß ihr Stand ſo ein harter
Freue ſie nur zu ſehn,
Wie die dreihundert Sparter
Würden ſie untergehn.“

Sprach da eine Zweite:
„Wohl, ſie ſtimme dem bei,
Daß zu fallen im Streite
Ein Vergnügen ſei;
Nur ſie wäre verwundert,
Daß man auf Sparta ſäh',
Pforzheim und ſeine Vierhundert
Hätte man ja in der Näh'".

Sprach es. Die Anderen alle,
Immer geſinnungsvoll,
Klatſchten in dieſem Falle
Geradezu wie toll; —
Siehe! da ſchwarz am Himmel,
Wie Heuſchreckenzug,
Nahet das Wespengewimmel
Sich im Siegesflug.

Solche Schwärme und Flüge
Nimmer der Garten ſah,
Wahre Hunnenzüge
Sind es des Attila.
Gierig nach Blut und Morden
Stürmen ſie heran,
Wie die Mongolenhorden
Unter Dſchingiskhan.

Bald in gebogenem Horne,
Bald in geſpitztem Keil,
Aber immer nach vorne
Stachel und Hintertheil:
So, nach reifer Betrachtung,
Stürmen ſie herbei,
Weil es der Verachtung
Sprechendſter Ausdruck ſei.

Auch die Bienen, in Demuth
Werden ſich deß bewußt,
Schier unendliche Wehmuth
Schleicht in ihre Bruſt,
Stimmen ſtatt Schlachtgeſanges,
Klagelieder an,
Und vor allem ein banges:
„Zeige dich braver Mann!“

Siehe, da ſchnell ein Saſſe
Tritt hervor aus den Reih'n:
„Mach' Euch eine Gaſſe
Liebe Genoſſen mein!“
Und als ob es ihm wäre
Richtiger Zeitvertreib,
Drückt er dreizehn Speere
Tief ſich in den Leib.

?

Wüthend die Bienen klammern
Da an den Feind ſich an,
Alle Weſpen jammern:
„Rette ſich wer kann!“
Aber mit Waffen, ſchartig,
Hummeln und andere mehr,
Fallen jetzt landſturmartig
Ueber die Flüchtigen her.

Abend kommt; es ſchattet;
Letzte Röthe ſchied;
Siehe, da wird beſtattet
Bienen-Winkelried.
Solch ein Säfte-Gedränge,
Alle mußten's geſtehn,
Und ſolch Leichengepränge
Hatten ſie nie geſehn.

Rings auf Spitzen und Thürmchen
An dem Hecken-Zaun,
Glühten Johanniswürmchen
Hell wie Fackeln traun;
Taghell so beleuchtet,
Kam der Zug daher,
Jedes Auge gefeuchtet,
Jedes Herze ſchwer.

Vorne, drei Hummelbrummer
Schritten ernſt und barſch,
Trommelten in Kummer
Ihren Trauermarſch;
Dann mit Ruhm zu melden
Kam der wächſerne Sarg,
Der des Helden der Helden
Irdiſche Hülle barg.

Vier kohlſchwarze Käfer,
— Allen wohlbekannt —
Waren, als Rappen, dem Schläfer
Drinnen vorgeſpannt;
Auf dem Deckel oben
Lagen, Schaft an Schaft,
Alle die dreizehn Proben
Seiner Ritterkraft.

Still des Zuges Spitze
Hat jetzt eingelenkt:
In eine Mauerritze
Wird der Sarg geſenkt.
Dann — wie Kriegsgeſinde
Raſch den Gram vertauſcht —
Haben im Duft der Linde
Alle ſich berauſcht.

Der Tower-Brand.

Wenn's im Tower Nacht geworden, wenn die
Höfe leer und ſtumm,
Gehn die Geiſter der Erſchlagnen in den Corri-
doren um,
Durch die Lüfte bebt Geflüſter klagend dann,
wie Herbſteswehn,
Mancher hat im Mondenſchimmer ſchon die
Schatten ſchreiten ſehn.

Vor dem Zug, im Purpurmantel, silberweiß
von Bart umwallt,
Schwebt des sechsten Heinrichs greise, gram-
verwitterte Gestalt,
Lady Gray dann, mit den Söhnen König Edwards
an der Hand; — —
Leise rauscht der Anna Bulen langes seidenes
Gewand.

Zahllos ist das Heer der Geister, das hinauf —
hinunter schwebt,
Das da murmelt: „Fluch Dir Tower, dran das
Blut der Unschuld klebt;
Schutt und Trümmer sollst Du werden!“ aber
machtlos ist ihr Fluch,
Ehern hält den Bau zusammen böser Mächte
Zauberspruch.

Wieder nachtet's, wieder ziehn sie durch die Räume still und weit,
Plötzlich stockt der Zug und schaart sich um ein glimmend Tannenscheit,
Dann geschäftig, wie die Bienen, tragen Schnitzwerk sie herzu,
Und zur hellen Flamme schüren sie die matte Gluth im Nu.

Wie das prasselt, wie das flackert! einen sprühnden Feuerbrand
Nehmen sie zum nächtgen Umzug jetzt als Fackel in die Hand,
Weithin wird die Saat der Funken in den Zimmern ausgestreut,
Flammen sollen draus erwachsen: hei, der Fluch erfüllt sich heut!

Alles ſchläft; doch auf vom Lager ſpringt im Nu
der raſche Sturm,
Und er wirft ſich in das Feuer, und das Feuer
in den Thurm,
An des Towers Felſenwände peitſcht er ſchon
das Flammenmeer,
Und den Segen drüber ſprechend, wogt auf ihm
das Geiſterheer.

Doch, als ob das Salz der Thränen feuerfeſt
die Wände macht,
Wie wenn Blut der beſte Mörtel, den ein Mei-
ſter je erdacht, —
Seht, wie durſtig auch die Flamme ſich von Thurm
zu Thurme wirft,
Hat ſie doch, als wären's Becher, nur den In-
halt ausgeſchlürft.

Wieder, wenn es Nacht geworden, wenn's im
Tower leer und ſtumm,
Gehn die Geiſter der Erſchlagnen in den Corri-
doren um,
Durch die Lüfte bebt Geflüſter klagend dann,
wie Herbſteswehn,
Mancher wird im Mondenſchimmer noch die
Schatten ſchreiten ſehn.

Schloß Eger

oder

drei böhmiſcher Grafen Tod.

Lärmend, im Schloß zu Eger
Ueber dem Ungarwein,
Sitzen die Würdenträger
Herzogs Wallenſtein:
Terſchka — des Feldherrn Schwager,
Illo und Kinsky dazu,
Ihre Heimath das Lager,
Und die Schlacht — ihre Ruh.

Luſtig flackern die Kerzen:
  Aber der Tertſchka ſpricht:
„Iſt mir's Nacht im Herzen,
  Oder vor'm Geſicht?
Dieſe Lichter leuchten
  Wie in dunkler Gruft,
Und die Wände, die feuchten,
  Hauchen Grabesluft.“

Feurig funkelt der Unger:
  Aber der Kinsky ſpricht:
Draußen bei Froſt und Hunger
  Schüttelte ſo mich's nicht,
Hielte lieber bei Lützen
  Wieder in Qualm und Rauch:
Wolle Gott uns ſchützen,
  Oder — der Teufel auch.“

Also nur, Herz wie Rebe
Hält er bei Laune sich,
Dicht ist seine Seele
Gegen Hieb und Stich,
Trägt ein Büffelkoller
Wie sein Körper traun, —
Lustiger und toller
War er nie zu schaun.

Und vom Trunke heiser
Kreischt er jetzt und lacht:
„Das erst ist der Kaiser,
Wer den Kaiser macht:
Eid und Treue brechen
Schreckt den Feigen allein,
Hoch, der König der Czechen,
Herzog Wallenstein!“

Spricht's. Da neue Bewehrer
Klirrend in Eisen und Stahl,
Buttlersche Dragoner
Dringen in den Saal;
Buttler selbst, im Helme,
Tritt an den Ille: „sprich,
Seid Ihr Schurken und Schelme,
Oder gut kaiserlich?!"

Hei, da fahren die Klingen
Wie von selber heraus,
Von dem Pfeifen und Schwingen
Löschen die Lichter aus;
Weiter geht es im Dunkeln,
Nein, im Dunkeln nicht:
Ihrer Augen Funkeln
Giebt das rechte Licht.

Jertschka fällt; daneben
Kinsky mit Fluch und Schwur;
Mehr um Tod wie Leben
Ficht selbst Alle nur,
Schlägt blindhin in Scherben
Schädel und Flaschen jetzt,
Wie ein Eber im Sterben
Noch die Hauer wetzt.

Licht und Fackel kommen,
Geben düstren Schein:
In einander verschwommen
Blinken Blut und Wein;
Ueberall im Saale
Leichen in buntem Gemisch,
Stumm, vor seinem Mahle,
Sitzt der Tod am Tisch.

Buttler aber, wie Wetter
  Donnert jetzt: „laßt sie ruhn!
Das sind erst die Blatter,
  An die Wurzel nun.“
Bald in Schlesiens Ferne
  Hört man's Krachen und Schrein: —
Schau nicht in die Sterne,
  Rette Dich Wallenstein!

Lady Essex.

(Fragment.)

I.

In England wüthen zwei Tyrannen:
Der König Jacob und die Pest,
Und Jener immer rast von dannen,
Was diese noch am Leben läßt.
Gesetz und Recht — des Volkes Pathen
Sind jedes Höflings Spiel und Spott,
Schon seufzen gilt als hochverrathen,
Und führt zu Kerker und Schaffott.

Im Staube liegt die heilge Sache
Des Volks, und bettelt vor dem Thron,
Schon aber weben Haß und Rache
Dein Siegeskleid — Revolution.
Schon schlummert Er in goldner Wiege,
Deß Stirne jenen Stempel trägt,
Den auf des Mordgeweihten Züge
Von Jugend auf das Schicksal prägt;
Schon athmet Cromwell, schon allnachtens
Tritt Englands Zukunft vor ihn hin,
Und legt die Keime künftgen Trachtens
In seinen ruhmbegiergen Sinn;
Schon graut der Tag, nur noch ein Kurzes
So steigt die Sonne blutigroth,
Doch für die Zeichen nahnden Sturzes
Ist jede Fürstenseele todt.

An Jacobs Hof drückt ihren Stempel
Die Lust noch auf jedwede Stirn,

Noch iſt ſein Schloß ein Bachustempel:
Die Flaſche gilt, es gilt die Dirn';
Wohl raſt die Peſt, doch jedes Opfer
Scheint nur zu rufen: „Friſch gelebt!
Wer weiß es ob der Tod den Klopfer
Nicht bald an Deiner Thüre hebt."
Es iſt, als ob das nahe Sterben
Dem Leben tauſend Reize leiht,
Man jagt um ſeine Luſt zu werben;
„Genuß" iſt Loſungswort der Zeit.

Bei Hof iſt Ball; ſchau, — ſcheint nicht eben
Die Schönheit ſelbſt daher zu ſchweben?
Wer anders kann ſie ſein die Schlanke,
Zu der, wenn ſie vorüberrauſcht,
Ein jeder Sinn ſich und Gedanke
Hinneiget und gefangen lauſcht!
An ihrer Schönheit ſtumpft der Hohn.
Mehr als ein König auf dem Thron,

Wenn ſeine Blicke zornig irren,
Vermag ihr Auge zu verwirren;
Das bloße Flattern ihrer Locken
Macht ſchon des Höflings Zunge ſtocken,
Und ſelbſt der Neid auf den ſie ſpäht,
Bewundert ſolche Majeſtät.

Was iſt's, das bis in's tiefſte Herze
Selbſt das Geſchmeiß am Hof durchbebt,
Wenn anmuthvoll, mit leichtem Scherze,
Die Lady Eſſer näher ſchwebt!
Iſt es das junogleiche Haupt,
Was jeder Bruſt den Athem raubt?
Iſt's jener Tugend hoher Geiſt
Der ſelbſt die Spötter ſchweigen heißt,
Und Ehrfurcht auch von dem ertrotzt,
Der ſchier von allen Laſtern ſtrotzt?
Wie oder iſt es nur ein Grauen,
Das ſich in alle Herzen bahnt,

Weil man die finſtren Mächte ahnt,
Die ihr im Buſen Hütten bauen?
So iſt's! ein Ahnen flüſtert leis:
All dieſer Stolz iſt Aetna-Eis,
Iſt Lüge, die zu leugnen ſtrebt
Die Lavagluth, die drunter lebt.

2.

Der Herbſt iſt da; die Luſt zu jagen
Lockt aus der Stadt nach Windſor-Schloß,
Und jetzt, vorbei an Heck und Hagen
Brauſt Jacob und ſein Jägertroß.
Welch Leben das! die Roſſe ſchäumen,
Die Meute klafft, die Pfeife gellt,
Der Wald erwacht aus ſeinen Träumen,
Und ſchauert, wenn ein Opfer fällt.
Schon dunkelt's; doch das Blutvergeuden

Es dauert fort bis in die Nacht,
Bis Dürſten nach des Mahles Freuden,
Dem Durſt nach Blut ein Ende macht.

Heim ruft das Horn; bald in den Räumen
Des Schloſſes lärmt man beim Bankett,
Man zecht, und ſtatt der Roſſe Schäumen,
Schäumt Wein und Freude um die Wett:
Toaſte ſchallen hunderttönig,
Der Wein verſchwiſtert Alt und Jung,
Und lüſtern bringt zuletzt der König
Den Damen ſeine Huldigung.
„Die Schönen hoch!“ Der trunkne Alte
Er ruft's, und blinzelt durch den Saal,
Sie aber, der ſein Hoch erſchallte,
Die Lady Eſſex fehlt beim Mahl.

Indeß der königliche Zecher
Umſonſt nach ihren Zügen gafft,

Leert ſie den gifterfüllten Becher
Zurückgewieſner Leidenſchaft.
Sie, die bei tauſend Huldigungen
Ihr Herz mit kaltem Stolz bewehrt,
Sieht jeden Sieg, den ſie errungen
In Niederlage jetzt verkehrt.
Umſonſt, daß ſie die Sinnenliebe
So lang bemeiſtert und gebannt,
Jetzt höhnen ſie die eignen Triebe
Und des Geliebten Widerſtand.

Sie iſt allein; ſein Bild betrachtend
Wächſt wild die Gluth in ihrem Hirn,
Und eine Wolke legt ſich nachtend
Um die gebieteriſche Stirn.
Wohl eine Wolke, doch nicht ſolche
Die ſich in Wehmuthstbränen löſt,
Nein, die des Zorns, die Blitzesdolche
In des Verhaßten Seele ſtoßt.

Sie zürnt; und doch — ihr iſt als riefe
Die Hoffnung Muth in ihre Bruſt,
Und aus des Auges dunkler Tiefe
Blickt mit dem Zorne dann — die Luſt.

Noch hängt ſie, vor Verlangen zitternd,
An ſeinem Bild mit ganzem Blick
Dann aber, wie ſich ſelbſt verbitternd,
Ruft ſie: „welch arm — erträumtes Glück!
Was ſoll dies kindiſche Betrachten,
Und dies Bewundern Zug um Zug?
Unwürdig mein und zu verachten
Iſt dieſer ſchale Selbſtbetrug.
Ich will ihn ſelbſt; mag leben — träumen
Eins ſein in der Vergangenheit,
So lang der Freude Becher ſchäumen
Fühlt man den Reiz der Wirklichkeit.
Die ſei's!“

Und hinter Teppichwänden,
Hervor aus wohlgeborgnem Schrank,
Nimmt raſch ſie den aus Kupplerhänden
Heut erſt erkauften Liebestrank.
Ihr Auge glüht; „nun denn Phiole,
Wenn voll du jener Zaubermacht,
Die ſelbſt aus todtgebrannter Kohle
Noch neue Liebesflammen facht, —
Dann wirſt du den gebornen Gluthen
Anweiſen auch den rechten Lauf,
Und badend mich in Feuerfluthen
Geht mir ein neues Leben auf."

Sie ſpricht's; — im Geiſte weiter bauend,
Das Fläſchchen in gekrampfter Hand,
Stutzt plötzlich ſie, ſich ſelbſt erſchauend
Genüber in der Spiegelwand.
Es iſt als faſſe ſie ein Staunen

Vor ihrem eignen Ebenbild,
Sie hört den Stolz im Buſen raunen:
„Du biſt es, draus Dir Rettung quillt!“
Sie hört's, — hinklirrt das Glas in Scherben,
„Fahr wohl! — Du kümmerlicher Saft
Sollſt nicht um Herzen für mich werben,
Und ſpotten meiner eignen Kraft.
Traun, ob der alte Höllenmeiſter
Auch ſelber Dich bereitet hätt',
Gilt's eine Herrſchaft über Geiſter,
Ich biete Dir und ihm die Wett';
Nur fort der letzte Reſt von Lüge,
All Schein und Maske fahre hin,
Sehn ſoll er meine wahren Züge,
Und ſiegen werd' ich, wie ich bin.“

Gelegenheitliches.

Einem Todten.*)

Zwei Jahre kaum, als heitre Träume ſcheuchten
Der Sorgen dunklen Schwarm aus Deiner Bruſt:
Du riefſt „Ade!“ ich ſah Dein Auge leuchten,
Und fühlte Thränen doch das meine feuchten,
Ich war der ew'gen Trennung mir bewußt.
Mein armer Wilm, das Roth auf Deinen Wangen,
Es war das Kleid des friſchen Lebens nicht,
Der Tod nur, ſichrer Dich in's Netz zu fangen,
Ließ Roſen blühn auf Deinem Angeſicht.

*) Wilhelm Krause ſtarb zu Malaga 1842

Du ſahſt das Roß des Matadors ſich bäumen,
Eh' Deine Barke noch vom Ufer ſtieß, —
Gen Spanien ging's, — Du durfteſt heiter träumen
Von duft'gen Mandel- und Kaſtanienbäumen,
Denn Deine Zukunft barg ein Paradies.
Doch ſtatt vom Duft der Blüthen zu geſunden,
Hat Dich der Hauch des Todes angeweht,
Und ach, der Matador, den Du gefunden,
Als Senſenmann vor meiner Seele ſteht.

Ich ſah ihn längſt Dich Schritt vor Schritt bewachen,
Gleich einem Schatten Dir zur Seite gehn,
Behende ſprang er mit Dir in den Nachen,
Und immer ſchien er höhniſch mir zu lachen,
So oft Du riefſt: „auf fröhlich Wiederſehn!"
Auf Wiederſehn! wann, Freund? ſtatt Herzensfrieden
Hat ew'ge Ruh die Ferne Dir geſchenkt,

Und in die Gruft, die Deinem Schmerz beſchieden,
Hat man Dich ſelber nun hinabgeſenkt.

Schön iſt das Leben! ach, man lernt es lieben
Recht innig erſt, wenn man es meiden ſoll,
Doch in die weite Welt hinaus getrieben,
Wo fremd wie wir auch unſer Herz geblieben,
Da wird der Tod uns doppelt qualenvoll.
Auf welcher Wange ſahſt Du Thränen glänzen?
Wer hat Dein brechend Auge zugedrückt?
Mein armer Wilm, mit Immortellenkränzen
Hat flücht'ges Mitleid nur Dein Grab geſchmückt.

Was half es Dir, daß ſchöner dort die Roſen,
Und goldner ſelbſt des Himmels Sterne glühn?
Nun gilt es gleich — ob rauhe Stürme toſen,
Ob linde Weſte mit den Blumen koſen,
Mit Blumen, Freund, die Deinem Grab entblühn.

Du ruhteſt beſſer wohl am heim'ſchen Strande,
Im Dünenſand, wo Du zu ruhn geglaubt:
Ein Kuß der Liebe hätt' im Vaterlande
Dem Tode ſeinen Stachel noch geraubt.

Doch jetzt, wo Du den bittren Kampf beſtanden,
Jetzt ruf ich: „Freund, wohl Dir! es iſt vorbei.“
Schön iſt das Leben, doch von tauſend Banden,
Ob in der Heimath, ob in fremden Landen,
Macht erſt der Tod die Menſchenſeele frei.
Mir löſt die Pflicht, der ſtrenge Kerkermeiſter,
Die Feſſel nie, gleichviel ob Tag ob Nacht,
Und ſelbſt von Deinem Grabeshügel reißt er
Mich unerbittlich, wenn der Tag erwacht.

Einigkeit.

1842.

(Bei Gelegenheit des Hamburger Brandes.)

Kein Jubel mehr! die Freude sei bemeistert
Ob deutschen Sinn's und deutscher Einigkeit;
Es gilt nicht viel, wenn sich ein Volk begeistert
In unsrer krankhaft-überreizten Zeit.
Was Ihr gesehn — des Mitleids frommes Walten
Erlöst noch lang vom alten Fluch uns nicht,
Und unsre Heimath ist und bleibt zerspalten,
Bevor uns nicht ein festres Band umflicht.

Begeiſtrung! ja, bei Gott, auf allen Gaſſen
Und aller Orten macht ſie jetzt ſich breit,
Und weſſen Herz ſich will begeiſtern laſſen,
Der eile ſich — jetzt iſt die rechte Zeit.
Es iſt die Zeit, wo ſich die deutſche Jugend,
Unwürdig, vor den Künſtlerwagen ſpannt; *)
Sie ſtempelt auch die Mode 'mal zur Tugend,
Und ſchwärmt für Einigkeit im Vaterland.

Ach, Einigkeit! die Liebe kann ſich regen
In einem Herzen, das der Haß verzehrt,
Es ſchlägt dem Feinde zornentbrannt entgegen,
Und hält ihn dennoch ſeines Mitleids werth.
Wer hat von Euch die namenloſen Schmerzen
Zerſchoſſner Feinde frohen Muth's erblickt?
So haſſenswerth lebt nie der Haß im Herzen,
Daß er des Mitleids Stimme ſelbſt erſtickt.

*) Franz Liſzt wurde gerade damals im Triumph durch die Straßen gezogen.

Nein, soll die Zukunft uns ein Deutschland bringen,
Da gilt es mehr als eine milde Hand,
Da gilt's ein muthig Ringen und Bezwingen,
Ein Frühlingswehn durch's ganze deutsche Land.
Wenn überall der Freiheit Banner rauschen,
Und kein bedrücktes Volk um Rettung schreit,
Dann will auch ich die Zweifel froh vertauschen,
Und gläubig baun auf Deutschlands Einigkeit.

Shakeſpeare
an
einen deutſchen Fürſten.

Du liebſt die Kunſt, und ziehſt ihr friedlich Walten,
Ihr Auferbaun dem Lärm der Schlachten vor;
Die Schönheit und das Ebenmaaß der Alten,
Wie meines Geiſt's lebendige Geſtalten —
Du würdigſt ſie mit oft erprobtem Ohr.
Setz' ein in alte, wohlverdiente Rechte
Die Dichterfürſten der Vergangenheit,
Doch zwiefach ſchaff dem heutigen Geſchlechte
Und ſeinen Dichtern, Fürſt, Gerechtigkeit.

Die Kunſt iſt frei; ſie duldet keine Feſſel,
All' ihr Geſetz iſt Schönheit und Natur;
Das Schwert des Zornes und des Witzes Neſſel
Entreiß ihr nicht, es braut ihr Zauberkeſſel
Am Freiheitsfeuer Zaubertränke nur;
Ich ſuchte mir und fand die Miſſethäter,
Eliſabeth, auf Deiner Väter Thron;
Wer aber zahlt dem tückiſchen Verräther,
Der Kronen trägt, auch heut noch ſeinen Lohn?

Wohlan denn Fürſt, ſei Du der Kunſt Erretter,
Nimm ihr das Joch, darin ſie ſchuldlos litt,
Frei ſei der Dichter und die Welt der Bretter,
Ob immer auch ein throngeborner Vetter
Als Richard Gloſter auf die Bühne tritt.
Du liebſt die Kunſt; was Licht und Sonnenſchimmer
Der Blume ſind, iſt ihr die Fürſtengunſt,
Doch wie die Blume, Fürſt, im Erdreich immer,
So wurzelt in der Freiheit alle Kunſt.

Rußland.

(Einem Freunde als er nach Moskau überſiedeln wollte.)

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.
Dante.

Wer auf die Zukunft ſchwört und unbekümmert
Der ew'gen Kraft des Geiſtes noch vertraut,
Die, gleich dem Meere, eine Welt zertrümmert,
Und eine neue, ſchönre auferbaut;
Wer, ihr vertrauend, unſer Krämerleben
Ob jener Zeit, die kommen muß, vergißt,
Der fliehe Dich, wo keine Geiſter weben,
Und jede Hoffnung eitel Thorheit iſt.

Wer, trotz der Dürre, seines Fleißes Segen —
Der Freiheit Saat, voll guten Muths erblickt,
Die junge Saat, von keinem Sommerregen,
Doch, über Nacht, von frischem Thau erquickt:
Der fliehe Dich, wo auf den stein'gen Boden
Nur Mehlthau fällt, der jeden Keim zerfrißt,
Wo's noch gelingt „solch Unkraut" auszureden,
Und jede Hoffnung eitel Thorheit ist.

Doch wer, verzweifelnd ob so langem Harren,
Der Hoffnung Prachtbau selber niederreißt,
Und unser Thun das Streben eines Narren,
Und unsren Glauben „Geistesschwäche" heißt;
Der suche Dich, und find' in dir betroffen
Ein Maaß, daran er unsre Größe mißt,
Und lerne dorten für die Heimath hoffen,
Wo jede Hoffnung eitel Thorheit ist.

Zu Ida's Hochzeit.

Ida! es knüpft manch' ſchöne Sage
Sich an dies Wort, aus frühſter Zeit,
Und bis an's Ende aller Tage
Lieh ihm Homer Unſterblichkeit.
Berg Ida war's, wo fleiß'ge Bienen
Den Götterhonig einſt gezeugt,
Mit dem der Nymphen treues Dienen
Den Zeus, den jungen, groß geſäugt.

Und Ida war's, zu deſſen Füßen
Der ſchöne Sohn des Priam's ſchlief,
Als ihn aus Träumen, liebeſüßen,
Ein Götterſtreit in's Wachen rief;
Vor ihm, (Minerven im Geleite)
Den Eisapfel in der Hand,
Stand Juno, — aber ſtill zur Seite
Die ſiegesſichre Venus ſtand.

Und Juno ſprach: „holdſel'ger Knabe,
Du, dem an Schönheit Keiner gleicht,
Du ſei's, der dieſe goldne Gabe
Der Schönſten von uns Dreien reicht."
Sie ſprach's; und Paris ohne Schwanken
Nahm hin das Pfand in guter Ruh,
Und warf es, anmuthvoll, der ſchlanken
Der meerentſtiegnen Venus zu.

So war's vordem. Jetzt freilich ſchweigen
Die Himmel tiefer wie das Grab,
Und keine Götterkinder ſteigen
Mehr vom Olymp zu uns herab;
Doch guten Klang, traun wie vor Zeiten,
Hat immer noch was „Ida" heißt,
Zumal wenn es den Eingeweihten
Mit ſüßem Götterhonig ſpeiſt.

Und immer noch zu Ida's Füßen
Streckt ſich manch' Schäfer auf die Trift,
Wenn keine Göttin auch, mit Grüßen,
Die blauen Lüfte mehr durchſchifft.
Die Schäfer unſrer Tage werden
Um den Olymp nicht kalt nicht heiß,
Sie reichen ihrem Gott auf Erden,
An Ida ſelber ihren Preis.

An Emilie.

Da draußen ſchneit es: Schneegeflimmer
Wies heute mir den Weg zu Dir;
Eintret' ich in Dein traulich Zimmer,
Und warm an's Herze fliegſt Du mir —
Abſchüttl' ich jetzt die Winterflocken,
Abſchüttl' ich hinterdrein die Welt, —
Nur leiſe noch von Schlittenglocken
Ein ferner Klang herübergellt.

Nun iſt es ſtill; nun laß uns koſen:
Du legſt Dein Haupt auf meinen Schooß,
Ich aber knüpf' in leichtem, koſen
Getändel Dir die Flechten los.
Du zürnſt; warum? Du glaubſt zu müſſen,
Und ſchwörſt: „nie wieder einen Kuß!"
Da weiß ich, daß ich raſch mit Küſſen
Die krauſe Stirn Dir glätten muß.

„Nun aber komm, nun laß uns plaudern
Vom eignen Herd, von Hof und Haus!"
Da bauſt Du lachend, ohne Zaudern,
Bis unter's Dach die Zukunft aus;
Du hängſt an meines Zimmers Wände
All meine Lieblingsſchilderein, —
Ich ſeh's und ſtreck danach die Hände,
Als müſſ' es wahr und wirklich ſein.

So flieht des Abends ſchone Stunde,
  Vom fernen Thurm tönt's Mitternacht,
Die Mutter ſchläft, in ſtiller Runde
  Nur noch die Wanduhr pickt und wacht.
„Ade, mein Lieb!“ von warmen Lippen
  Ein Kuß noch, — dann in Nacht hinein:
„Das Leben lacht, trotz Sturm und Klippen,
  Nur Steurer muß die Liebe ſein.“

Zur Verlobung.

Es paſſt uns nicht die alte Leier
In unſren jungen Liebesrauſch,
Wir denken und wir fühlen freier,
Und wollen's auch beim Ringetauſch;
Der Treue Pfand, zu dieſer Stunde
Empfang' es in Champagner-Wein:
Der güldne Ring auf Bechers Grunde
Soll Sinnbild meines Lebens ſein.

Laß überſprudeln mich, und freue
Der Kraft Dich, die da ſchäumt und gährt;
Tiefinnen, wie dies Bild der Treue,
Lebt meine Liebe unverſehrt.
Trink aus! begeiſtern und erheben
Laß Dich zu heil'ger Leidenſchaft,
Und trinke dann aus meinem Leben
Dir gleiche Luſt und gleiche Kraft.

Shakeſpeare's Strumpf.

(Bei Gelegenheit eines Leipziger Feſtes, wo man mit einer Schillerſchen Weſte Gegenſpiel trieb.)

Hochgeſprungen, lautgeſungen!
Wenn verſchimmelt auch und dumpf,
Sei's! wir haben ihn errungen
William Shakeſpeare's wollnen Strumpf.

Sieg! wir haben jetzt die Strümpfe,
Haben jetzt das heil'ge Paar,
Drinnen er trotz Meer und Sümpfe
Sicher vor Erkältung war.

Sieg! wir huld'gen jetzt dem Strumpfe,
Der der Strümpfe Shakespear' iſt,
Denn er reicht uns bis zum Rumpfe,
Weil er faſt zwei Ellen mißt.

Sieg! wir haben jetzt die Strümpfe,
Dran er puſte, wiſchte, rieb
Manchesmal die Federſtümpfe,
Als er ſeinen Hamlet ſchrieb.

Drum wer je ein Lied gefeiert,
Wenn er ſich nicht lumpen läßt,
Singt Oktaven er, und feiert
Unſer nächſtes Shakespearefeſt.

Unſren Enkeln wird man melden:
„Euer Ahn, daß ihr es wiſſt,
War auch Einer von den Helden,
Die den Shakespeare-Strumpf geküſſt."

Drum herbei was Arm' und Beine,
Unſrer harret ſchon Triumph,
Und dem Shakeſpeare-Strumpf-Vereine
Helfen ſo wir auf den Strumpf.

An Bettina.

(Bei Leſung ihres Königs-Buches.)

Dein Geiſt nimmt wie auf Lerchenſchwingen
Tief in den Himmel ſeinen Zug,
Und freudig lauſch' ich ſeinem Singen,
Und freudig folg' ich ſeinem Flug.

Doch wie die Lerch' auf ihren Zügen
Oftmals im Aether mir verſchwimmt,
So auch Dein Geiſt auf ſeinen Flügen,
Wenn er zu hoch in's Blaue klimmt.

Rangstreitigkeiten.

In einem Lumpenkasten
War große Rebellion:
Die feinen Lumpen hassten
Die groben lange schon.

Die Fehde that beginnen
Ein Lümpchen von Batist,
Weil ihm ein Stück Sacklinnen
Zu nah gekommen ist.

Sacklinnen aber freilich
War grob wie Sackleinwand,
Und hatte wundereilig
Die Antwort bei der Hand:

„Von Lady's oder Schlumpen —
's thut nichts zur Sache hier,
Du zählst jetzt zu den Lumpen,
Und bist nicht mehr wie wir."

„Von der Tann iſt da!"

(Schleswig-Holſtein-Lied *)

Hurrah, hurrah,
Von der Tann iſt da!
Von der Tann iſt kommen auf Eiſenbahnen,
Mit Eiſen die Wege ſich weiter zu bahnen.
Ihr lieben Dänen, nun müſſen wir leider
Raſch über die Eider, raſch über die Eider,
Und weiter und weiter, — hurrah, hurrah,
Von der Tann iſt da, von der Tann iſt da.

*) Ich gebe auch jetzt noch das verſtehende Lied. An der Sache Schleswig-Holſtein's verzagen, hieße an Deutſchland ſelbſt verzweifeln. Der Verf.

Hurrah, hurrah,
Von der Tann iſt da!
Ihr Düppelſchen Höhen, ihr Düppelſchen Schanzen
Nun giebt es mal wieder ein Stürmen und Tanzen,
Und ſeid ihr erſt unſer, dann 'rüber nach Alſen,
Das Fiſchvolk uns gründlich vom Halſe zu halſen,
Und weiter und weiter, — hurrah, hurrah,
Von der Tann iſt da, von der Tann iſt da.

Hurrah, hurrah,
Von der Tann iſt da!
Was Strich, was Grenze von Flensburg bis Tondern,
Wir wollen nichts Halbes, kein Theilen und Sondern;
Herr Kammerherr Tilliſch, nun grade, nun grade
Wir wollen und müſſen bis Apenrade,
Und weiter und weiter, — hurrah, hurrah,
Von der Tann iſt da, von der Tann iſt da.

Hurrah, hurrah,
Von der Tann iſt da!
Wir wollen in Krieg und in Hader leben,
Bis daß wir wieder in Hadersleben;
Wir wollen zum Schluß die Fridricia-Schulden
Rückzahlen den Danske's auf Groſchen und Gulden,
Und weiter und weiter, — hurrah, hurrah,
Von der Tann iſt da, von der Tann iſt da.

Hurrah, hurrah,
Von der Tann iſt da!
Von der Tann iſt da, den ſchicket uns Baiern,
Nun werden die andern nicht lange mehr feiern,
Die Schwaben und Franken, die Sachſen und Heſſen,
Die werden am Ende uns auch nicht vergeſſen,
Und weiter und weiter, — hurrah, hurrah,
Von der Tann iſt da, von der Tann iſt da.

Hurrah, hurrah,
Von der Tann iſt da!
Ihr deutſchen Brüder im Weſten und Oſten,
O laßt nicht die Kling' in der Scheide verroſten;
Die Büchs und den Pallaſch heruntergenommen,
Ihr ſeid uns willkommen, zum Siege willkommen,
Und weiter und weiter, — hurrah, hurrah,
Von der Tann iſt da, von der Tann iſt da.

Karl Stuart.

(Dramatiſches Fragment.)

Perſonen.

Karl Stuart, König von England.

Henriette Marie (Tochter Heinrichs IV. von Frankreich), ſeine Gemahlin.

Thomas Wentworth, Graf v. Strafford, erſter Miniſter.

Oberſt Goring.

Oberſt Bloemingfield.

Van Dyk.

Ein Diener.

Ort: London. Zeit: 1640.

Erſter Akt.

Der König. Van Dyk.

Zimmer des Königs. Auf einem Stuhl, ſeitwärts vom König, ſteht das Bild der Königin, von Van Dyk gemalt. Der Maler ſelbſt, der das Bild eben gebracht, in einiger Entfernung hinter dem König.

König.

Der Meiſter hat ſich neu bewährt; das iſt
Kein Bild der Königin, das iſt ſie ſelbſt.

Van Dyk. (ſich verbeugend)

Ein liebend Auge iſt ein milder Richter,
Ihr lebt das Bild, weil Ihr ſein Vorbild liebt.

König.

O, Niemand weiß es beſſer als ihr Maler:
Der Liebe Blindheit hat die ſchärfſten Augen.
Wir überſehn die Blattern des Geſichts,
Sind blind für alle Mängel der Natur,
Und doch, wenn auf dem Bildniß unſrer Schönen
Das Grübchen fehlt, das ſie beim Lächeln zeigt,
So merken wir's, und nennen voll Entrüſtung
Des Meiſters Werk — elende Stümperei.

Van Dyk.

Kann ſein daß mir die Stunde günſtig war,
Auch malt' ich mit beſondrer Luſt und Liebe:
Mir lag ein Trieb und Sporn in dem Gedanken
„Es gilt der Tochter einer Medicis"; —
Dem ganzen Hauſe malt' ich dieſes Bild,
Ein Künſtlerdank an alle Mediceer.

König.

Die Völker fühlen anders.

Van Dyk.

Volk und Kunſt
Sind jetzt Geſchwiſter, die ſich nicht verſtehn;
Es zieht ein jedes ſeine eigne Straße.

König.

Ein wahres Wort! und glücklich alle Kunſt,
Die unberührt vom Schmutz und Schlamm des Lebens,
Taub für den Haß und Wirrwarr der Parthein,
Den Maſſen fern, — die eignen Pfade zieht.
Und glücklich Ihr, die Ihr der Schönheit dient!
Euch bindet nicht des Landes enge Grenze,
Nur in zwei Völker theilt ſich Euch die Welt:
In geiſtig Sehende und geiſtig Blinde.
Die Einen fliegen jubelnd Euch entgegen,
Die Andern wiſſen kaum es, daß ihr ſeid,
Und ſo, vor aller Niedrigkeit geborgen,
Löſt Ihr das Räthſel, ungehaſſt vom Pöbel,
Der Guten Freund, der Beſten — Stolz zu ſein.

Van Dyk.

Weht, alle Kunſt iſt ein Geſchenk des Himmels,
Und Dankbarkeit des Auserwählten Pflicht,
Doch haben wir auch unſre ſchweren Stunden.
Den jungen Ruhm vergiftet uns der Neid,
Die eigne Kraft betrachten wir voll Zweifel,
Und was ſo leicht ſich und natürlich giebt,
Als wär' das Werk uns in den Schooß gefallen,
Das rang in uns oft jahrelang nach Form,
Und manches Webe — —

König. (ihn unterbrechend)

Hört Ihr draußen den Lärm?!
Nicht Ruh nicht Raſt in meinem eignen Haus!
Van Dyk — ich ſeh Euch wieder! Tag um Tag
Beſtürmt mich jetzt das Volk, und ſeine Bitten
Sind nicht viel anders wie Befehle. Gott
Zum Gruß, nochmals — lebt wohl! (Van Dyk ab.)

(Die Königin raſch und in höchſter Aufregung eintretend.)

König.

Was giebt's Marie?

Königin.

Es iſt empörend!

König.

Was empört Dich? ſprich.

Königin.

Das City-Volk iſt wieder auf den Beinen —

König.

Und wie ein Zerrbild auf Geſetz und Recht,
Schreit es: Gerechtigkeit, Gerechtigkeit!
Ich kenn' ſie ſchon die neuen Themis-Prieſter
Mit nackten Armen und geſchwungner Axt.
Wem gilt es heut?

Königin.

Ach, meiner armen Mutter.
Durch Ränkekunſt vom eignen Herd verbannt,
Sucht Schutz ſie bei der königlichen Tochter,

Doch ärmer als des ärmſten Mannes Weib,
Hab' ich kein Obdach für die eigne Mutter.

König.

Was ſoll's mit ihr?

Königin.

Fort ſoll ſie aus dem Land.
„Weg die Papiſtin, weg den Antichriſt,
Weg mit dem Buhlweib Herzog Buckingham's!"
So ſchrein die Raſenden, und Späße hört' ich,
Die alle Sitt' und Scham mit Füßen treten.
Sonſt ſtirbt der Haß mit des Verhaßten Glück,
Nur dieſes Volk geizt nach der Schanden-Ehre
Für alles Mitleid taub und todt zu ſein:
Zu altem Haß geſell'n ſie neuen Spott,
Und roher als das rohſte Volk der Wüſte,
Mißachten ſie des Gaſtes heilig Recht.

König.

Wär' Strafford da!

Königin.

Nenn' mir den Namen nicht.
Er hat die Hand im Spiel; ich weiß es ſicher.

König.

So iſt er hier?

Königin.

Seit geſtern ſchon.

(Ein Diener tritt ein.)

Diener. (anmeldend)

Graf Strafford, — Majeſtät. (Diener ab)

(Strafford tritt ein und eilt auf den König zu)

Strafford. (mit Wärme)

Mein Herr und König!

(er küßt des Königs Hand und verbeugt ſich dann gemeſſen gegen die Königin.)

König.

Gegrüßt Mylord! Ich wähnt Euch noch in Irland,
Von langer, ſchwerer Krankheit kaum erſtanden,

Doch Strafford iſt der alte; er genas
Aus Luſt und Liebe ſeinem Herrn zu dienen.

Strafford.

Ihr ſprecht es aus; krank traf mich Euer Brief,
Ich las: Ihr rieft mich, — und ich war geneſen.
Seit geſtern bin ich hier; o, wär' ich's länger:
Bei Freund und Feind welch' Wechſel der Erſcheinung!
Der Feinde Haß, ohnmächtig ſonſt vor Furcht,
Jetzt prahlt er ſchier in offnem Widerſtande, —
Und ſchlimmer noch: des Argwohns Rattenzahn
Nagt an der Freunde Herz.

König.

Vor allem, Graf,
Saht Ihr das freche Treiben vor dem Schloß?

Strafford.

All dieſes Treiben iſt nur Wiederhall,
Iſt nur Symptom der Krankheit, nicht ſie ſelbſt.
Die Krankheit ſelber nennt ſich — Parlament.

Das ist die Amme, die den Zwiespalt säugt,
Das ist die Wurzel, die den Giftbaum trägt,
Und, allen Stolz wegwerfend aus der Brust,
Sprech ich zu jedem Feinde: „sei mein Freund",
Um diesen Urfeind sichrer zu vernichten.

König.

Ich lieb ihn nicht; doch was zumeist ich hasse,
Das ist dies Straßenparlament, das täglich
Mit drohenden Fäusten jetzt Gesetze macht.
Wie stand es draußen?

Strafford.

Leer ist Hof und Platz.
Des Schlosses Wache griff die lautsten Schreier, —
Der Rest zerstob wie Spreu.

Königin. (lebhaft)

Und die Gefangenen?

Strafford.

Sind noch in Haft.

Königin. (Maria)

Sie müſſen an den Pranger.

Strafford.

Das gäb' ein Martyrthum, wär' ein Triumph:
Sie würden Blumen erndten ſtatt der Schande.

Königin.

So laßt ſie peitſchen.

Strafford.

Gnäd'ge Königin,
Wir haben andre Feinde zu bekämpfen.
Mein Rath iſt: gebt ſie frei, — und mehr als das:
Gebt ihrem Wunſch Gehör.

König.

Ich faſſ' Euch nicht.
Ihr könnt nicht meinen, Graf, —

Strafford.

Der Königin Mutter
Muß aus dem Land.

Königin.

Wie?!

König.

Mylord Strafford, traun,
Nachgiebigkeit war ſonſt nicht Eure Tugend.

Strafford.

Und iſt es nicht; was Euch ſo ſcheinen mag
Iſt Pflicht der Klugheit, iſt — Nothwendigkeit.

König.

Die Klugheit heiſcht nur eins: dem Unfug ſteuern,
Ziel ſetzen dieſem maaßlos frechen Fordern.

Strafford.

Des Volkes Fordrung iſt nicht frech an ſich,
Es war's die Art und Weiſe nur, die Form,
Das Wie war ſträflich, aber nicht das Was.
Hört auf dies „Was". Der Feind iſt ſtark; wir brauchen
Vertrauen jetzt, wir brauchen Bundsgenoſſen:
Des Volkes Lieb' und Treu', um jeden Preis;

Der Königin Mutter aber (ſei's geklagt!)
Iſt unſrem Volk verhaſſt.

König.

Sagt unſrem Pöbel.

Strafford.

Des Pöbels Stimme dürfen wir verachten,
So lang es eben Pöbel nur, was ſchreit.
Doch wenn ein ganzes Volk dahinterſteht,
Und jene rohe Menge nur die Zunge
Dem Wunſch und Willen aller Herzen leiht,
Dann iſt es Zeit auf ſolchen Ruf zu achten,
Und dieſe Stunde kam. — Auf meiner Fahrt
Jüngſt durch die Weſtprovinzen dieſes Lands,
In Cheſter, Warwick, Orford, Shrewsbury,
All überall, am Weg, in Dorf und Stadt,
Stand man in Gruppen, ſchüttelte den Kopf,
Und trat ich näher, ſtets derſelbe Name
„Marie von Medicis", — dieſelben Flüche,
Und ſtets derſelbe Ruf: „fort muß ſie, fort".

Das war der Pöbel nicht, das war das Volk,
Und dieſes Volk und ſeine gute Meinung
Das brauchen wir, das fiel entſcheidungsvoll
Noch immer in des Kampfes Wage, und
Wohin ſich's neiget, neigt ſich auch der Sieg.

Königin.

Genug, Mylord! Ihr müht umſonſt Euch ab
Des Staatsmanns Ernſt und Würde zu erkünſteln,
Zu thun, als knüpfe ſich das Wohl des Lands
An meiner Mutter Bleiben oder Gehn.
Sie ſoll nicht fort um Ruh und Friedens willen,
Nicht fort, weil Pöbel oder Volk es fordert,
Sie ſoll nur fort, weil es Graf Strafford will.
Verletzte Eitelkeit ſchreit laut um Rache:
Ihr denkt des Tages noch, wo meine Mutter
„Land-Edelmann" in bittrem Scherz Euch nannte.
Doch Eitelkeit iſt nur der ſtumpfre Sporn,
Der Herrſchſucht Stachel ſetzt Euch ſchärfer zu,
Erproben möchtet Ihr an dieſem Fall

All Eure Aussicht auf Allmächtigkeit.
Ein kranker Stolz hat Euer Herz vergiftet;
Die Liebe selbst zu Eurem Herrn und König
Ist nur ein Kind des Hochmuths dem Ihr dient,
Und meiner Liebe Macht und Einfluß fürchtend,
Hasst Ihr mich schon, weil mich der König liebt.
Thut, was Ihr müsst, nur schonet meine Mutter,
Sonst Graf, so wahr ich meiner Mutter Tochter,
Ich denk' es Euch. (ab.)

König.

Mylord, nicht Fürsten nur,
Auch Völker kennen Eigensinn und Laune.
Welch' Makel haftet an der Königin Mutter?!
Ist es der bloße Name „Medicis"?
Wie, oder geht das ewige Gespenst —
Die Furcht vor Rom und seinem Pabstthum wieder
Durch's ganze Land?

Strafford.

Hört, was ich selbst vernahm.

Zu Coventry, es war am hellen Tag,
Sprang Einer aus dem Volk auf eine Tonne.
„Landsleute, — rief er — hört ein Stückchen noch
Von einer Medicis und Königin Mutter; —
Hieß Katharine zwar, und nicht Marie,
Doch welcher Apfel fiele weit vom Stamm!
Bluthochzeit feierte die Stadt Paris,
Der Glocke Zeichen war in Nacht verklungen,
Und durch die Straßen, wie gehetztes Wild,
Wehschreiend, betend floh der Hugenott.
Schon zog ein Blutstreif durch den Seine-Fluß,
Schon lag verstümmelt, siebenfach durchbohrt,
Auf offnem Platz der greise Coligny,
Und immer noch, den Mord zum Morde mahnend,
„Laßt Aber!“ schrie der tückische Tavannes.
Im Schlosse aber, das sie Louvre nennen,
An jener hohen Bogenfenster einem,
Stand König Karl, der neunte seines Namens,

Und zitterte. Der ungeheure Frevel
Griff ihm in's Herz. Trotz Licht und Fackelglanz,
Nacht war's um ihn. Er warf die Büchse fort;
„Ich kann nicht schießen, Mutter!“ rief der König.
Da trat ein Weib hervor, schwarz war ihr Haar,
Schwarz wie der Sammet ihres Schleppenkleides,
Und ihrem Aug' entflammte tiefre Gluth,
Als dem Rubin der ihr am Nacken blitzte.
„Bist Du ein Mann!“ so raunte sie ihm zu,
Ein König und — so feig? ich mag's nicht glauben!“
Das zündete. Der Fürst, in falscher Scham
Ergriff er neu das Rohr, sie aber rief:
„Schau dort das Weib, das Hugenottenweib, —
Sie flieht und birgt den Säugling an der Brust, —
Zertritt das Raupennest!“ Der König schoß;
Ein Wehschrei klang herauf; doch die Entmenschte

Schlug in die Hand und lachte: „brav, mein Sohn!“
Und dieſes Weib — und nun geht ſtill nach Haus —
War eine Medicis und Königin Mutter.“
So ſprach der Mann (es war zu Coventry)
Und ſprang herab; ich aber fuhr des Wegs.

König.

Und ward kein Beifall laut? trug man den Sprecher
Nicht im Triumph nach Haus? ſchwur nicht ein Jeder,
Vom feiſten Höker bis zum Bettelbuben,
Für ſeinen Glauben einzuſtehn? die Thoren,
Als ſei ihr Glauben in Gefahr! ſo aber
Iſt dieſes Volk: ſein Denken all und Fühlen,
Sein Heiligſtes, ein Spielball iſt's in Händen
Fanat'ſcher Prieſter, oder ſchlimmer noch,
Ehrgeiz'ger Gaukler die ihr Fach verſtehn.

Der Mann, der da herab von seiner Tonne,
Mit jedem Wort die Saat des Hasses streute,
Was gab er mehr als Worte? welche Schuld
Warf er der Königin Mutter vor die Füße?
Was war es? nichts! ihr Name — ihre Schuld.

Strafford.

Das eben ist's; da lebt uns die Gefahr,
Daß jeder Scheingrund gläubge Hörer findet,
Daß alles Volk, von Argwohn wie bestrickt,
Das Tollste glaubt, nicht weil es glaubhaft wäre,
Nein, eben deshalb weil's unglaublich ist.
Schon flüstert man von einer Hofverschwörung,
Ihr — heißt es — seid im Herzen Katholik,
Und neu errichtet sehn viel Tausend schon
Die Scheiterhaufen der Maria Tudor
Durch diese mediceische Marie.
Des Mißtrauens Nessel wuchert durch das Land,
Und dieses Unkraut aus den Seelen reißen,
Das kann kein Wort, das kann nur — eine That.

König.

Weh aller Zeit — und es iſt unſre Zeit —
Wo des Vertrauens Brücke abgebrochen,
Die zwiſchen Volk und Fürſtenherz ſich ſchlug;
Wo Königswort ein leerer Schall geworden,
Ein tönend Erz und einer Schelle Klang.
Des Volks Furcht iſt Wahn! und doch, ich fühl' es,
Was Argwohn eingeäzt in die Gemüther,
Das wiſcht man nicht mit Worten aus der Bruſt:
So ſei's denn eine That; ſei's denn ein Opfer:
Der Königin Mutter geht!

Strafford.

Glück auf, zum Sieg!
Aus dem Entſchluß wächſt uns ein ganzes Heer.
Traun, wie bei Azincourt, auf blut'gem Feld,
Die Geiſter einſt der Helden von Creey
Die Lücken ſtopften und zum Sieg uns führten, —
So fechten jezt für uns die guten Geiſter
Neu auferweckter Lieb' und Treu. — Und nun

An's Parlament, — es darf nicht länger leben!

König.

Kein Ueberstürzen, Graf! der Schritt ist ernst.
Das rasche Zürnen unsrer früh'ren Jahre,
Das, Mal auf Mal, die trotz'gen Parlamente
Uns lösen ließ, — es hat nicht eingeschüchtert,
Es hat erbittert nur. Nein, nein, Mylord!
Das Mißtrauen, das Ihr wegzutilgen trachtet,
So streut Ihr's nur mit vollern Händen aus,
Denn eifersüchtig bis zum eignen Schaden,
— Das Beste selbst noch als ein Schlimmes deutend, —
Wie seinen Glauben unser Volk bewacht,
Bewacht es auch sein Recht.

Strafford.

Sein Recht? das soll's!
Doch das ist keines von des Volkes Rechten,
Daß, wenn durch List und Mißbrauch aller Art,

Des Landes puritanſche Conventikel
In's Parlament (das Volkesſtimme ſei)
Mit Bibelſprüchen ſich hineingezetert, —
Daß wir vor ſolchem Echo von Sektirern
In Ehrfurcht ſtehn, wie vor Orakelſprüchen.
Das Wohl des Volkes iſt ſein höchſtes Recht,
Und in dem Rechte wurzelt unſer Recht,
Die Art an ſolchen faulen Stamm zu legen.

König.

Und wenn's geſchäh', was führt dann den Beweis
Klar und handgreiflich vor des Argwohns Augen,
Daß Liebe nur zu Volk und Land, nicht aber
Engherzger Haß zu dieſem Schritt uns trieb!
Glaubt Ihr, Mylord, daß jenes Bleigewicht,
Was dieſes Parlamentes Filzerei
All unſren Plänen an die Flügel hängt, —
Daß all die Steine, die ſein Widerſprechen
Bei jedem Schritt uns vor die Füße rollt, —
Daß all ſein Pfeile-ſchießen giftgen Spottes,

Sein uns mit Koth-bewerfen plumper Späße, —
Daß alles das uns in des Volkes Augen
Ein Recht verleiht die Lästgen abzuschütteln?!
Nein, an dem Spiel erquickt sich nur das Volk,
Erlabt sich dran, daß wir, die Hochbeglückten,
Auch unsren Hemmschuh an den Füßen tragen,
Und eh' Ihr nicht mit etwas Ungeheurem
An ihre Seele klopft und sprecht: „seht her!
Die ihr „Vertreter" nennt, — es sind Verräther";
Eh' glückt es nicht. —

Strafford.

Drum eben glückt es, — lest!
(er überreicht dem Konig ein Papier)
Ein Ungefähr verschafft uns diesen Brief.
Der Zufall ist oft klüger als die Klügsten,
Und überlistet hämisch noch die List.
(während der König liest, mit immer steigender Lebendigkeit)

Jetzt haben wir die Füchse all im Eisen,
Die Pym's, die Hampden's und die Harrison's!
Verrath liegt klar zu Tag! das Schottenheer,
Das immer noch an unsrer Grenze lungert,
Hier dieser Brief nennt es: „viel-liebe Brüder"
Und ladet gastlich, Wort um Wort, es ein,
An unsres Landes Tische sich zu setzen.
Das ist Verrath auch in des Volkes Augen!
So gradezu den Feind herbeizurufen,
Und mit ihm Krieg und seine tausend Wunden,
Das öffnet aller Augen.

König.

Ihr vergesst,
(In zürnender Entrüstung, die ich theile,)
Fünf Namen nur verräth uns dieses Blatt:
Pym, Hampden, Hollis, Cromwell, Harrison.
Die That ist ihre That; das Parlament
Hat keinen Theil daran.

Strafford.

Es wird ihn haben.

Auswirk' ich heute noch im Haus der Lords,
Noch dieſe Stunde, den Verhaftsbefehl;
Mit dem Befehl dann hin in's Unterhaus,
Vom Hauſe ſelber dieſe fünf zu fordern.
Wenn ſich's dann weigert, — und es wird ſich weigern,
Sich ſträuben, wie der Leib ſich ſträubt die Seele,
In der ſein Leben wurzelt, wegzugeben, —
Dann Sieg! Hintretend vor Alt-Englands Volk,
Abreißend dieſen Heuchlern ihre Maske,
Erklären wir dies Schelmen-Parlament
Für aufgelöſt; und wenn dann unſer Land,
— Rundköpfge Pſalmenſänger ausgenommen —
Nicht „Amen" ſpricht, und nicht aus voller Kehle
„Hoch leb' der König!" ruft, ſo nennt es Lüge
Nenn ich mich je noch Euren treuſten Diener.

König.

Rundköpfge Pſalmenſänger, wie Ihr ſagt,
Uns lebt davon ein gutes Theil im Lande.
Sie werden um ihr Parlament ſich ſchaaren,
Und wenn die Schotten dann die Waffenruhe
In alter, guter Schottentreue brechen —

Strafford.

So ſind, geſtützt auf unſer Volk und Recht,
Wir dieſem Feind wie jedem Feind gewachſen.
Die iriſche Armee iſt treu: wir werfen
Von Belfaſt und Dublin zehntauſend Mann
Kerntruppen 'rüber an die ſchottiſche Küſte,
Und wenn ſich's hier am eignen Herde regt,
So haben wir auch hier noch Regimenter,
Die nur des Zeichens harrn —

König. (geſpannt)

Glaubt Ihr das ſicher?

Strafford.

So ſicher wie an meine Schuld ich glaube,

Und an Vergebung meiner Schuld. Hört selbſt:
Goring und Bloomingfield, zwei Oberſten,
Harrn in der Halle draus und bitten dringend
Um Audienz, im Auftrag ihrer Corps's.
Gefall' es Euch ſie vorzulaſſen.

König. (indem er klingelt)

Gern!

(zum hereintretenden Diener:)

Die Oberſten!

(Die Oberſten treten ein)

Ah, Oberſt Bloomingfield!
Ich ſah zu Berwick Euch, im vor'gen Herbſt,
Als wir den Schotten gegenüberſtanden.
Ein ſtattlich Regiment das Eure! Sagt,
Wie ſteht's um Geiſt und Stimmung in der Truppe?

Bloomingfield.

Schlecht, Majeſtät!

König.

Schlecht, Oberſt? Sprecht, wie das?!

Bloomingfield.

Schlecht Majeſtät, weil man uns ganz vergiſſt,
Uns Sold bezahlt um — Nichts, anſtatt der Treue
Doch auch ein Wort, ein Wort mit hier zu gönnen.

(er ſchlagt mit ganzer Hand an ſeinen Degen.)

Wir denken ſo: wie lange wird dies Neſt
Von Rechtsverdrehern und von Krämerſeelen,
— Dienſtfertige Narren nennen's Parlament —
Noch unſrem Herrn in ſeiner Krone ſitzen?
Und unſer Tiſch- und unſer Nacht-Gebet
Heißt immer: Gott erleuchte unſren König,
Daß er, wie unſer Heiland einſt vor Zeiten,
Die Schachrer alle aus dem Tempel jagt.

König.

Topp, Bloomingfield, wie auch ihr Ausdruck ſei,
Ich weiß die Treue jederzeit zu ſchätzen,

Und mit dem Herzen hört' ich, was Ihr sprecht. —
Euch Oberst Goring, staun' ich fast zu sehn:
Vom Grafen Esser hört' ich gestern noch,
Ihr wär't mit Leib und Seele Puritaner.

Goring.

Das bin ich, Majestät; vor allen aber
Bin ich Soldat; und was ich sonst auch glaube,
Zuvörderst glaub' an Gott ich und — den König.

König.

Das nenn ich brav gesprochen! nun, Ihr Herrn,
Was führt Euch her? ein Wunsch aus solchen
Herzen
Trägt die Gewähr in sich.

Bloomingfield.

Das wolle Gott!
Wir haben hier ein Blatt zu recht geschriftet,
Und bitten Eure Königlichen Gnaden,
Zu Trost und Hoffnung aller treuen Diener,
Dies Blatt zu unterschreiben. Inhalt lautet:

— Das heißt der langen Rede kurzer Sinn —
„Ich Unterzeichneter, der König Karl,
Will wieder König sein in meinen Landen,
Was ich hiemit kund und zu wissen thu."

König. (lachend)

Habt Ihr das je bezweifelt! dachtet Ihr
Ich könnte je, gleich jenem Kaiser Karl,
Mein Diadem mit der Tonsur vertauschen?

Bloomingfield.

Schreibt, Majestät: 's wirkt besser schwarz
auf weiß.

König. (heiter)

Es mag drum sein!

(er unterschreibt.)

Nun Bloomingfield, nehmt hin!
Wir werden Eures Arms und Eurer Treue
Gar bald bedürfen, — sagt das Euren Corps's,
Und damit Gott befohlen!

(Die Obersten ab.)

Strafford, traun,
Wir haben Schätze noch trotz leeren Schatzes!
Des alten Graubarts ungeschlachtet Wort
Ging wie ein Becher Wein mir durch die Seele.
Ihr aber blickt so finster; was geschah?

Strafford.

Ein Nichts, und doch ein Etwas, — wie
Ihr wollt.
Mein Blick fiel eben auf das Bild: es lachte;
Mir ging dies Lachen auch durch meine Seele.

König.

Strafford, was ficht Euch an?

Strafford.

(stürmisch die Hand des Königs fassend)

Mein Herr und König,
Wenn diese Hand zum letzten Mal ich küsste!

König. (voll Theilnahme)

Ihr seid noch krank, Mylord!

Strafford.

Mir ahnt Gefahr; —
Verſchworen hat der Haß ſich meiner Feinde,
Ich weiß es, ihre Fallen ſind geſtellt:
Sie oder ich, — ſo ſteht das Spiel.
(er ſchweigt einen Augenblick, dann in höchſter Aufgeregtheit:)
Was auch geſcheh',
Man kann an's Leben mir, nicht an die Treue. —
Und nun in's Haus der Lords! (ab.)

König.

Behüt' Euch Gott!
(er ſieht ihm nach, dann nach einer Pauſe:)
O, weckte doch ein Abglanz ſolcher Treue
In allen Herzen, drin der Argwohn wintert,
Wie Sonnenblick, den Frühling des Vertrauens.
Vertrauen, ſchönſter Stein in Königskronen,
Du Mutter aller Liebe, und ihr Kind,
Du einzig Pfühl, auf dem wir ſorglos ſchlummern,

Ich rufe Dich, kehr' wieder in dies Land!
Es giebt kein Glück, wo Du den Rücken wandteſt,
Es giebt kein Unglück — lächelſt Du auf's Neu;
Laß ſiegen mich mit Dir in Friedensſchlachten,
Ein Sieg nur über Herzen iſt ein Sieg.

Ein Ball in Paris.

Ein Ball in Paris.

Paris hat Ball: hin durch der Gaſſen Enge
Brauſt raſſelnd der Karoſſen bunte Menge,
Die Quai's entlang, entlang die Tuillerien,
Ein raſtlos Jagen und Vorüberfliehn.
Halloh, die Peitſche knallt, die Roſſe dampfen,
Schon dröhnt „La Grêve" von ihrer Hufe Stampfen,
Und jetzt ein kurzes „Halt!" — hell glänzt das Ziel,
Der prächtge Ballſaal des Hôtel de Ville.

Rings Fackelglanz; die Nacht iſt lichter Tag,
Betreſſte Diener ſpringen an den Schlag,
Leis kniſtert auf der ſteingebaunen Treppe
Der Atlasſchuh, es rauſcht die Seidenſchleppe,
Der Mantel fallt, und jetzt in luftgem Shawl,
Selbſt luftig, ſchwebt die Schönheit in den Saal.

Drin wogt es ſchen; auf Klangen der Muſik
Wiegt ſich der Glanz der neuen Republik:
Die Abenteurer und die Schleppenträger,
Die Vettern all und all die Stellenjäger
(Auf deren Bruſt das Kreuz der Ehre blitzt,
Weil nichts von Ehre drin im Herzen ſitzt)
All ſind ſie da, und leichter ſchwebt ihr Fuß,
Trifft ſie des Kaiſerneffen flüchtger Gruß.

Der Kaiſerneffe aber, klanglos hin
Zieht heut der Töne Macht an ſeinem Sinn,
Sein Aug' iſt todt rings für den Blumenflor,

Nach einem Punkt nur blinzelt Er empor,
Von wo herab im Purpur, goldgeſtickt,
Des Kaiſers Bild auf ihn herniederblickt.

Das Kaiſerbild! traun in das Feſtgebraus
Aus ſeinem goldnen Rahmen tritt's heraus,
Ein tiefer Ernſt umſchattet ſein Geſicht,
Der Kronendurſtge aber ſieht es nicht,
Er ſieht nur wie der Goldreif blinkt und blitzt,
Der auf der Stirne des Allmächtgen ſitzt,
Er ſieht das Scepter nur der halben Welt,
Das Jener ſpielend faſt in Händen hält,
Und zitternd nach des Glückes gleicher Huld,
Ruft er ſich ſelber zu: „Geduld, Geduld!“

So aber denken nicht die ſchlanken Schönen,
Die leicht hin ſchweben auf den leichten Tönen,
Mit Blüthen ſind die Blühenden geſchmückt,
Wie wenn man Roſen noch auf Roſen drückt,

Und ſchier als wär' die Gabe zu genießen
Selbſt nur ein ſtundenkurzes Blüthenſprießen,
So jagt man hin, voll fieberhafter Haſt,
In ewger Furcht, die Stunde ſei verpaſſt.

Ich tanze nicht; — im Durſt nach Luft und Friſche
Tret' ich ſeitab in eines Fenſters Niſche,
Und hinter mir jetzt all den Saus und Braus,
Blick' ich, aufathmend, in die Nacht hinaus.
Die lagert draußen ſchwarz und ſchwer und dicht,
Mit Eiferſucht-umfinſtertem Geſicht,
Und in des Saales Glanz und Pracht und Schein,
Starrt wie der Tod in's Leben ſie herein.

Doch lauter immer wird das laute Treiben,
Feſt drück' die Stirn ich an die feuchten Scheiben,

Da iſt es mir, als ob mein Ohr es träf':
„Kennſt Du den Platz da draus? kennſt Du
„La Grêve"?

La Grêve! wie kalt das Wort mich überlief,
Und nächtge That vor meine Seele rief;
La Grêve! wo Haß nur, der nach Rache ſchnob,
Der Freiheit Zerrbild aus der Taufe hob;
La Grêve! wo man von Menſchenliebe ſchwur,
Wenn mal auf mal das Beil herniederfuhr;
La Grêve! wo Blut aus ſo viel Quellen floß,
Daß es — ein Strom ſich in den Strom ergoß.

Und mir im Rücken jetzt erbrauſt es wilder,
Vor meinen Augen aber, Schattenbilder
Der Greuel all, die ringsumher geſchehn,
Läßt mich die Nacht in ihrem Spiegel ſehn.

Horch! Weiberſtimmen durch die Lüfte kreiſchen;
Da ſind ſie ſelbſt; — in Wolluſt zu zerfleiſchen,
Hat ihres Fleiſches Wolluſt ſich verkehrt, —
Blut heißt jetzt was die Sinnlichkeit begehrt.
Manch Eine trägt den Säugling an der Bruſt,
Doch nirgends einer Mutter ſtille Luſt:
Mit aufgelöſtem Haar, halbnackt die Leiber,
So ziehn vorbei mir die Verſailler Weiber.

Und jetzt, verhallt kaum iſt ihr Schrei nach
Brot,
Da naht ein zweiter Zug, den führt der Tod,
Er zieht als Metzgeſell dem Zug voraus,
Und trägt zwei Stangen und zwei Köpfe drauf:
Wild heulend folgen aus den Rhône-Landen
Die Lyoneſer- und Marſeiller Banden,
Siegtrunken noch vom Sturm der Tuilerien,
Seh' ich die Blutgen mir vorüberziehn.

Vorbei, vorbei! jetzt aber Trommelklang
So dumpf, so hohl, — das ist ein Sterbegang:
Schon um den Platz wie eine Eisenkette
Legt sich der spitze Wald der Bayonnette,
Und rasch, in Nacht herauf, steigt das Schaffott,
Vom Volk umtanzt in widerlichem Spott.
Zwei Männer schreiten herwärts; — alles still, —
Es winkt des Priesters Hand, die segnen will,
Und machtvoll jetzt, ertönt's aus dem Gewimmel:
„Des heilgen Ludwig Sohn — steig' auf gen Himmel!"

Ein Beilesblitz: — — mein Auge schließt sich bang;
Da hinter mir aufschreckt mich Beckenklang,
Und aus der Nische fort und ihrer Nacht,
Tret' ich zurück jetzt in die Saalespracht.

Drin wogt es noch; auf Klängen der Muſik
Schwebt nach wie vor der Glanz der Republik,
Noch immer ſenken taktvoll ſich und ſteigen
Die Walzerpaare nach dem Strich der Geigen:
Noch immer aus des Centre-Tanzes Touren
Erblühen Arabesken und Figuren,
Und immer noch, raſch wie Gewitterhuſch,
Brauſt der Galopp her im Orcheſtre-Tuſch.

Wohl! rings daſſelbe Thun noch und Beginnen,
Ich aber jetzt, mit nachtgeſchärften Sinnen,
Schau durch das Maskenwerk und ſeinen Schein,
Tief in das Herz der Wirklichkeit hinein.

Sieh Jenen dort: es frömmelt ſein Geſicht,
Mir ſagt's ſein Aug', daß er von „Tugend"
ſpricht;
Sieh, wie ſo ſüß er ſeiner Dame lächelt,
Und Kühlung ihr mit ſeinen Blumen fächelt,

Sieh hin, — und denk dann an den Festeszug,
Wo der Hyänenmensch auch Blumen trug.

Sieh jenen Zweiten dort: wie Dantons Brust
Hebt sich die seine stolz und selbstbewußt;
Ein jedes Härlein schwört auf diesem Haupt,
Daß es an nichts, als an sich selber glaubt.

Und jenen Hagren sieh! wie, kündet nicht
„La mort — sans phrase!" dies steinerne Gesicht?
Und Jenen sieh: vergiftet ist sein Blut,
Pestbeule außen, drinnen Hollenglut;
„Stirb an Dir selbst, Tyrann! zu rein für Dich
Ist einer Corday keuscher Messerstich."

Genug! Du aber Fürst, deß Blicke eben
Scheu wieder sich zum Wandbild dort erheben,
Du Kaiserneffe, der im Herzen still
Noch immer rechnet: ob's nicht werden will?

Und über sich und seine Welt vergißt,
Daß rings die Welt ein drohnder Krater ist, —
Sag an, wenn jener Schreckenszeit Gestalten
Bluthochzeit wieder in den Gassen halten,
Bist Du's dann, der das losgelassne Thier
Voll Ruh empfangt, des Sieges sicher schier,
Und eh's in Blut sich voll und satt geschlürft,
Das Fanaseil rasch ihm über'n Nacken wirft, —
Bist Du's? — Du schweigst: der Kaiser aber spricht
Von seiner Wand herab: „er ist es nicht!"

Druck von W. Kern in Breslau.

Unwiederbringlich.

Roman

von

Theodor Fontane.

Berlin.

Verlag von Wilhelm Hertz.

(Besser'sche Buchhandlung.)

1892.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

I.

Eine Meile ſüdlich von Glücksburg, auf einer dicht an die See herantretenden Düne, lag das von der gräflich Holk'ſchen Familie bewohnte Schloß Holkenäs, eine Sehenswürdigkeit für die vereinzelten Fremden, die von Zeit zu Zeit in dieſe wenigſtens damals noch vom Weltverkehr abgelegene Gegend kamen. Es war ein nach italieniſchen Muſtern aufgeführter Bau, mit gerade ſo viel Anklängen aus griechiſch Claſſiſche, daß der Schwager des gräflichen Hauſes, der Baron Arne auf Arnewiek, von einem nachgeborenen „Tempel zu Päſtum" ſprechen durfte. Natürlich Alles ironiſch. Und doch auch wieder mit einer gewiſſen Berechtigung. Denn was man von der See her ſah, war wirklich ein aus Säulen zuſammengeſtelltes Oblong, hinter dem ſich der Untertheil des eigentlichen Baues mit ſeinen Wohn- und Repräſentationsräumen verſteckte, während das anſcheinend ſtark zurücktretende Obergeſchoß wenig über mannshoch über die nach allen vier Seiten hin eine Vorhalle bildende Säuleneinfaſſung hinauswuchs. Dieſe Säuleneinfaſſung war es denn auch, die dem Ganzen wirklich etwas Südliches gab; teppichbedeckte

Steinbänke standen überall die Halle entlang, unter der man beinahe tagaus tagein die Sommermonate zu verbringen pflegte, wenn man es nicht vorzog, auf das Flachdach hinaufzusteigen, das freilich weniger ein eigentliches Dach, als ein ziemlich breiter, sich um das Obergeschoß herumziehender Gang war. Auf diesem breiten, flachdachartigen Gange, den die Säulen des Erdgeschosses trugen, standen Cactus- und Aloekübel, und man genoß hier, auch an heißesten Tagen, einer vergleichsweise frischen Luft. Kam dann gar vom Meer her eine Brise, so setzte sie sich in das an einer Maststange schlaff herabhängende Flaggentuch, das dann mit einem schweren Klappton hin- und herschlug und die schwache Luftbewegung um ein Geringes steigerte.

* * *

Schloß Holkenäs hatte nicht immer auf dieser Düne gestanden, und noch der gegenwärtige Graf, als er sich, siebzehn Jahre zurück, mit der schönen Baronesse Christine Arne, jüngsten Schwester seines Gutsnachbarn Arne, vermählte, war damals in die bescheidenen Räume des alten und eigentlichen Schlosses Holkenäs eingezogen, das mehr landeinwärts in dem großen Dorfe Holkeby lag, gerade der Holkebyer Feldsteinkirche gegenüber, die weder Chor noch Thurm hatte. Das alte Schloß, ebenso wie die Kirche, ging bis ins vierzehnte Jahrhundert zurück, und ein Neubau war schon unter des Grafen Großvater geplant worden. Aber erst der gegenwärtige Graf, der, neben anderen kleinen Passionen auch die Baupassion hatte, hatte den Plan wieder aufgenommen und bald danach das viel

beredete und bespöttelte, aber freilich auch viel bewunderte Schloß auf der Düne entstehen lassen, in dem sich's nicht bloß schöner, sondern vor Allem auch bequemer wohnte. Trotzdem war der Gräfin eine nicht zu bannende Vorliebe für das alte, mittlerweile zum Inspectorhause degradirte Schloß geblieben, eine Vorliebe, so groß, daß sie nie daran vorüberging, ohne der darin verbrachten Tage mit einem Anfluge von Wehmuth zu gedenken. Denn es war ihre glücklichste Zeit gewesen, Jahre, während welcher man sich immer nur zur Liebe gelebt und noch keine Meinungsverschiedenheiten gekannt hatte. Hier, in dem alten Schlosse, gegenüber der Kirche, waren ihnen ihre drei Kinder geboren worden, und der Tod des jüngsten Kindes, eines Knaben, den man Ejtrid getauft hatte, hatte das schöne und jugendliche Paar einander nur noch näher geführt und das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit gesteigert.

All' das war seit der Uebersiedelung in das neue Schloß nicht ganz so geblieben, von welchem Wandel der Dinge die bei den Herrenhutern erzogene, zudem von Natur schon gefühlvoll gestimmte Gräfin eine starke Vorahnung gehabt hatte, so stark, daß ihr ein bloßer Um- und Ausbau des alten Schlosses und somit ein Verbleiben an alter Stelle das weitaus Liebere gewesen wäre, der Graf aber trug sich enthusiastisch und eigensinnig mit einem „Schloß am Meer" und declamirte gleich bei dem ersten Gespräch, das er mit der Gräfin in dieser Angelegenheit hatte:

Hast Du das Schloß gesehen?
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her —

ein Citat, das freilich bei Derjenigen, die dadurch günstig gestimmt und für den Plan gewonnen werden sollte, nur den entgegengesetzten Eindruck und nebenher eine halb spöttische Verwunderung hervorgerufen hatte. Denn Holk war ziemlich unliterarisch, was Niemand besser wußte als die Gräfin.

„Wo hast Du das her, Helmuth?"

„Natürlich aus Arnewiek. Bei Deinem Bruder drüben hängt ein Kupferstich, und da stand es drunter. Und ich muß Dir sagen, Christine, es gefiel mir ganz ungemein. Ein Schloß am Meer! Ich denke es mir herrlich, und ein Glück für Dich und mich."

„Wenn man glücklich ist, soll man nicht noch glücklicher sein wollen. Und dann, Helmuth, daß Du gerade das citiren mußtest. Du kennst, wie ich glaube, nur den Anfang dieses Uhland'schen Liedes . . es ist nämlich von Uhland, verzeih' . . aber es verläuft nicht so, wie's beginnt, und am Schlusse kommt noch viel Trauriges:

Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh',
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu . . . .

Ja, Helmuth, so schließt es."

„Vorzüglich, Christine. Gefällt mir auch," lachte Holk. „Und von Uhland, sagst Du. Allen Respekt davor. Aber Du wirst doch nicht verlangen, daß ich mein „Schloß am Meer" nicht bauen solle, bloß weil aus einem erdichteten Schloß am Meer, auch wenn von Uhland erdichtet, ein Klagelied aus der Halle klang?"

„Nein, Helmuth, das verlang' ich nicht. Aber ich bekenne Dir offen, ich bliebe lieber hier unten in dem alten Steinhause mit seinen Unbequemlichkeiten und seinem Spuk. Der Spuk bedeutet mir nichts, aber an Ahnungen glaub' ich, wiewohl die Herrnhuter auch davon nichts wissen wollen und werden wohl auch Recht damit haben. Trotzdem, man steckt nun 'mal in seiner menschlichen Schwachheit, und so bleibt einem manches im Gemüth, was man mit dem besten Spruche nicht los werden kann."

* * *

So war damals das Gespräch gegangen, auf das man nicht wieder zurückkam, ein einziges Mal ausgenommen, wo Beide (die Sonne war schon unter) die Düne hinaufstiegen, um nach dem Neubau, der inzwischen begonnen hatte, zu sehen. Und als sie oben waren, lächelte Holk und wies auf die Wolken, die gerade „golden und rosig" über ihnen standen.

„Ich weiß, was Du meinst," sagte die Gräfin.

„Und . ."

„Ich habe mich inzwischen meiner widerstreitenden Wünsche begeben. Damals, als Du zuerst von dem Neubau sprachst, war ich trüben Gemüths; Du weißt weshalb. Ich konnte das Kind nicht vergessen und wollte der Stelle nahe sein, wo es liegt."

Er küßte ihr die Hand und gestand ihr dann, daß ihre Worte während ihres damaligen Gesprächs doch einen Eindruck auf ihn gemacht hätten. „Und nun bist Du so gut. Und wie schön Du dastehst in dem goldenen Abend-

roth. Ich denke, Chriſtine, wir wollen hier glücklich ſein. Willſt Du?“

Und ſie hing ſich zärtlich an ſeinen Arm. Aber ſie ſchwieg.

* * *

Das war das Jahr vor Abſchluß des Baues geweſen, und bald danach, weil's in dem alten Schloß unten immer unwohnlicher wurde, war Holk mit ſeinem Schwager übereingekommen, Chriſtine und die Kinder nach Arnewiek zu ſchicken und ſie daſelbſt bis nächſte Pfingſten, um welche Zeit Alles fertig ſein ſollte, zu belaſſen.

Und das war denn auch geſchehen.

Und nun kam Pfingſten heran, und der Tag zur Beziehung des neuen Schloſſes war da. Der Garten am Rückabhange der Düne zeigte ſich freilich nur halb bepflanzt, und überhaupt war Vieles erſt im Werden. Aber eines war doch fertig geworden: die ſchmale, ſäulenumſtellte Front nach dem Meere zu. Hier waren ſchon Bosquets und Blumenrondeels, und weiter hin, wo ſich die Düne nach vorn zu ſenken begann, ſtieg eine Treppenterraſſe zum Strande hinunter und ſetzte ſich unten in einer Stegbrücke fort, die, weit ins Meer hinaus gebaut, zugleich als Anlegeſtelle für die zwiſchen Glücksburg und Kopenhagen fahrenden Dampfer dienen ſollte.

Chriſtine war voller Bewunderung und Freude, weit über ihr eigenes Erwarten hinaus, und als ſie, nach einem Umgang um das Haus, das Flachdach erſtiegen hatte, vergaß ſie angeſichts des ſich vor ihr ausbreitenden herrlichen Panoramas Alles, was ſich auch nach der vorjährigen Aus-

ſöhnung mit dem Neubau noch immer wieder von Sorgen und Ahnungen in ihrer Seele geregt hatte; ja, ſie rief die Kinder, die noch unten an der Terraſſe ſtanden, herbei, daß ſie mit theilnehmen möchten an ihrer Freude. Holk ſah ihre tiefe Bewegung und wollte ſprechen und ihr danken. Sie kam ihm aber zuvor und ſagte:

„Bald iſt es ein Jahr nun, Helmuth, daß wir zuletzt hier auf der Düne ſtanden und Du mich fragteſt, ob ich hier glücklich ſein wolle. Ich ſchwieg damals . . .“

„Und heute?“

„Heute ſag' ich ja.“

II.

So schloß der Tag, an dem die Gräfin in das neue Schloß einzog. Einige Wochen später war auch eine Freundin aus den zurückliegenden Gnadenfreier Pensionstagen her auf Holkenäs eingetroffen, Julie von Dobschütz, ein armes Fräulein, bei deren Einladung zunächst nur an einen kurzen Sommerbesuch gedacht worden war. Bald aber regte sich der Wunsch, das Fräulein als Gesellschafterin, Freundin und Lehrerin im Hause verbleiben zu sehen, ein Wunsch, den Holk theilte, weil ihn Christinens Einsamkeit mitunter bedrückte. So blieb denn die Dobschütz und übernahm den Unterricht Asta's und Axel's, der beiden Kinder des Hauses. Asta ward ihr auch weiterhin anvertraut. Axel aber wechselte mit dem Unterrichte, als Candidat Strehlke ins Haus kam.

Das Alles lag jetzt sieben Jahre zurück, Graf und Gräfin hatten sich eingewohnt und die „glücklichen Tage", die man dort oben leben wollte, man hatte sie wirklich gelebt. Die herzlichste Neigung, die Beide vor einer Reihe von Jahren zusammengeführt hatte, bestand fort, und wenn es namentlich in Erziehungs- und religiösen Fragen auch gelegentlich zu Differenzen kam, so waren sie doch nicht an-

gethan, den Frieden des Hauses ernstlich zu gefährden. An solchen Differenzen war nun freilich neuerdings, seit die Kinder herangewachsen, kein Mangel gewesen, was bei der Verschiedenheit der Charaktere von Graf und Gräfin nicht Wunder nehmen konnte. Holk, so gut und vortrefflich er war, war doch nur durchschnittsmäßig ausgestattet und stand hinter seiner Frau, die sich höherer Eigenschaften erfreute, um ein Beträchtliches zurück. Darüber konnte kein Zweifel sein. Aber daß es so war, was Niemand mehr einsah als Holk selber, war doch auch wieder unbequem und bedrücklich für ihn, und es kamen Momente, wo er unter den Tugenden Christinens geradezu litt und sich eine weniger vorzügliche Frau wünschte. Früher war dies Alles nur stiller Wunsch gewesen, kaum zugestanden, seit einiger Zeit aber hatte der Wunsch doch auch sprechen gelernt; es kam zu Auseinandersetzungen, und wenn Julie Tobschütz, die geschickt zu diplomatisiren verstand, auch meist leichtes Spiel bei Begleichung derartiger Streitigkeiten hatte, so blieb doch das Eine nicht aus, daß Christine, die das Alles geahnt, mit einer Art Wehmuth der Tage im alten Schloß gedachte, wo dergleichen nicht vorgekommen war oder doch jedenfalls viel, viel seltener.

* * *

Nun war Ende September 1859 und die Ernte längst herein. Die ringsherum unter dem Säulengange nistenden Schwalben waren fort, eine Brise ging, und das Flaggentuch oben auf dem Flachdache schlug träge hin und her. Man saß unter der Fronthalle, den Blick aufs Meer, den großen Eßsaal, dessen hohe Glasthür aufstand, im Rücken,

während die Dobschütz den Kaffee bereitete. Neben der Dobschütz, an einem anderen Tisch, hatte die Gräfin Platz genommen im Gespräch mit dem Seminardirector Schwarzkoppen, der vor einer halben Stunde mit Baron Arne von Arnewiek herübergekommen war, um des schönen Tages in dem gastlichen Holk'schen Hause zu genießen. Arne selbst schritt mit seinem Schwager Holk auf den Steinfliesen auf und ab und blieb mitunter stehen, weil das Bild vor ihm ihn fesselte: Fischerboote fuhren zum Fange hinaus, das Meer kräuselte sich leis, und der Himmel hing blau darüber. Keine Wolke war sichtbar, und nichts sah man als die schwarz am Horizont hinziehende Rauchfahne eines Dampfers.

„Du hattest doch Recht, Schwager," sagte Arne, „als Du hier hinaufzogst und Dir Deinen „Tempel" an dieser Stelle bautest. Ich war damals dagegen, weil mir Ausziehen und Wohnungswechsel als etwas Ungehöriges erschien, als etwas Modernes, das sich . ."

„. . Das sich nur für Proletarier und Beamte schicke, so sagtest Du damals."

„Ja, so was Aehnliches wird es wohl gewesen sein. Aber ich habe mich inzwischen in Manchem bekehrt und auch darin. Indessen es sei wie's sei, so viel steht mir fest, wenn ich auch politisch und kirchlich, und selbst landwirthschaftlich, was für unser Einen doch eigentlich immer die Hauptsache bleibt, Derselbe geblieben wäre, das müßt' ich doch einräumen, es ist entzückend hier oben und so windfrisch und gesund. Ich glaube, Holk, als Du hier einzogst, hast Du Dir fünfzehn Jahre Leben zugelegt."

In diesem Augenblicke ward ihm von einem alten Diener in Gamaschen, der noch vom Vater des Grafen her

mit übernommen war, der Kaffee präſentirt, und Beide nahmen und tranken.

„Deliciös," ſagte Arne. „Freilich etwas zu gut, beſonders für Dich, Holk; ſolcher Kaffee wie der zieht wieder fünf Jahre von den fünfzehn ab, die ich Dir eben zugeſprochen, und die philiſtröſe, wenn auch höchſt bemerkenswerthe Homöopathie, die, wie Du weißt, von Mocca und Java nichts wiſſen will, würde vielleicht noch ſtärker ſubtrahiren. Apropos Homöopathie. Haſt Du denn ſchon von dem homöopathiſchen Veterinärarzt gehört, den wir ſeit ein paar Wochen in Lille-Grimsby haben? . ."

Und langſam auf- und abſchreitend, fuhren beide Schwäger in ihrem Geſpräche fort.

* * *

Ein ſehr anderes Thema behandelte mittlerweile die Gräfin in ihrer Unterredung mit Seminardirector Schwarzkoppen, der vor Jahr und Tag erſt aus ſeiner Wernigeroder Pfarre hierher nach Schleswig-Holſtein verſchlagen und an das Arnewieker Seminar berufen worden war. Er hatte den Ruf und das Anſehen einer poſitiven kirchlichen Richtung, was der Gräfin aber faſt mehr bedeutete, war das, daß Schwarzkoppen zugleich Autorität in Schul- und Erziehungsfragen war, in Fragen alſo, die ſich ſeit Kurzem zu brennenden Fragen für die Gräfin geſtaltet hatten. Denn Aſta war ſechzehn, Axel beinahe fünfzehn Jahre. Schwarzkoppen, auch eben jetzt wieder in dieſer difficilen Frage zu Rathe gezogen, antwortete ſehr vorſichtig, und als die Gräfin merkte, daß er, vielleicht mit Rückſicht auf Holk, nicht unbedingt auf ihre Seite treten wollte, ließ ſie

das Gespräch wieder fallen, wenn auch ungern, und wandte sich einem anderen schon öfter mit dem Director verhandelten Lieblingsplane zu, der Errichtung einer Familiengruft.

„Nun, wie steht es damit?“ sagte Schwarzkoppen, der froh war, aus der Erziehungsfrage heraus zu sein.

„Ich habe,“ sagte Christine, „die Sache noch immer nicht besprechen mögen, weil ich mich vor einer Ablehnung von Seiten Holk's fürchte.“

„Das ist nicht gut, gnädigste Gräfin. Solche Furcht ist immer vom Uebel, sie will dem Frieden dienen, aber eigentlich dient sie nur der Verstimmung und dem Kriege. Und zu Beidem ist kein Grund. Sie müssen, wenn bessere Beweggründe nicht zu haben sind, auf seine Liebhabereien rechnen. Hat er doch, wie Sie mir selber oft versichert, die Baupassion.“

„Ja, die hat er,“ bestätigte die Gräfin. „Dies Schloß ist dessen ein Zeugniß und Beweis, denn es war eigentlich unnöthig; ein Umbau hätte dasselbe gethan. Aber so gerne er baut, so bevorzugt er doch das Eine vor dem Anderen, und was ich vorhabe, wird seinen Beifall kaum haben. Ich wette, daß er lieber eine Halle bauen würde, darin man Federball spielen kann, oder, wie das jetzt Mode ist, auf Rollschuhen Schlittschuh laufen, jedenfalls Alles lieber als irgend 'was, was mit Kirche zusammenhängt. Und nun gar eine Gruft bauen. Er denkt nicht gern an Sterben und schiebt das, was man so schön und sinnig „sein Haus bestellen“ heißt, gerne hinaus.“

„Ich weiß,“ sagte Schwarzkoppen. „Aber Sie dürfen nicht vergessen, daß auch all' seine liebenswürdigen Eigenschaften mit dieser Schwäche zusammenhängen.“

„Seine liebenswürdigen Eigenschaften," wiederholte sie. „Ja, die hat er, fast zu viel, wenn man von liebenswürdigen Eigenschaften je zu viel haben kann. Und wirklich, er wäre das Ideal von einem Manne, wenn er überhaupt Ideale hätte. Verzeihen Sie diese Wortspielerei, sie drängt sich mir aber auf, weil es so und nicht anders liegt, und ich muß es noch einmal sagen, er denkt nur an den Augenblick und nicht an das, was kommt. Jeglichem, was ihn daran erinnern könnte, geht er aus dem Wege. Seit wir unseren Ostrid begruben, ist er noch nicht in der Gruft gewesen. So weiß er auch nicht, daß beinahe Alles einzustürzen droht. Und doch ist es so, und die neue Gruft muß gebaut werden. Muß, sag' ich, und wenn ich nicht alles Spitze und Verletzliche vermeiden möchte, so würd' ich ihm sagen, es handle sich gar nicht darum, den Reigen durch *ihn* eröffnet zu sehen, ich wolle es . ."

Schwarzkoppen wollte unterbrechen, aber Christine achtete dessen nicht und fuhr, ihre letzten Worte wiederholend, fort: „Ich wolle es; aber ich müsse darauf bestehen, meinerseits in eine Wohnung einzuziehen, die mir gefiele, nicht in eine, darin Alles zerbröckelt und zerfallen sei. . . Doch lassen wir Vermuthungen über das, was ich sagen oder nicht sagen würde; mir liegt für den Augenblick mehr daran, Ihnen eine auf meinen Bauplan bezügliche Aquarelle vorzulegen, die mir die Dobschütz in den letzten Tagen angefertigt hat. Natürlich auf meinen Wunsch; sie zeichnet so gut. Es ist eine offene Halle, gothisch, und die Steine, die den Fußboden bilden, decken zugleich die Gruft. Worauf ich aber das meiste Gewicht lege (die kleine Zeichnung läßt natürlich nur wenig davon erkennen), das ist der Bilderschmuck an Wand und Decke. Die Längswand mit einem

Todtentanz, vielleicht unter Anlehnung an den in Lübeck, und in die Gewölbekappen Engel und Palmenzweige. Je schöner, desto besser. Und wenn wir erste Künstler nicht haben können, weil unsere Mittel dafür nicht ausreichen, so zweite und dritte; schließlich ist doch der Gedanke die Hauptsache. Liebe Julie, verzeih' daß ich Dich bemühe. Aber bring' uns das Blatt . ."

* * *

Holk und Arne hatten inzwischen ihren Gang unter der Säulenhalle fortgesetzt und waren zuletzt auf einen Kiesweg zugeschritten, der in einer Schlängellinie bis an die nächsten Stufen der zur See niedersteigenden Terrasse lief. An eben dieser Stelle befand sich auch ein aus Cypressen und Lorbeer gebildetes Bosquet, mit einer Marmorbank in Front, und hier setzten sich die beiden Schwäger, um ungestört ihre Cigarre rauchen zu können, was die Gräfin, wenn man unter der Halle saß, zwar nie verbot, aber auch nicht eigentlich gestattete. Das Gespräch Beider drehte sich sonderbarerweise noch immer um das Wunder von Thierarzt, was ziemlich unerklärlich gewesen wäre, wenn nicht Holk, außer seiner Bauleidenschaft, auch noch eine zweite Passion gehabt hätte: die für schönes Vieh. Er war kein großer Landwirth wie sein Schwager Arne, ja, that sich was damit, es nicht zu sein; aber auf sein Vieh hielt er doch, fast nach Art eines Sportsman, und freute sich, es bewundert zu sehen und dabei von mirakelhaften Milcherträgen erzählen zu können. Aus diesem Grunde war ihm der neue Veterinärarzt eine wirklich wichtige Persönlichkeit und nur die homöopathische Heilmethode desselben ließ

immer wieder einige Bedenken in ihm aufsteigen. Aber Arne schnitt diese Bedenken ab. Das sei ja gerade das Interessanteste an der Sache, daß der neue Doctor nicht bloß gute Kuren mache, das könnten Andere auch, sondern wie er sie mache und wodurch. Die ganze Geschichte bedeute nicht mehr und nicht weniger als den endlichen Triumph eines neuen Princips, erst von der Viehpraxis her datire der nicht mehr anzuzweifelnde Sieg der Homöopathie. Bis dahin seien die Quacksalber alten Stils nicht müde geworden, von der Macht der Einbildung zu sprechen, was natürlich heißen sollte, daß die Streukügelchen nicht als solche heilten; eine schleswig'sche Kuh aber sei, Gott sei Dank, frei von Einbildungen, und wenn sie gesund würde, so würde sie gesund durch das Mittel und nicht durch den Glauben. Arne verbreitete sich noch des Weiteren darüber, zugleich hervorhebend, daß es sich bei den Kuren des neuen, beiläufig aus dem Sächsischen stammenden Doctors allerdings auch noch um andere Dinge handele, die mit Allopathie oder Homöopathie nichts Directes zu schaffen hätten. Unter diesen Dingen stehe die durchgeführteste, schon den Luxus streifende Reinlichkeit obenan, also immer neue Stallbauten und unter Umständen selbst ein Operiren mit Marmorkrippen und vernickelten Raufen. Holk hörte das Alles mit Entzücken und empfand so große Lust, mit Christine darüber zu sprechen, daß er die Cigarre weg that und auf die Säulenhalle zurückschritt.

„Ich höre da eben interessante Dinge, Christine. Dein Bruder erzählt mir von homöopathischen Kuren eines neuen sächsischen Veterinärdoctors, der in Leipzig seine Studien gemacht hat. Ich betone Leipzig, weil es Hochburg der Homöopathie ist. Wahre Wunderkuren! . . Sagen Sie,

Schwarzkoppen, wie stehen Sie zu der Sache? Die Homöopathie hat so etwas Geheimnißvolles, Mystisches. Interessant genug, und in ihrer Mystik eigentlich ein Thema für Christine."

Schwarzkoppen lächelte. „Die Homöopathie verzichtet, so viel ich weiß, auf alles Geheimnißvolle oder gar Wunderbare. Es ist einfach eine Frage von Viel oder Wenig und ob man mit einem Gran so weit kommen kann wie mit einem halben Centner."

„Versteht sich," sagte Holk. „Und dann gibt es noch einen Satz „Similia similibus", worunter sich Jeder denken kann, was er will. Und Mancher denkt sich gar nichts dabei, wohin wohl auch unser thierärztlicher Pfiffikus und Mann der Aufklärung gehören wird. Er gibt seine Strenkugelchen und ist im Uebrigen, als Hauptsache, für Stallreinlichkeit und Marmorkrippen, und ich möchte sagen, die Tröge müssen so blank sein wie ein Taufbecken."

„Ich glaube, Helmuth, daß Du Deine Vergleiche rücksichtsvoller wählen könntest, schon um meinetwillen, namentlich aber in Schwarzkoppen's Gegenwart."

„Zugestanden. Uebrigens Alles ipsissima verba des neuen Wunderdoctors, Worte, die Dein Bruder citirte, wobei freilich nicht beigetreten werden soll, daß es sich auch für den Doctor empfehlen würde, solche Vergleiche lieber nicht zu brauchen, zumal er Convertit ist. Er heißt nämlich Lissauer."

Schwarzkoppen und Christine wechselten Blicke.

„Wenn er übrigens auf den Hof kommt, so lad' ich ihn unten in der Inspectorwohnung zum Lunch. Hier oben . . ."

„Ist er entbehrlich."

„Ich weiß, und Du darfst unbesorgt sein. Aber ich rechne es ihm an, daß er selbständige Gedanken hat und den Muth der Aussprache. Das mit den Marmorkrippen ist natürlich mehr oder weniger Thorheit und nichts als ein orientalischer Vergleich, den man ihm zu Gute halten muß. Aber mit der Forderung der Reinlichkeit so ganz im Allgemeinen, damit hat er doch Recht. Meine Ställe, die noch sämmtlich aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts sind, müssen fort, und ich freue mich, endlich eine Veranlassung und einen Sporn zu haben, mit dem alten Unwesen aufzuräumen."

Die Gräfin schwieg und suchte mit der Nadel in den Seidenfäden, die vor ihr auf dem Tische lagen.

Den Grafen verdroß dies Schweigen. „Ich dachte, Du würdest mir Deine Zustimmung ausdrücken."

„Es sind Wirthschaftssachen, in denen ich, was auch beliebt wird, nicht mitzusprechen habe. Hältst Du Marmorkrippen oder Aehnliches für nöthig, so werden sie sich finden, und wenn es in Carrara wäre."

„Was läßt Dich wieder so bitter sprechen, Christine?"

„Verzeih', Helmuth, aber es trifft sich unglücklich. Eben hab' ich mit Schwarzkoppen über Dinge gesprochen, die mir mehr am Herzen liegen, übrigens auch Bausachen, und im selben Augenblick willst Du Ställe bauen, Ställe . . ."

„Freilich will ich das. Du vergißt immer, Christine, wenn Du auch nicht mitsprechen willst, wie Du eben sagtest, Du vergißt immer, daß ich in erster Reihe Landwirth bin, und für einen Landwirth ziemt sich eben das Landwirthschaftliche. Das Landwirthschaftliche ist die Hauptsache."

„Nein, die Hauptsache ist es nicht."

„Nun, was denn?“

„Es iſt ein Unglück und ein Schmerz für mich, daß ich das Selbſtverſtändliche Dir gegenüber noch immer wieder hervorheben muß.“

„Ach, ich verſtehe. Die Kirche ſoll ausgebaut werden oder ein Schweſternaſyl oder ein Waiſenhaus. Und dann ein Campo santo, und dann wird der ganze Cornelius aufgekauft und in Waſſerfarben an die Wand gemalt . .“

Es war ſelten, daß der Graf zu ſolchen Worten ſeine Zuflucht nahm, aber es gab ein paar Punkte, wo Verſtimmung und Gereiztheit ſofort über ihn kamen und ihn die feinen Umgangsformen vergeſſen ließen, deren er ſich ſonſt rühmen durfte. Sein Schwager wußte das und ſchritt deshalb raſch ein, um das Geſpräch in andere Wege zu leiten, wozu ſein guter Humor ihn jederzeit befähigte.

„Schweſter, Schwager, ich meinerſeits denke, das Eine thun und das Andere nicht laſſen. Da habt Ihr meine Weisheit und den Frieden dazu. Zudem, Holk, Du weißt noch nicht einmal, um was es ſich handelt.“

Holk lachte gutmüthig.

„Du weißt es nicht,“ fuhr Arne fort, „und ich weiß es auch nicht, der ich doch ſonſt in die Geheimniſſe Chriſtinens eingeweiht zu ſein pflege. Freilich, wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo haben wir hier den Schlüſſel . . .“ Und dabei nahm er das aquarellirte Blatt, das die Dobſchütz inzwiſchen gebracht hatte. „Charmant, von welcher Hand es auch herrühren möge. Gothik, Engel, Palmen. Soll man ſelbſt unter dieſen nicht ungeſtraft wandeln dürfen? Und an Allem iſt dieſer unglückſelige Veterinärarzt Schuld, ein Mann in Stulpenſtiefeln, an dem nichts

komiſcher iſt als die Thatſache, daß er ſächſiſch ſpricht. Er müßte eigentlich plattdeutſch ſprechen, ſogar mecklenburgiſch. Wobei mir einfällt, wißt Ihr denn ſchon, daß ſich in Kiel und Roſtock eine plattdeutſche Dichterſchule gebildet hat, oder eigentlich zwei, denn die Deutſchen, wenn ſich irgend was aufthut, zerfallen immer gleich wieder in zwei Theile. Kaum iſt das Plattdeutſche da, ſo haben wir auch ſchon wieder itio in partes, und die Mecklenburger marſchiren unter ihrem Fritz Reuter und die Holſteiner unter ihrem Klaus Groth. Aber Klaus Groth hat einen Pas voraus, weil er Lyriker iſt und componirt werden kann, und davon hängt eigentlich Alles ab. Kein Jahr, vielleicht kein halbes, ſo kommt er von keinem Clavier mehr herunter. Ich habe da ſchon 'was auf Eurem Flügel liegen ſehen. Aſta, Du könnteſt 'was von ihm ſingen."

„Ich mag nichts Plattdeutſches."

„Nun, dann ſinge 'was Hochdeutſches, aber natürlich etwas recht Hübſches und Luſtiges."

„Ich mag nichts Luſtiges."

„Nun, wenn es nicht Luſtiges ſein kann, dann ſinge 'was recht Trauriges. Aber es muß dann auch ganz traurig ſein, daß man auf ſeine Koſten kommt. Etwas von einem Pagen, der für Comteſſe Aſta ſtirbt, oder von einem Ritter, der von ſeinem Nebenbuhler erſchlagen und am Wege begraben wird. Und daneben wacht der Hund am Grabe des Ritters und drei Raben ſitzen in einer Pappelweide und kreiſchen und ſehen zu."

Aſta, die mit dem Onkel auf einem Reckfuß ſtand, würde ihm auch diesmal eine Antwort nicht ſchuldig geblieben ſein, wenn nicht in eben dieſem Augenblick ihre Auf-

merksamkeit nach einer anderen Seite hin in Anſpruch genommen worden wäre.

„Da kommt Eliſabeth,“ rief ſie freudig erregt. „Und der alte Peterſen mit ihr und Schmuck auch.“

Und als ſie das ſagte, traten Alle von der Halle her in den Vorgarten und grüßten mit ihr zugleich hinunter.

III.

Paſtor Peterſen und ſeine Enkelin Eliſabeth, vielleicht weil das Licht ſie blendete, bemerkten von dem ihnen geltenden Gruße nichts, aber um ſo deutlicher ſah man oben, von Terraſſe und Vorhalle her, die unten am Strand immer näher Kommenden. Der Alte, ſeinen Hut in der Hand (ſo daß der Wind mit ſeinem dünnen, aber langen weißen Haare ſpielte) ging ein paar Schritte vorauf, während Eliſabeth ſich nach den Holz- und Borkenſtückchen bückte, die zwiſchen dem Seetang umherlagen und ſie ins Meer warf, um Schmuck, einen wundervollen ſchwarzen Pudel, danach apportiren zu laſſen. Jetzt aber ließ ſie davon ab und begnügte ſich, ein paar Blumen zu pflücken, die zwiſchen dem Strandhafer ſtanden. Und ſo ſchlendernd kamen ſie ſchließlich bis an den Pier, wo ſie links abbogen, um die Terraſſe hinaufzuſteigen.

„Sie kommen," brach Aſta in erneutem Jubel aus. „Und Eliſabeth bringt ihren Großvater mit."

„Ja," ſagte Baron Arne. „Vielleicht könnte man auch ſagen, der Großvater bringt Eliſabeth mit. Aber ſo ſeid Ihr; die Jugend iſt die Hauptſache; wenn man alt wird, iſt man nur noch Beigabe. Jung ſein, heißt ſelbſt-

süchtig sein. Aber eigentlich ist es später auch nicht besser. Mein erster Gedanke war, als ich den Alten sah, da kommt unsere Whistpartie. Schwarzkoppen ist freilich nicht für Spiel, aber Gott sei Dank auch nicht dagegen, und würde, wenn er Katholik wäre, wahrscheinlich von einer „läßlichen Sünde" sprechen. Und das sind mir die liebsten. Im Uebrigen bewundere ich diesen Pudel, wie heißt er doch?"

„Schmuck," sagte Asta.

„Richtig, Schmuck; eigentlich mehr ein Name für eine Lustspielfigur. Er war schon dreimal oben und immer wieder zurück. Offenbar freut er sich ganz unbändig. Und nun sage, Asta, worauf freut er sich, auf Dich, oder auf die Kunststücke, die er machen darf, oder auf den Zucker, den er dafür kriegt?"

* * *

Zwei Stunden später war es still unter der Säulenhalle; der Abend war hereingebrochen, und nur am Horizont lag noch ein rother Widerschein. Alles hatte sich in das Wohn- und Empfangszimmer zurückgezogen, das, in gleicher Größe wie der Eßsaal, unmittelbar hinter diesem lag und den Blick zunächst auf einen wohlgepflegten, mit Treibhäusern besetzten Vorgarten hatte, der weiterhin in große, bergabsteigende Parkanlagen überging.

Das Wohn- und Empfangszimmer war reich möblirt und hatte doch Raum genug zu freier Bewegung. Neben dem Flügel, in der geschütztesten Ecke, stand ein großer runder Tisch, mit einer Moderateurlampe darauf. Hier saßen die Gräfin und ihre Freundin, die Dobschütz, die vorlesen sollte, während Asta und Elisabeth dicht neben ihnen

auf zwei Fußbänken Platz genommen hatten und abwechselnd leise plauderten oder den Pudel zu dessen eigener sichtlicher Freude Kunststücke machen ließen. Aber zuletzt wurde er müde von der Anstrengung und schlug, weil er die Balance nicht mehr halten konnte, mit einer seiner Pfoten auf die Tasten des offenstehenden Flügels.

„Ach, nun spielt er auch noch," lachte Asta. „Ich glaube, wenn er will, spielt Schnuck besser als ich; er ist so geschickt, und Tante Julie wird es nicht bestreiten. Vorhin sollt' ich spielen und sogar singen, Onkel Arne bestand darauf, aber ich hütete mich wohl. Ich habe bloß Lust und gar kein Talent. Hast Du was mitgebracht, Elisabeth. Ihr habt ja immer was Neues, und Du hattest ja auch eine Mappe am Arm, als Du kamst. Laß uns sehen."

So plauderten die Mädchen weiter. In der schräg gegenüberliegenden Zimmerecke aber saßen die vier Herren beim Whist, Arne wie gewöhnlich mit dem alten Petersen scheltend, daß er noch so langsam spiele, wie zur Zeit des Wiener Congresses.

„Ja," lachte Petersen, „wie zur Zeit des Wiener Congresses; da spielte man langsam, das galt für vornehm, und muß ich Ihnen nachher eine Geschichte davon erzählen, eine Geschichte, die wenig bekannt ist, und die, soviel ich weiß, von Thorwaldsen stammt, der sie von Wilhelm von Humboldt hörte . . ."

„Von Alexander," sagte Arne.

„Nein, erlauben Sie, Arne, von Wilhelm von Humboldt. Wilhelm war überhaupt . . ."

„Aufpassen, Petersen . . ."

Und das Spiel nahm, ohne weitere Zwischenrede, seinen Fortgang, und auch die Mädchen dämpften ihre

Stimme. Denn die Dobschütz hatte zu lesen begonnen, und zwar aus einem großen Zeitungsblatt, das im Laufe des Nachmittags der Postbote gebracht hatte. Freilich war es noch kein rechtes Vorlesen, sondern erst der Versuch dazu, wobei sich's die Dobschütz — in den Zeitungen zitterte der italienische Krieg noch nach — angelegen sein ließ, zunächst nur die Kopftitel zu lesen und zwar in einem anfragenden Tone. „Erzherzog Albrecht und Admiral Tegethoff . . ." Die Gräfin schüttelte den Kopf . . . „Auf dem Marsche nach Magenta" . . . „Die Kürassierbrigade Bonnemain" . . . Neues Kopfschütteln . . . „Man schreibt uns aus Charlottenburg über das Befinden König Friedrich Wilhelm's des Vierten . . ."

„Ja," unterbrach hier die Gräfin, „das lies, liebe Dobschütz. Das aus Charlottenburg. Ich habe kein Interesse für Kriegsgeschichten, es sieht sich Alles so ähnlich und immer bricht wer auf den Tod verwundet zusammen, und läßt sterbend irgend ein Etwas leben, das abwechselnd Polen oder Frankreich oder meinetwegen auch Schleswig-Holstein heißt. Aber es ist immer dasselbe. Dieser moderne Götze der Nationalität ist nun 'mal nicht das Idol, vor dem ich bete. Die rein menschlichen Dinge, zu denen, für mich wenigstens, auch das Religiöse gehört, interessiren mich nun 'mal mehr. Dieser unglückliche König in seinem Charlottenburger Schloß; . . ein so heller Kopf, und nun umnachtet in seinem Geiste. Ja, das interessirt mich. Ist es lang?"

„Eine Spalte."

„Das ist viel. Aber fange nur an, wir können ja abbrechen."

Und nun las die Dobschütz:

„. . . Alle Nachrichten stimmen dahin überein, daß es

mit dem Befinden des Königs schlechter geht; seine Theilnahme läßt nach und die Stunden, in denen er folgen kann, werden immer seltener. Selbstverständlich beginnt dieser Zustand des Kranken auch das staatliche Leben zu beeinflussen, und gewisse Rücksichten, die man bisher nahm, lassen sich nicht mehr durchführen. Es läßt sich nicht verkennen, daß sich ein vollständiger Systemwechsel vorbereitet, und daß sich dieser Wechsel demnächst auch in der auswärtigen Politik zeigen wird. Das Verhältniß zu Rußland und Oesterreich ist erschüttert, ein freundschaftliches Verhältniß zu den Westmächten bahnt sich mehr und mehr an, zu England gewiß. Alles, was geschieht, erinnert an die Zeit von 6 bis 13, die, nach voraufgegangener Erniedrigung, eine Zeit der Vorbereitung und Wehrhaftmachung war. Mit solcher Wehrhaftmachung beschäftigen sich unausgesetzt die Gedanken des Prinzregenten, und ist Preußen militärisch erst das, was der Prinzregent aus ihm zu machen trachtet, so werden wir sehen, was wird. Und in keiner Frage wird sich das deutlicher zeigen, als in der schleswig-holsteinischen."

„Es ist gut," sagte die Gräfin. „Ich dachte der Artikel würde Mittheilungen vom Hofe bringen, anekdotische Züge, Kleinigkeiten, die meist die Hauptsache sind, und nun bringt er politische Conjecturen. Ich glaube nicht an Vorhersagungen, die meist von Denen gemacht werden, die die geringste Berechtigung dazu haben . . . Aber was ist das für ein Bild, das ich ich da auf der Rückseite der Zeitung sehe, Schloß und Schloßthürme . . ."

Die Dobschütz, die nichts davon wußte, wandte die Zeitung und sah nun, daß es eine Annonce war, die, mit ihrem großen Holzschnitt in der Mitte, beinahe die ganze Rückseite der Zeitung einnahm. Das Auge der Dobschütz

glitt darüber hin. Dann ſagte ſie: „Es iſt eine Penſionsanzeige aus der Schweiz, natürlich vom Genferſee; hier, das kleine Gebäude, iſt das Penſionat, und das große Hotel im Vordergrunde iſt nur Zugabe.“

„Lies. Ich intereſſire mich für ſolche Annoncen.“

„. . . Unſere Penſion Beau-Rivage tritt nun in ihr fünfundzwanzigſtes Jahr. Es haben in dieſer Zeit junge Damen aus allen Theilen der Erde Aufnahme bei uns gefunden und bewahren uns, ſoviel wir erfahren, ein freundliches Gedenken. Wir verdanken dies, neben dem Segen, der nicht fehlen darf, auch wohl den Grundſätzen, nach denen wir unſere Penſion unausgeſetzt leiten. Es ſind dies die Grundſätze der Internationalität und confeſſioneller Gleichberechtigung. Ein calviniſtiſcher Geiſtlicher ſteht leitend an der Spitze des ganzen, aber durchaus von einem Geiſte der Duldung erfüllt, überläßt er es den Eltern und Vormündern, die Zöglinge, die man uns anvertraut, an dieſem Religionsunterricht theilnehmen zu laſſen oder nicht . . .“

Die Gräfin erheiterte ſich ſichtlich. Sie hatte den Zug der meiſten Frommen und Kirchlichen, die Kirchlichkeit Anderer nicht bloß anzuzweifeln, ſondern meiſt auch von der komiſchen Seite zu nehmen, und ſo waren ihr denn Mittheilungen aus dem Lager der Katholiken und beinah mehr noch der Genferiſchen immer eine Quelle vergnüglicher Unterhaltung, auch wenn ſich nicht, wie hier, eine das Heitere ſo direct herausfordernde Geſchäftlichkeit mit einmiſchte. Sie nahm das Blatt, um die Penſionsanzeige, die ſich noch fortſetzte, weiter zu leſen, aber der Diener, der ſchon ſeit einer Viertelſtunde den Whiſttiſch beobachtet und den Schluß des Robbers abgewartet hatte, trat jetzt vor, um zu melden, daß der Thee ſervirt ſei.

„Trifft ſich vorzüglich,“ ſagte Baron Arne. „Wenn man gewonnen hat, zählt ein Rebhuhn, worauf ich rechne, zu den geſundeſten Gerichten; ſonſt freilich nicht.“

Und damit erhob er ſich und reichte dem Fräulein von Dobſchütz den Arm, während Schwarzkoppen mit der Gräfin voranſchritt.

„Nun, Peterſen,“ ſagte der Graf, „wir müſſen mit einander fürlieb nehmen.“ Und an Aſta und Eliſabeth vorübergehend, rief er dieſen zu: „Nun, meine Damen . . .“

Aber Aſta ſtreichelte nur zärtlich ſeine Hand und ſagte: „Nein, Papa, wir bleiben hier, Mama hat es ſchon erlaubt; wir haben uns noch allerlei zu erzählen.“

IV.

In dem Eßsaale war gedeckt, die Flügelthüren standen auf, und ein heller Lichterglanz empfing die Eintretenden. Die Gräfin nahm ihren Platz zwischen den beiden Geistlichen, während Fräulein von Dobschütz mit Holk und Arne ihr gegenüber saßen. Einen Augenblick später erschienen auch der Hauslehrer und Axel.

„Ich habe mich eben sehr erheitert", wandte sich die Gräfin an Schwarzkoppen . .

„Ah," warf Holk dazwischen, in einem Tone, der, wenn weniger spöttisch, ergötzlich gewesen wäre, und Arne, der den Spott darin nur zu sehr herausfühlte (denn Christine war eigentlich nie heiter), lachte herzlich vor sich hin.

„Ich habe mich eben sehr erheitert," wiederholte die Gräfin mit einem Anflug von Empfindlichkeit und fuhr dann fort: „Es ist doch ein eigen Ding um diese Schweizerpensionen, in denen sich Geschäftlichkeit mit Calvinismus so gut verträgt. Es war immer die häßliche Seite des Calvinismus, so lebensklug zu sein . . ."

Schwarzkoppen, an den sich auch diese zweite Bemerkung gerichtet hatte, verneigte sich. Ihr Bruder aber sagte: „Das ist mir neu, Christine. Calvin, so viel ich weiß, war un-

bequem und unerbittlich, Knox desgleichen, und Coligny benahm sich jedenfalls nicht allzu lebensklug, sonst lebte er vielleicht noch. Und dann La Rochelle. Und dann die zehntausend Ausgewanderten um Glaubenswillen. Es soll den Luther'schen schwer werden, Seitenstücke dazu zu finden oder wohl gar Besseres. Ich beantrage Gerechtigkeit; Schwarzkoppen, Sie dürfen mich nicht im Stich lassen gegen meine Schwester. Und Petersen, Sie auch nicht."

Holk, der seinen Schwager überhaupt sehr liebte, hatte seine herzliche Freude, daß Arne so sprach. „Das ist recht, Alfred. Für die, die nicht da sind, muß man eintreten."

„Und wenn es Preußen wäre," setzte Arne lachend hinzu. „Wobei mir der Artikel einfällt, der vorher vorgelesen wurde. Was war es eigentlich damit? Ich habe nämlich die Tugend, beim Whist gewinnen und doch so ziemlich Allem folgen zu können, was nebenher gelesen oder gesprochen wird. Ich hörte was vom Charlottenburger Hof und von Wehrhaftmachung und Anno 13. Oder war es nicht so? Anno 13 habe ich bestimmt gehört und Wehrhaftmachung auch . . ."

„Ach, liebe Dobschütz, erzähle, was es war," sagte die Gräfin.

„Es war genau so, wie der Herr Baron annimmt, und Alles in Allem schien der Artikel sagen zu wollen, daß es mit Dänemark vorbei sei, wenn es sich in der Sprachenfrage nicht handeln lasse."

Holk lachte. „Mit Dänemark vorbei! Nein, Herr Preuß, soweit sind wir noch nicht, und unter allen Umständen haben wir immer noch die Geschichte vom Storch und Fuchs. Der Fuchs in der Fabel konnte nicht an das Wasser heran, weil es in einer Flasche war, und der neueste Fuchs, der

Preuße, kann nicht an Dänemark heran, weil es Inseln sind. Ja, das Wasser! Gott sei Dank. Es ist immer dieselbe Geschichte, was der Eine kann, kann der Andere nicht, und so gut die Preußen ihren Parademarsch marschiren, über die Ostsee können sie nicht 'rüber, wenn es auch bei Klaus Groth heißt: „de Ostsee is man en Puhl."

Arne, der, bis spät in den Herbst hinein, seine Abendmahlzeit regelmäßig mit einem Teller saurer Milch einleitete, streute eben Brot und Zucker auf die vor ihm stehende Satte, nahm einen ersten Löffel voll und sagte dann, während er seinen Bart putzte: „Schwager, da divergiren wir. Der einzige Punkt. Und ich setze hinzu glücklicherweise. Denn mit seiner Schwester darf man schon allenfalls Krieg führen, aber mit seinem Schwager nicht. Ich berufe mich übrigens auf Petersen, der hat am meisten vom Leben gesehen . . ."

Petersen nickte.

„Sieh, Holk", fuhr sein Schwager fort, „Du sprichst da von Fuchs und Storch. Nun gut, ich habe nichts dagegen, daß wir in die thiergeschichtliche Fabel hineingerathen, im Gegentheil. Denn es giebt auch eine Fabel vom Vogel Strauß. Lieber Holk, Du steckst den Kopf wie Vogel Strauß in den Busch und willst die Gefahr nicht sehen."

Holk wiegte sich hin und her und sagte dann: „Ah bah, Alfred. Wer sieht überhaupt in die Zukunft? Nicht Du, nicht ich. Aber schließlich, Alles ist Wahrscheinlichkeitsrechnung und zu dem Unwahrscheinlichsten von der Welt gehört eine Gefahr von Berlin oder Potsdam her. Die Tage der Potsdamer Wachtparade sind vorüber. Nichts über den alten Fritzen, er hat keinen größeren Verehrer als mich, aber Alles, was er gethan hat, hat den Charakter einer

Episode, die für sein Land geradezu verhängnißvoll geworden."

„Also der Ruhm eines Landes oder gar seine Größe, sein Verhängniß."

„Ja, das klingt sonderbar und doch lieber Arne . ."

Holk unterbrach sich, denn man hörte vom Nebenzimmer her, daß Asta sich mühte, die Begleitung eines Liedes auf dem Flügel herauszutippen. Es wurde aber gleich wieder still, und Holk seinerseits wiederholte: „Ja, Schwager, klingt sonderbar, daß der Ruhm ein Verhängniß sein soll und doch, dergleichen kommt vor und entspricht dann immer der Natur der Dinge. Möglich, daß auf diesem brandenburgischen Sumpf- und Sandland, auf dem ja die Semnonen und ähnliche rothhaarige Welteroberer gelebt haben sollen, ein neues Welteroberungsvolk hätte gedeihen können, gut, zugegeben, aber da hätte dies Land einen langsamen normalen Werdeproceß durchmachen müssen. Den hat dieser große Friedrich gestört. Als Kleinstaat legte sich Preußen zu Bett, und als Großstaat stand es wieder auf. Das war unnormal und kam einfach daher, daß es die Nacht über, oder genauer gerechnet etliche vierzig Jahre lang, in einem Reck- und Streckbett gelegen hatte."

„Holk, daß sind nicht Deine Ideen" sagte Christine.

„Nein, und ist auch nicht nöthig; es genügt, daß ich sie mir angeeignet. Und so laß mich denn in meinen entlehnten Ideen fortfahren. Allen Respect vor dem großen König, er ist eine Sache für sich. Aber das sozusagen posthume Preußen, daß Preußen nach ihm, ist kein Gegenstand meiner Bewunderung, immer im Schlepptau, heute von Rußland, morgen von Oesterreich. Alles, was ihm geglückt ist, ist ihm unter irgend einem Doppelaar geglückt, nicht

unter dem eigenen Adler, er sei schwarz oder roth. Es hat etwas für sich, wenn Spötter von einem preußischen Kuckuck sprechen. Ein Staat, der sich halten und mehr als ein Tagesereigniß sein will, muß natürliche Grenzen haben und eine Nationalität repräsentiren."

„Es gibt noch anderen Mörtel und Staatenkitt", sagte Arne, und Schwarzkoppen und Christine sahen zustimmend einander an.

„Gewiß," replicirte Holk. „Zum Beispiel Geld. Aber wer lacht da? Preußen und Geld!"

„Nein, nicht Geld; eine andere Kleinigkeit. Und diese Kleinigkeit ist nichts weiter als eine Vorstellung, ein Glauben. In den Russen lebt die Vorstellung, daß sie Constantinopel besitzen müssen, und sie werden es besitzen. An solchen Beispielen ist die Geschichte reich, und in den Preußen lebt auch so was. Es ist nicht wohlgethan, darüber zu lachen. Solche Vorstellungen sind nun mal eine Macht. In unserem Busen wohnen unsere Sterne, so heißt es irgendwo, und was die innere Stimme spricht, das erfüllt sich. In Preußen, das Du von Jugend an nicht leiden kannst und von dem Du klein denkst, ist seit anderthalb Jahrhunderten Alles Vorbereitung und Entwickelung auf ein großes Ziel hin; nicht der alte Fritz war Episode, sondern die Schwächlichkeitszeit, von der Du gesprochen, die war Interregnum. Und mit diesem Interregnum ist es jetzt vorbei. Was der Zeitungsartikel da sagt, ist richtig. Die Werbetrommel geht still durchs Land und gamle Dänemark, wenn es zum Kloppen kommt, wird schließlich die Zeche bezahlen müssen.

Petersen, sagen Sie ein Wort. In Ihren Jahren hat man das zweite Gesicht und weiß, was kommt."

Der Alte lächelte vor sich hin. „Ich will die Frage doch lieber weiter geben. Denn was unser Einem erst kommt, wenn man achtzig Jahre hinter sich hat (und ich stehe doch noch davor), das haben die Frauen von Natur, die Frauen sind geborene Seher. Und unsere Gräfin gewiß."

„Und ich will auch antworten", sagte Christine. „Was meine liebe Dobschütz da gelesen, — Anfangs bin ich eigentlich nur mit halbem Ohre gefolgt, denn ich wollte von dem mir theuren Königspaar hören und nicht von Wehrhaftmachung und neuer Zeit. Aber was da gesagt wurde, das ist richtig . ."

Arne warf der Schwester eine Kußhand zu, während sich Holk, der sich schon als Opfer einiger Anzüglichkeiten fühlte, mit einem Krammetsvogel zu schaffen machte.

„ . . Den Brief in der Hamburger Zeitung," fuhr Christine fort, „hat offenbar Jemand geschrieben, der dem neuen Machthaber nahe steht und seine Pläne kennt. Und wenn es noch nicht Pläne sind, so doch Wünsche. Ganz und gar aber muß ich Allem zustimmen, was Alfred eben über die Macht gewisser Vorstellungen gesagt hat. Die Welt wird durch solche Dinge regiert, zum Guten und Schlechten, je nachdem die Dinge sind. Und bei den Preußen wurzelt Alles . ."

„In Pflicht", warf Arne dazwischen.

„Ja, in Pflicht und in Gottvertrauen. Und wenn das zuviel gesagt ist, so doch wenigstens in dem alten Katechismus Lutheri. Den haben sie da noch. Du sollst den Feiertag heiligen, Du sollst nicht ehebrechen, Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Knecht, Magd, Vieh, oder Alles, was sein ist, — ja, das Alles gilt da noch . ."

„Und ist im Uebrigen aus der Welt verschwunden," lachte Holk.

„Nein, Helmuth, nicht aus der Welt, aber doch aus dem Zipfelchen Welt, das unsere Welt ist. Ich meine nicht aus unserem theuren Schleswig-Holstein, das hat Gott in seiner Gnade so tief nicht sinken lassen, ich meine das Treiben drüben, drüben wo doch unsere Obrigkeit sitzt, der wir gehorchen sollen und der zu gehorchen ich auch Willens bin, so lange Recht Recht bleibt. Aber daß ich mich an dem Treiben drüben erfreuen sollte, das kannst Du nicht fordern, das ist unmöglich. In Kopenhagen . . ."

„Dein alter Widerwille. Was hast Du nur dagegen?"

„In Kopenhagen ist Alles von dieser Welt, Alles Genuß und Sinnendienst und Rausch, und das gibt keine Kraft. Die Kraft ist bei denen, die nüchtern sind und sich bezwingen. Sage selbst, ist das noch ein Hof, ein Königthum da drüben? Das Königthum, so lang es das bleibt, was es sein soll, hat etwas Zwingendes, dem das Herz freudig Folge leistet und dem zu Liebe man Gut und Blut und Leib und Leben daran gibt. Aber ein König, der nur groß ist in Ehescheidungen und sich um Vorstadtspossen und Danziger Goldwasser mehr kümmert, als um Land und Recht, der hat keine Kraft und gibt keine Kraft und wird denen unterliegen, die diese Kraft haben."

„Und wir werden preußisch werden, und eine Pickelhaube wird auf eine Stange gesteckt werden wie Geßler's Hut, und wir werden davor niederknien und anbeten."

„Was Gott verhüte. Deutsch, aber nicht preußisch, so soll es sein. Ich bin gut schleswig-holsteinisch allewege, worauf ich die Herren bitte, mit mir anzustoßen. Auch Du, Helmuth, wenn Dich Dein Kopenhagener Kammerherrn-

ſchlüſſel nicht daran hindert. Und ſehen Sie nur, Schwarzkoppen, wie da der Mond heraufſteigt, als woll' er Alles in Frieden beſiegeln. Ja, in Frieden; das iſt das Beſte. Dieſer Glaube hat mich von Kindheit an begleitet. Schon mein Vater pflegte zu ſagen: man iſt nicht bloß unter einem beſtimmten Stern geboren, ſondern in dem Himmelsbuche, darin unſere Namen eingezeichnet ſtehen, ſteht auch immer noch ein beſonderes Zeichen neben unſerem Namen, Epheu, Lorbeer, Palme . . Neben dem meinigen, hoff' ich, ſteht die Palme."

Der alte Peterſen nahm ihre Hand und küßte ſie: „Ja, Chriſtine. Selig ſind die Friedfertigen."

Es war das ſo ruhig hingeſprochen, ohne jede Abſicht, das Herz der Gräfin tiefer berühren zu wollen. Und doch geſchah es. Sie hatte ſich ihres Friedens beinah gerühmt oder doch wenigſtens eine feſte Hoffnung auf ihn ausgeſprochen und empfand im ſelben Augenblicke, wo der alte Peterſen ihr dieſen Frieden faſt wie zuſicherte, daß ſie desſelben entbehre. Trotz des beſten Mannes, der ſie liebte, den ſie wieder liebte, ſtand ſie nicht in dem Frieden, nach dem ſie ſich ſehnte. Trotz aller Liebe, — ſeine leichtlebige Natur und ihre melancholiſche, ſie ſtimmten nicht recht mehr zu einander, was ihr dieſe letzte Zeit, trotz alles Ankämpfens dagegen, mehr als einmal und leider in immer wachſendem Grade gezeigt hatte. So fanden denn Peterſens wohlgemeinte Worte bei Niemandem ein rechtes Echo, vielmehr blickte Jeder ſchweigend vor ſich hin, und nur Arne wandte ſich die Tafel hinunter und ſah durch die offenſtehende hohe Glasthür auf das Meer hinaus, das im Silberſchimmer dalag.

Und in dieſem Augenblicke voll Bedrückung und Schwüle trat Aſta aus dem Nebenzimmer an den Tiſch heran und

flüsterte der Mutter zu: „Elisabeth will Etwas singen. Darf sie?“

„Gewiß darf sie. Aber wer wird begleiten?“

„Ich. Es ist sehr leicht, und wir haben es eben durchgenommen. Ich denke, es wird gehen. Und wenn ich stecken bleibe, so ist es kein Unglück.“

Und damit ging sie bis an den Flügel zurück, während die große Mittelthür auf blieb. Das Notenblatt war schon aufgeschlagen, die Lichter brannten, und Beide begannen. Aber das Gefürchtete geschah, Begleitung und Stimme gingen nicht recht zusammen, und nun lachten sie halb lustig und halb verlegen. Gleich danach aber versuchten sie's zum zweiten Male, und nun klang Elisabeth's noch halb kindliche Stimme hell und klar durch beide Räume hin. Alles schwieg und lauschte. Besonders die Gräfin schien ergriffen, und als die letzte Strophe gesungen war, erhob sie sich und schritt auf den Flügel zu. Hier nahm sie das noch aufgeschlagen auf dem Notenpult stehende Lied und zog sich ohne weitere Verabschiedung aus der Gesellschaft zurück. Es fiel nicht allzu sehr auf, da Jeder ihr sensitives Wesen kannte. Holk begnügte sich, Elisabeth zu fragen, von wem der Text sei?

„Von Waiblinger, einem Dichter, den ich bis dahin nicht kannte.“

„Ich auch nicht,“ sagte Holk. „Und die Ueberschrift?“

„Der Kirchhof.“

„Drum auch.“

* * *

Eine Viertelſtunde ſpäter fuhr der Arnewieker Wagen vor, und Arne beſtand darauf, daß Peterſen und Eliſabeth bis vor das Holkebyer Pfarrhaus mitfahren müßten, Schnuck werde ſich nebenher ſchon durchſchlagen. Nach einigem Parlamentiren wurde das Anerbieten auch angenommen, Arne nahm den Rückſitz, und Eliſabeth, weil ſie gerne mit dem Kutſcher plauderte, kletterte auf den Bock hinauf. Und wirklich, kaum oben, ſo ließ ſie ſich auch ſchon des Breiteren von ſeiner kranken Frau erzählen, und von der „Sympathie", die mal wieder beſſer geholfen als der Doctor, der überhaupt bloß immer was verſchreibe und gar nicht ordentlich nachſähe, wo's eigentlich ſäße, und wie's mit der Milz ſtände. Denn in der Milz ſäß' es.

Natürlich war dies Geſpräch nur von kurzer Dauer, denn keine zehn Minuten, ſo hielt man auch ſchon vor der Pfarre. Schnuck gab ſeiner Freude, wieder daheim zu ſein, lebhaften Ausdruck, und Arne ſetzte ſich zu Schwarzkoppen in den Fond. Und nun fuhren Beide, nachdem noch ein paar Dankes- und Abſchiedsworte gewechſelt worden waren, auf Arnewiek zu.

V.

Die Fahrt ging zwiſchen hohen Knicks hin, das Meer dicht zur Linken; aber man hörte es nur, ein niedriger Dünenzug hinderte die Ausſicht darauf. Arne wie Schwarzkoppen hatten die Füße in Plaids und Decken geſchlagen, denn es war nach dem ſchönen warmen Tage herbſtlich friſch geworden, friſcher, als dem September zukam. Aber das ſteigerte nur die Lebendigkeit ihres Geſprächs, das natürlich dem Abend galt, den man eben verlebt hatte.

„Die kleine Peterſen hat eine reizende Stimme,“ ſagte Arne. „Trotzdem wollt' ich, ſie hätte lieber den Jungfernkranz geſungen, als das ſchwermüthige Lied.“

„Es war ſehr ſchön.“

„Gewiß war es das, und wir Beide können es hören, ohne Schaden zu nehmen. Aber meine Schweſter! Sahen Sie wohl, wie ſie das Notenblatt nahm und das Zimmer verließ? Ich wette, ſie hat es ſofort auswendig gelernt oder Abſchrift genommen und in irgend ein Album eingeklebt. Denn trotz ihrer ſiebenunddreißig Jahre, in manchen Stücken iſt ſie noch ganz das Gnadenfreier Penſionsfräulein, beſonders auch darin, wie ſie mit der Dobſchütz lebt. Die Dobſchütz iſt eine vorzügliche Perſon, vor deren Wiſſen und

Charakter ich allen möglichen Respect habe, trotzdem ist sie für meinen armen Schwager ein Unglück. Sie sind überrascht, aber es ist so. Die Dobschütz ist viel zu klug und auch viel zu guten Herzens, um sich aus freien Stücken oder wohl gar aus Eitelkeit zwischen die Eheleute zu stellen, aber die Stellung, die sie sich nie nehmen würde, wird ihr durch meine Schwester aufgezwungen. Christine braucht immer Jemanden, um sich auszuklagen, ganz schöne Seele, nachgeborne Jean Paul'sche Figur, die sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit dem Ernste des Lebens den Kopf zerbricht. Es gibt eigentlich nur eine Form, sie zu erheitern, und das sind kleine Liebesgeschichten aus dem Kreise der Irrgläubigen. Und irrgläubig ist so ziemlich Alles, was nicht altlutherisch oder pietistisch oder herrnhutisch ist. Ein Wunder, daß sie diese Drei wenigstens nebeneinander duldet. Dabei so eigensinnig, so unzugänglich. Ich versuche mitunter, zum Guten zu reden und ihr klar zu machen, wie sie sich anpassen und ihrem Manne zuhören müsse, wenn er was aus der Welt erzählt, einen Witz, ein Wortspiel, eine Anekdote."

Schwarzkoppen nickte zustimmend und sagte dann: „Ich habe ihr heut' etwas Aehnliches gesagt und auf des Grafen liebenswürdige Seiten hingewiesen."

„Ein Hinweis, den sie mit ziemlich hautainer Manier zurückgewiesen haben wird. Ich kenne das. Immer Erziehungsfragen, immer Missionsberichte von Grönland oder Ceylon her, immer Harmonium, immer Kirchenleuchter, immer Altardecke mit Kreuz. Es ist nicht auszuhalten. Ich spreche darüber so freiweg und so ausführlich zu Ihnen, weil Sie der Einzige sind, der da helfen kann. Ich glaube, so ganz genügen Sie ihr auch nicht, schon des-

halb nicht, weil Sie, Gott sei Dank, ohne das pietistische Colorit von „Blümelein und Engelein“ sind, aber Ihr Standpunkt ist wenigstens der correcte. Die Temperatur Ihres Bekenntnisses ist ihr nicht hochgradig genug, indessen das Bekenntniß selbst läßt sie wenigstens gelten, und weil sie das thut, hört sie nicht bloß Ihren Rath, sondern unterwirft sich ihm auch. Was etwas sagen will.“

Als Arne so plauderte, waren sie bis an eine Stelle gekommen, wo sich der Dünenzug nach dem Meer hin öffnete. Die Brandung wurde jetzt sichtbar, und weiter hinaus sah man Fischerboote, die mit eingerefftem Segel still in dem hellen Mondlicht lagen. Am Horizont stieg eine Rakete auf, und Leuchtkugeln fielen nieder.

Arne hatte halten lassen. „Entzückend. Das ist der von Korsör kommende Dampfer. Vielleicht ist der König an Bord und will noch ein paar Wochen in Glücksburg zubringen. Ich habe schon gehört, daß sie wieder etwas im Moor gefunden haben, bei Süderbrarup oder sonstwo, vielleicht ein Wikingschiff oder eine Lustyacht von Kanut dem Großen. Hoffentlich geht dieser Kelch an uns vorüber. Was mich persönlich angeht, ich lese lieber „David Copperfield“ oder die „Drei Musketiere“. Diese Moorfunde, Kämme und Nadeln, oder wohl gar eine verfilzte Masse, worüber Thomsen und Worsaae sich streiten und nicht feststellen können, ob es ein Wurzelgefaser oder der Schopf eines Seekönigs ist, können mich nicht interessiren und die königlichen Frühstücke, bei denen der Liqueurkasten die Hauptrolle spielt, wenn es nicht gar die Gräfin Danner putzmacherlichen Angedenkens ist, sind mir eigentlich geradezu zuwider. Ich weiche sonst in Allem von meiner Schwester ab, auch noch da, wo sie Recht hat und nur leider zu viel

Aufhebens von ihrem Rechte macht, aber in dieſem Stücke kann ich ihr nur zuſtimmen und begreife Holk nicht, daß er mit der Geſchichte drüben nicht aufräumt und ein Gefallen daran findet, ſich in dem Prinzeſſinnenpalais nach wie vor in ſeiner Kammerherrn-Uniform herumzuzieren. Daß es ihm ſein ſchleswig-holſteiniſches Herz nicht verbietet, will ich hingehen laſſen, denn ſo lange der König lebt, iſt er nun mal unſer König und Herzog. Aber ich ſind' es nicht klug und weiſe. Das Leben mit der Tanner conſervirt nicht, ich meine den König, und über Nacht kann es vorbei ſein. Er iſt ohnehin ein Apoplecticus. Und was dann?"

„Ich glaube nicht, daß ſich Holk mit dieſer Frage beſchäftigt. Er iſt ein Augenblicksmenſch und hält zu dem alten Troſte: nach uns die Sündfluth."

„Sehr wahr. Augenblicksmenſch. Und daß es ſo iſt, das iſt auch wieder einer von den Punkten, die meine Schweſter ihm nicht verzeihen kann und worin ich mich abermals auf ihre Seite ſtellen muß. Aber laſſen wir das; ich habe gerade heute nicht Luſt, die Tugenden meiner Schweſter aufzuzählen, es kommt mir heute mehr auf „les défauts de ses vertus" an, die wir, lieber Schwarzkoppen, gemeinſchaftlich bekämpfen müſſen, ſonſt erleben wir etwas ſehr Unliebſames. Das iſt mir ſicher, und ungewiß iſt mir nur, wer den erſten Schritt thun wird, den erſten Schritt zum Unheil. Holk iſt in faſt zu weit gehender Anbetung und Ritterlichkeit die Nachgiebigkeit und Beſcheidenheit ſelbſt; er hat ſich angewöhnt, ſich ſeiner Frau gegenüber immer in die zweite Linie zu ſtellen. Natürlich. Erſt imponirte ihm ihre Schönheit (ſie war wirklich ſehr ſchön und iſt es eigentlich noch), und dann imponirte ihm ihre Klugheit oder doch das, was er dafür hielt, und dann imponirte ihm, und

vielleicht am Meisten, ihre Frömmigkeit. Aber seit einiger Zeit, und leider in zu rasch wachsendem Grade, bereitet sich ein Umschwung in ihm vor; er ist ungeduldig, anzüglich, ironisch, und erst heute Nachmittag wieder fiel es mir auf, wie sehr er sich in seinem Tone verändert hat. Entsinnen Sie sich noch, als von den Marmorkrippen die Rede war. Nun, meine Schwester nahm die mehr oder weniger scherzhafte Sache wie gewöhnlich wieder ganz ernsthaft und antwortete halb gereizt, halb sentimental. Noch vor zwei, drei Jahren hätte Holk das hingehen lassen, aber heute gab er ihr Alles spitz zurück und spöttelte, daß ihr bloß wohl sei, wenn sie von Gruft und Capelle sprechen und einen aus bloßer Taille bestehenden Engel malen lassen könne."

Schwarzkoppen hatte das Alles mit einem gelegentlichen „nur zu wahr" begleitet und an seiner Zustimmung war nicht zu zweifeln. Nun aber schwieg Arne, weil ihm die bloße Zustimmung nicht genug war und er gern ein ausführliches Wort von Seiten Schwarzkoppen's hören wollte. Dieser verrieth indessen wenig Lust, das Thema weiter fortzuspinnen: es war ihm ein zu heißes Eisen, und nach Arnewiek hinüberweisend, das in eben diesem Augenblick jenseits einer tief einbuchtenden Föhrde sichtbar wurde, sagte er: „Wie reizend die Stadt im Mondlichte daliegt! Und wie der Damm drüben die Dächer ordentlich abschneidet und dazu die Giebel zwischen den Pappeln und Weiden! Und nun Sanct Catharinen! Hören Sie, wie's herüberklingt. Ich segne die Stunde, die mich hierher in Ihr schönes Land geführt."

„Und dafür sollen Sie bedankt sein, Schwarzkoppen. Jeder hört es gern, wenn man ihm seine Heimath preist. Aber Sie wollen mir bloß entschlüpfen. Ich fordere Sie

auf, mir beizuſtehen in dieſer ſchwierigen Sache, die viel ſchwieriger liegt, als Sie vermuthen können, und Sie zeigen auf den Damm drüben und ſagen mir, daß er die Dächer abſchneidet. Verſteht ſich, thut er das. Aber damit kommen Sie mir nicht los. Sie müſſen meiner Schweſter, bei dem Einfluß, den Sie auf ſie haben, von der Bibelſeite her beizukommen und ihr aus einem halben Dutzend Stellen zu beweiſen ſuchen, daß das nicht ſo ginge, daß das Alles nur Selbſtgerechtigkeit ſei, daß die rechte Liebe von dieſem verſteckten Hochmuth, der nur in Demuthsallüren einhergeht, nichts wiſſen wolle, mit anderen Worten, daß ſie ſich ändern und ihrem Manne zu Willen ſein müſſe, ſtatt ihm das Haus zu verleiden. Ja, Sie können hinzuſetzen, und halb entſpricht es auch der Wahrheit, daß er die ganze Kopenhagener Stellung wahrſcheinlich längſt aufgegeben hätte, wenn er nicht froh wäre, dann und wann aus dem Druck herauszukommen, den die Tugenden ſeiner Frau, meiner geliebten und verehrten Frau Schweſter, auf ihn ausüben."

„Ach lieber Baron," nahm jetzt Schwarzkoppen das Wort, „ich will Ihnen nicht eigentlich entſchlüpfen, das iſt es nicht, es fehlt mir nicht der gute Wille, nach meiner Kraft mitzuwirken, denn ich ſehe die Gefahr, wie Sie ſie ſehen. Aber mit dem guten Willen iſt wenig gethan. Wenn Ihre Frau Schweſter ſtatt eine proteſtantiſche Gräfin eine katholiſche Gräfin, und wenn ich ſelber ſtatt ein Seminardirector in Arnewiek ein Redemptoriſten- oder wohl gar ein Jeſuitenpater wäre, ſo wäre die Sache ſehr einfach. Aber ſo liegt ſie nicht. Von Autorität keine Rede. Alles rein geſellſchaftlich, und wenn ich Miene machen wollte, den Seelenarzt, den Beichtvater zu ſpielen, ſo wär' ich ein Eindringling und thäte etwas, was mir nicht zukommt."

„Eindringling," lachte Arne. „Ich kann doch nicht annehmen, Schwarzkoppen, daß Ihnen Petersen Sorge macht, der mit seinen beinahe Achtzig nachgerade an einem Punkt steht, wo das Rivalisiren und Uebelnehmen aufhört."

„Nicht Petersen," sagte Schwarzkoppen. „Der hat freilich die kleinen Eitelkeiten, die sonst nirgends größer sind, als bei meinen pastoralen Amtsbrüdern, längst hinter sich geworfen und würde mir die Rolle des Bekehrers und Wunderthäters gönnen. Aber was einem der Zufall bietet, darf man nicht immer ausnutzen. Es spricht hier so Vieles dagegen, erschwert und mahnt zur Vorsicht."

„Also abgelehnt."

„Nein, nicht abgelehnt. Ich will thun, was in meinen Kräften steht, aber es kann nur ein ganz Geringes sein. Schon aus äußerlichen Gründen. Ich bin im Amt, und der Weg bis Holkenäs ist nicht allzu nah, so wird sich das „bei Gelegenheit", wovon Sie sprachen, nicht allzu oft einstellen können. Aber die Hauptschwierigkeit ist doch immer die Gräfin selbst. Ich habe kaum eine Dame kennen gelernt, der ich eine größere Verehrung entgegenbrächte. Sie gesellt zu den Vorzügen einer vornehmen Dame zugleich alle Tugenden einer christlichen Frau. Sie will jeden Augenblick das Beste, das Pflichtmäßige, und diesen ihren Anschauungen von Pflicht eine andere Richtung zu geben, das ist außerordentlich schwer. Unsere Kirche, wie Sie wissen, und wie ich zum Ueberfluß auch schon andeutete, gestattet nichts als Rath, Zuspruch, Bitte. Mehr oder weniger ist Alles in Spruchauslegung gelegt, was dem Meinungskampfe Thür und Thor öffnet. Und dazu kommt noch, die Gräfin ist nicht bloß sehr bibelfest, sie hat auch die ganze Kraft Derer, die nicht links und nicht rechts sehen, keine Concessionen

machen und durch Starrheit und Unerbittlichkeit ſich eine Rüſtung anzulegen wiſſen, die beſſer ſchließt als die Rüſtung eines milden und liebevollen Glaubens. Mit Widerſpruch iſt ihr nicht beizukommen und noch weniger mit überlegener Miene."

„Gewiß. Auch kann ich nur wiederholen: es muß ſich Alles wie von ungefähr ergeben."

„Alles, was ich thun kann, iſt — wenn ich mich als halber Schulmeiſter, der ich jetzt bin, auf ein etwas gelehrt klingendes Wort ausſpielen darf — ein prophylaktiſches Verfahren. Verhütung, Vorbauung. Ich will mir Geſchichten zurecht legen, Geſchichten aus meinem früheren Pfarrleben — in welche Verſchlingungen und Verirrungen gewinnt man nicht Einblick! — und will verſuchen, dieſe Geſchichten ſtill wirken zu laſſen. Ihre Frau Schweſter iſt in gleichem Maße phantaſievoll und nachdenklich; das Phantaſievolle wird ihr das Gehörte verlebendigen, und ihre Nachdenklichkeit wird ſie zwingen, ſich mit dem Kern der Geſchichte zu beſchäftigen und ſie ſo vielleicht zunächſt zu einem Wandel der Anſchauung und weiterhin zur Selbſtbekehrung führen. Das iſt Alles, was ich verſprechen kann. Ein ſehr langſames Verfahren und vielleicht ein Aufwand von Kraft, der in keinem Verhältniß ſteht zu dem, was dabei herauskommt. Aber ich will mich meiner Aufgabe wenigſtens nicht entziehen, weil ich ein Einſehen habe, daß es nöthig iſt, innerhalb vorſichtig zu ziehender Grenzen irgend etwas zu thun."

„Abgemacht, Schwarzkoppen; ich hab Ihr Wort. Und damit gut. Zudem, die Zeit iſt günſtig für das, was wir vorhaben. Holk erwartet in etwa vier Wochen ſeine Citirung zur Prinzeſſin nach Kopenhagen, und dann iſt er fort bis

Weihnachten. In der zwischenliegenden Zeit bin ich oft drüben, um, wie herkömmlich, wenn Holk in Kopenhagen ist, in Wirthschaft und Buchführung nach dem Rechten zu sehen; ich werde mich, wenn ich hinüberfahre, regelmäßig erst mit Ihnen benehmen und anfragen, ob Sie mich begleiten können. Auch das möcht' ich noch sagen dürfen, allemal wenn er fort ist, ist sie in einer weichen und beinah zärtlichen Stimmung, und die große Liebe, die sie früher für ihn hegte und die sie gegenwärtig mehr haben will, als daß sie sie wirklich hat, diese Liebe wird dann immer wieder lebendig. Kurzum, ihr Gemüth ist in seiner Abwesenheit ein Acker, darin jedes gute Samenkorn aufgeht. Es kann nur darauf ankommen, ihr einmal Alles von einer anderen, einigermaßen mitberechtigten Seite zu zeigen. Glückt uns das, so haben wir gewonnen Spiel. Bei dem Ernst und der Nachhaltigkeit, womit sie Alles austrägt, kommt sie, wenn ihrem Geiste nur erst die „rechte Richtung gewiesen ist, von selber ans rechte Ziel."

Man hatte jetzt den an der anderen Seite der Bucht sich hinziehenden Damm erreicht, auf dem noch, auf eine kurze Strecke hin, die Fahrstraße lief. Unten lag die Stadt, in ihrer Mitte von der Katharinenkirche, darin das Seminar eingebaut war, und am Ausgange von einem alten hochgelegenen Schloßbau, „Schloß Arne", überragt. Als der Wagen die Dammschrägung nach der Stadt zu hinabfuhr, sagte Schwarzkoppen: „Ein wunderliches Spiel; sind wir doch wie zwei Verschwörer, die nächtlicherweile Pläne schmieden, Pläne, bei denen mir wohl die Rolle zufällt, die eigentlich dem alten Petersen zufallen müßte. Und das um so mehr, als die Gräfin ihn eigentlich schwärmerisch verehrt und nur über den Rationalisten in ihm nicht gut

fortkommen kann. Ueber den Rationaliſten! Ein bloßes Wort, und bei Lichte beſehen iſt es nicht mal ſo ſchlimm damit, am wenigſten jetzt. Er iſt nun nah an der Grenze der uns bienieden bewilligten Zeit und hat hellere Augen als wir, vielleicht in all' und jedem und in Dingen von dieſer Welt nun ſchon ganz gewiß."

VI.

Die ſchönen Herbſttage ſchienen andauern zu wollen. Auch am anderen Morgen war es wieder hell und ſonnig, und das gräfliche Paar nahm das Frühſtück im Freien unter der Fronthalle. Julie v. Dobſchütz mit ihnen. Aſta übte nebenan, Axel und der Hauslehrer waren in den Dünen auf Jagd, was die Michaelisferien geſtatteten, von denen die Gräfin, wie von Ferien überhaupt, als Regel nicht viel wiſſen wollte; Ferien in der Stadt und auf Schulen, das habe Sinn, hier draußen aber, wo man in Gottes freier Natur lebe, ſeien ſie mindeſtens überflüſſig. Hieran hielt die Gräfin principiell ſeit lange feſt und lächelte überlegen, wenn der Graf ſeinen entgegengeſetzten Standpunkt vertheidigte; gegen die diesjährigen Michaelisferien aber hatte ſie, trotz ihrer unveränderten Anſchauungen, ausnahmsweiſe nichts einzuwenden, weil ſie den Plan, beide Kinder mit Beginn des Wintercurſus in Penſion zu geben, noch immer nicht aufgegeben hatte. Da bedeuteten denn die paar Tage nicht viel. Der Graf ſeinerſeits zeigte hinſichtlich der Schul- und der Penſionsfrage nach wie vor die von der Gräfin immer wieder beklagte Laſchheit; er war nicht eigentlich dagegen, aber er war auch nicht dafür. Jedenfalls beſtritt er,

daß es irgend welche Eile damit habe, worauf dann die Gräfin mit einer gewissen Gereiztheit antwortete: das gerade könne sie nicht gelten lassen; es sei nicht bloß an der Zeit, es sei sogar höchste Zeit; Asta sei sechzehn, Axel werde fünfzehn, das seien die Jahre, wo der Charakter sich bilde, wo der Kreuzweg käme, wo sich's entscheide nach links oder rechts. „Und ob schwarze oder weiße Schafe," warf Holk spöttisch ein und griff nach der Zeitung.

Aber gerade diese spöttische Behandlung, die der Gräfin zeigen sollte, daß sie das Alles mal wieder viel zu wichtig nähme, steigerte nur ihren Ernst, und so sagte sie denn, ohne auf die Gegenwart der Dobschütz, die ohnehin eine Eingeweihte war, Rücksicht zu nehmen: „Ich bitte Dich, Helmuth, verzichte doch endlich darauf, eine ernsthafte Sache ins Scherzhafte zu ziehen. Ich erheitere mich gern . ."

„Pardon, Christine, das scheint seit gestern Deine Parole."

„Ich erheitere mich gern," wiederholte sie, „aber Alles zu seiner Zeit. Ich verlange keine Zustimmung von Dir, ich verlange nur eine feste Meinung, sie braucht nicht einmal begründet zu sein. Sage, daß Du Herrn Strehlke für ausreichend hältst, und daß Dir Elisabeth Petersen lieber ist als ein ganzes Pensionat junger Damen, — ich werde Beides nicht glauben, aber ich werde mich unterwerfen und schweigen. Nur freilich nenne das nicht Erziehung . ."

„Ach, liebe Christine, das ist nun mal Dein Steckenpferd oder eins aus der Reihe davon, und wenn Du nicht als Baronesse Arne geboren wärest, so wärest Du Basedow oder Pestalozzi geworden und könntest Schwarzkoppen als Seminardirector ablösen. Oder wohl gar sein Inspicient werden. Erziehung und immer wieder Erziehung. Offen

gestanden, ich für meine Person, glaube nicht an die Wichtigkeit all dieser Geschichten. Erziehung! Auch da ist das Beste Vorherbestimmung, Gnade. In diesem Stück, so gut lutherisch ich sonst bin, stehe ich zu Calvin. Und falls Calvin Dich verdrießt, beiläufig auch eine von Deinen höheren Gesinnungscapricen, so laß mich Dir einfach das alte Sprichwort sagen: „wie man in die Wiege gelegt wird, so wird man auch in den Sarg gelegt". Erziehung thut nicht viel. Und wenn dann schon von Erziehung die Rede sein soll, so ist es die, die das Haus gibt." Die Gräfin zuckte leis mit den Achseln, Holk aber sah darüber hin und fuhr fort: „Haus ist Vorbild, und Vorbild ist das Einzige, dem ich so was wie erziehliche Kraft zuschreibe. Vorbild und natürlich Liebe. Und ich liebe die Kinder, darin werd' ich doch hoffentlich Deinen Beifall finden, und sie jeden Tag zu sehen, ist mir Bedürfniß."

„Es handelt sich, Helmuth, nicht um das, wessen Du bedarfst, sondern es handelt sich um das, wessen die Kinder bedürfen. Du siehst die Kinder nur beim Frühstück, wenn Du „Tagblatt" und beim Thee, wenn Du die „Hamburger Nachrichten", liest und bist verstimmt, wenn sie sprechen oder wohl gar eine Frage an Dich richten. Es ist möglich, daß Dir die Nähe der Kinder ein gewisses Wohlgefühl gibt, aber es ist damit nicht viel anders als mit der Zuckerdose da, die regelmäßig rechts von Dir stehen muß, wenn es Dir wohl sein soll. Du bedarfst der Kinder, sagst Du. Glaubst Du, daß ich ihrer nicht bedarf, hier in dieser Einsamkeit und Stille, darin ich nichts habe als meine gute Dobschütz? Aber das Glück meiner Kinder gilt mir mehr als mein Behagen, und das, was die Pflicht vorschreibt, frägt nicht nach Wohlbefinden."

Holk strich mit der Linken über das Tischtuch, während er mit der Rechten die Zuckerdose drei-, viermal auf und zuknipste, bis die Gräfin, die bei diesem Tone jedesmal nervös wurde, die Dose bei Seite schob, was er ruhig geschehen ließ. Denn er begriff vollkommen, daß solche schlechte Angewohnheit schwer zu ertragen sei. Mehr noch, der ganz geringfügige Zwischenfall gab ihm seine gute Laune wieder. „Meinetwegen, Christine. Versprich es mit Schwarzkoppen und Deinem Bruder und natürlich mit unserer guten Dobschütz. Und dann thut nach Eurem Ermessen. Ist es doch überhaupt nutzlos, über all das eine Fehde zu führen, und ich ärgere mich nachträglich über jedes Wort, das ich Dir geantwortet habe. Denn eigentlich," und er nahm ihre Hand und küßte sie, „eigentlich ist es doch eine kleine Comödie, die Du spielst, eine liebenswürdige kleine Comödie. Du willst mich, ich weiß freilich nicht recht warum, in dem Glauben erhalten, als ob ich hier auf Holkenäs etwas zu sagen hätte. Nun, Christine, Du bist nicht bloß viel charaktervoller als ich, Du bist auch viel klüger; aber so wenig klug bin ich doch nicht, daß ich nicht wissen sollte, wer hier Herr ist und nach wem es geht. Und wenn ich eines Morgens hier am Frühstückstisch erschiene, und Du sagtest mir: „ich habe über Nacht zwei Pakete gemacht und das eine habe ich nach Schnepfenthal und das andere nach Gnadenfrei geschickt und in dem einen Paket war Axel und in dem anderen war Asta", so weißt Du mit jeder erdenklichen Gewißheit, daß ich vielleicht einen Augenblick stutzen, aber gewiß nicht widersprechen oder mich wohl gar bis zu Vorwürfen steigern würde."

Die Gräfin lächelte halb befriedigt, halb wehmüthig.

„Nun sieh," fuhr Holk fort, „Du gibst mir Recht und

wenn Du noch einen Augenblick damit zögern wollteſt, ſo würde ich mich zur Entſcheidung an unſere Freundin Julie wenden. Nicht wahr, liebe Dobſchütz, es iſt eine Thorheit und eigentlich ein grauſames Spiel, von den Widerſprüchen oder Unentſchloſſenheiten eines Mannes zu ſprechen, deſſen Unentſchloſſenheiten nie ein Hindernis ſind, weil ſie durch die Beſtimmtheiten ſeiner beſſeren Hälfte zu baren Gleichgültigkeiten herabſinken. Aber da biegt ja die Dronning Maria grad' um Farö-Klint herum. Noch fünf Minuten, ſo iſt ſie heran. Ich ſchlage vor, daß wir bis an die Landungsbrücke gehen und die Kopenhagener Briefſchaften in Empfang nehmen.

„Nein, ich," rief Aſta, die das Wort von dem Herankommen der Dronning Maria nebenan gehört und den Flügel, auf dem ſie übte, ſofort zugeklappt hatte. „Nein, ich; ich bin flinker." Und ehe noch mit einem Ja oder Nein geantwortet werden konnte, flog ſie ſchon die Terraſſe hinunter und auf den Pier zu, deſſen Endpunkt ſie faſt in demſelben Augenblicke erreichte, wo das Schiff anlegte. Der Capitän, der die junge Comteſſe ſehr wohl kannte, grüßte militäriſch und reichte dann perſönlich von der Commandobrücke her die Zeitungen und Briefſchaften. Einen Augenblick ſpäter ſetzte ſich das Schiff, auf Glücksburg zu, weiter in Bewegung. Aſta aber eilte zurück, auf die Terraſſe zu, und als ſie halb herauf war, hielt ſie ſchon einen Brief in die Höhe, an deſſen Format und großem Siegel Graf und Gräfin unſchwer erkannten, daß es ein dienſtliches Schreiben ſei. Gleich danach war die junge Comteſſe wieder oben unter der Säulenhalle und legte die Zeitungen auf den Tiſch, während ſie den Brief dem Papa überreichte.

Dieſer überflog die Adreſſe und las: „Sr. Hochgeboren dem Grafen Helmuth Holk auf Holkenäs, ſtellvertretendem Propſt des adligen Convents zu St. Johannes in Schleswig, Kammerherr J. K. H. der Prinzeſſin Maria Eleonore.“

„So correct und ſo vollſtändig,“ ſagte die Gräfin „ſchreibt nur Einer. Der Brief muß alſo von Pentz ſein. Ich muß immer lachen, wenn ich an ihn denke, etwas Polonius und etwas Hofmarſchall Kalb. Aſta, Du ſollteſt aber weiter üben; die Dronning Maria, glaub' ich, kam Dir ſehr zu paß.“

Und Aſta ging an den Flügel zurück.

Holk hatte inzwiſchen den Brief geöffnet und begann ohne Weiteres mit ſeiner Verleſung, weil er wußte, daß er keine Staatsgeheimniſſe verrathen würde.

„Kopenhagen, Prinzeſſinnen-Palais. 28. September 1859.

Lieber Holk. Unſren freiherrlichen Gruß zuvor! Und meinem Gruß auf der Ferſe die ganz ergebenſte Bitte, mich's nicht entgelten laſſen zu wollen, daß ich auf dem Punkt ſtehe, das Familienleben auf Schloß Holkenäs zu ſtören. Unſer Freund Thureſon Bille, der am 1. October den Dienſt bei der Prinzeſſin antreten und mit Erichſen alterniren ſollte, liegt ſeit drei Wochen an den Maſern darnieder, eine Kinderkrankheit, von der man in dieſem Falle ſagen darf (ich citire hier unſre Prinzeſſin, Königliche Hoheit), ſie habe ſich an den rechten Mann gewandt. Nun hätten wir freilich noch Baron Steen, aber der iſt gerade in Sicilien und wartet ſchon ſeit fünf Wochen auf einen Aetna-Ausbruch. Seitdem Steen allerperſönlichſt ſein eruptives Leben nicht mehr fortſetzen kann, hat er ſich den Eruptionen der feuerſpeienden Berge zugekehrt. Wie ſeine eigene Vergangenheit ihm da-

neben erscheinen mag! Ich kenne ihn nun seit dreißig Jahren. Er war, trotz aller Anstrengungen, ein Don Juan zu sein, im Wesentlichen immer nur ein Junker Bleichenwang, also, gemessen an seinen Ansprüchen, so ziemlich das Lächerlichste, was man sein kann. Aber lassen wir das und wenden wir uns der Hauptsache zu: Steen und Bille versagen, und so bleiben nur Sie. Die Prinzessin selbst läßt Ihnen und der liebenswürdigen Gräfin ihr Bedauern darüber aussprechen und beauftragt mich, hinzuzufügen „sie würde sich mühen, Ihnen die Tage so leicht und angenehm wie möglich zu machen." Und das wird ihr auch gelingen. Der König hat vor, den Spätherbst in Glücksburg zuzubringen, die Danner natürlich mit ihm, und so finden Sie denn unsere Serenissima, die, wie Sie wissen, mit der Danner nicht gern dieselbe Luft athmet, bei bester Laune. Die Stellung Hall's, der in politicis nach wie vor der Liebling im Prinzessinnen-Palais ist, ist erschüttert, aber auch das trägt dazu bei, die Stimmung der Prinzessin selbst zu verbessern, denn dem „Bauern-Ministerium," das nah bevorsteht, verspricht alle Welt nur eine Dauer von vier Wochen, und wenn Hall dann wieder eintritt (und man wird ihn beschwören, es zu thun), so steht er fester, denn je zuvor. Im Uebrigen, lieber Holk, und ich freue mich dies hinzusetzen zu dürfen, ist es nicht nöthig, daß Sie sich hasten und eilen und gleich den ersten Dampfer benutzen; die Prinzessin läßt Ihnen dies eigens sagen, eine besondere Gunstbezeugung, da Pünktlichkeit im Dienst zu den Dingen gehört, auf die sie sonst hält und bei denen sie unter Umständen empfindlich werden kann. Ich breche hier ab und nehme nichts vorzeitig aus dem Sack voll Neuigkeiten heraus, den ich für Sie habe. Die Prinzessin nimmt es

außerdem übel, wenn man vorweg ausplaudert, was ſie ſelber gern erzählen möchte. Nur ein Koſthäppchen. Adda Nielſen quittirt die Bühne und wird Gräfin Brede, nachdem ſie vierzehn Tage lang geſchwankt, ob ſie nicht lieber in ihrer freieren und financiell vortheilhafteren Stellung bei Groſſirer Hoptrup verbleiben ſolle. Das Legitime hat aber doch auch einen Reiz und nun gar eine legitime Gräfin! Hoptrup, ſelbſt wenn er ein Wittwer werden ſollte (woran vorläufig noch gar nicht zu denken), kann, trotz ſeiner Millionen, über den Etatsrath nie hinaus. Und das iſt für die Anſprüche einer erſten Tragödin zu wenig. De Meza iſt Flügeladjutant geworden, Thomſen und Worſaae haben ſich mal wieder gezankt, natürlich über einen ausgehöhlten verſteinerten Baumſtamm, den Worſaae bloß bis auf Ragnar Lodbrock, Thomſen aber, dem das nicht genug iſt, bis auf Noah zurückverlegen will. Ich bin für Noah; er weckt mir angenehmere Vorſtellungen: Arche, Taube, Regenbogen und vor allem Weinſtock. Laſſen Sie mich in einer Zeile wiſſen oder am beſten in einem Telegramm, wann wir Sie erwarten dürfen. Tout à vous. Ihr Ebenezer Pentz."

Holk, als er den Brief geleſen, verfiel in eine herzliche Heiterkeit, in die die Gräfin nicht einſtimmen mochte.

„Nun, was ſagſt Du, Chriſtine? Pentz from top to toe. Voll guter Laune, voll Mediſance, zum Glück auch voll Selbſtironie. Das Hofleben bildet ſich doch wunderbare Geſtalten aus."

„Gewiß. Und beſonders drüben in unſerem lieben Kopenhagen. Es kann auch in ſeinem Hofleben von ſeiner urſprünglichen Natur nicht laſſen."

„Und was iſt dieſe Natur?"

„Tanzſaal, Muſik, Feuerwerk. Es iſt eine Stadt für

Schiffscapitäne, die sechs Monate lang umhergeschwommen und nun beflissen sind, alles Extrapunkte zu verthun und alles Versäumte nachzuholen. Alles in Kopenhagen ist Taverne, Vergnügungslokal."

Holk lachte. „Thorwaldsen-Museum, Nordische Alterthümer und Olafkreuz und dazu die Frauenkirche mit Christus und zwölf Aposteln . . Auch das?"

„Ach, Holk, welche Frage! Da ließe sich noch viel Andres aufzählen, und ich bin nicht blind für all das Schöne, was da drüben zu finden ist. Es ist eigentlich ein feines Volk, sehr klug und sehr begabt, und ausgerüstet mit vielen Talenten. Aber so gewiß sie die Tugenden haben, die der Verkehr mit der Welt gibt, so gewiß auch die Schattenseiten davon. Es sind lauter Lebeleute; sie haben sich nie recht quälen und mühen müssen, und das Glück und der Reichthum sind ihnen in den Schoß gefallen. Die Zuchtruthe hat gefehlt, und das gibt ihnen nun diesen Ton und diesen Hang zum Vergnügen, und der Hof schwimmt nicht nur bloß mit, er schwimmt voran, anstatt ein Einsehen zu haben und sich zu sagen, daß der, der herrschen will, mit der Beherrschung seiner selbst beginnen muß. Aber das kennt man in Kopenhagen nicht, und das hat auch Deine Prinzessin nicht, und am Wenigsten hat es dieser gute Baron Pentz, der, glaub' ich, das Tivoli-Theater für einen Eckpfeiler der Gesellschaft hält. Und in dem Sinne schreibt er auch. Ich kann diesen Ton nicht recht leiden und muß Dir sagen, es ist der Ton, der nach meinem Gefühl und fast auch nach meiner Erfahrung immer einer Katastrophe vorausgeht."

Holk war andrer Meinung. „Glaube mir, Christine, so viel königliche und nicht königliche Gasterei drüben sein

mag, das Gastmahl des seligen Belsazar ist noch nicht da und der Untergang wird meinen lieben Kopenhagnern noch lange nicht an die Wand geschrieben . . . Aber was thue ich dieser Citation meiner Prinzessin gegenüber?"

„Natürlich, ihr gehorchen. Du bist im Dienst, und so lange Du's für richtig hältst, darin zu verbleiben, so lange hast Du bestimmte Pflichten und mußt sie erfüllen. Und in dem vorliegenden Falle, je eher je lieber. Wenigstens nach meinem Dafürhalten. Das mit dem Urlaub oder mit der Versicherung, „es habe keine Eile", das würd' ich nicht glauben und jedenfalls nicht annehmen. Ich bin allem Höfischen aus dem Wege gegangen und habe einen Horror vor alten und jungen Prinzessinnen, aber so viel weiß ich doch auch vom Hofleben und seinen Gesetzen, daß man an Huldigungen nicht leicht genug thun kann und daß die ruhige Hinnahme bewilligter Freiheiten immer etwas Mißliches ist. Und dann, Holk, wenn Du auch noch bleiben wolltest, es wären doch unruhige Tage für Dich und mich, für uns Alle. Kann ich Dir also rathen, so reise morgen."

„Du hast Recht; es ist das Beste so, nicht lange besinnen. Aber Du solltest mich begleiten, Christine. Die Hansen drüben hat das ganze Haus, also Ueberfluß an Raum und ist eine Wirthin, wie sie nicht besser gedacht werden kann. Und was die Bekanntschaften angeht, so findest Du die Schimmelmann und die Schwägerin unserer guten Brockdorff und Helene Moltke. Ich nenne diese Drei, weil ich weiß, daß Du sie magst. Und dann giebt es doch auch Kirchen in Kopenhagen, und Melbye ist Dein Lieblingsmaler, und vor dem alten Grundtvig hast Du zeitlebens Respect gehabt."

Die Gräfin lächelte. Dann ſagte ſie: „Ja, Helmuth, da biſt Du nun wieder ganz Du. Noch keine Stunde, daß wir von den Kindern und ihrer Unterbringung geſprochen haben, und ſchon haſt Du Alles wieder vergeſſen. Einer muß doch hier ſein und das, was zu thun iſt, in die rechten Wege leiten. Ich möchte wiſſen, was Dich eigentlich beſchäftigt. Alle Körner fallen aus Deinem Gedächtniß heraus, und nur die Spreu bleibt zurück. Verzeih, aber ich kann Dir dieſe bittren Worte nicht erſparen. Ich glaube, wenn mein Bruder Alfred ſtirbt oder vielleicht auch wer, der Dir noch näher ſteht, und Du haſt gerad' eine Hühnerjagd angeſagt, ſo vergißt Du zum Begräbniß zu fahren."

Holk biß ſich auf die Lippen. „Es glückt mir nicht, Dich freundlich zu ſtimmen und Dich aus Deinem ewigen Brüten und Ernſtnehmen herauszureißen. Ich frage mich, iſt es meine Schuld, oder iſt es Deine?"

Dieſe Worte blieben doch nicht ohne Wirkung auf Chriſtine. Sie nahm ſeine Hand und ſagte: „Schuld iſt überall, und vielleicht iſt meine die größere. Du biſt leichtlebig und ſchwankend und wandelbar, und ich habe den melancholiſchen Zug und nehme das Leben ſchwer. Auch da, wo Leichtnehmen das Beſſere wäre. Du haſt es nicht gut mit mir getroffen, und ich wünſchte Dir wohl eine Frau, die mehr zu lachen verſtände. Dann und wann verſuch' ich's, berühme mich auch wohl, daß ich's verſucht, aber es glückt nicht recht. Ernſt bin ich gewiß und vielleicht auch ſentimental. Vergiß, was ich Dir vorhin geſagt habe; es war hart und unrecht, und ich habe mich hinreißen laſſen. Gewiß, ich klage Dich oft an und will es nicht leugnen, aber ich darf auch ſagen, ich verklage mich vor mir ſelber."

In dieſem Augenblicke trat Aſta vom Salon her wieder unter die Halle, einen Helgoländerhut über dem linken Arm.

„Wo willſt Du hin?“

„Zu Eliſabeth. Ich will ihr die Notenmappe zurückbringen, die ſie geſtern hier gelaſſen.“

„Ah, das trifft ſich gut,“ ſagte Holk, „da begleit' ich Dich ein Stück Wegs.“ Und Aſta, die wohl ſah, daß ein ernſthaftes Geſpräch ſtattgefunden hatte, grüßte zunächſt die Dobſchütz und küßte dann der Mutter die Stirn. Und gleich danach nahm ſie des Vaters Hand und ging mit ihm die Halle hinunter, auf die Gartenfront des Hauſes zu.

Als ſie fort waren, ſagte die Dobſchütz: „Ich möchte beinah glauben, Chriſtine, Du hätteſt die Notenmappe noch gern ein paar Tage hier behalten? Ich ſah geſtern Abend, welchen Eindruck das Lied auf Dich machte.“

„Nicht die Compoſition, bloß der Text. Und den hab' ich mir im erſten Eifer gleich geſtern abgeſchrieben. Bitte, liebe Julie, hol' ihn mir von meinem Schreibtiſch. Ich möchte wohl, Du läſeſt mir das Ganze noch einmal vor oder doch wenigſtens die erſte Strophe.“

„Die gerade kann ich auswendig,“ ſagte die Dobſchütz.

„Ich vielleicht auch. Aber trotzdem möcht' ich ſie hören; ſage ſie mir und recht langſam.“

Und nun ſprach die Dobſchütz langſam und leiſe vor ſich hin:

Die Ruh' iſt wohl das Beſte
Von allem Glück der Welt,
Was bleibt vom Erdenfeſte,
Was bleibt uns unvergällt?
Die Roſe welkt in Schauern,
Die uns der Frühling giebt,
Wer haßt iſt zu bedauern
Und mehr noch faſt wer liebt.

Die Gräfin ließ von ihrer Arbeit ab, und eine Thräne fiel auf ihre Hand. Dann sagte sie: „Eine wunderbare Strophe. Und ich weiß nicht, was schöner ist, die zwei Zeilen, womit sie beginnt oder die zwei Zeilen, womit sie schließt."

„Ich glaube, sie gehören zusammen," sagte die Freundin, „und jedes Zeilenpaar wird schöner durch das Andre. ‚Wer hasst ist zu bedauern, Und mehr noch fast, wer liebt.' Ja, Christine, es ist so. Aber gerade, weil es so wahr ist . ."

„Ist das Andre, womit die Strophe beginnt, noch wahrer: Die Ruh' ist wohl das Beste."

VII.

Holk und Asta schritten, während Christine dies Gespräch mit der Dobschütz führte, die Säulenhalle hinunter, und erst als sie hundert Schritte weiter abwärts das mit Rasen überwachsene Rondeel erreicht hatten, wo man, wenn Besuch war, Cricket zu spielen pflegte, trennten sie sich, Holk, um sich einem vor einem Treibhause beschäftigten Gärtner zuzuwenden, Asta, um ihren Weg auf der wohlgepflegten Parkchaussee fortzusetzen. Diese senkte sich allmälig und bog schließlich scharf links in eine breite, schon in der Ebene laufende Kastanienallee ein, die sich bis Dorf Holkeby hinzog. Ueberall lagen Kastanien am Boden oder platzten aus der Schale, wenn sie vor Asta niederfielen. Diese bückte sich nach jeder einzelnen, als aber das Pfarrhaus, das in die Kirchhofsmauer eingebaut war, in Sicht kam, warf sie Alles wieder fort und ging in rascherem Schritt auf das Haus zu. Die Thür hatte noch von alter Zeit her einen Klopfer, er schien aber seinen Dienst versagen zu wollen, denn Niemand kam. Erst als sie das Klopfen mehrmals wiederholt hatte, wurde geöffnet und zwar von Pastor Petersen selbst, der augenscheinlich gestört worden war. Als er aber Asta erkannte, verschwand rasch die Mißmuthswolke von seiner

Stirn, und er nahm ihre Hand und zog ſie mit ſich in ſeine Studirſtube, deren Thür er offen gelaſſen hatte. Die Fenſter gingen auf den ein wenig anſteigenden Kirchhof hinaus, ſo daß die Grabſteine einander wie über die Schulter ſahen. Dazwiſchen ſtanden Eſchen und Trauerweiden, und der Duft von Reſeda, trotzdem es ſchon ſpät im Jahre war, drang von außen her ein.

„Nimm Platz, Aſta“ ſagte Peterſen. „Ich war eben eingeſchlafen. In meinen Jahren geht der Schlaf nicht mehr nach der Uhr; in der Nacht will er nicht kommen und da kommt er denn bei Tag und überfällt einen. Eliſabeth iſt bei Schünemann's drüben und bringt der armen Frau, die's glaub' ich nicht lange mehr machen wird, ein paar Weintrauben, die wir heute früh geſchnitten haben. Aber ſie muß gleich wieder da ſein; Hanna hilft mit draußen auf dem Feld. Und nun trinkſt Du mit mir ein Glas Malvaſier. Das iſt Damenwein.“

Und dabei ſchob er die aufgeſchlagene Bibel nach rechts, einen Kaſten mit Alterthümern aber (denn er war ein Alterthümler wie die meiſten ſchleswig'ſchen Paſtoren) weit nach links hin und ſtellte zwei Weingläſer auf ſeinen Arbeitstiſch.

„Laß uns anſtoßen. Ja, worauf? Nun, auf ein frohes Weihnachten.“

„Ach, das iſt noch ſo lange.“

„Ja Dir. Aber ich rechne anders . . Und daß das Chriſtkind Dir Alles erfüllt, was Du auf dem Herzen haſt.“

Ihre Gläſer klangen zuſammen, und im ſelben Augenblicke trat auch Eliſabeth ein und ſagte: „Da muß ich doch mit anſtoßen, wenn ich auch nicht weiß, wem es gilt.“

Und nun erſt begrüßten ſich die jungen Mädchen, und Aſta gab an Eliſabeth die Notenmappe zurück und ſprach

ihr dabei den Dank ihrer Mutter für das ſchöne Lied aus, das ſie geſtern Abend geſungen.

Dies wurde nur ſo hingeſprochen, denn während Aſta die Beſtellung ausrichtete, beſchäftigte ſich ihr Auge ſchon mit den zahlreichen numerirten Dingen, kleinen und großen, die den archäologiſchen Kaſten füllten. Das Eine, was ſie ſah, ſchien Golddraht zu ſein, Golddraht in einer großen Spirale.

„Warum iſt es von Gold?“ fragte Aſta. „Es ſieht ja aus wie eine Sopha-Sprungfeder.“

Der Alte vergnügte ſich darüber und ſagte ihr dann, es ſei was Beſſeres, ein Schmuckſtück, eine Art Armband, das vor zweitauſend Jahren eine damalige Comteſſe Aſta getragen habe.

Aſta freute ſich und nickte, und Eliſabeth, die von dieſen Dingen mehr kannte, als ihr lieb war, denn ſie war wie der Cuſtos der Sammlung, ſetzte ihrerſeits hinzu: „Und wenn nach wieder zweitauſend Jahren Deine kleine Hufeiſen-Brosche gefunden wird, dann, das kann ich Dir verſichern, wird es auch Vermuthungen und Feſtſtellungen geben . . Aber nun komm, Aſta, wir wollen den Großpapa und ſeine Studirſtube nicht länger ſtören.“

Und damit nahm ſie Aſta's Arm und ging mit ihr über den Flur auf eine Pforte zu, die direct nach dem Kirchhof hinaus führte. Nur wenige Schritte noch, dann kamen ſie bis an einen breiten Querweg, der zwiſchen Gräbern hin auf die alte Feldſteinkirche zulief, einen frühgothiſchen Bau ohne Thurm, der für eine Scheune hätte gelten können, wenn nicht die hohen Spitzbogenfenſter geweſen wären mit ihrem dichten kleinblättrigen Epheu, der ſich bis unter das Dach hinaufrankte. Die Glocke hing unter ein paar Schutz-

brettern an der einen Giebelſeite der Kirche, während an der andern ein niedriges Backſteinhaus angebaut war, mit kleinen Fenſtern und jedes Fenſter mit zwei Eiſenſtäben. Einige der Grabſteine, die hier in Nähe der Kirche beſonders zahlreich waren, reichten mit ihrem Kopfende bis dicht an die Gruft heran, denn eine ſolche war der Anbau, und auf einen dieſer Grabſteine ſtieg nun Aſta und ſah neugierig durch die kleinen eiſenvergitterten Fenſter. Dabei lehnte ſie ſich mit der Hand gegen einen loſen Mauerſtein, der ſich dadurch nach hinten ſchob und einen anderen Halbſtein, der auch ſchon loſe war, zum Umkippen brachte, ſo daß er mit Gepolter in die Gruft hinabſtürzte.

Aſta fuhr zurück und ſprang von dem Grabſtein herab, auf dem ſie geſtanden. Eliſabeth war mit erſchrocken, und erſt als ſie Beide den unheimlichen Platz und gleich darnach auch den Kirchhof ſelbſt verlaſſen hatten, erholten ſie ſich und fanden ihre Sprache wieder. Draußen, an der Kirchhofsmauer hin, lagen große Maſſen geſchnittener Bretter und Balken, was nicht Wunder nehmen konnte, denn parallel mit der Kirchhofsmauer und nur durch einen breiten Fahrweg von ihr getrennt, zog ſich ein langer, mit kurzem Gras überwachſener Holz- und Zimmerplatz hin, auf dem beſtändig norwegiſche Hölzer geſchnitten wurden. Auch in dieſem Augenblicke wieder lag ein roh mit der Axt behauener Baumſtamm auf zwei hohen Holzböcken, und ein paar Zimmerleute, von denen der eine oben, der andre unten ſtand, ſägten mit einer großen, in ihrer Arbeit immer blanker werdenden Holzſäge den Stamm entlang. Beide Mädchen ſahen emſig hinüber, und die Nähe der Menſchen, dazu der lebendige Ton der Arbeit, that ihnen wohl nach dem Grauen, von dem ſie ſich Angeſichts der zerbröckelnden Gruft ſoeben noch berührt gefühlt hatten.

Es war ein sehr anheimelnder Platz; die Brennnesseln, die sonst hier wucherten, waren niedergetreten, und so saßen die beiden Freundinnen bequem und behaglich auf den hochaufgeschichteten Brettern und hatten die Balken als Fußbank und die Kirchhofsmauer als Rücklehne.

„Weißt Du," sagte Asta, „die Mama hat doch Recht, daß sie von der Gruft nichts wissen will und eine Scheu hat, sie zu betreten. Es ist ja, als wäre jeder Stein lose, und als warte Alles nur darauf, daß es zusammenstürze. Und zweimal im Jahre geht sie doch hin und legt ihren Kranz auf den Sarg, an seinem Geburtstag und an seinem Sterbetage."

„Kannst Du Dich denn Deines Bruders Estrid noch erinnern?"

„O, gewiß kann ich. Ich war schon sieben Jahr."

„Und ist es wahr, daß er nicht bloß Estrid hieß, sondern auch noch Adam?"

„Ja. Die Mama wollte freilich, daß er als zweiten Namen den Namen Helmuth führen sollte wie der Vater, Estrid Helmuth, — Tante Dobschütz hat es mir oft erzählt; der Papa aber bestand auf Adam, weil er gehört hatte, daß Kinder, die so heißen, nicht sterben, und da habe denn die Mama gesagt (ich weiß das Alles von Tante Julie), das sei Heidenthum und Aberglauben, und es werde sich strafen, denn der liebe Gott lasse sich nichts vorschreiben, und es sei lästerlich und verwerflich, ihm die Hände binden zu wollen."

„Ich kann mir denken, daß Deine Mutter so gesprochen hat. Und es hat sich ja auch gestraft. Aber ich finde doch, Asta, daß Deine Mutter in all dem zu streng ist, und der Großpapa, der sie doch so sehr liebt und sie getraut hat

— was übrigens der Arnewieker Paſtor damals ſehr übel genommen haben ſoll — und der nichts Beſſeres kennt als ſeine „liebe Chriſtine,“ wie er ſie noch immer nennt, und Deinen Papa nennt er ja auch noch „Du“ von alten Zeiten her, . . . der ſagt doch auch, ſie ſei zu ſicher auf ihrem Wege und zu ſtreng gegen Andre . .“

„Ja, das ſagen Alle, Dein Großpapa ſagt es, und Director Schwarzkoppen ſagt es, und Onkel Arne ſagt es. Und wenn Axel und ich es auch nicht hören ſollen, wir hören es doch und machen ſo unſre Betrachtungen drüber . .“

„Und wem kommen denn Eure Betrachtungen zu gute?“

„Immer der Mama.“

„Das wundert mich eigentlich. Ich dachte, Du wäreſt Deines Vaters Verzug und Liebling. Und liebteſt ihn am meiſten.“

„O, gewiß hab' ich ihn lieb; er iſt ſo gut und erfüllt uns jeden Wunſch. Aber die Mama meint es doch viel beſſer mit uns, und deshalb iſt ſie ſtrenger. Alles bloß aus Liebe.“

„Ich habe Dich nicht immer ſo ſprechen hören, Aſta. Es iſt noch keine Woche, daß Du voller Klagen und faſt voll Bitterkeit warſt, und daß Du ſagteſt, es ſei mit der Mama kaum noch zu leben, und Alles ſchlüge ſie Dir ab, und Alles ſei ſo wichtig, als ob Leben und Seligkeit daran hinge . .“

„Ja, das werd' ich wohl geſagt haben. Aber wer klagte nicht mal! Und dann iſt es oft ſo ſtill hier, und dabei wird man traurig und will es anders haben . . . Sieh', ich denk' es mir ſo, die Mama bedrückt uns oft, aber ſie ſorgt doch auch für uns, und der Papa erfreut uns jeden Augenblick, aber im Ganzen kümmert er ſich nicht

recht um uns. Er iſt mit ſeinen Gedanken immer wo anders und die Mama immer bei uns. Wenn es nach dem Papa ginge, ſo ginge Alles ſo ruhig weiter, bis Jemand käme und mich haben wollte. Comteſſe Holk, rothblond und gerade gewachſen und etwas Vermögen — ich glaube, das iſt Alles, was ihm vorſchwebt, und davon verſpricht er ſich das Beſte. Daß ich auch eine Seele habe, daran denkt er nicht, vielleicht glaubt er nicht 'mal daran."

„Wie Du nur ſprichſt. Er wird doch glauben, daß Du eine Seele haſt?"

„Vielleicht. Ich weiß es nicht. Und das iſt der Unterſchied von der Mama. Die glaubt beſtimmt daran, und will, daß ich Etwas lernen und einen feſten Glauben gewinnen ſoll, „einen Anker für die Stürme des Lebens", wie ſie ſagt, und ich wäre glücklich darüber, wenn ich nicht von Dir fort müßte. Solche Freundin wie Du, die find' ich in der Welt nicht wieder."

„Aber Du wirſt doch nicht fort wollen, Aſta? Und um was denn? Iſt denn nicht die Dobſchütz eine kluge Dame und lieb und gut dazu? Und Du kannſt ja Franzöſiſch parliren, daß es eine Luſt iſt, und Strehlke hat ja zwei Preiſe gewonnen, einen in Kopenhagen über die Strandvegetation in Nordſchleswig und einen in Kiel über Quallen und Seeſterne. Und daß er Geographie weiß, das weiß ich, er wußte ja neulich das Luſtſchloß vom König von Neapel, ſo daß ihm ſelbſt Dein Onkel Arne gratulirte. Was willſt Du denn noch mehr lernen? Das nehm' ich Dir übel, wenn Du ſo viel mehr lernen willſt als ich, und wenn Du dann wieder kommſt, iſt kein Verkehr mehr mit mir. Und ich will doch mit Dir verkehren, denn ich liebe Dich ja ſo ſehr. Und Deine Mama, wenn ſie Dich fort-

gibt, wird Dich gewiß in eine große Schweizerpenſion geben wollen.“

„Nein, in eine kleine Herrnhuterpenſion.“

Nun, darüber läßt ſich reden, Aſta. Herrnhuter kenn' ich, das ſind gute Leute.“

„Das mein' ich. Die Mama war ja auch in einer Herrnhuterpenſion.“

„Iſt es denn ſchon gewiß?“

„So gut, wie gewiß. Der Papa hat nachgegeben. Und außerdem reiſt er morgen nach Kopenhagen zur Prinzeſſin, worauf gar nicht gerechnet war, und das wird Mama wohl benutzen, um Alles ſchnell ins rechte Geleiſe zu bringen. Ich denke mir, in vierzehn Tagen oder noch früher. . .“

„Ach, Aſta, wäre nicht der Großpapa, ich bäte Deine Mama, daß ſie mich mitgäbe. Was ſoll ich hier anfangen, wenn Du fort biſt.“

„Es muß ſchon ſo gehen, Eliſabeth, und wird auch. Schwer wird es mir auch. Und meine Mama wird auch allein ſein und Niemanden um ſich haben als die Dobſchütz, und ſie ſchickt uns doch fort. Denn Axel geht auch. Es iſt doch recht, was ſie mir geſtern Abend ſagte: man lebt nicht um Vergnügen und Freude willen, ſondern man lebt, um ſeine Pflicht zu thun. Und ſie beſchwor mich, deſſen ſtets eingedenk zu ſein, denn daran hinge Glück und Seligkeit.“

„Das iſt ſchon Alles ganz wahr, aber es hilft mir nichts.“ Und in Eliſabeth's Auge war ein Flimmern, als ſie das ſagte. „Ich kann doch nicht immer am Strand ſpazieren gehen und Bernſtein ſuchen und Kataloge machen und die Nummern umſchreiben. Und denke, Winterszeit,

wenn Alles in Schnee liegt und die Krähen auf den Kreuzen ſitzen und dann um Mittag die zwölf Schläge . . ."

Und in dieſem Augenblicke ſchlug die Mittagsglocke, von der Eliſabeth eben geſprochen hatte. Beide Mädchen fuhren zuſammen. Dann aber lachten ſie wieder und erhoben ſich, denn es war hohe Zeit.

„Wann kommſt Du wieder?"

„Morgen."

Damit trennten ſie ſich, und als Aſta gleich danach bei der Stelle vorüber kam, wo die Glocke hing, that dieſe gerade den zwölften Schlag, und der Küſtersjunge, der geläutet hatte, zog ſeine Kappe und verſchwand dann hinter den Gräbern.

VIII.

Holk, als er ſich an dem Cricketplatz von Aſta getrennt hatte, hatte ſich nach dem nächſtgelegenen Treibhauſe begeben, in deſſen Front er ſeinen Gärtner emſig bei der Arbeit ſah. Und hier, nach kurzer Begrüßung, riß er zwei Blätter aus ſeinem Notizbuch und ſchrieb ein paar Telegrammzeilen an Pentz und die Wittwe Hanſen, in denen er Beiden ſein Eintreffen in Kopenhagen für den andern Abend anzeigte. „Dieſe Telegramme, lieber Ohlſen, müſſen nach Glücksburg oder meinetwegen auch nach Arnewiek; es gilt mir gleich, wo Sie's aufgeben wollen. Nehmen Sie den Jagdwagen.“

Der Gärtner, ein Muffel, wie die meiſten ſeines Zeichens, war augenſcheinlich verdrießlich, weshalb Holk hinzuſetzte: „Thut mir übrigens leid, Ohlſen, Sie bei der Arbeit ſtören zu müſſen; aber ich brauche Philipp beim Packen und Ihrer Frau Bruder, der ſich ja gut anläßt, weiß noch nicht recht Beſcheid und iſt mir auch nicht zuverläſſig genug.“

Der Gärtner fand ſich nun wieder zurecht und ſagte, daß er, wenn's dem Grafen recht wäre, lieber nach Glücksburg wolle; ſeine Frau habe nämlich wieder ſolch Jucken über den ganzen Körper, was gewiß von der Galle käme,

ſie ärgere ſich ſo leicht, und da möcht' er denn wohl mit zu Dr. Eſchke heran und ein Recept holen.

„Mir recht," ſagte Holk. „Und wenn Sie mal da ſind, ſo ſorgen Sie auch gleich dafür, daß das Schiff morgen früh mit Sicherheit hier anlegt; es iſt ſchon vorgekommen, daß es vorbeifährt, und fragen Sie auch, ob der König ſchon da iſt, ich meine in Glücksburg, und wie lange er wohl bleibt."

Damit ging der Graf wieder auf das Schloß zu, wo Philipp, im Ankleidezimmer ſeines Herrn, nicht bloß die Koffer bereits zurechtgeſtellt, ſondern auch ſchon mit dem Packen begonnen hatte.

„Das iſt recht, Philipp; ich ſehe, die Gräfin hat Dir geſagt, daß ich fort muß. Nun, Du weißt ja, was ich brauche; aber nicht zu viel, je mehr man mitnimmt, je mehr fehlt Einem. Nicht wahr? Iſt der Koffer voll, ſo verlangt man zuletzt Alles, als wäre man zu Hauſe. Nur Eines vergiß nicht, die Pelzſtiefel und die hohen Gummiſchuhe. Man tapſt drin herum wie ein Elephant, aber das Herz bleibt warm und geſund, und das iſt doch immer die Hauptſache. Meinſt Du nicht auch?"

Philipp beſtätigte den Ausſpruch, worauf ſich der Graf in ſichtlichem Behagen an ſeinen Schreibtiſch ſetzte und einige Briefe ſchrieb, auch einen an ſeinen Schwager Arne, während der alte Diener mit dem Packen der Koffer fortfuhr.

„Welche Bücher befehlen der Herr Graf?"

„Keine. Was wir haben, paßt nicht nach Kopenhagen. Oder nimm ein paar Bände Walter Scott mit; man kann nicht wiſſen, und der paßt immer."

* * *

In der Mittagsstunde, Asta war noch unten im Dorf, kam Baron Arne von Arnewiek herüber, und Holk, als man plaudernd mit den Damen unter der Halle saß, gab ihn lachend den Brief, den er am Vormittag geschrieben hatte. „Da, Alfred; aber lies ihn erst zu Haus, es eilt nicht damit und eigentlich weißt Du ja doch, was darin steht. Es ist das alte Lied. Ich empfehle Dir Schloß Holkenäs und die Wirthschaft wie schon manch liebes Mal, und setze Dich für die Tage meiner Abwesenheit zum Major Domus ein. Sei Deiner Schwester ein Berather, bespricht mit ihr (dies sprach er halb leise) den Bau einer neuen Kapelle mit Gruft oder was sie sonst will und lasse Pläne machen wegen der Ställe. Mit dem für die Short horns wird angefangen. Zieh den homöopathischen Doctor zu Rathe, von dem Du mir neulich so viel Wunderdinge erzählt hast, und schicke dann die Zeichnungen hinüber nach Kopenhagen. Pentz versteht auch was davon und Bille, der so viel gereist ist, noch mehr, und seine Masern (und damit wandt' er sich wieder an die Damen) können doch am Ende nicht ewig dauern. Ist er erst abgeschülbert, ich muß lachen, wenn ich ihn mir in der Mauserung denke, so such' ich ihn auf und leg' ihm die Pläne vor. Kranke sind immer froh, wenn sie was Andres hören als den Medizinlöffel oder den Doctorstock."

Holk sprach noch weiter in diesem Tone, was keinen Zweifel darüber ließ, daß er sich eigentlich freute, Holkenäs auf ein Vierteljahr verlassen zu können. Es war fast verletzend für die Gräfin, und sie würde diesem Gefühl auch Ausdruck gegeben haben, wenn sie sich nicht auf einer ganz ähnlichen Empfindung ertappt hätte. Wie bei vielen Eheleuten, so stand es auch bei den Holk'schen. Wenn sie getrennt waren, waren sie sich innerlich am nächsten, denn es

fielen dann nicht bloß die Meinungsverſchiedenheiten und Schraubereien fort, ſondern ſie fanden ſich auch wieder zu früherer Liebe zurück und ſchrieben ſich zärtliche Briefe. Das wußte keiner beſſer, als der Schwager drüben in Arnewiek. Arne ſtellte denn auch heute wieder ſeine Betrachtungen über dies Thema an und gab ihnen in ein paar Scherzworten Ausdruck. Aber das war nicht wohlgethan; ſo ſehr es zutraf, was er ſagte, ſo wenig lag es im Wunſche ſeiner Schweſter, dieſe Dinge berührt zu ſehen. Vielleicht war es denn auch dieſer Gang der Unterhaltung, was den die leiſe Verſtimmung ſeiner Frau beobachtenden Holk veranlaßte, die Dobſchütz zu einem Spaziergang in den Park aufzufordern, „er habe noch dies und das mit ihr zu beſprechen“.

Als ſie fort waren, ſagte Chriſtine zu ihrem Bruder, mit dem ſie allein geblieben: „Du mußteſt das nicht ſagen, Alfred, nicht in ſeiner Gegenwart. Er hat, wie Du weißt, ohnehin die Neigung, ernſte Dinge leicht zu nehmen, und wenn Du ihm darin mit gutem Beiſpiel vorangehſt, ſo weiß er ſich noch was damit und gefällt ſich darin, den Freigeiſt zu ſpielen.“

Arne lächelte.

„Du lächelſt. Aber ganz mit Unrecht. Denn ich ſage nicht, ein Freigeiſt zu ſein. Ein Freigeiſt *ſein*, das kann er nicht, dazu reichen ſeine Gaben nicht aus, auch nicht die ſeines Charakters. Und das iſt eben das Schlimme. Mit einem Atheiſten könnte ich leben, wenigſtens halte ich es für möglich, ja, mehr, es könnte einen Reiz für mich haben, ernſte Kämpfe mit ihm zu beſtehen. Aber davon iſt Helmuth weit ab. Ernſte Kämpfe! Das kennt er nicht. Mit Allem, was Du da ſagteſt, zu *mir* kannſt Du ſo ſprechen,

verwirrst Du ihn bloß und bestärkst ihn nur in Allem, was schwach und eitel an ihm ist."

Arne begnügte sich, etlichen Buchfinken, die während des Gesprächs bis unter die Halle gekommen waren, ein paar kleine Krumen hinzuwerfen, schwieg aber.

„Warum schweigst Du? Bin ich Dir wieder zu kirchlich? Ich habe kein Wort von Kirche gesprochen. Oder bin ich Dir wieder zu streng?"

Arne nickte.

„Zu streng. Sonderbar. Du findest Dich nicht mehr in mir zurecht, Alfred, und wenn das ein Vorwurf ist, und Du meinst es so, so muß ich Dir den Vorwurf zurückgeben. Ich finde mich nicht mehr in Dir zurecht. Du weißt, wie mein Herz an Dir hängt, wie ich, aus meiner Kindheit Tagen her, voller Dank gegen Dich bin, und dies Dankesgefühl habe ich noch. Aber ich kann Dir das Wort nicht ersparen, Du bist ein Anderer geworden in Deinen Anschauungen und Principien, nicht ich. An dem einen Tage bin ich Dir zu sittenstreng, am anderen Tage zu starr in meinem Bekenntniß, am dritten Tage zu preußisch und am vierten zu wenig dänisch. Ich treff' es in nichts mehr. Und doch, Alfred, all' das, was ich bin, oder doch das Meiste davon, bin ich durch Dich. Du hast mir diese Richtung gegeben. Du warst schon dreißig, als ich bei der Eltern Tode zurückblieb, und nach Deinen Anschauungen, nicht nach denen der Eltern, bin ich erzogen worden; Du hast die Herrnhuterpension für mich ausgesucht, Du hast mich bei den Recke's und den Reuß' und den frommen Familien eingeführt und nun, wo ich das geworden bin, wozu Du mich damals bestimmtest, nun ist es nicht recht. Und warum nicht? Weil Du mittlerweile die Fahne ge-

wechſelt haſt. Ich will es reſpectiren, daß Du, der Du mit Dreißig an der Grenze des äußerſten Ariſtokratismus warſt, jetzt, wo Du beinah Sechzig biſt, die Welt mit einem Male durch liberalgeſchliffene Gläſer ſieheſt; aber darfſt Du mir Vorwürfe machen, wenn ich da blieb, wo Du früher auch ſtandeſt und wo Du mich ſelber hingeſtellt?“

Arne nahm zärtlich der Schweſter Hand. „Ach Chriſtine, ſtehe, wo Du willſt. Ich habe nicht den Muth mehr, Standpunkte zu verwerfen. Das iſt eben das Eine, was ich in meinen zweiten dreißig Jahren gelernt habe. Der Standpunkt macht es nicht, die Art macht es, wie man ihn vertritt. Und da muß ich Dir ſagen, Du überſpannſt den Bogen, Du thuſt des Guten zu viel.“

„Kann man des Guten zu viel thun?“

„Gewiß kann man das. Jedes Zuviel iſt vom Uebel. Es hat mir, ſo lang' ich den Satz kenne, den größten Eindruck gemacht, daß die Alten nichts ſo ſchätzten, wie das Maß der Dinge.“

Holk und die Dobſchütz kehrten in dieſem Augenblicke von ihrem Spaziergange zurück, und von der andern Seite her kam Aſta die Strandterraſſe herauf und eilte ſofort auf Arne zu, deſſen Liebling ſie war und an dem ſie jederzeit den beſten Zuhörer hatte. Der Mama gegenüber zeigte ſie ſich meiſt zurückhaltend; aber wenn Onkel Alfred da war, mußte Alles herunter, was ihr auf der Seele lag.

„Ich habe heute früh ſchon an Paſtor Peterſen's Arbeitstiſch geſeſſen, und rechts lag die Bibel und links ſtand der Kaſten mit Alterthümern und war eigentlich kein Zoll breit Platz mehr da, um mir zu zeigen, was in den Pappſchachteln Alles lag. Meiſtens waren es Steine. Zuletzt aber, als er die Bibel zurückgeſchoben hatte . .“

„Da hattet Ihr Platz", lachte die Gräfin. „Mein alter, lieber Petersen, er schiebt immer die Bibel zurück und ist immer bei seinen Steinen und hat auch sonst eine Neigung, die Steine für Brot zu geben."

Arne wollte widersprechen, als er aber des eben gehabten Gesprächs gedachte, besann er sich rasch wieder und war froh, als Asta fortfuhr: „Und dann hab' ich draußen auf dem Kirchhofe mit Elisabeth an dem Grab ihrer Mutter gestanden und habe bei der Gelegenheit gesehen, daß Elisabeth eigentlich Elisabeth Kruse heißt, und daß bloß ihre Mutter eine Petersen war, und daß wir sie eigentlich gar nicht Elisabeth Petersen nennen dürfen. Aber, so sagte sie mir, sie habe ihren Vater gar nicht mehr gekannt, und die Mutter, wenn man im Dorf von ihr gesprochen hätte, sei für die Leute nur immer des alten Petersen Tochter gewesen, und so heiße sie denn auch Elisabeth Petersen und sei eigentlich recht gut so."

„Und dann", fuhr Asta fort, „gingen wir den Kirchhofssteig weiter hinauf bis an die Kirche und kletterten auf einen schräg daliegenden Grabstein und wollten eben durch das Gitterfenster in unsere Gruft sehen, da fiel ein Stein hinein und schlug auf und war mir, als hätt' ich wen erschlagen. Ach, ich kann gar nicht sagen, wie ich mich erschrocken habe. Da mag ich nicht hinein, und wenn ich sterbe, das müßt Ihr mir Alle versprechen, will ich den Himmel über meinem Grabe haben."

Der Gräfin Blick traf den Grafen, der sichtlich bewegt war und seiner Frau freundlich zunickte. „Soll anders werden, Christine. Habe schon mit Alfred gesprochen und auch eben mit der Dobschütz. Es wird eine offene gothische

Halle werden, die den Begräbnißplatz umſchließt, und was ſonſt noch werden ſoll, das wirſt Du ſelber angeben.“

Arne, während Graf und Gräfin noch eine kleine Weile ſo weiter ſprachen, unterhielt ſich mit Aſta und leitete dann, als das Geſpräch wieder ein allgemeines wurde, zu anderen Dingen über, was ſich leicht machte, da Gärtner Ohlſen eben von Glücksburg zurück kam und die Nachricht brachte, der König komme morgen und die Gräfin Danner auch, und er wolle vier Wochen bleiben und auf dem Braruper Moor ein Hünengrab ausnehmen. Und das Billet habe er bei Rheder Kirkegard gleich gelöſt, und um zehn Uhr früh oder ſo herum werde das Dampfſchiff an dem Steg unten anlegen. Es ſei das beſte Schiff auf der Linie: „König Chriſtian“, Capitän Brödſtedt.

Ehe Ohlſen noch ſeinen Rapport beendet, kam Axel mit dem Hauslehrer und holte die von ihm geſchoſſenen Rebhühner aus der Jagdtaſche hervor.

„Mir lieb, Axel“, ſagte Holk, „das gibt ein Frühſtück für unterwegs. Du wirſt doch noch ein richtiger Holkſcher Jäger werden, und offen geſtanden, das wäre mir das Liebſte. Das Lernen iſt für Andere.“

Und dabei ſtreifte Holk's Blick, ohne recht zu wollen, den armen Strehlke, der ſich, während ſein Zögling die Rebhühner geſchoſſen, damit begnügt hatte, ein Dutzend Krammetsvögel aus den Dohnen zu nehmen.

IX.

Der „König Chriſtian“ hielt Wort: pünktlich um zehn Uhr kam er in Sicht, und zehn Minuten ſpäter legte er an der Landungsbrücke an. Der Graf ſtand ſchon da, die Koffer neben ihm, auf denen Axel und Aſta Platz genommen hatten, jener mit ſeiner Jagdflinte über der Schulter. Und nun kam der Abſchied von den Kindern, und gleich danach ſtieg Holk an Bord, unter Vorantritt zweier Bootsleute, die das Gepäck trugen. Einen Augenblick ſpäter, und Capitän Brödſtedt rief auch ſchon ſeine Befehle zur Weiterfahrt in den Maſchinenraum hinein, der Steuermann aber ließ das Rad durch die Hand laufen, und unter ein paar ſchweren Schlägen (es war noch ein Raddampfer) löſte ſich das Schiff von der Landungsbrücke los und nahm ſeinen Kurs öſtlich in die offene See hinaus. Holk ſeinerſeits war mittlerweile zu dem Capitän herangetreten und ſah jetzt von der Commandobrücke her, auf den Pier zurück, von dem aus beide Kinder noch eifrig grüßten; ja, Axel gab ſogar einen Salutſchuß aus ſeinem Gewehr. Oben aber, auf der letzten Terraſſenſtufe, ſtanden die Gräfin und das Fräulein, bis ſie, nach kurzem Verweilen an dieſer Stelle, wieder unter die höher gelegene Säulenhalle zurücktraten, um von hier aus

dem Schiffe bequemer folgen zu können. Zugleich sahen sie nach dem Pier hinunter, auf dem jetzt die Geschwister gemeinschaftlich herankamen, anscheinend in lebhaftem Gespräch. Erst am Strande trennten sie sich wieder, und während Axel auf Mövenjagd in die Dünen einbog, stieg Asta die Terrasse hinauf.

Als sie oben war, schob sie eine Fußbank neben den Platz der Mama, nahm die Hand derselben und versuchte zu scherzen. „Es war Capitän Brödstedt, der fuhr, ein schöner Mann, und soll auch, wie mir Philipp erzählt hat, eine bildschöne Frau haben, von der es heißt, er habe sie von dem Bornholmer Leuchtthurm heruntergeholt. Es ist doch eigentlich schade, daß man, um bloßer Standesvorurtheile willen, einen Mann wie Capitän Brödstedt nicht heirathen kann."

„Aber, Asta, wie kommst Du nur auf solche Dinge?"

„Ganz natürlich, Mama. Man hat doch auch so seine zwei Augen und hört allerlei und macht seine Vergleiche. Da nimm einmal den guten Seminardirector, der eine Adlige zur Frau hatte; nun ist er freilich Wittwer. Ja, Du wirst doch zugeben, Mama, daß Schwarzkoppen noch lange kein Brödstedt ist. Und Schwarzkoppen ginge noch, aber Herr Strehlke . ."

Beide Damen lachten, und als die Mama schwieg, sagte das Fräulein: „Asta, Du bist wie ein junges Füllen, und ich sehe zu meinem Schrecken, daß Dir die Schulstunden fehlen. Und was Du da nur sprichst, als ob gesellschaftlich ein Unterschied zwischen einem Manne wie Brödstedt und einem Manne wie Strehlke wäre."

„Gewiß ist ein Unterschied. Das heißt nicht für mich, für mich ganz gewiß nicht, das kann ich betheuern. Aber

für Andere ist ein Unterschied. Sieh Dich doch nur um. Ich für mein Theil habe noch nie von einer Heirath zwischen einem Dampfschiffscapitän und einer Comtesse gehört; aber soll ich Dir an meinen zehn Fingern all' die Hauslehrer und Candidaten aufzählen, die hier herum . ."

„Es ist schon das Beste, Asta, wir verzichten auf alle Vergleiche."

„Mir recht", lachte diese. „Aber eine Leuchtthurmstochter sein und von einem Manne wie Capitän Brödstedt von einem Leuchtthurm heruntergeholt zu werden, das ist doch hübsch und eigentlich ein leibhaftiges Märchen. Und Alles, was Märchen ist, ist meine Schwärmerei, meine Passion, und die Geschichte „vom tapfern Zinnsoldaten" ist mir viel viel lieber als der ganze siebenjährige Krieg!" Und bei diesen Worten erhob sie sich wieder von ihrer Fußbank und ließ die beiden Damen allein, um sich nebenan an den Flügel zu setzen. Gleich danach hörte man denn auch eine Chopin'sche Etüde, freilich nicht recht flüssig und mit vielen Fehlern.

„Wie kam Asta nur zu solcher Bemerkung? Ist es bloß Uebermuth oder was sonst? Was führt sie in ihrem Gemüth so sonderbare Wege?"

„Nichts, was Dich ängstigen könnte", sagte die Dobschütz. „Wär' es das, so würde sie zu schweigen wissen. Ich lebe mehr mit ihr als Du und bürge Dir für ihren guten Sinn. Asta hat einen lebhaften Geist und eine lebhafte Phantasie . ."

„Was immer eine Gefahr ist . ."

„Ja. Aber oft auch ein Segen. Eine lebhafte Phantasie schiebt auch Bilder vor das Häßliche und ist dann wie ein Schutz und Schirm."

Die Gräfin ſchwieg und blickte vor ſich hin, und als ſie nach einiger Zeit wieder auf das Meer hinausſah, ſah ſie von dem Dampfer nur noch den immer blaſſer werdenden Rauch, der wie ein Strich am Horizonte hinzog. Sie ſchien allerhand Gedanken nachzuhängen, und als die Dobſchütz, von der Seite her, einen flüchtigen Blick auf die Freundin richtete, ſah ſie, daß eine Thräne in deren Auge ſtand.

„Was iſt, Chriſtine?“ ſagte ſie.

„Nichts.“

„Und doch biſt Du ſo bewegt . .“

„Nichts,“ wiederholte die Gräfin. „Oder wenigſtens nichts Beſtimmtes. Aber es quält mich eine unbeſtimmte Angſt, und wenn ich nicht das Wahrſagen und Träumedeuten von Grund meiner Seele verabſcheute, weil ich es für gottlos und auch für eine Quelle der Trübſal halte, ſo müßt' ich Dir von einem Traum erzählen, den ich dieſe letzte Nacht gehabt habe. Und war nicht einmal ein ſchrecklicher Traum, bloß ein trüber und ſchwermüthiger. Ein Trauerzug war es, nur ich und Du, und in der Ferne Volk. Und mit einem Male war es ein Hochzeitszug, in dem ich ging, und dann war es wieder ein Trauerzug. Ich kann das Bild nicht los werden. Dabei das Sonderbare, ſo lange der Traum dauerte, hab' ich mich nicht geängſtigt, und erſt als ich wach wurde, kam die Angſt. Und deshalb beunruhigte mich auch das, was Aſta ſagte. Noch geſtern hätte mich's bloß erheitert, denn ich kenne das Kind und weiß, daß ſie ganz ſo iſt, wie Du ſagſt . . . Und dann, offen geſtanden, auch dieſe Reiſe ängſtigt mich. Sieh' jetzt iſt die Rauchfahne verſchwunden . .“

„Aber, Chriſtine, das wirſt Du doch von Dir abthun; das iſt ja wie ſich fürchten, daß man vom Stuhl fällt oder

daß die Decke einstürzt. Es stürzen Decken ein und Häuser auch und es scheitern auch Schiffe, die zwischen Glücksburg und Kopenhagen fahren, aber, Gott sei Dank, doch bloß alle hundert Jahr ein Mal . . ."

„Und Einen trifft es dann, und wer will sagen, wer dieser Eine ist. Aber das ist es nicht, Julie . . Ich denke nicht an ein Unglück unterwegs . . Es sind ganz andere Dinge, die mich ängstigen. Ich freute mich, wie Du weißt, auf diese stillen Tage, die zugleich geschäftige Tage werden sollten, und seit heute früh freue ich mich nicht mehr darauf."

„Bist Du wegen der Kindern anderen Sinnes geworden?"

„Nein. Es bleibt bei dem längst zwischen uns Besprochenen, und nur wegen Axel schwankt es noch mit dem Wohin. Aber auch das wird sich unschwer regeln. Nein, Julie, was mich in meinem Gemüthe seit heute früh beschäftigt, ist einfach das: ich durfte Holk nicht reisen lassen oder doch nicht allein. Ich habe diese sonderbare Stellung immer mit Unbehagen und Mißtrauen angesehen, und wenn er auch diesmal hinüber mußte, weil sein Nichterscheinen eine Beleidigung gewesen wäre, so mußte ich mit ihm gehen . . ."

Die Dobschütz, überrascht, mühte sich, ein Lächeln zu unterdrücken.

„Eifersüchtig?" Und während sie so fragte, nahm sie die Hand der Gräfin und fühlte, daß diese zitterte. „Du schweigst. Also getroffen, also wirklich eifersüchtig, sonst würdest Du sprechen und mich auslachen. Man lernt doch nie aus, auch nicht in dem Herzen seiner besten Freundin."

Eine Pause trat ein, für Beide peinlich, besonders für die Dobschütz, die das alles so ganz wider Wunsch und Willen heraufbeschworen hatte. Ja, Verlegenheit auf beiden

Seiten, ſo viel war gewiß, und dieſe Verlegenheit wieder aus dem Wege zu räumen, das war nur möglich, wenn das Geſpräch, wie es begonnen, mit allem Freimuth fortgeſetzt wurde.

„Gönnſt Du mir noch ein Wort?“

Die Gräfin nickte.

„Nun denn, Chriſtine, ich war in vielen Häuſern und habe Manches geſehen, was ich lieber nicht geſehen hätte. Die Herrenſitze laſſen oft viel zu wünſchen übrig. Aber wenn ich je umgekehrt ein zuverläſſiges Haus gefunden habe, ſo iſt es das Euere. Du biſt ein Engel, wie alle ſchönen Frauen, wenn ſie nicht bloß ſchön, ſondern auch gut ſind, ein Fall, der freilich ſelten eintritt, und ich perſönlich wenigſtens habe nichts Beſſeres kennen gelernt als Dich. Aber gleich nach Dir kommt Dein Mann. Er iſt in dem, um das ſich's hier handelt, ein Muſter, und wenn ich einem Fremden zeigen ſollte, was ein deutſches Haus und deutſche Sitte ſei, ſo nähm' ich ihn beim Schopf und brächt' ihn einfach hierher nach Holkenäs.“

Der Gräfin Antlitz verklärte ſich.

„Ja, Chriſtine, Du biſt Alles in Allem doch eine ſehr bevorzugte Frau. Holk iſt aufrichtig und zuverläſſig und wenn drüben in Kopenhagen auch jede dritte Frau die Frau Potiphar in Perſon wäre, Du wäreſt ſeiner doch ſicher. Und ſchließlich, Chriſtine, wenn Dir trotz alledem immer noch ein Zweifel käme . .“

„Was dann?“

„Dann müßteſt Du den Zweifel nicht aufkommen laſſen und Dir's klug und liebevoll einreden, es ſei anders. Ein ſchöner Glaube beglückt und beſſert und ſtellt wieder her und ein ſchlimmer Argwohn verdirbt Alles.“

„Ach, meine liebe Julie, das sagst Du so hin, weil Du, so viel Du von unserem Haus und Leben kennst, doch nicht recht weißt (und Du sagtest eben selbst so was) wie's in meinem Herzen eigentlich aussieht. Du weißt Alles und doch auch wieder nicht. Ich glaube, wie Ehen sind, das wissen immer nur die Eheleute selbst und mitunter wissen's auch die nicht. Wer draußen steht, der sieht jeden Mißmuth und hört jeden Streit; denn, sonderbar zu sagen, von ihren Fehden und Streitigkeiten verbergen die Eheleute meistens nicht viel vor der Welt, ja, mitunter ist es fast, als sollten es Andere hören und als würde das Heftigste gerade für Andere gesprochen. Aber das gibt doch ein falsches Bild, denn eine Ehe, wenn nur noch etwas Liebe da ist, hat doch auch immer noch eine andere Seite. Sieh', Julie, wenn ich Holk in irgend einer Sache sprechen will und such' ihn in seinem Zimmer auf und sehe, daß er rechnet oder schreibt, so nehme ich ein Buch und setze mich ihm gegenüber und sage: Laß Dich nicht stören, Holk, ich warte. Und dann, während ich lese oder auch nur so thue, seh' ich oft über das Buch fort und freue mich über sein gutes, liebes Gesicht und möchte auf ihn zufliegen und ihm sagen: ‚Bester Holk!' Sieh', Julie, das kommt auch vor; aber Niemand sieht es und Niemand hört es."

„Ach, Christine, daß ich das aus Deinem Munde höre, das freut mich mehr, als ich Dir sagen kann. Ich habe mich manchmal um Euch und Euer Glück geängstigt. Aber wenn es so ist . . ."

„Es ist so, Julie, ganz so, mitunter mir selbst zum Trotz. Aber gerade weil es so ist, deshalb hast Du doch Unrecht mit Deinem Rathe, daß man immer das Beste glauben und mitunter sogar die Augen schließen müsse. Das

geht nicht ſo, wenn man wen liebt. Und dann, liebe Julie, haſt Du doch auch Unrecht, oder wenigſtens ein halbes, mit dem, was Du über Holk ſagſt. Er iſt gut und treu, der beſte Mann von der Welt, das iſt richtig, aber doch auch ſchwach und eitel, und Kopenhagen iſt nicht der Ort, einen ſchwachen Charakter feſt zu machen. Sieh', Julie, Du machſt ſeinen Advocaten und thuſt es mit aller Ueberzeugung, aber Du ſprichſt doch auch von Möglichkeiten, und die gerade laſten mir jetzt auf der Seele . .“

Die Dobſchütz wollte weiter beruhigen, aber Philipp kam und übergab einen Brief, den ein Bote von Arnewiek her eben überbracht hatte. Die Gräfin nahm an, daß er von ihrem Bruder ſei, als ſie aber die Aufſchrift überflog, ſah ſie, daß er von Schwarzkoppen kam. Und nun las ſie:

„Gnädigſte Frau. Ich habe mich ſeit vorgeſtern eingehender mit der zwiſchen uns verhandelten Frage beſchäftigt und bin die Reihe der Erziehungsinſtitute durchgegangen, die für Axel in Betracht kommen können. Einige der beſten ſind zu ſtreng, nicht bloß in der Disciplin, ſondern wohl auch kirchlich, und ſo möchte ich denn annehmen, daß das Bunzlauer Pädagogium den zu ſtellenden Anforderungen am meiſten entſpricht. Ich kenne den Vorſtand und würde mir die Erlaubniß, in dieſer Angelegenheit ein paar einführende Worte an denſelben ſchreiben zu dürfen, zur Ehre ſchätzen. Außerdem iſt Gnadenfrei verhältnißmäßig nah, ſo daß die Geſchwiſter ſich öfter ſehen, auch die Sommerferienreiſe gemeinſchaftlich machen können. Gnädigſte Gräfin, in vorzüglicher Ergebenheit

Ihr Schwarzkoppen.“

„Nun, Julie, das trifft ſich gut. Ich verlaſſe mich in dieſer Frage ganz auf unſeren Freund drüben, und Holk

hat mir ja freie Hand gegeben. Wie gut, daß wir nun etwas vorhaben. Heute noch schreiben wir auf, was jedes der Kinder braucht, es wird eine Welt von Sachen sein. Und dann kommt die Reise, und Du mußt uns natürlich begleiten. Ich freue mich von ganzem Herzen, und Du wirst es auch, mein geliebtes Gnadenfrei wiederzusehen. Und wenn ich dann daran denke, wie mein Bruder, ach, lang' ist's her, mich von dort abholte und Holk mit ihm . . Fast war es wie der Leuchtthurm, von dem Capitän Brödstedt seine Bornholmerin herunterholte. Nun ein Leuchtthurm war es gewiß, für Dich und mich, ein Licht für's Leben und hoffentlich bis in den Tod."

X.

Die Dampfschiffahrt ging gut, und es war noch nicht neun Uhr Abends heran, als der „König Christian“ zwischen Nyholm und Tolboden in den Kopenhagener Hafen einbog. Holk stand auf Deck und genoß eines herrlichen Anblickes; über ihm funkelten die Sterne in fast schon winterlicher Klarheit, und mit ihnen zugleich spiegelten sich die Uferlichter in der schimmernden Wasserfläche. Schiffsvolk und Commissionäre drängten sich heran, die Kutscher hoben ihre Peitschen und warteten eines zustimmenden Winkes, Holk aber, der es vorzog, die wenigen Hundert Schritte bis zur Dronningens-Tvergade zu Fuß zu machen, lehnte alle Dienste ab und gab dem Schiffssteward nur Weisung, ihm sein Gepäck sobald wie möglich bis in die Wohnung der Wittwe Hansen zu schicken. Dann ging er, nach einem freundlichen Abschiede vom Capitän, das Bollwerk entlang, erst auf den Sanct Annenplatz und von hier aus in kurzer Biegung auf die Dronningens-Tvergade zu, wo gleich links das zweistöckige Haus der Wittwe Hansen gelegen war. Als er hier, nach wenigen Minuten, von der anderen Seite der Straße her seiner Wohnung ansichtig wurde, sah er musternd hin-

über und freute ſich des ſauberen und anheimelnden Eindrucks, den das Ganze machte. Der erſte Stock, in dem ſich ſeine zwei Zimmer befanden, war ſchon erleuchtet und die Schiebefenſter, um friſche Luft einzulaſſen, waren ein wenig geöffnet. „Ich wette, es brennt auch ein Feuer im Kamin. Ein Ideal von einer Wirthin.“ Unter dieſen Betrachtungen ſchritt er über den Damm auf das Haus zu und that mit dem Klopfer einen guten Schlag, nicht zu laut und nicht zu leiſe. Gleich danach wurde denn auch geöffnet, und Wittwe Hanſen in Perſon, eine noch hübſche Frau von beinah fünfzig, begrüßte den Grafen mit einer Art Herzlichkeit und ſprach ihm ihre Freude aus, ihn noch in dieſem Jahre wiederzuſehen, während ſie doch früheſtens von Neujahr an darauf gerechnet habe. „Daß Baron Bille, der doch kein Kind mehr, auch gerade die Maſern kriegen mußte! Aber ſo iſt es im Leben, dem Einen ſein Schad' iſt dem Anderen ſein Nutz.“

Unter dieſen Worten war die Wirthin in den Flur zurückgetreten, um, vorangehend, dem Grafen hinaufzuleuchten. Dieſer folgte denn auch. Unten an der Treppe aber blieb er einen Augenblick ſtehen, was, nach dem Anblick, der ſich ihm bot, kaum ausbleiben konnte. Die zweite Hälfte des nur ſchmalen Hausflures lag nach hinten zu wie in Nacht, ganz zuletzt aber, da wo muthmaßlich eine zur Küche führende Thür aufſtand, fiel ein Lichtſchein in den dunklen Flur hinein und in dieſem Lichtſcheine ſtand eine junge Frau, vielleicht um zu ſehen, noch wahrſcheinlicher um geſehen zu werden. Holk war betroffen und ſagte: „Wohl Ihre Frau Tochter? Ich habe ſchon davon gehört und daß ſie diesmal ihren Ehemann nicht begleitet hat.“ Die Wittwe Hanſen beſtätigte Holks Frage nur ganz kurz, muthmaßlich

weil sie durch eine längere Mittheilung ihrerseits die Wirkung des Bildes nicht abschwächen wollte.

Oben in den Zimmern, die mit schweren Teppichen ausgelegt und mit Vasen und anderen chinesisch-japanischen Porzellansachen reich, aber nicht überladen geschmückt waren, zeigte sich Alles so, wie's Holk vermuthet hatte: die Lichter brannten, das Feuer im Kamin war da, und auf dem Sophatische standen Früchte, mehr wohl um den anheimelnden Eindruck eines Stilllebens zu steigern, als um gegessen zu werden. Neben der Fruchtschale lagen die Karten von Baron Pentz und Baron Erichsen, die beide vor einer Stunde bereits dagewesen waren und nach dem Grafen gefragt hatten. „Sie würden wiederkommen."

In diesem Augenblick hörte man unten auf dem Hausflur sprechen. „Es werden meine Sachen sein", sagte Holk und erwartete, die junge Frau, deren Bild ihn noch beschäftigte, sammt ein paar koffertragenden Schiffsleuten eintreten zu sehen. Aber die junge Frau kam [illegible] nicht das Gepäck, wohl aber erschienen beide [illegible]n, mit denen sich nun Holk begrüßte, mit Pentz [illegible]ich und jovial, mit Erichsen artig und etwas zurückhaltend. Frau Hansen machte Miene, sich zurückzuziehen und fragte nur noch, was der Herr Graf für den Abend befehle? Holk wollte auch darauf antworten, Pentz aber ließ es nicht dazu kommen und sagte: „Liebe Frau Hansen, Graf Holk hat für heute gar keine Wünsche mehr, ausgenommen den, uns zu Vincent's zu begleiten. Sie müssen sich's gefallen lassen, daß wir ihn Ihnen gleich im ersten Moment wieder entführen, Ihnen und der Frau Tochter. Wobei mir einfällt, sind denn Nachrichten von Capitän Hansen da, diesem glücklichsten und beneidenswerthesten und zugleich leichtsinnigsten

aller Ehemänner? Wenn ich solche Frau hätte, hätt' ich mich für ein Metier entschieden, das mich jeden Tag runde vierundzwanzig Stunden ans Haus fesselte; Schiffscapitän wäre jedenfalls das letzte gewesen."

Wittwe Hansen war sichtlich erheitert, rückte sich aber doch einigermaßen ernsthaft zurecht und sagte mit einer gewissen Matronenwürde: „Ach, Herr Baron, wer immer auf seinen Mann wartet, der denkt nicht an andere. Mein Seliger war ja auch Capitän. Und ich habe immer bloß an ihn gedacht . . "

Pentz lachte. „Nun, Frau Hansen was Einem die Frauen sagen, das muß man glauben, das geht nicht anders. Und ich will's auch versuchen."

Und dabei nahm er Holk am Arm, um ihn zu gemeinschaftlichem Abendessen und obligater Plauderei zu Vincent's Restaurant zu führen. Baron Erichsen folgte mit einem Gesichtsausdruck, der die vorausgegangenen Cordialitäten mit der Wirthin zu mißbilligen schien, trotzdem er sie als Pentz'sche Verkehrsform genugsam kannte.

Die Wittwe Hansen ihrerseits aber hatte bereits die Glocke von einer der beiden Lampen genommen und leuchtete hinab, bis die drei Herren das Haus verlassen hatten.

* * *

Pentz und Erichsen waren Gegensätze, was nicht ausschloß, daß sie sich ziemlich gut standen. Mit Pentz stand sich übrigens Jeder gut, weil er nicht bloß zu dem holländischen Sprichworte: „Wundere Dich allenfalls, aber ärgere Dich nicht" von ganzem Herzen hielt, sondern diesen Weisheitssatz auch noch überbot. Er hatte nämlich auch

das „sich wundern“ schon hinter sich; auch das war ihm schon um einen Grad zu viel. Er bekannte sich vielmehr zu „ride si sapis“ und nahm Alles von der heiteren Seite. Dem alten Pilatusworte „Was ist Wahrheit“ gab er in Leben, Politik und Kirche die weiteste Ausdehnung, und sich über Moralfragen zu erhitzen — bei deren Erörterung er regelmäßig die Griechen, Aegypter, Juder und Tscherkessen als Vertreter jeder Richtung in Leben und Liebe citirte — war ihm einfach ein Beweis tiefer Nichtbildung und äußerster Unvertrautheit mit den „wechselnden Formen menschlicher Vergesellschaftung“, wie er sich, unter Lüftung seiner kleinen Goldbrille, gern ausdrückte. Man sah dann jedesmal, wie die kleinen Augen pfiffig und überlegen lächelten. Er war ein Sechziger, unverheirathet und natürlich Gourmand; die Prinzessin hielt auf ihn, weil er sie nie gelangweilt und sein nicht leichtes Amt anscheinend spielend und doch immer mit großer Accuratesse verwaltet hatte. Das ließ manches andere vergessen, vor Allem auch das, daß er, all seiner Meriten unerachtet, doch eigentlich in Allem, was Erscheinung anging, eine komische Figur war. So lange er bei Tische saß, ging es; wenn er dann aber aufstand, zeigte sich's, was die Natur einerseits zu viel und andererseits zu wenig für ihn gethan hatte. Seine Sockelpartie nämlich ließ viel zu wünschen übrig, was die Prinzessin dahin ausdrückte „sie habe nie einen Menschen gesehen, der so wenig auf Stelzen ginge, wie Baron Pentz“. Da sie dies Wort immer nur citirte, wenn in seinem Sprechen etwas moralisch sehr „Ungestelztes“ vorausgegangen war, so genoß sie dabei die Doppelfreude, ihn mit ein und demselben Worte ridikülisirt und beglückt zu haben. Er war von großer Beweglichkeit und hätte danach ein ewiges Leben

verſprochen, wenn nicht ſein Embonpoint, ſein kurzer Hals und ſein gerötheter Teint geweſen wären, drei Dinge, die den Apoplecticus verriethen.

Als Pentz' Gegenſtück konnte Erichſen gelten; wie Jener ein Apoplecticus, ſo war Dieſer ein geborener Hecticus. Er ſtammte aus einer Schwindſuchtsfamilie, die, weil ſie ſehr reich war, die Kirchhöfe ſämmtlicher klimatiſcher Kurorte mit Denkmälern aus Mamor, Syenit und Bronze verſorgt hatte. Die Zeichen der Unſterblichkeit auf eben dieſen Denkmälern waren aber überall dieſelben, und in Nizza, San Remo, Funchal und Cairo, ja proſaiſcherweiſe auch in Görbersdorf, ſchwebte der Schmetterling, als wenn er das Wappen der Erichſen geweſen wäre, himmelan. Auch unſer gegenwärtiger Kammerherr Erichſen, ſeit etwa zehn Jahren im Dienſte der Prinzeſſin, hatte den ganzen Curſus „durchſchmarutzt", ihn aber glücklicher abſolvirt als andere ſeines Namens. Von ſeinem vierzigſten Jahre an war er ſeßhaft geworden und konnte ſich die ruhigen Tage gönnen, was er ſo weit trieb, daß er kaum noch Kopenhagen verließ. Er hatte das Reiſen ſatt bekommen, zugleich aber aus ſeinen ärztlich verordneten Entſagungstagen auch eine Abneigung gegen alle Extravaganzen in ſein derzeitiges Hofleben mit herübergenommen. Daran gewöhnt, von Milch, Hühnerbruſt und Emſer Krähnchen zu leben, fiel ihm, wie Pentz ſagte, bei Feſtmahlen und Freudenfeiern immer nur die Aufgabe zu, durch ſeine lange, einem Ausrufungszeichen gleichende Geſtalt, vor Allem was an Bacchuscultus erinnern konnte, zu warnen. „Erichſen das Gewiſſen" war einer der vielen Beinamen, die Pentz ihm gegeben hatte.

Von dem Hauſe der Wittwe Hanſen in der Dronningens-Tvergade bis zu Vincent's Reſtaurant am Kongens

Nytorv war nur ein Weg von fünf Minuten. Erichſen mußte, nach Pentz' Weiſung, recognoscirend vorangehen, „weil ihm ſeine ſechs Fuß einen beſſeren Ueberblick über die Vincent'ſchen Platzzuſtände geſtatten würden.“ Und zu dieſer vorſichtigen Weiſung, ſo ſcherzhaft ſie gegeben war, war nur zu guter Grund vorhanden; denn als eine Minute nach Erichſen auch Pentz und Holk in das Lokal eintraten, ſchien es unmöglich, einen noch unbeſetzten Tiſch zu finden. Aber ſchließlich entdeckte man doch eine gute Ecke, die nicht nur ein paar bequeme Plätze, ſondern auch ein behagliches Beobachten verſprach.

„Ich denke, wir beginnen mit einem mittleren Rüdesheimer. Doctor Grämig, beiläufig der luſtigſte Menſch von der Welt, ſagte mir neulich, es ſei merkwürdig, daß ich noch ohne Podagra ſei, worauf ich nicht bloß meiner Lebensweiſe, ſondern ganz beſonders auch meiner Lebensſtellung nach einen ſo zu ſagen hiſtoriſch verbrieften Anſpruch hätte. Je mehr er aber damit Recht haben mochte, je mehr gilt es für mich, die noch freie Spanne Zeit zu nutzen. Erichſen, was darf ich für Sie beſtellen? Biliner oder Selters oder phosphorſaures Eiſen . .“

Ein Kellner kam und eine kleine Weile danach, ſo ſtießen alle Drei mit ihren prächtig geſchliffenen Römern an, denn auch Erichſen hatte von dem Rüdesheimer genommen, nachdem er ſich vorher einer Waſſerkaraffe verſichert hatte.

„Gamle Danmark“, ſagte Pentz, worauf Holk, ein zweites Mal anſtoßend, erwiderte: „Gewiß, Pentz, Gamle Danmark. Und je „gamler“ deſto mehr. Denn was uns je trennen könnte — gebe Gott, daß der Tag fern ſei — das iſt das neue Dänemark. Das alte, da bin ich mit

dabei, dem trink' ich zu. Friedrich VII. und unſere Prinzeſſin . . Aber ſagen Sie, Penz, was iſt nur in meine guten Kopenhagener gefahren und vor Allem in dieſe gemüthliche Weinſtube? Sehen Sie doch nur da drüben, wie das Alles aufgeregt iſt und ſich die Blätter aus den Händen reißt. Und Oberſtlieutenant Faaborg, ja es iſt Faaborg, den muß ich nachher begrüßen, ſehen Sie doch nur, der glüht ja wie ein Puter und fuchtelt mit dem Zeitungsſtock in der Luft umher, als ob es ein Dragonerſäbel wäre. Auf wen redet er den eigentlich ein?"

„Auf den armen Thott."

„Arm? Warum?"

„Weil man, ſo viel ich weiß, Thott im Verdacht hat, daß er auch mit im Complott ſei."

„In welchem Complott?"

„Aber Holk, Sie ſind ja wenigſtens um ein Menſchenalter zurück. Freilich, da Sie geſtern gepackt haben und heute gereiſt ſind, ſo ſind Sie halb entſchuldigt. Wir haben hier allerdings ſo was wie ein Complott: Hall ſoll über die Klinge ſpringen."

„Und das nennen Sie Complott. Ich entſinne mich übrigens, Sie ſchrieben mir ſchon davon . . . Ich bitte Sie, laſſen Sie den guten Hall doch ſpringen. Er wird ſich ſelber nicht viel daraus machen, das aus den Fugen gehende Dänemark, woran ich übrigens noch lange nicht glaube, wieder einzurenken. Schon Hamlet wollte nicht. Und nun gar Hall."

„Nun, der will auch nicht, darin haben Sie Recht. Aber unſere Prinzeſſin will es, und das gibt den Ausſchlag. So wenig Vertrauen ſie zu dem König hat, was mit ihrer Abneigung gegen die Danner zuſammenhängt, ſo viel Ver-

trauen hat sie nun mal zu Hall; nur Hall kann retten, und deshalb muß er im Amte bleiben. Und wie die Prinzessin denkt — ich bitte Sie, sich mit Ihrer entgegengesetzten Meinung ihr gegenüber nicht etwa decouvriren zu wollen — so denken Viele. Hall soll bleiben. Und deshalb sehen Sie auch Faaborg mit seinem Zeitungsstock wie einen Gladiator fechten."

Erichsen war der erregten Scene drüben ebenfalls gefolgt. „Ein Glück, daß de Meza am Nachbartische sitzt", sagte er, „der wird es wieder in Ordnung bringen".

„Ach, gehen Sie mir, Erichsen, mit wieder in Ordnung bringen. Als ob Faaborg, dieser Stockdäne, der Mann wäre, sich beruhigen zu lassen, wenn er mal in Unruhe ist. Und nun gar von de Meza."

„De Meza ist sein Vorgesetzter."

„Ja, was heißt Vorgesetzter? Er ist sein Vorgesetzter, wenn er die Brigade inspicirt, aber nicht sein Vorgesetzter hier bei Vincent oder irgendsonstwo, geschweige wenn es sich um Politik handelt, um dänische Politik, von der de Meza nichts versteht, wenigstens nicht in Faaborg's Augen. De Meza ist ihm ein Fremder, und es hat auch was für sich. De Meza's Vater war ein portugiesischer Jude, alle Portugiesen sind eigentlich Juden, und kam, was Holk vielleicht nicht weiß, vor so und so viel Jahren als ein Schiffsdoctor hier nach Kopenhagen herüber. Und wenn es auch nicht sicher verbürgt wäre, Sie können es übrigens in jedem Buche nachschlagen, und de Meza selbst macht auch gar kein Hehl daraus — so könnten Sie ihm die Abstammung von der Stirne lesen. Und dazu dieser Portugiesenteint."

Erichsen hatte seine Freude daran und nickte zustimmend.

„Und wenn er bloß den südlichen Teint hätte", fuhr

Pentz fort, „er ist aber überhaupt auf den Süden, um nicht zu sagen auf den Orient eingerichtet, und Wetterglas und Windfahne sind so ziemlich die größten Unentbehrlichkeiten für ihn. Er friert immer, und was Andere frische Luft nennen, das nennt er Zug oder Wind oder Orkan. Ich möchte wohl wissen, wie sich unser König Waldemar, der Sieger, der alle Jahre wenigstens dreiundfünfzig Wochen auf See war, zu de Meza gestellt hätte."

Bis dahin war Erichsen unter Zustimmung gefolgt, aber all' dies Letzte war doch wieder sehr unvorsichtig gesprochen und traf den angekränkelten langen Kammerherrn viel, viel mehr noch, als es de Meza traf.

„Ich begreife Sie nicht, Pentz", nahm er, der sonst nie sprach, jetzt empfindlich das Wort. „Sie werden schließlich noch beweisen wollen, daß man absolut ohne Wolle leben muß, um überhaupt als Soldat zu gelten. Ich weiß, de Meza steckt in Flanell, weil er immer friert, aber sein fröstelnder Zustand hat ihn nicht abgehalten, bei Fridericia anno 49 sehr viel und bei Idstedt, das Jahr darauf, eigentlich alles zu thun. Ich für meine Person bezweifle nicht, daß Napoleon gerade so gut nach dem Thermometer gesehen hat, wie andere Menschen; in Rußland war es freilich unnöthig. Uebrigens seh' ich, daß man drüben in der Officiersecke wieder beim Zeitungslesen ist und das Streiten uns überläßt. Ob wir hinübergehen und de Meza begrüßen?

„Ich denke, wir lassen es," sagte Holk. „Er könnte nach diesem und jenem fragen, worauf ich gerade heute nicht antworten möchte. Nicht de Meza's wegen bin ich ängstlich, der jede Meinung respectirt, aber der andern Herrn halber, unter denen, nach meiner freilich schwachen Personalkenntniß, einige Durchgänger sind. So, wenn ich recht sehe, Oberst-

lieutenant Tersling,' da links am Fenster. Und dann denk' ich auch an unsre Prinzessin, der als einer politischen Dame Alles gleich zugetragen wird. Ich bange ohnehin vor dem Kreuzverhör, dem ich morgen oder in den nächsten Tagen ausgesetzt sein werde."

Pentz lachte. „Lieber Holk, Sie kennen doch hoffentlich die Frauen . ."

Erichsen machte schelmische Augen, weil er wußte, daß Pentz, trotz seines Glaubens, er kenne sie, sie sicherlich nicht kannte.

„. . Die Frauen, sag' ich. Und wenn nicht die Frauen, so doch die Prinzessinnen, und wenn nicht die Prinzessinnen, so doch unsre Prinzessin. Sie haben ganz Recht, es ist eine politische Dame, und mit einem schleswig-holsteinischen Programm dürfen Sie ihr nicht kommen. Darin ist nichts geändert, aber auch nichts verschlimmert, weil sie, trotz aller Politikmacherei, nach wie vor ganz ancien régime ist."

„Zugegeben. Aber was soll ich für meine Person daraus gewinnen?"

„Alles. Und ich wundre mich, daß ich Sie darüber erst aufklären muß. Was heißt ancien régime? Die Leute des ancien régime waren auch politisch, aber sie machten Alles aus dem Sentiment heraus, die Frauen gewiß, und vielleicht war es das Richtige. Jedenfalls war es das Amüsantere. Da haben Sie das Wort, auf das es ankommt. Denn das Amüsante, was in der Politik wenigstens immer gleichbedeutend ist mit Chronique scandaleuse, spielte damals die Hauptrolle, wie's bei unsrer Prinzessin noch heute der Fall, und wenn Sie sich vor einem politischen Kreuzverhör fürchten, so brauchen Sie nur von Berling oder der Danner oder von Blixen-Finecke zu sprechen und nur anzudeuten,

was in Skodsborg oder in der Villa der guten Frau Rasmussen an Schäfer- und Satirspielen gespielt worden ist, so fällt jedes politische Gespräch sofort zu Boden, und Sie sind aus der Zwickmühle heraus. Hab' ich Recht, Erichsen?"

Erichsen bestätigte.

„Ja, meine Herren," lachte Holk, „ich will das Alles gelten lassen, aber ich kann leider nicht zugeben, daß meine Situation dadurch sonderlich gebessert wird. Die Schwierigkeiten lösen sich bloß ab. Was mich vor dem politischen Gespräch bewahren soll, ist fast noch schwieriger als das politische Gespräch selber. Wenigstens für mich. Sie vergessen, daß ich kein Eingeweihter bin, und daß ich Ihr Kopenhagener Leben, trotz gelegentlicher Aufenthalte, doch eigentlich nur ganz oberflächlich aus „Dagbladet" oder „Flyveposten" kennen lerne. Die Danner und Berling oder die Danner und Blixen-Fineke — davon soll ich mit einem Male sprechen; aber was weiß ich davon? Nichts, gar nichts; nichts, als was ich dem neuesten Witzblatt entnommen, und das weiß die Prinzessin auch, denn sie liest ja Witzblätter und Zeitungen bis in die Nacht hinein. Ich habe nichts, als die Wittwe Hansen, die mir doch als Bezugsquelle nicht ausreicht."

„*Ganz mit Unrecht, Holk. Da haben Sie keine richtige* Vorstellung von der Wittwe Hansen und ihrer Tochter. Die sind ein Nachschlagebuch für alle Kopenhagener Geschichten. Wo sie's hernehmen, ist ein süßes Geheimniß. Einige sprechen von Dionysosohren, Andere von einem unterirdischen Gange, noch andere von einem Hansen'schen Teleskop, das Alles, was sich gewöhnlichen Sterblichen verbirgt, aus seiner Verborgenheit herauszuholen weiß. Und endlich noch Andere

ſprechen von einem Polizeichef. Mir die verſtändlichſte der Annahmen. Aber ob es nun das Eine ſei oder das Andere, ſoviel iſt gewiß, beide Frauen, oder auch Damen, wenn Sie wollen, denn ihr Rang iſt ſchwer feſtzuſtellen, wiſſen Alles, und wenn Sie jeden Morgen mit einer Frau Hanſen'ſchen Ausrüſtung zum Dienſt erſcheinen, ſo verbürg' ich mich, daß Sie gefeit ſind gegen intrikate politiſche Geſpräche. Die Hanſens, und ſpeciell die junge, wiſſen mehr von der Gräfin Danner als die Danner ſelbſt. Denn Polizeibeamte haben auf dieſem intereſſanten Gebiete ſo zu ſagen etwas Divinatoriſches oder Dichteriſches, und wenn nichts vorliegt, ſo wird was erfunden."

„Aber da lerne ich ja meine gute Frau Hanſen von einer ganz neuen Seite kennen. Ich vermuthete höchſte Reſpectablität . ."

„Iſt auch da in gewiſſem Sinne . . Wo kein Kläger iſt, iſt kein Richter . ."

„Und ich werde mich, unter dieſen Umſtänden, zu beſondrer Vorſicht bequemen müſſen . ."

„Wovon ich Ihnen durchaus abreden möchte. Die Nachtheile davon liegen oben auf, und die Vortheile ſind mehr als fraglich. Sie können in dieſem Hauſe nichts verbergen, ſelbſt wenn Ihr Charakter das zuließe; die Hanſens leſen Ihnen doch Alles aus der Seele heraus, und das Beſte, was ich Ihnen rathen kann, heißt Freiheit und Unbefangenheit und viel ſprechen. Viel ſprechen iſt überhaupt ein Glück und unter Umſtänden die wahre diplomatiſche Klugheit; es iſt dann das Einzelne nicht mehr recht feſtzuſtellen oder noch beſſer, das Eine hebt das Andere wieder auf."

Erichſen lächelte.

„Sie lächeln, Erichsen, und es kleidet Ihnen. Außerdem aber mahnt es mich — denn ein Lächeln, weil es in seinen Zielen meist unbestimmt bleibt, kritisirt immer nach vielen Seiten hin — daß es Zeit ist, unsren Holk freizugeben; es ist schon ein Viertel nach elf, und die Hansens sind reputirliche Leute, die die Mitternacht nicht gern heranwachen, wenigstens nicht nach vorn heraus und mit Flurlampe. Drüben am Tisch ist übrigens auch schon Alles aufgebrochen. Ich werde inzwischen die Berechnung machen; erwarten Sie mich draußen an der Hauptwache."

Holk und Erichsen schlenderten denn auch draußen auf und ab. Als sich ihnen Pentz wieder zugesellt hatte, gingen sie auf die Dronningens-Tvergade zu, wo man sich, gegenüber dem Hause der Frau Hansen, verabschiedete. Das Haus lag im Dunkel und nur das Mondlicht blickte, wenn die Wolken es frei gaben, in die Scheiben der oberen Etage. Holk hob den Klopfer, aber eh' er ihn fallen lassen konnte, that sich auch schon die Thür auf, und die junge Frau Hansen empfing ihn. Sie trug Rock und Jacke von ein und demselben einfachen und leichten Stoff, aber Alles, auf Wirkung hin, klug berechnet. In der Hand hielt sie eine Lampe von ampelartiger Form, wie man ihnen auf Bildern der Antike begegnet. Alles in Allem eine merkwürdige Mischung von Frou-frou und Lady Macbeth. Holk, einigermaßen in Verwirrung, suchte nach einer Anrede, die junge Frau Hansen kam ihm aber zuvor und sagte, während ihr die Augen vor anscheinender Uebermüdung halb zufielen, ihre Mutter lasse sich entschuldigen; so rüstig sie sei, so brauche sie doch den Schlaf vor Mitternacht. Holk gab nun seinem Bedauern Ausdruck, daß er sich verplaudert habe, zugleich die dringende Bitte hinzufügend, ihn, wenn es

wieder vorkäme, nicht erwarten zu wollen. Aber die junge Frau, ohne direct es auszusprechen, deutete wenigstens an, daß man sich ein jedesmaliges Erwarten ihres Hausgastes nicht nehmen lassen werde. Zugleich ging sie mit ihrer Ampel langsamen Schritts voraus, blieb aber, als sie bis unten an die Treppe gekommen war, neben derselben stehen, und leuchtete, die Linke auf das Geländer stützend, mit ihrer hocherhobenen Rechten dem Grafen hinauf. Dabei fiel der weite Aermel zurück und zeigte den schönen Arm. Holk, als er oben war, grüßte noch einmal und sah, als sich gleich danach auch die junge Frau langsam und leise zurückzog, wie das Spiel der Lichter und Schatten auf Flur und Treppe geringer wurde. Horchend stand er noch ein paar Augenblicke bei halb geöffneter Thür, und erst, als es unten dunkel geworden war, ließ er auch seinerseits die Thür ins Schloß fallen.

„Eine schöne Person. Aber unheimlich. Ich darf ihrer in meinem Brief an Christine gar nicht erwähnen, sonst schreibt sie mir einen Schreckbrief und läßt alle fraglichen Frauengestalten des alten und neuen Testaments an mir vorüberziehen."

XI.

Holk hatte ſich vorm Einſchlafen, trotz aller Ermüdung von der Reiſe, mit dem Bilde der jungen Frau Hanſen beſchäftigt, jedenfalls mehr als mit Politik und Prinzeſſin. Am anderen Morgen aber war Alles verflogen, und wenn er der Erſcheinung mit der Ampel auch jetzt noch gedachte, ſo war es unter Lächeln. Er ſann dabei nach, welche Göttin oder Liebende, mit der Ampel umherſuchend, auf antiken Wandbildern abgebildet zu werden pflege, konnt' es aber nicht finden und gab ſchließlich alles Suchen danach auf. Dann zog er die Klingel und öffnete das Fenſter, um noch vor dem Erſcheinen des Frühſtücks einen Zug friſche Luft nehmen und einen Blick auf die Straße thun zu können. Es waren nur Wenige, die zu ſo verhältnißmäßig früher Stunde die Dronningens-Tvergade paſſirten, aber jedes Einzelnen Haltung war gut, Alles blühend und friſch, und er begriff den Stolz der Dänen, die ſich als die Pariſer des Nordens fühlen und nur den Unterſchied gelten laſſen, ihrem Vorbild noch überlegen zu ſein. In dieſem Augenblicke bauſchten die Gardinen am Fenſter, und als er ſich umſah, ſah er, daß Wittwe Hanſen mit dem Frühſtückstablett eingetreten war. Man begrüßte ſich, und nach der

ſelbſtverſtändlichen Frage, wie der Herr Graf geſchlafen und was er geträumt habe, „denn der erſte Traum gehe immer in Erfüllung“, legte die Hanſen das Tuch und baute dann Alles, was eben noch auf dem Tablett geſtanden hatte, auf dem Frühſtückstiſch auf. Holk muſterte die ganze Herrlichkeit und ſagte dann: „Man iſt doch nirgends beſſer aufgehoben als bei Wittwe Hanſen; es lacht einen Alles an, Alles ſo blink und blank und am meiſten Wittwe Hanſen ſelbſt. Und das chineſiſche Geſchirr zu dem Thee! Man merkt an Allem, daß Ihr Seliger ein Chinafahrer war, und Ihr Schwiegerſohn, wie mir Baron Pentz geſtern Abend erzählt hat, iſt es auch und heißt auch Hanſen; derſelbe Name, derſelbe Titel, ſo daß es Einem paſſiren kann, Mutter und Tochter zu verwechſeln.“

„Ach, Herr Graf,“ ſagte die Hanſen, „wer ſoll uns verwechſeln? Ich, eine alte Frau, mit einem langen und ſchweren Leben . . .“

„Nun, nun.“

„. . . Und Brigitte, die morgen erſt dreißig wird! Aber Sie dürfen mich nicht verrathen, Herr Graf, daß ich es geſagt habe und daß morgen Brigittens Geburtstag iſt.“

„Verrathen? Ich? Ich bitte Sie, Frau Hanſen . . . Aber Sie ſtehen ſo auf dem Sprunge; das nimmt mir die Ruhe. Wiſſen Sie was, Sie müſſen ſich zu mir ſetzen und mir etwas erzählen, vorausgeſetzt, daß ich Sie mit dieſer Bitte nicht in Ihrer Wirthſchaft oder in noch Wichtigerem ſtöre.“

Die Hanſen that, als ob ſie zögere.

„Wirklich, laſſen Sie dies Ihren erſten Beſuch ſein, den Sie mir in Ihrer Güte ja regelmäßig machen; ich habe ohnehin ſo viele Fragen auf dem Herzen. Bitte, hier, hier

auf diesen Stuhl, da seh' ich Sie am besten, und gut sehen ist das halbe Hören. Ich hörte sonst so gut, aber seit Kurzem versagt es dann und wann; das sind so die ersten Alterszeichen."

„Wer's Ihnen glaubt, Herr Graf. Ich glaube, Sie hören Alles, was Sie hören wollen, und sehen Alles, was Sie sehen wollen."

„Ich seh' und höre nichts, Frau Hansen, und wenn ich etwas gesehen habe, so vergeß' ich es wieder. Freilich nicht Alles. Da hab' ich gestern Abend Ihre Frau Tochter gesehen, Brigitte nannten Sie sie; zum Ueberfluß auch noch ein wundervoller Name. Nun, die vergißt man nicht wieder. Sie können stolz sein, eine so schöne Tochter zu haben, und nur den Ehemann begreif' ich nicht, daß er seine Frau hier in aller Ruhe zurückläßt und zwischen Singapor und Shanghai hin und her fährt. So nehm' ich wenigstens an, denn da fahren sie so ziemlich Alle. Ja, Frau Hansen, solche schöne Frau, mein' ich, die nimmt man mit vom Nordpol bis an den Südpol, und wenn man's nicht aus Liebe thut, so thut man's aus Angst und Eifersucht. Und ich für mein Theil, so viel weiß ich, ich würde mir immer sagen, man muß auch von der Jugend nicht mehr verlangen, als sie leisten kann. Nicht wahr? In diesem Punkte denk' ich, sind wir einig; Sie denken auch so. Also warum nimmt er sie nicht mit? Warum bringt er sie in Gefahr? Und natürlich sich erst recht."

„Ach, das ist eine lange Geschichte, Herr Graf . . ."

„Desto besser. Eine Liebesgeschichte dauert nie zu lang, und eine Liebesgeschichte wird es doch wohl sein."

„Ich weiß nicht recht, Herr Graf, ob ich es so nennen kann; es ist wohl so was dabei, aber eigentlich ist es doch

keine rechte Liebesgeſchichte . . . bloß daß es eine werden konnte."

„Sie machen mich immer neugieriger . . . Uebrigens ein capitaler Thee; man merkt auch daran den Chinafahrer, und wenn Sie mir eine beſondere Freude machen wollen, ſo geſtatten Sie mir, Ihnen von Ihrem eigenen Thee einzuſchänken."

Damit ſtand er auf und nahm aus einer in der Nähe des Fenſters ſtehenden Etagère eine Taſſe heraus, darauf in Goldbuchſtaben ſtand: Dem glücklichen Brautpaare. „Dem glücklichen Brautpaare", wiederholte Holk. „Wem gilt das? Vielleicht Ihnen, liebe Frau Hanſen; Sie lachen . . . Aber man iſt nie zu alt, um einen vernünftigen Schritt zu thun, und das Vernünftigſte, was eine Wittwe thun kann, iſt immer . . ."

„Eine Wittwe bleiben."

„Nun meinetwegen, Sie ſollen Recht haben. Aber die Geſchichte, die Geſchichte. Capitän Hanſen, Ihr Schwiegerſohn, wird doch wohl ein hübſcher Mann ſein, alle Capitäne ſind hübſch, und Frau Brigitte wird ihn doch wohl aus Liebe genommen haben."

„Das hat ſie, wenigſtens hat ſie mir nie was Anderes geſagt, außer ein einziges Mal. Aber das war erſt ſpäter, *und ich ſpreche jetzt von damals, von der erſten Zeit, als* ſie ſich eben geheirathet hatten. Da war wirklich eine große Zärtlichkeit, und wohin es ging, und wenn es eine gelbe Fiebergegend war, immer war ſie mit ihm an Bord, und wenn ſie wieder hier in Kopenhagen zurück war . . . ſie hatte aber damals eine ſelbſtändige Wohnung, denn mein alter Hanſen, deſſen ſich der Herr Graf ja wohl noch von Glücksburg her erinnern werden, lebte damals noch . . .

ja, was ich ſagen wollte, immer wenn ſie nach einer langen, langen Reiſe wieder hier war, wollte ſie gleich wieder fort, weil ſie jedesmal meinte: die Menſchen hier gefielen ihr nicht, und draußen in der Welt ſei's am ſchönſten."

Das iſt aber doch wunderbar. War ſie denn ſo wenig eitel? Hatte ſie denn gar kein Verlangen, ſich umſchmeichelt und umworben zu ſehen, woran es doch nicht gefehlt haben wird? Ich wette, die Kopenhagener werden es ihr wohl ſchon an ihrem Confirmationstage gezeigt haben."

„Das haben ſie freilich. Aber Brigitte war immer gleichgültig dagegen und blieb es auch in ihrer Ehe. Nur mitunter war ſie ſo rabbiat. Und ſo ging es bis Anno 54, was ich ſo genau weiß, weil es gerade das Jahr war, wo die engliſche Flotte, die nach Rußland ging, hier vorüber kam. Und in demſelben Sommer hatten wir hier in Kopenhagen einen blutjungen Officier von der Leibgarde, der bei der Rasmuſſen — ich meine die Gräfin Danner, aber wir nennen ſie noch immer ſo — aus- und einging, und ſteckte ſo tief in Schulden, daß er nicht mehr zu halten war und mußte den Abſchied nehmen. Aber weil er ſo klug war und Alles wußte, denn er kannte jedes reiche Haus und beſonders die Frauen, ſo ſagte Baron Scheele, der damals Miniſter war: „er wolle den Lieutenant in den inneren Dienſt herüber nehmen". Und er nahm ihn auch wirklich in den inneren Dienſt herüber, und in dieſem Dienſt iſt er noch und auch ſchon ſehr vornehm geworden. Damals aber war er noch ein halber Schlingel und bloß ſehr hübſch, und als Brigitte den ſah, es war gerade an dem Tage, als die Nachricht von dem Bombardement da oben hier ankam, den Namen hab' ich leider vergeſſen, da geſtand ſie mir, „der gefiele ihr". Und ſie zeigte es auch gleich. Und als

Hanſen in demſelben Herbſte wieder nach China mußte, da ſagte ſie ihm grad heraus: „ſie wolle nicht mit“, und ſagte ihm auch, warum ſie nicht wolle. Oder vielleicht haben es ihm auch Andere geſagt. Kurz und gut, als der Tag kam, wo das Schiff fort ſollte, da wurde Hanſen doch ganz ernſthaft und verſtand keinen Spaß mehr und ſagte: „Brigitte, Du mußt nun mit“. Und wenn er ſie vorher aus Liebe mitgenommen hatte, ſo nahm er ſie jetzt, gerade wie der Herr Graf geſagt haben, aus Vorſicht mit oder aus Eiferſucht“.

„Und half es? Und wurde ſie durch dieſe Reiſe von ihrer Liebe geheilt? Ich meine von der Liebe zu Dem ‚im inneren Dienſt?‘“

„Ja, das wurde ſie, wiewohl man's bei Brigitte nie ſo ganz ſicher wiſſen kann. Denn ſie ſpricht wohl mancherlei, aber ſie ſchweigt auch viel. Und iſt auch inſoweit ganz gleich, als wir die Hauptſache ja doch gehabt haben.“

„Und was war die Hauptſache?“

„Daß mein Schwiegerſohn ſeinen Glauben wieder hat, ganz und gar. Hanſen iſt nämlich ein ſehr guter Menſch und iſt wieder ruhig und vernünftig, und fährt auch wieder auf ſeiner alten Chinatour.“

„Ich freue mich aufrichtig, das zu hören. Aber wir dürfen in dieſer Sache doch nichts auslaſſen oder vergeſſen. Ich glaube nämlich, liebe Frau Hanſen, Sie wollten mir eigentlich erzählen, wie's kam, daß ſich Ihr Schwiegerſohn von ſeiner Eiferſucht wieder erholte . . .“

„Ja, das wollt' ich, und ich ſage immer, der Menſch denkt und Gott lenkt, und wenn die Noth am größten iſt, dann iſt die Hülfe am nächſten. Denn das darf ich wohl ſagen, ich ängſtigte mich; eine Mutter ängſtigt ſich immer um ihr Kind und macht keinen Unterſchied, ob verheirathet

oder nicht; ja, ich ängſtigte mich um Brigitten, weil ich dachte, das giebt eine Scheidung, denn ſie hat einen ſehr feſten Willen, man könnte beinah ſchon ſagen eigenſinnig, und iſt ſehr erregbar, ſo ſtill und ſo ſchläfrig ſie auch mitunter ausſieht . . .“

„Ja, ja,“ lachte Holk, „das iſt immer ſo, ſtille Waſſer ſind tief.“

„Alſo ich ängſtigte mich. Aber es kam Alles ganz anders, und das war gerade damals, als Brigitte ſo zu ſagen zwangsweiſe mit gemußt hatte. Und das machte ſich ſo. Hanſen kriegte damals auf ſeiner Reiſe Rückfracht nach Bangkok, einer großen Stadt in Siam, in der ich ſelber vor vielen Jahren mit meinem Manne geweſen bin. Und als Hanſen da ankam und ein oder zwei Tage ſchon vor dem kaiſerlichen Palaſte gelegen hatte, denn die Siamſchen haben einen Kaiſer, kam ein Miniſter an Bord und lud Hanſen und ſeine Frau zu einer großen Hoftafel ein. Der Kaiſer mußte ſie wohl geſehen haben. Und Brigitte ſaß neben ihm und ſprach engliſch mit ihm, und der Kaiſer ſah ſie immer an. Und als die Tafel aufgehoben war, war er wieder ſehr huldvoll und gnädig und ließ kein Auge von ihr, und als man ſich verabſchieden wollte, ſagte er zu Hanſen: „Es läge ihm ſehr daran, daß die Frau Capitänin am anderen Tage noch einmal in den Palaſt käme, damit ſeine Getreuen im Volke, und vor Allem ſeine Frauen (wovon er ſehr viele hatte) die ſchöne german lady noch einmal von Angeſicht zu Angeſicht ſehen könnten. Einen Augenblick erſchrak Hanſen über die fortgeſetzte Ehre, die ja Verrath ſein konnte, denn rund um den ganzen Palaſt herum waren Köpfe aufgeſteckt, ganz ſo wie wir Ananas aufſtecken; aber Brigitte, die das Geſpräch gehört hatte, verneigte ſich

vor dem Kaiſer und ſagte mit der richtigen Miene, denn ſie hat ſo was Sicheres und Vornehmes, daß ſie zu der feſtgeſetzten Stunde kommen werde.“

„Gewagt, ſehr gewagt.“

„Und ſie kam auch wirklich und nahm einen erhöhten Platz ein, der vor dem Portal des Schloſſes und gerade ſo, daß das Portal ihr Schatten gab, eigens für ſie errichtet worden war, und auf dieſem Throne ſaß ſie mit einem Pfauenwedel, nachdem ſie vorher der Kaiſer mit einer Perlenkette geſchmückt hatte. Die Kette ſoll wunderſchön geweſen ſein Und nun zogen alle ſeinen Leute von Bangkok und dann das Volk an ihr vorüber und verneigten ſich, und zum Schluß kamen die Frauen, und als die Letzte vorüber war, erhob ſich Brigitte und ſchritt auf den Kaiſer zu, um den Pfauenwedel und die Perlenkette, womit ſie ſich bloß für die Ceremonie geſchmückt glaubte, vor ihm niederzulegen. Und der Kaiſer nahm auch Beides wieder an, gab ihr aber die Kette zurück, zum Zeichen, daß ſie dieſelbe zum ewigen Gedächtniß tragen ſolle. Und gleich danach kehrte ſie, während die Miniſter ſie führten und die Leibgarde Spalier bildete, bis an die Landungsbrücke zurück, von der aus Hanſen Zeuge des Ganzen geweſen war.“

„Und nun?“

„Und von dem Tage an war eine große Sinnesänderung an ihr wahrzunehmen, und als ſie den nächſten Winter wieder hier war, und Der, um deſſentwillen ſie beinahe unglücklich geworden wäre, ſeine Werbungen erneuern wollte, wies ſie dieſe Werbungen, ſo viel ich ſehen konnte, kalt und gleichgültig zurück. Und als Hanſen ein halbes Jahr ſpäter wieder an Bord ging und Brigitte ihm erklärte, daß ſie, vorausgeſetzt, daß er nichts dawider habe, doch

lieber zu Hauſe bleiben wollte, weil es ihr, nach ſolcher kaiſerlichen Auszeichnung, etwas ſonderbar vorkäme, noch wieder unter Matroſen zu leben und vielleicht in einem Hafenwirthshauſe ſchlafen ſollen, wo man nur Negermuſik höre und Alles nach Gin rieche, da war Hanſen nicht bloß einverſtanden damit, ſondern auch ganz entzückt darüber, daß ſie die Reiſe nicht mehr mitmachen wollte, dieſe nicht und alle folgenden nicht. Denn von Eiferſucht war keine Spur mehr an ihm wahrzunehmen. Er ſah ja, was aus Brigitten geworden war, und äußerte nur noch Furcht, daß es doch wohl zu viel geweſen und ihr der ſiameſiſche Kaiſer zu ſehr zu Kopfe geſtiegen ſei."

Holk war in Zweifel, ob er die Geſchichte glauben oder als eine kühne Phantaſieleiſtung und zugleich als dreiſtes Spiel mit ſeiner Leichtgläubigkeit anſehen ſolle. Nach Allem, was Pentz geſtern angedeutet, war das Letztere das Wahrſcheinlichere. Schließlich konnt' es aber auch wahr ſein. Was kommt nicht Alles vor? Und ſo frug er denn, um ſich durch etwas Ironie wenigſtens vor ſich ſelber zu rechtfertigen: „Wo denn die weißen Elephanten geweſen ſeien?"

„Die waren wohl in ihrem Stall", ſagte die Hanſen, und lachte ſchalkhaft.

„Und dann die Perlenſchnur, liebe Frau Hanſen, die müſſen Sie mir zeigen."

„Ja, wenn das ginge . . ."

„Wenn das ginge? Warum nicht?"

„Weil, als Brigitte wieder an Bord war, die Schnur mit einem Male fehlte; ſie mußte ſie verloren oder in der Aufregung im Palaſt vergeſſen haben."

„Aber da hätt' ich doch ſofort nachgefragt."

„Ich auch. Aber Brigitte hat ſo was Sonderbares, und als Hanſen, wie ich nachher gehört habe, darauf beſtehen wollte, ſagte ſie nur: „Das ſei ſo gewöhnlich und gegen den Anſtand bei Hofe.“

„Ja“, ſagte Holk, der jetzt klarer zu ſehen anfing, „das iſt richtig. Und ſolche Gefühle muß man reſpectiren.“

XII.

Gleich nach dieser Erzählung, die schließlich, als sich's von der verlorenen Perlenschnur handelte, selbst dem leichtgläubigen Holk etwas märchenhaft vorgekommen war, erhob sich Frau Hansen, „um nicht länger zu stören", und sah sich auch nicht weiter zurückgehalten. Nicht als ob Holk's Geduld erschöpft gewesen wäre, ganz im Gegentheil, er ließ sich gern dergleichen vorplaudern, und das süspecte Halbdunkel, in dem Alles ruhte, steigerte eigentlich nur sein Interesse. Nein, es war einfach ein Blick auf die Consoluhr, was ihn von unbedingter weiterer Hingebung an die Erzählungskunst der Wittwe Hansen Abstand nehmen ließ; um elf Uhr war er bei der Prinzessin erwartet, keine volle Stunde mehr, und vorher mußte noch ein kurzer Brief mit der Meldung seiner glücklichen Ankunft an seine Frau geschrieben werden. Es hieß also sich eilen, was er unter Umständen verstand, und fünf Minuten vor elf stieg er in den Wagen, der ihn nach dem nur zwei Minuten entfernten Prinzessinnen-Palais hinüberführte.

Die Zimmer der Prinzessin lagen im ersten Stock. Holk, in Kammerherrnuniform, in der er sich selbst nicht ungern sah, stieg die Treppe hinauf und trat in ein Vor-

gemach und gleich danach in ein behagliches, mit Boiserien und Teppichen reich ausgestattetes, im Uebrigen aber, den Schreibtisch abgerechnet, mit nur wenig Gegenständen ausgestattetes Wohnzimmer, darin die Prinzessin Besuche zu empfangen oder Audienz zu ertheilen pflegte. Der Kammerdiener versprach sogleich zu melden. Holk trat an eins der Fenster, das der Thür, durch welche die Prinzessin eintreten mußte, gerade gegenüber lag, und sah auf Platz und Straße hinunter. Der Platz unten war wie ausgestorben, vornehm, aber langweilig, und nichts ließ sich beobachten als abgefallene Blätter, die der mäßige Wind, der ging, über die Steine hinwirbelte. Ein Gefühl von Einöde und Verlassenheit überkam Holk, und er wandte sich wieder in das Zimmer zurück, um seinen Blick auf die beiden einzigen Porträtbilder zu richten, die die glatten Stuckwände schmückten. Das eine, über dem Polstersopha, war ein Bildniß des Oheims der Prinzessin, des hochseligen Königs Christian's VII., das andere, über dem Schreibtisch, das Porträt eines anderen nahen Verwandten, eines ebenfalls schon verstorbenen thüringischen Landgrafen. Der Goldrahmen, der es einfaßte, war mit einem verstaubten Flor überzogen, und der Staub machte, daß der Flor nicht wie Flor, sondern fast wie ein Spinnweb wirkte. Des Landgrafen Gesicht war gut und tapfer, aber durchschnittsmäßig, und Holk stellte sich unwillkürlich die Frage, welche volksbeglückenden Regierungsgedanken der Verstorbene wohl gehabt haben möge. Das Einzige, was sich mit einer Art Sicherheit herauslesen ließ, war Ausschau nach den Töchtern des Landes.

Ehe Holk's Betrachtungen hierüber noch abgeschlossen hatten, öffnete sich eine ziemlich kleine Thür in der rechten Ecke der Hinterwand, und die Prinzessin trat ein, ganz so

wie man sie nach Einrichtung dieses ihres Zimmers erwarten mußte: bequem und beinahe unsorglich gekleidet und jedenfalls mit einer völligen Gleichgültigkeit gegen Eleganz. Holk ging seiner Herrin entgegen, um ihr die bis zu den Fingern in einem seidenen Handschuh steckende Hand zu küssen und führte sie dann, ihrem Auge folgend, bis zu dem dunkelfarbigen, etwas eingesessenen Sopha.

„Nehmen Sie Platz, lieber Holk. Dieser Fauteuil wird wohl keine Gnade vor Ihnen finden, aber der hohe Lehnstuhl da . . .“

Holk schob den Stuhl heran, und die Prinzessin, die sich am Anblick des schönen Mannes sichtlich erfreute, fuhr, als er sich gesetzt hatte, mit vieler Bonhommie und wie eine gute alte Freundin fort: „Welche frische Farbe Sie mitbringen, lieber Holk. Was ich hier um mich habe, sind immer Stadtgesichter; können Sie sich Pentz als einen Gentlemanfarmer oder gar Erichsen als einen Hopfenzüchter vorstellen? Sie lachen, und ich weiß, was Sie denken . . . woran der Hopfen rankt . . . ja, lang genug ist er dazu. Stadtgesichter sagt' ich. Da freut mich Ihre gute schleswig'sche Farbe, roth und weiß, wie die Landesfarben. Und was macht Ihre liebe Frau, die Gräfin? Ich weiß, sie liebt uns nicht sonderlich, aber wir lieben sie desto mehr, und das muß sie sich gefallen lassen.“

Holk verneigte sich.

„Und was sagen Sie zu dem Lärm, den Sie hier vorfinden? Ein wahres Sturmlaufen gegen den armen Hall, der doch schließlich der Klügste und auch eigentlich der Beste ist, und dem ich es fast verzeihe, daß er zu der putzmacherlichen Gräfin hält, der ich, beiläufig, wenn ich jemals darüber zu bestimmen gehabt hätte, ein entsprechendes gräfliches

Wappen aus einem Haubenstock und einer Crinoline zusammengestellt hätte, vielleicht mit der Devise: „Je weiter, je leerer.“ Ich werde mich in dieser Geschmacksverirrung meines Neffen, wenn ich auch nur seine Halbtante bin, nie zurechtfinden können; um die Gräfin archäologisch oder, was dasselbe sagen will, als ausgegrabenes vaterländisches Alterthum anzusehen, ein Standpunkt, von dem aus mein Neffe so ziemlich Alles betrachtet, dazu ist sie, trotz ihrer Vierzig, doch schließlich noch nicht alt genug. Aber was wundere ich mich noch? Georg II., von dem mir mein Großvater in meinen jungen Tagen oft erzählte, hielt auch zu dem Satze: „fair, fat and forty“. Warum nicht auch mein Neffe, der König? Uebrigens haben Sie den gestrigen Sitzungsbericht schon gelesen? Eine wahre Skandalscene voller Gehässigkeiten. An der Spitze natürlich immer dieser Tompsen-Oldensworth, Ihr halber Landsmann, ein mir unerträglicher Schreier und Schwätzer in seiner Mischung von Advocatenpfiffigkeit und biedermännischem Holsteinismus . . .“

Holk war verlegen, das Gespräch mit der Prinzessin so von vornherein einen politischen Charakter annehmen zu sehen und in seinem Gesichte mochte sich Etwas von dieser Verlegenheit spiegeln, weshalb die Prinzessin fortfuhr: „Aber lassen wir die leidige Politik. Ich will Ihnen keine Verlegenheiten machen, noch dazu gleich in dieser ersten Stunde, weiß ich doch, daß Sie ein ketzerischer Schleswig-Holsteiner sind, einer von Denen, mit Denen man nie fertig wird und von Denen man immer dann am weitesten ab ist, wenn man eben glaubt, mit ihnen Frieden geschlossen zu haben. Antworten Sie nichts, sagen Sie nichts von Ihrer Loyalität; ich weiß, Sie haben so viel davon, wie Sie haben können, aber wenn es zum Letzten kommt, ist doch der alte Stein

des Anſtoßes immer wieder da, und jenes furchtbare „fallen blewen ungedeelt“, dieſes Citat ohne Ende, dieſer Gemeinplatz ohne Gleichen, zieht wieder die Scheidelinie.“

Holk lächelte.

„Freilich iſt dies des Pudels Kern. Wohin gehört Schleswig? Ihr Schleswig, lieber Holk. Das iſt die ganze Frage. Hall hat den Muth gehabt, die Frage zu beantworten, wie's einem Dänen zukommt, und weil er es mit Klugheit thun und nicht gleich das Schwert in die Wage werfen will, deshalb dieſer Sturm auf ihn, an dem Freund und Feind gleichmäßig theilnehmen. Und das iſt das Schlimmſte. Daß Ihr Thompſen Sturm läuft, kann mich weder wundern noch erſchrecken; aber daß gute treue Dänen, die mit Hall, mit dem Könige, mit mir ſelber einer Meinung ſind und nur leider den durchgängeriſchen Zug haben, daß, ſag' ich, gute treue Dänen, wie Studenten und Profeſſoren immer nur ihr Programm wollen und drauf und dran ſind, den beſten Mann zu ſtürzen, den einzigen, der eine Idee von Politik hat und zu warten verſteht, was das erſte Geſetz aller Politik iſt — das bringt mich in Erregung.“

Ehe ſie den Satz endete, wurde Baron Pentz gemeldet . . . „ſehr willkommen,“ rief die Prinzeſſin . . . und im ſelben Augenblicke, wo Pentz unter die Portière der Flügelthür trat, erſchien von der anderen Seite her, ganz in Nähe der kleinen Thür, durch die die Prinzeſſin eingetreten war, eine junge blonde Dame, von ſchöner Figur und ſchönem Teint, aber ſonſt wenig regelmäßigen Zügen, und ſchritt auf die Prinzeſſin zu, während Pentz noch auf halbem Wege ſtehen blieb und ſeine Verbeugung wiederholte.

„Soyez le bienvenu,“ ſagte die Prinzeſſin unter leichtem Handgruße. „Sie kommen zu guter Stunde, Pentz, denn

Sie machen einem politiſchen Vortrag ein Ende, eine Miſſion, zu der Niemand berufener iſt als Sie. Denn ſobald ich Ihrer anſichtig werde, verklärt ſich mir die Welt in eine Welt des Friedens, und wenn ich eben von Heinrich IV. und Ravaillac geſprochen hätte, ſo ſpräch' ich, nach Ihrem Eintreten, nur noch von Heinrich IV. und dem Huhn im Topf. Ein ſehr weſentlicher Unterſchied."

„Und ein ſehr angenehmer dazu, gnädigſte Prinzeſſin. Ich bin glücklich, mich, ohne mein Dazuthun, als ein Träger und Bringer alles Idylliſchen inſtallirt zu ſehen. Aber" . . . und ſein Auge bewegte ſich zwiſchen Holk und der jungen Blondine hin und her . . . „auch in Arkadien ſoll die Sitte der Vorſtellung zu Hauſe geweſen ſein. Ich weiß nicht, ob ich von meiner Pflicht als Introducteur Gebrauch machen . . ."

„Oder Beides an Königliche Hoheit abtreten ſoll," lachte die Prinzeſſin. „Ich glaube, lieber Pentz, daß Recht und und Pflicht auf Ihrer Seite ſind, aber ich will mir die Freude nicht verſagen, zwei mir ſo werthe Perſonen allerperſönlichſt mit einander bekannt gemacht zu haben: Graf Holk . . . Fräulein Ebba von Roſenberg."

Beide verneigten ſich gegen einander, Holk etwas ſteif und mit widerſtreitenden Empfindungen, das Fräulein leicht und mit einem Ausdruck humoriſtiſch angeflogener Zufriedenheit. Die Prinzeſſin aber, die dieſem Vorſtellungsacte geringe Theilnahme ſchenkte, wandte ſich ſofort wieder an Pentz und ſagte: „Dies wäre nun alſo aus der Welt geſchafft, und dem Ceremoniell, worüber Sie zu wachen haben, Genüge gethan. Aber Sie werden mich doch nicht glauben machen wollen, Pentz, daß Sie hier erſchienen ſind, um dem ſtattgehabten Vorſtellungsacte feierlichſt beizuwohnen oder ihn ſelbſt zu vollziehen. Sie haben was Anderes auf dem

Herzen, und zum Vortrag Ihrer eigentlichen Angelegenheit haben Sie nunmehr das Wort. Wenn man ſo viel Parlamentsberichte lieſt, wird man ſchließlich ſelber virtuos in parlamentariſchen Wendungen."

„Ich komme, gnädigſte Prinzeſſin, um gehorſamſt zu vermelden, daß heute Nachmittag ein großes militäriſches Feſteſſen in Klampenborg iſt . . ."

„Und zu welchem Zweck? Oder wem zu Ehren?"

„General de Meza zu Ehren, der geſtern früh aus Jütland hier eingetroffen iſt."

„De Meza. Nun gut, ſehr gut. Aber lieber Penz, offen geſtanden, was ſollen wir damit? Ich kann doch nicht einem Caſinofeſte präſidiren und de Meza leben laſſen."

„So fragte ſich, ob es nicht doch vielleicht ginge. Königliche Hoheit haben Ueberraſchlicheres gethan. Und daß Sie's gethan, das iſt es grade, was Sie dem Volke verbindet."

„Ach, dem Volke. Das iſt ein eigen Capitel. Sie wiſſen, was ich von der ſogenannten Popularität halte. Mein Neffe, der König, iſt populär; aber ich ſehne mich nicht danach, das Ideal unſerer Blaujacken oder gar unſerer Damen aus der Halle zu ſein. Nein, Penz, nichts von Popularität! Aber, da Sie Klampenborg genannt haben, die Sonne lacht und der Nachmittag iſt frei, vielleicht, daß wir hinausfahren, nicht um des Feſteſſens willen, ſondern trotz ihm; es iſt ohnehin eine ganze Woche, daß wir eingeſeſſen und nicht recht friſche Luft gehabt haben, und meine liebe Roſenberg wäre bleichſüchtig, wenn ſie nicht ſo viel Eiſen im Blut hätte."

Das Geſicht des Fräuleins erheiterte ſich ſichtlich bei der Ausſicht, dem öden Einerlei des Prinzeſſinnen-Palais

auf einen ganzen Nachmittag entfliehen zu können, und Penz, der als angehender Asthmathicus ohnehin immer für frische Luft war, trotzdem ihm Autoritäten versichert hatten, Seewind verschlimmere den Zustand, griff ebenfalls mit Begierde zu und fragte, zu welcher Stunde Königliche Hoheit die Wagen befähle?

„Sagen wir zwei und ein halb, aber nicht später. Wir fahren fünfviertel Stunden und schon um fünf beginnt es zu dunkeln. Und wenn wir erst in Klampenborg sind, müssen wir doch natürlich auch einen Spaziergang bis zur Eremitage machen, wär' es auch nur, um meiner lieben Ebba meine Lieblinge selbst vorzustellen. Wer diese Lieblinge sind, das wird vorläufig nicht verrathen. Ich hoffe, Graf Holk ist mit von der Partie, trotzdem morgen erst sein Dienst beginnt, und bringt seiner alten Freundin dies Opfer an Zeit."

„Und befehlen Königliche Hoheit noch andere Begleitung?"

„Nur Gräfin Schimmelmann und Erichsen. Zwei Wagen. Und die Vertheilung der Plätze behalte ich mir vor. Au revoir, lieber Holk. Und wenn Sie, wie gewöhnlich, eine starke Correspondenz pflegen . . ."

Er lächelte.

„Ah, ich sehe, Sie haben schon geschrieben. Da komme ich mit meinen Empfehlungen an die Gräfin zu spät. Liebe Rosenberg, Ihren Arm."

Und während sie langsam auf die kleine Thür zuschritt, die zu ihrem eigentlichen Wohnzimmer führte, blieben die beiden Kammerherren in respectvoller Verbeugung.

XIII.

Punkt zwei und ein halb fuhren die Wagen vor, offen, das Verdeck zurückgeschlagen; neben der Prinzessin nahm die Gräfin Schimmelmann Platz, beiden Damen gegenüber Holk. Im Fond des zweiten Wagens saß das Fräulein von Rosenberg, auf dem Rücksitze Pentz und Erichsen.

Die Schimmelmann, eine Dame von vierzig, erinnerte einiger Maßen an Erichsen; sie war hager und groß wie dieser und von einem ähnlichen Ernste; während Erichsen's Ernst aber einfach ins Feierliche spielte, spielte der der Schimmelmann stark ins Verdrießliche. Sie war früher Hofschönheit gewesen, und die dann und wann aufblitzenden schwarzen Augen erinnerten noch daran, alles Andere aber war in Migräne und gelbem Teint untergegangen. Man sprach von einer unglücklichen Liebe. Gesammthaltung: Hof Philipp's von Spanien, so daß man unwillkürlich nach der Halskrause suchte. Sonst war die Gräfin gut und charaktervoll und unterschied sich von Anderen bei Hofe dadurch sehr vortheilhaft, daß sie gegen alles Klatschen und Medisiren war. Sie sagte den Leuten die Wahrheit ins Gesicht, und wenn sie das nicht konnte, so schwieg sie. Sie war nicht geliebt, aber sehr geachtet und verdiente es auch.

Im ersten Wagen wurde, so lange man innerhalb der Stadt war, kein Wort gesprochen; Holk und die Schimmelmann saßen aufrecht einander gegenüber, während sich die Prinzessin in den Fond zurückgelehnt hatte. So ging es durch die Bred- und Ny Vester-Gade zunächst auf die Vesterbroer-Vorstadt, und als man diese passirt, auf den am Sunde hinlaufenden Strandweg zu. Holk war entzückt von dem Bilde, das sich ihm darbot; unmittelbar links die Reihe schmucker Landhäuser mit ihren jetzt herbstlichen, aber noch immer in Blumen stehenden Gärten und nach rechts hin die breite, wenig bewegte Wasserfläche mit der schwedischen Küste drüben und dazwischen Segel- und Dampfboote, die nach Klampenborg und Skodsborg und bis hinauf nach Helsingör fuhren.

Holk würde sich diesem Anblick noch voller hingegeben haben, wenn nicht das Leben auf der Chaussee, d'rauf sie hinfuhren, ihn von dem Landschaftlichen immer wieder abgezogen hätte. Fuhrwerke mannigfachster Art kamen ihnen nicht bloß entgegen, sondern überholten auch die Prinzessin, die, wenn sie Spazierfahrten machte, kein allzu rasches Tempo liebte. Da gab es dann in einem fort Begegnungen und Erkennungsmomente. „Das war ja Marstrand," sagte die Prinzessin. „Und wenn ich recht gesehen habe, neben ihm Worsaae. Der fehlt auch nie. Was will er nur bei dem de Mezafels? De Meza soll gefeiert, aber nicht ausgegraben werden. Er lebt noch und hat auch nicht einmal das Maß für Hünengräber." Es schien, daß die Prinzessin dies Thema noch weiter ausspinnen wollte; sie kam aber nicht dazu, weil im selben Augenblicke mehrere Offiziere bis ganz in die Nähe des Wagens gekommen waren und die Prinzessin von links und rechts her zu cotoyiren begannen.

Unter diesen war auch Oberstlieutenant Tersling, unser Bekannter von Vincent's Restaurant her, ein schöner großer Mann von ausgesprochen militärischen Allüren. Er sah sich mit besonderer Freundlichkeit seitens der Prinzessin begrüßt und erkundigte sich seinerseits nach dem Befinden derselben.

„Es geht mir gut, doppelt gut an einem Tage wie heute. Denn ich höre, daß Sie und die anderen Herren de Meza ein Fest geben wollen. Das hat mich herausgelockt; ich will mit dabei sein."

Tersling lächelte verlegen, und die Prinzessin, die sich dessen freute, fuhr erst nach einer Weile fort: „Ja, mit dabei sein; aber erschrecken Sie nicht, lieber Tersling, nur an der Peripherie. Wenn Sie den Toast auf den König oder den zu Feiernden ausbringen, werd' ich mich mit meiner lieben Gräfin hier und mit Ebba Rosenberg, die Sie wohl schon in dem zweiten Wagen gesehen haben werden, in unserem Klampenborger Thiergarten ergehen und mich freuen, wenn das Hoch gut dänischer Kehlen zu mir herüberklingt. Uebrigens bitte ich Sie, de Meza meine Grüße bringen und ihm sagen zu wollen, daß ich immer noch an alter Stelle wohne. Generäle sind freilich nie leicht zu Hofe zu bringen und wenn sie gar noch Beethoven Concurrenz machen und Symphonieen componiren, so ist es vollends vorbei damit; indessen, wenn er von Ihnen hört, daß ich Idstedt immer noch in gutem Gedächtniß habe, so hält er es vielleicht für der Mühe werth, sich meiner zu erinnern. Und nun will ich Sie nicht länger an diesen Wagenschlag fesseln."

Tersling küßte der Prinzessin die Hand und eilte, die versäumte Zeit wieder einzubringen; die Prinzessin aber, während sie sich zu Holk wandte, fuhr fort: Dieser Ters-

ling, schöner Mann; er war einmal Prinzessinnentänzer und Cavalier comme-il-faut, die spitzeste Zunge, der spitzeste Degen, und Sie werden sich vielleicht noch des Duells erinnern, das er schon vor 48 mit Capitain Dahlberg hatte? Dahlberg kam damals mit einem Streifschuß am Hals davon, aber nun liegt er lange schon vor Fridericia. Pardon, liebe Schimmelmann, daß ich dies Alles in Ihrer Gegenwart berühre; mir fällt eben ein, Sie waren selbst die Veranlassung zu dem Duell. Offen gestanden, ich wüßte gern mehr davon. Aber nicht heute, das ist Frauensache."

Holk wollte seine Discretion versichern und daß er Dinge, die nicht direct für ihn gesprochen würden, überhaupt gar nicht höre; die Prinzessin blieb aber bei ihrem Satz und sagte: „Nein, nichts heute davon; verschieben wir's! Und dann Discretion, lieber Holk, das ist ein langes und schweres Capitel. Ich beobachte diese Dinge nun seit fünfundfünfzig Jahren, denn mit fünfzehn wurd' ich schon eingeführt."

„Aber Königliche Hoheit werden sich doch der Discretion Ihrer Umgebung versichert halten."

„Gott sei Dank, nein", erwiderte die Prinzessin. „Und Sie können sich gar nicht vorstellen, mit wie viel Ernst ich das sage. Discretion à tout prix kommt freilich vor, aber gerade, wenn sie so bedingungslos vorkommt, ist sie furchtbar; sie darf eben nicht bedingungslos auftreten. Die Menschen, und vor Allem die Menschen bei Hofe, müssen durchaus ein Unterscheidungsvermögen ausbilden, was gesagt werden darf und was nicht; wer aber dies Unterscheidungsvermögen nicht hat und immer nur schweigt, der ist nicht bloß langweilig, der ist auch gefährlich. Es liegt etwas Unmenschliches darin, denn das Menschlichste, was

wir haben, iſt doch die Sprache, und wir haben ſie, um zu ſprechen . . . Ich weiß, daß ich meinerſeits einen ausgiebigen Gebrauch davon mache, aber ich ſchäme mich deſſen nicht, im Gegentheil, ich freue mich darüber."

* * *

In dem zweiten Wagen hatte man ähnliche Begegnungen und Begrüßungen gehabt; aber das Hauptgeſpräch drehte ſich doch um Holk, bei welcher Gelegenheit Penz von dem Fräulein von Roſenberg erfahren wollte, wie der Graf ihr bei der Vormittagsaudienz eigentlich gefallen habe. Erichſen miſchte ſich in dieſe Fragen und Antworten nicht mit ein, hörte aber doch aufmerkſam zu, weil er ſolche Schraubereien ſehr liebte, vielleicht um ſo mehr, jemehr er ſeine perſönliche Unfähigkeit dazu empfand.

„Er iſt ein Schleswig-Holſteiner", ſagte Ebba. „Die Deutſchen ſind keine Hofleute . . ."

Penz lachte. „Da merkt man nun aber wirklich, meine Gnädigſte, daß Dänemark nicht des Vorzugs genießt, Sie geboren zu haben. Die Schleswig-Holſteiner keine Hofleute! Die Rantzau's, die Bernſtorff's, die Moltke's . . ."

„Waren Miniſter, aber keine Hofleute."

„Das iſt aber doch nahezu dasſelbe."

„Mit nichten, mein lieber Baron. Ich leſe viel Geſchichte, wenn auch nur aus franzöſiſchen Romanen, aber für eine Hofdame muß das ausreichen, und ich wage die Behauptung, daß ein Gegenſatz exiſtirt zwiſchen einem Miniſter und einem Hofmann. Wenigſtens dann, wenn jeder ſeinen Namen ehrlich verdienen ſoll. Die Deutſchen haben ein gewiſſes brutales Talent zum Regieren — gönnen Sie mir

das harte Beiwort, denn ich kann die Deutſchen nicht leiden — aber gerade weil ſie zu regieren verſtehen, ſind ſie ſchlechte Hofleute. Das Regieren iſt ein grobes Geſchäft. Fragen Sie Erichſen, ob ich Recht habe . . .“

Dieſer nickte gravitätiſch, und das Fräulein, das lachend darauf hinwies, fuhr fort: „Und das Alles paßt mehr oder weniger auch auf den Grafen. Es ließe ſich vielleicht ein Miniſter aus ihm machen . . .“

„Um Gotteswillen . . .“

„. . . Aber der Cavalier einer Prinzeſſin zu ſein, dazu fehlt ihm nicht mehr als Alles. Er ſteht da mit der Feierlichkeit eines Oberprieſters und weiß nie, wann er lachen ſoll. Und dies iſt etwas ſehr Wichtiges. Unſere gnädigſte Prinzeſſin, ich denke, daß wir einig darüber ſind, hat einige kleine Schwächen, darunter auch die, ſich auf die geiſtreiche Frau des vorigen Jahrhunderts hin auszuſpielen. Sie hat in Folge davon eine Vorliebe für ältere Anekdoten und Citate und verlangt, daß man beide nicht bloß verſteht, ſondern ſie auch zuſtimmend belächelt. Aber von dieſem ABC der Sache hat der Graf keine Vorſtellung.“

„Und das haben Sie während einer Audienz von kaum zehn Minuten dem armen Grafen Alles von der Stirn geleſen?“

„Ich weiß nicht, ob ich dieſen Ausdruck gelten laſſen darf, denn das Weſentliche lag darin, daß ihm, all' die Zeit über, überhaupt nichts von der Stirne zu leſen war. Und das iſt das Schlimmſte. Da ſprach beiſpielsweiſe die Prinzeſſin von König Heinrich dem Vierten und kam auf das „Huhn im Topf“, von dem man füglich nicht mehr ſprechen ſollte. Aber gerade, weil es ſo ſchwach mit dieſem Huhn ſteht, hat ein Hofmann doppelt die Verpflichtung, zu lächeln

und nicht leblos dabei zu stehen und eine sich nach Beifall umsehende Prinzessin im Stich zu lassen."

Ueber Erichsen's ernstes Gesicht glitt ein stilles Behagen.

„Und dann sprach die Prinzessin huldvoll von meiner Bleichsucht oder, daß ich sie beinahe haben müßte. Nun, ich bitte Sie, Baron, bei Bleichsucht muß immer gelächelt werden, das ist einmal so herkömmlich, und wenn eine Prinzessin die Gnade hat, noch etwas vom „Eisen im Blut" hinzuzusetzen und dadurch anzudeuten, daß sie Darwin oder irgend einen anderen großen Forscher gelesen hat, so muß sich zu dem Heiterkeitslächeln auch noch ein Bewunderungslächeln gesellen, und wenn das Alles ausbleibt und ein Kammerherr so nüchtern dasteht, als würde bloß zehn Uhr ausgerufen, so muß ich solchem Kammerherrn allen hofmännischen Beruf absprechen."

* * *

Es war gegen vier, als man in Klampenborg hielt. Holk war der Prinzessin behülflich, und nachdem man die Frage, wo der Kaffee zu nehmen sei, zu Gunsten der „Eremitage" entschieden hatte, brach man rasch nach dem unmittelbar angrenzenden Thiergarten auf, an dessen nördlichem Rande die Eremitage gelegen war. Der Weg dahin führte zunächst an einem großen Klampenborger Hôtel vorüber, in dessen Front, auf einem zwischen Weg und Strand gelegenen Wiesenstreifen, ein wohl hundert Schritt langes, nach drei Seiten hin geschlossenes Leinwandzelt errichtet war. Die offene Seite lag gerade dem Wege zu, darauf die Prinzessin jetzt herankam. Das Festmahl selbst hatte noch nicht

begonnen, aber zahlreiche, den verschiedensten Truppentheilen der Kopenhagener Garnison angehörige Officiere waren bereits beisammen; überall sah man die glänzenden Uniformen sowohl der Leibgarde zu Pferde, wie der Gardehusaren, und noch bunter als das Bunt der Uniformen waren die Flaggen und Wimpel, die zu Häuptern des Zeltes wehten. Als die Prinzessin bis auf hundert Schritte heran war, bog sie scharf links in einen Kiesweg ein, weil sie die sichtlich unmittelbar vor der Eröffnung stehende Festlichkeit nicht stören wollte; sie war aber bereits erkannt worden, und de Meza, den man auf ihr Erscheinen aufmerksam gemacht hatte, säumte nicht, über den Lawn heranzukommen und die Prinzessin respectvollst zu begrüßen.

„Lieber General", sagte diese, „so war es nicht gemeint. Eben schlägt es vier, und ich sehe bereits, wie sich die Suppencolonne vom Hôtel her in Bewegung setzt. Und eine kalt gewordene Suppe, das mag ich nicht verantworten. Am wenigsten an einem Octobertage mit frischer Briese. Das liebt General de Meza nur ausnahmsweise, nur wenn er zu Felde zieht und mit seinen Leuten im Biwak liegt."

Sie sagte das Alles mit einer gewissen prinzeßlichen Grazie, worauf sie den General, der nicht unempfindlich dagegen war, unter erneuten Huldbeweisen entließ. Vom Zelt her aber klangen bereits allerlei Hochs, und die Musik intonirte das nationale: „König Christian stand am hohen Mast", bis es in den „dappren Landsoldaten" überging.

* * *

Und nun hatte die Prinzessin sammt Gefolge den Thiergarten erreicht, der gleich hinter Klampenborg mit seiner

Südspitze die Chaussee berührte. Hier gab sie Erichsen ihren Arm. Dann folgte die Schimmelmann mit Pentz, weiter zurück Holk mit Ebba. Holk in sichtlicher Verlegenheit, wie das Gespräch einzuleiten sei. Denn ihm war nicht entgangen, daß er am Vormittage, während der Audienz bei der Prinzessin, von Seiten Ebba's mit einem leisen Anfluge von Spott und Ueberlegenheit beobachtet worden war, während der Nachmittagsfahrt aber hatte sich die Gelegenheit zu irgend welcher Anknüpfung noch nicht finden lassen wollen.

Endlich begann er: „Wir werden einen wundervollen Sonnenuntergang haben. Und kein schönerer Platz dazu, als dieser. Diese prächtige Plaine! Es sind jetzt sieben Jahr, daß ich in Klampenborg war, und in der Eremitage nie."

„Schreckte Sie der Name?"

„Nein. Denn ich bin meiner Neigung und Lebensweise nach mehr oder weniger Eremit und wäre nicht die Prinzessin, die mich dann und wann in die Welt ruft, ich könnte mich den Eremiten von Holkenäs nennen. Himmel und Meer und ein einsames Schloß auf der Düne."

„Auf der Düne", wiederholte das Fräulein. „Und ein einsames Schloß. Beneidenswerth und romantisch. Es liegt so was Balladenhaftes darin, so was vom König von Thule. Freilich der König von Thule, wenn mir recht ist, war unverheirathet."

„Ich weiß doch nicht", sagte Holk, den der Ton des Fräuleins sofort aus aller Verlegenheit riß. „Ich weiß doch nicht. Wirklich eine Doctorfrage. War er unverheirathet? Wenn mir recht ist, heißt es, er gönnte alles seinen Erben, was doch auf Familie zu deuten scheint. Freilich, es kann eine Nebenlinie gewesen sein. Trotzdem

möchte ich vermuthen, er war verheirathet und im Beſitz einer klugen Frau, die dem Alten, über den ſie vielleicht, oder ſagen wir ſehr wahrſcheinlich, lächelte, ſeine Jugendſchwärmerei mit dem Becher gönnte."

„Das läßt ſich hören", ſagte das Fräulein, während ihr der Uebermuth aus den Augen lachte. „Sonderbar. Bisher erſchien mir die Ballade ſo rund und abgeſchloſſen wie nur möglich: der König todt, der Becher getrunken und geſunken und das Reich (vom Balladenſtandpunkte aus immer das Gleichgültigſte) Jedem gegönnt und an alle vertheilt. Aber wenn wir an das Vorhandenſein einer Königin glauben, und ich ſtehe darin nachträglich ganz auf Ihrer Seite, ſo fängt die Sache mit dem Tode des Alten erſt recht eigentlich an und der „König von Thule", das Geringſte zu ſagen, iſt unfertig und fortſetzungsbedürftig. Und warum auch nicht? Ein Page wird ſich am Ende doch wohl finden laſſen, der ſich bis dahin verzehrt hat und nun wieder Farbe kriegt oder „Eiſen im Blut", um mit einem Citat unſerer gnädigſten Prinzeſſin zu ſchließen."

„Ach, meine Gnädigſte", ſagte Holk. „Sie ſpotten über Romantik und vergeſſen dabei, daß Ihr eigener Name mit einem ſehr romantiſchen Hergange, der wohl eine Ballade verdient hätte, verflochten iſt."

„Mein Name?" lachte das Fräulein. „Und mit einem romantiſchen Hergange verflochten? Bezieht es ſich auf Ebba? Nun, das würde ſich hören laſſen, das ginge; denn ſchließlich laufen alle Balladen auf etwas Ebba hinaus. Ebba iſt Eva, wie Sie wiſſen, und bekanntlich gibt es nichts Romantiſches ohne den Apfel. Aber ich ſehe, Sie ſchütteln den Kopf und meinen alſo nicht Ebba und nicht Eva, ſondern Roſenberg."

„Gewiß, mein gnädigstes Fräulein, ich meine Rosenberg. Genealogisches zählt nämlich zu meinen kleinen Liebhabereien, und die zweite Frau meines Großonkels war eine Rosenberg; so bin ich denn in Ihre Geschlechtssagen einigermaßen eingeweiht. Alle Rosenberg's, wenigstens alle die, die sich Rosenberg-Gruszczynski nennen, bei den Lipinski's steht es aber etwas anders, stammen von einem Bruder des Erzbischofs Adalbert von Prag, der, an der sogenannten Bernsteinküste, von der Kanzel herabgerissen und von den heidnischen Preußen erschlagen wurde. Diese Kanzel wenn auch zerstückelt und zermürbt, existirt noch und ist das Palladium der Familie . . ."

„Wovon ich leider nie gehört habe," sagte das Fräulein in anscheinendem oder vielleicht auch wirklichem Ernste.

„Woraus mir nur hervorgehen würde, daß Sie, statt dem Gruszczynski'schen, wahrscheinlich dem Lipinski'schen Zweige der Familie zugehören."

„Zu meinem Bedauern auch das nicht. Freilich, wenn ich Lipinski mit Lipesohn übersetzen darf, ein Unterfangen, das mir die berühmte Familie verzeihen wolle, so würde sich, von dem in dieser Form auftretenden Namen aus, vielleicht eine Brücke zu mir und meiner Familie herüber schlagen lassen. Ich bin nämlich eine Rosenberg-Meyer oder richtiger eine Meyer-Rosenberg, Enkelstochter des in der schwedischen Geschichte wohlbekannten Meyer-Rosenberg, Lieblings- und Leibjuden König Gustav's III."

Holk schrak ein wenig zusammen, das Fräulein aber fuhr in einem affectirt ruhigen Tone fort: „Enkeltochter Meyer-Rosenberg's, den König Gustav später unter dem Namen eines Baron Rosenberg nobilitirte, Baron Rosenberg von Filehne, welchem preußisch-polnischen Ort wir ent-

ſtammen. Es war der Sitz unſerer Familie durch mehrere Jahrhunderte hin. Und nun laſſen Sie mich, da Sie ſich für genealogiſch Anekdotiſches intereſſiren, noch in Kürze hinzuſetzen, daß es mit dieſem Nobilitirungsacte allerdings eilte, denn drei Tage ſpäter wurde der ritterliche und für unſer Haus ſo unvergeßliche König von Lieutenant Anckarſtröm erſchoſſen. Ein ebenſo balladenhafter Hergang wie der ermordete Biſchof, aber freilich nur im allerloſeſten Zuſammenhang mit meiner Familie. Sie dürfen mich aber darum nicht aufgeben. Ueber all' das iſt Gras gewachſen, und mein Vater verheirathete ſich bereits mit einer Wrangel, noch dazu in Paris, wo ich auch geboren bin, und zwar am Tage der Juli-Revolution. Einige ſagen, man merke mir's an. Unter allen Umſtänden aber können Sie mein Alter danach berechnen."

Holk war kraſſer Ariſtokrat, der nie zögerte, den Fortbeſtand ſeiner Familie mit dem Fortbeſtand der göttlichen Weltordnung in den innigſten Zuſammenhang zu bringen, und der im gewöhnlichen Verkehr über dieſe Dinge nur ſchwieg, weil es ihm eine zu heilige Sache war. Er war in dieſem Punkte für Wiedereinführung aller nur möglichen Mittelalterlichkeiten und einer je ſtrengeren Ahnenprobe man ihn und die Seinen unterworfen hätte, je lieber wäre es ihm geweſen, denn um ſo glänzender wäre ſein Name daraus hervorgegangen. Seine leichten und angenehmen, auch die bürgerliche Welt befriedigenden Umgangsformen waren nichts als ein Reſultat ſeines ſich Sicherfühlens in dieſer hochwichtigen Angelegenheit. Aber ſo ſicher er über ſeinen eignen Stammbaum war, ſo zweifelvoll verhielt er ſich gegen alle andern, die fürſtlichen Häuſer nicht ausgeſchloſſen, was denn auch Grund war, daß man über all derlei Dinge ſehr frei

mit ihm ſprechen konnte, wenn nur die Holk's außer Frage blieben. Und ſo geſchah's denn auch heute, daß er ſich von dem erſten Schreck, den ihm der ſchwediſche Roſenberg mit ſeinem unheimlichen Epitheton ornans eingejagt hatte, nicht nur raſch erholte, ſondern es ſogar höchſt pikant fand, dieſe doch in der Mehrzahl der Fälle nicht leicht genug zu nehmende Frage von einer augenſcheinlich ſo klugen Perſon auch wirklich leicht behandelt zu ſehen.

XIV.

Der Weg, den man einzuſchlagen hatte, lief am Oſtrande des Thiergartens hin, meiſt unter hochſtämmigen Platanen, deren herabhängende, vielfach noch mit gelbem Laub geſchmückten Zweige die Ausſicht derart hinderten, daß man der inmitten einer lichten Waldwieſe ſtehenden „Eremitage“ erſt anſichtig wurde, als man aus der Platanen-Allee heraus war. Für die beiden vorderen Paare, die dieſe Scenerie längſt kannten, bedeutete das wenig, Holk und das Fräulein aber, die des Anblicks zum erſten Male genoſſen, blieben unwillkürlich ſtehen und ſahen faſt betroffen auf das in einiger Entfernung in den klaren Herbſthimmel aufragende, von allem Zauber der Einſamkeit umgebene Schloß. Kein Rauch ſtieg auf, und nur die Sonne lag auf der weiten, mit einem dichten, immer noch friſchen Gras überdeckten „Plaine“, während oben, am ſtahlblauen Himmel Hunderte von Möven ſchwebten und in langem Zuge, vom Sunde her, nach dem ihnen wohlbekannten, weiter landeinwärts gelegenen Fure-See hinüberflogen.

„Ihr Schloß auf der Düne kann nicht einſamer ſein,“ ſagte das Fräulein, als man jetzt einen ſchmalen Pfad ein-

ſchlug, der, quer über die Wieſe hin, beinahe gradlinig auf die Eremitage zuführte.

„Nein, nicht einſamer und nicht ſchöner. Aber ſo ſchön dies iſt, ich möchte dennoch nicht tauſchen. Dieſe Stelle hier bedrückt mich in ihrer Stille. In Holkenäs iſt immer eine leichte Brandung, und eine Briſe kommt von der See her und bewegt die Spitzen meiner Parkbäume. Hier aber zittert kein Grashalm, und jedes Wort, das wir ſprechen, klingt, als wenn es die Welt belauſchen könne."

„Ein Glück, daß wir nicht Schaden dabei nehmen," lachte das Fräulein, „denn eine mehr für die Oeffentlichkeit geeignete Unterhaltung als die unſere kann ich mir nicht denken."

Holk war nicht angenehm berührt von dieſer Entgegnung und ſtand auf dem Punkt, ſeiner kleinen Verſtimmung Ausdruck zu geben; aber ehe er antworten konnte, hatte man die breiten Stufen der Freitreppe erreicht, die zu dem Jagdſchloſſe hinaufführte. Vor derſelben ſtand ein zugleich als Caſtellan inſtallirter alter Waldhüter, und an dieſen, der reſpectvoll ſeine Kappe gezogen hatte, trat jetzt die Prinzeſſin heran, um ihm Ordres zu geben. Dieſe gingen zunächſt dahin, oben, im großen Mittelſaale, den Kaffee ſerviren zu laſſen. Das ſprach ſie mit lauter Stimme, ſo daß Jeder es hören konnte. Dann aber nahm ſie den Waldhüter noch einen Augenblick bei Seite, um eine weitere Verabredung mit ihm zu treffen. „Und nicht ſpäter als fünf," ſo ſchloß ſie das geheim geführte Geſpräch. „Der Abend iſt da, man weiß nicht wie, und wir brauchen gute Beleuchtung."

Der Alte verneigte ſich, und die Prinzeſſin trat gleich danach in das Schloß ein und ſtieg, auf die Schimmelmann ſich ſtützend, in den oberen Stock hinauf.

Hier, im Mittelsaale, hatten dienstbeflissene Hände bereits hohe Lehnstühle um einen langen eichenen Tisch gerückt und die nach Ost und West hin einander gegenüberliegenden Balkonfenster geöffnet, so daß die ganze landschaftliche Herrlichkeit wie durch zwei große Bilderrahmen bewundert werden konnte. Freilich die das Schloß unmittelbar und nach allen Seiten hin umgebende Wiesenplaine war, weil zu nahe, wie in der Tiefe verschwunden, dafür aber zeigte sich alles Fernergelegene klar und deutlich, und während, nach links hinüber, die Wipfel eines weiten Waldzuges in der niedergehenden Sonne blinkten, sah man nach rechts hin die blauflimmernde Fläche des Meeres. Holk und Ebba wollten aufstehen, um erst von dem einen und dann vom andern Fenster aus das Bild voller genießen zu können, die Prinzessin aber litt es nicht; sie verstände sich auch auf Landschaft und könne versichern, daß gerade so, wie's jetzt sei, das Bild am schönsten wäre. Zudem habe der Kaffee (die Castellanin erschien eben mit einem mit dem schönsten Meißner Service besetzten Tablett) auch sein Recht, und was die Pracht der momentan allerdings unsichtbar gewordenen Plaine betreffe, so würde diese schon wieder zu Tage treten, wenn auch erst später. Alles zu seiner Zeit. „Und nun, liebe Schimmelmann, bitte machen Sie die Honneurs. Offen gestanden, ich sehne mich nach einer Erfrischung; so nah der Weg war, so war er doch gerade weit genug. Wenigstens für mich."

Die Prinzessin schien bei bester Laune, was sich neben Anderem auch in ihrer noch gesteigerten Gesprächigkeit zeigte. Sie scherzte denn auch darüber und suchte bei Pentz, der heute gar nicht zu Worte komme, Indemnität nach. „Indemnität," fuhr sie dann fort, „auch solch Wort aus dem

ewig Parlamentariſchen. Aber, parlamentariſch oder nicht, auf die Sache ſelbſt, auf Straferlaß, hab' ich inſoweit einen wirklichen Anſpruch, als es keinen Platz gibt, ſelbſt mein geliebtes Fredericksborg nicht ausgenommen, wo mir ſo plauderhaft zu Muth ſein dürfte, wie gerade an dieſer Stelle. Es gab Zeiten, wo ich beinah' täglich hier war, und mich ſtundenlang dieſer Meer- und Waldherrlichkeit freute. Freilich, wenn ich ſagen ſollte, daß dieſe Freude das geweſen wäre, was man ſo landläufig „Glück" nennt, ſo würd' ich's damit nicht treffen. Ich habe nur immer erquickliche Ruhe hier gefunden, Ruhe, die weniger iſt als Glück, aber auch mehr. Die Ruh' iſt wohl das Beſte."

Holk horchte auf. Ihm war, als ob er dieſelben Worte ganz vor Kurzem erſt gehört habe. Aber wo? Und ſuchend und ſinnend fand er's auch wirklich, und der Abend auf Holkenäs und das Bild Eliſabeth Peterſen's traten mit einem Male vor ihn hin, und er hörte wieder das Lied und die klare Stimme. Das war noch keine Woche, und ſchon klang es ihm wie aus weiter, weiter Ferne.

Die Prinzeſſin mußte bemerkt haben, daß Holk's Aufmerkſamkeit abirrte. Sie ließ deshalb das Allgemeine fallen und fuhr fort: „Sie werden kaum errathen, lieber Holk, welcher Küſtenſaum es iſt, der da, von drüben her, uns ins Fenſter ſieht."

„Ich dachte Schweden."

„Doch nicht eigentlich das. Es iſt Hveen, das Inſelchen, darauf unſer Tycho de Brahe ſeinen aſtronomiſchen Thurm baute, ſein „Sternenſchloß", wie's die Welt nannte. . . . Ja, die Brahes, auch um meiner eigenen Perſon willen, muß ich ihrer immer in Anhänglichkeit und Liebe gedenken. Es ſind nun gerade funfundvierzig Jahre, daß Ebba Brahe,

die damals bewunderte Schönheit bei Hofe, mein Hoffräulein war und meine Freundin dazu, was mir mehr bedeutete. Denn wir bedürfen einer Freundin, immer und allezeit (die Prinzessin reichte der Schimmelmann die Hand) und nun gar, wenn wir jung sind und im ersten Jahr unserer Ehe. Peny lächelt natürlich; er kennt nicht das erste Jahr einer Ehe."

Der Baron verneigte sich und schien nicht bloß seine Zustimmung, sondern auch eine gewisse humoristische Befriedigung über diesen Thatbestand ausdrücken zu wollen, die Prinzessin ließ es aber nicht dazu kommen und sagte: „Doch ich wollte von Ebba Brahe sprechen. Auf manchem Namen liegt ein Segen, und mit den Ebba's habe ich immer Glück gehabt. Wie wenn es gestern gewesen wäre, steht der Tag vor mir, an dem ich, von eben dieser Stelle aus, nach Hveen hinüberwies und zu Ebba Brahe sagte: „Nun Ebba, möchtest Du nicht tauschen? Hast Du keine Sehnsucht nach dem Schloß Deiner Ahnen da drüben?" Aber sie wollte von keinem Tausche wissen, und ich höre noch, wie sie mit ihrer bezaubernden Stimme sagte: „Der Blick von der Eremitage nach Hveen ist mir doch lieber, als der von Hveen nach der Eremitage." Und dann begann sie zu scherzen und zu behaupten, daß sie ganz irdisch sei, viel zu sehr, um sich für das „Sternenschloß" begeistern zu können. Unter allen Sternen interessire sie nur die Erde, zu deren nächtlicher Beleuchtung die andern bloß da seien. . . . O, sie war charmant, einschmeichelnd, Liebling Aller, und ich möchte beinahe sagen, sie war mehr noch eine Ebba als eine Brahe, während unsere neue Ebba . . ."

Die Prinzessin stockte. . . .

„. . . Mehr eine Rosenberg ist als eine Ebba," warf

das Fräulein ein und verneigte sich unbefangen gegen die Prinzessin.

Herzliche Heiterkeit, an der selbst die beiden Pagoden der Gesellschaft, Erichsen und die Schimmelmann, theilnahmen, belohnte diese Selbstperüstirung, denn Jeder kannte nur zu gut den Stammbaum des Fräuleins und verstand durchaus den Sinn ihrer Worte. Nicht zum wenigsten die Prinzessin selbst, die denn auch eben darauf aus war, sich mit einer besonderen Freundlichkeit an Ebba zu wenden, als der alte Waldhüter in der Thür erschien und durch sein Erscheinen das mit der Prinzessin verabredete Zeichen gab. Und eine kleine Weile, so traten alle, vom Saal her, auf einen vorgebauten Balkon hinaus, von dem aus man einen prächtigen Fernblick auf die große, das Gesammtbild nach Westen hin abschließende Waldmasse hatte. Der zwischenliegende Wiesengrund war von einer beträchtlichen Ausdehnung, an ein paar Stellen aber schoben sich Waldvorsprünge bis weit in die Wiese vor, und aus eben diesen Vorsprüngen traten jetzt Rudel Hirsche, zu zehn und zwanzig auf die Plaine hinaus und setzten sich in einem spielenden Tempo, nicht rasch und nicht langsam, auf die Eremitage zu in Bewegung. Ebba war entzückt, aber ehe sie's noch aussprechen konnte, sah sie schon, daß sich, im Hintergrunde, der ganze weite Waldbogen wie zu beleben begann, und in gleicher Weise wie bis dahin nur vereinzelte Rudel aus den vorgeschobenen Stellen herausgetreten waren, traten jetzt viele Hunderte von Hirschen aus der zurückgelegenen Waldestiefe hervor und setzten sich, weil sie bei der unmittelbar bevorstehenden Defilircour nicht fehlen wollten, in einen lebhaften Trab, anfänglich wirr und beinahe wild durcheinander, bis sie sich, im Näherkommen, ordnungsmäßig

gruppirten und nun sectionsweise an der Eremitage vorüberzogen. Endlich, als auch die letzten vorbei waren, zerstreuten sie sich wieder über die Wiese hin, und nun erst ermöglichte sich ein vollkommener Ueberblick über die Gesammtheit. Alle Größen und Farben waren vertreten und wenn schon die schwarzen Hirsche von Ebba bewundert worden waren, so viel mehr noch die weißen, die sich in verhältnißmäßig großer Zahl in dem Wildbestande vorfanden. Aber diese Stimmung Ebba's verflog, wie gewöhnlich, sehr rasch wieder, und alsbald zur Citirung von allerlei Strophen aus dänischen und deutschen Volksliedern übergehend, versicherte sie, daß der weiße Hirsch, in Allem, was Ballade betreffe, nach wie vor die Hauptrolle spiele, natürlich mit Ausnahme der „weißen Hinde", die noch höher stünde. Pentz seinerseits wollte dies nicht wahr haben und versicherte mit vieler Emphase, daß „die Prinzessin und der Page" den Vortritt hätten und ihn auch ewig behaupten würden, eine Bemerkung, der die Prinzessin zustimmte, freilich mit einem Anfluge von Wehmuth. „Ich acceptire das, was Pentz sagt, und möchte nicht, daß ihm widersprochen würde. Wir armen Prinzessinnen, wir haben schon nicht viel und aus der Welt der Wirklichkeiten sind wir so gut wie verdrängt; nimmt man uns auch noch die Märchen- und Balladenstelle, so weiß ich nicht, was wir überhaupt noch wollen." Alle schwiegen, weil sie zu sehr empfanden, wie richtig es war, und nur Ebba küßte die Hand ihrer Wohlthäterin und sagte: „Gnädigste Prinzessin, es bleibt Gott sei Dank noch Vieles übrig; es bleibt noch Zufluchtsstättesein und Andere beglücken und über Vorurtheile lachen." Es war ersichtlich, daß der Prinzessin diese Worte wohlthaten, vielleicht weil sie heraushörte, daß es, trotzdem sie von Ebba kamen, mehr als bloße

Worte waren; aber ſie ſchüttelte doch den Kopf und ſagte: „Liebe Ebba, auch das wird bald Märchen ſein.“

Während ſie ſo ſprachen, waren die Wagen, denen man eigentlich entgegengehen wollte, bis dicht an die Freitreppe herangefahren, und als die Prinzeſſin gleichzeitig wahrnahm, daß die Dämmerung und mit ihr die Abendkühle mehr und mehr hereinbrach, erklärte ſie, von einem weiteren Spaziergang Abſtand nehmen und die Rückfahrt unmittelbar antreten zu wollen. „Aber wir arrangiren uns anders, und ich verzichte auf die Begleitung meiner Cavaliere.“

Das kam Allen erwünſcht. Die Prinzeſſin nahm ihren Platz, die Schimmelmann ihr zur Seite, das Fräulein gegenüber, Pentz und Holk und Erichſen folgten im zweiten Wagen. Als man Klampenborg paſſirte, war das Officierszelt auch in ſeiner Front mit Segeltüchern geſchloſſen und nur aus einem ſchmalen Spalt ergoß ſich ein Lichtſtreifen auf den dunklen Vordergrund. Einzelnes aus einer Rede, die gerade gehalten wurde, trug der Wind herüber, und nun ſchwieg auch das, und nur zuſtimmende Rufe klangen noch in den Abend hinaus.

XV.

Die Rückfahrt war ohne weitere Zwiſchenfälle verlaufen, aber natürlich nicht ohne Mediſance, darin ſich Ebba nicht leicht zu viel thun konnte. Die Geſchichte mit den „Roſenberg's“ und den verſchiedenen Verzweigungen der Familie war ihr dabei das denkbar glücklichſte Thema. „Der arme Graf,“ ſagte ſie, „daß muß wahr ſein, er geht Allem ſo gründlich auf den Grund. Natürlich, dafür iſt er ein Deutſcher, und nun gar bei genealogiſchen Fragen, da kommt er aus dem Bohren und Unterſuchen gar nicht mehr heraus. An jeden Namen knüpft er an, und wenn ich zum Unglück auf den Namen Cordelia getauft worden wäre, ſo biet' ich jede Wette, daß er ſich ohne Weiteres nach dem alten Lear bei mir erkundigt haben würde.“ Die Prinzeſſin gab Ebba einen Zärtlichkeitsſchlag auf die Hand, der mehr ermuthigte als ablehnte, und ſo fuhr dieſe denn fort: „Er hat etwas von einem Muſeumskatalog mit hiſtoriſchen Anmerkungen, und ich ſehe noch ſein Geſicht, als Königliche Hoheit von Tycho de Brahe ſprachen und nach der Inſel Hveen hinüberzeigten; er war ganz benommen davon, und ſeine Seele drängte ſichtlich nach einem Geſpräch über Weltſyſteme. Das wäre ſo was für ihn geweſen, zurück bis Ptolomäus. Gott

ſei Dank kam etwas dazwiſchen, denn, offen geſtanden, Aſtronomie geht mir noch über Genealogie."

* * *

Auch der folgende Tag verlief unter ähnlichem Geplauder, was übrigens nicht hinderte, daß Holk, von Seiten der Damen, einem allerfreundlichſten Entgegenkommen begegnete, ſo freundlich, daß es ihm nicht bloß ſchmeichelte, ſondern ihn auch in die denkbar beſte Stimmung verſetzte.

Dieſe Stimmung nahm er dann mit nach Haus, in ſeine behagliche Hanſen'ſche Wohnung, und als er Tags darauf bei ſeinem Frühſtücke ſaß, kam ihm das prickelnd Anregende des Kopenhagener Hoflebens ſo recht aufs Neue zum Bewußtſein. Wie öde waren daneben die Tage daheim, und wenn er ſich dann vergegenwärtigte, daß er ſich innerhalb zehn Minuten an den Schreibtiſch zu ſetzen und über die gehabten Eindrücke nach Holkenäs hin zu berichten habe, ſo erſchrak er faſt, weil er fühlte, wie ſchwer es ſein würde, den rechten Ton dafür zu finden. Und doch war dieſer Ton noch wichtiger als der Inhalt, da Chriſtine zwiſchen den Zeilen zu leſen verſtand.

Er überlegte noch, als es klopfte. „Herein." Und Frau Capitän Hanſen trat ein, diesmal nicht die Mutter, ſondern Brigitte, die Tochter. Er hatte ſie ſeit dem Abend ſeiner Ankunft kaum wiedergeſehen, aber ihr Bild war er nicht los geworden, ſelbſt nicht in den Geſprächen mit Ebba. Brigitten's Erſcheinung in dieſem Augenblicke verrieth eine gewiſſe herabgeſtimmte Grandezza, darin das auf Hochgefühl Geſtellte dem Gefühl ihrer Macht und Schönheit, das Herabgeſtimmte der Einſicht ihrer beſcheidenen Lebensſtellung ent-

ſtammte, beſcheiden wenigſtens ſo lange der Graf der Miether ihres Hauſes war. Ohne mehr als einen kurzen Morgengruß zu bieten, ſchritt ſie gerade und aufrecht und beinahe ſtatuariſch bis an den Tiſch heran und begann hier das Frühſtücksſervice zuſammenzuſchieben, während ſie das mitgebrachte große Tablett, die Bruſt damit bedeckend, noch immer in ihrer Linken hielt. Holk ſeinerſeits hatte ſich inzwiſchen von ſeinem Fenſterplatz erhoben und ging ihr entgegen, um ihr freundlich die Hand zu reichen.

„Seien Sie mir willkommen, liebe Frau Hanſen, und wenn Ihre Zeit es zuläßt . . .“ und dabei wies er mit verbindlicher Handbewegung auf einen Stuhl, während er ſelbſt an ſeinen Fenſterplatz zurückkehrte. Die junge Frau blieb aber, das japaniſche Tablett nach wie vor ſchildartig vorhaltend, an ihrer Stelle ſtehen und ſah ruhig und ohne jeden Ausdruck von Verlegenheit nach dem Grafen hinüber, von dem ſie ſichtlich ein weiteres Wort erwartete. Dieſem konnte nicht entgehen, wie berechnet Alles in ihrer Haltung war, vor Allem auch in ihrer Kleidung. Sie trug dasſelbe Hauscoſtüm, das ſie ſchon am erſten Abend getragen hatte, weit und bequem, nicht Manſchetten, nicht Halskragen, aber nur deshalb nicht, weil all' dergleichen die Wirkung ihrer ſelbſt nur gemindert hätte. Denn gerade ihr Hals war von beſonderer Schönheit und hatte, ſo zu ſagen, einen Teint für ſich. Dieſelbe Berechnung zeigte ſich in all und jedem. Ihre weite Schoßjacke mit loſem Gürtel von gleichem Stoff ſchien ohne Schnitt und Form, aber auch nur, um ihre eigenen Formen deſto deutlicher zu zeigen. In ihrer Geſammterſcheinung war ſie das Bild einer ſchönen Holländerin, und unwillkürlich ſah Holk nach ihren Schläfen, ob er nicht die herkömmlichen Goldplatten daran entdecke.

„Sie ziehen vor," nahm er, als sie seinem Blick unausgesetzt begegnete, wieder das Wort, „Sie ziehen vor, sich nicht zu setzen und in ganzer Figur zu bleiben, und Sie wissen sehr wohl, meine schöne Frau Brigitte, was Sie dabei thun. Wirklich, wenn ich bei Gelegenheit der Reise von Shanghai nach Bangkok — von der mir Ihre Frau Mutter gestern erzählte — der Kaiser von Siam gewesen wäre, so wäre das mit dem Thronsessel vor dem Palast alles sehr anders angeordnet worden, und Sie hätten, statt zu sitzen, was nie kleidet, neben dem Thronsessel gestanden und nur Ihren Arm auf die weiße Elfenbeinlehne gelehnt. Und [illegible] hätte sich's dann zeigen müssen, wer Sieger bliebe, das Elfenbein oder der Arm der schönen Frau Hansen."

„Ach," sagte Brigitte mit gut aufgesetzter Verlegenheit, „die Mutter spricht immer davon, als ob es etwas Besonderes gewesen wäre. Und es war doch bloß Spielerei."

„Ja, Spielerei, Frau Brigitte, weil es in Siam war. Aber wir sind nicht immer in Siam. Und nur das haben wir in unserem guten Kopenhagen auch, daß wir ein Auge haben für die Schönheit. Und wer es am meisten und in seiner hohen Stellung auch wohl am eindringlichsten hat . . . Aber es ist nicht nöthig, Namen zu nennen, liebe Frau Capitän Hansen, und ich bewundere nur Ihren theueren Gatten, von dem ich so viel Rühmliches gehört habe . . ."

„Von Hansen. Ja. Nun, der kennt seine Brigitte," sagte sie, während sie das Auge schamhaft niederschlug.

„Er kennt Sie, liebe Frau Hansen, und weiß, welches unbedingte Vertrauen er Ihnen entgegen bringen darf. Und ich möchte sagen, ich weiß es auch. Denn wenn Schönheit einerseits eine Gefahr ist, so ist sie doch kaum weniger auch ein Schild," und dabei glitt sein Auge nach dem

Tablett hinüber. „Es genügt ein Blick auf Ihre weiße Stirn, um zu wissen, daß Sie den Schwächen Ihres Geschlechts nicht unterworfen sind . . .“

Frau Brigitte schwankte, wie sie sich zu diesen Auslassungen stellen solle; plötzlich aber wahrnehmend, daß Holk's Auge leise hin und her zwinkerte, war es ihr klar, daß Pentz oder Erichsen oder vielleicht auch Beide gesprochen haben müßten, und so ließ sie denn die Comödie der Würdigkeit fallen und begegnete seinem Lächeln mit einem Lächeln des Einverständnisses, während sie, wie gleich am ersten Abend, den linken Ellbogen, so daß der weite Aermel zurückfiel, auf den hohen Kaminsims stützte.

Das wäre nun sicher der geeignete Moment gewesen, dem Gespräch eine Wendung zur Intimität zu geben; Holk zog es aber vor, wenn auch scherzhaft und ironisch, sich vorläufig noch auf den Sittenvormund hin aufzuspielen, und sagte: „Ja, liebe Frau Hansen, daß ich es noch einmal sage, nicht unterworfen den Schwächen Ihres Geschlechts. Dabei bleibt es. Und doch möcht' ich die Stimme des Warners erheben dürfen. Es ist, wie ich mir schon anzudeuten erlaubte, immer gefährlich, in einer Stadt zu leben, wo die Könige den ausgesprochenen Sinn für die Schönheit haben. Der Liebe dieser Mächtigen der Erde läßt sich vielleicht widerstehen, aber nicht ihrer Macht . . . Und was die Gräfin Danner angeht, mit der vorläufig freilich noch zu rechnen ist, nun, sie wird doch am Ende nicht ewig leben . . .“

„O doch.“

„Nun, so stirbt vielleicht die Neigung ihres königlichen Anbeters . . .“

„Auch das nicht, Herr Graf. Denn die Danner hat einen Zauber, und man hört darüber so dies und das.“

„Kann man es nicht erfahren?“

„Nein. Meine Mutter ſagt zwar immer: ‚Höre, Brigitte, Du ſagſt auch Alles‘; aber das mit der Danner, das iſt doch zu viel.“

„Nun, dann werd' ich Baron Pentz fragen.“

„Ja, der kann es ſagen, der weiß es . . . Einige ſagen, ſie habe den Schönheitsapfel, ich meine die Danner; aber das iſt nicht der große Zauber, den ſie hat, das iſt höchſtens der kleine . . .“

„Glaub' ich unbedingt. Und überhaupt, offen geſtanden, ich weiß nicht, was immer der Apfel ſoll. Er iſt mir immer halb unverſtändlich erſchienen. Unter Kirſchen kann ich mir etwas denken, aber Apfel . . .“

„Ich weiß doch nicht, Herr Graf,“ ſagte Brigitte, während ſie die Schoßjacke glatt zog, um ihrer Figur die rechte Linie zu geben. „Ich weiß doch nicht, ob Sie darin Recht haben . . .“ Und einmal angelangt auf dieſer abſchüſſigen Ebene, ſchien ſie durchaus geneigt, das Thema weiter fort zu führen. Aber ehe ſie dazu kommen konnte, hörte ſie, von der Treppe her, den halblauten Ruf: „Brigitte.“

„Das iſt die Mutter,“ ſagte ſie verdroſſen und ſtellte das Geſchirr auf das Tablett. Dann aber ſich würdevoll verneigend, als ob Staats- und Kirchenfragen zwiſchen ihnen verhandelt worden wären, verließ ſie das Zimmer.

* * *

Holk, als Brigitte die Thür ins Schloß gedrückt hatte, ſchritt auf und ab, ſehr verſchiedenen Gefühlen hingegeben. Er war nicht unempfindlich gegen die Schönheit und Koketterie dieſer berückenden Perſon, die wie geſchaffen ſchien, allerlei

Verwirrungen anzurichten; aber daß ſie den Willen dazu ſo deutlich zeigte, daß minderte doch auch wieder die Gefahr. Allerlei Widerſprechendes bekämpfte ſich in ihm, bis endlich ſeine gute Natur den Sieg gewann und ihm die Kraft gab, das während dieſer Tage Erlebte mit einem gewiſſen darüberſtehenden Humor zu betrachten. Und damit war denn auch die Stimmung gewonnen, nach Holkenäs hin zu ſchreiben und ſeinen erſten Zeilen, in denen er nur ſeine Ankunft angezeigt hatte, einen längeren Brief folgen zu laſſen. Einen Augenblick erſchrak er freilich wieder vor der Menge deſſen, was zu berichten war, denn unter dem, was ihm fehlte, war auch die Briefſchreibepaſſion. Endlich aber nahm er ſeinen Platz an dem Cylinderbureau, ſchob die Bogen zurecht und ſchrieb.

Kopenhagen, 3. October 1859. Dronningens Tvergade 4.

Meine liebe Chriſtine. Die wenigen Zeilen, in denen ich Dir meine glückliche Ankunft meldete, wirſt Du erhalten haben; es iſt Zeit, daß ich nun ein weiteres Lebenszeichen gebe und wie ich glücklicherweiſe gleich hinzuſetzen darf, ein Zeichen meines Wohlergehens. Laß mich mit dem Nächſtliegenden, mit meiner Wohnung bei der Wittwe Hanſen beginnen. Es iſt Alles, wie's früher war, nur eleganter, ſo daß man deutlich ſieht, wie ſich ihre Verhältniſſe gehoben haben. Vielleicht iſt Alles dem Umſtande zuzuſchreiben, daß ſie jetzt mit ihrer Tochter, ebenfalls einer Frau Capitän Hanſen (die früher ihren Mann auf ſeinen Chinafahrten begleitete), zuſammen wohnt. Es ſtehen dadurch wohl größere Mittel zur Verfügung. Frau Capitän Hanſen iſt eine ſchöne Frau, ſo ſchön, daß ſie dem Kaiſer von Siam vorgeſtellt wurde, bei welcher Gelegenheit ſie zugleich der Gegenſtand einer ſiameſiſchen Hofovation wurde.

Sie hat eine ſtatuariſche Ruhe, rothblondes Haar (etwas wenig, aber ſehr geſchickt arrangirt) und natürlich den Teint, der ſolch' rothblondes Haar zu begleiten pflegt. Ich würde ſie Rubenſch nennen, wenn nicht alles Rubenſche doch aus gröberem Stoffe geſchaffen wäre. Doch laſſen wir Frau Capitän Hanſen. Du wirſt lachen, und darfſt es auch, über das Intereſſe, das aus dem Vergleich mit Rubens zu ſprechen ſcheint. Und Rubens noch übertroffen! Ich war gleich am erſten Abend bei Vincent's auf dem Kongens Nytorv, wohin ich durch Pentz und Erichſen abgeholt wurde. Viele Bekannte geſehen — auch de Meza, der von Jütland herübergekommen war —, aber Niemanden geſprochen, was in einer großen politiſchen Aufregung, die ich vorgefunden, ſeinen Grund hat. Hall ſoll geſtürzt und Rottwig an ſeine Stelle geſetzt werden. Natürlich nur Uebergangsminiſterium, wenn es überhaupt glückt, was auch noch die Frage. Lies die Berichte, die „Dagbladet" bringt, ſie ſind ausführlicher und minder parteiiſch als die von „Flyveposten". Am andern Vormittage war ich bei der Prinzeſſin, um mich ihr vorzuſtellen. Ihr Benehmen gegen mich genau dasſelbe wie früher; ſie kennt meinen abweichenden politiſchen Standpunkt, aber ſie verzeiht es mir, daß ich mehr für das alte Dänemark bin, als für das neue. Meiner Loyalität iſt ſie ſicher und meiner Anhänglichkeit an ihre Perſon doppelt und dreifach. Das läßt ſie Vieles überſehen, wenigſtens ſo lange der König lebt und von einer ernſten politiſchen Kriſe keine Rede ſein kann. So ſind wir in der angenehmen Lage, auf einem völligen Friedensfuße mit einander verkehren zu können.

In der Umgebung der Prinzeſſin hat ſich nichts geändert, faſt zu wenig. Alles iſt bequem und behaglich,

aber doch zugleich auch ergraut und verſtaubt; die Prinzeſſin hat kein Auge dafür, und Penz, der vielleicht Wandel ſchaffen könnte, hält es für klug, die Dinge ruhig weiter gehen zu laſſen. Die Schimmelmann iſt nach wie vor würdig und wohlwollend, an Charakter ein Schatz, aber ein wenig bedrückend. An Stelle der Gräfin Frjis, die, während der letzten zehn Jahre, der Liebling der Prinzeſſin war, iſt ein Fräulein von Roſenberg getreten. Ihre Mutter war eine Wrangel. Dieſe Roſenberg's ſtammen aus dem weſtpreußiſchen Städtchen Filehne, wurden erſt unter Guſtav III. baroniſirt und haben keine Verwandtſchaft weder mit den böhmiſchen noch mit den ſchleſiſchen Roſenberg's. Das Fräulein ſelbſt — nur immer der älteſte Sohn führt den Baronstitel — iſt klug und eſpritvoll und beherrſcht die Prinzeſſin, ſoweit ſich Prinzeſſinnen beherrſchen laſſen. Unzweifelhaft, und dafür haben wir ihr alle zu danken, hat ſie dem kleinen Nebenhof im Prinzeſſinnenpalais den Charakter der Langeweile genommen, der früher der vorherrſchende war. Ich konnte mich geſtern, wo ich Dienſt hatte, von dieſem Wandel der Dinge überzeugen, mehr noch vorgeſtern, wo wir eine Wagenpartie nach Klampenborg und der Eremitage machten. Es war ein wundervoller Tag und als bei Sonnenuntergang an die zweitauſend Hirſche geſchwaderweiſe bei uns vorbeidefilirten — ein Schauſpiel, von dem ich oft gehört, aber das ich nie geſehen habe —, ſchlug mir das Herz vor Entzücken, und ich wünſchte Dich und die Kinder herbei, um Zeuge davon ſein zu können. Es verlangt mich übrigens lebhaft, von Euch zu hören. Was haſt Du hinſichtlich der Penſionen beſchloſſen? Ich habe Dir gern und voll Vertrauen freie Hand gelaſſen, aber ich hoffe, Du wirſt nichts übereilen. Das Hinausſenden

der Kinder in die Welt hat seine Vorzüge, das soll unbestritten bleiben, aber das Beste bleibt doch das, was die Familie bietet, das elterliche Haus. Und wenn eine Hand, wie die Deine, das Haus bestellt, so verdoppelt sich nur die Wahrheit dieses Satzes. Grüße die Dobschütz und Alfred, wenn er von Arnewiek herüberkommt, was hoffentlich recht oft geschieht; denn ich weiß, Du liebst ihn und ebenso weiß ich, wie sehr er diese Liebe verdient. Wenn Asta bei Petersen's vorspricht, laß sie dem Alten meine Grüße bringen und ihm wie der Enkelin alles mögliche Freundliche sagen. Strehlke soll Axel nicht mit Mathemathik und Algebra quälen, aber den Charakter soll er bilden. Leider hat er selber keinen, ein so guter Kerl er im Uebrigen ist. Freilich, wer hat Charakter? Es ist nicht Jedem so gut geworden wie Dir, Du hast das, was den Meisten fehlt; aber, wenn mich nicht Alles täuscht, erfüllt Dich selber mitunter der leise Wunsch, etwas weniger von dem zu haben, was Dich auszeichnet. Irr' ich darin? Laß bald von Dir und den Kindern hören und, wenn es sein kann, Erfreuliches.

Dein

Helmuth H.

Und nun legte er die Feder aus der Hand und überflog das Geschriebene noch einmal. Einiges mit Zufriedenheit. Als er aber gegen das Ende hin die Worte las: „das Beste bleibt doch immer das elterliche Haus" . . . und dann „wenn eine Hand, wie die Deine, dies Haus bestellt" . . . da überkam ihn eine leise Rührung, von der er sich kaum Ursach und Rechenschaft zu geben vermochte. Hätt' er es gekonnt, so hätt' er gewußt, daß ihm sein guter Engel warne.

XVI.

Holk gab den Brief ſelbſt zur Poſt, dann ging er zu Pentz, der ihn in ſeine Wohnung zum Frühſtück geladen hatte. Von den Miniſtern war Niemand da, auch Hall nicht, trotzdem er zugeſagt hatte, wohl aber Reichstagsmitglieder und Militärs: General Bülow, Oberſt du Plat, Oberſtlieutenant Tersling, Capitän Lundbye, ſelbſtverſtändlich Worſaae, der als Esprit fort und Anekdotenerzähler nicht fehlen durfte. Tersling hatte ſeinen guten Tag, Worſaae auch, was bei den Schraubereien, in denen man ſich gefiel, am beſten zu Tage trat; aber ſo vergnüglich dieſe Kämpfe waren, ſo ſah ſich doch gerade Holk nur mäßig dadurch unterhalten, theils weil ihm, als einem Nicht-Kopenhagener, manches von den Pointen entging, theils weil er Fragen auf dem Herzen hatte, die zu ſtellen ſich bei dem beſtändigen Wortgefecht der beiden humoriſtiſchen Gegner keine rechte Gelegenheit für ihn bieten wollte. Denn Pentz war ganz Ohr und hörte nur auf die gegenſeitigen Sticheleien. Das Frühſtück, wie jedes gute Frühſtück, dauerte bis Abend. Als es beendet war, gingen etliche von den Jüngeren noch nach Tivoli hinaus, um einem letzten Operettenact beizuwohnen; Holk aber, an großſtädtiſches Leben

nicht gewöhnt und immer befliſſen, ſich in beinah philiſtröſer Weiſe bei guter Geſundheit zu halten, begleitete Bülow und du Plat bis an das Kriegsminiſterium und ging dann auf ſeine Wohnung zu. Die ältere Frau Hanſen empfing ihn aufmerkſam und artig wie immer, fragte nach ſeinen Befehlen und brachte den Thee. Das Geſpräch, das ſie dabei führte, war nur kurz, und Alles, was ſie ſagte, lag heute nach der gefühlvollen Seite hin: ihrer Tochter Brigitte ſei nicht recht wohl, und wenn ſie dann bedenke, daß die arme junge Frau, denn ſie ſei doch eigentlich noch jung, und der Mann ſchon im ſiebenten Monat fort und käm' auch noch lange nicht wieder zurück, ja, wenn ſie das Alles ſo bedenke, und daß Brigitte doch ernſtlich krank werden und aus dieſer Zeitlichkeit ſcheiden könne, da wolle ſie doch lieber gleich ſelber ſterben. „Und was iſt es denn auch am Ende? wenn man fünfzig iſt und Wittwe dazu, ja, Herr Graf (und ſie trocknete ſich eine Thräne), was hat man da noch vom Leben? Je früher es kommt, deſto beſſer. Armuth iſt nicht das Schlimmſte, ſchlimmer iſt Einſamkeit, immer einſam und ohne Liebe . . .“ Holk, den dieſe Sentimentalität amüſirte, beſtätigte ſelbſtverſtändlich Alles. „Ja wohl, liebe Frau Hanſen, es iſt ganz ſo, wie Sie ſagen. Aber Sie dürfen es nicht ſo ſchwer nehmen. Ein bischen Liebe findet ſich immer noch.“

Sie ſah ihn von der Seite her an und freute ſich ſeines Verſtändniſſes.

* * *

Am anderen Tage war Holk wieder in Dienſt, was am Hofe der Prinzeſſin nicht viel beſagen wollte. Die faſt

Siebzigjährige, die — darin noch ganz das Kind des vorigen Jahrhunderts — immer ſpät zur Ruhe ging und noch ſpäter aufſtand, erſchien nie vor Mittag in ihren Empfangsräumen; die Kammerherren vom Dienſt hatten alſo bis dahin nichts Anderes zu thun, als im Vorzimmer zu warten. Da wurden denn Zeitungen geleſen, auch wohl Briefe geſchrieben, und wenn, lange vor Sichtbarwerden der Prinzeſſin, der Kammerdiener ein gut arrangirtes Frühſtück brachte, ſo rückte Penz in die tiefe, mit einem kleinen Divan in Hufeiſenform halb ausgefüllte Fenſterniſche, wo ſich dann Holk oder Erichſen ihm geſellte. So war es auch heute, und als man von dem Sherry genippt, und Penz ein ſehr anerkennendes Wort über die Sardinen geäußert hatte, ſagte Holk: „Ja, vorzüglich. Und doch, lieber Penz, ich möchte heute, wenn es geht, etwas Anderes von Ihnen hören als Culinariſches oder Frühſtückliches. Ich hatte mir ſchon geſtern ein paar Fragen an Sie vorgenommen, aber die beiden Kampfhähne nehmen Sie ja ganz in Anſpruch. Worſaae war übrigens wirklich ſehr amüſant. Und dann mußt' ich mir auch ſagen, wer ſo glänzender Wirth iſt wie Sie, der iſt eben Wirth und nichts weiter und hat nicht Zeit zu Privatgeſprächen in einer verſchwiegenen Ecke."

„Sehr liebenswürdig, lieber Holk. Ich habe mich nicht recht um Sie gekümmert, und anſtatt mir einen Vorwurf daraus zu machen, machen Sie mir Elogen über meine Wirthlichkeit. Uebrigens muß ich Ihnen bekennen, wenn ich geſtern um ein Privatgeſpräch mit Ihnen, und noch dazu, wenn ich recht gehört, „um ein Privatgeſpräch in einer verſchwiegenen Ecke" gekommen bin, ſo verwünſche ich alle Repräſentationstugenden, die Sie mir gütigſt zu-

dictiren. „In einer verschwiegenen Ecke“ — da darf man Etwas erwarten, was jenseits des Gewöhnlichen liegt.“

„Ich bin darüber doch selbst im Zweifel. Auf den ersten Blick ist es jedenfalls 'was sehr Gewöhnliches und betrifft ein Thema, das schon gleich am ersten Abend zwischen uns verhandelt wurde. Hab' ich dann aber wieder gegenwärtig, wie sich Alles in der Sache so mysteriös verschleiert, so hört es doch auch wieder auf, was Alltägliches und Triviales zu sein. Kurzum, ich weiß selber nicht recht, wie's steht, ausgenommen, daß ich neugierig bin, und nun sagen Sie mir, was ist es mit den zwei Frauen, Mutter und Tochter?“

Penz verstand entweder wirklich nicht oder gab sich doch das Ansehen davon, weshalb Holk fortfuhr: „Ich meine natürlich die beiden Hansen's. Eigentlich, auch ganz abgesehen von dem, was Sie mir schon erzählt haben, sollt' ich darüber so gut unterrichtet sein wie Sie selbst; denn beide Frauen sind schleswig'sches Gewächs, ich glaub' aus Husum gebürtig und dann später in Glücksburg, und bei der Mutter, wie Sie ja wissen, hab' ich auch schon gewohnt, als ich das letzte Mal hier war und meinen Dienst that. Aber ich muß damals schlecht beobachtet haben oder die Tochter, die jetzt da ist, hat dem Hausstand ein anderes Wesen gegeben. So viel bleibt, ich schwanke nach wie vor hin und her, was ich eigentlich daraus machen soll. Manchmal glaub' ich in meiner Annahme raffinirtester Komödianterei ganz sicher zu sein; dann aber seh' ich wieder hohe Mienen, vollkommene „Airs“, und wenn ich auch sehr wohl weiß, daß man hohe Mienen aufsetzen kann, so bringen sie mich doch immer wieder ins Unsichere. Da gibt es beispielsweise eine wundervolle Geschichte von dem Kaiser von Siam, mit

märchenhaften Huldigungen und Geschenken und sogar einer prachtvollen Perlenschnur. Ist das nun Wahrheit oder Lüge? Vielleicht ist es Größenwahn. Die Tochter ist sicherlich eine sehr schöne Person, und wer um seiner Schönheit willen, wie ich nicht zweifle, gelegentlich große Triumphe feiert und dann doch auch wieder still sitzen und brüten und abwarten muß, der spinnt sich in seiner Einsamkeit seine Triumphe leicht weiter aus, und da haben wir denn einen Kaiser von Siam mit Perlenschnur und Elephanten, wir wissen nicht wie."

Pentz lächelte vor sich hin, aber schwieg weiter, weil er wohl sah, daß Holk, mit dem, was er sagen wollte, noch nicht voll am Ende war. Dieser fuhr denn auch weiter fort: „So kann denn Alles Hallucination sein, Ausgeburt einer erhitzten Phantasie. Wenn ich dann aber an das Augenaufleuchten und Kichern, was Beides gelegentlich vorkommt, und zugleich an die Worte denke, die Sie gleich den ersten Abend bei Vincent gegen mich äußerten, Bemerkungen, in denen so was von „Sicherheitsbehörde" vorkam, so kommt mir, ehrlich gestanden, ein leiser Märchengrusel. Und wenn es bloß Märchengrusel wäre, nein, eine richtige Angst und Sorge. Denn, lieber Pentz, was heißt Sicherheitsbehörde? Sicherheitsbehörde heißt doch einfach Polizei, deren geschickteste und dienstbeflissenste Mitglieder mitunter Mitglieder einer unsichtbaren politischen Loge sind. Und das macht mir einigermaßen Herzensbeklemmungen. Ist da wirklich was von Beziehungen zwischen einem Sicherheitsassessor und der Tochter oder gar zwischen dem Polizeichef selbst und der Mutter — denn auch das kommt vor, und Polizeichefs sind unberechenbar in ihrem Geschmack — so bin ich da bei dieser Hansensippe nicht viel anders untergebracht als in

einer Spelunke. Daß Goldleisten und türkische Teppiche da sind und Mutter und Tochter einen Thee zubereiten, der, weit über Siam hinaus, direct aus dem himmlischen Reich kommen könnte, kann mich für die Dauer nicht trösten. Es schien mir auch, als ob die Prinzessin, wie sie den Namen der Frau Hansen hörte, nicht gerade erbaulich dreinblickte. Kurzum, was ist es damit? Und nun heraus mit der Sprache."

Pentz, mit seinem Sherryglase leise anklingend, lachte herzlich und sagte dann: „Ich will Ihnen was sagen, Holk, Sie sind bis über die Ohren in diese schöne Person verliebt, und weil Sie sich vor ihr fürchten oder was dasselbe ist, sich persönlich nicht recht trauen, so wünschen Sie, daß ich Ihnen eine furchtbare Geschichte zum Besten gebe, die Sie jederzeit als Sicherheitsvademecum aus der Tasche holen und wie einen Schirm zwischen sich und der schönen Frau Hansen aufrichten können. Mit solch furchtbarer Geschichte kann ich Ihnen aber beim besten Willen nicht dienen. Und bedenken Sie, wie würd' ich es, als Sie vor zwei Jahren das erste Mal, auf meine Empfehlung hin, bei der Frau Hansen Wohnung nahmen, wie würd' ich es gewagt haben, Sie, den Grafen Holk und Kammerherrn unserer Prinzessin, in einer Chambre garnie unterzubringen, für die Sie, frisch, fromm und frei, das Wort „Spelunke" dem Sprachschatz deutscher Nation entnommen haben . . "

„Sie dürfen nicht empfindlich werden, Pentz. Um so weniger, als Sie mit Ihren Anspielungen eigentlich schuld an meinem Argwohn sind. Warum sprachen Sie von ‚Sicherheitsbehörde'?"

„Weil es sich so verhält. Warum soll ich nicht von Sicherheitsbehörde sprechen? Warum soll ein Mitglied dieser

Behörde die ſchöne Frau Brigitte nicht ebenſo ſchön finden, wie Sie ſie finden? Er iſt vielleicht ein Vetter von ihr oder auch von der Alten, der ich beiläufig noch weniger traue als der Jüngeren . . .“

Holk nickte zuſtimmend.

„Im Uebrigen dürfen Sie ſich über dies und vieles Andere nicht den Kopf zerbrechen. Das iſt ſo Kopenhagenſch, das war hier immer ſo; ſchon vor dreihundert Jahren hatten wir die Düveke-Geſchichte, Mutter und Tochter, und ob nun Hanſen oder Düveke, macht keinen rechten Unterſchied. Beiläufig, daß Düveke nicht Name, ſondern bloß Epitheton ornans war, werden Sie wiſſen. Und war klug genug gewählt. „Täubchen“, Täubchen von Amſterdam — kann man ſich etwas Unſchuldigeres denken?“

Holk konnte nur beſtätigen; Pentz aber, der nicht bloß ein lebendiges Nachſchlagebuch für die hauptſtädtiſche Chronique scandaleuse, ſondern ganz beſonders auch für die Liebesgeſchichten alter und neuer Könige war, war nicht unfroh, ein Thema, das er ausgiebig beherrſchte, weiter ausſpinnen zu können. „Es iſt was ganz Eigenes mit dieſer Düveke-Geſchichte. Sie wiſſen, daß ſie durch rothe Kirſchen vergiftet ſein ſoll. Aber ſo oder ſo, die Geſchichte war ſchon ſo gut wie halb vergeſſen, und man zerbrach ſich nicht ſonderlich den Kopf mehr über die Düveke, hielt es vielmehr mit anderen, nicht ganz ſo weit ab liegenden Vorbildern, als mit einem Male unſere gute Putzmacherin Rasmuſſen in eine däniſche Gräfin umgebacken wurde. Und wollen Sie mir's glauben, Holk, von dem Tage an iſt all' das alte Zeug wieder lebendig geworden, und Alles, was in Dänemark ein paar rothe Backen hat oder gar ſo hübſch iſt wie dieſe Frau Brigitte mit dem ewig müden Augen-

aufschlag, das will nun wieder „Düveke“ werden und sich adeln lassen und eine Strandvilla haben und legt die Hände in den Schoß und putzt sich und wartet. Und dabei denken Alle, wenn nicht der König kommt, unser allergnädigster Matrosenkönig Friedrich der Siebente — denn so viel sehen sie wohl, die Tanner weiß ihn zu halten und muß einen Charme haben, den der Rest der Menschheit noch nicht entdecken konnte — wenn, sag' ich, der König nicht kommt, so kommt ein Anderer, so kommt Holk oder Pentz, wobei Sie mir verzeihen müssen, daß ich mich so ohne Weiteres an Ihre Seite dränge. Nein, Holk, nichts von Spelunke. Diese schöne Capitana, deren Mann ich übrigens nicht beneide, beiläufig soll er immer unter Rum stehen, ist nicht schlimmer als Andere, nur ein bischen gefährlicher ist sie, weil sie schöner ist, mit ihrem Rothblond und der Weltjacke, die nirgends schließt. Ihrer Ritterlichkeit, lieber Holk, brauch' ich es übrigens nicht erst anzuempfehlen, daß Sie darauf verzichten, diese Hermite . . .“

„Spotten Sie nur, Pentz. Aber Sie gehen durchaus in die Irre und vergessen, daß ich Fünfundvierzig bin.“

„Und ich, lieber Holk, bin Fünfundsechzig. Und wenn ich danach die Berechnung mache, so kann es um Sie, beziehungsweise um die schöne Brigitte gerade noch schlecht genug stehen.“

Er wollte sichtlich in diesem Tone noch weiter sprechen, aber im selben Augenblicke trat ein Kammerdiener aus den Gemächern der Prinzessin und meldete, daß Königliche Hoheit die Herren zu sprechen wünsche.

Penz und Holk traten ein. Die Prinzessin hielt ein Zeitungsblatt in der Hand und war augenscheinlich nicht bloß in Erregung, sondern in geradezu schlechter Laune. Sie warf das Blatt bei Seite, und statt der sonst üblichen gnädigen Begrüßung erfolgte nur die Frage: „Haben Sie schon gelesen, meine Herren?“

Holk, dem als einem halben Fremden keine besondere Lieferverpflichtung oblag, blieb ruhig; Penz aber kam in Verlegenheit, um so mehr, als er neuerdings öfters auf solchen Unterlassungssünden ertappt worden war. Diese sehr sichtbare Verlegenheit stellte aber die gute Stimmung der Prinzessin sofort wieder her. „Nun, lieber Penz, erschrecken Sie nicht zu sehr und lassen Sie mich zu Ihrer Beruhigung sagen, daß mir, im langen Laufe der Jahre — und nach solchen müssen wir doch nach gerade rechnen — ein Mann der Trüffel- und Wildpretpasteten wie Sie, viel, viel lieber ist als ein Mann der Politik und des Zeitungsklatsches oder gar der Zeitungsmalice. Denn mit einer solchen haben wir's hier zu thun. Es wird zwar ein Handelshaus vorgeschoben, noch dazu ein Handelshaus in Kolkegarde, aber es bedarf nicht vieler Einsicht und Vertrautheit, um die Personen zu errathen, die diesen Skandal in Scene gesetzt haben.“

In Penz' Gesicht verschwand der Ausdruck der Verlegenheit, und der der Neugierde trat an seine Stelle. „Muthmaßlich Unpassendheiten über die Gräfin . . .“

„O nein,“ lachte die Prinzessin herzlich. „Unpassendheiten über die Gräfin gibt es ernstlich überhaupt nicht, und wenn Sie das Muster eines Kammerherrn wären, Gott sei Dank sind Sie's nicht, so würden Sie meinen Ihnen wohlbekannten Gefühlen für die Gräfin etwas ausgiebiger Rech-

nung tragen. Aber so sind Sie, Baron, und vergessen im Hinblick auf das Frühstück, wenn Sie's nicht schon genommen, daß ein Pasquill über die Dauner meine gute, nicht aber meine schlechte Laune geweckt haben könnte. Ja, lieber Penz, da haben Sie sich verfahren oder vielleicht selbst verrathen, und lebten wir in anderen Zeiten, so begäb' ich mich recte zum König und ging' ihn an, Ihnen ein Struensee-Proceß zu machen und Sie der unerlaubten Beziehungen zur Gräfin-Putzmacherin zu zeihen. Denken Sie, wenn dann Ihr Haupt fiele! Doch ich will Sie soweit nicht bedrohen und verurtheile Sie nur, den Artikel zu lesen, hier den; Ebba hat jede Zeile roth unterstrichen, sie liebt dergleichen, und dann mögen Sie sich wundern, wie weit wir in Dänemark mit unserem Regiment der Gnade bereits gekommen sind. Regiment der Gasse, leider; — vor Holk sollten wir uns freilich sträuben, es zuzugestehen, denn es stellt uns bloß und ist nur Wasser auf seine schleswig-holstein'sche Mühle. Doch was hilft es, der Artikel ist nun mal da, und wenn er ihn hier nicht liest, so liest er ihn in seiner Wohnung, oder die Frau Capitän Hansen liest ihn ihm wohl gar vor. Leute, die selber Anspruch auf einen „Artikel" oder Aehnliches haben, sind immer am durstigsten nach Allem, was Sensation macht."

Holk fühlte sich unangenehm berührt, weil er aus dieser Schlußbemerkung aufs Neue heraushörte, daß der gute Leumund der Hansen's ein großes Fragezeichen habe; es war aber nicht Zeit, sich diesem Gefühle hinzugeben, denn Penz hatte das Blatt bereits in die Hand genommen und begann, während er sein Pince-nez hin und her schob: „Erbprinzlich Ferdinand'sche Wechsel zu verkaufen!"

„Nun, Pentz, Sie ſtocken ja ſchon und ziehen Ihr Taſchentuch, muthmaßlich um Ihre Gläſer zu putzen und ſich zu vergewiſſern, daß Sie recht geleſen haben. Aber Sie haben recht geleſen. Fahren Sie nur fort.“

„. . . Verſchiedene vom Prinzen Ferdinand, Königliche Hoheit, und zwar unter dem Zuſatze: ‚bei meiner königlichen Ehre‘ ausgeſtellte Wechſel, indoſſirt von ſeinem Kammeraſſeſſor Plöther, ſind zu verkaufen, und zwar für den Werth, den eventuelle Liebhaber, beziehungsweiſe Sammel- und Curioſitätenamateurs, Papieren von ſolcher Bedeutung beimeſſen wollen, doch nicht unter fünfzig Procent. Man beliebe ſich an das Comtoir Kollegarde 143 zu wenden . . .“

Pentz legte das Blatt nieder; der Artikel war zu Ende.

„Nun, meine Herren, was ſagen Sie zu dieſem Vorkommniß, von dem ich behaupten darf, Aehnliches in meinen ſiebzig Jahren noch nicht erlebt zu haben. Sie ſchweigen, und Holk iſt muthmaßlich der Meinung: wie man ſich bettet, ſo liegt man; wer Wechſel ausſtellt, und noch dazu ‚bei ſeiner königlichen Ehre‘, hat die Wechſel einzulöſen, und unterläßt er's, ſo muß er ſich's gefallen laſſen, wie's hier geſchieht, von Kollegarde 143 aus an den Pranger geſtellt zu werden. So denkt muthmaßlich Holk, und er hat Recht; gewiß, es liegt ſo. Der Prinz iſt mir auch durchaus gleichgültig, und je mehr er ſich ruinirt, je mehr kommt es dem zu Statten, der beſtimmt iſt, an dieſes ſogenannten Erbprinzen Stelle, wirklich der Erbe dieſes Landes zu ſein. Aber ich kann mich der egoiſtiſchen Freude darüber, meine politiſchen Pläne gefördert zu ſehen, doch nicht ganz hingeben, wenn ſo viel Anderes und ſchließlich Wichtigeres dabei verloren geht . . . Kein Vogel beſchmutzt das eigene Neſt, und es gibt eine Solidarität der Intereſſen, die das König-

thum als ſolches anerkennen muß, ſonſt iſt es um das Königthum geſchehen. Ich könnte mich über „Dagbladet“ aigriren, und ich geſtehe, mein erſter Unmuth ging nach dieſer Seite hin. Aber was iſt eine Zeitung? Nichts. Aigrirt bin ich über den König, dem dies Gefühl der Solidarität abhanden gekommen iſt. Er denkt an nichts als an die Danner und an das Ausgraben von Rieſenbetten, an und für ſich ſehr verſchiedene Dinge, die ſich freilich vielleicht auch wieder in der Vorſtellung der Zukunft zu einer ſeltſamen Einheit zuſammenthun werden. Vor Allem denkt er: après nous le déluge. Und das iſt ein Unglück. Ich haſſe Moralpredigten und Tugendſimpeleien, aber andererſeits bleibt doch auch beſtehen: es iſt nichts mit den laxen Grundſätzen — Grundſätze ſind wichtiger als das Thatſächliche. Das ſag' ich Ihnen, lieber Penz. Mit Holk liegt es anders, er iſt ein Deutſcher, und wenn er auch vielleicht ins Schwanken kommt (die Roſenberg hat mir wahre Wunderdinge von der Frau Brigitte Hanſen erzählt), ſo hat er eben ſeine Frau Chriſtine daheim. Und ich müßte mich ſehr in ihr irren, wenn ſie nicht mit ihrer Macht von Holkenäs bis Kopenhagen reichen ſollte. Und nun au revoir, meine Herren.“

VIII.

Holk hatte nicht Zeit, ſich Betrachtungen über das eben Gehörte hinzugeben, denn es war ein beſuchreicher und überhaupt ein ziemlich unruhiger Tag. Um Zwölf erſchienen zwei bildſchöne „petit-nièces“ der Prinzeſſin, noch halbe Kinder, um die Großtante zum Beſuch einer hiſtoriſchen Ausſtellung abzuholen, die die Profeſſoren Marſtrand und Melbye ſeit dem 1. October in einigen Nebenſälen des Muſeums eröffnet hatten. Die ganze Stadt ſprach von dieſer Ausſtellung, und wie gewöhnlich trat das Politiſche daneben zurück, trotzdem es gerade Tage waren, in denen nicht nur ein Miniſterium, ſondern faſt auch die Monarchie in Frage ſtand. Aber was bedeutete das neben großſtädtiſcher und nun gar Kopenhagener Vergnügungsſucht, die ſich diesmal außerdem noch hinter einem großen Worte verſtecken und als Patriotismus ausgeben konnte. Denn was es da zu ſehen gab, war etwas nie Dageweſenes, eine däniſche Nationalausſtellung, zu der man Alles, was an hiſtoriſchen Porträts in Stadt und Land exiſtirte, ſorglich zuſammengetragen hatte. Mit Knieſtücken Chriſtian's II. und ſeiner Gemahlin Iſabella fing es an und ſchloß mit drei lebensgroßen Porträts Friedrich's VII., des jetzt regierenden Königs Majeſtät, ab. In einiger Entfernung war auch das Bildniß

der Danner. Dazwiſchen endloſe Schlachten zu Land und zu See, Kämpfe mit den Lübiſchen, Erſtürmung von Wisby, Bombardement von Kopenhagen, überall rothröckige Generäle, noch mehr aber Seehelden aus mindeſtens drei Jahrhunderten, und natürlich auch Thorwaldſen und Oehlenſchläger und der häßliche alte Grundtvig. Die Prinzeſſin zeigte nur ein mäßiges Intereſſe, weil das Meiſte, was ſie ſah, den zahlreichen über Seeland hin zerſtreuten königlichen Schlöſſern entnommen, ihr alſo ſeit lange bekannt war; die jungen Großnichten aber waren Feuer und Flamme, fragten hierhin und dorthin und konnten einen Augenblick wirklich die Vorſtellung wecken, als ob ſie jedem alten Admiral, von denen einer der berühmteſten ein Pflaſter über dem einen Auge hatte, die vollſte Bewunderung entgegenbrächten. Aber auf die Dauer entging es doch Niemandem, weder der Prinzeſſin, noch ihrer Umgebung, daß das ganze Intereſſe für Admiräle nur Schein und Komödie war, und daß die jungen Prinzeſſinnen immer nur andächtig vor den Bildniſſen ſolcher Perſonen verweilten, die, gleichviel ob Männer oder Frauen, mit irgend einer romantiſch-myſteriöſen Liebesgeſchichte verknüpft waren.

„Sonderbar," ſagte Pentz zu Ebba und wies auf die ältere der beiden Prinzeſſinen, die, wie's ſchien, von dem Struenſee-Porträt gar nicht los konnte.

„Nein," lachte Ebba. „Nicht ſonderbar. Durchaus nicht. Oder verlangen Sie, daß ſich junge Prinzeſſinnen für den alten Grundtvig oder gar für den Biſchof Monrad intereſſiren ſollen? Das Biſchöfliche wiegt nicht ſchwer, wenn man Vierzehn iſt."

„Aber das Struenſee'ſche?"

„Sans doute."

* * *

Am Nachmittage machte die Prinzessin, was nicht oft vorkam, einen Ausflug in die Umgegend, und am Abend, etwas noch Selteneres, erschien sie sogar in ihrer Theaterloge, hinter ihr die Schimmelmann und Ebba, hinter diesen Pentz und Holk.

Es wurde der zweite Theil von Shakespeare's Heinrich IV. gegeben, und nach dem dritten Acte, dem eine längere Pause folgte, nahm man den Thee, wobei wie gewöhnlich fleißig kritisirt wurde, denn die Prinzessin hatte noch die literarischen Allüren des vorigen Jahrhunderts. Es erheiterte sie, daß man nicht bloß zu keinem einheitlichen Urtheil kommen konnte, sondern daß Jeder seinen Liebling und seine Renonce hatte, nicht bloß hinsichtlich der Schauspieler, sondern auch in Rücksicht auf die Shakespeare'schen Figuren. Die Prinzessin selbst, die immer was Besonderes haben mußte, war am meisten für die beiden Friedensrichter eingenommen und erklärte, diesen Geschmack schon in ihren jungen Jahren gehabt zu haben; eine vollendete Darstellung des Philisteriums habe sie von jeher mehr entzückt als alles Andere, und nicht bloß auf der Bühne. Solche Friedensrichter liefen auch in der hohen Politik umher, und in jedem Ministerium — ja, sie könne selbst ihren Freund Hall nicht ganz ausnehmen — zumal aber in jeder Synode säße mindestens ein halbes Dutzend Figuren wie Schaal und Stille. Von Falstaff wollte Niemand etwas wissen, vielleicht weil er nicht ganz gut gegeben wurde, wogegen Holk für Fähnrich Pistol und Pentz für Dorchen Lakenreißer schwärmte. Doch unterließ er es, den vollen Namen zu nennen und sprach immer nur von „Dorchen". Die Prinzessin ließ ihm, wie sie sagte, diese Geschmacksverirrung ruhig hingehen, ja, hatte Worte halber Anerkennung für ihn, weil

er wenigſtens ehrlich und conſequent bleibe; zudem ſei es das Klügſte; jede andere Verſicherung ſeinerſeits würde doch nur ihrem Mißtrauen begegnet ſein. Ebba mühte ſich, auf dieſen ſcherzhaften Ton der Prinzeſſin einzugehen, ſcheiterte aber völlig damit und verfiel ſchließlich in ein ſich immer ſteigerndes nervöſes Zucken und Zittern. Holk, der es ſah, verſuchte dem Geſpräch eine andere Wendung zu geben, kam aber nicht weit damit und war herzensfroh, als das Spiel auf der Bühne wieder ſeinen Anfang nahm. Man blieb indeſſen nicht lange mehr, kaum noch bis zum Schluſſe des nächſten Actes, dann wurde der Wagen befohlen, und Pentz und Holk, nachdem ſie ſeitens der Prinzeſſin gnädig entlaſſen waren, ſchlenderten, auf einem Umweg, auf Vincent's Reſtaurant zu, wo ſie, bei ſchwediſchem Punſch, eine Plauderſtunde zu haben wünſchten.

Unterwegs ſagte Holk: „Sagen Sie, Pentz, was war das mit der Roſenberg? Sie war dicht vor einem hyſteriſchen Anfall. Peinlich und noch mehr verwunderlich."

„Ja, peinlich. Aber verwunderlich gar nicht."

„Wie das?"

Pentz lachte. „Lieber Holk, ich ſehe, daß Sie die Weiber doch herzlich ſchlecht kennen."

„Ich mag nicht das Gegentheil behaupten, denn ich haſſe Renommiſtereien, und am meiſten auf dieſem Gebiete. Aber über die Roſenberg glaubte ich im Klaren zu ſein und glaub' es noch. Ich halte das Fräulein für freigeiſtig und übermüthig und behaupte ganz ernſthaft, wer mit Glaubens- und Moralfragen ſo zu ſpielen weiß, der iſt auch ſo zu ſagen verpflichtet, an Falſtaff's Dorchen eine helle Freude zu haben oder doch mindeſtens keinen Anſtoß daran zu nehmen."

„Ja, das denken Sie, Holk. Aber das iſt es ja eben, weshalb ich Ihnen die Weiberkenntniß abſpreche. Wenn Sie die hätten, ſo würden Sie wiſſen, daß gerade die, die dies und das auf dem Kerbholz haben, ſich durch nichts ſo ſehr verletzt fühlen wie durch ein grobes und unter Umſtänden ſelbſt durch ein leiſes Zerrbild ihrer ſelbſt. Mit ihrem richtigen Spiegelbilde leben ſie ſich ein, auch wenn ihnen gelegentlich ein Zweifel an der beſonderen Berechtigung ihrer moraliſchen Phyſiognomie kommen mag; taucht aber neben dieſem Bilde noch ein zweites auf, das die ſchon zweifelhaften Stellen auch noch mit einem Agio wiedergibt, ſo hat es mit der Selbſtgefälligkeit ein Ende. Mit anderen Worten, das Stücklein Eva, das ſolche ſüſpecte Damen repräſentiren, ſind ſie geneigt, noch gerade paſſiren zu laſſen, aber nun auch kein Deutchen mehr davon, ein Mehr iſt ſchlechterdings unzuläſſig, und tritt es ihnen trotzdem entgegen, ſo ſchrecken ſie zuſammen und kriegen den Weinkrampf.“

Holk blieb ſtehen und ſagte dann: „Liegt es ſo? Sagen Sie da nicht mehr, Pentz, als Sie verantworten können? Ich kann doch, um nur Eins zu nennen, nicht wohl annehmen, daß die Prinzeſſin, als ſie das Fräulein an den Hof zog, eine Wahl getroffen hat, die ſich, anderer Bedenken zu geſchweigen, ſchon mit Rückſicht auf die Danner, dieſen Gegenſtand ihrer beſtändigen moraliſchen Angriffe, verboten haben würde.“

„Und doch iſt es ſo. Zurückzunehmen iſt meinerſeits nichts. Ebba wünſcht ſich eine Zukunft, das iſt gewiß, und nur Eins iſt noch gewiſſer — ſie hat eine Vergangenheit.“

„Können Sie darüber ſprechen?“

„Ja. Ich bin in der angenehmen Lage, vor nichts

Halt machen zu müſſen und am wenigſten vor Fräulein Ebba. Wer ſelbſt ſo wenig Schonung übt, hat Schonung verwirkt, und der beſtändige Spötter über Discretion, was hab' ich nicht Alles aus dem Munde dieſes Sprühteufels hören müſſen, darf ſeinerſeits keinen Anſpruch auf Discretion erheben."

„Und was war es," unterbrach Holk, der immer neugieriger wurde.

„Wenn Sie wollen, nichts oder doch jedenfalls nicht viel. Alles Durchſchnittsgeſchichte. Sie war Hofdame bei der Königin Joſephina drüben in Stockholm. Die Leuchtenberg's, wie Sie wiſſen, ſind alle ſehr liebenswürdig. Nun, es iſt ein Jahr jetzt oder etwas länger, daß man ſich über die Zärtlichkeiten und Aufmerkſamkeiten zu wundern anfing, die mit einem Male der jüngſte Sohn der Königin . . ."

„Der Herzog von Jämtland . . ."

„Eben der . . . die mit einem Male der jüngſte Sohn der Königin für ſeine Mutter an den Tag legte. Die Verwunderung indeß währte nicht allzu lange. Sie kennen die kleinen Boote, die zwiſchen den Liebesinſeln des Mälarſees hin- und herfahren, und da man die Stockholmer Gondolieri ſo gut beſtechen kann wie die venetianiſchen, ſo lagen die Motive für des Prinzen Aufmerkſamkeiten ſehr bald offen zu Tage; ſie hießen einfach: Fräulein Ebba. Da gab es denn ſelbſtverſtändlich eine Scene. Trotz alledem wollte die Königin, die gerade ſo vernarrt in das Fräulein war wie unſere Prinzeſſin, von Entlaſſung oder gar Ungnade nichts wiſſen und gab nur ungern und ſehr widerſtrebend einer Preſſion von Seiten des Hofes nach. Am meiſten gegen ſie war der König, der in Allem klar ſah . . ."

„Alſo daher ſo leidenſchaftlich antibernadottiſch", ſagte Holk, der ſich plötzlich einiger Bemerkungen erinnerte, die

das Fräulein auf dem Wege zur Eremitage gemacht hatte. „Daher die glühende Begeisterung für Haus Wasa.“

„Haus Wasa“, lachte Pentz. „Ja, das ist jetzt ihre Lieblingswendung. Und doch, glauben Sie mir, hat es Stunden und Tage gegeben, wo die Rosenberg das ganze Haus Wasa, den großen Gustav Adolf mit eingerechnet, für den Ringfinger eines jüngsten Bernadotte hingegeben hätte. Vielleicht ist es noch so, vielleicht sind die Brücken nach Schweden hinüber noch immer nicht ganz abgebrochen, wenigstens bis ganz vor Kurzem ging noch eine Correspondenz. Erst seit diesem Herbst schweigt Alles und treffen, so viel ich weiß, keine Briefe mehr ein. Muthmaßlich ist was Anderes im Werke. Ebba hat nämlich immer mehrere Eisen im Feuer.“

„Und weiß die Prinzessin davon?“

„Was diese schwedische Vergangenheit betrifft, gewiß Alles, ja vielleicht noch mehr als Alles. Denn mitunter empfiehlt es sich auch, aus purer Erfindung noch was hinzu zu thun. Das steigert dann das Pikante. Liebesgeschichten dürfen nicht halb sein, und wenn es sich so trifft, daß die mitleidslose Wirklichkeit den Faden vor der Zeit abschnitt, so muß er künstlich weitergesponnen werden. Das verlangt jeder Leser im Roman, und das verlangt auch unsere Prinzessin.“

An dieser Stelle brach das Geplauder ab, denn man hatte Vincent erreicht, und als man, eine Stunde später, das Restaurant wieder verließ, geschah es in Gesellschaft Anderer, so daß das Gespräch nicht wieder aufgenommen werden konnte.

* * *

Wittwe Hanſen zeigte ſich ziemlich einſilbig, als Holk in den Hausflur eintrat und beſchränkte ſich auf Behändigung eines Telegramms, das im Laufe des Nachmittags eingetroffen war. Es beſtand aus wenig Worten, in denen Chriſtine mit einer Kürze, die jedem Geſchäftsmanne zur Zierde gereicht haben würde, nur drei Dinge an Holk vermeldete: Dank für ſeine Zeilen, Genugthuung über ſein Wohlergehen und in Ausſichtſtellung eines längeren Briefes ihrerſeits. Holk hatte das Telegramm noch unten im Flur überflogen, bot gleich danach, unter Ablehnung ihrer Begleitung, der Frau Hanſen eine gute Nacht und ſtieg dann in ſeine Zimmer hinauf, wo die Lampe ſchon brannte. Daß ihn Chriſtinens Worte beſonders beſchäftigt hätten, ließ ſich nicht ſagen, er dachte mehr an Pentz, als an das Telegramm und ſah weiteren Mittheilungen über Ebba mit mehr Neugierde entgegen als dem in Ausſicht geſtellten Briefe. Vor dem Einſchlafen ſchwanden aber auch dieſe Gedanken wieder, denn mit einem Male war ihm, als ob er ganz deutlich ein Gekicher und dazwiſchen einen feinen durchdringenden Ton wie vom Anſtoßen geſchliffener Gläſer höre. War es im Hauſe neben an oder war es direkt unter ihm? Es berührte ihn wenig angenehm und um ſo weniger, als er ſich nicht verhehlen konnte, daß etwas von Eiferſucht mit im Spiele war, Eiferſucht auf die „Sicherheitsbehörde“. Dies Wort indeſſen barg auch wieder die Heilung in ſich, und als er es vor ſich hin geſprochen, kam ihm ſeine gute Laune wieder und bald danach auch der Schlaf.

* * *

Am anderen Morgen erſchien die jüngere Hanſen mit dem Frühſtück, und als Holk ſie muſterte, war er faſt beſchämt über die Gedanken, mit denen er geſtern eingeſchlafen war. Brigitte ſah aus wie der helle Tag, Teint und Auge klar, und eine ruhige frauenhafte Schönheit, faſt wie Unſchuld, war über ſie ausgegoſſen. Dabei war ſie ſchweigſam wie gewöhnlich, und nur als ſie gehen wollte, wandte ſie ſich noch einmal und ſagte: „Der Herr Graf ſind hoffentlich nicht geſtört worden. Mutter und ich haben bis nach zwölf kein Auge zugethan. Es ſind ſo ſonderbare Leute neben an, unruhig bis in die Nacht hinein, und man hört jedes Wort an der Wand hin. Und wenn es dabei bliebe . . .“ Der Graf verſicherte, nichts gehört zu haben, und als Brigitte fort war, war er wieder ganz unter ihrem Eindruck. „Ich trau ihr nicht, faſt ſo wenig wie der Alten, aber eigentlich weiß ich doch nichts weiter, als daß ſie ſehr hübſch iſt. Das Geſpräch, daß ich geſtern oder vorgeſtern mit ihr hatte, ja, was bedeutet das am Ende? Solch Geſpräch kann man mit jeder jungen Frau führen oder doch mit ſehr vielen. Eigentlich hat ſie nichts geſagt, was Andere nicht auch ſagen könnten; Blicke ſind immer unſicher, und mitunter iſt mir's, als ob Alles, was Pentz da ſo hingeſprochen, bloß Klatſch und Unſinn ſei. Das mit der Ebba wird wohl auch noch anders liegen.“

Eine Stunde ſpäter kam der Poſtbote, der den telegraphiſch angekündigten Brief brachte. Holk freute ſich, weil ihm aufrichtig daran lag, all den unliebſamen Betrachtungen, wie ſie dieſe Weiber, Ebba mit eingerechnet, in ihm angeregt hatten, entriſſen zu werden. Und dazu war nichts geeigneter als ein Brief von Chriſtine. Der kam aus einem zuverläſſigen Herzen, und er athmete auf, als er das Couvert

geöffnet und den Brief herausgenommen hatte. Aber er ging einer Täuſchung entgegen, der Brief war von einer ſolchen Nüchternheit, daß er nur im Stande war, ein Mißbehagen an die Stelle des anderen zu ſetzen.

„Ich hatte vor, lieber Holk“, ſo vermeldete Chriſtine, „Dir einen längeren Brief zu ſchreiben, aber Alfred, den Du für die Wochen Deiner Abweſenheit als Dein Alter Ego eingeſetzt haſt, iſt eben von Arnewiek herübergekommen, und ſo gilt es denn, Deinem Stellvertreter Rapport abzuſtatten. Natürlich iſt auch Schwarzkoppen mit da, was mir ſehr lieb, aber doch auch wieder zeitraubend iſt, und ſo muß ich mich denn kurz faſſen und dich hinſichtlich eingehenderer Mittheilungen bis auf Weiteres vertröſten. Allzu groß wird Dein Verlangen danach nicht ſein, denn ich weiß, daß Du Dich allemal von dem einnehmen läßt, was Dich unmittelbar umgibt. Und wenn das, was Dich umgibt, ſo ſchön iſt wie die Frau Capitän Hanſen und ſo pikant wie das Fräulein Ebba, das nur leider Deinen Abſtammungserwartungen nicht ganz entſprochen hat, ſo wirſt Du nach Mittheilungen aus unſerem ſtillen Holkenäs, wo's ſchon ein Ereigniß iſt, wenn die ſchwarze Henne ſieben Küchlein ausbrütet, nicht ſonderlich begierig ſein. Mit Schwarzkoppen hoffe ich das Thema, das Du kennſt, endgültig erledigen zu können. Ich ſchreibe Dir darüber erſt, wenn ganz beſtimmte Feſtſetzungen getroffen ſind, zu denen ich ja Deine Ermächtigung habe. Geſundheitlich geht Alles gut. Der alte Peterſen hatte vorgeſtern eine ſchlimme Ohnmacht, und wir dachten ſchon, es ginge zu Ende; er hat ſich aber vollkommen wieder erholt und beſuchte mich heute früh heiterer und aufgeräumter denn je. Hinter dem Wirthſchaftshofe, zwiſchen dem kleinen Teich und der alten Pappelweide mit

den vielen Krähennestern, will er graben lassen und ist sicher, etwas zu finden, Urnen oder Steingräber oder Beides. Ich habe ihm ohne Weiteres die Erlaubniß dazu ertheilt, und Alfred, der Regente, wird, denk' ich, zustimmen und Du auch. Meine gute Dobschütz hat wieder viel gehustet, aber Emser-Brunnen und Molke haben wie gewöhnlich wahre Wunder gethan. Axel ist frisch und munter, was wohl daran liegt, daß Strehlke mehr an Jagd als an Grammatik denkt. Ich lass' es vorläufig gehen, aber es muß anders werden. Asta ist halbe Tage lang unten bei Elisabeth. Beide Kinder lieben sich zärtlich, was mich unendlich glücklich macht. Denn von Jugend auf gepflegte Herzensbeziehungen sind doch das Schönste, was das Leben hat. Gott sei Dank, daß ich mich darin einig mit Dir weiß. Wie immer Deine Christine."

Holk legte den Brief aus der Hand. „Was soll das? Ich erwarte Zärtlichkeiten und finde Sticheleien. Daß sie sich verklausuliren, macht die Sache nur noch schlimmer. „Alfred, der Regente" und vorher „so schön wie Frau Capitän Hansen oder so pikant wie Fräulein Ebba", das wäre gerade genug. Aber die Schlußbetrachtung ist doch die Hauptsache „daß von Jugend auf gepflegte Herzensbeziehungen das Schönste sind". Alles wie Honig, der bitter schmeckt. Und dazu die Pensions- und Erziehungsfragen en vue. Vielleicht ist das der Punkt, der Alles erklärt, und sie schlägt einen spöttisch herben Ton an, um mich einzuschüchtern und mehr freie Hand zu haben. Aber wahrhaftig, sie hätte nicht nöthig, nach diesem Mittel zu greifen. Es geschieht doch, was sie will. Am Liebsten freilich behielt' ich die Kinder um mich; sind sie fort, so hab' ich nichts als eine furchtbar vorzügliche Frau, die mich bedrückt.

Sie weiß das auch, und mitunter, glaub' ich, wird ihr ſelber vor ihrer Vorzüglichkeit bange. Sollen die Kinder aber fort, und ich habe mich darin ergeben, ſo macht es mir keinen Deut, ob ſie nach Gnadau oder nach Gnadenberg oder nach Gnadenfrei kommen, ein bischen Gnade wird wohl immer dabei ſein. Für Aſta mag's ohnehin paſſiren; warum nicht? Und Axel? Nun, meinetwegen auch der; der iſt ein Holk, und wenn er vorläufig auch ganz verherrnhutert und Miſſionar wird und in Grönland vielleicht ein Triennium durchmacht, er wird ſich ſchon wieder erholen.

XVIII.

Das Wetter ſchlug um, und es folgten mehrere Regentage. Die Prinzeſſin hielt ſich zurückgezogen, und flüchtige Begegnungen abgerechnet, ſah ſie Holk nur Abends, wo man, nach einer Partie Whiſt, den Thee gemeinſchaftlich einnahm. In dem Verkehr änderte ſich nichts, am wenigſten zwiſchen Holk und Ebba. Dieſe wurde vielmehr mit jedem Tage kecker und übermüthiger, und als ihr klar war, daß Pentz über die Stockholmer Vorgänge geplaudert haben müſſe, machte ſie ſelber Andeutungen nach dieſer Seite hin und ſprach über Liebesverhältniſſe, beſonders aber über Liebesverhältniſſe bei Hofe, wie wenn das nicht bloß ſtatthafte, ſondern geradezu pflichtmäßige Dinge wären. „Es gibt ſo viel Formen des Lebens“, ſagte ſie, „man kann Gräfin Aurora Schimmelmann und man kann Ebba Roſenberg ſein; ein Jedes hat ſeine Berechtigung, aber man darf nicht Beides zugleich ſein wollen“. Holk, einigermaßen frappirt, ſah ſie halb erheitert und halb erſchreckt an, Ebba aber fuhr fort: „Es gibt viele Maßſtäbe für die Menſchen, und einer der beſten und ſicherſten iſt, wie ſie ſich zu Liebesverhältniſſen ſtellen. Da gibt es Perſonen, die, wenn ſie von einem Rendezvous oder einem Billetdoux hören, ſofort

eine Gänsehaut verspüren; was mich persönlich angeht, so fühl' ich mich frei von dieser Schwäche. Was wäre das Leben ohne Liebesverhältnisse? Versumpft, öde, langweilig. Aber verständniß- und liebevoll beobachten, wie sich aus den flüchtigsten Begegnungen und Blicken etwas aufbaut, daß dann stärker ist als der Tod, — oh, es gibt nur Eines, daß noch schöner ist, als es zu beobachten, und das ist, es zu durchleben. Ich bedauere Jeden, dem der Sinn dafür fehlt oder der, wenn er ihn besitzt, sich nicht offen und freudig dazu bekennt. Wer den Muth einer Meinung hat, wird auch immer ein paar zustimmende Herzen finden, und schließlich genügt es, wenn es eines ist." Es verging kein Abend, wo nicht derlei Worte fielen, gegen die sich Holk, mit freilich immer schlechterem Erfolg, eine Weile zu wehren suchte. Mit jedem Tage wurde ihm klarer, wie richtig und zutreffend Pentz über die Macht sogenannter pikanter Verhältnisse gesprochen hatte, Verhältnisse, denen etwas hinzu zu thun, den Weibern oft gerathener erscheine, als Abzüge davon zu machen. Ja, Pentz hatte Recht, und mit einem ganz eigenen Mischgefühl von Behagen, Aerger und Bangen nahm er mehr und mehr wahr, wie das Fräulein mit ihm spielte. Das sah aber freilich auch die Prinzessin und beschloß, mit Ebba darüber zu sprechen.

„Ebba", sagte sie, „Holk ist nun vierzehn Tage lang um uns, und ich möchte wohl hören, wie Du über ihn denkst. Ich habe Vertrauen zu Deinen guten Augen . . ."

„In Politik?"

Ach, Schelmin, Du weißt, daß mir seine Politik gleichgültig ist, sonst wär' er überhaupt nicht in meinem Dienst. Ich meine seinen Charakter, und ich möchte fast hinzusetzen sein Herz."

„Ich glaube, er hat ein gutes schwaches Herz.“

Die Prinzessin lachte. „Gewiß, das hat er. Aber damit kommen wir nicht weiter. Also sage mir etwas über seinen Charakter. Der Charakter ist wichtiger als das Herz. Es kann Jemand ein schwaches Herz haben, aber doch zugleich einen starken Charakter, weil er Grundsätze hat. Und dieser starke Charakter kann ihn dann retten.“

„Dann ist Holk verloren,“ lachte Ebba. „Denn ich glaube, sein Charakter ist noch viel schwächer als sein Herz; sein Charakter ist das recht eigentlich Schwache an ihm. Und was das Schlimmste ist, er weiß es nicht einmal. Weil er wie ein Mann aussieht, so hält er sich auch dafür. Aber er ist bloß ein schöner Mann, was meist so viel bedeutet wie gar keiner. Alles in Allem, er hat nicht die rechte Schule gehabt und seine bescheidenen Talente nicht nach der ihm entsprechenden Seite hin entwickeln können. Er mußte Sammler werden oder Alterthumsforscher oder Vorstand eines Asyls für gefallene Mädchen oder auch bloß Pomologe.“

„Nun, nun,“ sagte die Prinzessin „das ist viel auf einmal. Aber sprich nur weiter.“

„Er ist unklar und halb, und diese Halbheit wird ihn noch in Ungelegenheiten bringen. Er gerirt sich als Schleswig-Holsteiner und steht doch als Kammerherr im Dienst einer ausgesprochen dänischen Prinzessin; er ist der leibhafte genealogische Kalender, der alle Rosenberge, den Filehner Zweig abgerechnet, am Schnürchen herzuzählen weiß und spielt sich trotzdem auf Liberalismus und Aufklärung aus. Ich kenn' ihn noch nicht lange genug, um ihn auf all seinen Halbheiten ertappt zu haben, aber ich bin ganz sicher, daß sie sich auf jedem Gebiete finden. Ich

bezweifle zum Beispiel keinen Augenblick, daß er jeden Sonntag in seiner Dorfkirche sitzt und jedesmal aus seinem Halbschlummer auffährt, wenn die Glaubensartikel verlesen werden, aber ich bezweifle, daß er weiß, was drin steht, und wenn er's weiß, so glaubt er's nicht. Trotzdem aber schnellt er in die Höh' oder vielleicht auch gerade deshalb."

„Ebba, Du gehst zu weit."

„O durchaus nicht. Ich will vielmehr eine noch viel gewichtigere Halbheit nennen. Er ist moralisch, ja beinah tugendhaft und schielt doch begehrlich nach der Lebemannschaft hinüber. Und diese Halbheit ist die schlimmste, schlimmer als die Halbheit in den sogenannten großen Fragen, die meistens keine sind."

„Nur zu wahr. Aber hier, liebe Ebba, hab ich Dich just da, wo ich Dich haben und halten will. Er schielt begehrlich nach der Lebemannschaft hinüber, sagst Du. Leider hast Du's damit getroffen; ich seh' es mit jedem Tage mehr. Aber weil er diese Schwäche hat, müssen wir ihm goldene Brücken bauen, nicht zum Angriff, wohl aber zum Rückzug. Du darfst ihm nicht, wie Du jetzt thust, unausgesetzt etwas irrlichterlich vorflackern. Er ist schon geblendet genug. So lange er hier ist, mußt Du Dein Licht unter den Scheffel stellen. Ich weiß wohl, daß das viel gefordert ist, denn wer ein Licht hat, der will es auch leuchten lassen; aber Du mußt mir das Opfer bringen, und wenn es Dir schwer fällt, so behalte zu Deinem Trost im Auge, daß seines Bleibens hier nicht ewig sein wird. Um Neujahr geht er zurück, und haben wir erst wieder, wohl oder übel, unsere alte Trias um uns her, so thu' was Du willst, heirathe Pentz oder mache' mit Erichsen oder gar mit Bille, dessen Mafern doch mal ein Ende nehmen müssen,

eine Escapade, mir soll es recht sein. Vielleicht verdrängst Du auch noch die Gräfin, ich meine nicht die Holk, sondern die Danner, und das wäre vielleicht das Beste."

Ebba schüttelte den Kopf. „Das darf nicht sein, die Danner verdrängen, da wär' ich nicht mehr die dankbar ergebene Dienerin meiner Prinzessin."

„Ach Ebba, sprich nicht so, Du täuschst mich dadurch nicht. Ich habe so viel Dank von Dir, wie Dir gerade paßt. Ich thu' auch nichts um Dankes willen. Das Undankbarste weil Unklügste, was es gibt, ist Dank erwarten. Aber das mit Holk, das überlege."

„Verzeihung, gnädigste Prinzessin. Aber was soll ich überlegen? So lang ich denken kann, heißt es: ‚ein Mädchen soll sich selber schützen' und ist auch recht so; man muß es können. Und wer es nicht kann, nun, der will es nicht. Also gut, wir sollen uns schützen. Aber was ist ein junges Mädchen gegen einen ausgewachsenen Grafen von fünfundvierzig, der jeden Tag ein Enkelkind über die Taufe halten kann. Wenn sich wer selber schützen muß, so ist es ein Graf, der glaub' ich siebzehn Jahre verheirathet ist und eine tüchtige und ausgezeichnete Frau hat und eine sehr hübsche dazu, wie mir Pentz erst heute noch versicherte."

„Gerade dieser Frau halber ist es, daß ich in Dich dringe . . ."

„Nun, wenn gnädigste Prinzessin befehlen, so werd' ich zu gehorchen suchen. Aber bin ich die richtige Adresse? Nun und nimmermehr. Holk ist es. Er ist seiner Frau Treue schuldig, nicht ich, und wenn er diese nicht hält, so kommt es auf ihn und nicht auf mich. Soll ich meines Bruders Hüter sein?"

„Ach, daß Du Recht haſt," ſagte die Prinzeſſin und fuhr mit der Hand über das blonde Wellenhaar Ebba's. „Aber wie's auch ſei, Du weißt, man beobachtet uns, weil wir unſrerſeits auch Alles beobachten, und ich möchte nicht gern, daß wir uns vor dem König und ſeiner Gräfin eine Blöße gäben."

* * *

An dem dienſtfreien Tage, der dieſem Geſpräche folgte, hatte Holk vor, allerlei Briefſchulden abzutragen.

Vor ihm lag die ganze Correſpondenz der letzten vierzehn Tage, darunter auch Briefe der Gräfin. Er überflog ſie, was nicht viel Zeit in Anſpruch nahm, da ihrer nur wenige waren, und dann, als Letztes, ein neues Telegramm, darin ſie ſich entſchuldigte, ſeit vier Tagen nicht geſchrieben zu haben. Das war Alles, und ſo wenig es dem Umfange nach war, ſo wenig war es inhaltlich. Es verdroß ihn, weil er der Frage, wer eigentlich die Schuld trage, klüglich aus dem Wege ging. Er ſagte ſich nur, und dazu war er freilich berechtigt, daß es früher ſehr anders geweſen ſei. Früher, ja noch bei ſeiner letzten Anweſenheit in Kopenhagen, waren die zwiſchen ihnen gewechſelten Briefe wahre Liebesbriefe geweſen, in denen, aller Meinungsverſchiedenheiten unerachtet, die große Neigung, die ſie bei jungen Jahren für einander gehegt hatten, immer wieder zum Ausdruck gekommen war. Aber diesmal fehlte jede Zärtlichkeit, Alles war froſtig, und wenn ein Scherz verſucht wurde, ſo war ihm etwas Herbes oder Spöttiſches beigemiſcht, das ihm alles Erquickliche nahm. Ja, ſo war es leider, und doch mußte geſchrieben werden. Aber was? Er

ſann noch hin und her, als die Hanſen eintrat und ihm Briefe behändigte, die der Poſtbote eben gebracht hatte. Zwei davon waren Kopenhagener Stadtbriefe, der dritte, von Chriſtinen's Handſchrift, hatte nicht das gewöhnliche Format und ſtatt des Poſtſtempels Glücksburg den Poſtſtempel Hamburg. Holk war einen Augenblick überraſcht, errieth aber den Zuſammenhang der Dinge, noch eh' er geöffnet hatte. „Natürlich, Chriſtine macht ihre Penſionsreiſe." So war es denn auch wirklich, und was ſie ſchrieb, war das Folgende.

Hamburg, Streit's Hôtel, den 14. October 59. Lieber Holk. Mein Telegramm, in dem ich mich wegen meines mehrtägigen Schweigens entſchuldigte, wirſt Du erhalten haben. Nun ſiehſt Du ſchon aus dem Poſtſtempel, was die Veranlaſſung zu dieſem Schweigen war: ich war in Reiſevorbereitungen, die, trotz der Hülfe meiner guten Dobſchütz und trotzdem ich Alles auf das bloß Nöthigſte beſchränkte, meine ganze Kraft in Anſpruch nahmen. Wir fuhren bis Schleswig zu Wagen, von da per Bahn, und ſeit heute Mittag ſind wir hier in Streit's Hôtel, an das uns ſo viele freundliche Erinnerungen knüpfen. Wenn Dir an ſolchen Erinnerungen noch liegt! Ich habe Zimmer im zweiten Stock genommen, Blick auf das Baſſin, ſeinen Pavillon und ſeine Brücken, und habe mich, als die Dämmerung kam, in das Fenſter gelegt und das ſchöne Bild, wie früher, auf mich wirken laſſen. Nur Aſta war bei mir, Axel in die Stadt gegangen; er wollte mit Strehlke, der uns bis hierher begleitet hat, erſt nach der Uhlenhorſt und dann zu Rainvilles. Von da dann nach Ottenſen, um ſich Meta Klopſtock's Grab anzuſehen. Ich habe gern zugeſtimmt, weil ich weiß, daß ſolche Momente bleiben und das Leben

verliefen. Und das wäre nun wohl der Zeitpunkt, Dich wiſſen zu laſſen, welche Beſchlüſſe, nach nochmaliger eingehender Berathung, hinſichtlich der Kinder von mir gefaßt wurden. Auch Alfred ſtimmte bei, wenn er auch die Bedeutung der Frage beſtreitet. Aſta natürlich nach Gnadenfrei. Daß es füglich nicht anders kommen konnte, damit wirſt auch Du Dich vertraut gemacht haben. Ich habe glückliche Jahre dort verbracht, ich ſage nicht, die glücklichſten (Du weißt, welche Jahre mir die glücklichſten waren), und ich wünſche meinem Kinde das gleich beneidenswerthe Loos, die gleich harmoniſche Jugend. Was Axel angeht, ſo hab' ich mich, auf Schwarzkoppen's Rath, für das Bunzlauer Pädagogium entſchieden. Es hat den beſten Ruf und bleibt in der Strenge der Grundſätze hinter den thüringiſchen Lehranſtalten nicht zurück, läßt aber dieſe Strenge da fallen, wo nicht Principien in Frage kommen. Strehlke, der erſt nach Malchin wollte, wird nun bei ſeinem Bruder in Mölln vicariren; in den großen Ferien hat er mir verſprechen müſſen, unſer Gaſt zu ſein und ſich um Axel zu kümmern. Er iſt ein guter Menſch und wäre vorzüglich, wenn er, eh' er ſeine Studien in Berlin abſchloß, die vorhergehenden Jahre ſtatt in Jena, lieber in Halle verbracht hätte. Das Jena'ſche, mit ſeinen Einflüſſen, iſt nie ganz wieder zu tilgen. Ich wüßte nicht, was ich hinſichtlich der Kinder dieſen Zeilen noch hinzuzuſetzen hätte. Vielleicht das Eine, daß mich eine gewiſſe Freudigkeit an ihnen ſchmerzlich überraſchte, als es feſtſtand, daß ſie das elterliche Haus verlaſſen ſollten. Der aller Jugend angeborne Hang nach dem Neuen, nach einem Wechſel der Dinge, ſcheint mir dabei nicht mitzuſprechen oder wenigſtens nicht allein. Aber wenn es das nicht iſt, was dann? Haben wir es doch vielleicht an etwas in

unſerer Liebe fehlen laſſen? Oder ſehnten ſich die Kinder danach, aus dem Widerſtreit der Meinungen, davon ſie nur allzu oft Zeuge waren, heraus zu kommen? Ach, lieber Holk, ich hätte dieſen Widerſtreit gern vermieden, aber es wollte mir nicht gelingen, und ſo wählte ich das, was ich für das kleinere Uebel hielt. Ich mag dadurch Manches verſcherzt haben, aber ich habe gethan, was mir mein Gewiſſen vorſchrieb und lebe der Ueberzeugung, daß Du bereit biſt, mir dies Zugeſtändniß zu machen. Meine Reiſe wird mich nicht länger als fünf oder ſechs Tage von Haus fern halten, und etwa am 20. hoffe ich in Holkenäs zurück zu ſein, wo unterdeſſen meine gute Dobſchütz das Regiment führt. Sprich der Prinzeſſin, die ſich meiner ſo gnädig erinnert, meine Devotion aus und empfiehl mich Pentz und dem Fräulein v. Roſenberg, wenn ſchon ich Dir bekenne, daß ſie meine Sympathieen nicht hat. Ich liebe nicht dieſe freigeiſtigen Allüren. Ich ſehne das neue Jahr herbei, wo ich Dich, vielleicht ſchon am Sylveſterabend, wiederzuſehen hoffe. Laß die diesmaligen Kopenhagener Tage Deine letzten in der Hauptſtadt ſein, wenigſtens in der Stellung, die Du jetzt darin einnimmſt. Wozu dieſe Dienſtlichkeiten, wenn man frei ſein kann In aller Liebe Deine Chriſtine."

Holk fühlte ſich, als er geleſen, einer gewiſſen Rührſeligkeit hingegeben. Es war ſo viel Liebes in dem Briefe, daß er alte Zeiten und altes Glück wieder heraufſteigen fühlte. Sie war doch die Beſte. Was bedeutete daneben die ſchöne Brigitte? ja, was bedeutete daneben ſelbſt Ebba? Ebba war eine Rakete, die man, ſo lange ſie ſtieg, mit einem ſtaunenden „ah" begleitete, dann aber war's wieder vorbei, ſchließlich doch Alles nur Feuerwerk, Alles künſtlich; Chriſtine dagegen war wie das einfache Licht des Tages. Und dieſem

Gefühle hingegeben, überflog er den Brief noch einmal. Aber da ſchwand es wieder, alle freundlichen Eindrücke waren wieder hin, und was er heraushörte, war nur noch, oder doch ſehr vorwiegend, der Ton der Rechthaberei. Und ſo kamen ihm denn auch die hundertmal gemachten Betrachtungen wieder. „O, dieſe tugendhaften Frauen; immer erhaben und immer im Dienſte der Wahrhaftigkeit. Es mag ihnen auch ſo ums Herze ſein. Aber ohne betrügen zu wollen, betrügen ſie ſich ſelbſt, und nur Eines iſt gewiß: das Schreckniß ihrer Vorzüglichkeit.“

XIX.

Vier Wochen waren ſeitdem vergangen, und Mitte November war heran. Holk hatte ſich kopenhagenſch eingelebt, nahm Theil an dem kleinen und großen Klatſch der Stadt und dachte mitunter nicht ohne Bangen daran, daß in abermals ſechs Wochen das eintönige Leben auf Holkenäs wieder in Ausſicht ſtehe. Die Briefe, die von dorther eintrafen, waren nicht geeignet, ihn andren Sinnes zu machen; Chriſtine, ſeit ſie von der Penſionsreiſe zurück war, ſchrieb zwar regelmäßiger, und unterließ ſogar alle verdrießlichen Betrachtungen; aber eine gewiſſe Nüchternheit blieb und vor Allem der doctrinäre Ton, der ihr nun einmal eigen war. Und gerade dieſer Ton, mit ſeiner Beigabe von Unfehlbarkeit, war es, wogegen Holk ſich innerlich immer wieder auflehnte. Chriſtine war in Allem ſo ſicher; was ſtand denn aber feſt? Nichts, gar nichts, und jedes Geſpräch mit der Prinzeſſin oder gar mit Ebba war nur zu ſehr dazu angethan, ihn in dieſer Anſchauung zu beſtärken. Alles war Abkommen auf Zeit, Alles jeweiliger Majoritätsbeſchluß; Moral, Dogma, Geſchmack, Alles ſchwankte, und nur für Chriſtine waren alle Fragen gelöſt, nur Chriſtine wußte ganz genau, daß die Prädeſtinationslehre falſch und zu ver-

werfen und die calviniſtiſche Abendmahlsform ein „Affront“ ſei; ſie wußte mit gleicher Beſtimmtheit, welche Bücher geleſen und nicht geleſen, welche Menſchen und Grundſätze geſucht und nicht geſucht werden müßten, und vor Allem wußte ſie, wie man Erziehungsfragen zu behandeln habe. Gott, wie klug die Frau war! Und wenn ſie dann wirklich einmal zugab, eine Sache nicht zu wiſſen, ſo begleitete ſie dies Zugeſtändniß mit einer Miene, die nur zu deutlich ausdrückte: ſolche Dinge braucht man auch nicht zu wiſſen.

In dieſer Richtung gingen Holk's Betrachtungen, wenn er des Morgens von ſeinem Fenſter aus auf die ſtille Dronningens-Tvergade hernieder ſah, die, ſo ſtill ſie war, doch immer noch einen lebhaften Verkehr hatte, verglichen mit der einſamen Fahrſtraße, die von Schloß Holkenäs nach Dorf Holkeby hinunterführte. Und wenn er ſo ſann und dachte, dann klopfte es, und die Wittwe Hanſen oder auch wohl die ſchöne Brigitte trat ein, um den Frühſtückstiſch abzuräumen, und war es die geſprächige Wittwe, ſo war er ganz Ohr bei Allem, was ſie ſagte, und war es die ſchweigſame Brigitte, ſo war er ganz Auge und ihrem Bilde hingegeben. Es lag etwas in dieſem Verkehr, das, trotzdem beide Frauen, und beſonders Brigitte, keineswegs intereſſant waren, unſren Holk doch immer wieder anregte, wenngleich er in der Hanſenfrage längſt klar ſah und von Geheimnißvollem keine Rede mehr ſein konnte. Der Kaiſer von Siam war immer unſichrer, der „Sicherheitsbeamte“ dagegen immer ſichrer geworden; Alles war genau ſo, wie's Pentz erzählt, indeſſen die Dehors blieben gewahrt und ebenſo die kleinen Aufmerkſamkeiten, die Beide dem Holkſchen Geſchmack geſchickt anzupaſſen wußten, und ſo kam es denn, daß dieſer den allmorgentlichen Begegnungen mit

Mutter und Tochter mit einer Art Behagen entgegensah, besonders seit er fühlte, daß diese Begegnungen aufgehört hatten, irgendwie gefährlich für ihn zu sein. Ob er sich bewußt war, worin dies Aufhören aller Gefahr eigentlich wurzelte? Vielleicht sah er persönlich nicht klar darin, aber Andre sahen nur zu deutlich, daß es Ebba war.

In der Politik ging inzwischen Alles ruhig seinen Gang. Erst für Anfang December war ein neuer Ansturm geplant, hinsichtlich dessen die Meinung der Prinzessin dahin lautete, daß für diesmal, und zwar aus Klugheit, dem Ansturme nachzugeben sei; im selben Augenblicke, wo Hall gehe, werde das Land auch schon einsehen, was es an ihm gehabt habe. Dieser Ansicht schloß sich der prinzliche Hof natürlich an, und Holk war eben im Begriff, in eben diesem Sinne an Christine zu schreiben und ihr die staatsmännische Bedeutung Hall's auseinanderzusetzen, als Pentz eintrat.

„Nun, Pentz, was gibt mir so früh schon die Ehre . . ."

„Große Neuigkeit."

„Louis Napoleon todt?"

„Wichtiger."

„Nun dann muß das Tivoli abgebrannt oder die Nielsen katarrhalisch afficirt sein."

„Es hält sich zwischen beiden: wir gehen morgen nach Fredericksborg."

„Wir? wer sind „wir"?"

„Nun, die Prinzessin und Alles, was ihr zugehört."

„Und morgen schon?"

„Ja. Die Prinzessin ist nicht für Halbheiten, und wenn sie etwas vor hat, so müssen Plan und Ausführung womöglich zusammenfallen. Ich bekenne, daß ich lieber hier geblieben wäre. Sie kennen Fredericksborg noch nicht, weil

Sie ſich als däniſcher Kammerherr der Aufgabe, däniſche Schlöſſer nicht kennen zu lernen, mit einer merkwürdigen Nachhaltigkeit unterzogen haben. Und weil Sie Frederiksborg noch nicht kennen, ſo können Sie's drei Tage lang dort aushalten oder im Studium von allerlei Krimskrams, von Perrückenbildern und Runenſteinen auch wohl drei Wochen lang. Denn es gibt manches Derartige da zu ſehen: einen Elfenbeinkamm von Thyra Danebod, einen Haarbüſchel à la Chinoise von Gorm dem Alten und einen eigenthümlich geformten Backzahn, in Betreff deſſen die Gelehrten ſich ſtreiten, ob er von König Harald Blauzahn oder von einem Eber der Alluvial-Periode herſtammt. Ich perſönlich bin für das Erſtere. Denn was heißt Eber? Eber iſt eigentlich gar nichts, ſchon deshalb nicht, weil die hiſtoriſche Notiz im Katalog immer die Hauptſache bleibt und über einen Eber meiſtens nur ſehr wenig, über einen halb ſagenhaften Seekönig aber ſehr viel zu ſagen iſt. Ich bin Ihres Intereſſes für derlei Dinge ziemlich ſicher, und als Genealoge werden Sie die Haraldblauzahn'ſchen Verwandtſchaftsgrade zu Ragnar Lodbrok oder vielleicht ſogar zu Rolf Krake feſtſtellen können. Alſo für Sie, Holk, iſt am Ende geſorgt. Aber was mich angeht, ich bin nun mal mehr für Lucile Grahn und für Vincent und wenn es nicht anders ſein kann, ſelbſt für eine ganz alltägliche Harlequin-Pantomime."

„Glaub's", lachte Holk.

„Ja, Sie lachen Holk. Aber wir ſprechen uns wieder. Ich redete da vorhin was von drei Wochen; nun ja, drei Wochen mögen gehen, aber ſechs und richtig gerechnet beinah ſieben, — denn die Prinzeſſin ſchenkt einem keine Stunde nnd hat kein Fiducit zum neuen Jahr, wenn ſie das alte

nicht in Fredericksborg zu Grabe geläutet hat, — sieben Wochen, sag' ich, daß ist muthmaßlich auch für Sie zu viel, trotzdem Pastor Schleppegrell ein Charakter und sein Schwager Dr. Bie eine komische Figur ist. Mißverstehen Sie mich übrigens nicht, ich weiß recht gut, was ein Charakter und noch mehr, was eine komische Figur unter Umständen werth ist; aber für sieben Wochen ist das Alles zu wenig. Und wenn es nicht schneit, so regnet es, und wenn Regen und Schnee versagen, so stürmt es. Ich habe schon viele Windfahnen quietschen und viele Dachrinnen und Blitzableiter klappern hören, aber solch' Geklapper wie in Fredericksborg gibt es nirgends mehr in der Welt. Und hat man Glück, so spukt es auch noch, und ist es keine todte Prinzessin, so ist es eine lebendige Kammerfrau oder eine Hofdame mit wasserblauen Stechaugen . . ."

„Ach, Pentz, daß Sie nichts sprechen können, ohne dem armen Fräulein einen Tort anzuthun. Denn die Hofdame mit den Stechaugen, das soll doch natürlich die Rosenberg sein. Wären Sie nicht fünfundsechzig und wüßt' ich nicht, daß Sie zu andern Göttern schwören, ich glaubte wahrhaftig, Sie wären in Ebba verliebt."

„Das überlasse ich Andern."

„Erichsen?"

„Versteht sich, Erichsen." Und er lachte herzlich.

* * *

Tags darauf, gerad' um die Mittagsstunde, hielten zwei Wagen vor dem Palais der Prinzessin, deren Dienerschaft mit sammt dem Gepäck schon eine Stunde vorher, und zwar unter Benutzung der nach Helsingör führenden

Eisenbahn, aufgebrochen war. Man vertheilte sich in den zwei Wagen wie damals auf der Rückfahrt von der Eremitage her, im ersten Wagen saß die Prinzessin mit der Schimmelmann und Ebba, im zweiten die drei Herren. Es war ein sonnenloser Tag, und graue mächtige Wolkenmassen zogen am Himmel hin. Aber der Ton, den diese Wolkenmassen der Landschaft gaben, ließen den Reiz derselben nur um so größer erscheinen, und als man den Fure-See, der etwa halber Weg war, an seinem Ufer hin passirte, hob sich Ebba von ihrem Sitz und konnte sich nicht satt sehen an der stahlfarbenen leisegekräuselten Fläche, die die drüberhin fliegenden Möwen mit ihren Flügeln fast berührten. Das Ufer stand in dichtem und weit in den See hineinwachsenden Schilf, und nur dann und wann kamen Weiden, deren blattlose Zweige bis tief herabhingen. An der andern Seite des Sees aber zog sich ein dunkler Waldstrich, drüber ein Kirchthurm aufragte. Dazu tiefe Stille, nur unterbrochen, wenn aus dem Walde ein vereinzelter Schuß fiel oder das Gerassel des auf tausend Schritt Entfernung vorüberfahrenden Eisenbahnzuges hörbar wurde.

Ebba machte diese Fahrt zum ersten Mal. „Ich kenne den Süden nicht", sagte sie, „aber er kann nicht schöner sein, als das hier. Alles wirkt so geheimnißvoll, als berge jeder Fußbreit Erde eine Geschichte oder ein Geheimniß. Alles ist wie Opferstätte, gewesene, oder vielleicht auch noch gegenwärtige, und die Wolken, die so grotesk drüber hinziehn, — es ist, als wüßten sie von dem Allen."

Die Prinzessin lachte. „Daß ich ein so romantisches Fräulein um mich habe! Wer hätte das gedacht; meine gute Rosenberg mit ossianischen Anwandlungen! Oder, um ein Wortspiel zu wagen, meine Ebba auf Edda-Wegen."

Ebba lächelte, weil sie sich in ihrer romantischen Rolle selber ein wenig fremd vorkommen mochte; die Prinzessin aber fuhr fort: „Und das Alles schon Angesichts dieses Jure-Sees, der doch eigentlich nur ein See ist wie hundert andre; was steht uns da noch bevor, wenn wir erst in Fredericksborg an unserem Reiseziel sein werden, den Esrom-See zur Rechten und den Arre-See zur Linken, den großen Arre-See, der schon Verbindung hat mit dem Kattegat und dem Meer. Und er friert auch nie zu, die Schmalungen und die Buchten abgerechnet. Aber was spreche ich von den Seen, die Hauptsache bleibt doch immer das Schloß selbst, mein liebes, altes Fredericksborg, mit seinen Giebeln und Thürmen und seinen hundert Wunderlichkeiten an jedem Tragstein und Capitell. Und wo sich andre Schlösser mit einem einfachen Abzugsrohr begnügen, da springt in Fredericksborg die Dachrinne zehn Fuß weit vor, und an ihrem Ausgange sitzt ein Basilisk mit drei Eisenstäben im weitgeöffneten Rachen, und an den Stäben vorbei schießt das Wasser auf den Schloßhof. Und wenn dann das Wetter wechselt und der Vollmond blank und grell darauf leuchtet und Alles so unheimlich still ist und das ganze nächtliche Gethier aus allen Ecken und Vorsprüngen einen anstarrt, als ob es bloß auf seine Zeit wartete, da kann einem schon ein Gruſel kommen. Aber dieser Gruſel ist es gerade, der mir das Schloß so lieb macht."

„Ich dachte, Fredericksborg wäre eine von den guten Schlössern", ein Schloß ohne Spuk und Gespenster, weil ohne Blut und Mord und vielleicht überhaupt ohne große Schuld und Sünde."

„Nein, da hoffst Du mehr, als Dir mein schönes Fredericksborg erfüllen kann. Ohne Blut und Mord, das

möchte sein. Aber ohne Schuld und Sünde! Meine liebe Ebba, was lebt zweihundert Jahr ohne Schuld und Sünde! Mir schwebt gerade nichts vor, nichts, wo man schaudert und klagt, aber an Schuld und Sünde wird's nicht gefehlt haben."

„Ich möchte doch beinah' widersprechen dürfen, gnädigste Prinzeß," sagte hier die Schimmelmann. „Ebba, denk' ich, hat Recht, wenn sie von einem „guten Schlosse" spricht. Unser liebes Frederiksborg ist doch eigentlich nur ein Museum und ein Museum denk' ich ist immer das Allerunschuldigste . . ."

„. . . was es gibt," lachte die Prinzessin. „Ja, das sagt man und ist auch wohl die Regel. Aber es gibt auch Ausnahmen. Altar, Sacristei, Grab und natürlich auch Museum — Alles kann entheiligt werden, Alles hat seine Sacrilegien erlebt. Und dann bleibt auch immer noch die Frage, was ein Museum alles beherbergt und aufweist. Da gibt es oft wunderliche Dinge, von denen ich nicht sagen möchte, sie seien unschuldig. Oder zum Mindesten sind sie trüb und traurig genug. Als ich noch eine junge Prinzessin war, war ich einmal in London und habe da das Beil gesehen, womit Anna Bulen hingerichtet wurde. Das war auch in einem Museum, freilich im Tower, aber das ändert nicht viel; Museum ist Museum. Im Uebrigen, wir wollen unserer lieben Ebba nicht unser schönstes Schloß verleiden, unser schönstes und mein Lieblingsschloß dazu, denn ich habe, durch viele Jahre hin, immer gute Tage darin verlebt. Und wie's auch sein mag, gruselig und gespenstig oder nicht, Du, liebe Ebba, sollst es wenigstens sicher darin haben, denn ich habe mich für Deine Unterbringung im Thurm entschieden."

„Im Thurm?"

„Allerdings im Thurm, aber nicht in einem Thurm mit Schlangen. Denn unter Dir wird Dein schwedisches Mädchen wohnen und über Dir Holk. Ich denke, das wird Dich beruhigen. Und jeden Morgen, wenn Du ans Thurmfenster trittst, hast Du den schönsten Blick auf See und und Stadt und auf den Schloßhof und Alles, was ihn umgibt, und wenn sich meine Wünsche erfüllen, so sollst Du glückliche Stunden in Deinem Thurmverließ verleben . . . Ich weiß auch schon, was ich Dir als Julklapp beschere."

* * *

Während sie noch so sprachen, waren sie bereits bis weit über die Nordost-Ecke des Fure-See's hinaus und näherten sich auf der fast gradlinigen Chaussee, deren Ebereschenbäume hier und da noch in rothen Fruchtbüscheln standen, mehr und mehr dem Ziel ihrer Reise: Schloß Fredericksborg. Was zunächst sichtbar wurde, war freilich nicht das Schloß selbst, sondern das dem Schlosse vorgelegene Städtchen Hilleröd und als sie bis dicht heran waren und schon zwischen den Mühlen und Scheunen des Städtchens hinfuhren, begann ein schwaches Schneetreiben. Aber eine Brise, die sich plötzlich aufmachte, vertrieb die Schneeflocken wieder, und als der Wagen der Prinzessin auf den Hilleröder Marktplatz hinauffuhr, klärte sich's mit einem Mal auf, und ein Stück blauer Himmel wurde sichtbar, darunter ein verblassendes Abendroth. Inmitten dieses Abendroths aber stand das hohe, thurmreiche Schloß Fredericksborg und spiegelte sich still und märchenhaft in einem kleinen vorgelegenen See, der den schmalen Raum zwischen dem Städtchen und dem Schloß ausfüllte. Hinter dem Schlosse

lag der Park, der mit einigen vorgeschobenen Bäumen von links und rechts her bis an den See herantrat, herrliche Platanen, deren vom Herbstwind abgeschüttelte Blätter zahlreich auf der stillen Seefläche trieben. Inzwischen war auch der zweite Wagen herangekommen, und Holk, der sich, weil auf Landfahrten Alles erlaubt sei, wohlweislich den Platz neben dem Kutscherſitz gewählt hatte, sprang jetzt herab, um an den Wagenschlag der Prinzessin zu treten und ihr auszusprechen, wie ländlich idyllisch dieser Marktplatz und wie schön der Anblick des Schlosses sei, Worte, die der Prinzessin sichtlich wohlthaten und einer gnädigen Antwort gewiß gewesen wären, wenn nicht im selben Augenblicke, von einem dem Platz zunächstgelegenen Hause her, ein andrer Herr ebenfalls an den Wagenschlag der Prinzessin herangetreten wäre. Dieser Andre war Pastor Schleppegrell von Hillerød, ein stattlicher Fünfziger, der seine Stattlichkeit durch seinen langen Predigerrock noch um ein Erhebliches gesteigert sah. Er küßte der Prinzessin die Hand, aber mit mehr Ritterlichkeit als Devotion, und betonte dann seine Freude, seine Gönnerin wiederzusehen.

„Sie wissen, daß es ohne Sie nicht geht," sagte die Prinzessin, „und ich habe hier auf Ihrem immer noch entsetzlich zugigen Marktplatz (denn es weht wieder von allen vier Seiten her) bloß halten lassen, um mich Ihres Besuches und zwar für heut Abend noch, zu versichern . . . Aber ich vergesse die Herren mit einander bekannt zu machen, Pastor Schleppegrell, Graf Holk . . ."

Beide verneigten sich.

„Und seien Sie, lieber Pastor, bei Geduld und guter Laune. Graf Holk ist übrigens Genealog, also Bruchstück eines Historikers, und wird Ihnen als solcher, und als ein

vorzüglicher Frager, der er ist, Gelegenheit zu gelehrter Unterhaltung bieten. Denn man unterhält sich am Besten, wenn man gefragt wird und antworten kann. Daß ich selber neugierig bin, wissen Sie; für etwas Beff'res mag ich meine Frageluft nicht ausgeben. Und bringen Sie die liebe Frau mit. In Hilleröd und Frederiksborg schmeckt mir der Thee nur, wenn ihn mir meine liebe Freundin aus dem Pastorhause präsentirt. Ja, Ebba, das ist nun 'mal so, darin mußt Du Dich finden und darfst nicht eifersüchtig sein. Aber ich ertappe mich wieder auf einer zweiten Unterlassungssünde. Pastor Schleppegrell, Fräulein Ebba von Rosenberg."

Der Pastor begrüßte das Fräulein und versprach nicht nur zu kommen, sondern auch seine Frau mitzubringen, und gleich danach setzte sich die Fahrt vom Marktplatz aus nach dem Schlosse hin fort, nachdem Holk, der Aufforderung der Prinzessin gehorchend, für die verbleibende kurze Strecke den Rücksitz des Wagens eingenommen hatte. Hier saß er neben Ebba, der Schimmelmann gegenüber, und fühlte sich angeregt genug, um noch den Versuch einer Conversation zu machen.

„Pastor Schleppegrell hat etwas Imponirendes in seiner Erscheinung und dabei doch eine Gemüthlichkeit, die das Imponirende wieder dämpft. Ich habe wenig Menschen so ruhig und so sicher mit einer Prinzessin sprechen sehen. Ist er ein Demokrat? Oder ein Dissenter-General?"

„Nein," lachte die Prinzessin. „Schleppegrell ist kein Dissenter-General, aber er ist freilich der Bruder eines wirklichen Generals, der Bruder von General Schleppegrell, der bei Idstedt fiel. Vielleicht zu rechter Zeit. Denn de Meza übernahm das Commando."

„Ah," sagte Holk. „Also daher."

„Nein, lieber Holk, auch nicht daher; ich muß leider noch einmal widersprechen. Das, was Sie „seine Sicherheit“ nennen, hat einen ganz andern Grund. Er kam mit zwanzig Jahren an den Hof, als Lehrer, sogar als Religionslehrer, verschiedener junger Prinzessinnen und das Andre können Sie sich denken. Er hat zu viel junge Prinzessinnen gehabt, um sich durch alte noch imponiren zu lassen. Uebrigens sind wir ihm und seiner klugen Zurückhaltung zu großem Danke verpflichtet, denn es lag dreimal so, daß er, wenn er gewollt hätte, jetzt mit zur Familie zählen würde. Schleppegrell war immer sehr verständig. Nebenher habe ich nicht den Muth, den Prinzessinnen von damals einen besonderen Vorwurf zu machen. Er war wirklich ein sehr schöner Mann und dabei christlich und ablehnend zugleich. Da widerstehe, wer mag.“

Holk erheiterte sich, Ebba mit ihm, und selbst über die Züge der Schimmelmann ging ein Lächeln. Man sah, die Prinzessin war in bester Stimmung und nahm es als ein gutes Zeichen für die Tage, die bevorstanden. Und während man noch so plauderte, fuhr der Wagen über ein paar schmale Brücken in den Schloßhof ein und hielt gleich danach vor dem Portale von Frederiksborg.

XX.

Dienerſchaften mit Windlichtern warteten ſchon und ſchritten voran, als die Prinzeſſin die breite, vom erſten Podeſt an doppelarmige Treppe hinaufſtieg, um oben ihre nicht allzu zahlreichen Gemächer in dem von zwei Thürmen flankirten Mittelttheile des Schloſſes zu beziehen. Dieſe Thürme ſtanden in zwei ſcharfen Ecken, die durch die vorſpringenden Seitenflügel gebildet wurden, zwiſchen denen wiederum eine die Verbindung herſtellende Colonnade lief.

Auf dem erſten Podeſt, und zwar auf einem daſelbſt aufgeſtellten kleinen Rococo-Kanapé, nahm die Prinzeſſin, aſthmatiſch wie ſie war, einen Augenblick Platz und entließ dann die Herren und Damen ihres Gefolges mit der Aufforderung, ſich's in ihren Thurmzimmern nach Möglichkeit bequem zu machen. Um ſieben, ſo ſetzte ſie zu Holk gewandt hinzu, ſei wie gewöhnlich die Theeſtunde; Paſtor Schleppegrell und Frau kämen allerdings etwas früher, um ihr die Hilleröder Neuigkeiten mitzutheilen, worauf ſie ſich aufrichtig freue; kleinſtädtiſche Vorgänge ſeien eigentlich immer das Intereſſanteſte, man müſſe ſo herzlich darüber lachen und wenn man alt geworden, ſei das Lachen über ſeine lieben Mitmenſchen ſo ziemlich das Vergnüglichſte, was man

haben könne. Nach diesen gnädigen Worten trennte man sich, und eine halbe Stunde später konnte Jeder, der über den Schloßhof ging, deutlich erkennen, welche Zimmer von den Neuangekommenen bezogen worden waren. In dem von der Prinzessin selbst bewohnten ersten Stockwerke des Corps de Logis sah man nur zwei hohe gothische Fenster schwach erleuchtet, während die beiden flankirenden Thürme bis hoch hinauf in hellem Lichterglanze standen. Im Wesentlichen war Alles bei den ersten, von der Prinzessin gegebenen Anordnungen geblieben: unten wohnten die Dienerinnen, in der ersten Etage die beiden Hofdamen, über der Schimmelmann Pentz und Erichsen, und über Ebba Holk.

Sieben Uhr rückte heran; die Schloßuhr schlug halb, als das Schleppegrell'sche Ehepaar, eine Magd mit einer Laterne voraus, von Hilleröd her über den Schloßhof kam. Bald danach rüstete sich auch Holk. Unten im Flur des von ihm bewohnten Rechtsthurmes traf er Ebba's Jungfer und beinah Freundin, Karin, eine Stockholmerin, von der er erfuhr, daß das Fräulein schon bei der Prinzessin sei. Der noch zurückzulegende Weg an der halben Front des Hauptgebäudes hin war nur kurz, und als Holk eine Minute später die Treppe hinauf war, trat er in eine hohe Halle, die, so lange sich die Prinzessin in Fredericksborg aufhielt, als Empfangs- und Gesellschaftszimmer diente. Nach dem Schloßhof, wie rückseitig nach dem Park hin, hatte diese Halle nur eine schmale Front, trotzdem war es ein großer Raum, weil er an Tiefe ersetzte, was ihm an Breite abging. In der Mitte der einen Längswand befand sich ein hoher Renaissance-Kamin und über demselben ein überlebensgroßes Bildniß König Christian's IV., der Schloß Fredericksborg seinerzeit sehr geliebt und diese Halle, ganz

wie jetzt die Prinzessin, allen anderen Räumen im Schlosse vorgezogen hatte. Links neben dem Kamine standen Körbe, theils mit großen Holzscheiten, theils mit Tannäpfeln und Wachholderzweigen gefüllt, während zur Rechten, außer einem mächtigen Schürreisen, ein paar Kienfackeln lagen, die den Zweck hatten, spät Abends, beim Aufbruch über die dunklen Corridore hin, den Gästen zu leuchten. Alles in der Ausschmückung der Halle war noch halb mittelalterlich wie die Halle selbst, über deren Paneelen, des König Christian's-Porträts über dem Kamine zu geschweigen, große stark nachgedunkelte Bilder sichtbar wurden. Weit zurück stand ein Schenktisch; die sonst üblichen hohen Stühle fehlten, und statt ihrer war eine Anzahl moderner Fauteuils um die Feuerstelle herum gruppirt.

Holk schritt auf die Prinzessin zu, verbeugte sich und sprach ihr aus, wie schön er die Halle fände, darin müsse sich ein wunderbares Julfest feiern lassen, Alles sei da, nicht bloß große Kienfackeln, sondern auch Tannäpfel und Wachholder. Die Prinzessin antwortete, daß sie solche Feier auch vorhabe; Weihnachten in Frederiksborg sei ihr der beste Tag im Jahr, und nachdem sie noch ein paar weitere Worte gesprochen und schon für den nächsten Tag eine Art Julvorfeier angekündigt hatte, forderte sie die Frau Pastorin Schleppegrell auf, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Die Pastorin war eine kleine dicke Frau mit aufgesetztem schwarzen Scheitel und rothen Backen, überhaupt von großer Unscheinbarkeit, aber nie darunter leidend, weil sie zu den Glücklichen gehörte, die sich gar nicht mit sich selbst und am wenigsten mit ihrer äußeren Erscheinung beschäftigen. Ebba hatte dies gleich herausgefühlt und eine Vorliebe für sie gefaßt.

„Wird es Ihnen nicht schwer, liebe Frau Pastorin," so wandte sie sich an diese, „sich einen ganzen Abend lang von Ihren Kindern zu trennen?"

„Ich habe keine," sagte diese und lachte dabei so herzlich, daß die Prinzessin fragte, was es eigentlich sei? Da gab es denn eine allgemeine Heiterkeit, in die schließlich auch Schleppegrell mit einstimmen mußte, trotzdem er sich, weil ihn die Komik in erster Reihe mittraf, ein wenig unbehaglich dabei fühlte. Holk, dies wahrnehmend, hielt es für seine Pflicht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben und fragte leicht und wie von ungefähr nach dem Porträt über dem Kamin. „Ich sehe, daß es König Christian ist (wo begegnete man ihm nicht) und so kann von einem besonderen Interesse kaum die Rede sein. Aber desto mehr interessirt mich die Frage, von wem es herrührt. Ich würde einen Spanier vermuthen, wenn ich nur wüßte, daß wir jemals einen spanischen Maler in Kopenhagen gehabt hätten."

Schleppegrell wollte Rede stehen, aber Ebba schnitt ihm das Wort ab und sagte: „Daß geht nicht, daß wir, wenn nun 'mal über Kunst und Bilder gesprochen werden soll, mit einem Bilde König Christian's beginnen, auch wenn es wirklich von einem Spanier herrühren sollte, was ich bezweifeln möchte, genau so wie Graf Holk, mit dem ich mich wenigstens in Kunstsachen öfters zusammenfinde. Lassen wir also den unvermeidlichen König. Ich meinerseits erführe lieber (und dabei zeigte sie nach der Wand gegenüber), wer die Beiden da sind? der Alte mit dem Spitzbart und die vornehme Dame mit der weißen Kapuze?"

„Der mit dem Spitzbart ist Admiral Herluf Trolle, derselbe, von dem unser König Frederick der Zweite dies Schloß hier in Kauf oder Tausch nahm und es dann Fredericks-

borg taufte, nach ſeinem eigenen Namen. Von dem alten Schloß blieb kein Stein auf dem andern, und nichts wurde mit herübergenommen, als dieſe Schildereien hier rechts und links, die den großen Seeſieg bei Oeland unter Admiral Herluf Trolle verherrlichen und mit den Schildereien zugleich die dazwiſchen hängenden Bildniſſe von Herluf Trolle ſelbſt und von Brigitte Goje, ſeiner Eheliebſten, die wegen ihrer proteſtantiſchen Frömmigkeit faſt noch gefeierter war als ihr Gemahl."

„Was, wenn ſie wirklich ſo fromm war, Niemanden überraſchen darf", ſagte Pentz mit Emphaſe. „Denn ſo gewiß es mir iſt, daß Schauſpielerinnen und Fürſtengeliebte die populärſten Erſcheinungen ſind, gleich nach ihnen kommen die Frommen, und mitunter ſind ſie ſogar um einen Schritt voraus."

„Ja, mitunter", lachte Ebba. „Mitunter, aber ſelten. Und nun, Paſtor Schleppegrell, was iſt es mit dieſer Herluf Trolle'ſchen Seeſchlacht? Ich fürchte zwar, daß ſie gegen meine lieben Landsleute, die Schweden, geſchlagen wurde, jedenfalls aber, den Coſtümen nach zu ſchließen, in einer vorroſenbergſchen Zeit, und ſo ſeh' ich denn meinen Patriotismus nicht allzu direct herausgefordert. Ueberdies Seeſchlachten! Seeſchlachten ſind immer etwas, wo Freund und Feind gleichmäßig ertrinken und ein wohlthätiger Pulverdampf über Allem derart ausgebreitet liegt, daß ein Plus oder Minus an Todten, was man dann Sieg oder Niederlage nennt, nie feſtgeſtellt werden kann. Und nun gar hier, wo wir zu dem Pulverdampf auch noch die dreihundertjährige Nachdunkelung haben."

„Und doch", ſagte Holk, „ſcheint mir noch Alles leidlich erkennbar, und wenn wir nachhelfen . . . Aber freilich, wo das nöthige Licht dazu hernehmen?"

„O, hier", sagte die Prinzessin und wies auf die Stelle, wo die Kienfackeln lagen. „Es wird etwas Blak geben, aber das steigert nur die Illusion, und wenn ich mir dann sage, daß unser Pastor und Cicerone vielleicht seinen guten Tag hat, so werden wir die Seeschlacht noch 'mal wie miterleben. Also, Schleppegrell, ans Werk und thun Sie Ihr Bestes, das sind wir einem Historiker vom Range Holk's schuldig. Und vielleicht bekehren wir ihn auch noch aus dem Schleswig-Holsteinismus in den Danismus hinüber."

Alles stimmte zu, während Pentz mit zwei Fingern einen leisen Beifall klatschte, Schleppegrell aber, der Bildercustode von Passion war, nahm eine der großen Kienfackeln und fuhr damit, nachdem er sie angezündet, über die linke Bildhälfte hin, auf der man nun, in düsterer und doch greller Beleuchtung, die Segel zahlloser Schiffe, Flaggen und Wimpel und vergoldete Gallions, dazu die weißen Wogenkämme, nichts aber von Schlacht und Pulverdampf erkennen konnte.

„Das ist aber doch sicher keine Schlacht," sagte Ebba.

„Nein, aber die Vorbereitung dazu. Die Schlacht kommt erst; die Schlacht ist an der anderen Seite, gleich rechts neben der Brigitte Goje."

„Ah," sagte Ebba. „Ich versteh'; ein Doppel-Schlachtbild, Anfang und Ende. Nun, ich bin Aug' und Ohr. Und immer, wenn Ihr Kienspan an dem Schiffe vorbeifährt, darauf Herluf Trolle commandirt, dann muß ich bitten, ihm (oder auch mir) eine Viertelminute zu gönnen, damit ich ihm Reverenz machen und mir sein Bild, auch inmitten der Schlacht, einprägen kann."

„Das wird Dir nicht glücken, Ebba", ſagte die Prinzeſſin. „Herluf Trolle ſteckt viel zu ſehr im Pulverqualm oder iſt in der Nachdunkelung untergegangen, und Du mußt Dir an ſeinem regelrechten Porträt da genug ſein laſſen ... Aber nun beginnen Sie, Schleppegrell, und treffen Sie's im Maß, nicht ſo kurz, daß es nichts iſt und nicht ſo lang, daß wir uns ängſtlich anſehen. Holk iſt ein Kenner, Gott ſei Dank einer von denen, die den Erzähler nicht befangen machen; — er weiß, Kunſt iſt ſchwer."

Unter dieſen gnädigen Worten war Schleppegrell wieder an den Kreis der um den Kamin Verſammelten herangetreten und ſagte: „Gnädigſte Prinzeſſin befehlen und ich gehorche. Was wir da ſehen oder vielleicht auch nicht ſehen," und er wies auf die zweite, nicht einmal vom Widerſchein des Feuers getroffene Hälfte des großen Wandbildes, „was wir da ſehen, iſt der entſcheidende Moment, wo der ‚Makellos' in die Luft fliegt."

„Der Makellos?"

„Ja, der ‚Makellos'. Das war nämlich das Admiralſchiff der Schweden, die gerade damals, trotz ihres irrſinnigen Königs (denn es waren die Tage von König Erich XIV.) auf der Höhe ihrer Macht ſtanden. Und gegen die Schweden und ihre Flotte, die ſehr ſtark und überlegen war und neben dem ‚Makellos' auch noch andere große Schiffe hatte, gegen dieſe ſchwediſche Flotte, ſag' ich, gingen die Unſrigen unter Segel, und der, der ſie commandirte, war unſer großer Herluf Trolle. Und als ſie aus der Kjöge Bucht heraus und auf hohe See waren, ſegelten ſie ſcharf öſtlich auf Bornholm zu, wo Herluf Trolle die ſchwediſche Flotte vermuthete. Die lag aber nicht mehr bei Bornholm, ſondern vor Stralſund unter Admiral Jacob Bagge. Und kaum,

daß Jacob Bagge vernommen, daß die Dänen ihn suchten, so gab er auch schon seinen Ankergrund vor Stralsund auf und fuhr nordöstlich, um sich dem Feinde zu stellen. Und kurz vor Oeland trafen beide Flotten aufeinander, und eine dreitägige Schlacht, wie sie die Ostsee noch nicht gesehen hatte, nahm ihren Anfang. Und am dritten Tage war es, als ob der Sieg den Schwedischen zufallen solle. Da rief Herluf Trolle, dessen eigenes Schiff übel zugerichtet war, seinen Unteradmiral Otto Rud heran und gab ihm Befehl, es koste was es wolle, den ‚Makellos' zu entern. Und Otto Rud war's auch zufrieden und fuhr an den Feind. Aber kaum, daß sein Schiff, das nur klein war, die Enterhaken geworfen hatte, so ließ Admiral Jacob Bagge das ganze Segelwerk des ‚Makellos' beisetzen, um so mit fliegenden Segeln das kleine dänische Schiff, das sich an ihn gehängt hatte, mit in die schwedische Flotte hineinzureißen. Das war ein schwerer Augenblick für Otto Rud. Aber er ließ von dem Sturm auf die Enterbrücke nicht ab, und als etliche von den Unseren drüben waren, schoß einer eine Feuerkugel in die Rustkammer, und als das Feuer, das ausbrach, auch die Pulverkammer ergriff, ging der ‚Makellos' mit Freund und Feind in die Luft, und Claus Flemming übernahm das Commando der Schwedischen und führte den Rest der Flotte nach Stockholm hin zurück."

Eine kurze Pause folgte, dann sagte Holk: „Der eigentliche Held der Geschichte scheint mir aber Otto Rud zu sein. Indessen, ich will darüber nicht streiten, Herluf Trolle wird wohl auch sein Theil gethan haben, und ich möchte nur noch fragen, was wurd' aus ihm, und wie war sein Ende?

„Wie sich's ziemt. Er starb das Jahr darauf an einer in einer Seeschlacht, hart an der Küste von Pommern,

erhaltenen Wunde. Die Wunde war an sich nicht tödtlich. Aber es war jener merkwürdige Krieg, wo Jeder, der eine Wunde davontrug, schwer oder leicht, an dieser Wunde sterben mußte. So wenigstens steht in den Büchern."

Pentz sprach von „vergifteten Kugeln", aber Ebba wies das zurück (Schweden sei kein Giftland) und wollte, nach so viel Heldischem, lieber etwas von Brigitte Goje hören, von der Pastor Schleppegrell ja ohnehin schon gesagt habe, daß sie fast gefeierter gewesen sei, als ihr Seeheld und Gemahl. „Ich sehe nicht ein, warum wir uns immer um die Männer oder gar um ihre Seeschlachten kümmern sollen; die Geschichte der Frauen ist meist viel interessanter. Und vielleicht auch in diesem Falle. Was war es mit dieser Brigitte?"

„Sie war sehr schön . . ."

„Das scheint im Namen zu liegen", sagte Ebba und sah zu Holk hinüber. „Aber Schönheit bedeutet nicht viel, wenn man todt ist . . ."

„Und wurde durch eben ihre Schönheit", fuhr Schleppegrell unerschüttert fort, „die Stütze der neuen Lehre, so daß Einige sagen, ohne Brigitte Goje wäre Dänemark in der papistischen Finsterniß geblieben."

„Schrecklich . . . Und wie kam es anders?"

„Es war die Zeit der Befehdungen um Glaubens willen, und unserem um diese Zeit schon in der neuen Lehre stehenden Volke standen der dänische Adel und die dänische hohe Geistlichkeit gegenüber, vor Allem Joachim Rönnow, Bischof von Roeskilde, der den Brand austreten und die kleineren und ärmeren lutherischen Geistlichen, so viel ihrer auch schon waren, aus dem Lande jagen wollte. Da trat Brigitte Goje vor den Bischof hin und bat für die be-

drängten Luther'schen und daß sie bleiben dürften, und weil ihre Schönheit den Bischof rührte, so nahm er den Befehl zurück, und sein Herz und seine Seele waren so getroffen, daß er bei Mogen Goje, dem Vater Brigitten's, um ihre Hand warb und sie zu seinem Weibe machen wollte."

„Nicht möglich", sagte die Prinzessin. „Ein katholischer Bischof!"

Schleppegrell lächelte. „Vielleicht, daß er aus der neuen Lehre dies Eine wenigstens mit herübernehmen wollte. Just so wie drüben in England. Jedenfalls aber haben wir Berichte, die von der Werbung um das schöne Fräulein mit einer Ausführlichkeit sprechen, als ob es schon die Hochzeitsfeierlichkeiten gewesen wären."

„Und kam es nicht dazu?"

„Nein. Es zerschlug sich, und sie nahm schließlich den Herlof Trolle."

„Da that sie Recht. Nicht war, Ebba?"

„Vielleicht, gnädigste Prinzessin, vielleicht auch nicht. Ich bin eigentlich nicht für Bischöfe, wenn es aber Ausnahmebischöfe sind wie dieser von Roeskilde, so weiß ich nicht, ob sie nicht im Range noch über die Seehelden gehen. Ein Bischof, der heirathen will, hat neben dem Imponirenden, das darin liegt, auch etwas Versöhnliches und scheint mir fast die ganze Beilegung des Kirchenstreites zu bedeuten."

Die kleine Pastorsfrau war entzückt und näherte sich Ebba, um dieser eine kleine Liebeserklärung ins Ohr zu flüstern. Aber eh' sie dazu kommen konnte, veränderte sich die Scene, gedeckte Tische wurden durch eine niedrige, ganz im Hintergrunde befindliche Seitenthür hereingetragen, und als gleich danach auch doppelarmige, mit Lichtern reichbesetzte Leuchter aufgestellt wurden, erhellte sich die bis dahin

ganz im Dunkel gelegene zweite Hälfte der Halle, was nicht bloß dem gesammten Raume, sondern vor Allem auch dem großen Wandbilde sammt den dazwischen eingelassenen Porträtbildnissen erheblich zu Statten kam.

Pentz war es, der zuerst diese Wahrnehmung machte. „Sehen Sie, Holk, wie Brigitte Goje lächelt. Alle Brigitten haben so 'was Sonderbares, auch wenn sie fromm sind."

Holk lachte. Die Tage, wo solche Bemerkung ihn hätte verlegen machen können, lagen zurück.

XXI.

Man war bis nach elf beiſammen, trotzdem beſtand Holk darauf, das Schleppegrell'ſche Paar eine Strecke Wegs begleiten zu dürfen. Natürlich wurde dies dankbarſt angenommen, und erſt als man die Stelle, wo der Weg um die Seeſpitze bog, erreicht hatte, verabſchiedete ſich Holk wieder, der vorher die Begleitung Ebba's, ſehr zur Verwunderung dieſer, an Erichſen abgetreten hatte.

Von der Seeſpitze bis zurück auf den Schloßhof war nicht weit, aber doch weit genug, um Holk's Verwunderung gerechtfertigt erſcheinen zu laſſen, als er beim Hinaufſteigen in ſeinen Thurm, Erichſen und Ebba, vor dem Zimmer dieſer, in noch lebhaftem Geſpräche fand. Aber freilich ſeine Verwunderung konnte nicht lange dauern, denn es war ganz erſichtlich, daß das Fräulein den armen Baron nur feſtgehalten hatte, um Holk bei ſeiner Rückkehr in der einen oder anderen Weiſe bemerkbar zu machen, daß ſie nicht daran gewöhnt ſei, ſich irgend wem zu Liebe vernachläſſigt zu ſehen, am wenigſten aber um dieſer kleinſtädtiſchen Schleppegrell's willen. „Ach, daß ich Sie noch ſehe," wandte ſie ſich an den Grafen, als dieſer unter verbindlichem, aber lächelndem Gruß an ihr und Erichſen vorüber wollte. „Ja,

dieſe Schleppegrell's . . . Und nun gar er! In ſeiner Jugend, wie mir die Prinzeſſin verſicherte, war es ſein Apoſtelkopf, womit er ſiegte, jetzt, in ſeinem Alter, iſt es Herluf Trolle. Daß ſich ein Fortſchritt darin ausſpräche, kann ich nicht zugeben."

Und damit verneigte ſie ſich und zog ſich in ihr Zimmer zurück, wo Karin ihrer Herrin bereits wartete.

* * *

Nun war Morgen; — es ſchien ſo hell ins Fenſter, wie ein Novembermorgen nur irgendwie ſcheinen kann, aber die Nacht, die zurücklag, war ſtundenlang eine ſehr ſtürmiſche geweſen. Ein Südoſter hatte den am Thurme hinlaufenden und hier und da locker gewordenen Blitzableiter unter wüthendem Geraſſel gepackt und hin und her geſchüttelt, was aber für Holk am ſtörendſten geweſen war, das war, daß der Mond, alles Sturmes unerachtet, bis in ſeinen zurückgelegenen und tief in die Wand eingebauten Alkoven geſchienen hatte. Holk hätte ſich durch Zuziehen der Gardine vor dieſem unheimlichen Blicke ſchützen können, aber das widerſtand ihm noch mehr; er wollte den wenigſtens ſehen, der da draußen ſtand und ihm dem Schlaf raubte. Gegen Morgen erſt ſchlief er ein, auch da noch unruhig und unter allerlei ängſtlichen Träumen. Er war mit dem „Makellos," darauf ſich Admiral Jacob Bagge befand, in die Luft geflogen, und als er ein Stück Maſt gepackt hatte, um ſich daran zu retten, war Ebba von der anderen Seite her, ganz wie ein Meerweib, aufgetaucht und hatte ihn von dem Maſt fort und in die Fluth zurückgeriſſen. Darüber war

er erwacht. Er überlegte sich jetzt den Traum und sagte: „Sie war' es im Stande."

Diesem Gedanken nachzuhängen, war er durchaus in der Laune; doch verbot sich ein Verweilen dabei, denn ein alter Gärtner, der jedes Mal, wenn die Prinzessin im Schloß war, die Morgenbedienung in den beiden Thürmen zu machen hatte, kam gerade mit dem Frühstück und entschuldigte sich, während er den Tisch ordnete, daß es so spät geworden sei. Das Fräulein von Rosenberg habe denn auch schon gescholten und mit gutem Recht. Aber es werde schon anders werden; nur vorläufig sei noch nichts in der rechten Ordnung. Dabei übergab er zugleich die Zeitungen, die für Holk eingetroffen waren, und einen Brief.

Holk nahm den Brief und sah, daß der Poststempel fehlte. „Ja, der fehlt," bestätigte der Gärtner. „Es ist kein Postbrief; Pastor Schleppegrell hat ihn abgeben lassen. Und einen anderen für das Fräulein." Und damit ging der Alte wieder.

„Ah, von Pastor Schleppegrell," sagte Holk, als er wieder allein war. „Das freut mich, da bin ich doch neugierig, was er schreibt."

Aber diese Neugierde konnte nicht übergroß sein, denn er legte den Brief eine gute Weile bei Seite, und erst als er sein Frühstück, das ihm sichtlich mundete, beendet hatte, nahm er den Brief wieder zur Hand und setzte sich in einen in der Nähe seines Schreibtisches stehenden Schaukelstuhl, der zu der übrigen Einrichtung des Thurmzimmers nicht recht passen wollte. Hier erst erbrach er den Brief. Und nun las er:

„Hochgeehrter Herr Graf. Ihr Interesse, das Sie gestern so freundlich für meinen Freund Herluf Trolle zeigten,

gibt mir den Muth, Ihnen ein sich mit eben diesem Freunde beschäftigendes Balladenbruchstück zu schicken, das ich vor Jahr und Tag gefunden und aus dem Altdänischen übertragen habe. Kaum ist es nöthig, ihr Wohlwollen dafür anzurufen, denn wo wir mit Liebe lesen, lesen wir auch mit Milde. — Gegen elf haben wir vor, meine Frau und ich, Sie und das Fräulein von Rosenberg, das ich gleichzeitig davon benachrichtige, zu einem gemeinschaftlichen Gange durch den Park abzuholen. Vielleicht auf Fredensborg zu. Wir werden freilich kaum das erste Drittel des Weges bezwingen, aber gerade dies erste Drittel ist von besonderer Schönheit und vielleicht um diese Jahreszeit schöner als zu jeder anderen. Um zwölf sind wir zurück, um pünktlich bei der Prinzessin, unserer gnädigen Herrin, erscheinen und an ihrem festlichen Lunch theilnehmen zu können. Denn ein kleines Fest wird es wohl sein.

Ihr ergebenster

Arvid Schleppegrell."

Eingelegt in den Brief war ein rosafarbenes Blatt, darauf von Frauenhand geschriebene Verse standen. „Ach, muthmaßlich die Handschrift meiner kleinen Freundin, der Frau Pastorin. Sie scheint zu den Liebenswürdigen zu gehören, die sich überall durch kleine Dienste nützlich zu machen wissen, denn daß sie persönlich eine Passion für Herluf Trolle haben sollte, will mir nicht recht einleuchten. Aber wie dem auch sein möge, zunächst bin ich neugierig, in Erfahrung zu bringen, wie Pastor Schleppegrell sein Balladenbruchstück getauft hat." Und dabei nahm Holk das rosafarbene Blatt wieder in die Hand und überflog den Titel. Der lautete: „Wie Herr Herluf Trolle begraben wurde."

„Das ist gut, da weiß man doch, was kommt.“ Und nun schob er den Schaukelstuhl bis dicht ans Fenster und las:

Ein Bote mit Meldung ritt ihnen voraus.
Und als in den Schloßhof sie schritten,
Brigitte stand vor dem Trauerhaus
In ihrer Frauen Mitten.

„Ah, das ist Brigitte Goje, sein fromm Gemahl, von der wir gestern schon gehört haben; fromm und schön und eine Klippe für den Roeskilder Bischof. Aber sehen wir, was Schleppegrell und sein Balladenbruchstück weiter von ihr zu berichten haben.

Am Eingange stand sie, grüßte den Zug,
Aufrecht und ungebrochen,
Und der Erste (der das Bahrtuch trug)
Trat vor und hat gesprochen:

„Was geschehen, wir sandten die Meldung Dir,
Eh' den Weg wir selber gingen,
Seine Seel' ist frei, seine Hüll' ist hier,
Du weißt, wen wir Dir bringen.

„An der pommerschen Küste, vor Pudagla-Holm,
Um den schwankenden Sieg uns zu retten,
So fiel er. Nun, Herrin von Herlufsholm,
Sage wohin wir ihn betten.

„Betten wir ihn in den Todten-Saal
Von Thorslund oder Claiskirke?
Betten wir ihn in Gjeddesdal
Unter der Trauerbirke?

„Betten wir ihn in die Kryptcapell'n
In Roeskilde, Leire, Ringstede?
Sage, Herrin, wohin wir ihn stell'n,
Eine Ruhstatt' für ihn hat jede.

„Jeder Kirche gab er, um was ſie bat,
Altäre, Thürme, Glocken,
Und jede, wenn ſie hört „er naht“,
Wird in Leide frohlocken.

„Eine jede ladet ihn zu ſich ein
In ihrer Pfalter Schatten . . .“
Da ſprach Brigitte: „Hier ſoll es ſein,
Hier wollen wir ihn beſtatten.

„Wohl hat er hier keine Kirche gebaut
Die Land ſchon viel hundert Jahre —
Hier aber, als Herluf Trolle's Braut,
Stand ich mit ihm am Altare.

„Vor demſelben Altar, auf ſelbem Stein,
Sieh' er wieder in aller Stille,
Nichts ſoll dabei geſprochen ſein,
Als, Herr, es geſchehe Dein Wille.

„Morgen aber, eh' noch der Tag erſtand,
In ſeinen Kirchen allen,
Weit über die See, weit über das Land,
Soll'n alle Glocken erſchallen.

„Und zittert himmelan die Luft
Als ob Schlachtendonner rolle,
Dann in die Herlufsholmer Gruft
Senken wir Herluf Trolle.“

Holk ſchob das Blatt wieder in den Brief und den Brief wieder in das Couvert und wiederholte dabei leiſe vor ſich hin: „Und in die Herlufsholmer Gruft, Senken wir Herluf Trolle . . . Hm, gefällt mir, gefällt mir gut. Es hat eigentlich keinen rechten Inhalt und iſt bloß eine Situation und kein Gedicht, aber das thut nichts. Es hat den Ton, und wie das Colorit das Bild macht, ſo wenigſtens hat mir Schwager Arne mehr als einmal verſichert, ſo macht

der Ton das Gedicht. Und Alfred wird wohl Recht haben, wie gewöhnlich. Ich will's heute noch abschreiben und an Christine schicken. Oder noch besser, ich schick' ihr gleich das rothe Blatt. Daß es aus einem Pastorhause kommt, wird ihr das Gedicht noch besonders empfehlen. Aber freilich, ich werde die kleine Frau vorher doch noch bitten müssen, ihren Namen und vor Allem auch ihren Stand mit darunter zu schreiben, sonst mißglückt am Ende das Ganze. Das Rosapapier ist ohnehin suspekt genug, und die steife Waschzettelhandschrift, ja wer will sagen, wo sie herstammt; Hofdamen haben auch merkwürdige Handschriften."

Er unterbrach sich in diesen Betrachtungen, weil er nach der Uhr sah und wahrnahm, daß es bereits auf elf ging. Er hatte sich also zu beeilen, wenn er bis zum Eintreffen des Schleppegrell'schen Ehepaares angekleidet und marschfähig sein wollte. Wie mochten übrigens draußen die Wege sein? Kurz vor Mitternacht war Regen gefallen, und wenn der Südost ein gut Theil davon auch wieder aufgetrocknet hatte, so wußte er doch von Holkenäs her, daß Parkwege nach Regenwetter meist schwer passirbar sind. Er wählte denn auch die Kleidung danach, und kaum, daß er mit seiner Toilette fertig war, so kamen beide Schleppegrell's auch schon über den Schloßhof. Er rief hinunter, daß sie sich nicht hinauf bemühen sollten, er werde das Fräulein abholen und gleich bei ihnen sein. Und so geschah es denn auch, und ehe fünf Minuten um waren, durchschritt man, vom großen Frontportal her, die ganze Tiefe des Schlosses und trat, an dessen Rückseite, durch ein gleich großes Portal in den Park ein. Hier traf man auch Erichsen, der eben von einem anderthalbstündigen Gesundheitsspaziergange zurückkehrte, sofort aber Bereitwilligkeit zeigte, sich an dem neuen

Spaziergange zu betheiligen. Das wurde begrüßt und bewundert. Erichsen bot Ebba seinen Arm, und Holk folgte mit der kleinen Pastorsfrau, während Schleppegrell die Führung nahm. Er trug, wie bei der ersten Begrüßung auf dem Hilleröder Marktplatze einen mantelartigen Rock, der, ohne Taille, von den Schultern bis auf die Füße ging, dazu Schlapphut und Eichenstock, mit welch' letztrem er allerhand große Schwingbewegungen machte, wenn er es nicht vorzog, ihn in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen.

Holk, so viel lieber er an Ebba's Seite gewesen wäre, war doch sehr verbindlich gegen die Pastorin und bat sie, für den Fall, daß er persönlich nicht dazu kommen sollte, ihrem Manne sagen zu wollen, wie sehr er sich über die Zusendung gefreut habe; kaum minder freilich hab' er ihr selber zu danken, denn daß die Abschrift von ihrer Hand sei, das sei doch wohl sicher.

„Ja," sagte sie. „Man muß sich untereinander helfen, das ist eigentlich das Beste von der Ehe. Sich helfen und unterstützen und vor Allem nachsichtig sein und sich in das Recht des Andern einleben. Denn was ist Recht? Es schwankt eigentlich immer. Aber Nachgiebigkeit einem guten Menschen gegenüber, ist immer recht."

Holk schwieg. Die kleine Frau sprach noch so weiter, ohne jede Ahnung davon, welche Bilder sie heraufbeschwor und welche Betrachtungen sie in ihm angeregt hatte. Die Sonne, die frühmorgens so hell geschienen, war wieder fort, der Wind hatte sich abermals gedreht, und ein feines Grau bedeckte den Himmel; aber gerade diese Beleuchtung ließ die Baumgruppen, die sich über die große Parkwiese hin vertheilten, in um so wundervollerer Klarheit erscheinen. Die Luft war weich und erfrischend zugleich, und am Ab-

hang einer windgeschützten Terrasse gewahrte man allerlei Beete mit Spätastern; überall aber wo die Parkwiese tiefere Stellen hatte, zeigten sich große und kleine Teiche, mit Kiosks und Pavillons am Ufer, von deren phantastischen Dächern allerlei blattloses Gezweige herniederhing. Ueberhaupt Alles kahl. Nur die Platanen hielten ihr Laub noch fest, aber jeder stärkere Windstoß, der kam, löste etliche von den großen gelben Blättern und streute sie weit über Weg und Wiese hin. In nicht allzu großer Entfernung vom Schloß lief ein breiter Graben, über den verschiedene Birkenbrücken führten; gerade an dem Punkt aber, wo Schleppegrell, an der Spitze der Andren, den Grabenrand erreichte, fehlte jeder Brückensteg, und statt dessen war eine Fähre da, mit einem zwischen hüben und drüben ausgespannten Seil, an dem entlang man das Flachboot mühelos hinüberzog. Als man drüben war, war es nur noch eine kleine Strecke bis an einen aufgeschütteten Hügel, von dem aus man, nach Schleppegrell's Versicherung, einen gleich freien Blick nach Norden hin auf Schloß Fredensborg und nach Süden hin auf Schloß Fredericksborg habe. Und diesen Punkt wollte man erreichen. Aber mit Rücksicht auf die knapp zugemessene Zeit mußte dieses Ziel sehr bald aufgegeben und sogar ein näherer Rückweg eingeschlagen werden.

Holk war bis dahin keinen Augenblick von der Seite der Frau Pastorin gewichen, als man aber die Fähre zum zweiten Mal passirt und das andre Ufer wiedergewonnen hatte, wechselte man mit den Damen und während Erichsen der Pastorin den Arm bot, folgten Holk und Ebba, die bis dahin kaum noch Gelegenheit zu einem Begrüßungsworte gefunden hatten, in immer größer werdender Entfernung.

„Ich glaubte schon ganz ein Opfer Ihrer neuesten Neigung zu sein", sagte Ebba. „Ein gefährliches Paar, diese Schleppegrell's; gestern er, heute sie."

„Ach, meine Gnädigste, nichts Schmeichelhafteres für mich, als mir eine derartige Don Juan-Rolle zugewiesen zu sehen."

„Und um welcher Zerline willen! Eigentlich Zerlinens Großtante. Wovon hat sie mit Ihnen gesprochen! Es ging ja, so viel ich sehen konnte, wie eine Mühle . . ."

„Nun, von allerlei; von Hilleröd und seinem winterlichen Leben, und daß sich die Stadt in eine Ressourcen- und eine Casino-Hälfte theile. Man konnte beinah' glauben, in Deutschland zu sein. Uebrigens eine charmante kleine Frau, voller bon sens, aber doch auch wieder von einer großen Einfachheit und Enge, so daß ich nicht recht weiß, wie der Pastor mit ihr auskommt und noch weniger, wie die Prinzessin ihre Stunden so mit ihr hinplaudert."

Ebba lachte. „Wie wenig Sie doch Bescheid wissen. Man merkt an Allem, daß Sie nur alle Jubeljahr einmal eine Fühlung mit Prinzessinnen haben. Glauben Sie mir, es ist nichts so nichtig, daß es nicht eine Prinzessin interessiren könnte. Je mehr Klatsch, desto besser. Tom Jensen war in Indien und hat eine Schwarze geheirathet, und die Töchter sind alle schwarz, und die Söhne sind alle weiß; oder Apotheker Brodersen hat seine Frau vergiftet, es heißt mit Nikotin; oder Forstgehülfe Holmsen, als er gestern Abend aus Liebchens Fenster stieg, ist in eine Kalkgrube gefallen, — ich kann Ihnen versichern, dergleichen interessirt unsere Prinzessin mehr, als die ganze schleswig-holstein'sche Frage, trotzdem Einige behaupten, sie sei die Seele davon."

„Ach, Ebba, Sie ſagen das ſo hin, weil Sie moquant ſind und ſich darin gefallen, alles auf die Spitze zu treiben.“

„Ich will das hinnehmen, weil es mir lieber iſt, ich bin ſo, als das Gegentheil davon. Gut' alſo, ich bin moquant und mediſant und was Sie ſonſt noch wollen; aber von dem, was ich da eben über die Prinzeſſinnen geſagt habe, davon geht kein Tüttelchen ab. Und je klüger und witziger die Hochgeſtellten ſind und je mehr Sinn und Auge ſie für das Lächerliche haben, deſto ſichrer und raſcher kommen ſie dazu, die langweiligen Menſchen gerade ſo nett und unterhaltlich zu finden, wie die intereſſanten.“

„Und das ſagen Sie! Sind Sie nicht ſelbſt die Widerlegung davon? Was hat Ihnen denn Ihren Platz im Herzen der Prinzeſſin erobert? Doch nur das, daß Sie klug und geſcheidt ſind, Einfälle haben und zu ſprechen verſtehen und mit einem Wort intereſſanter ſind als die Schimmelmann.“

„Nein, einfach weil ich anders bin als die Schimmelmann, die der Prinzeſſin gerade ſo nöthig iſt wie ich oder wie Erichſen oder wie Penz oder vielleicht auch . . .“

„. . . wie Holk.“

„Ich will es nicht geſagt haben. Aber brechen wir ab und raſten wir, trotzdem wir ohnehin ſchon zurückgeblieben ſind, einen kleinen Augenblick an dieſer entzückenden Stelle, von der aus wir einen guten Blick auf die Rückſeite des Schloſſes haben. Sehen Sie nur, Alles hebt ſich ſo wundervoll von einander ab, das Hauptdach und die ſpitzen Thurmdächer links und rechts, trotzdem Alles dieſelbe graue Farbe hat.“

„Ja“, ſagte Holk. „Es hebt ſich Alles trefflich von einander ab. Aber das thut die Beleuchtung, und auf ſolche beſondre Beleuchtung hin dürfen Schlöſſer nicht ge-

baut werden. Ich meine, die zwei Backsteinthürme, drin wir wohnen, die hätten mit ihrem prächtigen Roth etwas höher hinaufgeführt werden müssen und dann erst die Schiefer- oder Schindelspitze. Jetzt sieht es aus, als solle man aus der untersten Thurmluke gleich auf das große Schrägdach hinaustreten, um draußen, an der Dachrinne hin, eine Promenade zu machen."

Ebba nickte, vielleicht weil ihr das Endergebniß dieser Bau- und Beleuchtungsfrage gleichgültig war, und gleich danach eilten Beide rasch weiter, weil sie wahrzunehmen glaubten, daß der Pastor anhielt, um auf sie zu warten. Im Herankommen aber sahen sie, daß es etwas Anderes war, und daß Schleppegrell, so sehr die Zeit drängte, doch noch auf eine besondere Sehenswürdigkeit aufmerksam machen wollte. Diese Sehenswürdigkeit war nicht mehr und nicht weniger, als ein am Wege liegender etwas ausgehöhlter Riesenstein, in dessen flache Mulde die Worte gemeißelt waren: „Christian IV. 1628." Holk sprach im Herantreten die Meinung aus, „daß es muthmaßlich ein bevorzugter Sitz- und Ruheplatz des Königs gewesen sei," wozu Schleppegrell bemerkte: „Ja, so war es; es war ein Ruheplatz. Aber nicht ein regelmäßiger, sondern nur ein einmaliger. Und es knüpft sich auch eine kleine Geschichte daran . . ."

„Erzählen!" riefen Alle dem Pastor zu. Dieser aber zog seine silberne Gehäuse-Uhr, daran, an einer etwas abgetragenen grünen Schnur, ein großer Uhrschlüssel hing, und wies auf das Zifferblatt, das bereits auf zehn Minuten vor zwölf zeigte. „Wir müssen uns eilen, oder wir kommen zu spät. Ich will es beim Lunch erzählen, vorausgesetzt, daß es sich erzählen läßt, worüber ich in Zweifel bin."

„Ein Paſtor kann Alles erzählen," ſagte Ebba, „zumal in Gegenwart einer Prinzeſſin. Denn Prinzeſſinnen ſind ſich ſelber Geſetz, und was ſie gut heißen, das geht und das gilt. Und nun gar die unſre! Daß ſie nicht „nein" ſagen wird, dafür will ich mich verbürgen."

Und in geſteigert raſchem Tempo ſchritt man auf das Schloß zu.

XXII.

Kurz vor zwölf war man im Schloſſe zurück, gerade noch früh genug, um rechtzeitig bei der Prinzeſſin erſcheinen zu können. Pentz und die Schimmelmann, die den Dienſt hatten, empfingen die Geladenen, und nachdem die bald danach eintretende Prinzeſſin an jeden Einzelnen ein Wort der Begrüßung gerichtet hatte, verließ man die Wohn- und Empfangszimmer, um ſich über einen mit Karyatiden reich geſchmückten und augenſcheinlich einer ſpäteren Zeit angehörigen Corridor hin in die große Herluf Trolle-Halle zu begeben, dieſelbe Halle, darin man, am Abend vorher, bei Kaminfeuer und Kienfackeln erſt die großen Bilder ſo gut es ging, betrachtet und dann dem erklärenden Schleppegrellſchen Vortrage zugehört hatte. Ja, die Halle war dieſelbe; trotzdem zeigte ſich ſeit geſtern in ſo weit eine Veränderung, als jetzt helles Tageslicht einfiel (die Mittagsſtunde hatte wieder Sonnenſchein gebracht) und Allem etwas Heiteres lieh, ein Eindruck, der durch eine mit Blumen und altnordiſchen Trinkgefäßen beinah phantaſtiſch geſchmückte Prunktafel noch geſteigert wurde. Schmuck überall, geſchmückt auch die Wände. Da wo ſich die hohen Paneele mit den breiten

Barockrahmen der Wandbilder berührten, hingen Mistel- und Ebereschenbündel an Guirlanden von Eichenlaub, während eine quer durch die Halle gezogene Wand von Cypressen und jungen Tannenbäumen den dunklen Hinterraum von dem festlich hergerichteten Vorderraum abtrennte. Das Ganze, so viel war augenscheinlich, sollte den Weihnachtscharakter tragen oder wie die Prinzessin sich ausgedrückt hatte, wenigstens ein Vorspiel zum Julfeste sein. Orangen, in fast überreicher Zahl, waren überall in das Tannengezweige gehängt und kleine wächserne Christengel schwenkten ihre Fahne, während über das blitzende weiße Tischtuch hin Stechpalmenzweige lagen mit rothen Beeren daran.

* * *

Und nun forderte die Prinzessin die Geladenen durch eine gnädige Handbewegung auf, ihre Plätze zu nehmen. Minutenlang verblieben alle schweigend oder kamen über ein Flüstern nicht hinaus; als aber das erste Glas Cyper geleert war, war auch die fröhliche Laune wieder da, die diesen kleinen Kreis auszeichnete. Jeder, nach vorausgegangener Aufforderung der Prinzessin, ließ sich's zunächst angelegen sein, über seine Schicksale während der letzten Sturmnacht zu berichten, und Alle waren einig darin, daß das schöne Schloß, darin nur leider alle Fenster klapperten und in dem man in jedem Augenblicke fürchten müsse, von einem Nordwester gepackt und weggeweht zu werden, doch mehr ein Sommer- als ein Winterschloß sei. „Ja", sagte die Prinzessin, „das ist leider so, davon kann ich mein liebes Fredericksborg nicht freisprechen; und was fast noch schlimmer ist, ich kann auch nichts dagegen thun und muß

eben Alles laſſen, wie's iſt.“ Und nun erzählte ſie mit der ihr eigenen Jovialität, wie ſie, vor Jahr und Tag ſchon einen feierlichen Antrag auf „ſchließende Thüren und Fenſter“ geſtellt habe, was ihr aber von der betreffenden Verwaltungs- oder Baucommiſſion rund abgeſchlagen worden ſei, weil die Bewohnbarkeit des Schloſſes oder doch wenigſtens die Brauchbarkeit der Kamine mit dem Fortbeſtand undichter Fenſter im nächſten Zuſammenhange ſtehe; ſchließende Fenſter würden gleichbedeutend ſein mit Kaminen, die nicht brennen. „Und ſeitdem ich das weiß, hab' ich mich in mein Schickſal ergeben; ja nach Allem, was ich bei der Gelegenheit gehört habe, will ich noch froh ſein, wenn wir durch einen fortgeſetzten guten Thür- und Fenſterzug vor verſtopften Feuerreſſen und allen ſich daraus ergebenden Fährlichkeiten bewahrt bleiben. Offen geſtanden, mitunter ſteh' ich unter der Furcht, es könne mal ſo was kommen. In den Schornſteinen hier herum wird es ſchlimm genug ausſehen, und ſpeciell in dem unſrigen vermuth' ich eine Rußkruſte womöglich noch aus König Chriſtian's Zeiten her.“

Es war nach Nennung des Namens „König Chriſtian“ ſo gut wie ſelbſtverſtändlich, daß ſich das Geſpräch den Friedrichsborger Tagen dieſes däniſchen Lieblingskönigs zuwenden mußte, von dem Schleppegrell, faſt noch ſelbſtverſtändlicher, eine Fülle von Lokalanekdoten ſofort zur Stelle hatte. Nach einiger Zeit aber unterbrach Holk und ſagte: „Da ſtecken wir nun ſchon eine Viertelſtunde lang in König Chriſtian-Anekdoten und haben immer noch nicht die Geſchichte von dem Stein draußen gehört mit ſeiner Namensinſchrift und ſeiner Jahreszahl 1628. Was iſt es damit? Sie haben uns draußen im Park verſprochen . . .“

Schleppegrell wiegte den Kopf zweifelnd hin und her.

„Allerdings," nahm er das Wort, „hab' ich davon erzählen wollen. Aber es ist nicht viel damit und wird Sie muthmaßlich enttäuschen. Man erzählt sich nämlich, es sei der Stein, wo Christian IV., als er, nach seinem Regierungsantritt, den großen Umbau des Schlosses zu leiten begann, gleich am ersten Samstage die Arbeiter um sich versammelt und ihnen allerpersönlichst den Wochenlohn ausgezahlt habe."

„Das ist Alles?"

„Ja", sagte Schleppegrell.

Ebba aber wollte davon nichts wissen. „Nein, Pastor Schleppegrell, so leichten Kaufs kommen Sie nicht los; was Sie da sagen, das kann einfach nicht sein. Sie vergessen, daß Jeder, der sich herauswinden oder Andere hinters Licht führen will, vor Allem ein gutes Gedächtniß haben muß. Es ist noch keine zwei Stunden, daß wir aus Ihrem Munde gehört, Sie würden von dem Stein erzählen, wenn die Prinzessin ihre Zustimmung dazu gäbe. Nun, Sie werden doch nicht geglaubt haben, die Prinzessin könne vorhaben, Ihren Bericht über eine samstägliche Lohnauszahlung verbieten zu wollen."

Die Prinzessin weidete sich an Schleppegrell's Verlegenheit, und Ebba, nicht Willens, Ihren Vortheil aus der Hand zu geben, fuhr fort: „Sie sehen, Sie können aus Ihrer schrecklichen Lage nur heraus, wenn Sie sich rundweg entschließen, Farbe zu bekennen und uns die Geschichte so geben, wie sie wirklich gewesen."

Schleppegrell, der sich altmodischer Weise die Serviette quer über die Brust gebunden hatte, löste mechanisch den Knoten, legte die Serviette neben sich und sagte: „Nun gut, wenn Sie befehlen, es gibt noch eine zweite Lesart, von der es allerdings heißt, daß sie die richtigere sei. Der

König ging mit Christine Munk, die seine Gemahlin war und auch wieder nicht war, etwas, das in unsrer Geschichte leider mehrfach vorkommt, im Schloßgarten spazieren und mit den beiden war Prinz Ullrich und Prinzessin Fritz-Anna, und als sie bis an diesen Stein gekommen waren, setzten sie sich, um eine Plauderei zu haben. Und der König war so gnädig und liebenswürdig wie nie zuvor. Aber Christine Munk, aus Gründen, die bis diesen Augenblick Niemand weiß oder auch nur ahnen kann (oder vielleicht auch hatte sie keine), schwieg in einem fort und sah so sauerköpfisch und griesgrämig drein, daß es eine große Verlegenheit gab. Und was das Schlimmste von der Sache war, diese Verstimmung Christinens hatte Dauer und war noch nicht vorüber, als der Abend herankam und der König in das Schlafgemach wollte. Da fand er die Thür verriegelt und verschlossen und mußte seine Ruh an einer andern Stelle nehmen. Und da solches dem Könige vordem nie widerfahren war, weil Christine nicht nur zu den bestgelaunten, sondern auch zu den allerzärtlichsten Frauen gehörte, so beschloß der König diesen merkwürdigen Ausnahmetag zu verewigen und ließ Namen und Jahreszahl in den Stein einmeißeln, wo der räthselvolle eheliche Zwist seinen Anfang genommen hatte."

„Nun," sagte die Prinzessin, „das ist freilich um einen Grad intrikater, aber doch auch noch lange nicht dazu angethan, mich als Schreckgespenst der Prüderie heraufzubeschwören, wie mein lieber Schleppegrell heute Vormittag gethan zu haben scheint. Uebrigens apropos Prüderie! Da habe ich gestern in einem französischen Buche gefunden, ‚Prüderie, wenn man nicht mehr jung und schön sei, sei nichts als eine bis nach der Ernte noch stehen gebliebene Vogelscheuche'. Nicht übel; die Franzosen verstehen sich auf

dergleichen. Was aber, um unser Thema nicht zu vergessen, die Geschichte vom König Christian und seinem ‚Ausgeschlossensein' angeht, so wünschte ich wohl all' unsere Königs- und Prinzengeschichten, die jetzt nur das Gegentheil davon kennen, wiesen eine ähnliche Harmlosigkeit auf, ein Wunsch, in dem mir Graf Holk sicherlich zustimmen wird. Sagen Sie, Graf, wie finden Sie die Geschichte?"

„Die Wahrheit zu gestehen, gnädigste Prinzessin, ich finde die Geschichte zu kleinen Stils und überhaupt etwas zu wenig."

„‚Zu wenig', wiederholte Ebba. „Da möcht' ich doch widersprechen dürfen. Das mit der samstäglichen Lohnauszahlung, das war zu wenig, aber nicht dies. Eine Frau, die griesgrämig und sauertöpfisch drein sieht, ist nie wenig, und wenn ihre schlechte Laune so weit geht, ihren Eheherrn von ihrer Kammer auszuschließen ich bedaure, diesen Punkt berühren zu müssen, aber die Historie verlangt Wahrheit und nicht Verschleierungen, so ist das vollends nicht wenig. Ich rufe meine gnädigste Prinzessin zum Zeugen auf und flüchte mich unter ihren Schutz. Aber so sind die Herren von heutzutage; König Christian läßt das Ereigniß in Stein eingraben, als eine merkwürdige Sache, die zu den fernsten Zeiten sprechen soll, und Graf Holk findet es wenig und zu ‚kleinen Stils'."

Holk sah sich in die Enge getrieben, und zugleich wahrnehmend, daß die Prinzessin augenscheinlich in der Laune war, auf Ebba's Seite zu treten, fuhr er unsicher hin und her und versicherte, während er abwechselnd einen ernsthaften und dann wieder ironischen Ton anzuschlagen versuchte, daß man in solcher Angelegenheit einen privaten und einen historischen Standpunkt durchaus unterscheiden müsse;

vom privaten Standpunkt aus sei solch „Ausgeschlossensein“ etwas tief Betrübliches und beinah Tragisches, ein ausgeschlossener König aber sei ganz unstatthaft, ja dürfe gar nicht vorkommen, und wenn die Geschichte dennoch dergleichen berichte, so begäbe sie sich eben ihrer Hoheit und Würde und geräthe in das hinein, was er wohl oder übel „kleinen Stil“ genannt habe.

„Er zieht sich gut heraus“, sagte die Prinzessin. „Nun, Ebba, führe Deine Sache weiter.“

„Ja, gnädigste Prinzessin, das will ich auch, und wenn ich es als ein deutsches Fräulein vielleicht nicht könnte, so kann ich es doch als eine reine Skandinavin.“

Alles erheiterte sich.

„Als eine reine Skandinavin“, wiederholte Ebba, „natürlich mütterlicherseits, was immer das Entscheidende ist; der Vater bedeutet nur viel. Und nun also unsere These. Ja, was Graf Holk da sagt . . . nun ja, von seinem schleswig-holstein'schen Standpunkt aus mag er Recht haben mit seiner Vorliebe für das Große. Denn sein Votum gegen den kleinen Stil bedeutet doch natürlich, daß er den großen will. Aber was heißt großer Stil? Großer Stil heißt so viel, wie vorbeigehen an Allem, was die Menschen eigentlich interessirt. Christine Munk interessirt uns, und ihre Verstimmung interessirt uns, und was dieser Verstimmung an jenem denkwürdigen Abend folgte, das interessirt uns noch viel mehr. . .“

„Und am meisten interessirt uns Fräulein Ebba in ihrer übermüthigen Laune . . .“

„Von der ich in diesem Augenblicke vielleicht weniger habe als sonst. So weit ich ernsthaft sein kann, so weit bin ich es. Jedenfalls aber behaupte ich mit jedem er-

denklichen Grade von Ernst und Aufrichtigkeit und will in jeder Mädchenpension darüber abstimmen lassen, daß König Heinrich VIII. mit seinen sechs Frauen alle Concurrenz ‚großen Stils' aus dem Felde schlägt und nicht wegen der paar Enthauptungen, die finden sich auch anderswo, sondern wegen der intrikaten Kleinigkeiten, die diesen Enthauptungen vorausgingen. Und nach Heinrich VIII. kommt Maria Stuart, und nach ihr kommt Frankreich mit seiner Fülle der Geschichte, von Agnes Sorel an bis auf die Pompadour und Dubarry, und dann kommt Deutschland noch lange nicht. Und als Allerletztes kommt Preußen, Preußen mit seinem großen Manco auf diesem Gebiet, mit dem es auch zusammenhängt, daß einige Schriftstellerinnen von Genie dem großen Friedrich ein halbes Dutzend Liebesabenteuer angedichtet haben, Alles nur, weil sie ganz richtig fühlten, daß es ohne dergleichen eigentlich nicht geht."

Pentz nickte zustimmend, während Holk den Kopf hin und her wiegte.

„Sie drücken Zweifel aus, Graf, vor Allem vielleicht einen Zweifel an meiner Ueberzeugung. Aber es ist, wie ich sage. Großer Stil! Bah, ich weiß wohl, die Menschen sollen tugendhaft sein, aber sie sind es nicht, und da, wo man sich d'rin ergibt, sieht es im Ganzen genommen besser aus als da, wo man die Moral bloß zur Schau stellt. Leichtes Leben verdirbt die Sitten, aber die Tugendkomödie verdirbt den ganzen Menschen."

Und als sie so sprach, fiel aus einem der die Tafel umstehenden Tannenbäumchen ein Wachsengel nieder, just da, wo Pentz saß. Der nahm ihn auf und sagte: „Ein gefallener Engel; es geschehen Zeichen und Wunder. Wer es wohl sein mag?"

„Ich nicht," lachte Ebba.

„Nein," bestätigte Penz, und der Ton, in dem es geschah, machte, daß sich Ebba verfärbte. Aber ehe sie den Uebelthäter dafür abstrafen konnte, ward es hinter der Tannen- und Cypressenwand wie von trippelnden Füßen lebendig. Zugleich wurden Anordnungen laut, wenn auch nur mit leiser Stimme gegeben, und alsbald intonirten Kinderstimmen ein Lied, und ein paar von Schleppegrell zu dieser Weihnachtsvorfeier gedichtete Strophen klangen durch die Halle.

Noch ist Herbst nicht ganz entflohn,
Aber als Knecht Ruprecht schon
Kommt der Winter hergeschritten
Und alsbald aus Schneees Mitten
Klingt des Schlittenglöckleins Ton.

Und was jüngst noch, fern und nah,
Bunt auf uns herniedersah,
Weiß sind Thürme, Dächer, Zweige
Und das Jahr geht auf die Neige
Und das schönste Fest ist da.

Tag du der Geburt des Herrn,
Heute bist du uns noch fern,
Aber Tannen, Engel, Fahnen
Lassen uns den Tag schon ahnen
Und wir sehen schon den Stern.

XXIII.

Die kleine Weihnachtsvorfeier, die mit einem Geplauder am Kamin (Grundtvig war das Hauptthema gewesen) abgeschlossen hatte, hatte sich bis Dunkelwerden hingezogen und die sechste Stunde war schon vorüber, als man aufbrach, nachdem sich die Prinzessin kurz vorher in ihre Gemächer zurückgezogen. Holk begleitete wieder das Schleppegrell'sche Paar, diesmal aber bis in die Stadt selbst hinein und kehrte erst, nachdem er zugesagt hatte, bei nächster freier Zeit einen Besuch im Pfarrhause machen und daselbst Schleppegrell's Sammlungen besichtigen zu wollen, in sein Thurmzimmer zurück, um hier, im Laufe des Abends, verschiedene Briefe zu schreiben, an Asta, an Axel, an die Dobschütz. Von dieser letzteren waren am vorausgegangenen Tage, fast unmittelbar vor Aufbruch des prinzeßlichen Hofes nach Frederiksborg, einige Zeilen eingetroffen, in denen ihm mitgetheilt wurde, daß Christine nicht schreiben könne, weil sie krank sei. Daß diese Mittheilung einen großen Eindruck auf ihn gemacht hätte, konnte nicht behauptet werden. Er kannte seiner Frau Wahrheitsliebe, trotzdem sagte er: „Sie wird verstimmt sein, und das heißt dann Krankheit. Wenn

man will, ist man immer krank und erfreut sich des Vorzugs, jede Laune rechtfertigen zu können."

* *
*

Der andere Morgen führte wieder einen klaren und wolkenlosen Tag herauf; kein Wind ging, und Holk, der sich in der Mittagsstunde zum Dienst zu melden hatte, saß in Nähe des Fensters und sah nach dem Hilleröder Kirchthurm hinüber, dessen Wetterhahn in der Sonne blitzte; still lagen die Häuser da, die Dächer blink und blank, und wäre nicht der Rauch gewesen, der aus den hohen Topfschornsteinen aufstieg, so hätte man glauben können, es sei eine verwunschene Stadt. Nirgends Menschen. „In solcher Stille zu leben," sprach er vor sich hin, „welch' Glück!" und als er sich dann vergegenwärtigte, daß Holkenäs dieselbe Stille habe, setzte er hinzu: „Ja, dieselbe Stille, aber nicht denselben Frieden. Wie beneidenswerth dieser Pastor! Er hat seine Gemeinde, seine Steingräber, und seine Moorfunde, den Herluf Trolle ganz ungerechnet, und läßt die Welt draußen ihren Gang gehen. Hilleröd ist seine Welt. Freilich, wer will sagen, was in ihm vorgeht. Er scheint so ruhig und abgeklärt, so ganz in Frieden, aber ist er's? Wenn es wahr ist, daß drei Prinzessinnen hintereinanderweg, oder vielleicht auch a tempo, sich in ihn verliebten, so will mir solch' Idyll, als Ausgang von dem Allem, doch als ein fragliches Glück erscheinen. Eine Prinzessin zu heirathen, ist freilich ein noch viel fraglicheres, aber wenn man's klug unterläßt und als einzigen Lohn seiner Klugheit nichts hat als solche Hilleröder Kleinstädterei, so muß einem doch immer so was wie Sehnsucht bleiben. Eine prächtige Frau, diese kleine dicke

Kugel von Paſtorin, aber ganz unangethan, einen Mann wie Schleppegrell ſeine Vergangenheit vergeſſen zu machen. Zuletzt hat doch Jeder ſeine Eitelkeit, und Paſtoren ſollen in dieſem Punkte nicht gerade die Letzten ſein."

Er phantaſirte noch eine Weile ſo weiter und ging bei der Gelegenheit noch einmal Alles durch, was ihm der geſtrige Tag, abgeſehen von der kleinen Feſtlichkeit bei der Prinzeſſin, an Bildern und Erlebniſſen gebracht hatte: den Spaziergang auf Fredensborg zu, das flache Fährboot mit ſeinem ausgeſpannten Seil, daran man ſich über den Parkgraben ans andere Ufer zog, den wundervollen Blick auf die Rückſeite des Schloſſes mit ſeinem Steildach und ſeinen Thürmen und endlich den Muldenſtein und das Geſpräch mit Ebba. „Ebba ſpricht doch nicht liebevoll genug von der Prinzeſſin und iſt mir darin wieder ein rechter Beweis, wie ſchlecht ſich Eſprit und Dankbarkeit vertragen. Iſt ihr etwas Pikantes auf der Zunge, ſo muß es heraus, und die Pietät wird zu Grabe geläutet. Die Stockholmer Geſchichte, . . . nun von der will ich nicht reden, die mag auf ſich beruhen, wiewohl auch da viel Grund zur Dankbarkeit vorliegen mag; aber auch jetzt noch, Alles, was die Prinzeſſin ſagt oder thut, iſt eine Verwöhnung, und Ebba nimmt es hin, nicht bloß als ſelbſtverſtändlich, ſondern als wäre ſie der Prinzeſſin überlegen. Und das iſt ſie nicht, die Prinzeſſin iſt nur von einer ſchlichteren Ausdrucksweiſe. Wie gut war das Alles wieder, was ſie geſtern aus der Fülle der Erfahrung, über den alten Grundtvig ſagte, wobei mir einfällt, daß ich daraus eine gute Nachſchrift für meinen Brief an die Tobſchütz machen könnte. Der Brief iſt ohnehin etwas mager ausgefallen."

Und während er das ſagte, nahm er ſeinen Platz an

dem rechts neben dem Fenster stehenden Schreibtisch und schrieb auf die noch leer gebliebene Seite: „Noch eine kleine Nachschrift, meine liebe Dobschütz. Unter unseren gestrigen Gesprächen bei der Prinzessin war auch eins über Grundtvig. Schleppegrell hatte nicht übel Lust, einen halben Heiligen aus ihm zu machen, worin ihn, natürlich ironisch, Penz und die Rosenberg unterstützten. Die Prinzessin aber nahm die Sache ganz ernsthaft, fast so ernsthaft wie Schleppegrell und sagte: „Grundtvig ist ein bedeutender Mann und so recht angethan, ein Dänenstolz zu sein. Aber einen Fehler hat er doch, er muß immer etwas Apartes haben und sich von dem Rest der Menschheit, auch selbst der dänischen, unterscheiden, und wiewohl ihm nachgesagt wird, er stelle Dänemark so hoch, daß er ganz ernsthaft glaube, der liebe Gott spräche Dänisch, so bin ich doch sicher, daß er von dem Tag an wo dies ganz allgemein feststände, mit allem Nachdruck behaupten und beweisen würde: der liebe Gott spräche Preußisch. Grundtvig kann nicht ertragen, mit irgend Jemandem in Uebereinstimmung zu sein. Hieraus, liebe Dobschütz, spricht ganz und gar der Ton unserer Tisch- und Abendunterhaltungen, und ich füge diese kleine Geschichte meinem Briefe mit allem Vorbedacht hinzu, weil ich weiß, wie sich Christine für Pastoralanekdoten und theologische Streitigkeiten interessirt. Und die Frage nach der Intimsprache Gottes kann vielleicht dafür gelten. Nochmals die herzlichsten Grüße. An Christine schreibe ich morgen, wenn auch nur einige Zeilen."

Er couvertirte nun diesen Brief an die Dobschütz, zugleich die beiden andern an Asta und Axel und war eben damit fertig, als es klopfte. „Herein." Aber das Klopfen wiederholte sich nur, so daß Holk aufstand, um zu sehen,

was es ſei. Draußen ſtand Karin, die verlegen vor ſich hin ſah, trotzdem Verlegenheit zu den letzten ihrer Eigenſchaften zählte. Sie behändigte Holk einige Zeitungen und Briefe, die der Poſtbote, der ſehr eilig geweſen, um Zeiterſparniſſes willen unten beim gnädigen Fräulein mit abgegeben habe. Das gnädige Fräulein laſſe ſich dem Herrn Grafen empfehlen und habe vor, mit Baron Pentz einen Spaziergang zu dem „Stein“ im Park zu machen, der Herr Graf wüßten ſchon bis zu welchem Stein. Holk lächelte, ließ ſich entſchuldigen und nahm dann ſeinen Platz wieder ein, um zu ſehen, was die neueſte Poſt gebracht habe. Die Zeitungen, die bei der momentan herrſchenden politiſchen Windſtille wenig verſprachen, ſchob er bei Seite und muſterte dabei ſchon die Handſchriften der eingetroffenen Briefe. Sie ließen ſich alle leicht erkennen; das war die des alten Petersen, das die ſeines Gärtners und dieſe hier die Handſchrift Arne's, ſeines Schwagers. Der Poſtſtempel „Arnewiek“ beſtätigte nur.

„Von Alfred? Was will er? Er faßt doch ſonſt die Machtvollkommenheiten ſeiner Majordomusſchaft weitgehend genug auf, um mich durch Anfragen nicht groß zu ſtören. Und ein wahres Glück, daß er ſo verfährt, und überhaupt ſo iſt, wie er iſt. Ich habe nicht Luſt, mich hier um Wollpreiſe zu kümmern oder um die Frage, wie viel Fetthämmel nach England verladen werden ſollen. Das iſt ſeine Sache, bezw. Chriſtinen's, und Beide verſtehen es außerdem viel beſſer als ich; die Arne's waren immer Agriculturgrößen, was ich von den Holks eigentlich nicht ſagen kann; ich meinerſeits habe immer nur den Anlauf dazu genommen. Alſo was will er? Aber wozu mir den Kopf mit Vermuthungen zerbrechen.“ Und dabei nahm er den Brief und

ſchnitt ihn mit einem kleinen Elfenbeinmeſſer auf, aber langſam, denn er ſtand unter einem Vorgefühl, daß ihm der Brief nicht viel Erfreuliches bringen werde.

Und nun las er:

„Lieber Holk! Ich unterlaſſe es, wie Du weißt, grundſätzlich, Dir, in Deinen Kopenhagener Tagen, mit wirthſchaftlichen Angelegenheiten aus Holkenäs beſchwerlich zu fallen. Es war auch bisher nie nöthig, da Dein liebenswürdiger Charakter es leicht macht, an Deiner Stelle zu regieren; Du haſt nicht bloß die glückliche Gabe, mit dem, was Andre thun, einverſtanden zu ſein, ſondern die noch glücklichere, wenn der Ausnahmefall mal eintritt, fünf gerade ſein zu laſſen. Und um es gleich vorweg zu ſagen, ich ſchreibe Dir auch heute nicht um preſſanter wirthſchaftlicher Dinge willen und habe noch weniger vor, ganz allgemein auf meine Lieblingspläne zurückzukommen, die, wie Du weißt, dahin gehen: lieber Shorthorns als Oldenburger (die Milchwirthſchaft hat ſich überlebt) und lieber Southdowns als Rambouillet. Was ſoll uns noch die Wollproduction? Ein längſt überwundener Standpunkt, der für die Lüneburger Haide paſſen mag, aber nicht für uns. Der Londoner Cattle-Market, der allein iſt es, der für Güter, wie die unſrigen, in Betracht kommt. Meat, Meat! Aber nichts mehr davon. Ich ſchreibe Dir wegen wichtigerer Dinge, wegen Chriſtine. Chriſtine, wie Dir die Dobſchütz ſchon mitgetheilt haben wird, iſt leidend, ernſt und nicht ernſt, wie Du's nehmen willſt. Sie braucht weder nach Karlsbad noch nach Nizza geſchickt zu werden, aber doch iſt ſie krank, krank im Gemüth. Und daran, lieber Holk, biſt Du Schuld. Was ſind das für Briefe, die Du nun ſchon ſeit ſechs Wochen ſchreibſt, oder faſt ließe ſich ſagen auch nicht ſchreibſt.

Ich verſtehe Dich nicht, und wenn ich Dir, von Anbeginn unſerer Freundſchaft an, immer vorgeworfen habe: „Du kennteſt die Frauen nicht“, muß ich jetzt alles Scherzhafte, was ſich früher bei dieſer Bemerkung mit einmiſchte, daraus ſtreichen und Dir im bitterſten Ernſte ſagen: Du verſtehſt die Frauen wirklich nicht, am wenigſten aber Deine eigene, meine theure Chriſtine. Unſere theure Chriſtine, wage ich, bei der Haltung, die Du zeigſt, kaum noch zu ſagen. Ich ſehe nun freilich deutlich, wie Du hier ungeduldig wirſt und nicht übel Luſt haſt, gerade mich als den Anſtifter und Begründer all der Behandlungsſonderbarkeiten zu verklagen, in denen Du Dich ſeit Deiner Abreiſe von Holkenäs mit ebenſo viel Virtuoſität wie Conſequenz ergehſt. Und wenn Du Dich mir und meinen früheren Rathſchlägen gegenüber durchaus auf Deinen Schein ſtellen willſt, ſo kann ich Dir ein beſtimmtes Recht dazu nicht abſprechen. Ja, es iſt richtig, ich habe Dir mehr als einmal zu dem Wege gerathen, den Du nun eingeſchlagen haſt. Aber, mein lieber Schwager, muß ich Dir zurufen: est modus in rebus. Muß ich Dich darauf aufmerkſam machen, daß in all unſerem Thun das Maß entſcheidet, und daß der klügſte Rath, pardon, daß ich den meinigen darunter zu verſtehen ſcheine, ſicherlich in ſein Gegentheil verkehrt wird, wenn der, der ihn befolgt, das richtige Maß nicht hält und den Bogen einfach überſpannt. Und das haſt Du gethan und thuſt es noch. Ich habe Dich beſchworen, Chriſtinen's Eigenwillen gegenüber auf der Hut zu ſein und ihrem Herrſchergelüſte, das ſich hinter ihrer Kirchlichkeit verbirgt und zugleich immer neue Kraft daraus ſaugt, energiſch entgegenzutreten und ich habe Dir, ſo ganz nebenher, auch wohl den Rath gegeben, es mit Eiferſucht zu verſuchen und in Deiner Frau, meiner

geliebten Schweſter, die Vorſtellung zu wecken: auch der ſicherſte Beſitz ſei nicht unerſchütterlich ſicher und auch der beſte Mann könne ſeine ſchwache Stunde haben. Ja, lieber Holk, in dieſem Sinne habe ich zu Dir geſprochen, nicht leichtfertig, ſondern, wenn mir der Ausdruck geſtattet iſt, aus einer gewiſſen pädagogiſchen Erwägung, und ich bedaure nichts davon und habe auch nicht nöthig, irgend was davon zurückzunehmen. Aber was haſt Du nun in Anwendung dieſer, glaub' ich, richtigen Sätze thatſächlich daraus gemacht? Aus Prickeleien, die vielleicht gut geweſen wären, ſind Verletzungen, aus Nadelſtichen ſind giftige Pfeile geworden und, was ſchlimmer iſt als Alles, an die Stelle einer gewiſſen Zurückhaltung, der man den Kampf und die Mühe der Durchführung hätte anſehen müſſen, an die Stelle ſolcher Zurückhaltung iſt Nüchternheit getreten und ein nicht immer glückliches, weil forcirtes Beſtreben, dieſe Nüchternheit hinter Stadtklatſch- und Hofklatſchgeſchichten zu verbergen. Ich habe Deine Briefe geleſen —, es waren ihrer nicht allzuviel, und keinen einzigen traf der Vorwurf, zu lang geweſen zu ſein — aber die Hälfte dieſer wenigen beſchäftigt ſich mit der märchenhaften Schönheit der doch mindeſtens etwas ſonderbaren Frau Brigitte Hanſen und die zweite Hälfte mit den Geiſtreichigkeiten des ebenfalls etwas ſonderbaren Fräulein Ebba von Roſenberg. Für Deine Frau, Deine Kinder haſt Du während dieſer langen Zeit keine zwanzig Zeilen gehabt, immer nur Fragen, denen man abfühlte, daß ſie nach Antwort nicht ſonderlich begierig waren. Ich glaube, lieber Holk, daß es genügt, Dich auf all das einfach aufmerkſam gemacht zu haben. Du biſt zu gerecht, um Dich gegen das Recht der hier vorgebrachten Klage zu verſchließen, und biſt zu gütigen und edlen Herzens, um,

wenn Du das Recht dieser Klage zugestanden hast, nicht auf der Stelle für Abhülfe zu sorgen. Die Stunde, wo solcher Brief auf Holkenäs eintrifft, wird zugleich die Stunde von Christinen's Genesung sein; laß mich hoffen, daß sie nahe liegt. Wie immer

Dein Dir treu und herzlich ergebener Schwager
Alfred Arne."

Holk war so getroffen von dem Inhalt dieses Briefes, daß er darauf verzichtete, die beiden andern zu lesen. Petersen schrieb vielleicht Aehnliches. Zudem war die Stunde da, wo er bei der Prinzessin erscheinen mußte, vor der er ohnehin fürchtete, seine Erregung nicht recht verbergen zu können. Und er wäre auch wirklich damit gescheitert, wenn bei seinem Erscheinen Alles wie sonst und die Prinzessin bei freiem Blick gewesen wäre. Dies war aber nicht der Fall, weil der Prinzessin selber inzwischen ein Brief zugegangen war, der ihr Gemüth gefangen nahm und ihr die Fähigkeit raubte, sich um Holk's Benommenheit zu kümmern.

XXIV.

Der bei der Prinzeſſin eingetroffene Brief war ein Brief des Kammerherrn Baron Blixen-Fineke und lautete:

„Eurer Königl. Hoheit in aller Eile die gehorſamſte Mittheilung, daß Se. Majeſtät der König, der heute noch von Glücksburg nach Kopenhagen zurückkehrt, mit der Abſicht umgeht, die nächſten Wochen in Schloß Fredericksborg zu verbringen, wahrſcheinlich bis Neujahr; jedenfalls gedenkt er das Weihnachtsfeſt daſelbſt zu feiern. Es werden ihn nur wenige Perſonen aus ſeiner nächſten Umgebung begleiten: Oberſt du Plat vielleicht, Capitän Weſtergaard und Capitän Lundbye gewiß. Ich hielt es für angezeigt, Eure Königl. Hoheit von dieſem Entſchluſſe Sr. Majeſtät in Kenntniß zu ſetzen.

Eurer Königl. Hoheit unterthänigſter
Blixen Fineke."

Der erſte Gedanke nach Leſung dieſer Zeilen war geweſen, das Feld zu räumen und noch vor Eintreffen des Königs, alſo womöglich noch vor Ablauf der nächſten vierundzwanzig Stunden, nach Kopenhagen zurückzukehren. War der König erſt da, ſo war ſolcher Rückzug, wenn nicht unmöglich, ſo doch ſehr erſchwert, weil, bei den perſönlich

guten Beziehungen zwiſchen Neffen und Tante, zu klar zu Tage getreten wäre, daß die Prinzeſſin nur vermeiden wolle, mit der von ihr gehaßten Gräfin Danner unter einem Dache zu ſein. Alſo raſches Entſchließen war unerläßlich, und „Abreiſe oder nicht“ die Frage, die den um die Prinzeſſin verſammelten Kreis beſchäftigte, vor Allem Ebba, die mehr Hoffnungen als Befürchtungen an die Möglichkeit einer raſchen Rückkehr knüpfte. Denn einen ſo fein ausgebildeten Naturſinn ſie hatte, und ſo gut ihr Schleppegrell, trotz gelegentlicher Auflehnung gegen ihn und ſeine ewige Alterthümlerei, gefiel, ſo war ihr Alles in Allem die Hauptſtadt, wo man die Neuigkeiten ſechs Stunden früher und außerdem Abends eine Theaterloge hatte, doch um ein Erhebliches lieber. Die große Frederiksborger Halle war in ihrer Art ein Prachtſtück, gewiß, und wenn die Lichter und Schatten an Wand und Decke hinliefen, ſo hatte das ſeine Romantik und ſeinen kleinen Schauer; aber man konnte doch nicht ſechs Stunden lang, von Dunkelwerden bis Schlafenszeit, mit immer gleichem Intereſſe nach Herluf Trolle hinüberblicken und noch weniger auf die große Seeſchlacht und den in die Luft fliegenden „Makellos“.

Ja, die Rückkehr, wenn die Entſcheidung bei Ebba gelegen hätte, wäre raſch beſchloſſen worden; die Prinzeſſin aber, die ſchon aus Aberglauben von einem Platze nicht gern fort wollte, den ſie ſich durch Jahrzehnte hin als ihren Weihnachtsplatz anzuſehen gewöhnt hatte, verharrte, ganz gegen ihren ſonſtigen Charakter, in einer gewiſſen Unſchlüſſigkeit und war froh, als Holk bemerkte: „Verzeihung, Königl. Hoheit, aber ſteht es denn überhaupt feſt, daß die Gräfin den König begleiten wird? Se. Majeſtät, ſo viel ich weiß, iſt voll Rückſicht gegen Eure Königl. Hoheit und

kennt nicht nur Dero Gefühle, sondern respectirt sie auch. Er läßt sich dadurch in seiner Neigung nicht beirren und kann auch nicht, wenn das Volk Recht hat, das an eine Art Hexenzauber glaubt, worin ihn die Danner eingesponnen; aber er kann in seiner Neigung durchaus beharren und die Gräfin doch drüben in Skodsborg belassen. Er besucht sie dann jeden Tag, was ihm vielleicht noch besser behagt, als sie von Morgen bis Abend um sich zu haben. Denn jede Stunde sie mit Liebesaugen anzusehen, wenn es solche Zeiten überhaupt für ihn gegeben hat, — das sind doch wohl Tempi passati."

„Wer weiß", lachte die Prinzessin. „Sie sehen, lieber Holk, in dem Behextsein etwas wie etwa das intermittirende Fieber und glauben an freie Tage. Das leuchtet mir aber nicht ein. Ein richtiger Zauber pausirt nicht und setzt nicht aus. Gieb mir übrigens, liebe Ebba, noch einmal Blixen-Fineke's Brief herüber; ich will genau lesen, was er schreibt. Er ist der Mann des vorsichtigen Ausdrucks."

Ebba brachte den Brief, und die Prinzessin las: „. . . es werden ihn nur wenige Personen aus seiner nächsten Umgebung begleiten, Oberst du Plat vielleicht, Capitän Westergaard und Capitän Lundbye gewiß . . ." Holk hat Recht; Blixen-Fineke weiß zu gut, wie wir stehen, als daß er nicht wenigstens eine Andeutung gemacht haben sollte. Die Gräfin kommt nicht, und mit meinem Neffen weiß ich mich gut zu stellen. Er ist eine Seele, gütig, der beste Mensch von der Welt. Jedenfalls brauchen wir nicht heute schon an Abreise denken. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird auch Berling noch schreiben, und der wird sich weniger diplomatisch ausdrücken als Fineke."

Wirklich, am andern Tage kam ein Billet vom Kammerherrn Berling, das zunächſt die Beſtätigung von dem noch bevorſtehenden Eintreffen des Königs, zugleich aber, hinſichtlich der Tanner, vollkommene Beruhigung brachte. Die Gräfin werde wieder, nach eigenem Wunſch, in Skodsborg Wohnung nehmen und daſelbſt die Beſuche des Königs empfangen. Damit war der Schwankezuſtand, in dem man ſich einen Tag lang befunden hatte, völlig beſeitigt, und es ſtand feſt, man blieb. Aber auch wenn das Entgegengeſetzte beſchloſſen worden wäre, ſo würde ſich doch der Ausführung dieſes Beſchluſſes ein unüberſteigliches Hinderniß entgegengeſtellt haben: die Prinzeſſin erkrankte. Der Charakter der Krankheit blieb freilich unaufgeklärt, was es aber auch ſein mochte (man hatte zuletzt von einem verſteckten, aber gutartigen Nervenfieber geſprochen), Dr. Bie von Hilleröd ſprach dreimal des Tages vor und nahm regelmäßig an dem für die Perſonen des Hofſtaates ſervirten Lunch und meiſt auch an den anderen Tagesmahlzeiten Theil. Dr. Bie war der Bruder der Frau Paſtorin Schleppegrell, mit der er die kleine Figur, das Embonpoint und die klugen, freundlichen Augen gemein hatte, zugleich die Wohlgelittenheit bei der Prinzeſſin. Er trug einen Bambus mit Goldknopf und eine goldene Brille, die er regelmäßig abnahm, wenn er etwas ſehen wollte, zählte den Puls laut, wie ein Clavierlehrer die Takte, und plauderte gern von Island und Grönland, wo er vierzehn Jahre lang Schiffsarzt geweſen war. Gegen die Reſidenzler war er im Allgemeinen ſehr eingenommen. „Es iſt in Kopenhagen Sitte geworden, über die Isländer zu lachen; aber ich nenne da nur den Are Marſon, der Amerika fünfhundert Jahr vor Columbus entdeckte, und Erik den Rothen und Ulf den

Schieler und ſeine ganze Sippe, lauter Helden und weiſe Männer — das alles waren Isländer, und ich beklage, daß Königliche Hoheit die Inſel nie beſucht haben. Es iſt ein ganz eigen Gefühl, ein Ei zu eſſen, das im Geyſer gekocht wurde, vielleicht in einem Augenblicke, wo die beiden Feuerſpeier dazu leuchteten. Daß die Isländer unſere Zeitungen um zwölf Monate zu ſpät leſen, immer gerade die Nummern vom Jahre vorher, das iſt Alles eine hochmüthige Kopenhagener Einbildung; die Isländer ſchreiben ſich ihre Zeitungen ſelbſt, können auch, denn jeden dritten Tag kommt ein engliſches oder amerikaniſches Schiff und wenn in Reikjawik ein Stiftsamtmann oder auch bloß ein Syſſelmann gewählt wird, ſo iſt das gerade ſo intereſſant, wie wenn ſich die Kopenhagener einen neuen Burgemeiſter wählen. Ach, Königliche Hoheit, ich möchte beinah ſagen, es iſt überhaupt kein Unterſchied zwiſchen einem Dorf und einer Reſidenz; überall wohnen Menſchen und haſſen und lieben ſich, und ob eine Sängerin eine Minute lang einen Triller ſchlägt, oder ob ein Fiedler den „dappren Landſoldaten“ ſpielt, das macht keinen großen Unterſchied, wenigſtens mir nicht.“ Bei ſolchen Betrachtungen war er der heiterſten Zuſtimmung der Prinzeſſin allemal ſicher, und wenn Pentz und Ebba fragten: „ob Königl. Hoheit nicht doch vielleicht Ihren Leibarzt, Dr. Wilkins, beföhlen, der ohnehin nichts zu thun habe und dann und wann daran erinnert werden müſſe, daß er ſein Gehalt eigentlich doch bloß für eine Sinekure bezöge“, ſo lehnte die Prinzeſſin dies ab und ſagte: „Nein, am Sterben bin ich noch nicht. Und wenn ich am Sterben wäre, ſo würde mich Dr. Wilkins, der Alles lieſt, aber nicht viel weiß, auch nicht zurückhalten können. Was irgend ein Menſch für mich thun kann, das thut Bie für

mich, und wenn ich ihm eine halbe Stunde zugehört und während seiner Erzählungen im Rennthierschlitten mit ihm gesessen oder wohl gar bei Missionar Dahlström eine rothe Grütze mit ihm gegessen habe, so habe ich bei solcher Gelegenheit allemal das gehabt, was man die heilsame Gegenwart des Arztes nennt; „medico praesente", so heißt es ja wohl. Nein, Bie muß bleiben. Und was würde seine Schwester zu solcher Kränkung sagen, die gute, kleine Pastorin, die ihn für so berühmt hält wie Boerhave und ganz aufrichtig denkt, daß man die alte Geschichte wieder beleben und mit voller Sicherheit des Eintreffens vom Nord- oder Südpol aus an ihn schreiben könnte: „An Dr. Bie in Europa".

* * *

Die Krankheit der Prinzessin, so wenig gefährlich sie war, zog sich hin. Der König, inzwischen eingetroffen, hatte mit den Personen seiner nächsten Umgebung den linken Flügel bezogen und beschränkte sich, was die Prinzessin anging, darauf, sich jeden Tag nach dem Befinden derselben erkundigen zu lassen. Sonst wurde man seiner kaum gewahr, was theils mit seiner häufigen Anwesenheit drüben in Skodsborg, theils mit seiner Lebensweise zusammenhing. Er liebte nun mal die Vergnügungen im Freien. War nicht Hetzjagd, so war Pirschjagd, und war nicht Dachsgraben, so war Graben nach Steinbetten und Moorfunden, ja mitunter war er bis Vinderöd und Arreseedal hinüber, um von dort aus, wo seine Boote lagen, auf dem großen Arre-See zu segeln.

Holk, der die Capitäne Westergaard und Lundbye noch von Schleswig und Flensburg her, wo sie vorübergehend in Garnison gestanden hatten, gut kannte, suchte den Ver-

kehr mit ihnen zu erneuern, was auch gelang und ihm dann und wann ein paar vergnügliche Plauderſtunden eintrug; aber wenn er dann wieder allein war und nach Holkenäs hinüber dachte, kam ihm ein Gefühl ſchwerer Verlegenheit und Sorge. Das ging nicht ſo weiter. Die Correſpondenz zwiſchen ihm und Chriſtine ſtockte völlig; aber auch die Briefe von Peterſen und Arne waren noch unerledigt. Dieſer letztere wenigſtens mußte beantwortet werden (ſchon eine Woche war ſeit ſeinem Empfange vergangen), wenn er's nicht auch mit dem noch verderben wollte, der allezeit ſein beſter Freund und Berather und vielleicht nur zu oft ſein Anwalt in ſeinen früheren kleinen Kämpfen mit Chriſtine geweſen war.

Es war ein dienſtfreier Tag, hell und klar, und Dr. Vie, von der Prinzeſſin kommend, hatte bei ihm vorgeſprochen und ihn durch Hilleröder Stadtklatſch und kleine Doctorgeſchichten in eine behagliche Stimmung verſetzt. Dieſe Stimmung wollte er nicht ungenutzt vorübergehen laſſen; Stimmung war ſchon der halbe Brief. Und was war es denn auch am Ende? Chriſtine war eine Frau mit weniger Vergnüglichkeit als wünſchenswerth und mit mehr Grundſätzen als nöthig; das war eine alte Geſchichte, die von Niemandem beſtritten wurde, kaum von Chriſtine ſelbſt. In dieſem Sinne ſprach er noch eine Weile vor ſich hin, und als er ſich mehr und mehr in die Vorſtellung hineingeredet hatte, daß Alles, genau betrachtet, eine bloß aufgebauſchte Geſchichte ſei, weil ja doch eigentlich nichts vorläge, nahm er ſchließlich ſeinen Platz am Schreibtiſch und ſchrieb:

„Lieber Arne! Sei herzlich bedankt für Deinen lieben Brief vom 23. v. M., um ſo herzlicher, als ich, nach ſo vielen Beweiſen Deiner freundſchaftlichen Gefühle für mich, ſehr wohl weiß, daß Du, bei ſtarker Hervorhebung Deiner

Bedenken über mein Thun und Laſſen, nur der Vorſtellung einer Pflicht gehorchteſt. Aber, lieber Arne, laß mich Dich fragen, lag eine ſolche Pflicht wirklich vor? Haſt Du nicht, um diesmal als Chriſtinen's Anwalt (ſonſt warſt Du der meine) das Recht Deiner Klientin gegen mich zu wahren, mich in ein Unrecht geſetzt, das gar nicht exiſtirt? Alles Anklagematerial gegen mich iſt meinen eigenen Briefen entnommen. Nun, dieſe Briefe liegen jetzt drüben in Holkenäs und ſind mir nicht mehr in jedem Einzelpunkt gegenwärtig, aber wenn ich ihren Inhalt aus dem Gedächtniß recapitulire, ſo kann ich nichts finden, was eine Beſchuldigung rechtfertigte. Da ſind die Hanſen's, und da iſt das Fräulein von Roſenberg, bei deren Schilderung ich, wie ein engliſches Sprüchwort ſagt, „mehr Peterſilie an das Hühnchen gelegt haben mag, als unbedingt nöthig war"; aber ein ſolches Zuviel hätte mir entweder auf Unbefangenheit gedeutet werden müſſen oder auf einen Hang, das Ridikülе durch ſich ſelber wirken zu laſſen. Ich entſinne mich, in einem meiner Briefe von einer halb märchenhaften Audienz der ſchönen Capitana beim Kaiſer von Siam und in einem andern von dem pikanten und allerdings etwas freiſinnigen Fräulein von Roſenberg als von einem „David Straußſchen Amanuenſis" geſprochen zu haben, und nun frag' ich Dich, lieber Arne, ob das Auslaſſungen ſind, die Chriſtinens Empfindlichkeiten und im weitern Verlauf Deine brieflichen Vorwürfe rechtfertigen? Ich ſprach eben von meiner Unbefangenheit, die mir zum Guten gedeutet werden müſſe, will aber im Gegenſatze dazu einräumen — und das iſt das einzige Zugeſtändniß, das ich machen kann — daß mir in meiner Correſpondenz mit Chriſtine der richtige Ton ſchließlich verloren gegangen iſt. Von dem Augenblick an,

wo man ſich beargwohnt ſieht, iſt es ſchwer, in Ton und Haltung correct zu bleiben, und um ſo ſchwerer, als es den Unſchuldsgrad gar nicht gibt, der einen, wenn erſt 'mal Zweifel angeregt wurden, gegen Bedenken und kleine Vorwürfe ſeiner ſelbſt ein für allemal ſicher ſtellte Was wandelt uns nicht Alles an, was beſchleicht uns nicht Alles? Vieles, Alles. Aber ſchon Martin Luther, dies weiß ich aus der Tractätchenliteratur, die immer nur zu fleißig in unſer Haus kam, hat einmal ausgeſprochen: „Wir können nicht hindern, daß die böſen Vögel über uns hin fliegen, wir können nur hindern, daß ſie Neſter auf unſerm Haupte bauen.“ Ja, Schwager, es bleibt dabei, Chriſtine, ſo vieler Tugenden ſie ſich rühmen darf, eine hat ſie nicht, ſie hat nicht die der Demuth, und genährt und großgezogen in der Vorſtellung einer beſonderen Rechtgläubigkeit, von der ſie beſtändig Heilswirkungen und Erleuchtungen erwartet, kommt ſie natürlich nicht auf den Gedanken, daß ſie, gleich Anderen, auch irren könnte. Sie hat Aſta nach Gnadenfrei gebracht und Axel nach Bunzlau, das ſind Thaten, die Schwächen und Irrthümer ausſchließen, Irrthümer, denen Andere, die ſtatt nach Herrnhut nach Kopenhagen reiſen, ein für allemal unterworfen ſind. Und nachdem ich ſo meine Vertheidigung geführt und gegen den Schluß hin, mehr als mir lieb iſt, die Rolle des Angeklagten mit der des Anklägers vertauſcht habe, verabſchiede ich mich und lege meine Sache in Deine Hand, vollkommen ſicher darin, daß Deine Klugheit und vor Allem auch die Liebe, die Du gleichmäßig für mich wie für Chriſtine hegſt, Alles zum Guten hinausführen wird. Und damit Gott befohlen. Wie immer

Dein Dir herzlich ergebener
Holk.“

Als er die Feder aus der Hand gelegt hatte, nahm er den Bogen und ſtellte ſich ans Fenſter, um Alles, Zeile für Zeile, noch einmal durchzuſehen. Er fand Manches auszuſetzen und murmelte, wenn ihm dies und das nicht zuſagte, „faſt ſo doctrinär wie Chriſtine“; der Schluß aber von der „beſonderen Rechtgläubigkeit“ gefiel ihm und mehr noch die Stelle von der „eingebüßten Unbefangenheit“, eingebüßt, „weil es, ſobald man erſt unter Anklage ſtehe, keinen Unſchuldsgrad gäbe, der einen gegen Zweifel und gelegentlich Selbſtvorwürfe ſicher ſtelle“.

Sein Auge weilte wie gebannt darauf, bis zuletzt die Befriedigung darüber hinſchwand und ihn nichts mehr daraus anſah, als das Bekenntniß ſeiner Schuld.

XXV.

Die ſchönen Tage, die, ſeinem Ruf zum Trotz, faſt den ganzen November über angedauert hatten, ſchloſſen mit dem Monatswechſel ab, und heftige Nordweſtſtürme ſetzten ein, nur dann und wann von Regenſchauern unterbrochen, die freilich oft ſchon nach wenig Stunden einem neuen Nordweſter Platz machten. Dieſer Wetterumſchlag änderte natürlich auch das Leben im Schloß; alle Spaziergänge, die ſich nicht ſelten bis Fredensborg und ſüdlich bis Lilleröd ausgedehnt hatten, hörten auf und an die Stelle der halb dienſtlichen Vereinigungen in der großen Herluf Trolle-Halle, traten jetzt kleine Reunions, die ſich zwiſchen „hüben und drüben“ oder, was dasſelbe ſagen wollte, zwiſchen den beiden Thürmen theilten und an einem Abend bei der einen, am andern bei der anderen der beiden Hofdamen ſtattfanden. Die Prinzeſſin hatte dies eigens ſo gewünſcht und die Schimmelmann, ſo ſteif und ceremoniell ſie ſonſt ſein mochte, war als Wirthin von großer Liebenswürdigkeit, ſo daß ihre „Abende“ mit denen Ebba's wetteifern durften. Die Zuſammenſetzung der Geſellſchaft war immer dieſelbe: voran der Hofhalt der Prinzeſſin, dazu das Schleppegrell'ſche Paar und die beiden Adjutanten des Königs, von denen Lundbye

ſich auf den Hof- und Lebemann, Weſtergaard auf den Freiſinnigen hin ausſpielte, kleine geſellſchaftliche Nüancen, die den Reiz des Verkehrs mit ihnen nur noch ſteigerten Ja, man ſah ſich täglich, immer nur zwiſchen dem Links- und Rechtsthurm wechſelnd, und wie die Zuſammenſetzung der Geſellſchaft dieſelbe war, ſo war es auch die Form der Unterhaltung, die ſich auf Luſtſpiele leſen und Deklamation und, wenn es hochkam, auf ein Stellen von Bildern beſchränkte. Dann und wann, ſchon um Pentz und der Schimmelmann willen, wurde auch eine Whiſtpartie beliebt, die dann, nach dem Abendbrot, in ein kleines ſehr harmloſes Hazard überging. Ebba gewann immer, „weil ſie, wie ſie ſagte, Unglück in der Liebe habe.“ Man war heiter bis zur Ausgelaſſenheit und während ſelbſtverſtändlich über das ewige Sturm- und Regenwetter und mehr noch über die nicht endenwollende Krankheit der Prinzeſſin geklagt wurde, geſtand man ſich doch gleichzeitig, daß man dieſem angeblichen Unglück all' das Glück verdanke, deſſen man ſich erfreute.

So ging es bis den zweiten Advent; da ſchlug das Wetter abermals um, und mit dem ſcharfen Nordoſt, der jetzt einſetzte, kam ſofort auch bittre Kälte, die, gleich in der erſten Nacht, alle Tümpel und Regenlachen und ſchon den Tag darauf auch den kleinen Schloßſee mit Eis bedeckte. Dem Schloßſee folgte dann der breite, nach Oſt und Weſt hin mit dem Esrom- und Arre-See Verbindung haltende Parkgraben, und als abermals eine Woche ſpäter die Nachricht kam, daß auch die großen Seen ſelbſt, an ihren Ufern wenigſtens, mit ſtarkem Eiſe belegt ſeien, wurde — nachdem Dr. Vie beſchworen hatte, daß ein Ausflug bei blankem Wetter genau das ſei, was die von „Schloß-Malaria“, k-

war ſein Ausdruck, herrührenden Zuſtände der Prinzeſſin am eheſten beſeitigen werde — der nächſte Tag ſchon für eine Schlitten- beziehungsweiſe Schlittſchuhpartie nach dem Arre-See hin feſtgeſetzt.

Und nun war dieſer Tag da, ſonniger und friſcher als alle voraufgegangenen, und kurz vor zwei traf man ſich an der uns wohlbekannten Stelle, wo jetzt die Strickfähre eingefroren im Eiſe lag. Die, die ſich daſelbſt zuſammenfanden, waren zunächſt die Prinzeſſin ſelbſt mit Holk und Ebba, dann Schleppegrell und die beiden Adjutanten. Pentz fehlte, weil er zu alt, die Paſtorin, weil ſie zu korpulent war, während ſich Erichſen und die Schimmelmann dem ziemlich ſcharfen Nordoſt, der ging, nicht ausſetzen mochten. Aber auch dieſe vier hatten auf ein beſtimmtes Maß von Theilnahme nicht verzichten wollen, und waren in eine geſchloſſene Kutſche geſtiegen, um, vorausfahrend, die wetterfeſtere Hälfte der Geſellſchaft in einem kleinen, dicht an der Einmündung des Parkgrabens in den Arre-See gelegenen Gaſthauſe zu erwarten.

Neben der Fähre, die durch voraufgeſchickte Dienerſchaften in ein Empfangs- und Unterkunftszelt verwandelt worden war, ſtand ein eleganter Stuhlſchlitten, und als die Prinzeſſin darin untergebracht und mit Hülfe von allerhand Pelzwerk vor Erkältung geſchützt worden war, handelte ſich's für die begleitenden Schlittſchuhläufer nur noch um die Frage, wer die Führung übernehmen und zweitens, wer mit der Ehre, den Schlitten der Prinzeſſin über das Eis hinzuſteuern, betraut werden ſollte. Raſch entſchied man ſich, daß Schleppegrell, als Ortskundigſter, den Zug zu führen, Holk aber den Schlitten der Prinzeſſin zu ſteuern habe, während, dicht aufſchließend, das Fräulein an der

Hand der beiden Offiziere folgen ſollte. Nach dieſer Anordnung wurde denn auch wirklich aufgebrochen, und weil alle ſehr geſchickte Läufer, außerdem auch die Koſtüme gut und kleidſam gewählt waren, ſo war es eine Freude, den Zug über die glatte Eisfläche hinſchießen zu ſehen. Am imponirendſten wirkte Schleppegrell, der heute mehr einem heidniſchen Wotan als einem chriſtlichen Apoſtel glich; ſein Mantelkragen bauſchte ſich über dem Krempenhut hoch im Winde, während er den Piekenſtock, um die Schnelligkeit zu ſteigern, immer kraftvoller ins Eis ſtieß. Die Prinzeſſin war erfreut, und ſprach es zu Holk auch aus, ihren „Pfadfinder“ ſo phantaſtiſch vor ſich herfahren zu ſehen, aber ihr Schönheitsſinn, der ihr, trotz des ihr fehlenden Sinnes für Ordnung und Eleganz, in hohem Maße zu eigen war, würde doch noch erfreuter geweſen ſein, wenn ſie, gelegentlich rückwärts blickend, auch das Bild der ihr folgenden Drei hätte vor Augen haben können. Ebba, das Kleid geſchürzt und in hohen Schlittſchuhſtiefeln, trug eine ſchottiſche Mütze, deren Bänder im Winde flatterten, und jetzt rechts dem einen und dann wieder links dem anderen ihrer Partner die Hand reichend, glich ihr Eislauf einer Tanztour, darin ſie ſich, trotz weitausholender Seitenbewegungen, in wachſender Raſchheit vorwärts bewegte. Der zurückzulegende Weg war nicht viel kürzer als eine Meile, aber ehe noch eine halbe Stunde um war, wurde man ſchon des hochgelegenen Gaſthauſes, daraus ein heller Rauch aufſtieg, anſichtig und dahinter der weiten Fläche des Arre-Sees, blinkend und blitzend ſo weit das Eis ging, und dann bläulich zitternd, wo der See, noch eisfrei, dem Meere ſich zudehnte.

Schleppegrell, als er das Ziel vor Augen hatte, ſchwenkte triumphirend den Piekenſtock und, das ohnehin

ſchon raſche Tempo womöglich noch beſchleunigend, war er in kürzeſter Friſt bis an das Gaſthaus heran, auf deſſen vorgebauter Treppe Pentz und die Schimmelmann und mit ihnen auch die kleine Paſtorsfrau ſchon ſtanden und die Herankommenden mit Tücherwehen begrüßten. Nur Erichſen, eine Schachtel Cachou in Händen, war, wie ſich ſpäter ergab, in der Gaſtſtube zurückgeblieben. Holk, die eine Hand auf die Rücklehne des Schlittens gelegt, lüpfte mit der andern den Hut, und im nächſten Augenblick ſchon hielt er an einem kleinen Waſſerſteg, deſſen Bretterlage bis zu dem Gaſthauſe hinauf ſich fortſetzte. Pentz, mittlerweile herangekommen, bot der Prinzeſſin ſeinen Arm, um ſie, während Schleppegrell und die beiden Capitäne folgten, die Düne hinaufzuführen, und nur Holk und Ebba ſtanden noch an dem Waſſerſteg und ſahen erſt den Voraufgehenden nach und dann einander an. In Holk's Blick lag Etwas wie von Eiferſucht, und als Ebba's Auge mit einem halb ſpöttiſchen: „ein Jeder iſt ſeines Glückes Schmied" darauf zu antworten ſchien, ergriff er ungeſtüm ihre Hand und wies nach Weſten zu, weit hinaus, wo die Sonne ſich neigte. Sie nickte zuſtimmend und beinah übermüthig, und nun flogen ſie, wie wenn die Verwunderung der Zurückbleibenden ihnen nur noch ein Sporn mehr ſei, der Stelle zu, wo ſich der eisblinkende, mit ſeinen Ufern immer mehr zurücktretende Waſſerarm in der weiten Fläche des Arre-Sees verlor. Immer näher rückten ſie der Gefahr, und jetzt ſchien es in der That, als ob Beide, quer über den nur noch wenig hundert Schritte breiten Eisgürtel hinweg, in den offnen See hinauswollten; ihre Blicke ſuchten einander und ſchienen zu fragen: „ſoll es ſo ſein?" Und die Antwort war zum mindeſten keine Verneinung. Aber im ſelben Augenblicke,

wo ſie die durch eine Reihe kleiner Kiefern als letzte Sicherheitsgrenze bezeichnete Linie paſſiren wollten, bog Holk mit raſcher Wendung rechts und riß auch Ebba mit ſich herum.

„Hier iſt die Grenze, Ebba. Wollen wir drüber hinaus?“ Ebba ſtieß den Schlittſchuh ins Eis und ſagte: „Wer an zurück denkt, der will zurück. Und ich bin's zufrieden. Erichſen und die Schimmelmann werden uns ohnehin erwarten, — die Prinzeſſin vielleicht nicht.“

XXVI.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang, als, um Pentz zu citiren, Holk und Ebba von ihrer „Eismeer-Expedition wieder in geſicherte Verhältniſſe zurückgekehrt waren," trat man in einem geſchützten und mit Decken wohl verſehenen Char-à-banc, der Platz für Alle hatte, den Heimweg nach Fredericksborg an. Unterwegs wurde der „romantiſchen Escapade," trotz der Gegenwart der beiden Flüchtlinge, mit ſichtlicher Vorliebe gedacht, und der Ton, in dem es geſchah, ließ keinen Zweifel darüber, daß man Alles als etwas vergleichsweiſe Harmloſes, als einen bloßen Uebermuthsſtreich anſah, zu dem Ebba den armen Holk gedrängt habe, der nun, wohl oder übel, habe nachgeben müſſen. In dieſem Sinne ſprachen die Meiſten, und nur die Prinzeſſin konnte ſich, ganz gegen ihre Gewohnheit, nicht entſchließen, in den heitren Ton mit einzuſtimmen, ſchwieg vielmehr, was, wenn auch ſonſt Niemandem, ſo doch den beiden Adjutanten auffiel, die ſich bei dieſem Schweigen einiger ſchon vorher von Seiten der Prinzeſſin gemachter, halb ängſtlicher, halb mißbilligender Bemerkungen erinnern mochten. „Ebba liebt mit der Gefahr zu ſpielen," ſo hatte das Geſpräch drinnen im Gaſthauſe begonnen, „und ſie darf es auch, weil ſie ein

Talent hat, ihren Kopf klug aus der Schlinge zu ziehen. Sie wird wohl für alle Fälle einen Rettungsgürtel unter der Pelzjacke tragen. Aber nicht Jeder iſt ſo klug und ſo vorſichtig und am wenigſten unſer guter Holk.“ Dies Alles war am Kaffeetiſche ſo halb ſcherzhaft hingeſagt worden, während Holk und Ebba noch draußen waren; aber hinter dem Scherze hatte ſich offenbar ein Ernſt verſteckt.

* * *

Gegen ſechs war man im Schloſſe zurück, und als man ſich gleich darauf von der Prinzeſſin, die noch immer die Abende allein zuzubringen liebte, getrennt hatte, nahm man auch unter einander Abſchied, aber allerdings unter dem gleichzeitigen Zuruf: „Auf Wiederſehen heut' Abend.“

„Und in welchem Thurm?“ fragten die beiden Capitäne, die, Dienſtes halber, während der letzten Abende in dem kleinen Kreiſe gefehlt hatten.

„Nun, im Ebba-Thurm. Und nicht ſpäter als acht. Wer ſpäter kommt, zahlt Strafe.“

„Welche?“

„Das findet ſich.“

Und danach ging Jeder auf ſein Zimmer, nachdem noch Schleppegrell verſprochen hatte, ſeinen Schwager, Dr. Bie, mitzubringen.

Die beiden Schleppegrell's und Bie, die den weiteſten Weg hatten, waren natürlich die Pünktlichſten und Erſten und trafen, weil es inzwiſchen leiſe zu ſchneien begonnen hatte, von kleinen Flocken überſtäubt auf dem untern Thurmflur ein, von dem aus eine Wendeltreppe zunächſt in Ebba's und dann höher hinauf in Holk's Zimmer führte. Was

dann im dritten und vierten Stocke noch folgte, darum hatte sich von allen Thurmbewohnern bis dahin Niemand gekümmert, nicht einmal Karin, die sich's, seitdem es kalt geworden, nur noch angelegen sein ließ, möglichst warm zu sitzen, erst um ihret- und zum zweiten um eines jungen Gärtnerburschen willen, mit dem sie, gleich während der ersten vierundzwanzig Stunden ihres Fredericksborger Aufenthalts, ein intimes Verhältniß angeknüpft hatte. Sie war darin überaus erfahren, und Wärme, wie sie wußte, kam der Liebe zu statten. Auch heute wieder hatte sie für eine rechte Behaglichkeit gesorgt, und als sich die Hilleröder Gäste von der auf dem Flur herrschenden Temperatur angeheimelt fühlten, sagte Dr. Bie, während er Karin die Hand patschelte: „Das ist recht, Karin. Ihr schwedischen Mädel, Ihr versteht es. Aber wie fängst Du's nur an, es hier auf dem Flur so warm zu haben? Es ist ja, daß man sich gleich hier auf die Treppe setzen und den Abend bei Dir zubringen möchte."

Schleppegrell, der die schiffsärztlichen Verkehrsformen seines Schwagers nur zu gut kannte, warf diesem einen zu minderer Vertraulichkeit auffordernden Blick zu, Karin aber, die sich mit Jedem und nicht zum Wenigsten mit alten Schiffschirurgen auf einen guten Fuß zu stellen liebte, wies auf eine hinter dem Treppenaufgang gelegene Wandstelle, die gerad' in der Mitte zu glühen schien. Und im Nähertreten sah unser Freund Bie denn auch, daß sich hier ein in die Wand hineingebauter mächtiger Ofen befand, dessen Front natürlich in Karin's Zimmer ging, während die schmucklose, nur aus Backsteinen und einer großen Eisenplatte hergestellte Hinterwand den ganzen Unterflur und mit ihm zugleich das halbe Treppenhaus heizte. „Vorzüglich,"

ſagte Bie, „vorzüglich. Das werd' ich bei der Schloßverwaltung anregen und zur Nacheiferung empfehlen. Eiſerner Ofen mit ſo zu ſagen Doppelheizung, Flur und Stube zugleich. Drüben bei der Schimmelmann, die freilich keine Karin zur Aushülfe hat, herrſcht immer eine grimmige Kälte; man friert Stein und Bein und die Schimmelmann natürlich mit. Und da ſoll man dann helfen bei den ewigen Katarrhen, von erfrornen Händen und rother Naſe gar nicht zu ſprechen. Ein Glück, daß die Danner nicht hier iſt. Die hat freilich ihren Leibarzt und nicht zu vergeſſen, auch mehr natürliche Wärme. Sonſt wäre ſie nicht die, die ſie iſt."

Schleppegrell war mit dem, was ſein Schwager an baulichen Verbeſſerungsvorſchlägen vorbrachte, ſichtlich uneinverſtanden und ſagte, während alle Drei jetzt die Treppe hinaufſtiegen: „Ich bin ganz dagegen, Bie. Laß die Thürme genau ſo wie ſie ſind."

„Ach," lachte Bie. „Du haſt wieder hiſtoriſche Bedenken. Ein Thurm, in dem man zweihundert Jahre lang gefroren hat, in dem muß weiter gefroren werden. Das nennt ihr dann Pietät, und die Paſtoren haben vielleicht noch ein größeres Wort dafür. Ich für meine Perſon, ich bin für warm ſitzen."

„Ja," ſagte Schleppegrell, „das iſt das Vorrecht aller Nordpolfahrer. Je näher dem Nordpol, je mehr Ofenhocker. Und Schloßverwaltung ſagſt Du, da willſt Du hingehen und die Neuerung anempfehlen. Nun, ich werde mitgehen, wenn Du gehſt, und während Du den Doppelofen, der noch dazu halb ein eiſerner iſt, beantragſt, werde ich beantragen, dieſen einen aus der Wand herauszureißen. Es iſt der größte Leichtſinn. Und überall Tannäpfel und

kiehnen Holz und die Dielen und Verschläge so wurmstichig wie Pfeifenzunder."

Unter diesen Worten waren sie die Treppe hinauf und traten bei Ebba ein, wo schon Alles in festlicher Vorbereitung war: die Lampen und Lichter brannten, und der bereits gedeckte Tisch war, so weit es ging, in die tiefe Fensternische geschoben. Alles geräumig und übersichtlich. Aber ehe zehn Minuten um waren, herrschte durch den ganzen Raum hin ein summendes Durcheinander, und ein Ueberblick ermöglichte sich erst wieder, als die Mehrzahl an zwei rasch zurechtgemachten Spieltischen Platz genommen hatte, links die Schimmelmann mit Penz und Lundbye, rechts die Pastorin mit Erichsen und Westergaard. Holk und Vie, die gern mitgespielt und das Whist mit dem Strohmann zu einem richtigen Whist erhoben hätten, mußten auf Mitspiel verzichten, weil Schleppegrell, den man doch nicht allein lassen konnte, grundsätzlich keine Karte nahm. Nun war freilich noch Ebba da; diese hatte sich aber, als Wirthin, jedem Einzelnen auf wenigstens Augenblicke zu widmen, und trotzdem der Tisch vorsorglich im Voraus gedeckt war, gab es doch noch vielerlei zu thun, und die Weisungen an Karin und den zur Aushülfe mit herangezogenen Gärtner nahmen kein Ende.

Holk und Vie, nachdem sie sich in den Verzicht gefunden, hatten sich schließlich in eine Ecke zurückgezogen, die dicht neben der Alcovennische durch einen vorspringenden Mauerpfeiler gebildet wurde. Hier war man denn auch bald in einer intimen Unterhaltung, die der allzeit wißbegierige Holk natürlich nach Island hinüberzuspielen wußte.

„Wissen Sie, Dr. Vie, daß ich Sie wegen Ihres schiffsärztlichen Aufenthalts da oben geradezu beneide, nicht wegen

Scorbut und der Amputationen, die ja dabei vorkommen ſollen, aber doch wegen des Ethnographiſchen . . .“

Bie, nur höherer Feldſcheer, der das Wort „ethnographiſch“ vielleicht noch nie gehört, jedenfalls aber über ſeine Bedeutung nie nachgedacht hatte, ſchrak etwas zuſammen und hätte ſo ohne Weitres nicht Red' und Antwort ſtehen können; der ganz in Frageluſt aufgehende Holk aber ſah nichts davon und fuhr fort: „Und wenn uns Island bloß ein beliebiges Etwas wäre, das uns ſo eigentlich nichts anginge, nun, ſo könnte man mit ſeinem Intereſſe zurückhalten; aber die Isländer ſind doch unſre halben Brüder und beten jeden Sonntag für König Friedrich gerade ſo gut wie wir und vielleicht noch beſſer. Denn es ſind ernſte und fromme Männer. Und wenn ich dann denke, daß man ſo in den Tag hineinlebt und gerade von dem nichts weiß, von dem man recht eigentlich was wiſſen müßte, dann ſchäme ich mich und mache mir beinah Vorwürfe. Was wäre, wie mir mein alter Paſtor Peterſen drüben wohl hundertmale verſichert hat, was wäre beiſpielsweiſe die ganze germaniſch-ſkandinaviſche Literatur, wenn wir den Snorre Sturleſon, dieſen Stolz der Isländer, nicht gehabt hätten? Was wäre es mit der Edda und vielem Andren? Nichts wär' es damit. Und nun frag' ich Sie, Dr. Bie, ſind Sie während Ihrer isländiſchen Tage dieſen Dingen als einem Etwas begegnet, das noch Jeder kennt und liebt, und ſingt und ſagt, die Frauen und Mädchen in den Spinnſtuben und die Männer, wenn ſie auf den Robbenfang ziehen?“

Schleppegrell, der all dieſe Fragen mit angehört hatte, wurde verlegen in die Seele ſeines Schwagers hinein, Bie ſelbſt aber hatte ſich inzwiſchen erholt und ſagte mit gutem Humor: „Ja, das weiß eigentlich Alles mein Schwager

Schleppegrell viel beſſer, der nicht da war; Perſonen, die nicht da waren, wiſſen immer Alles am beſten. Ich weiß von den Isländern bloß, daß ihre Betten beſſer ſein könnten, trotzdem ſie die Eidergans ſo zu ſagen vor der Thür haben. Und die Federn ſind auch wirklich gut, und man liegt auch warm darin, was da oben, um recht und billig zu ſein, doch immer die Hauptſache bleibt. Aber das Linnen, das iſt die ſchwache Seite. Daß die Fäden mitunter wie Bindfaden nebeneinander liegen, nun das möchte gehen; aber was die Engländer die cleanliness nennen, damit hapert es. Man merkt zu ſehr, daß es da mehr Eis als Waſſer gibt, und daß die Wäſcherinnen froh ſind, wenn ſie die Hände wieder in ihren Pelzhandſchuhen haben. Es iſt kein Land der Reinlichkeiten, ſo viel iſt zuzugeben. Aber einen Lachs gibt es comme-il-faut. Und dann was das Getränk angeht! Einige denken bloß immer an isländiſch Moos; nun, das gibt es auch, aber ich kann Ihnen verſichern, Herr Graf, einen beſſeren Whisky hab' ich nirgends in der Welt gefunden, nicht in Kopenhagen und nicht London, und nicht einmal in Glasgow, wo doch das Feinſte davon zu zu Hauſe iſt."

Das isländiſche Geſpräch ſetzte ſich noch eine Weile fort, und der Anfangs immer nur verlegen dreinſchauende Schleppegrell hatte ſchließlich ſeine Freude daran, Holk's unausgeſetzt auf das „Höhere" gerichteten Fragen von Bie geſchickt umgangen zu ſehen. Ebba, von Zeit zu Zeit hinzutretend, lachte, wenn ſie das Geſpräch immer noch auf dem alten Flecke fand, und wandte ſich dann raſch wieder den Spieltiſchen zu, wo ſie mal zu Nutz und Frommen der Frau Paſtorin und dann wieder für die Schimmelmann die Strohmannkarten aufnahm und auf den Tiſch legte,

bis der beständig in Verlust stehende Pentz dagegen protestirte. Archie war Ebba willkommner, und ihre Spieltisch-Gastrolle wieder aufgebend, machte sie sich bei dem Kamin zu schaffen und schüttete Kohlen und Wachholdergezweig auf das verlöschende Feuer, freilich immer nur wenig, weil die vielen Lichter, die brannten, ohnehin dafür sorgten, daß von der draußen herrschenden Kälte nichts fühlbar wurde. Zudem hatte der den Tag über herrschende Frost, seit den ersten Flocken, die fielen, erheblich nachgelassen, und nur der Wind war stärker geworden, was man wahrnehmen konnte, wenn die lächelnd und gewandt die Bedienung machende Karin mit dem einen oder andern Tablett in die Thür trat.

Nun aber war es zehn, das Spiel beendet, und während man, um Platz zu schaffen, die Spieltische bei Seite schob, wurde der nur an drei Seiten gedeckte Eßtisch, weil Niemand das Kaminfeuer im Rücken haben wollte, quer durch das Zimmer gestellt. Die Schimmelmann hatte den Ehrenplatz in der Mitte der Tafel, Holk und Pentz neben ihr; dann kamen, nach rechts und links hin, die vier andern Herren, während die Pastorin und Ebba an den zwei Schmalseiten saßen, um von hier aus den Tisch am besten überblicken und, wenn's noth that, wirthschaftlich eingreifen zu können. Und war schon vorher die Stimmung eine gute gewesen, so wuchs sie jetzt noch, wozu Dr. Bie durch seine, nach den verschiedensten Seiten hin gelegenen Tafelvorzüge das Meiste beitrug. Er war nämlich nicht bloß Geschichtenerzähler und Toast-Ausbringer, sondern vor Allem auch ausgesprochener Lachvirtuose, was ihn in den Stand setzte, nicht bloß seine eignen, sondern auch andrer Leute Anekdoten mit wahren Lachsalven unkritischen Beifalls zu begleiten und dadurch Alle mit fortzureißen, auch Solche, die gar nicht wußten,

um was sich's eigentlich handelte. Selbst die Schimmelmann hatte, zur Genugthuung Aller, ihre ganz unverkennbare Freude daran, was übrigens nicht ausschloß, daß nach ihrem Rückzuge, der jedesmal um elf Uhr erfolgte, die Heiterkeit der Tafel eine noch erhebliche Steigerung erfuhr. Zu dieser Steigerung wirkte freilich auch noch ein Andres mit, und dies Andre war der schwedische Punsch, der nicht regelmäßig, aber heute wenigstens in einer großen silbernen Bowle aufgetragen wurde. Jeder war seines Lobes voll, am meisten Bie, der denn auch beim fünften Glase, bei dem er verhältnißmäßig rasch angelangt war, sich erhob, um unter gnädiger Erlaubniß der Damen einen Toast auszubringen. „Ja, einen Toast meine Damen. Aber wem soll er gelten? Natürlich unserer liebenswürdigen Wirthin, in der unser schwedisches Brudervolk — wie wir ein Meervolk, ein Volk der See — so zu sagen seinen höchsten Ausdruck findet. Aus dem Meere, wie wir Alle wissen, ist die Schönheit geboren, aber aus dem Nordmeer auch der nordische Muth, der schwedische Muth. Ich war nicht Zeuge von dem, was dieser Nachmittag von einem solchen echten Nordlandsmuth gesehen hat, aber ich habe davon gehört. Und am Rande des Todes hinzuschweben, ein Fehltritt, und die Tiefe hat uns für immer, das ist des Lebens höchster Reiz. Und dies Leben ist ein Nordlandsleben. Wo das Eis beginnt, da hat das Herz seine höchste Flamme. Hoch Nordland und hoch seine schöne, seine muthige Tochter!"

Alle Gläser klangen zusammen, und die „Escapade nach dem Arre-See", wie sie schon mehrfach an diesem Tage der Gegenstand scherzhafter Bemerkungen gewesen war, wurd' es aufs Neue. Pentz, der weder Holk noch Ebba traute, gefiel sich in Fortsetzung seiner Spöttereien und malte mit

Behagen aus, was aus Beiden geworden wäre, wenn sich eine Eisscholle, mit einem Tannenbaum darauf, unter ihnen losgelöst und sie aufs hohe Meer hinausgetragen hätte. Vielleicht wären sie dann in Thule gelandet. Oder vielleicht auch nicht und hätten auf ihrer Scholle nichts gehabt als den kleinen Weihnachtsbaum ohne Nuß und Marzipan. Und Holk hätte sich dann getödtet und sein Herzblut angeboten, unter Anklängen an den unvermeidlichen Pelikan. In alten Zeiten wären solche Dinge vorgekommen.

„In alten Zeiten," lachte Ebba. „Ja, was in alten Zeiten nicht Alles vorgekommen! Ich habe nicht die Prätension, mich auf Geschichte hin auszuspielen, das überlaß ich Andern, und auf alte Geschichte nun schon gewiß nicht; aber man braucht nur ein bischen trojanischen Krieg zu kennen, um vor den alten Zeiten und ihrem Muth einen sehr bedeutenden Respekt zu haben, einen noch bedeutenderen als vor dem scandinavischen Muth, von dem Dr. Bie so schön und in für mich persönlich so schmeichelhafter Weise gesprochen hat."

Westergaard und Lundbye versicherten a tempo, daß sich die Zeiten in dem wichtigsten Punkte, nämlich in dem Heldenmuthe der Leidenschaft, immer gleich blieben, und daß sie sich für ihre Person dafür verbürgen wollten, die Liebe schaffe noch dieselben Wunder wie früher.

Alles theilte sich sofort in zwei Lager, in Solche, die derselben Meinung waren (unter diesen, strahlenden Gesichts, die kleine Frau Pastorin) und in Solche, die rund heraus verneinten. An der Spitze dieser stand natürlich Ebba. „Dieselben Wunder," wiederholte sie. „Das ist unmöglich, denn diese Wunder sind Producte dessen, was der Welt verloren gegangen ist, Producte großer erhabner Rücksichtslosigkeiten.

Ich wähle dies Wort, weil ich das Wort „Leidenschaft," das freilich von andrer Seite schon gefallen ist, gern vermeiden möchte, von Rücksichtslosigkeiten aber läßt sich sprechen, ja, man braucht nicht einmal roth dabei zu werden. Und nun frage ich sie, und die Herren Capitanos an der Spitze, wer unter Ihnen hat Lust, um Helena's willen einen trojanischen Krieg anzuzetteln? Wer tödtet um Klytämnestras willen Agamemnon?"

„Wir, wir." Und Penz, eine vierzinkige Gabel zückend, setzte sogar hinzu: „Ich bin Aegisth."

Alles lachte, Ebba ihrerseits aber fuhr in immer wachsendem Uebermuthe fort: „Nein, meine Herren, es bleibt dabei, die Rücksichtslosigkeiten sind aus der Welt gegangen. Allerdings, so viel ist einzuräumen (und es steht bei Ihnen, dies gegen mich auszunutzen), allerdings finden sich auch im Alterthum vereinzelte Anfälle von Schwäche. So entsinn' ich mich, vor grauen Jahren, denn ich war noch im Flügelkleide, die Racine'sche „Phädra" gesehen zu haben, mit der berühmten Rachel in der Titelrolle; — sie kam von Petersburg und nahm unser armes Stockholm nur so nebenher mit. Nun denn, besagte Phädra liebt ihren Stiefsohn, also sozusagen einen ganz fremden Menschen, der gar kein Recht hat, die Blutsfrage zu betonen, und dieser Stiefsohn verweigert sein „Ja," lehnt die Liebe einer schönen Königin ab. Vielleicht der erste Decadence-Fall, erstes Vorspuken des schwächlich Modernen."

„O, nicht doch," versicherte Lowdyne. „Nicht des Modernen. Das Moderne verurtheilt solche Schwäche von Grund aus," und Penz seinerseits setzte hinzu: „Schade, daß wir keine Phädra zur Hand haben, um die Streitfrage sofort zum Austrag zu bringen; man müßte denn vielleicht

von Skodsborg her . . .“ Aber hier unterbrach er sich, weil er inmitten seiner Rede wahrnahm, daß ihn die beiden Offiziere scharf fixirten, um ihm wissen zu lassen, daß er in ihrer Gegenwart den Namen der Danner, der ihm schon auf der Zunge schwebte, nicht spöttisch ins Gespräch ziehen dürfe.

Gleich danach wurde die Tafel aufgehoben, und Alles rüstete sich zum Aufbruch, wobei sich Holk, als einziger Mitbewohner des Ebba-Thurmes, wie halb verpflichtet fühlte, die Gäste bis in das als Gaderobe dienende Flurzimmer Karin's zu begleiten. Hier blieb er auch, bis Alle sich entfernt hatten. Dann aber gab er Karin die Hand, schlug vor, Fenster und Thür zu öffnen, da sie's mit dem Ofen zu gut gemeint habe, und stieg rasch wieder die Treppe hinauf.

Oben in der offnen Thür stand Ebba, die Lichter brannten noch auf dem Tisch, und es mochte Holk, als er sie so sah, zweifelhaft sein, ob sie, vom Treppengeländer her, nur auf das Abschiednehmen unten, oder aber auf seine Rückkehr gewartet hatte. „Gute Nacht,“ sagte sie und schien sich, unter einer scherzhaft feierlichen Verbeugung, von der Schwelle her in ihr Zimmer zurückziehen zu wollen. Aber Holk ergriff ihre Hand und sagte: „Nein, Ebba, nicht so; Sie müssen mich hören.“ Und miteintretend sah er sie verwirrt und leidenschaftlich an.

Sie aber entwand sich ihm leicht, und anknüpfend an das vor wenig Minuten erst geführte Gespräch, sagte sie: „Nun, Holk, in welcher Rolle? Paris oder Aegisth? Sie haben gehört, daß sich Pentz dazu gemeldet.“

Und dabei lachte sie.

Dieſe Heiterkeit aber ſteigerte nur ſeine Verwirrung, an der ſie ſich eine Weile weidete, bis ſie zuletzt halb mitleidig bemerkte: „Holk, Sie ſind doch beinah deutſcher als deutſch . . . Es dauerte zehn Jahre vor Troja. Das ſcheint Ihr Ideal.“

XXVII.

Eine Stunde war vergangen, als es klopfte. Holk fuhr zuſammen. Ebba aber, ihrer ganzen Natur nach vor dem Lächerlichen eines ängſtlichen Verſteckſpiels mehr als vor einer Entdeckung erſchreckend, ſchritt raſch auf die Thür zu und öffnete.

Karin ſtand da.

„Was bringſt Du, Karin?“

„Nichts Gutes. In meiner Stube qualmt es, und ein wahres Glück, daß ein Stück Ruß den Rauchfang herunterkam und mich geweckt hat. Ich habe Thür und Fenſter aufgeriſſen und Zug gemacht; aber es hilft nicht, es iſt als ob es aus Wand und Dielen käme.“

„Was wird es ſein?“ ſagte Ebba, die zunächſt nur annahm, es ſei Neugier, was Karin heraufgeführt habe. „Der Wind drückt auf den Schornſtein. Ich werde nachſehen, will aber erſt ein Tuch umnehmen und Licht machen; Du haſt Dich ja ſo im Dunkeln heraufgetappt.“ Und damit trat ſie wieder zurück und ließ die Thür ins Schloß fallen. Aber keine halbe Minute, ſo war ſie wieder da, ein Licht in der Hand und leuchtete vorauf, während Karin folgte. Dieſe hatte nicht zu viel geſagt. Qualm und Rauch erfüllten

ſchon das Treppenhaus, und ehe Beide noch halb hinab waren, ward ihnen das Athmen ſchon faſt unmöglich. „Raſch durch," ſagte Karin und ſtürzte ſich über den Flur fort, aus deſſen Dielen ſchon kleine Flammen aufſchlugen, auf den glücklicherweiſe nicht verſchloſſenen Thüreingang zu. Und gleich danach klang es „Feuer" über den Schloßhof hin. Ebba wollte nach und wie Karin ihr Heil in der Flucht ſuchen. Aber im nächſten Augenblicke gedachte ſie Holk's, und ſchnell entſchloſſen, ihn nicht im Stiche zu laſſen, eilte ſie wieder treppauf und in ihr Zimmer zurück. Umſonſt, er war nicht mehr da. „Der Thor, er will meinen Ruf retten, oder vielleicht auch ſeinen, und bringt ſich um und mich mit." Und während ſie ſo ſprach, ſtieg ſie raſchen Trittes die zweite Treppe hinauf, um ihn in ſeinem eigenen Zimmer aufzuſuchen. Da ſtand er an der Thürſchwelle. Vom Hof her hörte man fortgeſetzt Karin's Feuerruf, in den jetzt auch andere Stimmen einſtimmten. „Raſch, Holk oder wir ſind des Todes. Karin hat ſich gerettet. Verſuchen wir's auch." Und ohne ein Ja oder Nein abzuwarten, faßte ſie ſeinen Arm und riß ihn mit ſich fort, die beiden Treppen wieder hinunter. Aber ſo ſchnell dies Alles ging, das Unheil unten war noch ſchneller gegangen, und was vor einer Minute oder zwei noch möglich geweſen wäre, war es jetzt nicht mehr. „Wir ſind verloren," und Ebba ſchien auf der Treppe zuſammenbrechen zu wollen. Aber Holk umfaßte die halb bewußtlos Gewordene, und mit all' der Kraft, wie ſie die Verzweiflung gibt, trug er ſie jetzt die Wendeltreppe wieder hinauf, von Stockwerk zu Stockwerk, bis er zuletzt mit ihr unter dem von Balken und Latten durchzogenen Thurmdache ſtand. Eine offene Luke gab gerade Licht genug, um ſich in dem wirren Durcheinander

mühsam zurecht zu finden, und zwischen dem Gebälk hin auf die Lichtöffnung zusteuernd, trat er jetzt, Ebba nach sich ziehend, ins Freie hinaus. Hier waren sie für den Augenblick gerettet, und hätte das beinahe senkrecht ansteigende Schloßdach eine nur etwas stärkere Schrägung gehabt, so hätte diese vorläufige Rettung die Rettung überhaupt bedeutet; aber bei der Steile des Schloßdaches, die keine rechte Bewegung an ihm entlang gestattete, war mit dem allen doch nur wenig gewonnen, etwa den Blitzableiter abgerechnet, an dem man sich halten, und eine starke Dachrinne, gegen die sie die Füße stemmen konnten. Auch das war ein Glück, daß der Wind, der ging, den Qualm nach der entgegengesetzten Seite trieb.

Ja, das Alles war ein Glück, aber doch immer nur eine Frist. Was half es ihnen, wenn sie von unter her nicht bemerkt wurden oder wenn der Wind herum ging und das Dach, an das sie sich jetzt lehnten, in Flammen setzte.

„Willst Du's wagen?“ sagte Holk und wies auf den Blitzableiter, an dem es bei der nöthigen Entschlossenheit immer noch möglich gewesen wäre, sich herabzulassen. Aber Ebba, deren Kraft hin war, schüttelte nur den Kopf. „Dann laß uns sehen, daß wir das Dach entlang bis an die nächste Mansarde kommen, da wollen wir einsteigen, und sich vorsichtig zurücklehnend, schoben sie sich an der steilen Schrägung hin, langsam vorwärts, die Füße gegen die Dachrinne gestemmt. Es waren keine zehn Schritte und Alles ließ sich gut an; aber ehe sie noch den halben Weg bis an die Mansarde gemacht hatten, sagte Ebba: „es geht nicht, ich bin gelähmt.“ Holk wollte rufen und mit einem Tuche wehen, nahm aber bald wahr, daß es nutzlos sein werde, weil er um Sicherheits willen in einer zurückgelehnten

Stellung, die jedes Gesehenwerden vom Schloßhof ausschloß, verbleiben mußte. So stand denn alle Hoffnung bei Karin, von der sich annehmen ließ, daß sie nicht blos persönlich nach ihnen aussehen, sondern auch Anderer Blicke nach dem Thurmdach hinauflenken würde. Und wirklich, so geschah es, und so kam ihnen zuletzt auch die Rettung aus ihrer furchtbaren Lage. Schon eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als sie wahrnahmen, daß etliche Personen um die Seespitze herum gegangen waren, und fast im selben Augenblick hörten sie auch schon Zurufe von der einen besseren Ueberblick gewährenden Hilleröder Uferseite her. Zurufe, deren Worte sie freilich nicht verstanden, deren freudiger Ton aber keinen Zeifel ließ, daß man nun sicher sei, sie aus der Gefahr befreien zu können. Und nicht lange mehr, so hörten sie hinter sich auch schon ein Schlagen wie von Hämmern und Aexten und gleich danach wurden allerlei Köpfe sichtbar, die durch die gewonnene Dachöffnung hin nach ihnen ausschauten. Freilich man hatte die rechte Stelle verfehlt, aber das war leicht ausgeglichen, und nur eine kleine Weile noch, so streckten sich ihnen starke Arme von innen her entgegen und zogen erst Ebba und dann Holk auf den Schloßboden hinauf, von wo aus man Beide wie im Triumph erst die Treppen hinunter und dann auf den Schloßhof trug. Der Erste, der ihnen hier entgegentrat, war der König.

Erst um Mitternacht, eine Stunde vor Ausbruch des Feuers, von Skodsborg nach Fredericksborg zurückgekehrt, war er doch der gewesen, der, allen Anderen voraus, die Rettungsarbeiten geleitet und sich an Bergung seiner geliebten Alterthumsschätze glücklicher und erfolgreicher als irgend sonst wer betheiligt hatte. Was gerettet worden,

war persönlich sein Werk. Die beiden Adjutanten waren ihm zur Seite.

„Sieh' da, Holk," sagte der König, als er des Grafen gewahr wurde. „Und als Ritter seiner Dame. Ich werde drüben in Skodsborg ein Rühmens davon machen." Und in die leicht hingeworfenen Worte mischte sich, trotz des Ernstes der Situation, ein Anflug von Spott.

Westergaard und Lundbye mühten sich um Ebba. „Wo ist die Prinzessin?" fragte diese.

„Auf dem Bahnhofe," war die Antwort; „man will einen Extrazug für sie einstellen. Der Boden brennt ihr hier unter den Füßen."

Es war ein ganz unbeabsichtigtes Wortspiel und Niemand nahm es als solches. Nur Ebba, die selbst in diesem Augenblicke noch auf zugespitzte Worte gestellt blieb, hörte heraus, was gar nicht hineingelegt war und sagte: „Ja, der Boden unter den Füßen! Die Prinzessin darf es kaum sagen . . . aber Holk und ich."

XXVIII.

Ebba, voll Verlangen, den Extrazug mit zu benutzen, wollte nach dem Bahnhof; aber ihr Schwächezustand war doch so groß, daß sowohl Holk wie die beiden jungen Adjutanten in sie drangen, davon Abstand zu nehmen. Sie willigte denn auch ein und ließ sich nach dem vom Feuer verschont gebliebenen linken Flügel des Schlosses hinüberführen. In diesem befand sich die vorläufig als Unterkunftsstätte dienende Schloßkirche, deren Altarlichter brannten, während um den Altar selbst herum die Frauen und Kinder der Beamten und Schloßdienerschaften saßen oder lagerten, die Kinder mit allerlei Gewändern zugedeckt, darunter auch Meßgewänder noch aus der katholischen Zeit her, die man aus der Sakristei herbeigeholt hatte. Für Ebba war nichts mehr da; nur ein paar Kissen fanden sich, um sie wenigstens gegen die bittere Kälte des Fußbodens zu schützen. Aber es war zu wenig, und als Holk in dem kleinen angrenzenden Castellanshause vergeblich nach etwas Besserem gesucht hatte, schlug er der immer heftiger fröstelnden Ebba vor, den Weg nach dem Bahnhofe hin, von dem man vorher ihrer Erschöpfung halber Abstand genommen hatte, doch lieber wagen zu wollen. Ein alter Schloßdiener war auch bereit, den

nächſten Weg zu zeigen, und ſo brach man denn auf und hörte die Bahnhofsuhr eben ſechs ſchlagen, als man ankam. Die Prinzeſſin war ſchon ſeit länger als einer Stunde fort, und der nächſte von Helſingör her erwartete Zug kam erſt in dreißig Minuten. Auf dem Bahnhofe ſelbſt lief Alles durcheinander, und das kleine Wartezimmer bot keinen Platz mehr, war vielmehr überfüllt von Hillerödern, alten und jungen, die ſämmtlich nach Kopenhagen hinein wollten, um über alle vorgekommene Schreckniſſe, deren ſenſationelliſte glücklicherweiſe meiſt erfunden waren, ſo ſchnell wie möglich berichten zu können. In dem einen Thurme, ſo hieß es mit aller Beſtimmtheit, ſeien Alle verbrannt, drei Perſonen vom Hofſtaat und außerdem ein Gärtner. Ebba, die ſich nur mühſam aufrecht hielt, hörte das Alles, und ihre Lage wäre kaum beſſer geweſen als vorher in der kalten Kirche, wenn nicht einer der Stationsbeamten ein Einſehen gehabt und das für den königlichen Hof beſtimmte Separatzimmer für Holk und Ebba geöffnet hätte. Hier war es nicht blos warm und geräumig, hier fand man auch Pentz und Erichſen, die zurückgeblieben waren, um über die Schickſale der Verlorengeglaubten an die Prinzeſſin berichten zu können. So war es von dieſer ganz zuletzt noch angeordnet worden, als ſie mit der Schimmelmann ſchon das Coupé beſtiegen hatte. Die Begrüßung Holk's und Ebba's von Seiten der beiden Kammerherren war, da man nicht ohne Sorge geweſen, aufrichtig herzlich; aber dieſe Herzlichkeit wurde doch ſehr übertroffen, als gleich danach Karin hereinſtürzte, die bis dahin zuſammengekauert in einer Ecke des daneben befindlichen Wartezimmers geſeſſen hatte. „Laß doch, Kind,“ verſuchte Ebba zu ſcherzen. „Was war es denn groß? Erſt etwas zu heiß und dann etwas zu kalt.“ Aber Karin, ſo

gerne sie sonst lachte, wollte diesmal von einem Eingehen auf Ebba's scherzhaften Ton nichts wissen und hörte nicht auf, unter Schluchzen und Weinen ihrer Herrin die Hände zu küssen. Von Pentz' Seite, wie sich denken läßt, wurden allerlei Fragen gestellt, aber ehe Holk, an den sie sich vorzugsweise richteten, darauf antworten konnte, hörte man aus der Ferne schon den Pfiff der Locomotive, ein Zeichen, daß der erwartete Helsingörer Zug herankäme. Noch eine Minute, so hielt er, und trotzdem Wagenmangel war, gelang es doch, für Ebba ein besonderes Coupé zu finden, worein sie gebettet und mit Plaids und Mänteln zugedeckt wurde. Karin setzte sich zu ihr, während die drei Herren in ein Nachbarcoupé stiegen.

* * *

Um acht hielt man auf dem Kopenhagener Bahnhofe, Wagen wurden heranbeordert, und als diese da waren, fuhr Pentz mit Ebba und Karin ins Palais der Prinzessin, während sich Erichsen und Holk in ihre Privatwohnungen begaben. Holk klopfte. Die schöne Frau Brigitte stand vor ihm und sagte: „Gott sei Dank, Herr Graf, daß Sie wieder da sind." Aber Etwas von Enttäuschung mischte sich doch sichtlich mit ein, was auch kaum anders sein konnte, denn gerüchtweise war gleich nach Eintreffen des Extrazuges von dem schrecklichen Ende des Grafen Holk und des Fräulein von Rosenberg gesprochen worden, eine Sensationsgeschichte, wie sie sich Mutter und Tochter nicht schöner wünschen konnten. Und nun war der Graf doch am Leben und das Fräulein vielleicht auch oder wohl eigentlich ganz gewiß. Es war doch auf nichts Verlaß mehr und gerade immer

das Intereſſanteſte verſagte. Brigitte bezwang ſich aber und wiederholte: „Gott ſei Dank, Herr Graf. Wie wir in Angſt um Sie geweſen ſind . . . Und um das ſchöne ſchwediſche Fräulein . . .“

Und bei dieſen Worten ließ ſie kein Auge von Holk, denn ihr nach einer beſtimmten Seite hin geradezu phänomenal ausgebildetes Ahnungsvermögen ließ ſie das geſammte Geſchehniß, beſonders aber das Intime darin, mit einer Deutlichkeit erkennen, als ob ſie dabei geweſen wäre.

„Ja, meine ſchöne Frau Brigitte,“ ſagte Holk, der entweder wirklich nur heraushörte, was wie Theilnahme klang, oder es heraushören wollte, „ja meine ſchöne Frau Hanſen, das waren böſe Stunden, wie man ſie ſeinem Todfeinde nicht gönnen mag, am wenigſten aber ſich ſelber und . . .“

„. . . einer ſo ſchönen Dame.“

Nun ja, wenn Sie wollen. Das Fräulein iſt aber nicht ſo ſchön, wie Sie immer annehmen, und jedenfalls lange nicht ſo ſchön wie Andere, die ich nicht nennen will. Aber davon ſprechen wir ein andermal und entſcheiden dann die Frage. Jetzt bin ich todtmüde, liebe Frau Hanſen, und will den Schlaf nachholen, den ich verſäumt habe. Bitte, weiſen Sie Jeden ab, auch Baron Pentz, wenn er nachfrägt. Aber um zwölf bitt' ich zu klopfen. Und dann bald das Frühſtück.“

* * *

Holk ſchlief feſt, und erſt als er das Klopfen hörte, ſtand er auf, um in aller Eile ſeine Morgentoilette zu machen. Er war noch wie unter einem Druck, ſo daß alles

Geschehene halb schemenhaft an ihm vorüberzog, und erst als er an das Fenster trat und auf die Straße hinunterblickte, kam ihm das Zurückliegende wieder zu klarem Bewußtsein. Und jetzt erschien auch Brigitte mit dem Frühstück und wartete, daß Holk ein Gespräch beginnen solle, zu welchem Zwecke sie das Theegeschirr nicht nur sehr langsam aufbaute, sondern sich, was sie sonst nicht leicht that, sogar zu directen Fragen bequemte. Holk aber blieb diesmal unzugänglich, antwortete nur ganz kurz und gab überhaupt durch seine ganze Haltung zu verstehen, daß er es vorziehen würde, allein zu sein, was Alles die schöne Frau Hansen nicht nur aufs Aeußerste verwunderte, sondern ihre Gefühle für das schwedische Fräulein, das natürlich daran schuld sein mußte, noch tiefer herabstimmte. Nichts davon entging Holk; weil er aber schon aus Klugheit die schöne Brigitte nicht in schlechte Laune bringen mochte, so bat er sie, seine Zerstreutheit entschuldigen zu wollen und zu bedenken, daß er noch ganz unter dem Eindrucke all' des Schrecklichen sei, was er erlebt habe.

„Ja," sagte die Hansen, „schrecklich; es muß wirklich schrecklich gewesen sein und dazu die Verantwortung und helfen sollen und nicht können. Und so vor Aller Augen und vielleicht in einem ganz leichten Kleide . . . wenn es ein Kleid war."

Sie sagte das Alles mit dem ernstesten Gesichtsausdruck und in einem so glücklichen Rührtone, daß Holk, als sie das Zimmer verließ, doch wieder in Zweifel war, ob er es durchaus für Bosheit und perfide Comödie halten müsse. Vielleicht mischte sich doch auch was von wirklicher Theilnahme mit ein; es heißt ja, Personen derart seien immer gutmüthig. Gleichviel indeß, er war nicht in der Lage, dem

nachzuhängen, und kaum, daß er wieder allein war, so war er auch schon wieder unter dem Ansturm all' der Bilder und Vorstellungen, die das Erscheinen Brigitten's nur unterbrochen hatte. Noch war kein voller Tag um, daß man die Partie nach dem kleinen Gasthaus am Arre-See hin unternommen, und was war seitdem Alles geschehen! Erst die Schlittschuhfahrt mit Ebba ganz dicht an dem abgebröckelten und durchlöcherten Eise hin und danach die Heimfahrt und die kleinen Neckereien und dann Ebba's Uebermuth bei Tisch . . . und dann wie Karin kam und die Flammen aus Wand und Diele schlugen und wie sie zuletzt hinaustraten auf das Schloßdach, unter sich Tod und Verderben, und wie dieses Hinaustreten ihnen doch die Rettung bedeutet hatte.

„Ja, die Rettung," sprach er vor sich hin. „Alles hängt an einem Haar; so war es diesmal und so ist es immer. Was hat uns gerettet? Daß wir gleich am ersten Tage an den Teichen und Pavillons vorüber, einen Spaziergang bis an die Parkfähre machten und daß an demselben Tage die Sonne schien und daß mein Blick auf das hellerleuchtete Schloß fiel und daß ich, weil Alles so hell und klar da lag, in aller Deutlichkeit sehen konnte, wie das Fußende des Thurmdaches mit dem Fußende des Schloßdaches zusammenlief. Ja, das hat uns gerettet. Ein Zufall, wenn es einen Zufall gibt. Aber es gibt keinen Zufall, es hat so sein sollen, eine höhere Hand hat es so gefügt. Und daran muß ich mich aufrichten, und daran hab' ich auch eine Anlehne für das, was ich noch vorhabe. Wenn wir in Noth und Zweifel gestellt werden, da warten wir auf ein Zeichen, um ihm zu entnehmen, was das Rechte sei. Und solch' Zeichen habe ich nun darin, daß eine höhere

Hand uns aus der Gefahr hinausführte. Wäre der Weg, den mein Herz all' diese Zeit ging, ein falscher gewesen, so hätte mich die Strafe getroffen, mich und Ebba, und wir wären ohnmächtig zusammengesunken und erstickt und hätten uns nicht in die Luft und Freiheit hinaus gerettet. Und Christine selbst, wenn ich ihre letzten Zeilen richtig verstanden habe, Christine selbst hat ein Gefühl davon, daß es so das Beste sei. Die guten Tage sollen nicht vergessen sein, nein, nein, und eine dankbare Erinnerung soll der Trennung alles Bittere nehmen; aber die Trennung selbst ist nöthig, und ich darf wohl hinzusetzen, ist Pflicht, weil wir uns innerlich fremd geworden sind. Ach, all' diese Herbheiten. Ich sehne mich nach einem anderen Leben, nach Tagen, die nicht mit Tractätchen anfangen und ebenso aufhören; ich will kein Harmonium im Hause, sondern Harmonie, heitere Uebereinstimmung der Seelen, Luft, Licht, Freiheit. Das Alles will ich und hab' es gewollt vom ersten Tage an, daß ich hier bin. Und ich habe nun ein Zeichen, daß ich es darf."

Er brach ab, aber nur auf Augenblicke, dann war er wieder am alten Fleck. In einem Kreise drehten sich all' seine Vorstellungen, und das Ziel blieb dasselbe: Beschwichtigung einer inneren Stimme, die nicht schweigen wollte. Denn während er sich Alles bewiesen zu haben glaubte, war er doch im letzten Winkel seines Herzens von der Nichtstichhaltigkeit seiner Beweise durchdrungen, und wenn er sich außerhalb seiner selbst hätte stellen und seinem eigenen Gespräche zuhören können, so würde er bemerkt haben, daß er in Allem, was er sich vorredete, zwei Worte geflissentlich vermied: Gott und Himmel. Er rief beide nicht an, weil er unklar, aber doch ganz bestimmt heraus fühlte, daß er im Dienst einer schlechten Sache focht und nicht wagen dürfe,

den Namen seines Gottes mißbräuchlich ins Spiel zu ziehen. Ja, das Alles würde er gesehen haben, wenn er sich wie ein Draußenstehender hätte beobachten können; aber das war ihm nicht gegeben, und so schwamm er denn im Strome falscher Beweisführungen dahin, Träumen nachhängend und sein Gewissen einlullend und schrieb sich ein gutes Zeugniß nach dem anderen. Warum auch nicht? Es ließ sich ja, das durft' er sich sagen, so gut mit ihm leben, man mußt' es nur verstehen; aber Christine verstand es nicht und wollt' es auch nicht verstehen, ja, er war ein Opfer ihrer christlichen Redensarten, das stand ihm fest, oder sollt' ihm wenigstens feststehen, und immer mehr von dem Verlangen erfüllt, seine gute, seine gerechte Sache so rasch wie möglich zum Schluß zu bringen, verlor er zuletzt alles Urtheil und jede ruhige Ueberlegung. Er wollte zu Ebba, diese Stunde noch, und dann wollt' er mit ihr vor die Prinzessin treten und Alles bekennen und erst ihre Verzeihung und dann ihre Zustimmung anrufen. Und ihr auch sagen, daß Christine selbst bereits in diesem Sinne geschrieben oder wenigstens Andeutungen gemacht habe. Von einem Widerstande drüben in Hollenäs könne keine Rede sein, die Trennung sei so gut wie da, nur noch eine Formalität, und er bäte sie, den Schritt, den er vorhabe, gut heißen und sein Verhältniß zu Ebba als eine vorläufige Verlobung ansehen zu wollen.

Er fühlte sich wie erleichtert, als dieser Plan in ihm feststand; Ebba sollte diese Stunde noch davon hören; er sah kein Hinderniß oder überisprang jedes in seinen Gedanken.

Es schlug zwei vom Rathhausthurm, als er sich nach dem Palais auf den Weg machte. Zwei-, dreimal sah er sich aufgehalten, weil ihm Bekannte begegneten, die von der Gefahr, der er wie durch ein Wunder entronnen sei, gehört

hatten; Holk ſtand ihnen auch Rede, brach aber jedesmal raſch ab, ſich mit „Dienſt“ bei der Prinzeſſin entſchuldigend.

Ebba wohnte im Palais ſelbſt, über den Zimmern der Prinzeſſin. Holk zog die Glocke; Niemand kam. Endlich erſchien Karin. Aber was ſie ſagte, konnte Holk in ſeiner gegenwärtigen Stimmung, in der Alles nach raſchem Abſchluß drängte, wenig befriedigen. Er hörte nur, daß das Fräulein, nach mehrſtündigem Fieber, eben eingeſchlafen ſei und nicht geweckt werden dürfe. „So werd' ich wieder anfragen. Und vergeſſen Sie nicht, Karin, dem Fräulein zu ſagen, daß ich da war und nachfragen wollte,“ Karin verſprach Alles und lächelte. Sie hatte keine Vorſtellung von dem, was in Holk's Seele vorging, und ſah nichts Anderes in ihm als den ſtürmiſchen Liebhaber, der nach neuen Zärtlichkeiten dürſtete.

Holk ſtieg die Treppe langſam hinab, und erſt als er den langen Gang paſſirte, daran die Zimmer der Prinzeſſin gelegen waren, entſann er ſich, Alles, was das pflichtmäßig Nächſtliegende für ihn geweſen wäre, verſäumt zu haben. Aber war es das Nächſtliegende? Für ihn gewiß nicht. Für ihn war der Geſundheitszuſtand der Prinzeſſin in ſeiner gegenwärtigen Stimmung ſo gut wie gleichgültig, für ihn war ſie nur noch dazu da, den Segen zu ſpenden und ihn und Ebba glücklich zu machen. Und mit einem Male (denn daß Ebba dieſelben Gedanken habe, ſtand ihm feſt) kam ihm das Verlangen, ſich ſchon heute Gewißheit über das „Ja“ der Prinzeſſin verſchaffen zu wollen. Und ſo trat er in eins der Vorzimmer und erfuhr hier von der dienſthabenden Kammerfrau, daß Königliche Hoheit das Bett hüte. Neue Verſtimmung. Wenn die Prinzeſſin das Bett hütete, ſo konnte von Entſcheidung, was ihm gleichbedeutend mit

Gutheißung war, natürlich keine Rede sein. Wie lästig; nichts ging nach Wunsch. Pentz und Erichsen waren im Nebenzimmer, aber er mochte sie nicht sehen und brach rasch auf, um erst einen Spaziergang nach der Citadelle zu machen und schließlich eine Stunde lang in der Ostergaade zu flaniren. Um fünf war er wieder im Palais oben und fragte zum zweiten Male nach Ebba. „Der Doctor sei da gewesen," hieß es „und habe Zweierlei verordnet: eine Medicin und eine Pflegerin für die Nacht. Denn das Fräulein fiebere wieder stark und sei nicht zu verwundern nach solcher Gefahr und nach Allem . . ." Die letzten Worte setzte Karin nur halblaut und wie von ungefähr hinzu, weil sie sich nicht versagen mochte, Holk ihre Gedanken errathen zu lassen.

* * *

Holk sah seine Geduld auf eine harte Probe gestellt. Er hatte gehofft, in einer einzigen Stunde sein Schicksal entschieden zu sehen, und nun Hinderniß über Hinderniß. Ebba krank, die Prinzessin krank. Ebba's war er in seinem Gemüthe sicher, Ebba also — das mochte gehen; aber die Prinzessin! Er wußte nicht, wie die Stunden, Stunden, aus denen Tage werden konnten, hinzubringen seien, und wenn er dann im Fluge durchnahm, was in dem lebenslustigen und zerstreuungsreichen Kopenhagen als Zeitvertreib zu gelten pflegte, so erschrak er, wie sehr ihm alle diese Dinge widerstanden. Alhambra und Tivoli, Harlequin und Colombine, Thorwaldsen-Museum und Klampenborg, Alles, die schöne, Frau Brigitte mit eingerechnet, hatte gleichmäßig seinen Reiz für ihn verloren, und wenn er gar an Pentz dachte, befiel ihn ein Grauen. Das war das Letzte, was er aushalten

konnte; lieber wollte er die Richtigkeiten Erichsen's und die Steifheiten der Schimmelmann ertragen, als die Pentz'schen Bonmots und Wortspiele.

Die Nacht verging ihm unter Kopfdruck und wenig Schlaf, woran Erkältung und Aufregung gleichen Antheil haben mochten, und er war froh, als die Morgensonne drüben die Dächer röthete. Das Frühstück kam und die Zeitungen und mit den Zeitungen ausführliche Schilderungen über den Fredericksborger Schloßbrand. Er laß Alles, erheiterte sich und vergaß beinahe, was ihn quälte, wenigstens so lange die Lectüre dauerte. Die wirklichen Hergänge waren sehr zu seinem Gunsten ausgeschmückt; er habe sich, so hieß es in zwei fast gleichlautenden Berichten, an dem Blitzableiter herablassen wollen, um dann, unten angekommen, Hülfe für das unglückliche Fräulein herbeizuschaffen; als er aber in die Feuerregion des brennenden Thurmes gekommen sei, habe sich ein weiteres Hinabgleiten an der nach unten zu schon halb glühend gewordenen Eisenstange verboten, und er sei wieder mit eben so viel Muth und Kraft wie Geschicklichkeit hinaufgeklettert. Er las dies und sagte sich, daß er nach dem Allen nothwendig der Held des Tages sein müsse. Der Held! Und wie wenig heldisch war ihm zu Muthe. Er fühlte, daß seine Nerven zu versagen drohten und daß er in Krankheit oder geistige Störung fallen würde, wenn es ihm nicht gelänge, das, was er gestern vergeblich in die rechten Wege zu leiten gesucht hatte, noch heute zum Abschluß zu bringen. Daß Ebba wieder gesund sein werde, war nicht anzunehmen; aber doch die Prinzessin, was auch eigentlich wichtiger war. Alles, was sie seit vorgestern durchzumachen gehabt hatte, war doch nur etwas vergleichsweise Geringes gewesen, und wenn sie, wie sehr wahrscheinlich,

wieder außer Bett war, so mußte sie ihn hören und über ihn entscheiden. „Und über mich entscheiden, das heißt mein Glück besiegeln, denn sie ist gütig und in ihren Anschauungen unbeengt."

Ja, so sollte es sein, und um zehn Uhr war er auch schon wieder im Palais, wo er zu seiner unendlichen Freude vernahm, daß die Prinzessin eine leidlich gute Nacht gehabt habe. Durch eben dieselbe Kammerfrau, mit der er schon gestern gesprochen, ließ er anfragen, ob Königliche Hoheit seine Gegenwart zu befehlen geruhe. Und gleich danach trat er bei ihr ein, denn sie hatte ihn wissen lassen, sie wünsche dringend ihn zu sprechen.

Das Zimmer war dasselbe, darin er, gleich am Tage nach seiner Ankunft, seine erste Audienz bei der Prinzessin gehabt hatte. Da hing noch das große Bild König Christian's VIII. und gerade gegenüber das des verstorbenen Landgrafen, der Flor um den Rahmen noch grauer und verstaubter als damals. Auf dem Sopha, unter dem Bilde des Königs, saß die alte Dame, verfallen und zusammengeduckt, von Prinzessin nicht viel und von esprit-fort keine Spur. Es war ersichtlich, daß sie — wenn auch von ihrer eigentlichen Krankheit so gut wie genesen — den Schreck und die Aufregung der letzten Frederiksborger Stunden noch keineswegs überwunden hatte. Jede Spannkraft fehlte, das Auge war matt und müde.

„Das war eine schlimme Nacht, lieber Holk. Sie sehen mich noch unter der Nachwirkung von dem Allen. Und doch, was bedeutet es neben dem, was Sie durchzumachen hatten. Und Ebba mit Ihnen. Ein Wunder, daß Sie gerettet wurden, wie man mir übrigens erzählt hat, durch Ihre Geistesgegenwart. Ich habe Sie sehen und Ihnen bei der

Gelegenheit aussprechen wollen, wie groß meine Dankbarkeit ist. Solche Dinge bleiben unvergessen. Und nun gar erst von Seiten Ebba's selbst. Sie kann Ihnen dies nie vergessen und wird sich Ihnen, dessen bin ich sicher, durch's Leben hin verbunden fühlen."

Es waren dies Worte, die, nach Ihrem Inhalte, für Holk und Alles das, was schon auf seiner Lippe zitterte, nicht glücklicher gewählt sein konnten, und einen Augenblick stand er auch wirklich auf dem Punkte, an die Prinzessin heranzutreten und unter Wiederholung und Ausdeutung ihrer eigenen Worte sein Herz vor ihr auszuschütten und seine Pläne sie wissen zu lassen. Aber so sehr der Inhalt der Worte dazu auffordern mochte, nicht die Haltung der Prinzessin, nicht der Ton, in dem ihre Worte gesprochen waren. Alles klang beinahe leblos, und Holk, so stark seine Seele nach Gewißheit und Abschluß drängte, fühlte doch deutlich, daß dies nicht der denkbar beste, sondern umgekehrt eher der denkbar schlechteste Moment für sein Geständniß sein würde. Von der freigeistigen Prinzessin, die sonst ein Herz oder doch mindestens ein Interesse für Escapaden und Mesalliancen, für Ehescheidungen und Ehekämpfe hatte, war in der alten Dame, die da vollkommen greisenhaft unter dem feierlichen Königsbilde saß, auch nicht das Geringste mehr wahrzunehmen, und was statt dessen aus ihrem eingefallenen Gesicht herauszulesen war, das predigte nur das Eine, daß bei Lebenskühnheiten und Extravaganzen in der Regel nicht viel herauskomme, und daß Worthalten und Gesetzerfüllen das allein Empfehlenswerthe, vor Allem aber eine richtige Ehe (nicht eine gewaltsame) der einzig sichere Hafen sei. Holk hätte die Schrift gern anders entziffert, es war aber nicht möglich und verbot sich in so hohem Grade,

daß er, ſtatt irgend welche Confeſſions zu machen, ſich darauf beſchränkte, die Prinzeſſin um einen mehrtägigen Urlaub anzugehen. Ein klarer Plan ſtand ihm dabei keineswegs vor der Seele, ſo wenig, daß er auf eine diesbezügliche Frage nicht Antwort gewußt hätte; die Prinzeſſin aber, von Anfang an nur von dem Verlangen erfüllt, ſich baldmöglichſt wieder in ihr Cabinet zurückziehen zu können, verzichtete gern auf neugierige Fragen und gewährte huldvoll, um was ſie gebeten war.

Und nun noch ein gnädiges Kopfnicken, und die Audienz, wenn man ihr dieſen Namen geben durfte, war zu Ende.

XXIX.

Als Holk um Urlaub gebeten, hatte nur das Eine für ihn feſtgeſtanden, daß Etwas geſchehen müſſe. Nun war er beurlaubt, und im ſelben Augenblicke war auch die Frage da: was ſoll nun geſchehen? Ausſprache mit Ebba, ſo ſehr er ihrer Uebereinſtimmung ſicher war, Verabredungen mit ihr für die Zukunft, — das wäre das Natürlichſte geweſen; aber Ebba war krank und was Karin, wenn er vorſprach, antwortete, blieb dasſelbe: das Fräulein dürfe Niemanden ſprechen. So ging er denn einer wahren Prüfungszeit entgegen, Tagen, in denen er nichts zu thun, als zu warten hatte. Und das war ihm in ſeiner Seelenſtimmung das Schwerſte. Zuletzt ergab er ſich darin und beſchloß ſich einzuſchließen, Niemanden zu ſehen, Zeitungen zu leſen, Briefe zu ſchreiben. Aber an wen? Er ſah bald, daß er an Niemanden ſchreiben könne. Peterſen, Arne, die Kinder — Alles verbot ſich. Noch mehr die Dobſchütz. Blieb nur noch Chriſtine ſelbſt. Er ſtand von dem Schreibtiſch auf, an dem er eine Weile grübelnd geſeſſen, und ſchritt auf und ab. „Chriſtine. Ja, das wäre das Beſte. Sie muß es ſchließlich doch wiſſen und lieber heute als morgen . . . Aber ihr ſchreiben? Muß durchaus geſchrieben ſein, als ob

ich nicht den Muth hätte, ihr unter die Augen zu treten? Ich habe den Muth, denn was ich will, ist mein gutes Recht. Man lebt nicht zusammen, um immer zweierlei Meinung zu haben und zweilerlei Wege zu gehen. Christine hat mich von sich weg erkältet. Ja, das ist das rechte Wort, und solche sich mehrende Kälte, das ist schlimmer als Streiten und Heftigsein. Eine Frau soll eine Temperatur haben, ein Temperament und Leben und Sinne. Aber was soll ich mit einem Eisberg? Und wenn er das klarste Eis hat, das klarste ist gerade das kälteste, und ich will nicht erfrieren. Ja, das paßt, das ist ein gutes Einleitungsthema, damit werd' ich ihr kommen, aber von Mund zu Mund; ich will es ihr nicht schreiben, ich will es ihr sagen. Ihr eigener Brief hat mir goldne Brücken gebaut. Und wenn ich dann frei bin und wieder hier . . . Ach, wie sehne ich mich nach Leben, Wärme, Freunde. Meine Tage sind mir vergangen, als ob Unterweltsschatten neben mir herschwebten. Die gute Tobschütz war auch solch Schatten. Ich bin noch nicht alt genug, um auf Fleisch und Blut zu verzichten."

Und er klingelte. Die Wittwe Hansen kam.

„Liebe Frau Hansen, ich will auf einen Tag hinüber nach Holkenäs . . ."

„Ah, zur Christbescheerung. Da wird sich die gnädigste Frau Gräfin freuen, die jetzt so allein ist, seit auch die Kinder fort sind, wie mir der Herr Graf erzählt haben."

„Ja, nach Holkenäs" sagte Holk. „Wissen Sie, wie die Dampfschiffe gehen? Ich meine die nach Glücksburg und Flensburg. Am liebsten wäre es mir, ich könnte noch heute Mittag fort oder doch gegen Abend. Dann bin ich morgen zu guter Stunde da. Vielleicht, liebe Frau Hansen, können Sie Jemand nach dem Hafen schicken und anfragen lassen. Aber

es muß ein Bote ſein, auf den Verlaß iſt, denn mir liegt daran, ſicher zu gehen."

Frau Hanſen ſagte, ſie würde ſich ſelber auf den Weg machen, und nach weniger als einer Stunde war ſie von ihrem Gange wieder zurück und brachte die Nachricht, heute gehe kein Schiff mehr, aber morgen gegen Abend gehe der „Holger Danske" und ſei zehn Uhr Vormittags vor Holkenäs.

„Das iſt übermorgen. Welchen Tag haben wir heute?"

„Den einundzwanzigſten, gerade den kürzeſten . . ."

Holk dankte für ihre Bemühung und war in ſeinem Herzen froh, daß es nicht Heiligenabend war, an dem das Schiff an dem Waſſerſtege von Holkenäs anlegen würde.

* * *

Den 23. kam die Küſte von Angeln in Sicht, und als zehn Uhr heran war, ſah man, von Deck aus, Schloß Holkenäs auf ſeiner Düne. Die Linien waren verſchwommen, denn ein leiſer Nebel zog, und einen Augenblick begann es ſogar zu ſchneien. Aber der Flockentanz hörte bald wieder auf, und auch der Nebel war ſo gut wie verſchwunden, als die Schiffsglocke zu läuten anhob und der ſtattliche Dampfer anlegte. Holk überſchritt die kleine Geländerbrücke, die man vom Deck her nach dem Waſſerſteg hinübergeſchoben hatte, dann ſchaffte der Stewart ſein Gepäck nach und ehe fünf Minuten um waren, dampfte der „Holger Danske" weiter auf Glücksburg zu. Holk ſah dem Schiff eine Weile nach, dann warf er ſeinen Mantel, der ihn, beim Erſteigen der Terraſſe, nur behindert haben würde, zwiſchen die beiden Koffer und ſchickte ſich an, den Steg entlang zu gehen. Dann und wann blieb er ſtehen und ſah nach Holkenäs

hinauf. Es lag jetzt, wo der Nebel sich momentan verzogen hatte, klar vor ihm, aber öd und einsam, und der dünne Rauch, der aufstieg, wirkte wie wenn nur noch ein halbes Leben da oben zu finden sei. Die ziemlich zahlreichen Sträucher in Front der Vorhalle waren, ein paar kleine Cypressen abgerechnet, alle kahl und entblättert, und die Vorhalle selbst zeigte sich mit Brettern verkleidet und mit Matten verhängt, um die hinter gelegenen Räume nach Möglichkeit gegen den Nordost zu schützen. Alles still und schwermüthig, aber ein Friede, wie der Nachglanz eines früheren Glücks, war doch darüber ausgebreitet, und diesen kam er jetzt zu stören. Eine Furcht befiel ihn plötzlich vor dem, was er vorhatte; Zweifel kamen, und sein Gewissen, so gut er's einzulullen wußte, wollte nicht ganz schweigen. Aber so oder so, jedenfalls war es zu spät, und er konnte nicht mehr zurück. Es mußte sein. Wie würde Ebba ihn ausgelacht und ihm den Rücken gekehrt haben, wenn er, bei seinem Wiedereintreffen in Kopenhagen ihr gesagt hätte: „Ich wollt' es thun, aber ich konnt es nicht." Und so nahm er denn seinen Weg wieder auf und stieg endlich langsam die Terrasse hinauf. Als er oben war, rief er einen alten, zufällig des Weges kommenden Diener an, der in einem Nebenhause seit Jahr und Tag schon das Gnadenbrod aß und fragte ihn, „ob die Gräfin im Schloß sei?" — „Gewiß, Herr Graf," sagte der Alte fast erschrocken, „in ihrem Schlafzimmer oben. Ich will voraus und der Frau Gräfin melden, daß der Herr Graf angekommen sind." — „Nein laß," sagte Holk, „ich will selber gehen." Und nun ging er, sich zunächst seitwärts haltend, auf die Rückfront des Schlosses zu, die den Blick landeinwärts auf die bergabsteigenden Park- und Gartenanlagen hatte.

Hier angekommen, nahm ſich Alles wärmer und wohnlicher aus, und Holk, als er einen Augenblick Umſchau gehalten hatte, ſtieg die drei Marmorſtufen hinauf, die, zwiſchen zwei Säulen hindurch, auf die Thür des Gartenſalons zuführten. Und nun trat er in den Salon ſelbſt ein, in dem ſich Alles, trotzdem die Kinder nicht da waren, in weihnachtlicher Vorbereitung zu befinden ſchien. Auf dem Ecktiſch mit der türkiſchen Decke, daran vordem Chriſtine mit der Dobſchütz und Aſta zu ſitzen und Handarbeiten zu machen pflegte, ſtand eine figurenreiche, ſchon durch Jahre hin gebrauchte, aber immer noch ſehr wohl erhaltene Weihnachtskrippe, während in der Ecke ſchräg gegenüber ein Chriſtbaum aufragte, noch ganz ſchmucklos, aber ſehr hoch, ſo daß ſeine Spitze faſt bis an die Decke reichte. Nach Allem mußte hier irgendwer eben noch thätig geweſen ſein, nur daß ſich Niemand zeigte. War man vor ihm geflohen? Aber eh' er ſich ſelbſt darauf antworten konnte, ſah er, daß er ſich geirrt hatte, wenigſtens in dem, was das Fliehen vor ihm anging; denn aus der dunklen Hintergrunds-Ecke, die der vorgeſtellte Chriſtbaum bildete, trat jetzt eine ſchwarz gekleidete Dame hervor. Es war die Dobſchütz, eine Schale mit vergoldeten und verſilberten Nüſſen in der Hand, mit denen ſie den Baum zu ſchmücken eben begonnen haben mochte. Sie fuhr zuſammen, als ſie den Grafen erkannte. „Was iſt geſchehen? Soll ich Chriſtine rufen?“

„Nein, liebe Dobſchütz“, ſagte Holk. „Laſſen wir Chriſtine noch eine Weile. Was ſie hören muß, hört ſie früh genug. Ich bin früher hier als erwartet und hätte gern einen andern Tag gewählt als dieſen. Aber ich bleibe nicht lange.“

Die Dobſchütz wußte, wie's ſtand und welche ſich immer

ſteigernden Ernüchterungen und Kränkungen dieſe letzten Wochen gebracht hatten; aber das, was ſie da eben von Holk ſelbſt hörte, war doch noch mehr, ging darüber hinaus. Was ſollten dieſe Worte, die Nichts und Alles bedeuteten? Und dabei ſtand er vor ihr mit einem halb trotzigen und doch zugleich verlegenen Geſichtsausdruck, wie wenn er als Ankläger Andrer und zugleich ſeiner ſelbſt käme.

„Ich will doch lieber gehen und Chriſtine ſagen, daß Sie da ſind.“

Er nickte, als ob er andeuten wollte: nun gut, auch das; es iſt gleichgültig, jetzt oder nach einer Viertelſtunde.

Dabei ſchritt er auf die Krippe zu, nahm etliche von Figuren in die Hand und ſah ſich um, ob die Dobſchütz mittlerweile das Zimmer verlaſſen habe oder nicht.

Ja, ſie war fort. Und nun erſt ließ er ſein Auge umhergleiten, Großes und Kleines halb gleichgültig muſternd, und ſah bei der Gelegenheit auch auf die Parkgänge hinaus, darin ein paar Hühner ſpazieren gingen, weil Niemand da war, der's ihnen wehrte. Dann erſt trat er wieder zurück und an den offen ſtehenden Flügel, denſelben, daran Eliſabeth Peterſen und Aſta ſo oft geſeſſen und vierhändig geſpielt oder auch ihre Lieder geſungen hatten, eins am letzten oder vorletzten Tage vor ſeiner Abreiſe. Und mit einem Male war es ihm, als hör' er's noch, aber aus weiter, weiter Ferne.

So ſtand er und träumte vor ſich hin, in halben Vergeſſen deſſen, um was er eigentlich hierher gekommen, als er zu bemerken glaubte, daß die Thür ging. Und nun wandte er ſich und ſah, daß Chriſtine eingetreten war. Sie blieb ſtehen und hatte die Hand der Dobſchütz genommen, wie um ſich zu halten. Holk ging auf ſie zu. „Guten

Tag, Chriſtine. Du ſiehſt mich früher wieder, als ich erwartete."

„Ja," ſagte ſie „früher." Und ſie gab ihm die Hand und wartete, was er thun würde. Das ſollte ihr dann ein Zeichen ſein, wie's ſtünde, denn ſie wußte, daß er, trotz aller ſeiner Schwächen, ehrlich war und ſich nicht gut verſtellen konnte.

Holk hielt ihre Hand in der ſeinen und wollte ſie feſt anſehen. Aber er konnte den ruhigen Blick, der dem ſeinen begegnete, nicht ertragen, und ſo wandt' er ſein Auge wieder bei Seite, um es nicht niederſchlagen zu müſſen und ſagte, während ſie in ihrem Schweigen verharrte: „wollen wir uns nicht ſetzen, Chriſtine?

Dabei ſchritten beide auf den Ecktiſch zu. Die Dobſchütz folgte, blieb aber ſtehen, während ſich die Gräfin ſetzte, Holk ihr gegenüber, nachdem er einen Lehnſtuhl herangeſchoben hatte. Die Weihnachtskrippe ſtand zwiſchen ihnen und über die Krippe fort fragten ſich ihre Blicke.

„Geh', liebe Julie", ſagte die Gräfin nach einer Pauſe. „Wir ſind wohl beſſer allein. Ich glaube, daß mir Holk Etwas ſagen will."

Die Dobſchütz zögerte, nicht weil ſie Zeuge des Peinlichen zu ſein wünſchte, was ſich ſichtlich vorbereitete, ſondern aus Liebe zu Chriſtine, hinſichtlich deren ſie fürchtete, daß ſie ihres Beiſtandes bedürftig ſein würde. Zuletzt aber ging ſie.

Holk ſeinerſeits ſchien die letzten Worte ſeiner Frau, „daß er ihr muthmaßlich Etwas zu ſagen habe," zunächſt wenigſtens widerlegen zu wollen; er ſchwieg und ſpielte dabei mit dem Chriſtkind, das er, ohne recht zu wiſſen was er that, der Jungfrau Maria vom Schoß genommen hatte.

Chriſtine ſah ihn an und fühlte beinah' Mitleid mit ihm. „Ich will es Dir leicht machen, Holk," ſagte ſie. „Was Du nicht ſagen magſt, ich will es ſagen. Am Sylveſter oder am Neujahrstage haben wir Dich erwartet, nun kommſt Du zu Weihnacht. Ich glaube nicht, daß Du der Krippe wegen gekommen biſt, auch nicht des Chriſtkindes wegen, mit dem Du ſpielſt. Es liegt Dir etwas ſehr Andres am Herzen als das Chriſtkind, und es kann nur noch die Frage ſein, wie Dein Glück heißt, ob Brigitte oder Ebba. Eigentlich iſt es gleich. Du biſt gekommen, um auf das, was ich Dir als Letztes und Aeußerſtes vorſchlug, einzugehen und mir dabei zu ſagen: „ich hätt' es ja ſo gewollt." Und wenn Du das ſagen willſt, ſo ſag' es; Du darfſt es. Ja, ich hab' es ſo gewollt, denn ich bin nicht für halbe Verhältniſſe. Zu den vielen Selbſtſüchtigkeiten, die mich auszeichnen, gehört auch die, nicht theilen zu wollen, ich will einen ganzen Mann und ein ganzes Herz und mag nicht eines Mannes Sommerfrau ſein, während Andere die Winterfrau ſpielen und ſich untereinander ablöſen. Alſo ſprich es aus, daß Du gekommen biſt, um mit mir von Trennung zu ſprechen."

Es war nicht gut, daß die Gräfin ihr Herz nicht bezwingen konnte. Vielleicht, daß ſie, bei milderer Sprache, den ſo Beſtimmbaren doch umgeſtimmt und ihn zur Erkenntniß ſeines Irrthums geführt hätte. Denn die Stimme von Recht und Gewiſſen ſprach ohnehin beſtändig in ihm, und es gebrach ihm nur an Kraft, dieſer Stimme zum Siege zu verhelfen. Gelang es Chriſtinen, dieſe Kraft zu ſtärken, ſo war Umkehr immer noch möglich, auch jetzt noch; aber ſie verfah es im Ton und rief dadurch all das wieder wach, was ihn, ach ſo lange ſchon gereizt und ſeit er Ebba kannte,

so willfährig gemacht hatte, sich selber Absolution zu ertheilen.

Und so warf er denn, als Christine jetzt schwieg, das Christkind wieder in die Krippe, gleichgültig wo die Puppe hinfiel, und sagte: „Du willst es mir leicht machen, so glaub' ich waren Deine Worte. Nun, ich bin Dir das Anerkenntniß schuldig, daß Du hinter Deinem guten Willen nicht zurückgeblieben bist. Immer derselbe Ton der Ueberhebung. Daß ich Dir's offen bekenne, ich war erschüttert, als ich Dich da vorhin eintreten und auf die gute Dobschütz gestützt auf mich zukommen sah. Aber ich bin es nicht mehr. Du hast nichts von dem, was wohlthut und tröstet und einem eine Last von den Schultern nimmt oder wohl gar Blumen auf unsren Weg streut. Du hast nichts von Licht und Sonne. Dir fehlt alles Weibliche, Du bist herb und moros . . ."

„Und selbstgerecht . . ."

„Und selbstgerecht. Und vor Allem so glaubenssicher in Allem, was Du sagst und thust, daß man es eine Weile selber zu glauben anfängt und glaubt und glaubt, bis es einem eines Tages wie Schuppen von den Augen fällt und man außer sich über sich selbst geräth und vor Allem darüber, daß man den Ausblick auf einen engen, auf kaum zehn Schritt errichteten Plankenzaun mit einem Grabtuch darüber für den Blick in die schöne Gotteswelt halten konnte. Ja, Christine, es gibt eine schöne Gotteswelt, hell und weit, und in dieser Welt will ich leben, in einer Welt, die nicht das Paradies ist, aber doch ein Abglanz davon, und in dieser hellen und heitern Welt will ich die Nachtigallen schlagen hören, statt einen Steinadler oder meinetwegen auch einen Condor ewig feierlich in den Himmel steigen zu sehen."

„Nun, Holk, laß es genug davon ſein, ich will Dir Dein Paradies nicht länger verſchließen, denn das mit dem bloßen „Abglanz" davon, das redeſt Du nur ſo hin; Du willſt Dein richtiges irdiſches Paradies haben und willſt, wie Du Dich eigenthümlich genug ausdrückſt, die Nachtigallen darin ſchlagen hören. Aber ſie werden über kurz oder lang verſtummen, und Du wirſt dann nur noch eine Vogelſtimme hören und nicht zu Deiner Freude, leiſe und immer ſchmerzlicher, und Du wirſt dann auf ein unglückliches Leben zurückblicken. Von den Kindern ſpreche ich Dir nicht, ich mag ſie nicht in ein Geſpräch wie dieſes hineinziehen; ein Mann, der der Stimme ſeiner Frau kein Ohr leiht, einer Frau, die den Anſpruch auf ſeine Liebe hatte, weil ſie in Liebe für ihn aufging, — der hört auch nicht auf das, was ihm die bloßen Namen ſeiner Kinder zurufen. Ich gehe. Mein Bruder wird von Arnewiek aus meine Sache führen, aber nicht etwa in dem Sinn eines Widerſtandes oder Proteſtes gegen das, was Du vor haſt, davor ſei Gott, nur zur Regelung deſſen, was geregelt werden muß und wo obenan ſteht, ob die Kinder Deine ſein ſollen oder meine. Du wirſt (und ſie lächelte bitter) ſo weit ich Dich kenne, keine Schwierigkeiten nach dieſer Seite hin machen; es gab wohl Zeiten, wo Dir die Kinder Etwas bedeuteten, aber das liegt zurück. Die Zeiten ändern ſich, und was Dir eine Freude war, iſt Dir eine Laſt geworden. Ich will Deine künftige Hausführung nach Möglichkeit aller Mühewaltungen überheben, auch der Mühewaltung der Stiefmutterſchaft. Und nun lebe wohl und werde nicht zu hart geſtraft für dieſe Stunde."

Dabei hatte ſie ſich von ihrem Platz erhoben und ging, ſie wollte ihm nicht ausweichen, ſcharf an ihm vorüber auf

die Thür zu. Von der Schwäche, die sie bei ihrem Eintreten gezeigt hatte, war in ihrer ganzen Haltung nichts mehr; die Empörung, die ihr Herz füllte, gab ihr Kraft zu Allem.

Auch Holk erhob sich. Eine Welt widerstreitender Empfindungen regte sich in seiner Seele, was aber nach Allem, was er eben wieder gehört hatte, doch vorwog, war ein Gefühl bitterer Verdrossenheit. Eine ganze Weile schritt er auf und ab, und dann erst trat er an die Balkonthür heran und sah wieder auf den Parkgang hinaus, der, mit Blättern und Tannäpfeln überstreut, in leiser Schrägung bergab und zuletzt links einbiegend nach Holkebye führte. Der Himmel hatte sich wieder bezogen, und eh' eine Minute um war, begann ein heftiges Schneetreiben, ein Tanzen und Wirbeln, bis der Windzug plötzlich nachließ und die Flocken schwer und dicht herniederfielen.

Holk konnte nur wenig Schritte weit sehen, aber so dicht die Flocken fielen, sie ließen ihn doch zwei Frauengestalten erkennen, die jetzt, von der rechten Seite des Schlosses her, in den Parkweg einbogen und auf Holkebye zu hinunterschritten.

Es waren die Gräfin und die Dobschütz.

Niemand begleitete sie.

XXX.

Holk, als er Chriſtine ſo den Parkweg hinabſchreiten und gleich danach in dem Flockentanze verſchwinden ſah, war erſchüttert, aber doch nur in ſeinem Herzen, nicht in ſeinen Entſchlüſſen, nicht in dem, was er vorhatte. Das Glück vergangener Jahre lag hinter ihm, das war gewiß, und er ſetzte hinzu: „durch meine Schuld vielleicht, aber ſicher auch durch ihre. Sie hat es ſo gewollt, ſie hat mich gereizt und gepeinigt, erſt durch Ueberheblichkeit und dann durch Eiferſucht, und zuletzt hat ſie mir zugerufen „geh.“ Und hat auch nicht einlenken wollen; im Gegentheil, ſie hat ſich ſelber noch übertrumpft und ſtatt der üblichen Hochfahrenheitsmine zuletzt auch noch die Mitleidsmine aufgeſetzt, und dann iſt ſie gegangen ... Ich mag gegen ſie gefehlt haben, in dieſen letzten Wochen gewiß, aber der Anfang lag bei ihr, ſie hat ſich mir entfremdet, immer mehr und mehr, und das iſt nun das Ende. Ja, das Ende vom Lied, aber nicht vom Leben. Nein, es ſoll umgekehrt der Anfang von etwas Anderem, etwas Beſſerem und Freudigerem werden, und wenn ich aus Allem, was zurückliegt, eine Bitterkeit mit in das Neue hinüber nehme, ſo ſoll mir doch dies Bittere die

Freude nicht für immer vergällen. Wie verlangt's mich nach einem lachenden Geſicht! Ach, dieſe ewige Schmerzensmutter mit dem Schwert im Herzen, während es doch bloß Nadelſtiche waren. Wirklich, es war ſchwer zu tragen, und jedenfalls ich war es müde."

Der alte Diener, der mittlerweile das Gepäck von der Landungsſtelle heraufgeſchafft hatte, trat jetzt ein und fragte den Grafen, ob er ein Frühſtück befehle. „Nein Dooren, jetzt nicht; ich werde klingeln." Und als er wieder allein war, überkam ihn die Frage, was er nun eigentlich ſolle. „Soll ich hier bleiben und einen Wachsſtock zerſchneiden und den Chriſtbaum da, bei deſſen Ausputz ich die gute Dobſchütz geſtört habe, mit einem Dutzend Freudenlichter beſetzen und dann morgen Abend die Lichter anzünden und mir mein Glück beſcheeren? Es geht nicht. Und ich kann auch nicht hier bleiben, bloß um hier oben und im Dorf unten den leutſeligen und ſchenkefrohen Gutsherrn zu ſpielen und dabei den Mägden einen Speciesthaler in den Apfel zu ſtecken und den Michel nach ſeiner Annemarie oder die Annemarie nach ihrem Michel zu fragen und ob die Hochzeit zu Oſtern oder zu Pfingſten ſein werde. Und wenn ich ſo was ſelbſt wollte, darüber verginge ja noch ein ganzer Tag oder eigentlich zwei, denn ſie beſcheren hier erſt in der Frühe. Zwei Tage, das geht nicht, womit ſoll ich die zubringen? Das iſt eine kleine Ewigkeit, und ich bin nicht in der Stimmung, inzwiſchen Wirthſchaftsbücher zu revidiren und über Raps und Rübſen zu ſprechen. Und zu Peterſen? Er würde mir ins Gewiſſen reden und doch nichts zu Stande bringen. Und dann iſt auch muthmaßlich Chriſtine noch da; ſie wird unten Station gemacht und einen Boten nach Arnewiek geſchickt haben, und Alfred wird kommen und ſie

abholen. Ich habe nicht Luſt, dabei zugegen zu ſein oder auch nur in der Nähe. Nein, ich will lieber nach Flensburg hinüber, vielleicht geht heute noch ein Kopenhagener Schiff. Und wenn auch nicht, hier kann ich nicht bleiben; ich muß fort."

Und er zog die Klingel. „Sage, daß Johann anſpannt. Den kleinen Wagen und die Ponies. Ich will nach Flensburg."

* * *

Es ſchlug drei, als Holk in Flensburg einfuhr, und bald danach hielt er vor dem Hillmann'ſchen Gaſthauſe, darin er, bei ſeinen häufigen Anweſenheiten in der Stadt, regelmäßig Wohnung zu nehmen pflegte. Der Wirth war einigermaßen überraſcht, ihn zu ſehen, bis er erfuhr, daß der Graf, deſſen Stellung am Hofe der Prinzeſſin er kannte, nur auf kurzen Urlaub in Holkenäs geweſen ſei.

„Wann geht das nächſte Kopenhagener Schiff, lieber Hillmann?"

Hillmann holte die Tabelle herbei, darauf Abfahrt und Ankunft der Dampfer genau verzeichnet waren, und glitt mit dem Finger über die Rubriken hin: „Richtig, Iverſen's Schiff iſt an der Reihe und müßte morgen fahren. Aber der 24. fällt aus; das iſt altes Herkommen, und Iverſen, der bei ſeiner Tochter wohnt und ſchon Enkel hat, wird an dem Herkommen nichts ändern; er ſteht am Chriſtabend auch lieber unterm Weihnachtsbaum, als auf Deck. Iſt aber ſonſt ein guter Capitän, noch einer von den alten, die von der Pike an gedient haben. Er fährt alſo den 25., erſten Feiertag, ſieben Uhr Abends."

„Und kommt an?“

„Und kommt an in Kopenhagen zweiten Feiertag früh. Das heißt um neun, oder vielleicht auch eine Stunde später.“

Holk zeigte sich wenig erbaut von dem allen und nur, wenn er an Holkenäs zurückdachte, war er doch herzlich froh, die lange Zeit von mehr als zwei Tagen in Flensburg verbringen zu können. Er bezog ein Zimmer im zweiten Stock, das auf den Rathhausplatz hinaussah, und nachdem er mit leidlichem Appetit — denn er hatte seit dem Abend vorher so gut wie nichts genossen — eine verspätete Mittagsmahlzeit eingenommen, verließ er das Gasthaus, um an der Flensburger Bucht hin einen langen Spaziergang zu machen. Erst herrschte Dämmerung; aber nicht lange, so zogen im winterlichen Glanze die Sterne herauf und spiegelten sich auf der weiten Wasserfläche. Holk fühlte, wie der auf ihm lastende Druck von Minute zu Minute geringer ward, und wenn er sich auch nach wie vor keineswegs in einem Zustand von Seelenruhe befand, so galt das, was ihm von Unruhe verblieb, doch mehr der Zukunft, als der Vergangenheit und hatte vorwiegend den Charakter einer gewissen erwartungsvollen Erregung. Er malte sich allerlei anheimelnde Bilder aus, wie sie spätestens der nächste Mai heraufführen sollte. Bis dahin mußte Alles geordnet sein; die Hochzeit war festgesetzt, und er sah sich in der von Menschen überfüllten Hilleröder Kirche. Schleppegrell hielt die Traurede; die gute Pastorsfrau war ergriffen von der Beredsamkeit ihres Gatten, und Dr. Bie freute sich, daß mit Hülfe einer schönen Schwedin ein schleswig-holsteinisches Herz für Dänemark erobert worden sei. In der kleinen Hofloge aber paradirte die Prinzessin, neben ihr die Schimmelmann und hinter beiden Pentz und Erichsen. Und dann

verabschiedeten sie sich von Hilleröd und der Gesammtheit der Brautzeugen und fuhren in einem Extrazuge nach Kopenhagen und am selben Abend nach Korsör und Kiel, und in Hamburg war erste Rast. Und dann kam Dresden und München und dann der Gardasee mit einem Ausfluge nach Mantua, wo sie sonderbarerweise den Wallgraben, in dem Hofer erschossen wurde, besuchen wollten und dann es immer südlicher bis nach Neapel und Sorrent. Da sollte die Fahrt abschließen, und den Blick rechts nach dem Vesuv und links nach Capri hinüber, wollt' er die quälerische Welt vergessen, und sich selbst und seiner Liebe leben. Ja, im Sorrent! Da war auch eine so prächtige Bucht wie die Flensburger hier, und da schienen auch die Sterne hernieder, aber sie hatten einen helleren Glanz, und wenn dann die Sonne den neuen Tag heraufführte, da war es eine wirkliche Sonne und ein wirklicher Tag.

So kamen ihm die Bilder, und während er sie greifbar vor sich sah, fluthete das Wasser der Bucht dicht neben ihm, ernst und dunkel, trotz der Lichtstreifen, die darauf fielen.

Erst zu später Stunde war er wieder in seinem Gasthaus, und unter Lesen und gelegentlichem Geplauder mit Hillmann verging ihm der andere Tag. Als aber der Abend hereinbrach, trieb es ihn doch hinaus, durch die Straßen und Gassen der Stadt, und überall wo die Fensterläden noch offen oder nicht dicht geschlossen waren, that er einen Blick hinein, und vor mehr als einem Hause, wenn er das Glück da drinnen und das Kind auf dem Arm der Mutter sah, und wie der Vater seiner Frau die Hand entgegenstreckte, wandelte ihn doch plötzlich eine Furcht vor dem Kommenden an, und auf Augenblicke stand nur all das

vor ihm, was er verloren hatte, nicht das, was er gewinnen wollte.

Welch Heiligabend! Aber er verging, und nun war erster Feiertag, und so langsam sich seine Stunden auch hinschleppten, endlich war doch sieben Uhr heran und die Schiffsglocke läutete. Holk stand neben dem alten Capitän, und und als man eine Stunde später in freies Fahrwasser kam, ließ sich schon ungefährdet ein Faden spinnen, und Iversen erzählte von Altem und Neuem. Es war eine schöne Fahrt, dazu eine milde Luft, und bis über Mitternacht hinaus stand man unter dem Sternenhimmel und berechnete, daß man muthmaßlich eine halbe Stunde vor der Zeit in Kopenhagen eintreffen werde. Dazu beglückwünschte man sich, und gleich danach zogen sich die wenigen Passagiere, die die Fahrt überhaupt mitmachten, in ihre Schlafkojen zurück. Aber bald änderte sich das Wetter draußen, und als man um fünf Uhr in Höhe von Möen war oder doch zu sein vermeinte, da war der Seenebel so dicht geworden, daß man das Feuer unter dem Dampfkessel ausgehen und die Anker fallen lassen mußte. Die Stille, wie gewöhnlich, weckte die Schläfer, und als man eine Viertelstunde später auf Deck kam und nach der Küste von Seeland hinüberschauen wollte, hörte man von dem Mann am Steuer, daß das Schiff festliege.

„Wie lange?“

„Nun, Mittag wird wohl herankommen.“

Und Mittag war auch wirklich vorüber, als der Nebel endlich wich und die Fahrt wieder aufgenommen werden konnte. Verlorener Tag und von einem Versprechen im Palais der Prinzessin keine Rede mehr. Die Laternen

brannten ſchon überall am Hafen, als man bald nach fünf an der Dampfſchiffsbrücke anlegte.

* * *

In ſeiner Wohnung wurde Holk, ſtatt wie gewöhnlich von Brigitte, diesmal von der alten Frau Hanſen empfangen; ſie ging ihm voran die Treppe hinauf und zündete die Lampen an, ohne nach etwas Anderem als nach dem Wetter zu fragen, und ob er eine gute Fahrt gehabt habe. Davon, ob die Frau Gräfin bei guter Geſundheit geweſen und ob das Chriſtfeſt froh und glücklich verlaufen ſei, davon war mit keinem Worte die Rede, und als Holk ſeinerſeits erſt nach dem Befinden der beiden Hanſenſchen Frauen und dann noch dem der Prinzeſſin frug, antwortete die alte Hanſen in jenem eigenthümlichen Unſchuldston, worin ſie der Tochter womöglich noch überlegen war: „Das Fräulein iſt wieder außer Bett.“ Es kam ſo heraus, daß es ſelbſt Holk auffiel, er war aber in dieſem Augenblick von viel zu viel andern Dingen in Anſpruch genommen, um ſeinerſeits einen Gegenzug zu thun und ſo ließ er's denn gehen und bat nur um die Zeitungen und einen guten Thee! „Denn ihn fröſtle von dem langen Stehen auf Deck.“ Die Hanſen brachte Beides. Der Zeitungen waren der Feſttage halber nur wenige; Holk flog ſie durch und ging dann früh zu Bett. Er ſchlief auch gleich ein, denn die letzten Tage hatten ſeine Nerven erſchöpft.

Bei guter Zeit war er wieder auf. Frau Hanſen (Brigitte ließ ſich auch heute nicht ſehen) brachte das Frühſtück, und weil ſie fühlen mochte, den Abend vorher zu weit gegangen zu ſein, befleißigte ſie ſich der größten Unbefangen-

heit und trug ihren Stadtklatsch harmlos und mit so viel glücklicher Laune vor, daß sich Holk nicht bloß seinem Mißmuth über die voraufgegangene Perfidie der Alten, sondern zu seiner eigenen Ueberraschung auch seiner trüben Stimmung zu gutem Theil entrissen sah. Alles, auch das Heikelste, gewann in der Erzählung der guten Hansen etwas durchaus Heitres und durchaus Selbstverständliches, und als sie wieder fort war, war es ihm, als ob er eine freilich nicht sehr moralische, dafür aber desto lebensweisere Predigt über das, was Leben sei, vernommen habe. Wenn er das eben Gehörte zusammenfaßte, so hies es etwa: ja, Graf Holk, so war es immer und so wird es immer sein. Es läßt sich Alles schwer nehmen, aber es läßt sich auch Alles leicht nehmen. Und wer die Kunst des Leichtnehmens versteht, der lebt, und wer Alles schwer nimmt, der lebt nicht und ängstigt sich vor Gespenstern, die gar nicht da sind. „Ja, die gute Frau Hansen hat recht," so schloß Holk seine Betrachtungen über das, was er eben vernommen hatte. „Leicht nehmen, Alles leicht nehmen, dabei fährt man am besten, das haben auch die Menschen am liebsten, und ein lachendes Gesicht ist der erste Schritt zum Siege."

Zwölf hatte noch nicht ausgeschlagen, als er aus seiner Wohnung in die Dronningens-Twergade hinaustrat und auf das Palais zuschritt. Es war dritter Feiertag, das Wetter hatte sich geklärt, und die Wintersonne lag auf Platz und Straße. „Das Fräulein ist wieder außer Bett" — so waren gestern Abend die Worte der Frau Hansen gewesen, und an der Richtigkeit dieser Mittheilung ließ sich nicht wohl zweifeln; daß aber das Fräulein nach einem so heftigen Fieberanfall auch schon wieder im Dienst sein sollte, das war freilich sehr unwahrscheinlich, und so stieg er denn,

ohne vorgängiges Anfragen in den Gemächern der Prinzessin, in das von Ebba bewohnte zweite Stockwerk hinauf. Karin öffnete. „Das Fräulein zu sprechen?“ — „Ja.“ — Und Karin ging vorauf, während Holk folgte.

Das Fräulein saß in einem Lehnstuhl am Fenster und sah auf den Platz, auf dem keine Spur von Leben war, nicht einmal die Herbstblätter tanzten mehr darüber hin. Als Holk eingetreten, erhob sich Ebba von ihrem Lehnstuhl und schritt auf ihn zu, freundlich, aber matt und nüchtern. Sie gab ihm die Hand, nahm dann, abseits vom Fenster, auf einem weiter zurückstehenden Sopha Platz und wies auf einen Stuhl, ihn auffordernd, damit in ihre Nähe zu rücken.

„Ich erwarte den Arzt,“ begann sie leise, mit mehr erkünstelter als wirklicher Anstrengung. „Aber der gute Doctor, er kommt immer noch früh genug, und so freu' ich mich denn aufrichtig, Sie zu sehen. Es läßt sich doch 'mal von etwas Andrem sprechen. Immer über sein Befinden rapportiren zu müssen — es ist so langweilig, für den Doctor gewiß, aber auch für den Kranken . . . Sie haben das Fest drüben zugebracht. Ich hoffe, daß Sie die Gräfin bei wünschenswerther Gesundheit fanden und daß Sie gute Festtage hatten.“

„Ich hatte sie nicht,“ sagte Holk.

„Dann kann ich nur wünschen, daß Sie nicht die Schuld daran trugen. Ich hörte so viel Gutes von der Gräfin; die Prinzessin, die mich gestern besuchte, war voll ihres Lobes. ‚Eine charaktervolle Frau‘ sagte sie.“

Holk zwang sich zu lächeln. „Eine charaktervolle Frau — ja, die Prinzessin liebt diese Wendung, ich weiß, und will damit andeuten, daß nicht jeder charaktervoll sei. Darin mag sie Recht haben. Aber Prinzessinnen haben es

leicht, für „Charakter“ zu ſchwärmen, weil ſie ſelten in die Lage kommen, Charaktere kennen zu lernen. Charaktervolle Leute mögen hundert Vorzüge haben, haben ſie gewiß, aber ſie ſind unbequem, und das iſt das Letzte, was Prinzeſſinnen zu lieben pflegen.“

„Alle Welt rühmt Ihre Galanterie, lieber Holk, und ich bin, weil ich keinen Grund dazu habe, die Letzte, dem zu widerſprechen; aber ſie ſind ungalant gegen Ihre eigene Frau. Warum wollen Sie das Lob verkürzen, das die Prinzeſſin ihr ſpendet? Prinzeſſinnen loben in der Regel nicht viel, und man darf ihrem Lobe wohl zulegen, aber nichts abziehen. Ich empfinde ganz wie die Prinzeſſin und bin voll Sympathie für die Gräfin und, wenn dies das rechte Wort nicht ſein ſollte, voll Theilnahme.“

Holk riß die Geduld. „Die Gräfin wird Ihnen dankbar dafür ſein. Aber das darf ich ſagen, ihre Dankbarkeit wird von ihrer Verwunderung noch übertroffen werden. Ebba, was ſoll dieſe Comödie? Gräfin und wieder Gräfin und dann charaktervoll und dann ſympathiſch und zuletzt Gegenſtand Ihrer Theilnahme. Wollen Sie, daß ich das alles glaube? Was iſt vorgefallen? Aus welcher Veranlaſſung hat ſich der Wind gedreht? Warum plötzlich dieſe Förmlichkeit, dieſe Nüchternheit? Eh ich abreiſte, hab' ich Sie ſprechen wollen, nicht um eine Gewißheit meines Glückes zu haben, dieſe Gewißheit hatte ich, oder glaubte wenigſtens ſie haben zu dürfen, nein, es trieb mich einfach, Sie zu ſehen und mich, eh ich hinüberging, über Ihr Ergehen zu beruhigen, und ſo bin ich abgereiſt und habe drüben einen Tag erlebt und einen Kampf gekämpft und Worte geſprochen, Worte, nun rund heraus, die Sie kennen müſſen, als ob Sie Zeuge der ganzen Scene geweſen wären.“

Ebba warf den Kopf zurück. Holk aber fuhr fort: „Sie werfen hochmüthig den Kopf zurück, Ebba, wie wenn Sie mir sagen wollten: ich weiß, was da gesprochen worden ist, aber ich will es nicht wissen, und ich mißbillige jedes dieser Worte."

Sie nickte.

„Nun, wenn ich es damit getroffen, so frag' ich Sie noch einmal, was soll das? Sie wissen, wie's mit mir steht; wissen, daß ich vom ersten Tag an in Ihrem Netze war, daß ich Alles und vielleicht mehr als ich durfte daran gesetzt habe, Sie zu besitzen. Und daß ich das Alles that und hier vor Ihnen stehe, wie ich stehe, schuldig oder nicht, dazu haben Sie mir den Weg gezeigt, — leugnen Sie's, wenn Sie's können. Jedes Ihrer Worte hat sich mir in die Seele eingeschrieben, und Ihre Blicke sprachen es mit, und beide, Worte und Blicke, sagten es mir, daß Sie's durch alle Tage hin beklagen würden, auf der abgebröckelten Eisscholle nicht ins Meer und in den Tod hinausgetrieben zu sein, wenn ich Sie verließe. Leugnen Sie's Ebba, — das waren Ihre Worte."

Ebba hatte, während Holk so sprach, sich zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Als er jetzt schwieg, richtete sie sich wieder auf, nahm seine Hand und sagte: „Freund, Sie sind unverbesserlich. Ich entsinne mich, Ihnen gleich am Anfang unserer Bekanntschaft und dann auch später noch, jedenfalls mehr als einmal gesagt zu haben, Sie stünden nicht am richtigen Fleck. Und davon kann ich nichts zurücknehmen; im Gegentheil. Alles, was ich damals in übermüthiger Laune nur so hinsprach, bloß um Sie zu necken und ein wenig zu reizen, das muß ich Ihnen in vollem Ernst und in mindestens halber Anklage wiederholen.

Sie wollen Hofmann und Lebemann ſein und ſind weder das Eine noch das Andre. Sie ſind ein Halber und verſündigen ſich nach beiden Seiten hin gegen das Einmaleins, das nun mal jede Sache hat und nun gar die Sache, die uns hier beſchäftigt. Wie kann man ſich einer Dame gegenüber auf Worte berufen, die die Dame thöricht oder vielleicht auch liebenswürdig genug war, in einer unbewachten Stunde zu ſprechen? Es fehlt nur noch, daß Sie ſich auch auf Geſchehniſſe berufen, und der Cavalier iſt fertig. Unterbrechen Sie mich nicht, Sie müſſen noch Schlimmeres hören. Allmutter Natur hat Ihnen, wenn man von der Beſtändigkeit abſieht, das Material zu einem guten Ehemanne gegeben, und dabei mußten Sie bleiben. Auf dem Nachbargebiete ſind Sie fremd und verfallen aus Fehler in Fehler. In der Liebe regiert der Augenblick, und man durchlebt ihn und freut ſich ſeiner, aber wer den Augenblick verewigen oder gar Rechte daraus herleiten will, Rechte, die, wenn anerkannt, alle beſſeren, alle wirklichen Rechte, mit einem Wort die eigentlichen Legitimitäten auf den Kopf ſtellen würden, wer das thut und im ſelben Augenblicke, wo ſein Partner klug genug iſt, ſich zu beſinnen, feierlich auf ſeinem Scheine beſteht, als ob es ein Trauſchein wäre, der iſt kein Held der Liebe, der iſt bloß ihr Don Quixote."

Holk ſprang auf. „Ich weiß nun genug; alſo Alles nur Spiel, Alles nur Farce."

„Nein, lieber Holk, nur dann, wenn Ihre deplacirte Feierlichkeit das, was leicht war, ſchwer genommen haben ſollte, was Gott verhüten wolle."

Holk ſah ſchweigend vor ſich hin und beſtätigte dadurch aufs Neue, daß ſie's getroffen. „Nun gut dann," fuhr Ebba fort. „Alſo das Thörichtſte iſt ſchon geſchehen! Ich

lehne jede Verantwortung dafür ab. Ich habe mich nie besser gemacht, als ich bin, und Niemand wird mir nachsagen, daß ich mich ernsthaft auf etwas Falsches hin ausgespielt hätte. Worte waren Worte; so viel mußten selbst Sie wissen. Ja, Holk, Hofleben ist öd und langweilig, hier wie überall, und weil es langweilig ist, ist man entweder so fromm wie die Schimmelmann, oder . . . nun, wie sag' ich . . . so nicht-fromm wie Ebba. Und nun, statt alle Treibhäuser des Landes zu plündern und mir Blumen auf den Weg zu streuen oder wie ein Troubadour das Lob seiner Dame zu singen und dann weiter zu ziehen und weiter sein Glück zu versuchen, statt dessen wollen Sie mich einschwören auf ein einzig Wort oder doch auf nicht viel mehr und wollen aus einen bloßem Spiel einen bittern Ernst machen, Alles auf Kosten einer Frau, die besser ist, als Sie und ich, und die Sie tödtlich kränken, bloß weil Sie sich in einer Rolle gefallen, zu der Sie nicht berufen sind. Noch einmal, ich lehne jede Verantwortung ab. Ich bin jung und Sie sind es nicht mehr, und so war es nicht an mir, Ihnen Moral zu predigen und Sie, während ich mich hier langweilte, mit ängstlicher Sorgfalt auf dem Tugendpfade zu halten; — das war nicht meine Sache, das war Ihre. Meine Schuld bestreit' ich, und wenn es doch so 'was war (und es mag darum sein), nun, so hab' ich nicht Lust, diese Schuld zu verzehn- und zu verhundertfachen und aus einem bloßen Schuldchen eine wirkliche Schuld zu machen, eine, die ich selber dafür halte."

In Holk drehte sich Alles im Kreise. Das also war sein erträumtes Glück! Als er sich zu diesem Gang anschickte, war er wohl von einem unsicheren und quälenden Gefühl erfüllt gewesen, von der Frage, was die Welt, die Kinder,

die ſich nothwendig ihm entfremden mußten, und über kurz oder lang vielleicht auch ſein eigenes Herz dazu ſagen würde. Das hatte vor ſeiner Seele geſtanden, aber auch das nur allein. Und nun ein Korb, der rundeſten einer, ſein Antrag abgelehnt und ſeine Liebe zurückgewieſen, und das Alles mit einer Entſchiedenheit, die jeden Verſuch einer weiteren Werbung ausſchloß. Und wenn er wenigſtens in einer plötzlich erwachten Empörung etwas wie ein Gegengewicht in ſich hätte finden können; aber auch das blieb ihm verſagt, ſo völlig, daß er ſie, während ſie ſo daſtand und ihn durch ihren überheblichen Ton vernichtete, bezaubernder fand, denn je.

„So ſchließt denn Alles," nahm er nach einer kurzen Pauſe das Wort, „mit einer Demüthigung für mich ab, mit einer Demüthigung, die zum Ueberfluß auch noch den Fluch der Lächerlichkeit trägt; — Alles nur, pour passer le temps. Alles nur ein Triumph Ihrer Eitelkeit. Ich muß es hinnehmen und mich Ihrem neuen Willen unterwerfen. Aber in Einem, Ebba, kann ich Ihnen nicht zu Dienſten ſein; ich kann nicht erkennen, daß mir eine Pflicht vorlag, den Ernſt Ihrer Gefühle zu bezweifeln; im Gegentheil, ich glaubte den Glauben daran haben zu dürfen, und ich glaub' es noch. Sie ſind einfach andern Sinnes geworden und haben ſich — ich habe nicht nach den Gründen zu forſchen — inzwiſchen entſchloſſen, es lieber ein Spiel ſein zu laſſen. Nun denn, wenn es ein ſolches war und nur ein ſolches, und Sie ſagen es ja, ſo haben Sie gut geſpielt."

Und ſich gegen Ebba verbeugend verließ er das Zimmer. Draußen ſtand Karin, die gehorcht hatte. Sie ſprach kein Wort, ganz gegen ihre Gewohnheit, aber ihre Haltung,

während ſie Holk durch den langen Korridor hin begleitete, zeigte deutlich, daß ſie das Thun ihrer Herrin mißbilligte. Sie hielt eben zu dem Grafen, auf deſſen Gütigkeit und wohl auch Schwäche ſie manchen Zukunftsplan aufgebaut haben mochte.

XXXI.

Nahezu anderthalb Jahre waren seitdem vergangen, Ende Mai war, und die Londoner Squares boten das hübsche Bild, das sie zur Pfingstzeit immer zu bieten pflegen. Das galt im Besonderen auch von Tavistock-Square; der eingegitterte sorglich bewässerte Rasen zeigte das frischeste Frühlingsgrün, die Fliederbüsche standen in Blütenpracht, und die gelben Rispen des Goldregens hingen über das Gitter fort in die breite, dicht daran vorüberführende Straße hinein.

Es war ein reizendes Bild, und dieses Bildes freute sich auch Holk, der in einem alten, übrigens sehr wohl erhaltenen und in seiner doppelten Front von einem Balkon umgebenen Eckhause die Zimmer des ersten Stocks inne hatte. Er liebte diese Gegend noch aus der nun zwanzig Jahre zurückliegenden Zeit her, wo er, als junger Attaché der dänischen Gesandtschaft, in eben diesem Stadttheile gewohnt hatte und nahm es, als er im Laufe des letzten Novembers in London eintraf, als ein gutes Zeichen, daß es ihm gelungen war, gerade hier eine ihm zusagende Wohnung zu finden.

Ja, ſeit November war Holk in London, nachdem er bis dahin in der Welt umhergefahren und an all den berühmten Schönheitsplätzen geweſen war, an denen jahraus jahrein viele Tauſende Zerſtreuung ſuchen, um ſchließlich die Wahrnehmung zu machen, daß auch das ödeſte Daheim immer noch beſſer iſt als das wechſelvolle Draußen. Er hatte ſich nach ſchriftlicher Verabſchiedung von der Prinzeſſin und nach einem ausführlichen und herzlichen Briefe an Arne, den er anrief, ihn in dieſen ſchweren Tagen nicht verlaſſen zu wollen, erſt nach Brüſſel und dann nach Paris begeben, aber ſo wenig zu ſeiner Zufriedenheit, daß er um Oſtern bereits in Rom und einige Wochen ſpäter auch ſchon in Sorrent eingetroffen war, in demſelben Sorrent, in dem er gehofft hatte, mit Ebba glückliche Tage verleben zu können. Dieſe glücklichen Tage waren nun freilich ausgeblieben; aber der all die Zeit über auf ihm laſtende Druck war im Verkehr mit einer liebenswürdigen engliſchen Familie, mit der er gemeinſchaftlich eine Dependance des Tramontana-Hotels bewohnte, doch ſchließlich von ihm abgefallen und er hatte wieder leben und, was noch wichtiger, ſich um das Leben Anderer kümmern gelernt. So waren Wochen vergangen, unter Wagenfahrten nach Amalfi und unter Bootfahrten nach Capri hinüber, wobei die Schiffer ihre Lieder ſangen; aber die heiße Jahreszeit, die bald einſetzte, vertrieb ihn, früher als ihm lieb war, aus dem ihm zuſagenden Idyll bis in die Schweiz hinauf, die es ihm diesmal freilich, ſo ſehr er ſie ſonſt liebte, nirgends ganz recht machen konnte: der Genfer See blendete zu ſehr, der Rigi war zu ſehr Karawanſerei und Pfäffers zu ſehr Hoſpital. So beſchloß er denn, weil's ihn, wenn nicht in die Heimath, ſo doch wenigſtens weiter nordwärts in die germaniſche Welt überhaupt zurückzog, es

mit London zu verſuchen, an das ihn freundliche Jugenderinnerungen knüpften und wohin ihn die mit ihm zugleich von Sorrent aus abgereiſten engliſchen Freunde mit einer Art Dringlichkeit geladen hatten. Nach London alſo! Und da war er nun ſeit einem halben Jahr und empfand unter Verhältniſſen und Lebensformen, die den ſchleswig-holſteiniſchen einigermaßen verwandt waren, ſo viel von Heimathlichkeit wie ſie der Heimathloſe gewärtigen konnte. Ja, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe konnten ihn befriedigen, und manches Andere kam hinzu, das wohl angethan war, ihn von dem immer wachſenden Gefühl ſeiner Einſamkeit auf wenigſtens Stunden und Tage frei zu machen. Eine kleine Theaterpaſſion, die ſchon in zurückliegender Zeit die Tage ſeiner Londoner Attachéſchaft ſo angenehm gemacht hatte, wurde wieder lebendig, und das ganz in der Nähe von Tavistock-Square gelegene Prinzeß-Theater ſah ihn regelmäßig auf einem ſeiner Parquetplätze, wenn der gerade damals mit ſeinen Shakeſpeare-Revivals epochemachende Charles Kean heute den „Sommernachtstraum“ oder das „Wintermärchen“ und morgen den „Sturm“ oder „König Heinrich VIII.“ in bis dahin unerhörter Pracht auf die Bühne brachte. Zu dieſem Charles Kean trat er denn auch im Laufe des Winters in perſönliche Beziehungen, und als er ſchließlich in dem von Künſtlern und Schriftſtellern vielbeſuchten Hauſe des berühmten Tragöden auch noch die Bekanntſchaft von Charles Dickens gemacht hatte, ſah er ſich, übrigens ohne deshalb ſeine dem Landadel angehörigen Freunde Sorrentiner Angedenkens vernachläſſigen zu müſſen, in allerlei Theater- und Literaturkreiſe hineingezogen, deren lebhaftes und von heiterſter Laune getragenes Treiben ihn ungemein ſympathiſch berührte. Namentlich Dickens ſelbſt

war ſeine Schwärmerei geworden und bei Gelegenheit eines Whitebait-Dinners in Greenwich ließ er ſeinen neugewonnenen Freund leben, den großen Erzähler, von dem er zwar nur den „David Copperfield“ kenne, der aber als Verfaſſer dieſes Buches auch der Sanspareil aller lebenden Schriftſteller ſei. Mehr von ihm zu leſen, wozu er von den übrigen Anweſenden am Schluß ſeines Toaſtes unter Lachen aufgefordert wurde, behauptete er ablehnen zu müſſen, da Copperfield auch von Dickens ſelbſt ſchwerlich übertroffen worden ſei, weshalb ein weiteres Leſen eigentlich nur zur Herabminderung ſeiner Begeiſterung führen könne.

Reunions wie dieſe, daran auch gefeierte Damen aus der Künſtlerwelt, namentlich die ſchöne und vielumworbene Miß Heath und vor Allem die geniale Lady Macbeth-ſpielerin Miß Atkinſon beinahe regelmäßig theilnahmen, waren mehr als eine bloße Zerſtreuung für Holk, und er hätte ſich durch dieſen Verkehr nicht bloß ſeiner Einſamkeit entriſſen, ſondern auch geradezu gehoben und erquickt fühlen können, wenn er ſich einigermaßen frei gefühlt hätte. Dies war aber genau das, was ihm fehlte; denn gerade der Fleck Erde, daran er mit ganzer Seele hing, auf dem er geboren, und durch Jahrzehnte hin glücklich geweſen war, gerade der Fleck Erde war ihm verſchloſſen und blieb es auch muthmaßlich, wenn es ihm nicht glückte, ſeinen Frieden mit der Geſellſchaft zu machen, einen Frieden, der wiederum eine Verſöhnung mit Chriſtine zur Vorausſetzung hatte. Daran war aber nach Allem, was er aus der Heimath hörte, nicht wohl zu denken: denn ſo ſehr die Gräfin darauf hielt, daß Seitens der Kinder an ſchuldiger Rückſicht nichts verſäumt und beiſpielsweiſe jeder Brief des Vaters (er ſchrieb oft, weil ihn ein Gefühl der Verlaſſenheit dazu drängte) reſpect-

voll erwidert wurde, ſo vergeblich waren doch andererſeits alle bisher unternommenen Schritte zur Herbeiführung eines Ausgleichs geweſen. Mit der ihr eigenen Offenheit hatte ſich Chriſtine, dem Bruder gegenüber, über dieſe Frage verbreitet und zwar diesmal unter Beiſeitehaltung alles moraliſchen Hochmuthe. „Ihr Alle," ſo ſchrieb ſie, „habt Euch daran gewöhnt, mich als abſtract und doctrinär anzuſehen, und ich mag davon in zurückliegenden Jahren mehr gehabt haben, als recht war, jedenfalls mehr als die Männer lieben. Aber das darf ich Dir verſichern, in erſter Reihe bin ich doch immer eine Frau. Und weil ich das bin, verbleibt mir in all dem Zurückliegenden ein Etwas, das mich in meiner Eitelkeit oder meinem Selbſtgefühl bedrückt. Ich mag es für nichts Beſſeres ausgeben. Holk, um es rund herauszuſagen, iſt nicht recht geheilt. Wenn er das Fräulein drüben geheirathet und über kurz oder lang eingeſehen hätte, daß er ſich geirrt, ſo fände ich mich vielleicht zurecht. Aber ſo verlief es nicht. Sie hat ihn einfach nicht gewollt, und ſo beſteht denn für mich, um das Mindeſte zu ſagen, die ſchmerzliche Möglichkeit fort, daß das Stück, *wenn* ſie ihn gewollt, einen ganz anderen Verlauf genommen hätte. Die Reihe wäre dann muthmaßlich nie wieder an mich gekommen. Ich ſpiele in dieſer Tragikomödie ein bischen die faute de mieux-Rolle, und das iſt nicht angenehm." Von dieſem Briefe Chriſtinens hatte Holk die Hauptſache wieder erfahren, und was ſich darin ausſprach, das ſtand beſtändig vor ſeiner Seele, trotzdem der alte Peterſen und Arne gemeinſchaftlich bemüht waren, ſeine Hoffnung auf einen guten Ausgang wieder zu beleben. „Du darfſt Dich dieſem Gefühle von Hoffnungsloſigkeit nicht hingeben," ſchrieb Peterſen an Holk. „Ich kenne Chriſtine beſſer als ihr Alle, ſelbſt beſſer als ihr

Bruder, und ich muß Dir ſagen, daß ſie, neben ihrer chriſtlichen Liebe, die ja Verzeihung für den Schuldigen lehrt, auch noch eine rechte und echte Frauenliebe hegt, ſo ſehr, daß ſie Dir gegenüber in einer gewiſſen liebenswürdigen Schwäche befangen iſt. Ich ſehe das aus den Briefen, die von Zeit zu Zeit aus Gnadenfrei bei mir eintreffen. Es liegt Alles günſtiger für Dich, als Du's glaubſt und als Du's verdienſt, und es würde mir meine letzte Stunde verderben, wenn's anders wäre. Mit Achtzig weiß man übrigens wie's kommt, und dafür verbürge ich mich, Helmuth, daß ich Eure Hände noch einmal wieder in einander lege, wie ich's vordem gethan, und das ſoll meine letzte heilige Handlung ſein, und dann will ich aus meinem Amt treten und abwarten, bis Gott mich ruft."

* * *

Das war Anfang April geweſen, daß Peterſen ſo geſchrieben und wenn Holk der mehr als halben Sicherheit die ſich darin ausſprach, für ſeine Perſon auch mißtraute, ſo kamen ihm doch immer wieder Stunden, in denen er ſich daran aufrichtete. So war es auch heute wieder, und von heiteren Bildern erfüllt, ſaß er auf dem Vorderbalkon ſeines Hauſes, unter dem Gezweig einer ſchönen alten Platane, die hier ſchon geſtanden haben mochte, als, vor nun gerade hundert Jahren, dieſer ganze Stadttheil erſt errichtet wurde. Die hohen, bis auf die Diele niedergehenden und nach unten zu halb geöffneten Schiebefenſter geſtatteten einen freien Verkehr zwiſchen Zimmer und Balkon, und das Feuer in ſeinem Drawing-Room, das mehr des Anblicks als der Wärme halber brannte, dazu die Morgencigarre, ſteigerte das Behagen, das er

momentan empfand. Neben ihm, auf einem leichten Rohrstuhl, lag die „Times“, die, weil das anmuthige Frühlingsbild vor ihm ihn bis dahin abgezogen hatte, heute, sehr ausnahmsweise, bei Seite geschoben war. Nun aber nahm er sie zur Hand und begann seine Lektüre wie gewöhnlich in der linken Ecke der großen Anzeigebeilage, wo, durch schärfste Diamantschrift ausgezeichnet, die Familiennachrichten aus dem Londoner High Life verzeichnet standen: geboren, gestorben, verheirathet. Auch heute lösten sich die drei Rubriken unter einander ab, und als Holk bis zu den Eheschließungen gekommen war, las er: „Miss Ebba Rosenberg, Lady of the Bedchamber to Princess Mary Ellinor of Denmark, married to Lord Randolph Ashingham formerly 2d. Secretary of the British Legation at Copenhague.“

„Also doch,“ sagte Holk, sich verfärbend, im Uebrigen aber nicht sonderlich bewegt und legte das Blatt aus der Hand. Vielleicht, daß es ihn tiefer getroffen hätte, wenn's plötzlich und als ein ganz Unerwartetes an ihn herangetreten wäre. Dies war aber nicht der Fall. Schon Ausgang des Winters hatte der ihn in seinen Briefen „au courant“ erhaltende Pentz diese Vermählung als etwas über kurz oder lang Bevorstehendes angemeldet und zwar in folgenden Schlußzeilen eines längeren Anschreibens: „Und nun, lieber Holk, eine kurze Mittheilung, die Sie mehr interessiren wird, als alle diese Geschichten aus dem Hause Hansen, — Ebba Rosenberg hat gestern der Prinzessin Anzeige von ihrer Verlobung gemacht, die jedoch zu leichterer Beseitigung entgegenstehender Schwierigkeiten, vorläufig noch geheim bleiben müsse. Der, den sie durch ihre Hand zu beglücken gedenkt, ist Niemand Geringeres als Lord Randolph Ashingham, dessen Sie sich, wenn nicht von Vincent, so doch vielleicht von einer

Abendgeſellſchaft bei der Prinzeſſin her erinnern werden. Es war gleich zu Beginn der Saiſon von neunundfünfzig auf ſechzig. Lord Randolph, von dem es heißt, daß er den Grund und Boden eines ganzen Londoner Stadttheils (vielleicht gerade des Stadttheils, den Sie zur Zeit bewohnen) und außerdem einen Waldbeſtand von fünfzehn Millionen Tannen in Fifeſhire beſitze, — Lord Randolph, ſag ich, hat ſich ein Jahrlang in dieſer Angelegenheit beſonnen oder wohl richtiger beſinnen müſſen, weil von Seiten eines noch viel reicheren Erbonkels allerlei Bedenken erhoben wurden. Und dieſe Bedenken exiſtiren in der That noch. Aber Ebba müßte nicht Ebba ſein, wenn es ihr nicht glücken ſollte, dem ſtark excentriſchen Erbonkel den Beweis ihrer Tugenden auf dem Gebiete des Chic und High Life zu geben, und ſo wird denn die Verlobung eheſtens proclamirt werden. Alles nur Frage der Zeit. Uebrigens haben ſich Beide, der Lord und Ebba, nichts vorzuwerfen; er, wie ſo viele ſeines Gleichen, ſoll ſchon mit vierzehn ein ausgebrannter Krater geweſen ſein und heirathet Ebba nur, um ſich etwas vorplaudern zu laſſen, und von dieſem Standpunkt aus angeſehen, hat er eine gute Wahl getroffen. Sie wird jeden Tag Dinge ſagen und ſpäter auch wohl Dinge thun, die Seine Lordſchaft frappiren, und vielleicht zündet ſie 'mal die fünfzehn Millionen Tannen an und ſtellt bei der Gelegenheit ſich und den Eheliebſten in die rechte Beleuchtung. Und nun tout à vous, beau Tristan. Ihr Pentz."

So hatte damals der Brief gelautet, und die zwei zwei Zeilen in der „Times" waren nichts als die Beſtätigung. „Es iſt gut ſo," ſagte Holk nach einer Weile. „Das gibt reinen Tiſch. Ihr Geſpenſt ging immer noch in mir um und war nicht ganz zu bannen. Nun iſt es geſchehen

durch sie selbst; Alles fort, Alles verflogen und ob Christine mir auch verloren bleibt, vielleicht verloren bleiben muß, ihr Bild soll wenigstens in meinem Herzen wieder den ihm gebührenden Platz haben."

Unter diesem Selbstgespräche nahm er die bei Seite gelegte Zeitung wieder in die Hand und wollte sich ernsthaft in eine Berliner Correspondenz vertiefen, die ziemlich ausführlich, so schien es, von einer Heeresverdoppelung und einer sich dagegen bildenden Oppositionspartei sprach. Aber er hatte heut keinen Sinn dafür und sah bald über das Blatt fort. Von der nahen Sanct Pancras-Kirche, deren Thurm er dicht vor Augen hatte, schlug's eben neun, und durch die Southamptonstraße, die den Square an der ihm zugekehrten Seite begrenzte, rollten Cabs und wieder Cabs, die von der Euston-Square-Station herkamen und dem Mittelpunkt der Stadt zufuhren. Er brach, um damit zu spielen, ein dicht herabhängendes Platanenblatt ab, und erst als er die Spatzen über sich immer lauter quiriliren hörte, nahm er etliche Krumen und streute sie vor sich hin auf den Balkon. Sofort fuhren die Spatzen aus dem Gezweig hernieder, pickend und kriegführend unter einander, aber schon im nächsten Augenblicke huschten sie wieder auf, denn, von der Hausthür her, klang ein rasch wiederholtes Klopfen, das Zeichen, daß der „Postmann" an der Thür sei: Holk, der am folgenden Tage Geburtstag hatte, horchte neugierig hinunter, und gleich darauf trat Jane ein und überreichte ihm vier Briefe.

Schon die vier Poststempel Gnadenfrei, Bunzlau, Glücksburg, Arnewiek ließen Holk keinen Augenblick in Zweifel, von wem die Briefe kamen, und auch ihr Inhalt schien ihm nicht viel Neues bringen zu sollen. Asta und Axel

sprachen steif und förmlich und jedenfalls ziemlich kurz ihre Gratulationen aus, und auch Petersen, der sonst ausführlich zu schreiben pflegte, beschränkte sich heut auf eine Darbringung seiner Glückwünsche. Holk war nicht angenehm davon berührt und fand seine gute Stimmung erst wieder, als er auch Arne's Brief geöffnet und gleich den ersten Zeilen allerlei Liebes und Freundliches entnommen hatte. „Ja," sagte Holk, „der hält aus. Unverändert derselbe. Und wäre doch eigentlich der, der am ehesten mit mir zürnen dürfte. Der Bruder seiner geliebten Schwester. Aber freilich da liegt auch wieder Grund und Erklärung. Er liebt die Schwester und vergöttert sie fast. Aber er hat lange genug gelebt, um, trotz aller Junggesellenschaft, sehr wohl zu wissen, was es heißt, an eine heilige Elisabeth verheirathet zu sein. Und wenn sie noch die heilige Elisabeth wäre! Die war sanft und nachgiebig . . . „Aber nichts mehr davon," unterbrach er sich, „ich verbittere mich bloß wieder, statt mich ruhig und versöhnlich zu stimmen. Es ist besser, ich lese, was er schreibt."

Arnewick, 27. Mai 61.

Lieber Holk!

Dein Geburtstag ist vor der Thür, und meine Glückwünsche sollen Dir nicht fehlen. Kommen sie einen Tag zu früh, wie ich fast vermuthe, so nimm es als ein Zeichen, wie dringlich ich es habe, Dir alles Beste zu wünschen. Ist es nöthig, Dir die Wünsche herzuzählen, die mich für Dich erfüllen? Sie gipfeln auch heute wieder in dem Einen, daß der Moment Eurer Aussöhnung nahe sein möge. Wohl weiß ich, daß Du dieser Möglichkeit mißtraust und Dein Mißtrauen aus dem Charakter Christinens zu begründen suchst. Und eine innere Stimme, die Dir zuflüstert, „daß

ihre Haltung ihr gutes Recht sei," kann Dich in Deinem Mangel an Vertrauen allerdings nur bestärken. Aber es liegt doch günstiger. Du hast unter Deiner Frau Dogmenstrenge gelitten, und ich habe Christine, als an ernste Conflicte noch nicht zu denken war, liebevoll gewarnt, Dich nicht in ein auf Leineweber berechnetes Conventikelthum oder wohl gar in eine Deiner Natur total widerstrebende Askese hineinzwingen zu wollen. Was darin von Anklage gegen Christine lag, das war berechtigt, und ich habe, um oft Gesagtes noch einmal zu sagen, weder Willen noch Veranlassung Etwas davon zurückzunehmen. Aber gerade in dieser ihrer Bekenntnißstrenge, darunter wir Alle gelitten, haben wir auch das Heilmittel. Ob ihre noch immer lebendige Liebe zu Dir, wie sie sich in ihren Briefen, oft wohl gegen ihren Willen, zu erkennen gibt, die Kraft zu Verzeihung und Versöhnung besitzen würde, laß ich dahin gestellt sein, ich sage nicht ja und nicht nein; aber was ihre Liebe vielleicht nicht vermöchte, dazu wird sie sich, wenn Alles erst in die rechten Hände gelegt ist, durch ihre Vorstellung von Pflicht gedrängt fühlen. In die rechten Hände, sag' ich. Noch kämpft es in ihr, und die brieflichen Vorstellungen unseres guten alten Petersen, der übrigens persönlich in seiner Zuversicht verharrt, haben bis zur Stunde wenig Erfolg gehabt, jedenfalls keinen Sieg errungen. Aber was dem alten rationalistischen Freunde, den sie so sehr liebt und den sie nur kirchlich nicht für voll ansieht, was unserem alten Petersen nicht gelingen wollte, das, denk' ich, soll im rechten Augenblick unserem seit vier Wochen zum General-Superintendenten ernannten Schwarzkoppen ein Leichtes, oder doch wenigstens ein nicht Allzuschweres sein. An Schwarzkoppen, den ich in der letzten Woche beinahe täglich gesehen,

hab' ich mit der dringenden Bitte gewandt, die Sache, bevor er uns und unsere Gegend verläßt, seinerseits in die Hand nehmen zu wollen, und da sich seine kirchlichen Ueberzeugungen mit seinen persönlichen Wünschen für Dich und Christine decken, so bezweifle ich keinen Augenblick, daß er da reüssiren wird, wo Petersen bisher scheiterte. Wenn Schwarzkoppen schon immer entscheidende Instanz für Christine war, wie jetzt erst, wo der Arnewieker Seminardirektor ein wirkliches Kirchenlicht geworden ist. Er ist nach Stettin, in seine heimathliche Provinz Pommern, berufen worden und wird uns Ende September verlassen, um am 1. October sein neues Amt daselbst anzutreten. Ich mag diesen Brief nicht weiter ausdehnen, am wenigsten aber Wirthschaftliches berühren. Davon ein andermal. Gräfin Brockdorff seh' ich jetzt häufig, theils in ihrem Hause, theils bei Rantzau's, aber auch gelegentlich hier in Arnewiek, wenn wir die Missionssitzungen haben, deren einer ich, freilich als ein sehr Unwürdiger, neulich präsidiren mußte. Christine hat meine Pfingsteinladung abgelehnt, angeblich weil die Dobschütz seit Frühjahr kränkle und der Pflege bedürfe. Der wahre Grund ist aber wohl der, daß sie nicht an Oertlichkeiten und in Kreise zurückkehren mag, die nur schmerzliche Erinnerungen in ihr wach rufen. In ihren Augen hat Gnadenfrei so viele Vorzüge und nicht zum wenigsten den, sich vor der Welt verbergen zu können. Aber ich getröste mich, daß das Bedürfniß nach dieser Weltabgeschiedenheit in ihr hinschwinden soll, und daß wir sie recht bald in die Welt und in ein neues altes Glück zurückkehren sehen, in ein Glück, das nur ein Wahn unterbrach. Ein Wahn, aus dem zuletzt eine Schuld wurde. Was geb' ich darum, wenn dieses Pfingstfest schon Euern Einzug gesehen und die ganze

Säulenhalle von Holkenäs in grünen Maien geſtanden hätte, das alte Wappen über dem Eingang in einem wieder von Roſen durchflochtenen Kranz. Daß die Zukunft es ſo bringen möge, die nächſte ſchon, mit dieſem Wunſche laß mich ſchließen.

Dein Arne.

Holk legte den Brief aus der Hand und ſah freudig aufathmend nach dem Square hinüber, wo Alles grünte und blühte. Der Eindruck, unter dem er ſtand, war der der reinſten Freude; Möglichkeiten, an deren Verwirklichung er kaum noch geglaubt hatte, nahmen Geſtalt an, begrabene Hoffnungen ſtanden wieder auf und wollten Gewißheit werden, und die durch Jahre hin äußerlich und innerlich Getrennten zogen wieder ein in das „Schloß am Meere", und das alte Glück war wieder da.

XXXII.

Und was Holk geträumt, es erfüllte ſich oder ſchien ſich doch erfüllen zu wollen.

Johannistag war, und ein ſonniger blauer Himmel ſtand über ganz Angeln, am ſonnigſtens aber über Schloß Holkenäs. Wagen in langer Reihe hielten an den Treib- und Gartenhäuſern hin, und das Holk'ſche Wappen über dem Portale trug einen Epheukranz, in den weiße und rothe Roſen eingeflochten waren. Arne hatte Myrthe gewollt, aber Chriſtine war dabei geblieben, daß es Epheu ſein ſolle.

Und nun ſchlug es zwölf von Holkebye her, und kaum, daß die zwölf Hammerſchläge verklungen waren, ſo kam auch ſchon ein allmäliges Schwingen in mächtige, jetzt von zwei Männern gezogene Glocke, die nun weit ins Land hinein verkündete, daß die Feier, zu der ſich alle befreundeten Familien von nah und fern her verſammelt hatten, ihren Anfang nehme. So war es denn auch, und nicht lange mehr, ſo öffnete ſich die hohe nach dem Park hinausführende Glasthür, und wer von Neugierigen, und ihrer waren viele, draußen zwiſchen den Gartenbeeten einen guten Stand genommen hatte, der ſah jetzt, wie ſich drinnen im Saal

Alles zu einem Zuge ordnete, an deſſen Spitze zunächſt Holk und Chriſtine erſchienen, die Gräfin in weißem Atlas und einem Orangeblüthenkranz im Haar, von dem ein Schleier niederhing. Hinter dem Paare, das nun wie zu neuem Ehebunde den Segen der Kirche empfangen ſollte, ſchritten Aſta und Axel, dann Arne, der die ältere Gräfin Brockdorff und dann Schwarzkoppen, der die Dobſchütz führte, viel Andere mit ihnen, und zuletzt alle Die, die gebeten hatten, der Feier im Feſtzuge beiwohnen zu dürfen und deren Theilnahme, weil es Fernerſtehende waren, die Herzen der wieder zu Trauenden beſonders beglückt hatte. Dienerſchaften ſchloſſen ſich an, und als der Zug, der ſich auf Holkebye zu in Bewegung ſetzte, den zwiſchen den Tannen des Parkes hinlaufenden Kiesweg paſſirt hatte, trat man in ein Spalier ein, das die Holkebyer Bauerntöchter ſammt den Mädchen aus den Nachbardörfern gebildet hatten. Alle hielten Körbe in Händen und ſtreuten Blumen über den Weg, einige aber, die dem Anſturm ihrer Gefühle nicht wehren konnten, warfen die Körbe bei Seite und drängten ſich an Chriſtine heran, um ihr die Hand oder auch nur den Saum des Kleides zu küſſen. „Sie machen eine Heilige aus mir," ſagte die Gräfin und ſuchte zu lächeln; aber Holk, dem ſie die Worte zugeflüſtert hatte, ſah wohl, daß ihr dies Alles mehr Pein als Freude ſchuf, und daß ſie, wie das in ihrer Natur lag, ängſtlich ſchmerzliche Betrachtungen oder vielleicht ſelbſt trübe Zukunftsgedanken an dies Uebermaß von Huldigung knüpfte. Das volle Leben um ſie her indeß entriß ſie dem wieder, und als ſie jetzt deutlich hörte, daß der Glocken immer mehr wurden und daß es klang, als ob alle Kirchen im Angliter Lande das ſeltene Verſöhnungsfeſt mitfeiern wollten, da fiel, auf Augenblicke wenigſtens, alles Trübe von ihr ab,

und ihr Herz ging auf in dem Klange, der gen Himmel ſtieg.

Und nun waren ſie bis an die niedrige Kirchhofsmauer gekommen, an der entlang, wie damals, wo Aſta und Eliſabeth hier geſeſſen hatten, wieder hohe Neſſeln ſtanden und zerſchnittene Stämme hoch aufgeſchichtet lagen, und als die Vorderſten daran vorüber waren, bog der Zug in das Portal ein und bewegte ſich, zwiſchen Gräber hin, auf die Kirche zu, die weit aufſtand und einen freien Blick auf den erleuchteten Altar am Ende des Mittelganges geſtattete.

Da ſtand Peterſen.

Er war hinfällig geweſen all die Zeit über, und zu der Laſt ſeiner Jahre war ſchließlich auch noch die Laſt ſchwerer Krankheit gekommen. Als er aber vernommen hatte, daß „Schwarzkoppen, wenn Peterſen bis Johannistag nicht wieder geneſen ſei, die Traurede halten ſolle,“ da war er wieder geſund geworden, und hatte denen, die zur Vorſicht und Schonung mahnen wollten, betheuert, daß er, und wenn's vom Sterbebett aus wäre, ſeine geliebten Chriſtine wieder zum Glück führen müſſe. Das hat alle Welt gerührt, ihm aber die Kraft ſeiner beſten Jahre wiedergegeben, und da ſtand er nun ſo grad und aufrecht wie vor neunzehn Jahren, als er, auch an einem Johannistage, die Hände Beider in einander gelegt hatte.

Geſang hatte begonnen im ſelben Augenblicke, wo der Zug in den Mittelgang eintrat, und als das Singen nun ſchwieg, nahm Peterſen zu kurzer Rede das Wort, alles Perſönliche vermeidend, am meiſten aber jeden Hinweis auf den „Ungerechten, über den mehr Freude ſei im Himmel als über hundert Gerechte.“ Statt deſſen rief er in einem

ſchlichten, aber gerade dadurch alle Verſammelten tief ergreifenden Gebet die Gnade des Himmels auf die Wiedervereinten herab und ſprach dann den Segen.

Und nun fiel die Orgel ein, und die Glocke draußen hob wieder an, und der lange Zug der Trauzeugen nahm jetzt den Rückweg dicht am Strande hin und ſtieg, als man den zur Dampfſchiff-Anlegeſtelle führenden Bretterſteg erreicht hatte, links einbiegend die Terraſſe nach Schloß Holkenäs hinauf.

Da war die hochzeitliche Tafel unter der vorderen Halle gedeckt, derart, daß alle Gäſte den Blick auf das Meer hin frei hatten, und als der Augenblick nun gekommen war, wo, wenn nicht ein Toaſt, ſo doch ein kurzes Feſteswort geſprochen werden mußte, erhob ſich Arne von ſeinem Platz und ſagte, während er ſich gegen Schweſter und Schwager verneigte: „Auf das Glück von Holkenäs.“

Alle waren eigenthümlich von den beinah' ſchwermüthig klingenden Worten berührt und die, die dem Bräutigam zunächſt ſaßen, ſtießen leiſe mit ihm an.“

Aber eine rechte Freude wollte nicht laut werden, und jedem Anweſenden kam ein banges Gefühl davon, daß man das „Glück von Holkenäs,“ wenn es überhaupt da war, nur heute noch in Händen hielt, um es vielleicht morgen ſchon zu begraben.

XXXIII.

Das Gefühl der Trauer, das bei der ſchönen Feier vorgeherrſcht hatte, ſchien ſich aber als ungerechtfertigt erweiſen und „das Glück von Holkenäs“ ſich wirklich erneuern zu wollen. Dieſen Eindruck empfingen wenigſtens alle Fernerſtehenden. Man lebte ſich zu Liebe, ſah viel Geſellſchaft (mehr als ſonſt) und machte Nachbarbeſuche, bei denen es von Seiten Holk's an Unbefangenheit und guter Laune nie gebrach, und nur wer ſchärfer zuſah, ſah deutlich, daß dieſem Allen doch das rechte Leben fehlte. Friede herrſchte, nicht Glück, und ehe der Herbſt da war, war namentlich für die Dobſchütz und Arne kein Zweifel mehr, daß, was Chriſtine anging, nichts da war als der gute Wille zum Glück. Ja, der gute Wille! Von Meinungsverſchiedenheiten war keine Rede mehr, und wenn ſich Holk, was gelegentlich noch geſchah, in genealogiſchen Excurſen oder in Muſterwirthſchaftsplänen erging, ſo zeigte die Gräfin nichts von jenem Lächeln der Ueberlegenheit, das für Holk ſo viele Male der Grund zu Verſtimmung und Gereiztheit geweſen war; aber dies ängſtliche Vermeiden alles deſſen, was den Frieden hätte ſtören können, das Abbrechen im Geſpräch, wenn doch einmal ein Zufall ein heikles Thema heraufbeſchworen hatte,

gerade die beſtändige Vorſicht und Controle brachte ſo viel Bedrückendes mit ſich, daß ſelbſt die letzten Jahre vor der Kataſtrophe, wo das eigentliche Glück ihrer Ehe ſchon zurücklag, als vergleichsweiſe glückliche Zeiten daneben erſcheinen konnten.

Holk, bei ſeinem friſchem, ſanguiniſchen Naturell, wehrte ſich eine Zeit lang gegen dieſe Wahrnehmung und ließ ſich's angelegen ſein, über die Zurückhaltung und beinahe Scheu hinwegzuſehen, womit Chriſtine ſeinem Entgegenkommen begegnete. Schließlich aber ward er ungeduldig, und als Ende September heran war, beſchloß er in einem Gemüthszuſtande, darin Mißmuth und tiefe Theilnahme ſich ablöſten, mit der Dobſchütz zu ſprechen und ihre Meinung und wenn thunlich auch ihren Rath einzuholen.

Ueber Schloß und Park lag ein klarer friſcher Herbſtmorgen und die Sommerfäden hingen ihr Geſpinnſt an das hier und da ſchon blattloſe Geſträuch. Aſta war den Abend vorher aus der Penſion eingetroffen und brannte darauf, gleich nach beendigtem Frühſtück, zu dem man ſich eben geſetzt hatte, nach Holkebye hinunter zu ſteigen und der Freundin unten im Dorf ihren Beſuch zu machen. „Ich komme mit," ſagte Holk, und da die Dobſchütz ſchon vorher zugeſagt hatte, Aſta begleiten zu wollen, ſo ſtiegen nun alle Drei die Terraſſe hinunter, um, am Strande hin, den etwas näheren und ſchöneren Weg zu nehmen. Die breite Waſſerfläche lag beinahe unbewegt, und nur dann und wann ſchob eine ſchwache Brandung ihren Schaum bis dicht an die Düne heran. Aſta war glücklich, das Meer wieder zu ſehen und brach oft ab in Erzählung ihrer Penſionserlebniſſe, wenn dann und wann ein wunderbarer Lichtſchimmer gerade über die ſtille Fluth hinglitt oder die Möven ihre Flügel darin

eintauchten; aber mit einem Male war ihr Intereſſe für Meer und Lichtreflexe hin, und Eliſabeth Peterſen's anſichtig werdend, die, von der Düne her, auf den Strand hinaustrat, eilte ſie der Freundin entgegen und umarmte und küßte ſie. Holk und die Dobſchütz waren in dieſem Augenblicke zurückgeblieben, was den beiden vor ihnen herſchreitenden Freundinnen, die ſich natürlich eine Welt von Dingen zu ſagen hatten, ſehr zu Paß kam, aber auch Holk war es zufrieden, weil ihm der ſich raſch erweiternde Zwiſchenraum eine lang herbeigewünſchte gute Gelegenheit bot, mit der Dobſchütz ungezwungen über Chriſtine zu ſprechen.

„Es iſt mir lieb, liebe Dobſchütz," begann er, „daß wir einen Augenblick allein ſind. Ich habe ſchon längſt mit Ihnen ſprechen wollen. Was iſt das mit Chriſtine? Sie wiſſen, daß ich nicht aus Neugier frage, noch weniger um zu klagen und am allerwenigſten um anzuklagen. Es hat Zeiten gegeben, wo Sie dergleichen mit anhören mußten, wo Sie ſchlichten ſollten; aber wie Sie wiſſen, liebe Freundin, dieſe Zeiten liegen zurück und kehren nicht wieder. Aller Streit iſt aus der Welt, und wenn ich mit Chriſtine durch den Park gehe, wie's noch heute vor dem Frühſtück der Fall war, und das Eichhörnchen läuft über den Weg und der Schwan fährt über den Teich, und Auſtan, der uns begleitet, rührt ſich nicht, vielleicht auch dann nicht, wenn ein Volk Hühner auffliegen ſollte — ſo fällt mir immer ein Bild ein, auf dem ich 'mal das Paradies abgebildet geſehen habe; Alles auf dem Bilde ſchritt in Frieden einher, der Löwe neben dem Lamm und der liebe Gott kam des Weges und ſprach mit Adam und Eva. Ja, liebe Dobſchütz, daran erinnert mich jetzt mein Leben, und ich könnte zufrieden ſein und ſollt' es vielleicht. Aber ich bin es nicht, ich bin um-

gekehrt bedrückt und geängſtigt. Handelte ſich's dabei nur um mich, ſo würd' ich kein Wort verlieren und in dem, was mir, trotz des vorhandenen Friedens, an Behagen und Freude fehlt, einfach eine mir auferlegte Buße ſehen und nicht murren, ja vielleicht im Gegentheil etwas wie Genugthuung empfinden. Denn ein Unrecht fordert nicht bloß ſeine Sühne, ſondern dieſe Sühne befriedigt uns auch, weil ſie unſerem Rechtsgefühl entſpricht. Alſo noch einmal, wenn ich jetzt ſpreche, ſo ſprech' ich nicht um meinet-, ſondern um Chriſtinen's willen, und weil jeder Tag mir zeigt, daß ſie wohl vergeſſen möchte, aber nicht vergeſſen kann. Und nun ſagen Sie mir Ihre Meinung."

„Ich glaube, lieber Holk, daß Sie's mit Ihrem Wort getroffen haben — Chriſtine will vergeſſen, aber ſie kann es nicht."

„Und hat ſie ſich in dieſem Sinne gegen Sie geäußert? Hat ſie zu verſtehen gegeben, daß Alles doch umſonſt ſei?"

„Das nicht."

„Und doch leben Sie dieſer Ueberzeugung."

„Ja, lieber Holk, leider. Aber Sie dürfen aus dieſem mich allerdings beherrſchenden Gefühle nichts Schmerzlicheres und namentlich auch nichts Gewiſſeres ableiten wollen als nöthig, als zuläſſig iſt. Ich weiß nichts Gewiſſes. Denn wenn ich auch nach wie vor der Gegenſtand von Chriſtinen's Freundſchaft bin — und wie könnt' es auch anders ſein, zeigt ihr doch jede Stunde, wie ſehr ich ſie liebe — ſo bin ich doch nicht mehr der Gegenſtand ihrer Mittheilſamkeit. Wie ſie gegen Alle ſchweigt, ſo auch gegen mich. Das iſt freilich etwas tief Trauriges. Sie war daran gewöhnt, ihr Herz gegen mich auszuſchütten, und als wir damals, ein unvergeßlich ſchmerzlicher Tag, aus dem Hauſe gingen und

erst im Dorfe unten und dann in Arnewick und zuletzt in Gnadenfrei die schwere Zeit gemeinschaftlich durchlebten, da hat sie nichts gedacht und nichts gefühlt, was ich nicht gewußt hätte. Wir waren zwei Menschen, aber wir führten nur ein Leben, so ganz verstanden wir uns. Aber das war von dem Tage an vorbei, wo Christine wieder hier einzog. In ihrem feinen Sinn sagte sie sich, daß nun wieder eine neue Glücks- und Freudenzeit angebrochen sei oder wenigstens anbrechen müsse, und weil ihr, — Verzeihung, lieber Holk, wenn ich dies ausspreche — weil ihr die rechte Freude doch wohl ausblieb und ihr andererseits ein weiteres Klagen unschicklich oder wohl gar undankbar gegen Gott erscheinen mochte, so gewöhnte sie sich daran, zu schweigen, und bis diesen Tag muß ich errathen, was in ihrer Seele vorgeht."

Holk blieb stehen und sah vor sich hin. Dann sagte er: „Liebe Dobschütz, ich kam, um Trost und Rath bei Ihnen zu suchen, aber ich sehe wohl, ich finde davon nichts. Ist es so, wie Sie sagen, so weiß ich nicht, wie Hülfe kommen soll."

„Die Zeit, die Zeit, lieber Holk. Des Menschen guter Engel ist die Zeit."

„Ach, daß Sie Recht hätten. Aber ich glaub' es nicht; die Zeit wird nicht Zeit dazu haben. Ich bin nicht Arzt, und vor Allem verzicht' ich darauf, in Herz und Seele lesen zu wollen. Trotzdem, so viel seh' ich klar, wir treiben einer Katastrophe zu. Man kann glücklich leben, und man kann unglücklich leben, und Glück und Unglück können zu hohen Jahren kommen. Aber diese Resignation und dieses Lächeln — das Alles dauert nicht lange. Das Licht unseres Lebens heißt die Freude, und lischt es aus, so ist die Nacht da, und wenn diese Nacht der Tod ist, ist es noch am besten."

* * *

Eine Woche ſpäter war eine kleine Feſtlichkeit auf Holkenäs, nur der nächſte Freundeskreis war geladen, unter ihnen Arne und Schwarzkoppen, auch Peterſen und Eliſabeth. Man ſaß bis Dunkelwerden im Freien, denn es war trotz vorgerückter Jahreszeit eine milde Luft, und erſt als drinnen die Lichter angezündet wurden, verließ man den Platz unter der Halle draußen, um in dem großen Gartenſalon zunächſt den Thee zu nehmen und dann ein wenig zu muſiciren. Denn Aſta hatte ſich während ihrer Penſionstage zu einer kleinen Virtuoſin auf dem Clavier ausgebildet, was, ſeit ſie zurück war, zu faſt täglichen Begegnungen und Uebungsſtunden mit Eliſabeth geführt hatte. Heute nun ſollte dem innerhalb der nächſten Tage aus ſeiner Arnewieker Stellung ſcheidenden Schwarzkoppen zu Ehren mancherlei Neues zum Vortrag kommen, und als das Hin- und Herlaufen der Dienerſchaften und das Geklapper des Theegeſchirrs endlich ein Ende genommen hatte, begannen beide Freundinnen ziemlich haſtig in der Muſikmappe zu ſuchen, bis ſie, was ſie brauchten, gefunden hatten, nur zwei, drei Sachen, weil Holk alles Muſiciren als eine geſellſchaftliche Störung anſah. Das Erſte, was zum Vortrag kam, war ein Lied aus Flotow's „Martha", woran ſich das Robert Burns'ſche „Und ſäh' ich auf der Haide dort", unmittelbar anſchloß und als die letzten Zeilen auch dieſes Liedes unter allſeitigem Beifall verklungen waren, kündete Aſta der immer aufmerkſamer gewordenen Zuhörerſchaft an, daß nun ein wirkliches Volkslied folgen ſolle; denn Robert Burns ſei doch eigentlich auch nur ein Kunſtdichter.

Schwarzkoppen beſtritt dies entſchieden und ſah ſich dabei von Seiten Arne's unterſtützt, der, in ſeiner Eigenſchaft als Theim, hinzuſetzen durfte: „das ſei ſo moderner

Pensionsgeschmack," und einmal im Zuge, wär' er sicher noch weiter gegangen und hätte der derartig herausfordernden Bemerkungen noch mehrere gemacht, wenn nicht Holk im selben Augenblicke mit der wiederholten Frage, wie das vorzutragende Volkslied denn eigentlich heiße, dazwischen gefahren wäre.

„Das Lied heißt gar nicht," antwortete Asta.

„Unsinn. Jedes Lied muß doch einen Namen haben."

„Das war früher so. Jetzt nimmt man die erste Zeile als Ueberschrift und macht Gänsefüßchen."

„Ja wohl," lachte Holk, „das glaub' ich."

Und nun schwieg der Streit, und nach einem kurzen Vorspiel Asta's begann Elisabeth mit ihrer schönen, dem Text wie der Composition gleich angepaßten Stimme:

„Denkst Du verschwundener Tage, Marie,
Wenn Du starrst ins Feuer bei Nacht?
Wünschst Du die Stunden und Tage zurück,
Wo Du froh und glücklich gelacht?"

„Ich denke verschwundener Tage, John,
Und sie sind allezeit mein Glück,
Doch die mir die liebsten gewesen sind,
Ich wünsche sie nicht zurück . . ."

Als dies Lied schwieg und gleich danach auch die Begleitung, eilten Alle, sogar Holk, auf den Flügel zu, um Elisabeth, die verlegen die Huldigungen in Empfang nahm, ein freundliches Wort zu sagen. „Ja," sagte Asta, die sich des Triumphes der Freundin freute, „so schön hast Du's noch nie gesungen." Alle wünschten denn auch die Strophe noch einmal zu hören, und nur Eine war da, die sich dem Wunsche nicht anschloß, weil ihr inmitten des allgemeinen Aufstandes nicht entgangen war, daß Christine, ganz so wie

vor zwei Jahren bei Vortrag des schwermüthigen Waidlinger'schen Liedes, den Salon in aller Stille verlassen hatte.

Die, die dies wahrnahm, war natürlich die Dobschütz, der zugleich ein Zweifel kam, ob sie der Freundin folgen solle oder nicht. Zuletzt entschied sie sich dafür und stieg die Treppe hinauf, um Christine in ihrem Schlafzimmer aufzusuchen. Da saß sie denn auch, die Hände gefaltet, die Augen starr zu Boden gerichtet.

„Was ist Dir, Christine? was hast Du?"

Und die Dobschütz kniete vor ihr nieder und nahm ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

„Was hast Du?" wiederholte sie ihre Frage und sah zu ihr auf. Christine aber, während sie die Hand aus der Hand der Freundin löste, sagte leise vor sich hin:

„Und die mir die liebsten gewesen sind,
Ich wünsche sie nicht zurück."

XXXIV.

Eine Woche war vorüber seitdem.

Es war eine milde Luft, und wäre nicht der wilde Wein gewesen, der sich mit seinen schon herbstlich rothen Blättern um einzelne Säulen von Schloß Holkenäs emporrankte, so hätte man glauben können, es sei wieder Johannistag und das schöne Fest, das ein Vierteljahr vorher ganz Angeln mit begangen hatte, werde noch einmal gefeiert. Denn nicht nur lag es hell und beinahe sommerlich, wie damals bei der Wiedertrauung des gräflichen Paares, über Schloß und Park, auch die lange festliche Wagenreihe, die heute, genau wie am Tage der erneuten Trauung, zahlreiche Gäste gebracht hatte, war wieder da. Dazu klangen auch die Glocken weit ins Land hinein, und die Mädchen von Holkebye standen, wie damals beim Erscheinen des hochzeitlichen Zuges, das Dorf entlang und streuten ihre Blumen. Aber heute waren es weiße Astern, die sie streuten, und die, die vom Schlosse her des Weges kam, war eine Todte; voraus Musik, hinter dem Sarge Holk und die Kinder und dann in langem Zuge die Verwandten und Freunde. Peterien stand am Kirchhofseingang und dem Zuge voraus schritt er jetzt auf das Grab zu, das neben der baufälligen

alten Gruft bereitet war. Hier angekommen, schwieg der Choral, alle Häupter entblößten sich, und dann senkten sie den Sarg hernieder, und die Erde schloß sich über Christine Holk. Ein Herz, das sich nach Ruhe sehnte, hatte Ruhe gefunden.

* * *

Julie von Dobschütz an Generalsuperintendent Schwarzkoppen.

Schloß Holkenäs, den 11. October 1861.

„Ew. Hochwürden wollen von unserer Freundin hören, deren Tod das Erste war, was Sie, nach Ihrem Amtsantritt in Ihrer alten Heimath, von hier aus erfuhren. Ich komme Ihrem Wunsche freudig nach, denn neben allem Schmerzlichen ist es mir immer wieder ein Trost und eine Erhebung, von der theuren Todten sprechen zu dürfen.

An dem Tage, wo Sie sie zuletzt sahen, reifte wohl ein Gedanke in ihr, den sie lange mit sich umhertragen mochte. Vielleicht entsinnen Sie sich des elegischen, beinahe schwermüthigen Volksliedes, das Elisabeth Petersen an jenem Abende vortrug — Christine verließ gleich danach das Zimmer, und ich glaube, daß es von dem Augenblicke an in ihr feststand. Ich fand sie tief erschüttert und bekenne, daß bange Ahnungen sofort mein Herz erfüllten, Ahnungen, die niederzukämpfen mir nur dadurch gelang, daß ich mir den christlichen Sinn und die ganze Glaubensfestigkeit der theuren Entschlafenen vergegenwärtigte, den christlichen Sinn, der das Leben trägt, so lange Gott es will.

Der nächste Tag schien mir auch ein Recht zu diesem meinem Vertrauen geben zu sollen. Christine hatte sich,

wie sie mir sagte, spät erst zur Ruhe begeben, aber ihr Aussehen zeigte nichts von Ueberwachtsein, im Gegentheil, eine Frische gab sich zu erkennen, wie ich sie, seit dem Tage ihrer Wiedervereinigung, nicht mehr an ihr wahrgenommen hatte. Sie war, als sie zum Frühstück kam, entgegenkommender und freundlicher als gewöhnlich, schlug einen beinah herzlichen Ton an und redete Holk zu, sich an einer für den zweitnächsten Tag festgesetzten Jagdpartie zu betheiligen, zu der er eben eine Einladung von Graf Baudissin erhalten hatte. Dann besprachen sie sonderbarerweise Toilettenangelegenheiten, sogar ganz ausführlich, aber freilich nur mit Rücksicht auf Asta, die nun über siebzehn sei und in die Gesellschaft eingeführt werden müsse, bei welchem Worte sich ihr Auge mit Thränen füllte.

So verging der Tag, und die Sonne stand schon tief, als sie mich aufforderte, mit ihr an den Strand zu gehen. „Aber," setzte sie hinzu, „wir müssen uns eilen und unten sein, eh' es dunkel wird."

Und gleich danach stiegen wir die Terrasse hinab. Unten angekommen, war ihr der Weg am Strande hin nicht recht, der Sand sei so feucht und ihr Schuhzeug so leicht, und so gingen wir denn auf den Steg hinauf, in einem Gespräch, in dem die Gräfin absichtlich jedes ernstere Thema zu vermeiden schien. Als wir endlich bis an die Plattform und die kleine Treppe gekommen waren, an der die Dampfschiffe anlegen, setzten wir uns auf eine Holzbank, die Holk seit kurzem erst an dieser Stelle hat aufstellen lassen und sahen in die Sonne, deren Widerschein auf dem nur wenig bewegten Meere fast noch schöner war als ihre Farbenpracht in dem Gewölk darüber. „Wie schön," sagte Christine. „Laß uns den Untergang hier abwarten. Freilich, es wird schon

kalt, und Du könnteſt uns wohl unſere Mäntel holen. Aber bitte, ſpare Dir die Stufen und ruf es bloß die Terraſſe hinauf. Aſta wird es ſchon hören."

Sie ſprach das Alles mit einem Anflug von Verlegenheit, denn etwas Unwahres ſagen, widerſtrebte ihrer Natur; aber wenn dieſe Verlegenheit auch gefehlt hätte, ſo wäre mir das Ganze doch aufgefallen, weil ihre faſt zu weit gehende Zartheit und Güte gegen mich es immer ängſtlich vermied, irgend einen Dienſt von mir zu fordern. Sie ſah auch, welche Richtung meine Gedanken nahmen, aber ich durfte ſie's doch nicht klar und unumwunden wiſſen laſſen, was an Beſorgniß in meiner Seele vorging, und ſo ging ich denn den Steg wieder zurück und die Terraſſe hinauf, denn das mit dem „Hinaufrufen bis Aſta es höre", war nur ſo hingeſagt worden.

Als ich wieder am Ausgang des Steges ankam, fand ich die Gräfin nicht mehr und wußte nun, was geſchehen. Ich eilte zurück, um Hülfe zu holen, trotzdem ich ſicher war, daß Alles nutzlos ſein würde. Holk war wie betäubt und wußte ſich nicht Rath. Endlich aber wurde das Dorf allamirt und bis in die Nacht hinein ſuchte man an Steg und Strand. Auch Boote wurde abgelaſſen und fuhren ins Meer hinein, auf eine nur von wenig Waſſer überſpülte Sandbank zu, die dem Stege quer vorliegt. Aber durch Stunden hin ohne jeden Erfolg, und erſt am andern Morgen kamen Holkebyer Fiſcher aufs Schloß und meldeten, daß ſie die Gräfin gefunden hätten. Wir gingen nun alle hinunter. Der Ausdruck ſtillen Leidens, den ihr Geſicht ſo lange getragen hatte, war dem einer beinah' heiteren Verklärung gewichen, ſo ſehr bedürftig war ihr Herz der Ruhe geweſen. Und auf einer Bahre, die man aus der Kirche herbeigeſchafft

hatte, trug man sie nun, weil man die Steigung der Terrasse vermeiden wollte, durch die Düne bis ins Dorf und dann den mäßig ansteigenden Parkweg hinauf. Alles drängte herzu, und die armen Leute, für die sie gesorgt, wehklagten, und bittere Worte wurden laut, die der Graf, so hoffe ich, nicht hörte.

Wie das Begräbniß war und wie Petersen sprach, der an diesem Tage, das muß ich bezeugen, auch das rechtgläubigste Herz zufrieden stellen konnte, das haben Sie gelesen in dem „Arnewieker Boten", den Ihnen Baron Arne geschickt hat und vielleicht auch in den „Flensburger Nachrichten."

Ich habe nur noch hinzuzufügen, was vielleicht angethan ist, uns über den Seelenzustand der Gräfin und über das, was sie den letzten Schritt thun ließ, ins Klare zu bringen. In derselben Stunde noch, als wir sie vom Strand heraufgebracht hatten, gingen wir auf ihr Zimmer und suchten, ob sich nicht ein Abschiedswort fände. Wir fanden auch wirklich mehrere Briefbogen, deren Anredeworte zeigten, daß sie den Willen gehabt hatte, von den ihr Zunächststehenden, von Holk, von Arne und auch von mir Abschied zu nehmen. Den Ueberschriften an Arne und mich waren ein paar Worte wie „Habe Dank" und „wenn Du diese Zeilen liest" hinzugefügt, aber Alles war wieder durchstrichen und dem Bogen mit der Anrede „lieber Holk" fehlte auch das. Dafür war dem für Holk bestimmten Bogen ein zerknittertes und dann wieder sorgsam glatt gestrichenes Blatt eingelegt, darauf das Lied stand, das Elisabeth Petersen, unmittelbar vor Holk's Abreise nach Kopenhagen, gesungen und dessen Vortrag damals, ähnlich wie jetzt das vorerwähnte Volkslied aus dem Englischen, einen so tiefen Ein-

druck auf Chriſtine gemacht hatte. Dieſes jüngſt gehörten Volksliedes werden ſich Ew. Hochwürden ſicherlich noch erinnern, aber das früher gehörte wird Ihrem Gedächtniß entſchwunden ſein, weshalb es mir geſtattet ſein mag, der erſten Strophe desſelben hier eine Stelle zu geben. Dieſe Strophe lautete:

Die Ruh' iſt wohl das Beſte
Von allem Glück der Welt;
Was bleibt vom Erdenfeſte,
Was bleibt uns unvergällt?
Die Roſe welkt in Schauern,
Die uns der Frühling gibt;
Wer haßt, iſt zu bedauern,
Und mehr noch faſt, wer liebt.

Die letzte Zeile war leis und kaum ſichtbar unterſtrichen. Eine ganze Geſchichte lag in dieſen verſchämten Strichelchen.

Ihnen wird Ihr Amt und Ihr Glaube die Kraft geben, den Tod der Freundin zu verwinden, aus meinem Leben aber iſt das Liebſte dahin, und was mir bleibt, iſt arm und ſchal. Aſta bittet, ſich Ihnen empfehlen zu dürfen, ebenſo Eliſabeth Peterſen.

Ew. Hochwürden ergebenſte
Julie von Dobſchütz.

Frau Jenny Treibel

Von Theodor Fontane erschien bisher in unserm Verlag.

Graf Petöfy. Neue Ausgabe.
Schach von Wuthenow. Neue Ausgabe.
Cécile. Neue Ausgabe.
L'Adultera. 2. Auflage.
Irrungen, Wirrungen. 3. Auflage.
Stine. 3. Auflage.
Kriegsgefangen. 2. Auflage.

Theodor Fontane

Frau Jenny Treibel

oder

„Wo sich Herz zum Herzen findt."

Roman

Berlin W
F. Fontane & Co.
1893

Alle Rechte vorbehalten.

Sächsische
Landesbibliothek
13 FEB 65
Dresden

Erſtes Kapitel.

An einem der letzten Maitage, das Wetter war ſchon ſommerlich, bog ein zurückgeſchlagener Landauer vom Spittelmarkt her in die Kur- und dann in die Adlerſtraße ein und hielt gleich danach vor einem, trotz ſeiner Front von nur fünf Fenſtern, ziemlich anſehnlichen, im Uebrigen aber altmodiſchen Hauſe, dem ein neuer, gelbbrauner Oelfarbenanſtrich wohl etwas mehr Sauberkeit, aber keine Spur von geſteigerter Schönheit gegeben hatte, beinahe das Gegenteil. Im Fond des Wagens ſaßen zwei Damen mit einem Bologneſerhündchen, das ſich der hell- und warmſcheinenden Sonne zu freuen ſchien. Die links ſitzende Dame von etwa Dreißig, augenſcheinlich eine Erzieherin oder Geſellſchafterin, öffnete, von ihrem Platz aus, zunächſt den Wagenſchlag, und war dann der anderen, mit Geſchmack und Sorglichkeit gekleideten und trotz ihrer hohen Fünfzig noch ſehr gut ausſehenden Dame beim Ausſteigen

behülflich. Gleich danach aber nahm die Gesellschafterin ihren Platz wieder ein, während die ältere Dame auf eine Vortreppe zuschritt und nach Passierung derselben in den Hausflur eintrat. Von diesem aus stieg sie, so schnell ihre Corpulenz es zuließ, eine Holzstiege mit abgelaufenen Stufen hinauf, unten von sehr wenig Licht, weiter oben aber von einer schweren Luft umgeben, die man füglich als eine Doppelluft bezeichnen konnte. Gerade der Stelle gegenüber, wo die Treppe mündete, befand sich eine Entréethür mit Guckloch, und neben diesem ein grünes, knittriges Blechschild, darauf „Professor Wilibald Schmidt" ziemlich undeutlich zu lesen war. Die ein wenig asthmatische Dame fühlte zunächst das Bedürfnis, sich auszuruhen und musterte bei der Gelegenheit den ihr übrigens von langer Zeit her bekannten Vorflur, der vier gelbgestrichene Wände mit etlichen Haken und Riegeln und dazwischen einen hölzernen Halbmond zum Bürsten und Ausklopfen der Röcke zeigte. Dazu wehte, der ganzen Atmosphäre auch hier den Charakter gebend, von einem nach hinten zu führenden Corridor her ein sonderbarer Küchengeruch heran, der, wenn nicht alles täuschte, nur auf Rührkartoffeln und Carbonade gedeutet werden konnte, beides mit Seifenwrasen untermischt. „Also kleine Wäsche," sagte die von dem allen

wieder ganz eigentümlich berührte ſtattliche Dame ſtill vor ſich hin, während ſie zugleich weit zurückliegender Tage gedachte, wo ſie ſelbſt hier, in eben dieſer Adlerſtraße, gewohnt und in dem gerade gegenüber gelegenen Materialwarenladen ihres Vaters mit im Geſchäft geholfen und auf einem über zwei Kaffeeſäcke gelegten Brett kleine und große Düten geklebt hatte, was ihr jedesmal mit „zwei Pfennig fürs Hundert“ gut gethan worden war. „Eigentlich viel zu viel, Jenny,“ pflegte dann der Alte zu ſagen, „aber Du ſollſt mit Geld umgehen lernen.“ Ach, waren das Zeiten geweſen! Mittags, Schlag Zwölf, wenn man zu Tiſch ging, ſaß ſie zwiſchen dem Commis Herrn Mielke und dem Lehrling Louis, die beide, ſo verſchieden ſie ſonſt waren, dieſelbe hochſtehende Kammtolle und dieſelben erfrorenen Hände hatten. Und Louis ſchielte bewundernd nach ihr hinüber, aber wurde jedesmal verlegen, wenn er ſich auf ſeinen Blicken ertappt ſah. Denn er war zu niedrigen Standes, aus einem Obſtkeller in der Spreegaſſe. Ja, das alles ſtand jetzt wieder vor ihrer Seele, während ſie ſich auf dem Flur umſah und endlich die Klingel neben der Thür zog. Der überall verbogene Draht raſchelte denn auch, aber kein Anſchlag ließ ſich hören, und ſo faßte ſie ſchließlich den Klingelgriff noch einmal und zog

ſtärker. Jetzt klang auch ein Bimmelton von der Küche her bis auf den Flur herüber, und ein paar Augenblicke ſpäter ließ ſich erkennen, daß eine hinter dem Guckloch befindliche kleine Holzklappe bei Seite geſchoben wurde. Sehr wahrſcheinlich war es des Profeſſors Wirtſchafterin, die jetzt, von ihrem Beobachtungspoſten aus, nach Freund oder Feind ausſah, und als dieſe Beobachtung ergeben hatte, daß es „gut Freund" ſei, wurde der Thürriegel ziemlich geräuſchvoll zurückgeſchoben, und eine ramaſſierte Frau von Ausgangs Vierzig, mit einem anſehnlichen Haubenbau auf ihrem vom Herdfeuer geröteten Geſicht, ſtand vor ihr.

„Ach, Frau Treibel ... Frau Commerzienrätin ... Welche Ehre ..."

„Guten Tag, liebe Frau Schmolke. Was macht der Profeſſor? Und was macht Fräulein Corinna? Iſt das Fräulein zu Hauſe?"

„Ja, Frau Commerzienrätin. Eben wieder nach Hauſe gekommen aus der Philharmonie. Wie wird ſie ſich freuen."

Und dabei trat Frau Schmolke zur Seite, um den Weg nach dem einfenſtrigen, zwiſchen den zwei Vorderſtuben gelegenen und mit einem ſchmalen Leinwandläufer belegten Entrée frei zu geben. Aber ehe die Commerzienrätin noch eintreten konnte, kam

ihr Fräulein Corinna ſchon entgegen und führte die „mütterliche Freundin", wie ſich die Rätin gern ſelber nannte, nach rechts hin, in das eine Vorderzimmer.

Dies war ein hübſcher, hoher Raum, die Jalouſien herabgelaſſen, die Fenſter nach innen auf, vor deren einem eine Blumenetrade mit Goldlack und Hyacinthen ſtand. Auf dem Sophatiſche präſentierte ſich gleichzeitig eine Glasſchale mit Apfelſinen, und die Porträts der Eltern des Profeſſors, des Rechnungsrats Schmidt aus der Heroldskammer und ſeiner Frau, geb. Schwerin, ſahen auf die Glasſchale hernieder — der alte Rechnungsrat in Frack und rotem Adlerorden, die geborene Schwerin mit ſtarken Backenknochen und Stubsnaſe, was, trotz einer ausgeſprochenen Bürgerlichkeit, immer noch mehr auf die pommerſch-uckermärkiſchen Träger des berühmten Namens, als auf die ſpätere, oder, wenn man will, auch viel frühere poſenſche Linie hindeutete.

„Liebe Corinna, wie nett Du dies alles zu machen verſtehſt und wie hübſch es doch bei Euch iſt, ſo kühl und ſo friſch — und die ſchönen Hyacinthen. Mit den Apfelſinen verträgt es ſich freilich nicht recht, aber das thut nichts, es ſieht ſo gut aus . . . Und nun legſt Du mir in Deiner

Sorglichkeit auch noch das Sophakiſſen zurecht! Aber verzeih', ich ſitze nicht gern auf dem Sopha; das iſt immer ſo weich, und man ſinkt dabei ſo tief ein. Ich ſetze mich lieber hier in den Lehnſtuhl und ſehe zu den alten, lieben Geſichtern da hinauf. Ach, war das ein Mann; gerade wie Dein Vater. Aber der alte Rechnungsrat war beinah' noch verbindlicher, und einige ſagten auch immer, er ſei ſo gut wie von der Colonie. Was auch ſtimmte. Denn ſeine Großmutter, wie Du freilich beſſer weißt als ich, war ja eine Charpentier, Stralauer-Straße."

Unter dieſen Worten hatte die Commerzienrätin in einem hohen Lehnſtuhle Platz genommen und ſah mit dem Lorgnon nach den „lieben Geſichtern" hinauf, deren ſie ſich eben ſo huldvoll erinnert hatte, während Corinna fragte, ob ſie nicht etwas Moſel und Selterwaſſer bringen dürfe, es ſei ſo heiß.

„Nein, Corinna, ich komme eben vom Lunch, und Selterwaſſer ſteigt mir immer ſo zu Kopf. Sonderbar, ich kann Sherry vertragen und auch Port, wenn er lange gelagert hat, aber Moſel und Selterwaſſer, das benimmt mich ... Ja, ſieh' Kind, dies Zimmer hier, das kenne ich nun ſchon vierzig Jahre und darüber, noch aus Zeiten her, wo ich

ein halbwachſen Ding war, mit kaſtanienbraunen Locken, die meine Mutter, ſo viel ſie ſonſt zu thun hatte, doch immer mit rührender Sorgfalt wickelte. Denn damals, meine liebe Corinna, war das Rotblonde noch nicht ſo Mode wie jetzt, aber kaſtanienbraun galt ſchon, beſonders wenn es Locken waren, und die Leute ſahen mich auch immer darauf an. Und Dein Vater auch. Er war damals ein Student und dichtete. Du wirſt es kaum glauben, wie reizend und wie rührend das alles war, denn die Kinder wollen es immer nicht wahr haben, daß die Eltern auch einmal jung waren und gut ausſahen und ihre Talente hatten. Und ein paar Gedichte waren an mich gerichtet, die hab' ich mir aufgehoben bis dieſen Tag, und wenn mir ſchwer ums Herz iſt, dann nehme ich das kleine Buch, das urſprünglich einen blauen Deckel hatte (jetzt aber hab' ich es in grünen Maroquin binden laſſen) und ſetze mich ans Fenſter und ſehe auf unſern Garten und weine mich ſtill aus, ganz ſtill, daß es niemand ſieht, am wenigſten Treibel oder die Kinder. Ach Jugend! Meine liebe Corinna, Du weißt gar nicht, welch' ein Schatz die Jugend iſt, und wie die reinen Gefühle, die noch kein rauher Hauch getrübt hat, doch unſer Beſtes ſind und bleiben."

„Ja," lachte Corinna, „die Jugend iſt gut.

Aber ‚Commerzienrätin' ist auch gut und eigentlich noch besser. Ich bin für einen Landauer und einen Garten um die Villa herum. Und wenn Ostern ist und Gäste kommen, natürlich recht viele, so werden Ostereier in dem Garten versteckt, und jedes Ei ist eine Atrappe voll Confitüren von Hövell oder Kranzler, oder auch ein kleines Necessaire ist drin. Und wenn dann all' die Gäste die Eier gefunden haben, dann nimmt jeder Herr seine Dame, und man geht zu Tisch. Ich bin durchaus 'für Jugend, aber für Jugend mit Wohlleben und hübschen Gesellschaften."

„Das höre ich gern, Corinna, wenigstens gerade jetzt; denn ich bin hier, um Dich einzuladen, und zwar auf morgen schon; es hat sich so rasch gemacht. Ein junger Mr. Nelson ist nämlich bei Otto Treibel's angekommen (das heißt aber, er wohnt nicht bei ihnen) ein Sohn von Nelson & Co. aus Liverpool, mit denen mein Sohn Otto seine Hauptgeschäftsverbindung hat. Und Helene kennt ihn auch. Das ist so hamburgisch, die kennen alle Engländer, und wenn sie sie nicht kennen, so thun sie wenigstens so. Mir unbegreiflich. Also Mr. Nelson, der übermorgen schon wieder abreist, um den handelt es sich; ein lieber Geschäftsfreund, den Otto's durchaus einladen mußten. Das verbot sich aber

leider, weil Helene 'mal wieder Plätttag hat, was nach ihrer Meinung allem anderen vorgeht, ſogar im Geſchäft. Da haben wir's denn übernommen, offen geſtanden nicht allzu gern, aber doch auch nicht geradezu ungern. Otto war nämlich, während ſeiner engliſchen Reiſe, wochenlang in dem Nelſon'ſchen Hauſe zu Gaſt. Du ſiehſt daraus, wie's ſteht und wie ſehr mir an Deinem Kommen liegen muß; Du ſprichſt engliſch und haſt alles geleſen und haſt vorigen Winter auch Mr. Booth als Hamlet geſehen. Ich weiß noch recht gut, wie Du davon ſchwärmteſt. Und engliſche Politik und Geſchichte wirſt Du natürlich auch wiſſen, dafür biſt Du ja Deines Vaters Tochter."

„Nicht viel weiß ich davon, nur ein bißchen. Ein bißchen lernt man ja."

„Ja, jetzt, liebe Corinna. Du haſt es gut gehabt und alle haben es jetzt gut. Aber zu meiner Zeit, da war es anders, und wenn mir nicht der Himmel, dem ich dafür danke, das Herz für das Poetiſche gegeben hätte, was, wenn es 'mal in einem lebt, nicht wieder auszurotten iſt, ſo hätte ich nichts gelernt und wüßte nichts. Aber, Gott ſei Dank, ich habe mich an Gedichten herangebildet, und wenn man viele davon auswendig weiß, ſo weiß man doch manches. Und daß es ſo iſt, ſieh',

das verdanke ich nächſt Gott, der es in meine Seele pflanzte, Deinem Vater. Der hat das Blümlein groß gezogen, das ſonſt drüben in dem Ladengeſchäft unter all den proſaiſchen Menſchen — und Du glaubſt gar nicht, wie proſaiſche Menſchen es giebt — verkümmert wäre . . . Wie geht es denn mit Deinem Vater? Es muß ein Vierteljahr ſein oder länger, daß ich ihn nicht geſehen habe, den vierzehnten Februar, an Otto's Geburtstag. Aber er ging ſo früh, weil ſo viel geſungen wurde."

„Ja, das liebt er nicht. Wenigſtens dann nicht, wenn er damit überraſcht wird. Es iſt eine Schwäche von ihm, und manche nennen es eine Unart."

„O, nicht doch, Corinna, das darfſt Du nicht ſagen. Dein Vater iſt bloß ein origineller Mann. Ich bin unglücklich, daß man ſeiner ſo ſelten habhaft werden kann. Ich hätt' ihn auch zu morgen gerne mit eingeladen, aber ich bezweifle, daß Mr. Nelſon ihn intereſſiert, und von den anderen iſt nun ſchon gar nicht zu ſprechen; unſer Freund Krola wird morgen wohl wieder ſingen, und Aſſeſſor Goldammer ſeine Polizeigeſchichten erzählen und ſein Kunſtſtück mit dem Hut und den zwei Thalern machen."

„O, da freu' ich mich. Aber freilich, Papa

thut ſich nicht gerne Zwang an, und ſeine Bequemlichkeit und ſeine Pfeife ſind ihm lieber, als ein junger Engländer, der vielleicht dreimal um die Welt gefahren iſt. Papa iſt gut, aber einſeitig und eigenſinnig."

„Das kann ich nicht zugeben, Corinna. Dein Papa iſt ein Juwel, das weiß ich am beſten."

„Er unterſchätzt alles Aeußerliche, Beſitz und Geld, und überhaupt alles, was ſchmückt und ſchön macht."

„Nein, Corinna, ſage das nicht. Er ſieht das Leben von der richtigen Seite an; er weiß, daß Geld eine Laſt iſt und daß das Glück ganz wo anders liegt." Sie ſchwieg bei dieſen Worten und ſeufzte nur leiſe. Dann aber fuhr ſie fort: „Ach, meine liebe Corinna, glaube mir, kleine Verhältniſſe, das iſt *das*, was allein glücklich macht."

Corinna lächelte. „Das ſagen alle die, die drüber ſtehen und die kleinen Verhältniſſe nicht kennen."

„Ich kenne ſie, Corinna."

„Ja, von früher her. Aber das liegt nun zurück und iſt vergeſſen oder wohl gar verklärt. Eigentlich liegt es doch ſo: alles möchte reich ſein, und ich verdenke es keinem. Papa freilich,

der ſchwört noch auf die Geſchichte von dem Kamel und dem Nadelöhr. Aber die junge Welt . . .“

„. . . Iſt leider anders. Nur zu wahr. Aber ſo gewiß das iſt, ſo iſt es doch nicht ſo ſchlimm damit, wie Du Dir's denkſt. Es wäre auch zu traurig, wenn der Sinn für das Ideale verloren ginge, vor allem in der Jugend. Und in der Jugend lebt er auch noch. Da iſt zum Beiſpiel Dein Vetter Marcell, den Du beiläufig morgen auch treffen wirſt (er hat ſchon zugeſagt), und an dem ich wirklich nichts weiter zu tadeln wüßte, als daß er Wedderkopp heißt. Wie kann ein ſo feiner Mann einen ſo ſtörriſchen Namen führen! Aber wie dem auch ſein möge, wenn ich ihn bei Otto's treffe, ſo ſpreche ich immer ſo gern mit ihm. Und warum? Bloß weil er die Richtung hat, die man haben ſoll. Selbſt unſer guter Krola ſagte mir erſt neulich, Marcell ſei eine von Grund aus ethiſche Natur, was er noch höher ſtelle als das Moraliſche; worin ich ihm, nach einigen Aufklärungen von ſeiner Seite, beiſtimmen mußte. Nein, Corinna, gib den Sinn, der ſich nach oben richtet, nicht auf, jenen Sinn, der von dorther allein das Heil erwartet. Ich habe nur meine beiden Söhne, Geſchäftsleute, die den Weg ihres

Vaters gehen, und ich muß es geſchehen laſſen; aber wenn mich Gott durch eine Tochter geſegnet hätte, die wäre mein geweſen, auch im Geiſt, und wenn ſich ihr Herz einem armen, aber edlen Manne, ſagen wir einem Manne wie Marcell Wedderkopp, zugeneigt hätte . . ."

„. . . So wäre das ein Paar geworden", lachte Corinna. „Der arme Marcell! Da hätt' er nun ſein Glück machen können, und muß gerade die Tochter fehlen."

Die Commerzienrätin nickte.

„Ueberhaupt iſt es ſchade, daß es ſo ſelten klappt und paßt", fuhr Corinna fort. „Aber Gott ſei Dank, gnädigſte Frau haben ja noch den Leopold, jung und unverheirathet, und da Sie ſolche Macht über ihn haben — ſo wenigſtens ſagt er ſelbſt, und ſein Bruder Otto ſagt es auch, und alle Welt ſagt es — ſo könnt' er Ihnen, da der ideale Schwiegerſohn nun 'mal eine Unmöglichkeit iſt, wenigſtens eine ideale Schwiegertochter ins Haus führen, eine reizende, junge Perſon, vielleicht eine Schauſpielerin . . ."

„Ich bin nicht für Schauſpielerinnen . . ."

„Oder eine Malerin, oder eine Paſtors- oder eine Profeſſorentochter . . ."

Die Commerzienrätin ſtutzte bei dieſem letzten

Worte und ſtreifte Corinna ſtark, wenn auch flüchtig. Indeſſen wahrnehmend, daß dieſe heiter und unbefangen blieb, ſchwand ihre Furchtanwandlung ebenſo ſchnell wie ſie gekommen war. „Ja, Leopold," ſagte ſie, „den hab' ich noch. Aber Leopold iſt ein Kind. Und ſeine Verheiratung ſteht jedenfalls noch in weiter Ferne. Wenn er aber käme . . ." Und die Commerzienrätin ſchien ſich allen Ernſtes — vielleicht weil es ſich um etwas noch „in ſo weiter Ferne" Liegendes handelte — der Viſion einer idealen Schwiegertochter hingeben zu wollen, kam aber nicht dazu, weil in eben dieſem Augenblicke der aus ſeiner Oberſecunda kommende Profeſſor eintrat und ſeine Freundin, die Rätin, mit vieler Artigkeit begrüßte.

„Stör' ich?"

„In Ihrem eigenen Hauſe? Nein, lieber Profeſſor; Sie können überhaupt nie ſtören. Mit Ihnen kommt immer das Licht. Und wie Sie waren, ſo ſind Sie geblieben. Aber mit Corinna bin ich nicht zufrieden. Sie ſpricht ſo modern und verleugnet ihren Vater, der immer nur in einer ſchönen Gedankenwelt lebte . . ."

„Nun ja, ja," ſagte der Profeſſor. „Man kann es ſo nennen. Aber ich denke, ſie wird ſich noch wieder zurückfinden. Freilich, einen Stich

ins Moderne wird ſie wohl behalten. Schade. Das war anders als wir jung waren, da lebte man noch in Phantaſie und Dichtung . . .“

Er ſagte das ſo hin, mit einem gewiſſen Pathos, als ob er ſeinen Secundanern eine beſondere Schönheit aus dem Horaz oder aus dem Parcival (denn er war Claſſiker und Romantiker zugleich) zu demonſtrieren hätte. Sein Pathos war aber doch etwas theatraliſch gehalten und mit einer feinen Ironie gemiſcht, die die Commerzienrätin auch klug genug war, herauszuhören. Sie hielt es indeſſen trotzdem für angezeigt, einen guten Glauben zu zeigen, nickte deshalb nur und ſagte: „Ja, ſchöne Tage, die nie wiederkehren.“

„Nein,“ ſagte der in ſeiner Rolle mit dem Ernſt eines Großinquiſitors fortfahrende Wilibald. „Es iſt vorbei damit; aber man muß eben weiter leben.“

Eine halbverlegene Stille trat ein, während welcher man, von der Straße her, einen ſcharfen Peitſchenknips hörte.

„Das iſt ein Mahnzeichen,“ warf jetzt die Commerzienrätin ein, eigentlich froh der Unterbrechung. „Johann unten wird ungeduldig. Und wer hätte den Mut, es mit einem ſolchen Machthaber zu verderben.“

„Niemand," erwiderte Schmidt. „An der guten Laune unſerer Umgebung hängt unſer Lebensglück; ein Miniſter bedeutet mir wenig, aber die Schmolke . . ."

„Sie treffen es wie immer, lieber Freund."

Und unter dieſen Worten erhob ſich die Commerzienrätin und gab Corinna einen Kuß auf die Stirn, während ſie Wilibald die Hand reichte. „Mit uns, lieber Profeſſor, bleibt es beim alten, unentwegt." Und damit verließ ſie das Zimmer, von Corinna bis auf den Flur und die Straße begleitet.

„Unentwegt," wiederholte Wilibald, als er allein war. „Herrliches Modewort, und nun auch ſchon bis in die Villa Treibel gedrungen . . . Eigentlich iſt meine Freundin Jenny noch gerade ſo wie vor vierzig Jahren, wo ſie die kaſtanienbraunen Locken ſchüttelte. Das Sentimentale liebte ſie ſchon damals, aber doch immer unter Bevorzugung von Courmachen und Schlagſahne. Jetzt iſt ſie nun rundlich geworden und beinah' gebildet, oder doch, was man ſo gebildet zu nennen pflegt, und Adolar Krola trägt ihr Arien aus Lohengrin und Tannhäuſer vor. Denn ich denke mir, daß das ihre Lieblingsopern ſind. Ach, ihre Mutter, die gute Frau Bürſtenbinder, die das Püppchen drüben im

Apfelſinenladen immer ſo hübſch herauszuputzen wußte, ſie hat in ihrer Weiberklugheit damals ganz richtig gerechnet. Nun iſt das Püppchen eine Commerzienrätin und kann ſich alles gönnen, auch das Ideale, und ſogar „unentwegt“. Ein Muſterſtück von einer Bourgeoiſe.“

Und dabei trat er ans Fenſter, hob die Jalouſien ein wenig und ſah, wie Corinna, nachdem die Commerzienrätin ihren Sitz wieder eingenommen hatte, den Wagenſchlag ins Schloß warf. Noch ein gegenſeitiger Gruß, an dem die Geſellſchafts-dame mit ſauer-ſüßer Miene teilnahm, und die Pferde zogen an und trabten langſam auf die nach der Spree hin gelegene Ausfahrt zu, weil es ſchwer war, in der engen Adlerſtraße zu wenden.

Als Corinna wieder oben war, ſagte ſie: „Du haſt doch nichts dagegen, Papa. Ich bin morgen zu Treibel's zu Tiſch geladen. Marcell iſt auch da, und ein junger Engländer, der ſogar Nelſon heißt.“

„Ich was dagegen? Gott bewahre. Wie könnt' ich was dagegen haben, wenn ein Menſch ſich amüſieren will. Ich nehme an, Du amüſierſt Dich.“

„Gewiß amüſier' ich mich. Es iſt doch 'mal 'was anderes. Was Diſtelkamp ſagt und Rind-fleiſch und der kleine Friedeberg, das weiß ich ja

ſchon alles auswendig. Aber was Nelſon ſagen wird, denk' Dir, Nelſon, das weiß ich nicht."

„Viel Geſcheidtes wird es wohl nicht ſein."

„Das thut nichts. Ich ſehne mich manchmal nach Ungeſcheidtheiten."

„Da haſt Du Recht, Corinna."

Zweites Kapitel.

Die Treibel'sche Villa lag auf einem großen Grundstücke, das, in bedeutender Tiefe, von der Köpnickerstraße bis an die Spree reichte. Früher hatten hier in unmittelbarer Nähe des Flusses nur Fabrikgebäude gestanden, in denen alljährlich ungezählte Centner von Blutlaugensalz und später, als sich die Fabrik erweiterte, kaum geringere Quantitäten von Berliner Blau hergestellt worden waren. Als aber nach dem siebziger Kriege die Milliarden ins Land kamen und die Gründeranschauungen selbst die nüchternsten Köpfe zu beherrschen anfingen, fand auch Commerzienrat Treibel sein bis dahin in der Alten Jakobstraße gelegenes Wohnhaus, trotzdem es von Gontard, ja nach einigen sogar von Knobelsdorff herrühren sollte, nicht mehr zeit- und standesgemäß, und baute sich auf seinem Fabrikgrundstück eine modische Villa mit kleinem Vorder- und parkartigem Hinter-

garten. Dieſe Villa war ein Hochparterrebau mit aufgeſetztem erſten Stock, welcher letztere jedoch, um ſeiner niedrigen Fenſter willen, eher den Eindruck eines Mezzanin als einer Bel-Etage machte. Hier wohnte Treibel ſeit ſechzehn Jahren und begriff nicht, daß er es, einem noch dazu bloß gemutmaßten fridericianiſchen Baumeiſter zu Liebe, ſo lange Zeit hindurch in der unvornehmen und aller friſchen Luft entbehrenden Alten Jakobſtraße ausgehalten habe; Gefühle, die von ſeiner Frau Jenny mindeſtens geteilt wurden. Die Nähe der Fabrik, wenn der Wind ungünſtig ſtand, hatte freilich auch allerlei Mißliches im Geleite; Nordwind aber, der den Qualm herantrieb, war notoriſch ſelten, und man brauchte ja die Geſellſchaften nicht gerade bei Nordwind zu geben. Außerdem ließ Treibel die Fabrikſchornſteine mit jedem Jahre höher hinaufführen und beſeitigte damit den anfänglichen Uebelſtand immer mehr.

* * *

Das Diner war zu ſechs Uhr feſtgeſetzt; aber bereits eine Stunde vorher ſah man Huſter'ſche Wagen mit runden und viereckigen Körben vor dem Gittereingange halten. Die Commerzienrätin, ſchon in voller Toilette, beobachtete von dem Fenſter ihres

Boudoirs aus all' dieſe Vorbereitungen und nahm auch heute wieder, und zwar nicht ohne eine gewiſſe Berechtigung, Anſtoß daran. „Daß Treibel es auch verſäumen mußte, für einen Nebeneingang Sorge zu tragen! Wenn er damals nur ein vier Fuß breites Terrain von dem Nachbargrundſtück zukaufte, ſo hätten wir einen Eingang für derart Leute gehabt. Jetzt marſchiert jeder Küchenjunge durch den Vorgarten, gerade auf unſer Haus zu, wie wenn er mitgeladen wäre. Das ſieht lächerlich aus und auch anſpruchsvoll, als ob die ganze Köpnickerſtraße wiſſen ſolle: Treibel's geben heut' ein Diner. Außerdem iſt es unklug, dem Neid der Menſchen und dem ſocialdemokratiſchen Gefühl ſo ganz nutzlos neue Nahrung zu geben."

Sie ſagte ſich das ganz ernſthaft, gehörte jedoch zu den Glücklichen, die ſich nur weniges andauernd zu Herzen nehmen, und ſo kehrte ſie denn vom Fenſter zu ihrem Toilettentiſch' zurück, um noch einiges zu ordnen und den Spiegel zu befragen, ob ſie ſich neben ihrer Hamburger Schwiegertochter auch werde behaupten können. Helene war freilich nur halb ſo alt, ja kaum das; aber die Commerzienrätin wußte recht gut, daß Jahre nichts bedeuten und daß Converſation und Augenausdruck und namentlich die „Welt der Formen," im einen

und im andern Sinne, ja im „andern" Sinne noch mehr, den Ausschlag zu geben pflegen. Und hierin war die schon stark an der Grenze des Embonpoint angelangte Commerzienrätin ihrer Schwiegertochter unbedingt überlegen.

In dem mit dem Boudoir correspondierenden, an der andern Seite des Frontsaales gelegenen Zimmer saß Commerzienrat Treibel und las das „Berliner Tageblatt". Es war gerade eine Nummer, der der „Ulk" beilag. Er weidete sich an dem Schlußbild und las dann einige von Nunne's philosophischen Betrachtungen. „Ausgezeichnet . . . Sehr gut . . . Aber ich werde das Blatt doch bei Seite schieben oder mindestens das „Deutsche Tageblatt" darüber legen müssen. Ich glaube, Vogelsang giebt mich sonst auf. Und ich kann ihn, wie die Dinge 'mal liegen, nicht mehr entbehren, so wenig, daß ich ihn zu heute habe einladen müssen. Ueberhaupt eine sonderbare Gesellschaft! Erst dieser Mr. Nelson, den sich Helene, weil ihre Mädchen 'mal wieder am Plättbrett stehen, gefälligst abgewälzt hat, und zu diesem Nelson dieser Vogelsang, dieser Lieutenant a. D. und agent provocateur in Wahlsachen. Er versteht sein Metier, so sagt man mir allgemein, und ich muß es glauben. Jedenfalls scheint mir das sicher: hat er mich erst in Teupitz-

Zossen und an den Ufern der wendischen Spree durchgebracht, so bringt er mich auch hier durch. Und das ist die Hauptsache. Denn schließlich läuft doch alles darauf hinaus, daß ich in Berlin selbst, wenn die Zeit dazu gekommen ist, den Singer oder irgend einen andern von der Couleur bei Seite schiebe. Nach der Beredtsamkeitsprobe neulich bei Buggenhagen ist ein Sieg sehr wohl möglich, und so muß ich ihn mir warm halten. Er hat einen Sprechanismus, um den ich ihn beneiden könnte, trotzdem ich doch auch nicht in einem Trappistenkloster geboren und groß gezogen bin. Aber neben Vogelsang? Null. Und kann auch nicht anders sein; denn bei Lichte besehen, hat der ganze Kerl nur drei Lieder auf seinem Kasten und dreht eins nach dem andern von der Walze herunter, und wenn er damit fertig ist, fängt er wieder an. So steht es mit ihm, und darin steckt seine Macht, gutta cavat lapidem; der alte Wilibald Schmidt würde sich freuen, wenn er mich so citieren hörte, vorausgesetzt, daß es richtig ist. Oder vielleicht auch umgekehrt; wenn drei Fehler drin sind, amüsiert er sich noch mehr; Gelehrte sind nun 'mal so . . . Vogelsang, das muß ich ihm lassen, hat freilich noch eines, was wichtiger ist als das ewige Wiederholen, er hat den Glauben an sich und ist über-

haupt ein richtiger Fanatiker. Ob es wohl mit allem Fanatismus ebenso steht? Mir sehr wahrscheinlich. Ein leiblich geschiedtes Individuum kann eigentlich gar nicht fanatisch sein. Wer an einen Weg und eine Sache glaubt, ist allemal ein Poveretto, und ist seine Glaubenssache zugleich er selbst, so ist er gemeingefährlich und eigentlich reif für Dalldorf. Und von solcher Beschaffenheit ist just der Mann, dem zu Ehren ich, wenn ich von Mr. Nelson absehe, heute mein Diner gebe und mir zwei adlige Fräuleins eingeladen habe, blaues Blut, das hier in der Köpnickerstraße so gut wie gar nicht vorkommt nnd deshalb aus Berlin W. von mir verschrieben werden mußte, ja zur Hälfte sogar aus Charlottenburg. O Vogelsang! Eigentlich ist mir der Kerl ein Greuel. Aber was thut man nicht Alles als Bürger und Patriot."

Und dabei sah Treibel auf das zwischen den Knopflöchern ausgespannte Kettchen mit drei Orden en miniature, unter denen ein rumänischer der vollgültigste war, und seufzte, während er zugleich auch lachte. „Rumänien, früher Moldau und Wallachei. Es ist mir wirklich zu wenig."

* * *

Das erste Coupé, das vorfuhr, war das seines ältesten Sohnes Otto, der sich selbständig etabliert und ganz am Ausgange der Köpnickerstraße, zwischen dem zur Pionierkaserne gehörigen Pontonhaus und dem Schlesischen Thor, einen Holzhof errichtet hatte, freilich von der höheren Observanz, denn es waren Farbehölzer, Fernambuk- und Campechenholz, mit denen er handelte. Seit etwa acht Jahren war er auch verheiratet. Im selben Augenblicke, wo der Wagen hielt, zeigte er sich seiner jungen Frau beim Aussteigen behülflich, bot ihr verbindlich den Arm und schritt, nach Passierung des Vorgartens, auf die Freitreppe zu, die zunächst zu einem veranda-artigen Vorbau der väterlichen Villa hinaufführte. Der alte Commerzienrat stand schon in der Glasthür und empfing die Kinder mit der ihm eigenen Jovialität. Gleich darauf erschien auch die Commerzienrätin aus dem seitwärts angrenzenden und nur durch eine Portière von dem großen Empfangssaal geschiedenen Zimmer und reichte der Schwiegertochter die Backe, während ihr Sohn Otto ihr die Hand küßte. „Gut, daß Du kommst, Helene," sagte sie mit einer glücklichen Mischung von Behaglichkeit und Ironie, worin sie, wenn sie wollte, Meisterin war. „Ich fürchtete schon, Du würdest Dich auch vielleicht behindert sehen."

„Ach, Mama, verzeih' . . . Es war nicht bloß des Plätttags halber; unsere Köchin hat zum ersten Juni gekündigt, und wenn sie kein Interesse mehr haben, so sind sie so unzuverlässig; und auf Elisabeth ist nun schon gar kein Verlaß mehr. Sie ist ungeschickt bis zur Unschicklichkeit und hält die Schüsseln immer so dicht über den Schultern, besonders der Herren, als ob sie sich ausruhen wollte . . ."

Die Commerzienrätin lächelte halb versöhnt, denn sie hörte gern dergleichen.

„. . . Und aufschieben," fuhr Helene fort, „verbot sich auch. Mr. Nelson, wie Du weißt, reist schon morgen Abend wieder. Uebrigens ein charmanter junger Mann, der Euch gefallen wird. Etwas kurz und einsilbig, vielleicht weil er nicht recht weiß, ob er sich deutsch oder englisch ausdrücken soll; aber was er sagt, ist immer gut und hat ganz die Gesetztheit und Wohlerzogenheit, die die meisten Engländer haben. Und dabei immer wie aus dem Ei gepellt. Ich habe nie solche Manschetten gesehen, und es bedrückt mich geradezu, wenn ich dann sehe, womit sich mein armer Otto behelfen muß, bloß weil man die richtigen Kräfte beim besten Willen nicht haben kann. Und so sauber wie die Manschetten, so sauber ist alles an

ihm, ich meine an Mr. Nelson, auch sein Kopf und sein Haar. Wahrscheinlich, daß er es mit Honey-water bürstet, oder vielleicht ist es auch bloß mit Hülfe von Shampooing."

Der so rühmlich Gekennzeichnete war der nächste, der am Gartengitter erschien und schon im Herankommen die Commerzienrätin einigermaßen in Erstaunen setzte. Diese hatte, nach der Schilderung ihrer Schwiegertochter einen Ausbund von Eleganz erwartet; statt dessen kam ein Menschenkind daher, an dem, mit Ausnahme der von der jungen Frau Treibel gerühmten Manschettenspecialität, eigentlich alles die Kritik herausforderte. Den ungebürsteten Cylinder im Nacken und reisemäßig in einem gelb- und braunquadrirten Anzuge steckend, stieg er, von links nach rechts sich wiegend, die Freitreppe herauf, und grüßte mit der bekannten heimatlichen Mischung von Selbstbewußtsein und Verlegenheit. Otto ging ihm entgegen, um ihn seinen Eltern vorzustellen.

„Mr. Nelson from Liverpool, — derselbe, lieber Papa, mit dem ich . . ."

„Ah, Mr. Nelson. Sehr erfreut. Mein Sohn spricht noch oft von seinen glücklichen Tagen in Liverpool und von dem Ausfluge, den er damals mit Ihnen nach Dublin und, wenn ich nicht irre,

auch nach Glasgow machte. Das geht jetzt ins neunte Jahr; Sie müssen damals noch sehr jung gewesen sein."

„O nicht sehr jung, Mr. Treibel, . . . about sixteen . . ."

„Nun, ich dächte doch, sechzehn . . ."

„O, sechzehn, nicht sehr jung, . . . nicht für uns."

Diese Versicherungen klangen um so komischer, als Mr. Nelson, auch jetzt noch, wie ein Junge wirkte. Zu weiteren Betrachtungen darüber war aber keine Zeit, weil eben jetzt eine Droschke zweiter Klasse vorfuhr, der ein langer, hagerer Mann in Uniform entstieg. Er schien Auseinandersetzungen mit dem Kutscher zu haben, während deren er übrigens eine beneidenswert sichere Haltung beobachtete, und nun rückte er sich zurecht und warf die Gitterthür ins Schloß. Er war in Helm und Degen; aber ehe man noch der „Schilderhäuser" auf seiner Achselklappe gewahr werden konnte, stand es für jeden mit militärischem Blick nur einigermaßen Ausgerüsteten fest, daß er seit wenigstens dreißig Jahren außer Dienst sein müsse. Denn die Grandezza, mit der er daher kam, war mehr die Steifheit eines alten, irgend einer ganz seltenen Secte zugehörigen Torf- oder Salzinspectors, als

die gute Haltung eines Offiziers. Alles gab sich mehr oder weniger automatenhaft, und der in zwei gewirbelten Spitzen auslaufende schwarze Schnurrbart wirkte nicht nur gefärbt, was er natürlich war, sondern zugleich auch wie angeklebt. Desgleichen der Henriquatre. Dabei lag sein Untergesicht im Schatten zweier vorspringender Backenknochen. Mit der Ruhe, die sein ganzes Wesen auszeichnete, stieg er jetzt die Freitreppe hinauf und schritt auf die Commerzienrätin zu. „Sie haben befohlen, meine Gnädigste . . ." „Hoch erfreut, Herr Lieutenant . . ." Inzwischen war auch der alte Treibel herangetreten und sagte: „Lieber Vogelsang, erlauben Sie mir, daß ich Sie mit den Herrschaften bekannt mache; meinen Sohn Otto kennen Sie, aber nicht seine Frau, meine liebe Schwiegertochter, — Hamburgerin, wie Sie leicht erkennen werden . . . Und hier," und dabei schritt er auf Mr. Nelson zu, der sich mit dem inzwischen ebenfalls erschienenen Leopold Treibel gemütlich und ohne jede Rücksicht auf den Rest der Gesellschaft unterhielt „und hier ein junger lieber Freund unseres Hauses, Mr. Nelson from Liverpool."

Vogelsang zuckte bei dem Wort „Nelson" zusammen und schien einen Augenblick zu glauben — denn er konnte die Furcht des Gefopptwerdens nie

ganz los werden, — daß man sich einen Witz mi ihm erlaube. Die ruhigen Mienen aller aber be lehrten ihn bald eines Besseren, weshalb er sich artig verbeugte und zu dem jungen Engländer sagte „Nelson. Ein großer Name. Sehr erfreut, Mr Nelson."

Dieser lachte dem alt und aufgesteift vor ihm stehenden Lieutenant ziemlich ungeniert ins Gesicht denn solche komische Person war ihm noch gar nich vorgekommen. Daß er in seiner Art eben so komisch wirkte, dieser Grad der Erkenntnis lag ihm fern Vogelsang biß sich auf die Lippen und befestigte sich unter dem Eindruck dieser Begegnung, in der lang gehegten Vorstellung von der Impertinenz englischer Nation. Im Uebrigen war jetzt der Zeitpunkt da wo das Eintreffen immer neuer Ankömmlinge von jeder anderen Betrachtung abzog und die Sonder barkeiten eines Engländers rasch vergessen ließ

Einige der befreundeten Fabrikbesitzer aus der Köpnickerstraße lösten in ihren Chaisen mit nieder geschlagenem Verdeck die, wie es schien, noch immer sich besinnende Vogelsang'sche Droschke rasch un beinah gewaltsam ab; dann kam Corinna sam ihrem Vetter Marcell Wedderkopp (beide zu Fuß und schließlich fuhr Johann, der Commerzienra Treibel'sche Kutscher, vor, und dem mit blauen

Atlas ausgeschlagenen Landauer — derselbe, darin gestern die Commerzienrätin ihren Besuch bei Corinna gemacht hatte — entstiegen zwei alte Damen, die von Johann mit ganz besonderem und beinahe überraschlichem Respect behandelt wurden. Er erklärte sich dies aber einfach daraus, daß Treibel, gleich bei Beginn dieser ihm wichtigen und jetzt etwa um dritthalb Jahre zurückliegenden Bekanntschaft, zu seinem Kutscher gesagt hatte: „Johann, ein für allemal, diesen Damen gegenüber immer Hut in Hand. Das andere, Du verstehst, mich ist meine Sache." Dadurch waren die guten Manieren Johanns außer Frage gestellt. Beiden alten Dame ging Treibel jetzt bis in die Mitte des Vorgartens entgegen, und nach lebhaften Becomplimentierungen, an denen auch die Commerzienrätin theilnahm, stieg man wieder die Gartentreppe hinauf und trat, von der Veranda her, in den großen Empfangssalon ein, der bis dahin, weil das schöne Wetter zum Verweilen im Freien einlud, nur von wenigen betreten worden war. Fast alle kannten sich von früheren Treibel'schen Diners her; nur Vogelsang und Nelson waren Fremde, was den partiellen Vorstellungsact erneuerte. „Darf ich Sie," wandte sich Treibel an die zuletzt erschienenen alten Damen, „mit zwei Herren bekannt machen, die mir heute

zum ersten Male die Ehre ihres Besuches geben: Lieutenant Vogelsang, Präsident unseres Wahlcomité's, und Mr. Nelson from Liverpool." Man verneigte sich gegenseitig. Dann nahm Treibel Vogelsang's Arm und flüsterte diesem, ihn einigermaßen zu orientieren, zu: „Zwei Damen vom Hofe die korpulente: Frau Majorin von Ziegenhals, die nicht korpulente (worin Sie mir zustimmen werden): Fräulein Edwine von Bomst."

„Merkwürdig," sagte Vogelsang. „Ich würde, die Wahrheit zu gestehen . . ."

„Eine Vertauschung der Namen für angezeigt gehalten haben. Da treffen Sie's, Vogelsang. Und es freut mich, daß Sie ein Auge für solche Dinge haben. Da bezeugt sich das alte Lieutenantsblut. Ja, diese Ziegenhals; einen Meter Brustweite wird sie wohl haben, und es lassen sich allerhand Betrachtungen darüber anstellen, werden auch wohl seiner Zeit angestellt worden sein. Im Uebrigen, es sind das so die scherzhaften Widerspiele, die das Leben erheitern. Klopstock war Dichter, und ein anderer, den ich noch persönlich gekannt habe, hieß Griepenkerl . . . Es trifft sich, daß uns beide Damen ersprießliche Dienste leisten können."

„Wie das? wie so?"

Die Ziegenhals ist eine rechte Cousine von dem

Zoſſener Landesälteſten, und ein Bruder der Bomſt hat ſich mit einer Paſtorstochter aus der Storkower Gegend ehelich vermählt. Halbe Mesalliance, die wir ignorieren müſſen, weil wir Vorteil daraus ziehen. Man muß, wie Bismarck, immer ein Dutzend Eiſen im Feuer haben ... Ah, Gott ſei Dank. Johann hat den Rock gewechſelt und giebt das Zeichen. Allerhöchſte Zeit ... Eine Viertelſtunde warten, geht: aber zehn Minuten darüber iſt zu viel ... Ohne mich ängſtlich zu belauſchen ich höre, wie der Hirſch nach Waſſer ſchreit. Bitte, Vogelſang, führen Sie meine Frau ... Liebe Corinna, bemächtigen Sie ſich Nelſon's ... Victory and Westminster-Abbey; das Entern iſt diesmal an Ihnen. Und nun meine Damen, ... darf ich um Ihren Arm bitten, Frau Majorin? ... und um den Ihren, mein gnädigſtes Fräulein?"

Und die Ziegenhals am rechten, die Bomſt am linken Arm, ging er auf die Flügelthür zu, die ſich, während dieſer ſeiner letzten Worte, mit einer gewiſſen langſamen Feierlichkeit geöffnet hatte.

Drittes Kapitel.

Das Eßzimmer entsprach genau dem vorgelegenen Empfangszimmer und hatte den Blick auf den großen parkartigen Hintergarten mit plätscherndem Springbrunnen, ganz in der Nähe des Hauses; eine kleine Kugel stieg auf dem Wasserstrahl auf und ab, und auf dem Querholz einer zur Seite stehenden Stange saß ein Kakadu und sah, mit dem bekannten Auge voll Tiefsinn, abwechselnd auf den Strahl mit der balancierenden Kugel und dann wieder in den Eßsaal, dessen oberes Schiebefenster, der Ventilation halber, etwas herabgelassen war. Der Kronleuchter brannte schon, aber die niedrig geschraubten Flämmchen waren in der Nachmittagssonne kaum sichtbar und führten ihr schwaches Vorleben nur deshalb, weil der Commerzienrat, um ihn selbst sprechen zu lassen nicht liebte, „durch Manipulationen im Laternenanstecker-stil in seiner Dinerstimmung gestört zu werden." Auch der bei der Gelegenheit hörbar wer-

bende kleine Puff, den er gern als „moderierten Salutſchuß“ bezeichnete, konnte ſeine Geſamtſtellung zu der Frage nicht ändern. Der Speiſeſaal ſelbſt war von ſchöner Einfachheit: gelber Stuck, in dem einige Reliefs eingelegt waren, reizende Arbeiten von Profeſſor Franz. Seitens der Commerzienrätin war, als es ſich um dieſe Ausſchmückung handelte, Reinhold Begas in Vorſchlag gebracht, aber von Treibel, als ſeinen Etat überſchreitend, abgelehnt worden. „Das iſt für die Zeit, wo wir Generalconſuls ſein werden . . .“ „eine Zeit, die nie kommt,“ hatte Jenny geantwortet. „Doch, doch Jenny; Teupitz-Zoſſen iſt die erſte Staffel dazu.“ Er wußte, wie zweifelhaft ſeine Frau ſeiner Wahlagitation und allen ſich daran knüpfenden Hoffnungen gegenüberſtand, weshalb er gern durchklingen ließ, daß er von dem Baum ſeiner Politik auch für die weibliche Eitelkeit noch goldene Früchte zu heimſen gedenke.

Draußen ſetzte der Waſſerſtrahl ſein Spiel fort. Drinnen im Saal aber, in der Mitte der Tafel, die, ſtatt der üblichen Rieſenvaſe mit Flieder und Goldregen, ein kleines Blumenparket zeigte, ſaß der alte Treibel, neben ſich die beiden adligen Damen, ihm gegenüber ſeine Frau zwiſchen Lieutenant Vogelſang und dem ehemaligen Opernſänger Adolar Krola.

Krola war seit fünfzehn Jahren Hausfreund, worauf ihm dreierlei einen gleichmäßigen Anspruch gab: sein gutes Aeußere, seine gute Stimme und sein gutes Vermögen. Er hatte sich nämlich kurz vor seinem Rücktritt von der Bühne mit einer Millionärstochter verheiratet. Allgemein zugestanden war er ein sehr liebenswürdiger Mann, was er vor manchen seiner ehemaligen Collegen ebenso sehr voraus hatte, wie die mehr als gesicherte Finanzlage.

Frau Jenny präsentierte sich in vollem Glanz und ihre Herkunft aus dem kleinen Laden in der Adlerstraße war in ihrer Erscheinung bis auf den letzten Rest getilgt. Alles wirkte reich und elegant; aber die Spitzen auf dem veilchenfarbenen Brokatkleide, so viel mußte gesagt werden, thaten es nicht allein, auch nicht die kleinen Brillantohrringe, die bei jeder Bewegung hin und her blitzten; nein, was ihr mehr als alles andere eine gewisse Vornehmheit lieh, war die sichere Ruhe, womit sie zwischen ihren Gästen thronte. Keine Spur von Aufregung gab sich zu erkennen, zu der allerdings auch keine Veranlassung vorlag. Sie wußte, was in einem reichen und auf Repräsentation gestellten Hause brauchbare Dienstleute bedeuten, und so wurde denn Alles, was sich nach dieser Seite hin nur irgend wie bewährte,

durch hohen Lohn und gute Behandlung festgehalten. Alles ging in Folge davon wie am Schnürchen, auch heute wieder, und ein Blick Jenny's regierte das Ganze, wobei das untergeschobene Luftkissen, das ihr eine dominierende Stellung gab, ihr nicht wenig zu statten kam. In ihrem Sicherheitsgefühl war sie zugleich die Liebenswürdigkeit selbst. Ohne Furcht wirtschaftlich irgend etwas ins Stocken kommen zu sehen, konnte sie sich selbstverständlich auch den Pflichten einer gefälligen Unterhaltung widmen, und weil sie's störend empfinden mochte — den ersten Begrüßungsmoment abgerechnet —, zu keinem einzigen intimeren Gesprächsworte mit den adligen Damen gekommen zu sein, so wandte sie sich jetzt über den Tisch hin an die Vomst und fragte voll anscheinender oder vielleicht auch voll wirklicher Teilnahme: „Haben Sie, mein gnädigstes Fräulein, neuerdings etwas von Prinzeß Anisettchen gehört? Ich habe mich immer für diese junge Prinzessin lebhaft interessiert, ja, für die ganze Linie des Hauses. Sie soll glücklich verheiratet sein. Ich höre so gern von glücklichen Ehen, namentlich in der Obersphäre der Gesellschaft, und ich möchte dabei bemerken dürfen, es scheint mir eine thörichte Annahme, daß auf den Höhen der Menschheit das Eheglück ausgeschlossen sein solle."

„Gewiß," unterbrach hier Treibel übermütig, „ein solcher Verzicht auf das denkbar Höchste . . ."

„Lieber Treibel," fuhr die Rätin fort, „ich richtete mich an das Fräulein v. Bomst, das, bei jedem schuldigen Respect vor Deiner sonstigen Allgemeinkenntnis, mir in allem, was „Hof" angeht, doch um ein Erhebliches competenter ist als Du."

„Zweifellos," sagte Treibel. Und die Bomst, die dies eheliche Intermezzo mit einem sichtlichen Behagen begleitet hatte, nahm nun ihrerseits das Wort und erzählte von der Prinzessin, die ganz die Großmutter sei, denselben Teint und vor allem dieselbe gute Laune habe. Das wisse, so viel dürfe sie wohl sagen, niemand besser als sie, denn sie habe noch des Vorzugs genossen, unter den Augen der Hochseligen, die eigentlich ein Engel gewesen, ihr Leben bei Hofe beginnen zu dürfen, bei welcher Gelegenheit sie so recht die Wahrheit begriffen habe, daß die Natürlichkeit nicht nur das Beste, sondern auch das Vornehmste sei.

„Ja," sagte Treibel, „das Beste und das Vornehmste. Da hörst Du's, Jenny, von einer Seite her, die Du, Pardon, mein gnädigstes Fräulein, eben selbst als „competentste Seite" bezeichnet hast."

Auch die Ziegenhals mischte sich jetzt mit ein, und das Gesprächsinteresse der Commerzienrätin,

die, wie jede geborene Berlinerin, für Hof und Prinzessinnen schwärmte, schien sich mehr und mehr ihren beiden vis-à-vis zuwenden zu wollen, als plötzlich ein leises Augenzwinkern Treibel's ihr zu verstehen gab, daß auch noch andere Personen zu Tische säßen und daß des Landes der Brauch sei, sich, was Gespräch angehe, mehr mit seinem Nachbar zur Linken und Rechten, als mit seinem Gegenüber zu beschäftigen. Die Commerzienrätin erschrak denn auch nicht wenig, als sie wahrnahm, wie sehr Treibel mit seinem stillen, wenn auch halb scherzhaften Vorwurf im Rechte sei. Sie hatte Versäumtes nachholen wollen und war dadurch in eine neue, schwerere Versäumnis hineingeraten. Ihr linker Nachbar, Krola — nun, das mochte gehen, der war Hausfreund und harmlos und nachsichtig von Natur. Aber Vogelsang! Es kam ihr mit einem Male zum Bewußtsein, daß sie während des Prinzessinnengesprächs von der rechten Seite her immer etwas wie einen sich einbohrenden Blick empfunden hatte. Ja, das war Vogelsang gewesen, Vogelsang, dieser furchtbare Mensch, dieser Mephisto mit Hahnenfeder und Hinkefuß, wenn auch beides nicht recht zu sehen war. Er war ihr widerwärtig, und doch mußte sie mit ihm sprechen; es war die höchste Zeit.

„Ich habe, Herr Lieutenant, von Ihren beabsichtigten Reisen in unsere liebe Mark Brandenburg gehört; Sie wollen bis an die Gestade der wendischen Spree vordringen, ja, noch darüber hinaus. Eine höchst interessante Gegend, wie mir Treibel sagt, mit allerlei Wendengöttern, die sich, bis diesen Tag, in dem finsteren Geiste der Bevölkerung aussprechen sollen."

„Nicht, daß ich wüßte, meine Gnädigste."

„So z. B. in dem Städtchen Storkow, dessen Burgemeister, wenn ich recht unterrichtet bin, der Burgemeister Tschech war, jener politische Rechtsfanatiker, der auf König Friedrich Wilhelm IV. schoß, ohne Rücksicht auf die nebenstehende Königin. Es ist eine lange Zeit, aber ich entsinne mich der Einzelheiten, als ob es gestern gewesen wäre, und entsinne mich auch noch des eigentümlichen Liedes, das damals auf diesen Vorfall gedichtet wurde."

„Ja," sagte Vogelsang, „ein erbärmlicher Gassenhauer, darin ganz der frivole Geist spukte, der die Lyrik jener Tage beherrschte. Was sich anders in dieser Lyrik giebt, ganz besonders auch in dem in Rede stehenden Gedicht, ist nur Schein, Lug und Trug. ‚Er erschoß uns auf ein Haar, unser teures Königspaar.' Da haben Sie die ganze Perfidie. Das sollte loyal klingen und unter Umständen viel-

leicht auch den Rückzug decken, ist aber schnöder und schändlicher als alles, was jene verlogene Zeit sonst noch hervorgebracht hat, den großen Hauptsünder auf diesem Gebiete nicht ausgenommen. Ich meine natürlich Herwegh, George Herwegh."

„Ach, da treffen Sie mich, Herr Lieutenant, wenn auch ungewollt, an einer sehr empfindlichen Stelle. Herwegh war nämlich in der Mitte der vierziger Jahre, wo ich eingesegnet wurde, mein Lieblingsdichter. Es entzückte mich, weil ich immer sehr protestantisch fühlte, wenn er seine „Flüche gegen Rom" herbeischleppte, worin Sie mir vielleicht beistimmen werden. Und ein anderes Gedicht, worin er uns aufforderte, die Kreuze aus der Erde zu reißen, las ich beinah' mit gleichem Vergnügen. Ich muß freilich einräumen, daß es keine Lectüre für eine Confirmandin war. Aber meine Mutter sagte: ‚Lies es nur, Jenny; der König hat es auch gelesen, und Herwegh war sogar bei ihm in Charlottenburg, und die besseren Klassen lesen es alle.' Meine Mutter, wofür ich ihr noch im Grabe danke, war immer für die besseren Klassen. Und das sollte jede Mutter, denn es ist bestimmend für unseren Lebensweg. Das Niedere kann dann nicht heran und bleibt hinter uns zurück."

Vogelsang zog die Augenbrauen zusammen, und

Jeder, den die Vorstellung von seiner Mephistophelesschaft bis dahin nur gestreift hatte, hätte bei diesem Mienenspiel unwillkürlich nach dem Hinkefuß suchen müssen. Die Commerzienrätin aber fuhr fort: „Im Uebrigen wird mir das Zugeständnis nicht schwer, daß die patriotischen Grundsätze, die der große Dichter predigte, vielleicht sehr anfechtbar waren. Wiewohl auch das nicht immer das Richtige ist, was auf der großen Straße liegt . . ."

Vogelsang, der stolz darauf war, durchaus eine Nebenstraße zu wandeln, nickte jetzt zustimmend.

„. . . Aber lassen wir die Politik, Herr Lieutenant. Ich gebe Ihnen Herwegh als politischen Dichter preis, da das Politische nur ein Tropfen fremden Blutes in seinen Adern war. Indessen groß ist er, wo er nur Dichter ist. Erinnern Sie sich? ‚Ich möchte hingehn wie das Abendrot, und wie der Tag mit seinen letzten Gluten . . .'"

„. . . Mich in den Schoß des Ewigen verbluten . . . Ja, das kenn' ich, meine Gnädigste, das hab' ich damals auch nachgebetet. Aber wer sich, als es galt, durchaus nicht verbluten wollte, das war der Herr Dichter selbst. Und so wird es immer sein. Das kommt von den hohlen, leeren Worten und der Reimsucherei. Glauben Sie mir,

Frau Rätin, das ſind überwundene Standpunkte. Der Proſa gehört die Welt.“

„Jeder nach ſeinem Geſchmack, Herr Lieutenant Vogelſang.“ ſagte die durch dieſe Worte verletzte Jenny. „Wenn Sie Proſa vorziehen, ſo kann ich Sie daran nicht hindern. Aber mir gilt die poetiſche Welt, und vor Allem gelten mir auch die Formen, in denen das Poetiſche herkömmlich ſeinen Ausdruck findet. Ihm allein verlohnt es ſich zu leben. Alles iſt nichtig; am nichtigſten aber iſt das, wonach alle Welt ſo begehrlich drängt: äußerlicher Beſitz, Vermögen, Gold. ‚Gold iſt nur Chimäre,‘ da haben Sie den Ausſpruch eines großen Mannes und Künſtlers, der, ſeinen Glücksgütern nach, ich ſpreche von Meyerbeer, wohl in der Lage war, zwiſchen dem Ewigen und Vergänglichen unterſcheiden zu können. Ich für meine Perſon verbleibe dem Ideal und werde nie darauf verzichten. Am reinſten aber hab' ich das Ideal im Liede, vor Allem in dem Liede, das geſungen wird. Denn die Muſik hebt es noch in eine höhere Sphäre. Habe ich Recht, lieber Krola?“

Krola lächelte gutmütig verlegen vor ſich hin, denn als Tenor und Millionär ſaß er zwiſchen zwei Stühlen. Endlich aber nahm er ſeiner Freundin Hand und ſagte: „Jenny, wann hätten Sie je nicht Recht gehabt?“

Der Commerzienrat hatte sich mittlerweile ganz der Majorin von Ziegenhals zugewandt, deren „Hoftage" noch etwas weiter zurücklagen, als die der Bomst. Ihm, Treibel, war dies natürlich gleichgültig; denn so sehr ihm ein gewisser Glanz paßte, den das Erscheinen der Hofdamen, trotz ihrer Außerdienststellung, seiner Gesellschaft immer noch lieh, so stand er doch auch wieder völlig darüber, ein Standpunkt, den ihm die beiden Damen selbst eher zum Guten als zum Schlechten anrechneten. Namentlich die den Freuden der Tafel überaus zugeneigte Ziegenhals nahm ihrem commerzienrätlichen Freunde nichts übel, am wenigsten aber verdroß es sie, wenn er, außer Adels- und Geburtsfragen, allerlei Sittlichkeitsprobleme streifte, zu deren Lösung er sich, als geborener Berliner, besonders berufen fühlte. Die Majorin gab ihm dann einen Tipp mit dem Finger und flüsterte ihm etwas zu, das vierzig Jahre früher bedenklich gewesen wäre, jetzt aber — beide renommierten beständig mit ihrem Alter — nur Heiterkeit weckte. Meist waren es harmlose Sentenzen aus Büchmann oder andere geflügelte Worte, denen erst der Ton, aber dieser oft sehr entschieden, den erotischen Charakter aufdrückte.

„Sagen Sie, cher Treibel," hob die Ziegenhals an, „wie kommen Sie zu dem Gespenst da

drüben; er scheint noch ein Vorachtundvierziger; das war damals die Epoche des sonderbaren Lieutenants, aber dieser übertreibt es. Karikatur durch und durch. Entsinnen Sie sich noch eines Bildes aus jener Zeit, das den Don Quixote mit einer langen Lanze darstellte, dicke Bücher rings um sich her. Das ist er, wie er leibt und lebt."

Treibel fuhr mit dem linken Zeigefinger am Innenrand seiner Krawatte hin und her und sagte: „Ja, wie ich zu ihm komme, meine Gnädigste. Nun, jedenfalls mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe. Seine gesellschaftlichen Meriten sind wohl eigentlich gering und seine menschlichen werden dasselbe Niveau haben. Aber er ist ein Politiker."

„Das ist unmöglich. Er kann doch nur als Warnungsschatten vor den Principien stehen, die das Unglück haben, von ihm vertreten zu werden. Ueberhaupt, Commerzienrat, warum verirren Sie sich in die Politik? Was ist die Folge? Sie verderben sich Ihren guten Charakter, Ihre guten Sitten und Ihre gute Gesellschaft. Ich höre, daß Sie für Teupitz-Zossen candidieren wollen. Nun meinetwegen. Aber wozu? Lassen Sie doch die Dinge gehen. Sie haben eine charmante Frau, gefühlvoll und hochpoetisch, und haben eine Villa

wie dieſe, darin wir eben ein Ragout fin einnehmen, das ſeinesgleichen ſucht, und haben draußen im Garten einen Springbrunnen und einen Kakadu, um den ich Sie beneiden könnte, denn meiner, ein grüner, verliert gerade die Federn und ſieht aus, wie die ſchlechte Zeit. Was wollen Sie mit Politik? was wollen Sie mit Teupitz-Zoſſen? Ja mehr, um Ihnen einen Vollbeweis meiner Vorurteilsloſigkeit zu geben, was wollen Sie mit Conſervatismus? Sie ſind ein Induſtrieller und wohnen in der Köpnickerſtraße. Laſſen Sie doch dieſe Gegend ruhig bei Singer oder Ludwig Löwe, oder wer ſonſt hier gerade das Prä hat. Jeder Lebensſtellung entſprechen auch beſtimmte politiſche Grundſätze. Rittergutsbeſitzer ſind agrariſch, Profeſſoren ſind nationale Mittelpartei und Induſtrielle ſind fortſchrittlich. Seien Sie doch Fortſchrittler. Was wollen Sie mit dem Kronenorden? Ich, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, lancierte mich ins Städtiſche hinein und ränge nach der Bürgerkrone.

Treibel, ſonſt unruhig, wenn einer lange ſprach — was er nur ſich ſelbſt ausgiebig geſtattete —, war diesmal doch aufmerkſam gefolgt und winkte zunächſt einen Diener heran, um der Majorin ein zweites Glas Chablis zu präſentieren. Sie nahm auch, er mit, und nun ſtieß er mit ihr an und

ſagte: „Auf gute Freundſchaft und noch zehn Jahre ſo wie heut'! Aber das mit dem Fortſchrittlertum und der Bürgerkrone — was iſt da zu ſagen, meine Gnädigſte! Sie wiſſen, unſereins rechnet und rechnet und kommt aus der Regula-de-tri gar nicht mehr heraus, aus dem alten Anſatze: „wenn das und das ſo viel bringt, wie viel bringt das und das." Und ſehen Sie, Freundin und Gönnerin, nach demſelben Anſatz hab' ich mir auch den Fortſchritt und den Conſervatismus berechnet und bin dahinter gekommen, daß mir der Conſervatismus, ich will nicht ſagen mehr abwirft, das wäre freilich falſch aber beſſer zu mir paßt, mir beſſer kleidet. Beſonders ſeitdem ich Commerzienrat bin, ein Titel von fragmentiſchem Charakter, der doch natürlich ſeiner Vervollſtändigung entgegenſieht."

„Ah, ich verſtehe."

„Nun ſehen Sie, l'appétit vient en mangeant, und wer a ſagt, will auch b ſagen. Außerdem aber, ich erkenne die Lebensaufgabe des Weiſen vor allen Dingen in Herſtellung des ſogenannten Harmoniſchen, und dies Harmoniſche, wie die Dinge nun 'mal liegen, oder vielleicht kann ich auch ſagen, wie die Zeichen nun 'mal ſprechen, ſchließt in meinem Specialfalle die fortſchrittliche Bürgerkrone ſo gut wie aus."

„Sagen Sie das im Ernste?"

„Ja, meine Gnädigste. Fabriken im Allgemeinen neigen der Bürgerkrone zu, Fabriken im Besonderen aber — und dahin gehört ausgesprochenermaßen die meine — constatieren den Ausnahmefall. Ihr Blick fordert Beweise. Nun denn, ich will es versuchen. Ich frage Sie, können Sie sich einen Handelsgärtner denken, der, sagen wir auf der Lichtenberger oder Rummelsburger Gemarkung, Kornblumen im Großen zieht, Kornblumen, dies Symbol königlich preußischer Gesinnung und der zugleich Petroleur und Dynamitarde ist? Sie schütteln den Kopf und bestätigen dadurch mein „nein". Und nun frage ich Sie weiter, was sind alle Kornblumen der Welt gegen eine Berliner Blaufabrik? Im Berliner Blau haben Sie das symbolisch Preußische so zu sagen in höchster Potenz, und je sicherer und unanfechtbarer das ist, desto unerläßlicher ist auch mein Verbleiben auf dem Boden des Conservatismus. Der Ausbau des Commerzienrätlichen bedeutet in meinem Specialfalle das natürlich Gegebene ... jedenfalls mehr als die Bürgerkrone."

Die Ziegenhals schien überwunden und lachte, während Krola, der mit halbem Ohr zugehört hatte, beistimmend nickte.

* * *

So ging das Gespräch in der Mitte der Tafel, aber noch heiterer verlief es am untern Ende derselben, wo sich die junge Frau Treibel und Corinna gegenübersaßen, die junge Frau zwischen Marcell Wedderkopp und dem Referendar Enghaus, Corinna zwischen Mr. Nelson und Leopold Treibel, dem jüngeren Sohne des Hauses. An der Schmalseite des Tisches, mit dem Rücken gegen das breite Gartenfenster, war das Gesellschaftsfräulein, Fräulein Honig, placiert worden, deren herbe Züge sich wie ein Protest gegen ihren Namen ausnahmen. Je mehr sie zu lächeln suchte, je sichtbarer wurde der sie verzehrende Neid, der sich nach rechts hin gegen die hübsche Hamburgerin, nach links hin in fast noch ausgesprochenerer Weise, gegen Corinna richtete, diese halbe Collegin, die sich trotzdem mit einer Sicherheit benahm, als ob sie die Majorin von Ziegenhals oder doch mindestens das Fräulein von Bomst gewesen wäre.

Die junge Frau Treibel sah sehr gut aus, blond, klar, ruhig. Beide Nachbarn machten ihr den Hof, Marcell freilich nur mit erkünsteltem Eifer, weil er eigentlich Corinna beobachtete, die sich aus dem einen oder andern Grunde die Eroberung des jungen Engländers vorgesetzt zu haben schien. Bei diesem Vorgehen voll Koketterie sprach sie übrigens

ſo lebhaft, ſo laut, als ob ihr daran läge, daß jedes Wort auch von ihrer Umgebung und ganz beſonders von ihrem Vetter Marcell gehört werde.

„Sie führen einen ſo ſchönen Namen," wandte ſie ſich an Mr. Nelſon, „ſo ſchön und berühmt, daß ich wohl fragen möchte, ob Ihnen nie das Verlangen gekommen iſt . . .?"

„O yes, yes . . ."

„. . . Sich der Fernambuk- und Campecheholz-branche, darin Sie, ſoviel ich weiß, auch thätig ſind, für immer zu entſchlagen? Ich fühle deutlich, daß ich, wenn ich Nelſon hieße, keine ruhige Stunde mehr haben würde, bis ich meine Battle at the Nile ebenfalls geſchlagen hätte. Sie kennen natürlich die Einzelheiten der Schlacht . . ."

„O, to be sure."

„Nun, da wär' ich denn endlich — denn hier-landes weiß Niemand etwas Rechtes davon — an der richtigen Quelle. Sagen Sie, Mr. Nelſon, wie war das eigentlich mit der Idee, der An-ordnung zur Schlacht? Ich habe die Beſchreibung vor einiger Zeit im Walter Scott geleſen und war ſeitdem immer im Zweifel darüber, was eigentlich den Ausſchlag gegeben habe, ob mehr eine geniale Dispoſition oder ein heroiſcher Mut . . ."

„I should rather think, a heroical courage . . . British oaks and british hearts . . .“

„Ich freue mich, dieſe Frage durch Sie beglichen zu ſehen und in einer Weiſe, die meinen Sympathien entſpricht. Denn ich bin für das Heroiſche, weil es ſo ſelten iſt. Aber ich möchte doch auch annehmen, daß das geniale Commando . . .“

„Certainly, Miss Corinna. No doubt . . . England expects that every man will do his duty . . .“

„Ja, das waren herrliche Worte, von denen ich übrigens bis heute geglaubt hatte, daß ſie bei Trafalgar geſprochen ſeien. Aber warum nicht auch bei Abukir? Etwas Gutes kann immer zweimal geſagt werden. Und dann . . . eigentlich iſt eine Schlacht wie die andere, beſonders Seeſchlachten — ein Knall, eine Feuerſäule, und alles geht in die Luft. Es muß übrigens großartig ſein und entzückend für alle die, die zuſehen können; ein wundervoller Anblick.“

„O splendid . . .“

„Ja, Leopold,“ fuhr Corinna fort, indem ſie ſich plötzlich an ihren andern Tiſchnachbar wandte, „da ſitzen Sie nun und lächeln. Und warum lächeln Sie? Weil Sie hinter dieſem Lächeln Ihre Verlegenheit verbergen wollen. Sie haben eben

nicht jene „heroical courage“, zu der sich dear Mr. Nelson so bedingungslos bekannt hat. Ganz im Gegenteil. Sie haben sich aus Ihres Vaters Fabrik, die noch in gewissem Sinne, wenn auch freilich nur geschäftlich, die Blut- und Eisentheorie vertritt — ja, es klang mir vorhin fast, als ob Ihr Papa der Frau Majorin von Ziegenhals etwas von diesen Dingen erzählt hätte — Sie haben sich, sag' ich, aus dem Blutlaugenhof, in dem Sie verbleiben mußten, in den Holzhof Ihres Bruders Otto zurückgezogen. Das war nicht gut, auch wenn es Fernambukholz ist. Da sehen Sie meinen Vetter Marcell drüben, der schwört jeden Tag, wenn er mit seinen Hanteln umherficht, daß es auf das Reck und das Turnen ankomme, was ihm ein- für allemal die Heldenschaft bedeutet, und daß Vater Jahn doch schließlich noch über Nelson geht.“

Marcell drohte halb ernst-, halb scherzhaft mit dem Finger zu Corinna hinüber und sagte: „Cousine, vergiß nicht, daß der Repräsentant einer andern Nation Dir zur Seite sitzt, und daß Du die Pflicht hast, einigermaßen für deutsche Weiblichkeit einzutreten.“

„O, no, no,“ sagte Nelson: „Nichts Weiblichkeit; always quick and clever . . ., das is was wir lieben an deutsche Frauen. Nichts Weiblich-

keit. Fräulein Corinna is quite in the right way.“

„Da hast Du's, Marcell. Mr. Nelson, für den Du so sorglich eintrittst, damit er nicht falsche Bilder mit in sein meerumgürtetes Albion hinübernimmt, Mr. Nelson läßt Dich im Stich, und Frau Treibel, denk' ich, läßt Dich auch im Stich und Herr Enghaus auch und mein Freund Leopold auch. Und so bin ich gutes Muts, und bleibt nur noch Fräulein Honig . . .“

Diese verneigte sich und sagte: „Ich bin gewohnt, mit der Majorität zu gehen,“ und ihre Verbittertheit lag in diesem Tone der Zustimmung.

„Ich will mir meines Vetters Mahnung aber doch gesagt sein lassen,“ fuhr Corinna fort. „Ich bin etwas übermütig, Mr. Nelson, und außerdem aus einer plaudernden Familie . .“

„Just what I like, Miß Corinna. ‚Plauderhafte Leute, gute Leute‘, so sagen wir in England.“

„Und das sag' ich auch, Mr. Nelson. Können Sie sich einen immer plaudernden Verbrecher denken?“

„Oh, no; certainly not . . .“

„Und zum Zeichen, daß ich, trotz ewigen Schwatzens, doch eine weibliche Natur und eine richtige Deutsche bin, soll Mr. Nelson von mir

hören, daß ich auch noch nebenher kochen, nähen und plätten kann, und daß ich im Lette-Verein die Kunststopferei gelernt habe. Ja, Mr. Nelson, so steht es mit mir. Ich bin ganz deutsch und ganz weiblich, und bleibt eigentlich nur noch die Frage: kennen Sie den Lette-Verein und kennen Sie die Kunststopferei?"

„No, Fräulein Corinna, neither the one nor the other."

„Nun sehen Sie, dear Mr. Nelson, der Lette-Verein ist ein Verein oder ein Institut oder eine Schule für weibliche Handarbeit. Ich glaube sogar nach englischem Muster, was noch ein besonderer Vorzug wäre."

„Not at all; German schools are always to be preferred."

„Wer weiß, ich möchte das nicht so schroff hinstellen. Aber lassen wir das, um uns mit dem weit Wichtigeren zu beschäftigen, mit der Kunststopfereifrage. Das ist wirklich 'was. Bitte, wollen Sie zunächst das Wort nachsprechen . . ."

Mr. Nelson lächelte gutmütig vor sich hin.

„Nun, ich sehe, daß es Ihnen Schwierigkeiten macht. Aber diese Schwierigkeiten sind nichts gegen die der Kunststopferei selbst. Sehen Sie, hier ist mein Freund Leopold Treibel und trägt, wie Sie

ſehen, einen untadeligen Rock mit einer doppelten Knopfreihe, und auch wirklich zugeknöpft, ganz wie es ſich für einen Gentleman und einen Berliner Commerzienratsſohn geziemt. Und ich taxiere den Rock auf wenigſtens hundert Mark."

„Ueberſchätzung."

„Wer weiß. Du vergißt, Marcell, daß es verſchiedene Scalen auch auf dieſem Gebiete giebt, eine für Oberlehrer und eine für Commerzienräte. Doch laſſen wir die Preisfrage. Jedenfalls ein feiner Rock, prima. Und nun, wenn wir aufſtehen, Mr. Nelſon, und die Cigarren herumgereicht werden — ich denke, Sie rauchen doch — werde ich Sie um Ihre Cigarre bitten und meinem Freunde Leopold Treibel ein Loch in den Rock brennen, hier gerade, wo ſein Herz ſitzt, und dann werd' ich den Rock in einer Droſchke mit nach Hauſe nehmen, und morgen um dieſelbe Zeit wollen wir uns hier im Garten wieder verſammeln und um das Baſſin herum Stühle ſtellen, wie bei einer Aufführung. Und der Kakadu kann auch dabei ſein. Und dann werd' ich auftreten wie eine Künſtlerin, die ich in der That auch bin, und werde den Rock herumgehen laſſen, und wenn Sie, dear Mr. Nelſon, dann noch im Stande ſind, die Stelle zu finden, wo das Loch war, ſo will ich Ihnen einen Kuß

geben und Ihnen als Sklavin nach Liverpool hin folgen. Aber es wird nicht dazu kommen. Soll ich sagen leider? Ich habe zwei Medaillen als Kunststopferin gewonnen, und Sie werden die Stelle sicherlich nicht finden . . ."

„Oh, ich werde finden, no doubt, I will find it," entgegnete Mr. Nelson leuchtenden Auges, und weil er seiner immer wachsenden Bewunderung, passend oder nicht, einen Ausdruck geben wollte, schloß er mit einem in kurzen Ausrufungen gehaltenen Hymnus auf die Berlinerinnen und der sich daran anschließenden und mehrfach wiederholten Versicherung, daß sie decidedly clever seien.

Leopold und der Referendar vereinigten sich mit ihm in diesem Lob, und selbst Fräulein Honig lächelte, weil sie sich als Landsmännin mitgeschmeichelt fühlen mochte. Nur im Auge der jungen Frau Treibel sprach sich eine leise Verstimmung darüber aus, eine Berlinerin und kleine Professorstochter in dieser Weise gefeiert zu sehen. Auch Vetter Marcell, so sehr er zustimmte, war nicht recht zufrieden, weil er davon ausging, daß seine Cousine ein solches Hasten und Sich-in-Scenesetzen nicht nötig habe; sie war ihm zu schade für die Rolle, die sie spielte. Corinna ihrerseits sah auch

ganz deutlich, was in ihm vorging, und würde sich ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihn zu necken, wenn nicht in eben diesem Momente — das Eis wurde schon herumgereicht — der Commerzienrat an das Glas geklopft und sich, um einen Toast auszubringen, von seinem Platz erhoben hätte: „Meine Herren und Damen, Ladies and Gentlemen . . .“

„Ah, das gilt Ihnen,“ flüsterte Corinna Mr. Nelson zu.

„. . . Ich bin,“ fuhr Treibel fort, „an dem Hammelrücken vorübergegangen und habe diese verhältnismäßig späte Stunde für einen meinerseits auszubringenden Toast herankommen lassen — eine Neuerung, die mich in diesem Augenblicke freilich vor die Frage stellt, ob der Schmelzezustand eines rot- und weißen Panachés nicht noch etwas Vermeidenswerteres ist, als der Hammelrücken im Zustande der Erstarrung . . .“

„Oh, wonderfully good . . .“

„. . . Wie dem aber auch sein möge, jedenfalls giebt es zur Zeit nur ein Mittel, ein vielleicht schon angerichtetes Uebel auf ein Mindestmaß herabzudrücken: Kürze. Genehmigen Sie denn, meine Herrschaften, in Ihrer Gesamtheit meinen Dank für Ihr Erscheinen, und gestatten Sie mir des

Ferneren und im besonderen Hinblick auf zwei liebe Gäste, die hier zu sehen ich heute zum ersten Male die Ehre habe, meinen Toast in die britischerseits nahezu geheiligte Formel kleiden zu dürfen: ‚on our army and navy,' auf Heer und Flotte also, die wir das Glück haben, hier an dieser Tafel, einerseits (er verbeugte sich gegen Vogelsang) durch Beruf und Lebensstellung, andererseits (Verbeugung gegen Nelson) durch einen weltberühmten Heldennamen vertreten zu sehen. Noch einmal also: ‚our army and navy!' Es lebe Lieutenant Vogelsang, es lebe Mr. Nelson."

Der Toast fand allseitige Zustimmung, und der in eine nervöse Unruhe geratene Mr. Nelson wollte sofort das Wort nehmen, um zu danken. Aber Corinna hielt ihn ab, Vogelsang sei der ältere und würde vielleicht den Dank für ihn mit aussprechen."

„Oh, no, no, Fräulein Corinna, not he . . . not such an ugly old fellow . . . please, look at him," und der zapplige Heldennamensvetter machte wiederholte Versuche, sich von seinem Platze zu erheben und zu sprechen. Aber Vogelsang kam ihm wirklich zuvor, und nachdem er den Bart mit der Serviette geputzt und in nervöser Unruhe seinen Waffenrock erst auf- und dann wieder zugeknöpft

hatte, begann er mit einer an Komik ſtreifenden Würde: „Meine Herren. Unſer liebenswürdiger Wirt hat die Armee leben laſſen und mit der Armee meinen Namen verknüpft. Ja, meine Herren, ich bin Soldat . . .“

„Oh, for shame!“ brummte der über das wiederholte „meine Herren“ und das gleichzeitige Unterſchlagen aller anweſenden Damen aufrichtig empörte Mr. Nelſon, „oh, for shame,“ und ein Kichern ließ ſich allerſeits hören, das auch anhielt, bis des Redners immer finſterer werdendes Augenrollen eine wahre Kirchenſtille wiederhergeſtellt hatte. Dann erſt fuhr dieſer fort: „Ja, meine Herren, ich bin Soldat . . . Aber mehr als das, ich bin auch Streiter im Dienſt einer Idee. Zwei große Mächte ſind es, denen ich diene: Volkstum und Königtum. Alles andere ſtört, ſchädigt, verwirrt. Englands Ariſtokratie, die mir, von meinem Princip ganz abgeſehen, auch perſönlich widerſtreitet, veranſchaulicht eine ſolche Schädigung, eine ſolche Verwirrung; ich verabſcheue Zwiſchenſtufen und überhaupt die feudale Pyramide. Das ſind Mittelalterlichkeiten. Ich erkenne mein Ideal in einem Plateau, mit einem einzigen, aber alles überragenden Pic.“

Die Ziegenhals wechſelte hier Blicke mit Treibel.

... Alles sei von Volksesgnaden, bis zu der Stelle hinauf, wo die Gottesgnadenschaft beginnt. Dabei streng geschiedene Machtbefugnisse. Das Gewöhnliche, das Massenhafte, werde bestimmt durch die Masse, das Ungewöhnliche, das Große, werde bestimmt durch das Große. Das ist Thron und Krone. Meiner politischen Erkenntnis nach ruht alles Heil, alle Besserungsmöglichkeit in der Aufrichtung einer Royaldemokratie, zu der sich, soviel ich weiß, auch unser Commerzienrat bekennt. Und in diesem Gefühle, darin wir uns eins wissen, erhebe ich das Glas und bitte Sie, mit mir auf das Wohl unseres hochverehrten Wirtes zu trinken, zugleich unseres Gonfaloniere, der uns die Fahne trägt. Unser Commerzienrat Treibel, er lebe hoch!"

Alles erhob sich, um mit Vogelsang anzustoßen und ihn als Erfinder der Royaldemokratie zu beglückwünschen. Einige konnten als aufrichtig entzückt gelten, besonders das Wort „Gonfaloniere" schien gewirkt zu haben, andere lachten still in sich hinein, und nur drei waren direct unzufrieden: Treibel, weil er sich von den Vogelsang'schen Principien praktisch nicht viel versprach, die Commerzienrätin, weil ihr das Ganze nicht fein genug vorkam, und drittens Mr. Nelson, weil er sich aus dem gegen die englische Aristokratie gerichteten Satze

Vogelsang's einen neuen Haß gegen eben diesen gesogen hatte. „Stuff and nonsense! What does he know of our aristocracy?“ To be sure, he does'nt belong to it; — that's all.“

„Ich weiß doch nicht,“ lachte Corinna. „Hat er nicht 'was von einem Peer of the Realm?“

Nelson vergaß über dieser Vorstellung beinahe all' seinen Groll und bot Corinna, während er eine Knackmandel von einem der Tafelaufsätze nahm, eben ein Vielliebchen an, als die Commerzienrätin den Stuhl schob und dadurch das Zeichen zur Aufhebung der Tafel gab. Die Flügelthüren öffneten sich, und in derselben Reihenfolge, wie man zu Tisch gegangen war, schritt man wieder auf den mittlerweile gelüfteten Frontsaal zu, wo die Herren, Treibel an der Spitze, den älteren und auch einigen jüngeren Damen respectvoll die Hand küßten.

Nur Mr. Nelson verzichtete darauf, weil er die Commerzienrätin „a little pompous“ und die beiden Hofdamen „a little ridiculous“ fand, und begnügte sich, an Corinna herantretend, mit einem kräftigen „shaking hands.“

Viertes Kapitel.

Die große Glasthür, die zur Freitreppe führte, stand auf; dennoch war es schwül, und so zog man es vor, den Kaffee draußen zu nehmen, die einen auf der Veranda, die andern im Vorgarten selbst, wobei sich die Tischnachbarn in kleinen Gruppen wieder zusammenfanden und weiterplauderten. Nur als sich die beiden adligen Damen von der Gesellschaft verabschiedeten, unterbrach man sich in diesem mit Medisance reichlich gewürzten Gespräch und sah eine kleine Weile dem Landauer nach, der, die Köpnickerstraße hinauf, erst auf die Frau von Ziegenhals'sche Wohnung, in unmittelbarer Nähe der Marschallsbrücke, dann aber auf Charlottenburg zufuhr, wo die seit fünfunddreißig Jahren in einem Seitenflügel des Schlosses einquartierte Bomst ihr Lebensglück und zugleich ihren besten Stolz aus der Betrachtung zog, in erster Zeit mit des hochseligen Königs Majestät, dann mit der Königin Witwe,

und zuletzt mit den Meiningenschen Herrschaften dieselbe Luft geatmet zu haben. Es gab ihr all' das etwas Verklärtes, was auch zu ihrer Figur paßte.

Treibel, der die Damen bis an den Wagenschlag begleitet, hatte mittlerweile, vom Straßendamm her, die Veranda wieder erreicht, wo Vogelsang, etwas verlassen, aber mit uneingebüßter Würde, seinen Platz behauptete. „Nun ein Wort unter uns, Lieutenant, aber nicht hier; ich denke, wir absentieren uns einen Augenblick und rauchen ein Blatt, das nicht alle Tage wächst, und namentlich nicht überall." Dabei nahm er Vogelsang unter den Arm und führte den Gerngehorchenden in sein neben dem Saale gelegenes Arbeitszimmer, wo der geschulte, diesen Lieblingsmoment im Dinerleben seines Herrn von langher kennende Diener bereits alles zurechtgestellt hatte: das Cigarrenkistchen, den Liqueurkasten und die Karaffe mit Eiswasser. Die gute Schulung des Dieners beschränkte sich aber nicht auf diese Vorarrangements, vielmehr stand er im selben Augenblick, wo beide Herren ihre Plätze genommen hatten, auch schon mit dem Tablett vor ihnen und präsentierte den Kaffee.

„Das ist recht, Friedrich, auch der Aufbau hier, alles zu meiner Zufriedenheit; aber gieb doch lieber

die andere Kiste her, die flache. Und dann sag meinem Sohn Otto, ich ließe ihn bitten ... Ihne doch recht, Vogelsang? Oder wenn Du Otto nich trifft, so bitte den Polizeiassessor, ja, lieber den er weiß doch besser Bescheid. Sonderbar, alles was in der Molkenmarktluft groß geworden, ist den Rest der Menschheit um ein Beträchtliches über legen. Und dieser Goldammer hat nun gar noch den Vorteil ein richtiger Pastorssohn zu sein was all seinen Geschichten einen eigentümlich pikanten Beigeschmack gibt." Und dabei klappte Treibel den Kasten auf und sagte: „Cognac oder Allasch? Oder das eine thun und das andere nicht lassen?"

Vogelsang lächelte, schob den Cigarrenknipser ziemlich demonstrativ bei Seite und biß die Spitze mit seinen Raffzähnen ab. Dann griff er nach einem Streichhölzchen. Im Uebrigen schien er abwarten zu wollen, womit Treibel beginnen würde. Der ließ denn auch nicht lange warten: „Eh bien, Vogelsang, wie gefielen Ihnen die beiden alten Damen? Etwas Feines, nicht wahr? Besonders die Vomst. Meine Frau würde sagen: ätherisch. Nun, durchsichtig genug ist sie. Aber offen gestanden, die Ziegenhals ist mir lieber, drall und prall, capitales Weib, und muß ihrer Zeit ein ge-

radezu formidables Feſtungsviereck geweſen ſein. Naſſes Temperament, und wenn ich recht gehört habe, ſo pendelt ihre Vergangenheit zwiſchen verſchiedenen kleinen Höfen hin und her. Lady Milford, aber weniger ſentimental. Alles natürlich alte Geſchichten, alles beglichen, man könnte beinahe ſagen, ſchade. Den Sommer über iſt ſie jetzt regelmäßig bei den Kraczinski's, in der Zoſſener Gegend; weiß der Teufel, wo ſeit Kurzem all die polniſchen Namen herkommen. Aber ſchließlich iſt es gleichgültig. Was meinen Sie, wenn ich die Ziegenhals, in Anbetracht dieſer Kraczinski'ſchen Bekanntſchaft, unſern Zwecken dienſtbar zu machen ſuchte?"

„Kann zu nichts führen."

„Warum nicht? Sie vertritt einen richtigen Standpunkt."

„Ich würde mindeſtens ſagen müſſen, einen nicht richtigen."

„Wie ſo?"

„Sie vertritt einen durchaus beſchränkten Standpunkt, und wenn ich das Wort wähle, ſo bin ich noch ritterlich. Uebrigens wird mit dieſem ‚ritterlich' ein wachſender und geradezu horrender Mißbrauch getrieben; ich glaube nämlich nicht, daß unſere Ritter ſehr ritterlich, d. h. ritterlich im Sinne von artig und verbindlich, geweſen ſind. Alles bloß

hiſtoriſche Fälſchungen. Und was dieſe Ziegenhals angeht, die wir uns, wie Sie ſagen, dienſtbar machen ſollen, ſo vertritt ſie natürlich den Standpunkt des Feudalismus, den der Pyramide. Daß ſie zum Hofe ſteht, iſt gut, und iſt das, was ſie mit uns verbindet; aber das iſt nicht genug. Perſonen wie dieſe Majorin und ſelbſtverſtändlich auch ihr adliger Anhang, gleichviel ob er polniſchen oder deutſchen Urſprungs iſt, — alle leben mehr oder weniger in einem Wuſt von Einbildungen, will ſagen von mittelalterlichen Standesvorurteilen, und das ſchließt ein Zuſammengehen aus, trotzdem wir die Königsfahne mit ihnen gemeinſam haben. Aber dieſe Gemeinſamkeit frommt nicht, ſchadet uns nur. Wenn wir rufen: ‚Es lebe der König‘, ſo geſchieht es, vollkommen ſelbſtſuchtslos, um einem großen Prinzip die Herrſchaft zu ſichern; für mich bürge ich, und ich hoffe, daß ich es auch für Sie kann . . .“

„Gewiß, Vogelſang, gewiß.“

„Aber dieſe Ziegenhals — von der ich beiläufig fürchte, daß Sie nur zu ſehr Recht haben, mit der von Ihnen angedeuteten, wenn auch, Gott ſei Dank, weit zurückliegenden Auflehnung gegen Moral und gute Sitte — dieſe Ziegenhals und ihresgleichen, wenn die rufen: ‚Es lebe der König‘, ſo heißt das

immer nur, es lebe der, der für uns sorgt, unser Nährvater; sie kennen nichts als ihren Vorteil. Es ist ihnen versagt, in einer Idee aufzugehen und sich auf Personen stützen, die nur sich kennen, das heißt unsre Sache verloren geben. Unsre Sache besteht nicht bloß darin, den fortschrittlichen Drachen zu bekämpfen, sie besteht auch in der Bekämpfung des Vampyr-Adels, der immer bloß saugt und saugt. Weg mit der ganzen Interessenpolitik. In dem Zeichen absoluter Selbstlosigkeit müssen wir siegen, und dazu brauchen wir das Volk, nicht das Quitzowtum, das seit dem gleichnamigen Stücke wieder oben auf ist und das Heft in die Hände nehmen möchte. Nein, Commerzienrat, nichts von Pseudo-Conservatismus, kein Königtum auf falscher Grundlage; das Königtum, wenn wir es conservieren wollen, muß auf etwas Soliderem ruhen, als auf einer Ziegenhals oder einer Bomst."

„Nun, hören Sie, Vogelsang, die Ziegenhals wenigstens . . ."

Und Treibel schien ernstlich gewillt, diesen Faden, der ihm paßte, weiter zu spinnen. Aber ehe er dazu kommen konnte, trat der Polizeiassessor vom Salon her ein, die kleine Meißner Tasse noch in der Hand, und nahm zwischen Treibel und Vogelsang Platz. Gleich nach ihm erschien auch

Otto, vielleicht von Friedrich benachrichtigt, vielleicht auch aus eignem Antriebe, weil er von langer Zeit her die der Erotik zugewendeten Wege kannte, die Goldammer, bei Liqueur und Cigarren, regelmäßig und meist sehr rasch, so daß jede Versäumnis sich strafte, zu wandeln pflegte.

Der alte Treibel wußte dies selbstverständlich noch viel besser, hielt aber ein auch seinerseits beschleunigtes Verfahren doch für angezeigt, und hob deshalb ohne Weiteres an: „Und nun sagen Sie, Goldammer, was gibt es? Wie steht es mit dem Lützowplatz? Wird die Panke zugeschüttet, oder, was so ziemlich dasselbe sagen will, wird die Friedrichstraße sittlich gereinigt? Offen gestanden, ich fürchte, daß unsre pikanteste Verkehrsader nicht allzuviel dabei gewinnen wird; sie wird um ein geringes moralischer und um ein beträchtliches langweiliger werden. Da das Ohr meiner Frau bis hierher nicht trägt, so läßt sich dergleichen allenfalls aufs Tapet bringen; im Uebrigen soll Ihnen meine gesamte Fragerei keine Grenzen ziehen. Je freier, je besser. Ich habe lange genug gelebt, um zu wissen, daß alles, was aus einem Polizeimunde kommt, immer Stoff ist, immer frische Brise, freilich mitunter auch Scirocco, ja geradezu

Samum. Sagen wir Samum. Also was ſchwimmt oben auf?"

„Eine neue Soubrette."

„Capital. Sehen Sie, Goldammer, jede Kunſtrichtung iſt gut, weil jede das Ideal im Auge hat. Und das Ideal iſt die Hauptſache, ſo viel weiß ich nach gerade von meiner Frau. Aber das Idealſte bleibt doch immer eine Soubrette. Name?"

„Grabillon. Zierliche Figur, etwas großer Mund, Leberfleck."

„Um Gotteswillen, Goldammer, das klingt ja wie ein Steckbrief. Uebrigens Leberfleck iſt reizend; großer Mund Geſchmacksſache. Und Protegé von wem?"

Goldammer ſchwieg.

„Ah, ich verſtehe. Oberſphäre. Je höher hinauf, je näher dem Ideal. Uebrigens da wir 'mal bei Oberſphäre ſind, wie ſteht es denn mit der Grußgeſchichte. Hat er wirklich nicht gegrüßt? Und iſt es wahr, daß er, natürlich der Nichtgrüßer, einen Urlaub hat antreten müſſen? Es wäre eigentlich das beſte, weil es ſo nebenher einer Abſage gegen den ganzen Katholicismus gleichkäme, ſo zu ſagen zwei Fliegen mit einer Klappe."

Goldammer, heimlicher Fortſchrittler, aber offener Antikatholik, zuckte die Achſeln und ſagte: „So gut ſteht es leider nicht und kann auch nicht. Die Macht der Gegenſtrömung iſt zu ſtark. Der, der den Gruß verweigerte, wenn Sie wollen der Wilhelm Tell der Situation, hat zu gute Rückendeckung. Wo? Nun, das bleibt in der Schwebe; gewiſſe Dinge darf man nicht bei Namen nennen, und ehe wir nicht der bekannten Hydra den Kopf zertreten oder, was dasſelbe ſagen will, dem altenfritziſchen „Écrasez l'Infâme“ zum Siege verholfen haben . . .“

In dieſem Augenblicke hörte man nebenan ſingen, eine bekannte Compoſition, und Treibel, der eben eine neue Cigarre nehmen wollte, warf ſie wieder in das Kiſtchen zurück und ſagte: „Meine Ruh' iſt hin . . . Und mit der Ihrigen, meine Herren, ſteht es nicht viel beſſer. Ich glaube, wir müſſen wieder bei den Damen erſcheinen, um an der Aera Adolar Krola teilzunehmen. Denn die beginnt jetzt.“

Damit erhoben ſich alle vier und kehrten unter Vortritt Treibel's in den Saal zurück, wo wirklich Krola am Flügel ſaß und ſeine drei Hauptſtücke, mit denen er raſch hintereinander aufzuräumen pflegte, vollkommen virtuos, aber mit einer gewiſſen,

abſichtlichen Klapprigkeit zum beſten gab. Es waren: „Der Erlkönig.“ „Herr Heinrich ſaß am Vogelherd“ und „Die Glocken von Speier.“ Dieſe letztere Nummer, mit dem geheimnisvoll einfallenden Glockenbimbam, machte jedesmal den größten Eindruck, und beſtimmte ſelbſt Treibel zu momentan ruhigem Zuhören. Er ſagte dann auch wohl mit einer gewiſſen höheren Miene: „Von Löwe, ex ungue Leonem; das heißt von Karl Löwe, Ludwig componiert nicht.“

Viele von denen, die den Kaffee im Garten oder auf der Veranda genommen hatten, waren, gleich als Krola begann, ebenfalls in den Saal getreten, um zuzuhören, andere dagegen, die die drei Balladen ſchon von zwanzig Treibel'ſchen Diners her kannten, hatten es doch vorgezogen, im Freien zu bleiben und ihre Gartenpromenade fortzuſetzen, unter ihnen auch Mr. Nelſon, der, als ein richtiger Vollblut-Engländer, muſikaliſch auf ſchwächſten Füßen ſtand, und rund heraus erklärte, das liebſte ſei ihm ein Nigger, mit einer Pauke zwiſchen den Beinen: „I can't see, what it means; music is nonsense.“ So ging er denn mit Corinna auf und ab, Leopold an der anderen Seite, während Marcell mit der jungen Frau Treibel in einiger Entfernung folgte, beide ſich über Nelſon

und Leopold halb ärgernd, halb erheiternd, die, wie schon bei Tische, von Corinna nicht los konnten.

Es war ein prächtiger Abend draußen, von der Schwüle, die drinnen herrschte, keine Spur, und schräg über den hohen Pappeln, die den Hintergarten von den Fabrikgebäuden abschnitten, stand die Mondsichel; der Kakadu saß ernst und verstimmt auf seiner Stange, weil es versäumt worden war, ihn zu rechter Zeit in seinen Käfig zurückzunehmen, und nur der Wasserstrahl stieg so lustig in die Höhe, wie zuvor.

„Setzen wir uns," sagte Corinna, „wir promenieren schon, ich weiß nicht wie lange," und dabei ließ sie sich ohne weiteres auf den Rand der Fontaine nieder. „Take a seat, Mr. Nelson. Sehen Sie nur den Kakadu, wie bös er aussieht. Er ist ärgerlich, daß sich keiner um ihn kümmert."

„To be sure, und sieht aus wie Lieutenant Sangevogel. Does'nt he?"

„Wir nennen ihn für gewöhnlich Vogelsang. Aber ich habe nichts dagegen, ihn umzutaufen. Helfen wird es freilich nicht viel."

„No, no, there's no help for him; Vogelsang, ah, ein häßlicher Vogel, kein Singevogel, no such, no trussel."

„Nein, er ist bloß ein Kakadu, ganz wie Sie sagen."

Aber kaum, daß dies Wort gesprochen war, so folgte nicht nur ein lautes Kreischen von der Stange her, wie wenn der Kakadu gegen den Vergleich protestieren wolle, sondern auch Corinna schrie laut auf, freilich nur um im selben Augenblicke wieder in ein helles Lachen auszubrechen, in das gleich danach auch Leopold und Mr. Nelson einstimmten. Ein plötzlich sich aufmachender Windstoß hatte nämlich dem Wasserstrahl eine Richtung genau nach der Stelle hin gegeben, wo sie saßen, und bei der Gelegenheit allesamt, den Vogel auf seiner Stange mit eingeschlossen, mit einer Flut von Spritzwasser überschüttet. Das gab nun ein Klopfen und Abschütteln, an dem auch der Kakadu teilnahm, freilich ohne seinerseits seine Laune dabei zu verbessern.

Drinnen hatte Krola mittlerweile sein Programm beendet und stand auf, um andern Kräften den Platz einzuräumen. Es sei nichts mißlicher, als ein solches Kunstmonopol; außerdem dürfe man nicht vergessen, der Jugend gehöre die Welt. Dabei verbeugte er sich huldigend gegen einige junge Damen, in deren Familien er ebenso verkehrte, wie bei den Treibel's. Die Commerzienrätin ihrerseits

aber übertrug dieſe ganz allgemein gehaltene Huldigung gegen die Jugend in ein beſtimmteres Deutſch und forderte die beiden Fräulein Felgentreu's auf, doch einige der reizenden Sachen zu ſingen, die ſie neulich, als Miniſterialdirector Stoeckenius in ihrem Hauſe geweſen, ſo ſchön vorgetragen hätten; Freund Krola werde gewiß die Güte haben, die Damen am Clavier zu begleiten. Krola, ſehr erfreut, einer geſanglichen Mehrforderung, die ſonſt die Regel war, entgangen zu ſein, drückte ſofort ſeine Zuſtimmung aus und ſetzte ſich an ſeinen eben erſt aufgegebenen Platz, ohne ein Ja oder Nein der beiden Felgentreu's abzuwarten. Aus ſeinem ganzen Weſen ſprach eine Miſchung von Wohlwollen und Ironie. Die Tage ſeiner eignen Berühmtheit lagen weit zurück, aber je weiter ſie zurücklagen, deſto höher waren ſeine Kunſtanſprüche geworden, ſo daß es ihm, bei dem totalen Unerfülltbleiben derſelben, vollkommen gleichgültig erſchien, was zum Vortrage kam und wer das Wagnis wagte. Von Genuß konnte keine Rede für ihn ſein, nur von Amüſement, und weil er einen angeborenen Sinn für das Heitere hatte, durfte man ſagen, ſein Vergnügen ſtand jedesmal dann auf der Höhe, wenn ſeine Freundin Jenny Treibel, wie ſie das liebte, durch Vortrag einiger

Lieder den Schluß der musikalischen Soirée machte. Das war aber noch weit im Felde, vorläufig waren noch die beiden Felgentreu's da, von denen denn auch die ältere Schwester, oder, wie es zu Krola's jedesmaligem Gaudium hieß, „die weitaus talentvollere", mit „Bächlein laß dein Rauschen sein" ohne weiteres einsetzte. Daran reihte sich: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein", was, als allgemeines Lieblingsstück, zu der Commerzienrätin großem, wenn auch nicht geäußerten Verdruß, von einigen indiskreten Stimmen im Garten begleitet wurde. Dann folgte die Schlußnummer, ein Duett aus „Figaro's Hochzeit". Alles war hingerissen, und Treibel sagte zu Vogelsang: „er könne sich nicht erinnern, seit den Tagen der Milanollo's, etwas so Liebliches von Schwestern gesehen und gehört zu haben," woran er die weitere, allerdings unüberlegte Frage knüpfte: ob Vogelsang seinerseits sich noch der Milanollo's erinnern könne? „Nein," sagte dieser barsch und peremptorisch. — „Nun, dann bitt' ich um Entschuldigung."

Eine Pause trat ein, und einige Wagen, darunter auch der Felgentreu'sche, waren schon angefahren; trotzdem zögerte man noch mit dem Aufbruch, weil das Fest immer noch seines Abschlusses entbehrte. Die Commerzienrätin nämlich hatte

noch nicht gesungen, ja war unerhörter Weise noch nicht einmal zum Vortrag eines ihrer Lieder aufgefordert worden, — ein Zustand der Dinge, der so rasch wie möglich geändert werden mußte. Dies erkannte niemand klarer, als Adolar Krola, der, den Polizeiassessor bei Seite nehmend, ihm eindringlichst vorstellte, daß durchaus etwas geschehen und das hinsichtlich Jenny's Versäumte sofort nachgeholt werden müsse. „Wird Jenny nicht aufgefordert, so seh' ich die Treibel'schen Diners, oder wenigstens unsere Teilnahme daran, für alle Zukunft in Frage gestellt, was doch schließlich einen Verlust bedeuten würde . . ."

„Dem wir unter allen Umständen vorzubeugen haben, verlassen Sie sich auf mich." Und die beiden Felgentreu's an der Hand nehmend, schritt Goldammer, rasch entschlossen, auf die Commerzienrätin zu, um, wie er sich ausdrückte, als erwählter Sprecher des Hauses, um ein Lied zu bitten. Die Commerzienrätin, der das Abgekartete der ganzen Sache nicht entgehen konnte, kam in ein Schwanken zwischen Aerger und Wunsch; aber die Beredtsamkeit des Antragstellers siegte doch schließlich; Krola nahm wieder seinen Platz ein, und einige Augenblicke später erklang Jenny's dünne, durchaus im Gegensatz zu ihrer sonstigen Fülle stehende Stimme

durch den Saal hin, und man vernahm die in dieſem Kreiſe wohlbekannten Liedesworte:

Glück, von Deinen tauſend Loſen,
Eines nur erwähl' ich mir,
Was ſoll Gold? Ich liebe Roſen
Und der Blumen ſchlichte Zier.

Und ich höre Waldesrauſchen
Und ich ſeh' ein flatternd Band —
Aug' in Auge Blicke tauſchen,
Und ein Kuß auf Deine Hand.

Geben nehmen, nehmen geben,
Und Dein Haar umſpielt der Wind,
Ach, nur das, nur das iſt Leben,
Wo ſich Herz zum Herzen findt.

Es braucht nicht geſagt zu werden, daß ein rauſchender Beifall folgte, woran ſich, von des alten Felgentreu Seite, die Bemerkung ſchloß, „die damaligen Lieder (er vermied eine beſtimmte Zeitangabe) wären doch ſchöner geweſen, namentlich inniger", eine Bemerkung, die von dem direct zur Meinungsäußerung aufgeforderten Krola ſchmunzelnd beſtätigt wurde.

Mr. Nelſon ſeinerſeits hatte von der Veranda dem Vortrage zugehört und ſagte jetzt zu Corinna: „Wonderfully good. Oh, these Germans,

they know everything . . . even such an old lady."

Corinna legte ihm den Finger auf den Mund.

Kurze Zeit danach war alles fort, Haus und Park leer, und man hörte nur noch, wie drinnen im Speisesaal geschäftige Hände den Ausziehtisch zusammenschoben und wie draußen im Garten der Strahl des Springbrunnens plätschernd ins Bassin fiel.

Fünftes Kapitel.

Unter den Letzten, die, den Vorgarten passierend, das commerzienrätliche Haus verließen, waren Marcell und Corinna. Diese plauderte nach wie vor in übermütiger Laune, was des Vetters mühsam zurückgehaltene Verstimmung nur noch steigerte. Zuletzt schwiegen beide.

So gingen sie schon fünf Minuten nebeneinander her, bis Corinna, die sehr gut wußte, was in Marcell's Seele vorging, das Gespräch wieder aufnahm. „Nun, Freund, was gibt es?"

„Nichts."

„Nichts?"

„Oder wozu soll ich es leugnen, ich bin verstimmt."

„Worüber?"

„Ueber Dich. Ueber Dich, weil Du kein Herz hast."

„Ich? Erst recht hab' ich . . ."

„Weil Du kein Herz haſt, ſag' ich, keinen Sinn für Familie, nicht einmal für Deinen Vater . . ."

„Und nicht einmal für meinen Vetter Marcell . . ."

„Nein, den laß aus dem Spiel, von dem iſt nicht die Rede. Mir gegenüber kannſt Du thun, was Du willſt. Aber Dein Vater. Da läßt Du nun heute den alten Mann einſam und allein und kümmerſt Dich ſo zu ſagen um gar nichts. Ich glaube, Du weißt nicht einmal, ob er zu Haus iſt oder nicht."

„Freilich iſt er zu Haus. Er hat ja heut' ſeinen ‚Abend', und wenn auch nicht alle kommen, etliche vom hohen Olymp werden wohl da ſein."

„Und Du gehſt aus und überläſſeſt alles der alten guten Schmolke?"

„Weil ich es ihr überlaſſen kann. Du weißt das ja ſo gut wie ich; es geht alles wie am Schnürchen, und in dieſem Augenblick eſſen ſie wahrſcheinlich Oderkrebſe und trinken Moſel. Nicht Treibel'ſchen, aber doch Profeſſor Schmidt'ſchen, einen edlen Trarbacher, von dem Papa behauptet, er ſei der einzige reine Wein in Berlin. Biſt Du nun zufrieden?"

„Nein."

„Dann fahre fort."

„Ach, Corinna, Du nimmſt alles ſo leicht und

denkſt, wenn Du's leicht nimmſt, ſo haſt Du's aus der Welt geſchafft. Aber es glückt Dir nicht. Die Dinge bleiben doch ſchließlich, was und wie ſie ſind. Ich habe Dich nun bei Tiſch beobachtet ..."

„Unmöglich, Du haſt ja der jungen Frau Treibel ganz intenſiv den Hof gemacht, und ein paar Mal wurde ſie ſogar rot ..."

„Ich habe Dich beobachtet, ſag' ich, und mit einem wahren Schrecken das Übermaß von Koketterie geſehen, mit dem Du nicht müde wirſt, dem armen Jungen, dem Leopold, den Kopf zu verdrehen ..."

Sie hatten, als Marcell dies ſagte, gerade die platzartige Verbreiterung erreicht, mit der die Köpnickerſtraße, nach der Inſelbrücke hin, abſchließt, eine verkehrsloſe und beinahe menſchenleere Stelle. Corinna zog ihren Arm aus dem des Vetters und ſagte, während ſie nach der anderen Seite der Straße zeigte: „Sieh', Marcell, wenn da drüben nicht der einſame Schutzmann ſtände, ſo ſtellt' ich mich jetzt mit verſchränkten Armen vor Dich hin und lachte Dich fünf Minuten lang aus. Was ſoll das heißen, ich ſei nicht müde geworden, dem armen Jungen, dem Leopold, den Kopf zu verdrehen? Wenn Du nicht ganz in Huldigung gegen Helenen aufgegangen wärſt, ſo hätteſt Du ſehen

müſſen, daß ich kaum zwei Worte mit ihm geſprochen. Ich habe mich nur mit Mr. Nelſon unterhalten, und ein paar Mal hab' ich mich ganz ausführlich an Dich gewandt."

„Ach, das ſagſt Du ſo, Corinna, und weißt doch, wie falſch es iſt. Sieh', Du biſt ſehr geſcheit und weißt es auch; aber Du haſt doch den Fehler, den viele geſcheite Leute haben, daß ſie die anderen für ungeſcheiter halten als ſie ſind. Und ſo denkſt Du, Du kannſt mir ein X für ein U machen und alles ſo drehen und beweiſen, wie Du's drehen und beweiſen willſt. Aber man hat doch auch ſo ſeine Augen und Ohren und iſt alſo, mit Deinem Verlaub, hinreichend ausgerüſtet, um zu hören und zu ſehen."

„Und was iſt es denn nun, was der Herr Doctor gehört und geſehen haben?"

„Der Herr Doctor haben gehört und geſehen, daß Fräulein Corinna mit ihrem Redekatarakt über den unglücklichen Mr. Nelſon hergefallen iſt . . ."

„Sehr ſchmeichelhaft . . ."

„Und daß ſie — wenn ich das mit dem Redekatarakt aufgeben und ein anderes Bild dafür einſtellen will — daß ſie, ſag' ich, zwei Stunden lang die Pfauenfeder ihrer Eitelkeit auf dem Kinn oder auf der Lippe balanciert und überhaupt in den

feineren akrobatiſchen Künſten ein Äußerſtes geleiſtet hat. Und das alles vor wem? Etwa vor Mr. Nelſon? Mit nichten. Der gute Nelſon, der war nur das Trapez, daran meine Couſine herumturnte; der, um deſſentwillen das alles geſchah, der zuſehen und bewundern ſollte, der hieß Leopold Treibel, und ich habe wohl bemerkt, wie mein Couſinchen auch ganz richtig gerechnet hatte; denn ich kann mich nicht entſinnen, einen Menſchen geſehen zu haben, der, verzeih' den Ausdruck, durch einen ganzen Abend hin ſo ‚total weg' geweſen wäre wie dieſer Leopold."

„Meinſt Du?"

„Ja, das mein' ich."

„Nun, darüber ließe ſich reden . . . Aber ſieh' nur . . ."

Und dabei blieb ſie ſtehen und wies auf das entzückende Bild, das ſich — ſie paſſierten eben die Fiſcherbrücke — drüben vor ihnen ausbreitete. Dünne Nebel lagen über den Strom hin, ſogen aber den Lichterglanz nicht ganz auf, der von rechts und links her auf die breite Waſſerfläche fiel, während die Mondſichel oben im Blauen ſtand, keine zwei Hand breit von dem etwas ſchwerfälligen Parochialkirchturm entfernt, deſſen Schattenriß am anderen Ufer in aller Klarheit aufragte. „Sieh'

nur," wiederholte Corinna, „nie hab' ich den Singuhrturm in solcher Schärfe gesehen. Aber ihn schön finden, wie seit kurzem Mode geworden, das kann ich doch nicht; er hat so etwas Halbes, Unfertiges, als ob ihm auf dem Wege nach oben die Kraft ausgegangen wäre. Da bin ich doch mehr für die zugespitzten, langweiligen Schindeltürme, die nichts wollen, als hoch sein und in den Himmel zeigen."

Und in demselben Augenblicke, wo Corinna dies sagte, begannen die Glöckchen drüben ihr Spiel.

„Ach," sagte Marcell, „sprich doch nicht so von dem Turm und ob er schön ist oder nicht. Mir ist es gleich, und Dir auch; das mögen die Fachleute miteinander ausmachen. Und Du sagst das alles nur, weil Du von dem eigentlichen Gespräch los willst. Aber höre lieber zu, was die Glöckchen drüben spielen. Ich glaube, sie spielen: ‚Üb' immer Treu' und Redlichkeit'."

„Kann sein, und ist nur schade, daß sie nicht auch die berühmte Stelle von dem Canadier spielen können, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte. So was Gutes bleibt leider immer unkomponiert, oder vielleicht geht es auch nicht. Aber nun sage mir, Freund, was soll das alles heißen? Treu' und Redlichkeit. Meinst Du wirk-

lich, daß mir die fehlen? Gegen wen verſünd'ge ich mich denn durch Untreue? Gegen Dich. Hab' ich Gelöbniſſe gemacht? Hab' ich Dir etwas verſprochen und das Verſprechen nicht gehalten?"

Marcell ſchwieg.

„Du ſchweigſt, weil Du nichts zu ſagen haſt. Ich will Dir aber noch allerlei mehr ſagen, und dann magſt Du ſelber entſcheiden, ob ich treu und redlich oder doch wenigſtens aufrichtig bin, was ſo ziemlich dasſelbe bedeutet."

„Corinna . . ."

„Nein, jetzt will ich ſprechen, in aller Freundſchaft, aber auch in allem Ernſt. Treu und redlich. Nun, ich weiß wohl, daß Du treu und redlich biſt, was beiläufig nicht viel ſagen will; ich für meine Perſon kann Dir nur wiederholen, ich bin es auch."

„Und ſpielſt doch beſtändig eine Komödie."

„Nein, das thu' ich nicht. Und wenn ich es thue, ſo doch ſo, daß jeder es merken kann. Ich habe mir, nach reiflicher Überlegung, ein beſtimmtes Ziel geſteckt, und wenn ich nicht mit dürren Worten ſage ‚dies iſt mein Ziel', ſo unterbleibt das nur, weil es einem Mädchen nicht kleidet, mit ſolchen Plänen aus ſich herauszutreten. Ich erfreue mich, Dank meiner Erziehung, eines guten Teils von

Freiheit, einige werden vielleicht ſagen von Emanzipation, aber trotzdem bin ich durchaus kein emanzipiertes Frauenzimmer. Im Gegenteil, ich habe gar keine Luſt, das alte Herkommen umzuſtoßen, alte, gute Sätze, zu denen auch der gehört: ein Mädchen wirbt nicht, um ein Mädchen *wird* geworben."

„Gut, gut; alles ſelbſtverſtändlich . . ."

„. . . Aber freilich, das iſt unſer altes Eva-Recht, die großen Waſſer ſpielen zu laſſen und unſere Kräfte zu gebrauchen, bis *das* geſchieht, um deſſentwillen wir da ſind, mit anderen Worten, bis man um uns wirbt. Alles gilt dieſem Zweck. Du nennſt das, je nachdem Dir der Sinn ſteht, Raketenſteigenlaſſen oder Komödie, mitunter auch Intrigue, und immer Koketterie."

Marcell ſchüttelte den Kopf. „Ach, Corinna, Du darfſt mir darüber keine Vorleſung halten wollen und zu mir ſprechen, als ob ich erſt geſtern auf die Welt gekommen wäre. Natürlich hab' ich oft von Komödie geſprochen und noch öfter von Koketterie. Wovon ſpricht man nicht alles. Und wenn man dergleichen hinſpricht, ſo widerſpricht man ſich auch wohl, und was man eben noch getadelt hat, das lobt man im nächſten Augenblick. Um's rund heraus zu ſagen, ſpiele ſo viel Komödie,

wie Du willſt, ſei ſo kokett, wie Du willſt, ich werde doch nicht ſo dumm ſein, die Weiberwelt und die Welt überhaupt ändern zu wollen, ich will ſie wirklich nicht ändern, auch dann nicht, wenn ich's könnte; nur um eines muß ich Dich angehen, Du mußt, wie Du Dich vorhin ausdrückteſt, die großen Waſſer an der rechten Stelle, das heißt alſo vor den rechten Leuten ſpringen laſſen, vor ſolchen, wo's paßt, wo's hingehört, wo ſich's lohnt. Du gehſt aber mit Deinen Künſten nicht an die richtige Adreſſe, denn Du kannſt doch nicht ernſthaft daran denken, dieſen Leopold Treibel heiraten zu wollen?"

„Warum nicht? Iſt er zu jung für mich? Nein. Er ſtammt aus dem Januar und ich aus dem September; er hat alſo noch einen Vorſprung von acht Monaten."

„Corinna, Du weißt ja recht gut, wie's liegt und daß er einfach für Dich nicht paßt, weil er zu unbedeutend für Dich iſt. Du biſt eine aparte Perſon, vielleicht ein bißchen zu ſehr, und er iſt kaum Durchſchnitt. Ein ſehr guter Menſch, das muß ich zugeben, hat ein gutes, weiches Herz, nichts von dem Kieſel, den die Geldleute ſonſt hier links haben, hat auch leidlich weltmänniſche Manieren und kann vielleicht einen Dürer'ſchen Stich von

einem Ruppiner Bilderbogen unterscheiden, aber Du würdest Dich tot langweilen an seiner Seite. Du, Deines Vaters Tochter, und eigentlich noch klüger als der Alte, Du wirst doch nicht Dein eigentliches Lebensglück wegwerfen wollen, bloß um in einer Villa zu wohnen und einen Landauer zu haben, der dann und wann ein paar alte Hofdamen abholt, oder um Adolar Krola's ramponierten Tenor alle vierzehn Tage den ‚Erlkönig' singen zu hören. Es ist nicht möglich, Corinna; Du wirst Dich doch, wegen solchen Bettels von Mammon, nicht einem unbedeutenden Menschen an den Hals werfen wollen."

„Nein, Marcell, das letztere gewiß nicht; ich bin nicht für Zudringlichkeiten. Aber wenn Leopold morgen bei meinem Vater antritt — denn ich fürchte beinah', daß er noch zu denen gehört, die sich, statt der Hauptperson, erst der Nebenpersonen versichern — wenn er also morgen antritt und um diese rechte Hand Deiner Cousine Corinna anhält, so nimmt ihn Corinna und fühlt sich als Corinne au Capitole."

„Das ist nicht möglich; Du täuschest Dich, Du spielst mit der Sache. Es ist eine Phantasterei, der Du nach Deiner Art nachhängst."

„Nein, Marcell, Du täuschest Dich, nicht ich;

es ist mein vollkommener Ernst, so sehr, daß ich ein ganz klein wenig davor erschrecke."

„Das ist Dein Gewissen."

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Aber so viel will ich Dir ohne weiteres zugeben, das, wozu der liebe Gott mich so recht eigentlich schuf, das hat nichts zu thun mit einem Treibel'schen Fabrikgeschäft, oder mit einem Holzhof und vielleicht am wenigsten mit einer Hamburger Schwägerin. Aber ein Hang nach Wohlleben, der jetzt alle Welt beherrscht, hat mich auch in der Gewalt, ganz so wie alle anderen, und so lächerlich und verächtlich es in Deinem Oberlehrers Ohre klingen mag, ich halt' es mehr mit Bonwitt und Littauer als mit einer kleinen Schneiderin, die schon um acht Uhr früh kommt und eine merkwürdige Hof- und Hinterstubenatmosphäre mit ins Haus bringt, und zum zweiten Frühstück ein Brötchen mit Schlackwurst und vielleicht auch einen Gilka kriegt. Das alles widersteht mir im höchsten Maße; je weniger ich davon sehe, desto besser. Ich find' es ungemein reizend, wenn so die kleinen Brillanten im Ohre blitzen, etwa wie bei meiner Schwiegermama in spe . . . ‚Sich einschränken', ach, ich kenne das Lied, das immer gesungen und immer gepredigt wird, aber wenn ich bei Papa die dicken Bücher abstäube, drin niemand

hineinsieht, auch er selber nicht, und wenn dann die Schmolke sich abends auf mein Bett setzt und mir von ihrem verstorbenen Manne, dem Schutzmann, erzählt, und daß er, wenn er noch lebte, jetzt ein Revier hätte, denn Madai hätte große Stücke auf ihn gehalten, und wenn sie dann zuletzt sagt: ‚Aber Corinnchen, ich habe ja noch gar nicht 'mal gefragt, was wir morgen essen wollen? . . . Die Teltower sind jetzt so schlecht und eigentlich alle schon madig, und ich möchte Dir vorschlagen, Wellfleisch und Wruken, das aß Schmolke auch immer so gern' — ja, Marcell, in solchem Augenblicke wird mir immer ganz sonderbar zu Mut, und Leopold Treibel erscheint mir dann mit einem Mal als der Rettungsanker meines Lebens, oder wenn Du willst, wie das aufzusetzende große Marssegel, das bestimmt ist, mich bei gutem Wind an ferne, glückliche Küsten zu führen."

„Oder wenn es stürmt, Dein Lebensglück zum Scheitern zu bringen."

„Warten wir's ab, Marcell."

Und bei diesen Worten bogen sie, von der Alten Leipzigerstraße her, in Raule's Hof ein, von dem aus ein kleiner Durchgang in die Adlerstraße führte.

Sechstes Kapitel.

Um dieſelbe Stunde, wo man ſich bei Treibel's vom Diner erhob, begann Profeſſor Schmidt's „Abend". Dieſer „Abend", auch wohl Kränzchen genannt, verſammelte, wenn man vollzählig war, um einen runden Tiſch und eine mit einem roten Schleier verſehene Moderateurlampe ſieben Gymnaſiallehrer, von denen die meiſten den Profeſſortitel führten. Außer unſerem Freunde Schmidt waren es noch folgende: Friedrich Diſtellamp, emeritierter Gymnaſialdirektor, Senior des Kreiſes; nach ihm die Profeſſoren Rindfleiſch und Hannibal Kuh, zu welchen beiden ſich noch Oberlehrer Immanuel-Schultze geſellte, ſämtlich vom Großen Kurfürſten-Gymnaſium. Den Schluß machte Dr. Charles Etienne, Freund und Studiengenoſſe Marcell's, zur Zeit franzöſiſcher Lehrer an einem vornehmen Mädchenpenſionat, und endlich Zeichenlehrer Friedeberg, dem, vor ein paar Jahren erſt

— niemand wußte recht warum und woher — der die Mehrheit des Kreises auszeichnende Professortitel angeflogen war, übrigens ohne sein Ansehen zu heben. Er wurde vielmehr, nach wie vor, für nicht ganz voll angesehen, und eine zeitlang war aufs ernsthafteste die Rede davon gewesen, ihn, wie sein Hauptgegner Immanuel Schultze vorgeschlagen, aus ihrem Kreise „heraus zu graulen", was unser Wilibald Schmidt indessen mit der Bemerkung bekämpft hatte, daß Friedeberg, trotz seiner wissenschaftlichen Nichtzugehörigkeit, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für ihren „Abend" habe. „Seht, lieben Freunde," so etwa waren seine Worte gewesen, „wenn wir unter uns sind, so folgen wir unseren Auseinandersetzungen eigentlich immer nur aus Rücksicht und Artigkeit und leben dabei mehr oder weniger der Überzeugung, alles, was seitens des anderen gesagt wurde, viel besser oder — wenn wir bescheiden sind — wenigstens ebenso gut sagen zu können. Und das lähmt immer. Ich für mein Teil wenigstens bekenne offen, daß ich, wenn ich mit meinem Vortrage gerade an der Reihe war, das Gefühl eines gewissen Unbehagens, ja zu Zeiten einer geradezu hochgradigen Beklemmung nie ganz los geworden bin. Und in einem so bedrängten Augenblicke seh' ich dann unseren immer zu spät

kommenden Friedeberg eintreten, verlegen lächelnd natürlich, und empfinde sofort, wie meiner Seele die Flügel wieder wachsen; ich spreche freier, intuitiver, klarer, denn ich habe wieder ein Publikum, wenn auch nur ein ganz kleines. Ein andächtiger Zuhörer, anscheinend so wenig, ist doch schon immer was und mitunter sogar sehr viel." Auf diese warme Verteidigung Wilibald Schmidt's hin war Friedeberg dem Kreise verblieben. Schmidt durfte sich überhaupt als die Seele des Kränzchens betrachten, dessen Namensgebung: „Die sieben Waisen Griechenlands" ebenfalls auf ihn zurückzuführen war. Immanuel Schultze, meist in der Opposition und außerdem ein Gottfried Keller-Schwärmer, hatte seinerseits „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" vorgeschlagen, war aber damit nicht durchgedrungen, weil, wie Schmidt betonte, diese Bezeichnung einer Entlehnung gleichgekommen wäre. „Die sieben Waisen" klängen freilich ebenfalls entlehnt, aber das sei bloß Ohr- und Sinnestäuschung; das „a", worauf es recht eigentlich ankomme, verändere nicht nur mit einem Schlage die ganze Situation, sondern erziele sogar den denkbar höchsten Standpunkt, den der Selbstironie.

Wie sich von selbst versteht, zerfiel die Gesellschaft, wie jede Vereinigung derart, in fast ebenso

viele Parteien, wie sie Mitglieder zählte, und nur dem Umstande, daß die drei vom Großen Kurfürsten-Gymnasium, außer der Zusammengehörigkeit, die diese gemeinschaftliche Stellung gab, auch noch verwandt und verschwägert waren (Kuh war Schwager, Immanuel Schultze Schwiegersohn von Rindfleisch), nur diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß die vier anderen, und zwar aus einer Art Selbsterhaltungstrieb, ebenfalls eine Gruppe bildeten und bei Beschlußfassungen meist zusammengingen. Hinsichtlich Schmidt's und Distelkamp's konnte dies nicht weiter überraschen, da sie von alter Zeit her Freunde waren, zwischen Etienne und Friedeberg aber klaffte für gewöhnlich ein tiefer Abgrund, der sich ebenso sehr in ihrer von einander abweichenden Erscheinung wie in ihren verschiedenen Lebensgewohnheiten aussprach. Etienne, sehr elegant, versäumte nie, während der großen Ferien, mit Nachurlaub nach Paris zu gehen, während sich Friedeberg, angeblich um seiner Malstudien willen, auf die Woltersdorfer-Schleuse (die landschaftlich unerreicht dastände) zurückzog. Natürlich war dies alles nur Vorgabe. Der wirkliche Grund war der, daß Friedeberg, bei ziemlich beschränkter Finanzlage, nach dem erreichbar nächstliegenden griff und überhaupt Berlin nur verließ, um von seiner Frau —

mit der er seit Jahren immer dicht vor der Scheidung stand — auf einige Wochen loszukommen. In einem sowohl die Handlungen wie die Worte seiner Mitglieder kritischer prüfenden Kreise hätte diese Finte notwendig verdrießen müssen, indessen Offenheit und Ehrlichkeit im Verkehr mit- und untereinander war keineswegs ein hervorstechender Zug der „sieben Waisen", eher das Gegenteil. So versicherte beispielsweise jeder, „ohne den ‚Abend' eigentlich nicht leben zu können," was in Wahrheit nicht ausschloß, daß immer nur die kamen, die nichts besseres vor hatten. Theater und Skat gingen weit vor und sorgten dafür, daß Unvollständigkeit der Versammlung die Regel war und nicht mehr auffiel.

Heute aber schien es sich schlimmer als gewöhnlich gestalten zu wollen. Die Schmidt'sche Wanduhr, noch ein Erbstück vom Großvater her, schlug bereits halb, halb neun, und noch war niemand da außer Etienne, der, wie Marcell, zu den intimen des Hauses zählend, kaum als Gast und Besuch gerechnet wurde.

„Was sagst Du, Etienne," wandte sich jetzt Schmidt an diesen, „was sagst Du zu dieser Saumseligkeit? Wo bleibt Distelkamp? Wenn auch auf den kein Verlaß mehr ist (die Douglas waren

immer treu'), so geht der ‚Abend' aus den Fugen, und ich werde Pessimist und nehme für den Rest meiner Tage Schopenhauer und Eduard von Hartmann unterm Arm."

Während er noch so sprach, ging draußen die Klingel, und einen Augenblick später trat Distelkamp ein.

„Entschuldige, Schmidt, ich habe mich verspätet. Die Details erspar' ich Dir und unserem Freunde Etienne. Auseinandersetzungen, weshalb man zu spät kommt, selbst wenn sie wahr, sind nicht viel besser als Krankengeschichten. Also lassen wir's. Inzwischen bin ich überrascht, trotz meiner Verspätung immer noch der eigentlich erste zu sein. Denn Etienne gehört ja so gut wie zur Familie. Die Großen Kurfürstlichen aber! Wo sind sie? Nach Kuh und unserem Freunde Immanuel frag' ich nicht erst, die sind bloß ihres Schwagers und Schwiegervaters Klientel. Rindfleisch selbst aber — wo steckt er?"

„Rindfleisch hat abgeschrieben; er sei heut' in der ‚Griechischen'."

„Ach, das ist Thorheit. Was will er in der Griechischen? Die sieben Waisen gehen vor. Er findet hier wirklich mehr."

„Ja, das sagst Du so, Distelkamp. Aber es

liegt doch wohl anders. Rindfleisch hat nämlich ein schlechtes Gewissen, ich könnte vielleicht sagen: 'mal wieder ein schlechtes Gewissen."

„Dann gehört er erst recht hierher; hier kann er beichten. Aber um was handelt es sich denn eigentlich? was ist es?"

„Er hat da 'mal wieder einen Schwupper gemacht, irgend 'was verwechselt, ich glaube Phrynichos den Tragiker mit Phrynichos dem Lustspieldichter. War es nicht so, Etienne? (dieser nickte) und die Sekundaner haben nun mit lirum larum einen Vers auf ihn gemacht . . ."

„Und?"

„Und da gilt es denn, die Scharte so gut es geht, wieder auszuwetzen, wozu die ‚Griechische' mit dem Lustre, das sie giebt, das immerhin beste Mittel ist."

Distelkamp, der sich mittlerweile seinen Meerschaum angezürbet und in die Sophaecke gesetzt hatte, lächelte bei der ganzen Geschichte behaglich vor sich hin und sagte dann: „Alles Schnack. Glaubst Du's? Ich nicht. Und wenn es zuträfe, so bedeutet es nicht viel, eigentlich gar nichts. Solche Schnitzer kommen immer vor, passieren jedem. Ich will Dir 'mal was erzählen, Schmidt,

was, als ich noch jung war und in Quarta brandenburgische Geschichte vortragen mußte — was damals, sag' ich, einen großen Eindruck auf mich machte."

„Nun, laß hören. Was war's?"

„Ja, was war's. Offen gestanden, meine Wissenschaft, zum wenigsten, was unser gutes Kurbrandenburg anging, war nicht weit her, ist es auch jetzt noch nicht, und als ich so zu Hause saß und mich notdürftig vorbereitete, da las ich — denn wir waren gerade beim ersten König — allerhand Biographisches und darunter auch 'was vom alten General Barfus, der, wie die meisten damaligen, das Pulver nicht erfunden hatte, sonst aber ein kreuzbraver Mann war. Und dieser Barfus präsidierte, während der Belagerung von Bonn, einem Kriegsgericht, drin über einen jungen Offizier abgeurteilt werden sollte."

„So, so. Nun, was war es denn?"

„Der Abzuurteilende hatte sich, das mindeste zu sagen, etwas unheldisch benommen, und alle waren für schuldig und totschießen. Nur der alte Barfus wollte nichts davon wissen und sagte: „Drücken wir ein Auge zu, meine Herren. Ich habe dreißig Renkontres mitgemacht, und ich muß Ihnen sagen, ein Tag ist nicht wie der andere, und der Mensch

ist ungleich und das Herz auch und der Mut erst recht. Ich habe mich manches Mal auch feige gefühlt. So lange es geht, muß man Milde walten lassen, denn jeder kann sie brauchen."

„Höre, Distelkamp," sagte Schmidt, „das ist eine gute Geschichte, dafür dank' ich Dir, und so alt ich bin, die will ich mir doch hinter die Ohren schreiben. Denn weiß es Gott, ich habe mich auch schon blamiert, und wiewohl es die Jungens nicht bemerkt haben, wenigstens ist mir nichts aufgefallen, so hab' ich es doch selber bemerkt und mich hinterher riesig geärgert und geschämt. Nicht wahr, Etienne, so 'was ist immer fatal; oder kommt es im Französischen nicht vor, wenigstens dann nicht, wenn man alle Juli nach Paris reist und einen neuen Band Maupassant mit heim bringt? Das ist ja wohl jetzt das feinste? Verzeih' die kleine Malice. Rindfleisch ist überdies ein kreuzbraver Kerl, nomen et omen, und eigentlich der beste, besser als Kuh und namentlich besser als unser Freund Immanuel Schultze. Der hat's hinter den Ohren und ist ein Schlicker. Er grient immer und giebt sich das Ansehen, als ob er dem Bilde zu Sais irgend wie und wo unter den Schleier geguckt hätte, wovon er weit ab ist. Denn er löst nicht 'mal das

Rätsel von seiner eigenen Frau, an der manches verschleierter oder auch nicht verschleierter sein soll, als ihm, dem Ehesponsen, lieb sein kann."

„Schmidt, Du hast heute 'mal wieder Deinen medisanten Tag. Eben hab' ich den armen Rindfleisch aus Deinen Fängen gerettet, ja, Du hast sogar Besserung versprochen, und schon stürzest Du Dich wieder auf den unglücklichen Schwiegersohn. Im Übrigen, wenn ich an Immanuel etwas tadeln sollte, so läge es nach einer ganz anderen Seite hin."

„Und das wäre?"

„Daß er keine Autorität hat. Wenn er sie zu Hause nicht hat, nun, traurig genug. Indessen das geht uns nichts an. Aber daß er sie, nach allem, was ich höre, auch in der Klasse nicht hat, das ist schlimm. Sieh', Schmidt, das ist die Kränkung und der Schmerz meiner letzten Lebensjahre, daß ich den kategorischen Imperativ immer mehr hinschwinden sehe. Wenn ich da an den alten Weber denke! Von dem heißt es, wenn er in die Klasse trat, so hörte man den Sand durch das Stundenglas fallen, und kein Primaner wußte mehr, daß es überhaupt möglich sei, zu flüstern oder gar vorzusagen. Und außer seinem eigenen Sprechen, ich meine Weber's, war nichts hörbar

als das Kniſtern, wenn die Horaz-Seiten umgeblättert wurden. Ja, Schmidt, das waren Zeiten, da verlohnte ſich's, ein Lehrer und ein Direktor zu ſein. Jetzt treten die Jungens in der Conditorei an einen heran und ſagen: „Wenn Sie geleſen haben, Herr Direktor, dann bitt' ich . . ."

Schmidt lachte. „Ja, Diſtelkamp, ſo ſind ſie jetzt, das iſt die neue Zeit, das iſt wahr. Aber ich kann mich nicht darüber ägrieren. Wie waren denn, bei Lichte beſehen, die großen Würdenträger mit ihrem Doppelkinn und ihren Pontacnaſen? Schlemmer waren es, die den Burgunder viel beſſer kannten als den Homer. Da wird immer von alten, einfachen Zeiten geredet; dummes Zeug! ſie müſſen ganz gehörig gepichelt haben, das ſieht man noch an ihren Bildern in der Aula. Nu ja, Selbſtbewußtſein und eine ſteifleinene Grandezza, das alles hatten ſie, das ſoll ihnen zugeſtanden ſein. Aber wie ſah es ſonſt aus?"

„Beſſer als heute."

„Kann ich nicht finden, Diſtelkamp. Als ich noch unſere Schulbibliothek unter Aufſicht hatte, Gott ſei Dank, daß ich nichts mehr damit zu thun habe, da hab' ich öfter in die Schulprogramme hineingeguckt und in die Diſſertationen und „Aktuſſe", wie ſie vordem im Schwang waren. Nun, ich weiß

wohl, jede Zeit denkt, sie sei 'was besonderes, und die, die kommen, mögen meinetwegen auch über uns lachen; aber sieh', Distelkamp, vom gegenwärtigen Standpunkt unseres Wissens, oder sag' ich auch bloß unseres Geschmacks aus, darf doch am Ende gesagt werden, es war etwas furchtbares mit dieser Perrückengelehrsamkeit, und die stupende Wichtigkeit, mit der sie sich gab, kann uns nur noch erheitern. Ich weiß nicht, unter wem es war, ich glaube unter Rodegast, da kam es in Mode — vielleicht weil er persönlich einen Garten vorm Rosenthaler hatte — die Stoffe für die öffentlichen Reden und ähnliches aus der Gartenkunde zu nehmen, und sieh', da hab' ich Dissertationen gelesen über das Hortikulturliche des Paradieses, über die Beschaffenheit des Gartens zu Gethsemaneh und über die mutmaßlichen Anlagen im Garten des Joseph von Arimathia. Garten und immer wieder Garten. Nun, was sagst Du dazu?"

„Ja, Schmidt, mit Dir ist schlecht fechten. Du hast immer das Auge für das Komische gehabt. Das greifst Du nun heraus, spießest es auf Deine Nadel und zeigst es der Welt. Aber was daneben lag und viel richtiger war, das lässest Du liegen. Du hast schon sehr richtig hervorgehoben, daß man über unsere Lächerlichkeiten auch lachen wird. Und

wer bürgt uns dafür, daß wir nicht jeden Tag in Unterſuchungen eintreten, die noch viel toller ſind als die hortikulturlichen Unterſuchungen über das Paradies. Ljeber Schmidt, das entſcheidende bleibt doch immer der Charakter, nicht der eitle, wohl aber der gute, ehrliche Glaube an uns ſelbſt. Bona fide müſſen wir vorgehen. Aber mit unſerer ewigen Kritik, eventuell auch Selbſtkritik, geraten wir in eine mala fides hinein und mißtrauen uns ſelbſt und dem, was wir zu ſagen haben. Und ohne Glauben an uns und unſere Sache, keine rechte Luſt und Freudigkeit und auch kein Segen, am wenigſten Autorität. Und das iſt es, was ich beklage. Denn wie kein Heerweſen ohne Disziplin, ſo kein Schulweſen ohne Autorität. Es iſt damit wie mit dem Glauben. Es iſt nicht nötig, daß das richtige geglaubt wird, aber daß überhaupt geglaubt wird, darauf kommt es an. In jedem Glauben ſtecken geheimnisvolle Kräfte und ebenſo in der Autorität."

Schmidt lächelte. „Diſtelkamp, ich kann da nicht mit. Ich kann's in der Theorie gelten laſſen, aber in der Praxis iſt es bedeutungslos geworden. Gewiß kommt es auf das Anſehen vor den Schülern an. Wir gehen nur darin auseinander, aus welcher Wurzel das Anſehen kommen ſoll. Du willſt alles

auf den Charakter zurückführen und denkst, wenn Du es auch nicht aussprichst: ‚Und wenn Ihr Euch nur selbst vertraut, vertrauen Euch auch die anderen Seelen.‘ Aber, teurer Freund, das ist just das, was ich bestreite. Mit dem bloßen Glauben an sich oder gar, wenn Du den Ausdruck gestattest, mit der geschwollenen Wichtigthuerei, mit der Pomposität ist es heutzutage nicht mehr gethan. An die Stelle dieser veralteten Macht ist die reelle Macht des wirklichen Wissens und Könnens getreten, und Du brauchst nur Umschau zu halten, so wirst Du jeden Tag sehen, daß Professor Hammerstein, der bei Spichern mit gestürmt und eine gewisse Premierlieutenantshaltung von daher beibehalten hat, daß Hammerstein, sag' ich, seine Klasse nicht regiert, während unser Agathon Knurzel, der aussieht, wie Mr. Punch und einen Doppelpuckel, aber freilich auch einen Doppelgrips hat, die Klasse mit seinem kleinen Raubvogelgesicht in der Furcht des Herrn hält. Und nun besonders unsere Berliner Jungens, die gleich weg haben, wie schwer einer wiegt. Wenn einer von den Alten aus dem Grabe käme, mit Stolz und Hoheit angethan, und eine hortikulturelle Beschreibung des Paradieses forderte, wie würde der fahren mit all' seiner Würde? Drei Tage später wär' er im Kladdera-

datſch, und die Jungens ſelber hätten das Gedicht gemacht."

„Und doch bleibt es dabei, Schmidt, mit den Traditionen der alten Schule ſteht und fällt die höhere Wiſſenſchaft."

„Ich glaub' es nicht. Aber wenn es wäre, wenn die höhere Weltanſchauung, d. h. das, was wir ſo nennen, wenn das alles fallen müßte, nun, ſo laß es fallen. Schon Attinghauſen, der doch ſelber alt war, ſagte: ‚Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit.' Und wir ſtehen ſehr ſtark vor ſolchem Umwandlungsprozeß, oder richtiger, wir ſind ſchon drin. Muß ich Dich daran erinnern, es gab eine Zeit, wo das Kirchliche Sache der Kirchenleute war. Iſt es noch ſo? Nein. Hat die Welt verloren? Nein. Es iſt vorbei mit den alten Formen, und auch unſere Wiſſenſchaftlichkeit wird davon keine Ausnahme machen. Sieh' hier ..." und er ſchleppte von einem kleinen Nebentiſch ein großes Prachtwerk herbei ... „ſieh' hier das. Heute mir zugeſchickt, und ich werd' es behalten, ſo teuer es iſt. Heinrich Schliemann's Ausgrabungen zu Mykenä. Ja, Diſtelkamp, wie ſtehſt Du dazu?"

„Zweifelhaft genug"

„Kann ich mir denken. Weil Du von den

alten Anschauungen nicht los willst. Du kannst Dir nicht vorstellen, daß jemand, der Tüten geklebt und Rosinen verkauft hat, den alten Priamus ausbuddelt, und kommt er nun gar ins Agamemnon'sche hinein und sucht nach dem Schädelriß, aegisth'schen Angedenkens, so gerätst Du in helle Empörung. Aber ich kann mir nicht helfen, Du hast Unrecht. Freilich, man muß was leisten, hic Rhodus, hic salta; aber wer springen kann, der springt, gleichviel ob er's aus der Georgia Augusta- oder aus der Klipp-Schule hat. Im Übrigen will ich abbrechen; am wenigsten hab' ich Lust, Dich mit Schliemann zu ärgern, der von Anfang an Deine Renonce war. Die Bücher liegen hier blos wegen Friedeberg, den ich der beigegebenen Zeichnungen halber fragen will. Ich begreife nicht, daß er nicht kommt, oder richtiger nicht schon da ist. Denn daß er kommt, ist unzweifelhaft, er hätte sonst abgeschrieben, artiger Mann, der er ist."

„Ja, das ist er," sagte Etienne, „das hat er noch aus dem Semitismus mit 'rüber genommen."

„Sehr wahr," fuhr Schmidt fort, „aber wo er's her hat, ist am Ende gleichgültig. Ich bedauere mitunter, Urgermane, der ich bin, daß wir nicht auch irgend welche Bezugsquelle für ein bißchen Schliff und Politesse haben; es braucht ja nicht

gerade dieſelbe zu ſein. Dieſe ſchreckliche Verwandtſchaft zwiſchen Teutoburger Wald und Grobheit iſt doch mitunter ſtörend. Friedeberg iſt ein Mann, der, wie Max Piccolomini — ſonſt nicht gerade ſein Vorbild, auch nicht 'mal in der Liebe — der „Sitten Freundlichkeit“ allerzeit kultiviert hat, und es bleibt eigentlich nur zu beklagen, daß ſeine Schüler nicht immer das richtige Verſtändnis dafür haben. Mit anderen Worten, ſie ſpielen ihm auf der Naſe . . .“

„Das uralte Schickſal der Schreib- und Zeichenlehrer . . .“

„Freilich. Und am Ende muß es auch ſo gehen und geht auch. Aber laſſen wir die heikle Frage. Laß mich lieber auf Mykenä zurückkommen und ſage mir Deine Meinung über die Goldmasken. Ich bin ſicher, wir haben da ganz 'was beſonderes, ſo das recht eigentlichſte. Jeder Beliebige kann doch nicht bei ſeiner Beſtattung eine Goldmaske getragen haben, doch immer nur die Fürſten, alſo mit höchſter Wahrſcheinlichkeit Oreſt's und Iphigenien's unmittelbare Vorfahren. Und wenn ich mir dann vorſtelle, daß dieſe Goldmasken genau nach dem Geſicht geformt wurden, gerade wie wir jetzt eine Gips- oder Wachsmaske formen, ſo hüpft mir das Herz bei der doch mindeſtens zuläſſigen

Idee, daß dies hier" — und er wies auf eine aufgeschlagene Bildseite — „daß dies hier das Gesicht des Atreus ist oder seines Vaters oder seines Onkels . . ."

„Sagen wir seines Onkels."

„Ja, Du spottest wieder, Distelkamp, trotzdem Du mir doch selber den Spott verboten hast. Und das alles blos, weil Du der ganzen Sache mißtraust und nicht vergessen kannst, daß er, ich meine natürlich Schliemann, in seinen Schuljahren über Strelitz und Fürstenberg nicht 'raus gekommen ist. Aber lies nur, was Virchow von ihm sagt. Und Virchow wirst Du doch gelten lassen."

In diesem Augenblicke hörte man draußen die Klingel gehen. „Ah, lupus in fabula. Das ist er. Ich wußte, daß er uns nicht im Stiche lassen würde . . ."

Und kaum, daß Schmidt diese Worte gesprochen, trat Friedeberg auch schon herein, und ein reizender, schwarzer Pudel, dessen rote Zunge, wahrscheinlich von angestrengtem Laufe, weit heraushing, sprang auf die beiden alten Herren zu und umschmeichelte abwechselnd Schmidt und Distelkamp. An Etienne, der ihm zu elegant war, wagte er sich nicht heran.

„Aber alle Wetter, Friedeberg, wo kommen Sie so spät her?"

„Freilich, freilich und ſehr zu meinem Bedauern. Aber der Fips hier treibt es zu arg oder geht in ſeiner Liebe zu mir zu weit, wenn ein Zuweitgehen in der Liebe überhaupt möglich iſt. Ich bildete mir ein, ihn eingeſchloſſen zu haben, und mache mich zu rechter Zeit auf den Weg. Gut. Und nun denken Sie, was geſchieht? Als ich hier ankomme, wer iſt da, wer wartet auf mich? Natürlich Fips. Ich bring' ihn wieder zurück bis in meine Wohnung und übergeb' ihn dem Portier, meinem guten Freunde — man muß in Berlin eigentlich ſagen, meinem Gönner. Aber, aber, was iſt das Reſultat all' meiner Anſtrengungen und guten Worte? Kaum bin ich wieder hier, ſo iſt auch Fips wieder da. Was ſollt' ich am Ende machen? Ich hab' ihn wohl oder übel mit hereingebracht und bitt' um Entſchuldigung für ihn und für mich."

„Hat nichts auf ſich," ſagte Schmidt, während er ſich zugleich freundlich mit dem Hunde beſchäftigte. „Reizendes Thier und ſo zuthunlich und fidel. Sagen Sie, Friedeberg, wie ſchreibt er ſich eigentlich? f oder ph? Phips mit ph iſt engliſch, alſo vornehmer. Im Übrigen iſt er, wie ſeine Rechtſchreibung auch ſein möge, für heute Abend mit eingeladen und ein durchaus willkommener

Gast, vorausgesetzt, daß er nichts dagegen hat, in der Küche so zu sagen am Trompetertisch Platz zu nehmen. Für meine gute Schmolke bürge ich. Die hat eine Vorliebe für Pudel, und wenn sie nun gar von seiner Treue hört . . ."

„So wird sie," warf Distelkamp ein," ihm einen Extrazipfel schwerlich versagen."

„Gewiß nicht. Und darin stimme ich meiner guten Schmolke von Herzen bei. Denn die Treue, von der heutzutage jeder red't, wird in Wahrheit immer rarer, und Fips predigt in seiner Stadtgegend, so viel ich weiß, umsonst."

Diese von Schmidt anscheinend leicht und wie im Scherze hingesprochenen Worte richteten sich doch ziemlich ernsthaft an den sonst gerade von ihm protegierten Friedeberg, dessen stadtkundig unglückliche Ehe, neben anderem, auch mit einem entschiedenem Mangel an Treue, besonders während seiner Mal- und Landschaftsstudien auf der Woltersdorfer Schleuse zusammenhing. Friedeberg fühlte den Stich auch sehr wohl heraus und wollte sich durch eine Verbindlichkeit gegen Schmidt aus der Affaire ziehen, kam aber nicht dazu, weil in eben diesem Augenblicke die Schmolke eintrat und unter einer Verbeugung gegen die anderen Herren, ihrem Professor ins Ohr flüsterte, „daß angerichtet sei".

„Nun, lieben Freunde, dann bitt' ich . . .“ Und Distelkamp an der Hand nehmend, schritt er, unter Passierung des Entrées, auf das Gesellschaftszimmer zu, drin die Abendtafel gedeckt war. Ein eigentliches Eßzimmer hatte die Wohnung nicht. Friedeberg und Etienne folgten.

Siebentes Kapitel.

Das Zimmer war dasselbe, in welchem Corinna, am Tage zuvor, den Besuch der Commerzienrätin empfangen hatte. Der mit Lichtern und Weinflaschen gut besetzte Tisch stand, zu vieren gedeckt, in der Mitte; darüber hing eine Hängelampe. Schmidt setzte sich mit dem Rücken gegen den Fensterpfeiler, seinem Freunde Friedeberg gegenüber, der seinerseits, von seinem Platz aus zugleich den Blick in den Spiegel hatte. Zwischen den blanken Messingleuchtern standen ein paar auf einem Bazar gewonnene Porzellanvasen, aus deren halb gezahnter, halb wellenförmiger Öffnung — dentatus et undulatus, sagte Schmidt — kleine Marktsträuße von Goldlack und Vergißmeinnicht hervorwuchsen. Quer vor den Weingläsern lagen lange Kümmelbrote, denen der Gastgeber, wie allem Kümmlichen, eine ganz besondere Fülle gesundheitlicher Gaben zuschrieb

Das eigentliche Gericht fehlte noch, und Schmidt, nachdem er sich von dem statutarisch festgesetzten Trarbacher bereits zweimal eingeschenkt, auch beide Knusperspitzen von seinem Kümmelbrötchen abgebrochen hatte, war ersichtlich auf dem Punkte, starke Spuren von Mißstimmung und Ungeduld zu zeigen, als sich endlich die zum Entrée führende Thür aufthat, und die Schmolke, rot von Erregung und Herdfeuer, eintrat, eine mächtige Schüssel mit Oberkrebsen vor sich her tragend. „Gott sei Dank," sagte Schmidt, „ich dachte schon, alles wäre den Krebsgang gegangen," eine unvorsichtige Bemerkung, die die Kongestionen der Schmolke nur noch steigerte, das Maß ihrer guten Laune aber ebenso sehr sinken ließ. Schmidt, seinen Fehler rasch erkennend, war kluger Feldherr genug, durch einige Verbindlichkeiten die Sache wieder auszugleichen. Freilich nur mit halbem Erfolg.

Als man wieder allein war, unterließ es Schmidt nicht, sofort den verbindlichen Wirt zu machen. Natürlich auf seine Weise. „Sieh', Distelkamp, dieser hier ist für Dich. Er hat eine große und eine kleine Schere, und das sind immer die besten. Es giebt Spiele der Natur, die mehr sind als bloßes Spiel und dem Weisen als Wegweiser dienen; dahin gehören beispielsweise die Pontac-

Apfelsinen und die Borstorfer mit einer Pocke. Denn es steht fest, je pockenreicher, desto schöner ... Was wir hier vor uns haben, sind Oderbruchkrebse; wenn ich recht berichtet bin, aus der Küstriner Gegend. Es scheint, daß durch die Vermählung von Oder und Warthe besonders gute Resultate vermittelt werden. Übrigens, Friedeberg, sind Sie nicht eigentlich da zu Haus? Ein halber Neumärker oder Oderbrücher." Friedeberg bestätigte. „Wußt' es; mein Gedächtnis täuscht mich selten. Und nun sagen Sie, Freund, ist dies, nach Ihren persönlichen Erfahrungen, mutmaßlich als streng lokale Produktion anzusehen, oder ist es mit den Oderbruchkrebsen wie mit den Werderschen Kirschen, deren Gewinnungsgebiet sich nächstens über die ganze Provinz Brandenburg erstrecken wird."

„Ich glaube doch," sagte Friedeberg, während er durch eine geschickte, durchaus den Virtuosen verratende Gabelwendung, einen weiß und rosa schimmernden Krebsschwanz aus seiner Stachelschale hob, „ich glaube doch, daß hier ein Segeln unter zuständiger Flagge stattfindet, und daß wir auf dieser Schüssel wirkliche Oderkrebse vor uns haben, echteste Ware, nicht blos dem Namen nach, sondern auch de facto."

„De facto," wiederholte der in Friedeberg's

Latinität eingeweihte Schmidt, unter behaglichem Schmunzeln.

Friedeberg aber fuhr fort: „Es werden nämlich, um Küstrin herum, immer noch Massen gewonnen, trotzdem es nicht mehr das ist, was es war. Ich habe selbst noch Wunderdinge davon gesehen, aber freilich nichts in Vergleich zu dem, was die Leute von alten Zeiten her erzählten. Damals, vor hundert Jahren, oder vielleicht auch noch länger, gab es so viele Krebse, daß sie durchs ganze Bruch hin, wenn sich im Mai das Überschwemmungswasser wieder verlief, von den Bäumen geschüttelt wurden, zu vielen Hunderttausenden."

„Dabei kann einem ja ordentlich das Herz lachen," sagte Etienne, der ein Feinschmecker war.

„Ja, hier an diesem Tisch; aber dort in der Gegend lachte man nicht darüber. Die Krebse waren wie eine Plage, natürlich ganz entwertet, und bei der dienenden Bevölkerung, die damit gemästet werden sollte, so verhaßt und dem Magen der Leute so widerwärtig, daß es verboten war, dem Gesinde mehr als dreimal wöchentlich Krebse vorzusetzen. Ein Schock Krebse kostete einen Pfennig."

„Ein Glück, daß das die Schmolke nicht hört," warf Schmidt ein, „sonst würd' ihr ihre Laune

zum zweitenmale verdorben. Als richtige Berlinerin ist sie nämlich für ewiges sparen, und ich glaube nicht, daß sie die Thatsache ruhig verwinden würde, die Epoche von ‚ein Pfennig pro Schock' so total versäumt zu haben."

„Darüber darfst Du nicht spotten, Schmidt," sagte Distelkamp. „Das ist eine Tugend, die der modernen Welt, neben vielem anderen, immer mehr verloren geht."

„Ja, da sollst Du recht haben. Aber meine gute Schmolke hat doch auch in diesem Punkte les défauts de ses vertus. So heißt es ja wohl, Etienne?"

„Gewiß," sagte dieser. Von der George Sand. Und fast ließe sich sagen ‚les défauts de ses vertus' und ‚comprendre c'est pardonner' — das sind so recht eigentlich die Sätze, wegen deren sie gelebt hat."

„Und dann vielleicht auch von wegen dem Alfred de Musset," ergänzte Schmidt, der nicht gern eine Gelegenheit vorübergehen ließ, sich, aller Klassizität unbeschadet, auch ein modern-litterarisches Ansehen zu geben.

„Ja, wenn man will, auch von wegen dem Alfred de Musset. Aber das sind Dinge, daran die Litteraturgeschichte glücklicherweise vorübergeht."

„Sage das nicht, Etienne, nicht glücklicherweiſe, ſage leider. Die Geſchichte geht faſt immer an dem vorüber, was ſie vor allem feſthalten ſollte. Daß der alte Fritz am Ende ſeiner Tage dem damaligen Kammergerichtspräſidenten, Namen hab' ich vergeſſen, den Krückſtock an den Kopf warf, und was mir noch wichtiger iſt, daß er durchaus bei ſeinen Hunden begraben ſein wollte, weil er die Menſchen, dieſe ‚mechante Raſſe' ſo gründlich verachtete — ſieh', Freund, das iſt mir mindeſtens ebenſo viel wert wie Hohenfriedberg oder Leuthen. Und die berühmte Torgauer Anſprache, ‚Rackers, wollt ihr denn ewig leben', geht mir eigentlich noch über Torgau ſelbſt."

Diſtelkamp lächelte. „Das ſind ſo Schmidtiana. Du warſt immer fürs Anekdotiſche, fürs Genrehafte. Mir gilt in der Geſchichte nur das Große, nicht das Kleine, das Nebenſächliche."

„Ja und nein, Diſtelkamp. Das Nebenſächliche, ſo viel iſt richtig, gilt nichts, wenn es blos nebenſächlich iſt, wenn nichts drin ſteckt. Steckt aber was drin, dann iſt es die Hauptſache, denn es giebt einem dann immer das eigentlich Menſchliche."

„Poetiſch magſt Du recht haben."

„Das Poetiſche — vorausgeſetzt, daß man etwas anderes darunter verſteht als meine

Freundin Jenny Treibel — das Poetische hat immer recht; es wächst weit über das Historische hinaus . . ."

Es war dies ein Schmidt'sches Lieblingsthema, drin der alte Romantiker, der er eigentlich mehr als alles andere war, jedesmal so recht zur Geltung kam; aber heute sein Steckenpferd zu reiten, verbot sich ihm doch, denn ehe er noch zu wuchtiger Auseinandersetzung ausholen konnte, hörte man Stimmen vom Entrée her, und im nächsten Augenblicke traten Marcell und Corinna ein, Marcell befangen und fast verstimmt, Corinna nach wie vor in bester Laune. Sie ging zur Begrüßung auf Distelkamp zu, der ihr Pate war und ihr immer kleine Verbindlichkeiten sagte. Dann gab sie Friedeberg und Etienne die Hand und machte den Schluß bei ihrem Vater, dem sie, nachdem er sich auf ihre Ordre mit der breit vorgebundenen Serviette den Mund abgeputzt hatte, einen herzhaften Kuß gab.

„Nun, Kinder, was bringt ihr? Rückt hier ein. Platz die Hülle und Fülle. Rindfleisch hat abgeschrieben . . . griechische Gesellschaft . . . und die beiden anderen fehlen als Anhängsel natürlich von selbst. Aber kein anzügliches Wort mehr, ich habe ja Besserung geschworen und will's halten.

Also Corinna, Du drüben neben Distelkamp, Marcell hier zwischen Etienne und mir. Ein Besteck wird die Schmolke wohl gleich bringen . . . So; so ist's recht . . . Und wie sich das gleich anders ausnimmt! Wenn so Lücken klaffen, denk' ich immer, Banquo steigt auf. Nun, Gott sei Dank, Marcell, von Banquo hast Du nicht viel, oder wenn doch vielleicht, so verstehst Du's, Deine Wunden zu verbergen. Und nun erzählt, Kinder. Was macht Treibel? Was macht meine Freundin Jenny? Hat sie gesungen? Ich wette das ewige Lied, mein Lied, die berühmte Stelle „Wo sich Herzen finden", und Adolar Krola hat begleitet. Wenn ich dabei nur 'mal in Krola's Seele lesen könnte. Vielleicht aber steht er doch milder und menschlicher dazu. Wer jeden Tag zu zwei Diners geladen ist und mindestens anderthalb mit macht . . . Aber bitte, Corinna, klingle."

Nein, ich gehe lieber selbst, Papa. Die Schmolke läßt sich nicht gerne klingeln; sie hat so ihre Vorstellungen von dem, was sie sich und ihrem Verstorbenen schuldig ist. Und ob ich wieder komme, die Herren wollen verzeihen, weiß ich auch nicht; ich glaube kaum. Wenn man solchen Treibel'schen Tag hinter sich hat, ist es das schönste, darüber nachzudenken, wie das alles so kam und was einem

alles gesagt wurde. Marcell kann ja statt meiner berichten. Und nur noch so viel, ein höchst interessanter Engländer war mein Tischnachbar, und wer es von Ihnen vielleicht nicht glauben will, daß er so sehr interessant gewesen, dem brauche ich bloß den Namen zu nennen, er hieß nämlich Nelson. Und nun Gott befohlen."

Und damit verabschiedete sich Corinna.

Das Besteck für Marcell kam, und als dieser, nur um des Onkels gute Laune nicht zu stören, um einen Kost- und Probekrebs gebeten hatte, sagte Schmidt: „Fange nur erst an. Artischocken und Krebse kann man immer essen, auch wenn man von einem Treibel'schen Diner kommt. Ob sich vom Hummer dasselbe sagen läßt, mag dahin gestellt bleiben. Mir persönlich ist allerdings auch der Hummer immer gut bekommen. Ein eigen Ding, daß man aus Fragen derart nie herauswächst, sie wechseln blos ab im Leben. Ist man jung, so heißt es „hübsch oder häßlich", „brünett oder blond", und liegt dergleichen hinter einem, so steht man vor der vielleicht wichtigeren Frage „Hummer oder Krebse". Wir könnten übrigens darüber abstimmen. Andererseits, so viel muß ich zugeben, hat Abstimmung immer 'was Totes, Schablonenhaftes und paßt mir außerdem nicht

recht; ich möchte nämlich Marcell gern ins Gespräch ziehen, der eigentlich dasitzt, als sei ihm die Gerste verhagelt. Also lieber Erörterung der Frage, Debatte. Sage, Marcell, was ziehst Du vor?"

„Versteht sich, Hummer."

„Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort. Auf den ersten Anlauf, mit ganz wenig Ausnahmen, ist jeder für Hummer, schon weil er sich auf Kaiser Wilhelm berufen kann. Aber so schnell erledigt sich das nicht. Natürlich, wenn solch ein Hummer aufgeschnitten vor einem liegt, und der wundervolle rote Rogen, ein Bild des Segens und der Fruchtbarkeit, einem zu allem anderen auch noch die Gewißheit giebt, ‚es wird immer Hummer geben', auch nach Äonen noch, gerade so wie heute . . ."

Distelkamp sah seinen Freund Schmidt von der Seite her an.

„. . . Also einem die Gewißheit giebt, auch nach Äonen noch werden Menschenkinder sich dieser Himmelsgabe freuen — ja, Freunde, wenn man sich mit diesem Gefühl des Unendlichen durchdringt, so kommt das darin liegende Humanitäre dem Hummer und unserer Stellung zu ihm unzweifelhaft zu gute. Denn jede philanthropische Regung,

weshalb man die Philanthropie schon aus Selbstsucht kultivieren sollte, bedeutet die Mehrung eines gesunden und zugleich verfeinerten Appetits. Alles Gute hat seinen Lohn in sich, so viel ist unbestreitbar."

„Aber . . ."

„Aber es ist trotzdem dafür gesorgt, auch hier, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und neben dem Großen hat das Kleine nicht bloß seine Berechtigung, sondern auch seine Vorzüge. Gewiß, dem Krebse fehlt dies und das, er hat so zu sagen nicht das ‚Maß', was, in einem Militärstaate wie Preußen, immerhin etwas bedeutet, aber dem ohnerachtet, auch er darf sagen: ich habe nicht umsonst gelebt. Und wenn er dann, er, der Krebs, in Petersilienbutter geschwenkt, im allerappetitlichsten Reize vor uns hintritt, so hat er Momente wirklicher Überlegenheit, vor allem auch darin, daß sein Bestes nicht eigentlich gegessen, sondern geschlürft, gesogen wird. Und daß gerade das, in der Welt des Genusses, seine besonderen Meriten hat, wer wollte das bestreiten. Es ist, so zu sagen, das natürlich Gegebene. Wir haben da in erster Reihe den Säugling, für den saugen zugleich leben heißt. Aber auch in den höheren Semestern . . ."

„Laß es gut ſein, Schmidt," unterbrach Diſtelkamp. „Mir iſt nur immer merkwürdig, daß Du neben Homer und ſogar neben Schliemann, mit ſolcher Vorliebe Kochbuchliches behandelſt, reine Menufragen, als ob Du zu den Bankiers und Geldfürſten gehörteſt, von denen ich bis auf weiteres annehme, daß ſie gut eſſen . . ."

„Mir ganz unzweifelhaft."

„Nun, ſieh' Schmidt, dieſe Herren von der hohen Finanz, darauf möcht' ich mich verwetten ſprechen nicht mit halb ſo viel Luſt und Eifer von einer Schildkrötenſuppe wie Du."

„Das iſt richtig, Diſtelkamp, und ſehr natürlich. Sieh', ich habe die Friſche, die macht's; auf die Friſche kommt es an, in allem. Die Friſche giebt einem die Luſt, den Eifer, das Intereſſe, und wo die Friſche nicht iſt, da iſt gar nichts. Das ärmſte Leben, das ein Menſchenkind führen kann, iſt das des petit crevé. Lauter Zappeleien; nichts dahinter. Hab' ich recht, Etienne?"

Dieſer, der in allem Pariſiſchen regelmäßig als Autorität angerufen wurde, nickte zuſtimmend, und Diſtelkamp ließ die Streitfrage fallen oder war geſchickt genug, ihr eine neue Richtung zu geben, indem er aus dem allgemein Kulinariſchen auf einzelne berühmte kulinariſche Perſönlichkeiten über-

lenkte, zunächst auf den Freiherrn von Rumohr, und im raschen Anschluß an diesen auf den ihm persönlich befreundet gewesenen Fürsten Pückler-Muskau. Besonders dieser letztere war Distelkamp's Schwärmerei. Wenn man dermaleinst das Wesen des modernen Aristokratismus an einer historischen Figur werde nachweisen wollen, so werde man immer den Fürsten Pückler als Musterbeispiel nehmen müssen. Dabei sei er durchaus liebenswürdig gewesen, allerdings etwas launenhaft, eitel und übermütig, aber immer grundgut. Es sei schade, daß solche Figuren ausstürben. Und nach diesen einleitenden Sätzen begann er speziell von Muskau und Branitz zu erzählen, wo er vordem oft tagelang zu Besuch gewesen war und sich mit der märchenhaften, von „Semilasso's Weltfahrten" mit heimgebrachten Abessinierin über Nahes und Fernes unterhalten hatte.

Schmidt hörte nichts Lieberes als Erlebnisse derart, und nun gar von Distelkamp, vor dessen Wissen und Charakter er überhaupt einen ungeheuchelten Respekt hatte.

Marcell teilte ganz und gar diese Vorliebe für den alten Direktor und verstand außerdem — obwohl geborener Berliner — gut und mit Interesse zuzuhören; trotzdem that er heute Fragen

über Fragen, die seine volle Zerstreutheit bewiesen. Er war eben mit anderem beschäftigt.

So kam elf heran, und mit dem Glockenschlage — ein Satz von Schmidt wurde mitten durchgeschnitten — erhob man sich und trat aus dem Eßzimmer in das Entrée, darin seitens der Schmolke die Sommerüberzieher samt Hut und Stock schon in Bereitschaft gelegt waren. Jeder griff nach dem seinen, und nur Marcell nahm den Oheim einen Augenblick beiseite und sagte: „Onkel, ich spräche gerne noch ein Wort mit Dir," ein Ansinnen, zu dem dieser, jovial und herzlich wie immer, seine volle Zustimmung ausdrückte. Dann, unter Vorantritt der Schmolke, die mit der Linken den messingenen Leuchter über den Kopf hielt, stiegen Distelkamp, Friedeberg und Etienne zunächst treppab und traten gleich danach in die muffig schwüle Adlerstraße hinaus. Oben aber nahm Schmidt seines Neffen Arm und schritt mit ihm auf seine Studierstube zu.

* * *

„Nun, Marcell, was giebt es? Rauchen wirst Du nicht, Du siehst mir viel zu bewölkt aus; aber verzeih', ich muß mir erst eine Pfeife stopfen."

Und dabei ließ er sich, den Tabakskasten vor sich herschiebend, in eine Sophaecke nieder. „So! Marcell . . . Und nun nimm einen Stuhl und setz' Dich und schieße los. Was giebt es?"

„Das alte Lied."

„Corinna?"

„Ja."

„Ja, Marcell, nimm mir's nicht übel, aber das ist ein schlechter Liebhaber, der immer väterlichen Vorspann braucht, um von der Stelle zu kommen. Du weißt, ich bin dafür. Ihr seid wie geschaffen für einander. Sie übersieht Dich und uns alle; das Schmidt'sche strebt in ihr nicht blos der Vollendung zu, sondern, ich muß das sagen, trotzdem ich ihr Vater bin, kommt auch ganz nah' ans Ziel. Nicht jede Familie kann das ertragen. Aber das Schmidt'sche setzt sich aus solchen Ingredienzien zusammen, daß die Vollendung, von der ich spreche, nie bedrücklich wird. Und warum nicht? Weil die Selbstironie, in der wir, glaube ich, groß sind, immer wieder ein Fragezeichen hinter der Vollendung macht. Das ist recht eigentlich das, was ich das Schmidt'sche nenne. Folgst Du?"

„Gewiß, Onkel. Sprich nur weiter."

„Nun, sieh, Marcell, Ihr paßt ganz vorzüglich zusammen. Sie hat die genialere Natur, hat so

den letzten Knips von der Sache weg, aber das giebt keineswegs das Übergewicht im Leben. Fast im Gegenteil. Die Genialen bleiben immer halbe Kinder, in Eitelkeit befangen, und verlassen sich immer auf Intuition und bon sens und Sentiment und wie all die französischen Worte heißen mögen. Oder wir können auch auf gut Deutsch sagen, sie verlassen sich auf ihre guten Einfälle. Damit ist es nun aber so so; manchmal wetterleuchtet es freilich eine halbe Stunde lang oder auch noch länger, gewiß, das kommt vor; aber mit einem Mal ist das Elektrische wie verblitzt, und nun bleibt nicht blos der Esprit aus wie Röhrwasser, sondern auch der gesunde Menschenverstand. Ja, der erst recht. Und so ist es auch mit Corinna. Sie bedarf einer verständigen Leitung, d. h. sie bedarf eines Mannes von Bildung und Charakter. Das bist Du, das hast Du. Du hast also meinen Segen; alles andere mußt Du Dir selber besorgen."

„Ja, Onkel, das sagst Du immer. Aber wie soll ich das anfangen? Eine lichterlohe Leidenschaft kann ich in ihr nicht entzünden. Vielleicht ist sie solcher Leidenschaft nicht einmal fähig; aber wenn auch, wie soll ein Vetter seine Cousine zur Leidenschaft anstacheln? Das kommt gar nicht vor. Die Leidenschaft ist etwas plötzliches, und wenn

man von seinem fünften Jahr an immer zusammen gespielt und sich, sagen wir, hinter den Sauerkrauttonnen eines Budikers oder in einem Torf- und Holzkeller unzählige Male stundenlang versteckt hat, immer gemeinschaftlich und immer glückselig, daß Richard oder Arthur, trotzdem sie dicht um einen herum waren, einen doch nicht finden konnten, ja, Onkel, da ist von Plötzlichkeit, dieser Vorbedingung der Leidenschaft keine Rede mehr."

Schmidt lachte. „Das hast Du gut gesagt, Marcell, eigentlich über Deine Mittel. Aber es steigert nur meine Liebe zu Dir. Das Schmidt'sche steckt doch auch in Dir und ist nur unter dem steifen Wedderkopp'schen etwas vergraben. Und das kann ich Dir sagen, wenn Du diesen Ton Corinna gegenüber festhältst, dann bist Du durch, dann hast Du sie sicher."

„Ach, Onkel, glaube doch das nicht. Du verkennst Corinna. Nach der einen Seite hin kennst Du sie ganz genau, aber nach der anderen Seite hin kennst Du sie gar nicht. Alles, was klug und tüchtig und, vor allem, was espritvoll an ihr ist, das siehst Du mit beiden Augen, aber was äußerlich und modern an ihr ist, das siehst Du nicht. Ich kann nicht sagen, daß sie jene niedrigstehende Gefallsucht hat, die jeden erobern will, er sei wer

er ſei; von dieſer Koketterie hat ſie nichts. Aber ſie nimmt ſich erbarmungslos einen aufs Korn, einen, an deſſen Spezialeroberung ihr gelegen iſt, und Du glaubſt gar nicht, mit welcher grauſamen Konſequenz, mit welcher infernalen Virtuoſität ſie dies von ihr erwählte Opfer in ihre Fäden einzuſpinnen weiß."

„Meinſt Du?"

„Ja, Onkel. Heute bei Treibel's hatten wir wieder ein Muſterbeiſpiel davon. Sie ſaß zwiſchen Leopold Treibel und einem Engländer, deſſen Namen ſie Dir ja ſchon genannt hat, einen Mr. Nelſon, der, wie die meiſten Engländer aus guten Häuſern, einen gewiſſen Naivitäts-Charme hatte, ſonſt aber herzlich wenig bedeutete. Nun hätteſt Du Corinna ſehen ſollen. Sie beſchäftigte ſich anſcheinend mit niemand anderem, als dieſem Sohn Albion's, und es gelang ihr auch, ihn in Staunen zu ſetzen. Aber glaube nur ja nicht, daß ihr an dem flachsblonden Mr. Nelſon im geringſten gelegen geweſen wäre; gelegen war ihr blos an Leopold Treibel, an den ſie kein einziges Wort, oder wenigſtens nicht viele, direkt richtete, und dem zu Ehren ſie doch eine Art von franzöſiſchem Proverbe aufführte, kleine Komödie, dramatiſche Scene. Und wie ich Dir verſichern kann, Onkel, mit vollſtändigſtem

Erfolg. Dieser unglückliche Leopold hängt schon lange an ihren Lippen und saugt das süße Gift ein, aber so wie heute habe ich ihn doch noch nicht gesehen. Er war von Kopf bis zu Fuß die helle Bewunderung, und jede Miene schien ausdrücken zu wollen: „Ach, wie langweilig ist Helene“ (das ist, wie Du Dich vielleicht erinnerst, die Frau seines Bruders), „und wie wundervoll ist diese Corinna.“

„Nun gut, Marcell, aber das alles kann ich so schlimm nicht finden. Warum soll sie nicht ihren Nachbar zur Rechten unterhalten, um auf ihren Nachbar zur Linken einen Eindruck zu machen? Das kommt alle Tage vor, das sind so kleine Capricen, an denen die Frauennatur reich ist.“

„Du nennst es Capricen, Onkel. Ja, wenn die Dinge so lägen! Es liegt aber anders. Alles ist Berechnung: sie will den Leopold heiraten.“

„Unsinn, Leopold ist ein Junge.“

„Nein, er ist fünfundzwanzig, gerade so alt wie Corinna selbst. Aber wenn er auch noch ein bloßer Junge wäre, Corinna hat sich's in den Kopf gesetzt und wird es durchführen.“

„Nicht möglich.“

„Doch, doch. Und nicht blos möglich, sondern ganz gewiß. Sie hat es mir, als ich sie zur Rede

ſtellte, ſelber geſagt. Sie will Leopold Treibel's Frau werden, und wenn der Alte das Zeitliche ſegnet, was doch, wie ſie mir verſicherte, höchſtens noch zehn Jahre dauern könne, und wenn er in ſeinem Zoſſener Wahlkreiſe gewählt würde, keine fünfe mehr, ſo will ſie die Villa beziehen, und wenn ich ſie recht taxiere, ſo wird ſie zu dem grauen Kakadu noch einen Pfauhahn anſchaffen."

„Ach, Marcell, das ſind Viſionen."

„Vielleicht von ihr, wer will's ſagen? aber ſicherlich nicht von mir. Denn all das waren ihre eigenſten Worte. Du hätteſt ſie hören ſollen, Onkel, mit welcher Suffiſance ſie von „kleinen Verhältniſſen" ſprach, und wie ſie das dürftige Kleinleben ausmalte, für das ſie nun 'mal nicht geſchaffen ſei; ſie ſei nicht für Speck und Wruken und all dergleichen . . . und Du hätteſt nur hören ſollen, wie ſie das ſagte, nicht blos ſo drüber hin, nein, es klang geradezu was von Bitterkeit mit durch, und ich ſah zu meinem Schmerz, wie veräußerlicht ſie iſt, und wie die verdammte neue Zeit ſie ganz in Banden hält."

„Hm," ſagte Schmidt, „das gefällt mir nicht, namentlich das mit den Wruken. Das iſt blos ein dummes Vornehmthun und iſt auch kulinariſch eine Thorheit; denn alle Gerichte, die Friedrich

Wilhelm I. liebte, so zum Beispiel Weißkohl mit Hammelfleisch oder Schlei mit Dill — ja, lieber Marcell, was will dagegen aufkommen? Und dagegen Front zu machen, ist einfach Unverstand. Aber glaube mir, Corinna macht auch nicht Front dagegen, dazu ist sie viel zu sehr ihres Vaters Tochter, und wenn sie sich darin gefallen hat, Dir von Modernität zu sprechen und Dir vielleicht eine Pariser Hutnadel oder eine Sommerjacke, dran alles chic und wieder chic ist, zu beschreiben und so zu thun, als ob es in der ganzen Welt nichts gäbe, was an Wert und Schönheit damit verglichen werden könnte, so ist das alles blos Feuerwerk, Phantasiethätigkeit, jeu d'Esprit, und wenn es ihr morgen paßt, Dir einen Pfarramtskandidaten in der Jasminlaube zu beschreiben, der selig in Lottchens Armen ruht, so leistet sie das mit demselben Aplomb und mit derselben Virtuosität. Das ist, was ich das Schmidt'sche nenne. Nein, Marcell, darüber darfst Du Dir keine grauen Haare wachsen lassen; das ist alles nicht ernstlich gemeint . . ."

Es i s t ernstlich gemeint . . ."

Und w e n n es ernstlich gemeint ist — was ich vorläufig noch nicht glaube, denn Corinna ist eine sonderbare Person — so nutzt ihr dieser Ernst

nichts, gar nichts, und es wird doch nichts draus. Darauf verlaß Dich, Marcell. Denn zum heiraten gehören zwei."

„Gewiß, Onkel. Aber Leopold will womöglich noch mehr als Corinna . . ."

„Was gar keine Bedeutung hat. Denn laß Dir sagen, und damit sprech' ich ein großes Wort gelassen aus: die Commerzienrätin will n i c h t."

„Bist Du dessen so sicher?"

„Ganz sicher."

„Und hast auch Zeichen dafür?"

„Zeichen und Beweise, Marcell. Und zwar Zeichen und Beweise, die Du in Deinem alten Onkel Wilibald Schmidt hier leibhaftig vor Dir siehst . . ."

„Das wäre."

„Ja, Freund, leibhaftig vor Dir siehst. Denn ich habe das Glück gehabt, an mir selbst, und zwar als Objekt und Opfer, das Wesen meiner Freundin Jenny studieren zu können. Jenny Bürstenbinder, das ist ihr Vatersname, wie Du vielleicht schon weißt, ist der Typus einer Bourgeoise. Sie war talentiert dafür, von Kindesbeinen an, und in jenen Zeiten, wo sie noch drüben in ihres Vaters Laden, wenn der Alte gerade nicht hinsah,

von den Traubenroſinen naſchte, da war ſie ſchon gerade ſo wie heut' und deklamierte den „Taucher" und den „Gang nach dem Eiſenhammer" und auch allerlei kleine Lieder, und wenn es recht was Rührendes war, ſo war ihr Auge ſchon damals immer in Thränen, und als ich eines Tages mein berühmtes Gedicht gedichtet hatte, Du weißt ſchon, das Unglücksding, das ſie ſeitdem immer ſingt und vielleicht auch heute wieder geſungen hat, da warf ſie ſich mir an die Bruſt und ſagte: „Wilibald, Einziger, das kommt von Gott." Ich ſagte halb verlegen etwas von meinem Gefühl und meiner Liebe, ſie blieb aber dabei, es ſei von Gott, und dabei ſchluchzte ſie dermaßen, daß ich, ſo glücklich ich einerſeits in meiner Eitelkeit war, doch auch wieder einen Schreck kriegte vor der Macht dieſer Gefühle. Ja, Marcell, das war ſo unſere ſtille Verlobung, ganz ſtill, aber doch immerhin eine Verlobung; wenigſtens nahm ich's dafür und ſtrengte mich rieſig an, um ſo raſch wie möglich mit meinem Studium am Ende zu ſein und mein Examen zu machen. Und ging auch alles vortrefflich. Als ich nun aber kam, um die Verlobung perfekt zu machen, da hielt ſie mich hin, war abwechſelnd vertraulich und dann wieder fremd, und während ſie nach wie vor das Lied ſang, *mein*

Lieb, liebäugelte ſie mit jedem, der ins Haus kam, bis endlich Treibel erſchien und dem Zauber ihrer kaſtanienbraunen Locken und mehr noch ihrer Sentimentalitäten erlag. Denn der Treibel von damals war noch nicht der Treibel von heut, und am andern Tag kriegte ich die Verlobungskarten. Alles in allem eine ſonderbare Geſchichte, daran, das glaub' ich ſagen zu dürfen, andere Freundſchaften geſcheitert wären; aber ich bin kein Übelnehmer und Spielverderber, und in dem Liede, drin ſich, wie Du weißt, „die Herzen finden" — beiläufig eine himmliſche Trivialität und ganz wie geſchaffen für Jenny Treibel — in dem Liede lebt unſre Freundſchaft fort bis dieſen Tag, ganz ſo, als ſei nichts vorgefallen. Und am Ende, warum auch nicht? Ich perſönlich bin drüber weg, und Jenny Treibel hat ein Talent, alles zu vergeſſen, was ſie vergeſſen will. Es iſt eine gefährliche Perſon und um ſo gefährlicher, als ſie's ſelbſt nicht recht weiß, und ſich aufrichtig einbildet, ein gefühlvolles Herz und vor allem ein Herz „für das Höhere" zu haben. Aber ſie hat nur ein Herz für das Ponderable, für alles, was ins Gewicht fällt und Zins trägt, und für viel weniger als eine halbe Million giebt ſie den Leopold nicht fort, die halbe Million mag herkommen, woher ſie

will. Und dieser arme Leopold selbst. So viel weißt Du doch, der ist nicht der Mensch des Aufbäumens oder der Escapade nach Gretna Green. Ich sage Dir, Marcell, unter Brückner thun es Treibels nicht, und Koegel ist ihnen noch lieber. Denn je mehr es nach Hof schmeckt, desto besser. Sie liberalisieren und sentimentalisieren beständig, aber das alles ist Farce; wenn es gilt Farbe zu bekennen, dann heißt es: Gold ist Trumpf und weiter nichts."

„Ich glaube, daß Du Leopold unterschätzest."

„Ich fürchte, daß ich ihn noch überschätze. Ich kenn' ihn noch aus der Untersekunda her. Weiter kam er nicht; wozu auch? Guter Mensch, Mittelgut, und als Charakter noch unter Mittel."

„Wenn Du mit Corinna sprechen könntest."

„Nicht nötig, Marcell. Durch Dreinreden stört man nur den natürlichen Gang der Dinge. Mag übrigens alles schwanken und unsicher sein, eines steht fest: der Charakter meiner Freundin Jenny. Da ruhen die Wurzeln Deiner Kraft. Und wenn Corinna sich in Tollheiten überschlägt, laß sie; den Ausgang der Sache kenn' ich. Du sollst sie haben, und Du wirst sie haben, und vielleicht eher, als Du denkst."

Achtes Kapitel.

Treibel war ein Frühauf, wenigstens für einen Commerzienrat, und trat nie später als acht Uhr in sein Arbeitszimmer, immer gestiefelt und gespornt, immer in sauberster Toilette. Er sah dann die Privatbriefe durch, that einen Blick in die Zeitungen und wartete, bis seine Frau kam, um mit dieser gemeinschaftlich das erste Frühstück zu nehmen. In der Regel erschien die Rätin sehr bald nach ihm, heut aber verspätete sie sich, und weil der eingegangenen Briefe nur ein paar waren, die Zeitungen aber, in denen schon der Sommer vorspukte, wenig Inhalt hatten, so geriet Treibel in einen leisen Zustand von Ungeduld und durchmaß, nachdem er sich rasch von seinem kleinen Ledersofa erhoben hatten, die beiden großen nebenangelegenen Räume, darin sich die Gesellschaft vom Tage vorher abgespielt hatte. Das obere Schiebefenster des Garten- und Eßsaales war ganz

heruntergelassen, so daß er, mit den Armen sich auflehnend, in bequemer Stellung in den unter ihm gelegenen Garten hinabsehen konnte. Die Scenerie war wie gestern, nur statt des Kakadu, der noch fehlte, sah man draußen die Honig, die, den Bologneser der Commerzienrätin an einer Strippe führend, um das Bassin herumschritt. Dies geschah jeden Morgen und dauerte Mal für Mal, bis der Kakadu seinen Stangenplatz einnahm oder in seinem blanken Käfig ins Freie gestellt wurde, worauf sich dann die Honig mit dem Bologneser zurückzog, um einen Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen den beiden gleichmäßig verwöhnten Lieblingen des Hauses zu vermeiden. Das alles indessen stand heute noch aus. Treibel, immer artig, erkundigte sich, von seiner Fensterstellung aus, erst nach dem Befinden des Fräuleins — was die Commerzienrätin, wenn sie's hörte, jedesmal sehr überflüssig fand — und fragte dann, als er beruhigende Versicherungen darüber entgegengenommen hatte, wie sie Mr. Nelson's englische Aussprache gefunden habe, dabei von der mehr oder weniger überzeugten Ansicht ausgehend, daß es jeder von einem Berliner Schulrat examinierten Erzieherin ein kleines sein müsse, dergleichen festzustellen. Die Honig, die diesen Glauben nicht gern

zerstören wollte, beschränkte sich darauf, die Korrektheit von Mr. Nelson's a anzuzweifeln und diesem seinem a eine nicht ganz statthafte Mittelstellung zwischen der englischen und schottischen Aussprache dieses Vokals zuzuerkennen, eine Bemerkung, die Treibel ganz ernsthaft hinnahm und weiter ausgesponnen haben würde, wenn er nicht im selben Moment ein leises ins Schloß fallen einer der Vorderthüren, also mutmaßlich das Eintreten der Commerzienrätin, erlauscht hätte. Treibel hielt es auf diese Wahrnehmung hin für angezeigt, sich von der Honig zu verabschieden, und schritt wieder auf sein Arbeitszimmer zu, in das in der That die Rätin eben eingetreten war. Das auf einem Tablett wohl arrangierte Frühstück stand schon da.

„Guten Morgen, Jenny . . . Wie geruht?"

„Doch nur passabel. Dieser furchtbare Vogelsang hat wie ein Alp auf mir gelegen."

„Ich würde gerade diese bildersprachliche Wendung doch zu vermeiden suchen. Aber wie Du darüber denkst . . . Im Übrigen, wollen wir das Frühstück nicht lieber draußen nehmen?"

Und der Diener, nachdem Jenny zugestimmt und ihrerseits auf den Knopf der Klingel gedrückt hatte, erschien wieder, um das Tablett auf einen

der kleinen, in der Veranda ſtehenden Tiſche hinauszutragen. „Es iſt gut, Friedrich," ſagte Treibel und ſchob jetzt höchſt eigenhändig eine Fußbank heran, um es dadurch zunächſt ſeiner Frau, zugleich aber auch ſich ſelber nach Möglichkeit bequem zu machen. Denn Jenny bedurfte ſolcher Huldigungen, um bei guter Laune zu bleiben.

Dieſe Wirkung blieb denn auch heute nicht aus. Sie lächelte, rückte die Zuckerſchale näher zu ſich heran und ſagte, während ſie die gepflegte weiße Hand über den großen Blockſtücken hielt: „eins oder zwei?"

„Zwei, Jenny, wenn ich bitten darf. Ich ſehe nicht ein, warum ich, der ich zur Runkelrübe, Gott ſei Dank, keine Beziehungen unterhalte, die billigen Zuckerzeiten nicht fröhlich mitmachen ſoll."

Jenny war einverſtanden, that den Zucker ein und ſchob gleich danach die kleine, genau bis an den Goldſtreifen gefüllte Taſſe dem Gemahl mit dem Bemerken zu: „Du haſt die Zeitungen ſchon durchgeſehen? Wie ſteht es mit Gladſtone?"

Treibel lachte mit ganz ungewöhnlicher Herzlichkeit. „Wenn es Dir recht iſt, Jenny, bleiben wir vorläufig noch diesſeits des Kanals, ſagen wir

in Hamburg oder doch in der Welt des Hamburgiſchen, und transponieren uns die Frage nach Gladſtone's Befinden in eine Frage nach unſerer Schwiegertochter Helene. Sie war offenbar verſtimmt, und ich ſchwanke nur noch, was in ihren Augen die Schuld trug. War es, daß ſie ſelber nicht gut genug placiert war, oder war es, daß wir Mr. Nelſon, ihren uns gütigſt überlaſſenen oder, um es berliniſch zu ſagen, ihren uns aufgepuckelten Ehrengaſt, ſo ganz einfach zwiſchen die Honig und Corinna geſetzt hätten?"

„Du haſt eben gelacht, Treibel, weil ich nach Gladſtone fragte, was Du nicht hätteſt thun ſollen, denn wir Frauen dürfen ſo 'was fragen, wenn wir auch 'was ganz anderes meinen; aber ihr Männer dürft uns das nicht nachmachen wollen. Schon deshalb nicht, weil es Euch nicht glückt oder doch jedenfalls noch weniger als uns. Denn ſo viel iſt doch gewiß und kann Dir nicht entgangen ſein, ich habe niemals einen entzückteren Menſchen geſehen, als den guten Nelſon; alſo wird Helene wohl nichts dagegen gehabt haben, daß wir ihren Protegé grade ſo placierten, wie geſchehen. Und wenn das auch eine ewige Eiferſucht iſt zwiſchen ihr und Corinna, die ſich, ihrer Meinung nach, zu viel herausnimmt und . . ."

„. . . Und unweiblich ist und unhamburgisch, was nach ihrer Meinung so ziemlich zusammenfällt . . .“

„. . . So wird sie's ihr gestern,“ fuhr Jenny, der Unterbrechung nicht achtend, fort, „wohl zum erstenmale verziehen haben, weil es ihr selber zu gute kam oder ihrer Gastlichkeit, von der sie persönlich freilich so mangelhafte Proben gegeben hat. Nein, Treibel, nichts von Verstimmung über Mr. Nelson's Platz. Helene schmollt mit uns beiden, weil wir alle Anspielungen nicht verstehen wollen und ihre Schwester Hildegard noch immer nicht eingeladen haben. Übrigens ist Hildegard ein lächerlicher Name für eine Hamburgerin. Hildegard heißt man in einem Schlosse mit Ahnenbildern oder wo eine weiße Frau spukt. Helene schmollt mit uns, weil wir hinsichtlich Hildegard's so sehr schwerhörig sind.“

„Worin sie recht hat.“

„Und ich finde, daß sie darin unrecht hat. Es ist eine Anmaßung, die an Insolenz grenzt. Was soll das heißen? Sind wir in einem fort dazu da, dem Holzhof und seinen Angehörigen Honneurs zu machen? Sind wir dazu da, Helenens und ihrer Eltern Pläne zu begünstigen? Wenn unsre Frau Schwiegertochter durchaus die gastliche

Schweſter ſpielen will, ſo kann ſie Hildegard ja jeden Tag von Hamburg her verſchreiben und das verwöhnte Püppchen entſcheiden laſſen, ob die Alſter bei der Uhlenhorſt oder die Spree bei Treptow ſchöner iſt. Aber was geht uns das alles an. Otto hat ſeinen Holzhof ſo gut, wie Du Deinen Fabrikhof, und ſeine Villa finden viele Leute hübſcher als die unſre, was auch zutrifft. Unſre iſt beinah altmodiſch und jedenfalls viel zu klein, ſo daß ich oft nicht aus noch ein weiß. Es bleibt dabei, mir fehlen wenigſtens zwei Zimmer. Ich mag davon nicht viel Worte machen, aber wie kommen wir dazu, Hildegard einzuladen, als ob uns daran läge, die Beziehungen der beiden Häuſer aufs eifrigſte zu pflegen, und wie wenn wir nichts ſehnlicher wünſchten, als noch mehr Hamburger Blut in die Familie zu bringen . . ."

„Aber Jenny . . ."

„Nichts von ‚aber', Treibel. Von ſolchen Sachen verſteht ihr nichts, weil ihr kein Auge dafür habt. Ich ſage Dir, auf ſolche Pläne läuft es hinaus, und deshalb ſollen wir die Einladenden ſein. Wenn Helene Hildegarden einlädt, ſo bedeutet das ſo wenig, daß es nicht einmal die Trinkgelder wert iſt, und die neuen Toiletten nun ſchon gewiß nicht. Was hat es für eine Be-

deutung, wenn sich zwei Schwestern wiedersehen? Gar keine, sie passen nicht 'mal zusammen und schrauben sich beständig; aber wenn wir Hildegard einladen, so heißt das, die Treibel's sind unendlich entzückt über ihre erste Hamburger Schwiegertochter und würden es für ein Glück und eine Ehre ansehen, wenn sich das Glück erneuern und verdoppeln und Fräulein Hildegard Munk Frau Leopold Treibel werden wollte. Ja, Freund, darauf läuft es hinaus. Es ist eine abgekartete Sache. Leopold soll Hildegard oder eigentlich Hildegard soll Leopold heiraten; denn Leopold ist blos passiv und hat zu gehorchen. Das ist das, was die Munk's wollen, was Helene will, und was unser armer Otto, der, Gott weiß es, nicht viel sagen darf, schließlich auch wird wollen müssen. Und weil wir zögern und mit der Einladung nicht recht heraus wollen, deshalb schmollt und grollt Helene mit uns und spielt die Zurückhaltende und Gekränkte und giebt die Rolle nicht einmal auf an einem Tage, wo ich ihr einen großen Gefallen gethan und ihr den Mr. Nelson hierher eingeladen habe, bloß damit ihr die Plättbolzen nicht kalt werden."

Treibel lehnte sich weiter zurück in den Stuhl und blies kunstvoll einen kleinen Ring in die Luft.

„Ich glaube nicht, daß Du recht haſt. Aber wenn Du recht hätteſt, was thäte es? Otto lebt ſeit acht Jahren in einer glücklichen Ehe mit Helenen, was auch nur natürlich iſt; ich kann mich nicht entſinnen, daß irgend wer aus meiner Bekanntſchaft mit einer Hamburgerin in einer unglücklichen Ehe gelebt hätte. Sie ſind alle ſo zweifelsohne, haben innerlich und äußerlich ſo 'was ungewöhnlich Gewaſchenes und bezeugen in allem, was ſie thun und nicht thun, die Richtigkeit der Lehre vom Einfluß der guten Kinderſtube. Man hat ſich ihrer nie zu ſchämen, und ihrem zwar beſtrittenen, aber im Stillen immer gehegten Herzenswunſche, „für eine Engländerin gehalten zu werden", dieſem Ideale kommen ſie meiſtens ſehr nah. Indeſſen das mag auf ſich beruhen. So viel ſteht jedenfalls feſt, und ich muß es wiederholen, Helene Munk hat unſern Otto glücklich gemacht, und es iſt mir höchſt wahrſcheinlich, daß Hildegard Munk unſern Leopold auch glücklich machen würde, ja noch glücklicher. Und wär' auch keine Hexerei, denn einen beſſeren Menſchen als unſern Leopold giebt es eigentlich überhaupt nicht; er iſt ſchon beinah eine Suſe . . ."

„Beinah?" ſagte Jenny. „Du kannſt ihn dreiſt für voll nehmen. Ich weiß nicht, wo beide Jungen

dieſe Milchſuppenſchaft herhaben. Zwei geborene Berliner, und ſind eigentlich, wie wenn ſie von Herrnhut oder Gnadenfrei kämen. Sie haben doch beide 'was Schläfriges, und ich weiß wirklich nicht, Treibel, auf wen ich es ſchieben ſoll . . ."

„Auf mich, Jenny, natürlich auf mich . . ."

„Und wenn ich auch ſehr wohl weiß," fuhr Jenny fort, „wie nutzlos es iſt, ſich über dieſe Dinge den Kopf zu zerbrechen, und leider auch weiß, daß ſich ſolche Charaktere nicht ändern laſſen, ſo weiß ich doch auch, daß man die Pflicht hat, da zu helfen, wo noch geholfen werden kann. Bei Otto haben wir's verſäumt und haben zu ſeiner eignen Temperamentloſigkeit dieſe temperamentloſe Helene hinzugethan, und was dabei herauskommt, das ſiehſt Du nun an Lizzi, die doch die größte Puppe iſt, die man nur ſehen kann. Ich glaube, Helene wird ſie noch, auf Vorderzähne-zeigen hin, engliſch abrichten. Nun, meinetwegen. Aber ich bekenne Dir, Treibel, daß ich an einer ſolchen Schwiegertochter und einer ſolchen Enkelin gerade genug habe, und daß ich den armen Jungen, den Leopold, etwas paſſender als in der Familie Munk unterbringen möchte."

„Du möchteſt einen forſchen Menſchen aus ihm machen, einen Cavalier, einen Sportsman . . ."

„Nein, einen forschen Menschen nicht, aber einen Menschen überhaupt. Zum Menschen gehört Leidenschaft, und wenn er eine Leidenschaft fassen könnte, sieh, das wäre 'was, das würd' ihn 'rausreißen, und so sehr ich allen Skandal hasse, ich könnte mich beinah freuen, wenn's irgend so 'was gäbe, natürlich nichts Schlimmes, aber doch wenigstens 'was Apartes."

„Male den Teufel nicht an die Wand, Jenny. Daß er sich aufs Entführen einläßt, ist mir, ich weiß nicht, soll ich sagen leider oder glücklicherweise, nicht sehr wahrscheinlich; aber man hat Exempel von Beispielen, daß Personen, die zum Entführen durchaus nicht das Zeug hatten, gleichsam, wie zur Strafe dafür, entführt wurden. Es giebt ganz verflixte Weiber, und Leopold ist gerade schwach genug, um vielleicht einmal in den Sattel einer armen und etwas emanzipierten Edeldame, die natürlich auch Schmidt heißen kann, hineingehoben und über die Grenze geführt zu werden . . ."

„Ich glaub' es nicht," sagte die Commerzienrätin, „er ist leider auch dafür zu stumpf." Und sie war von der Ungefährlichkeit der Gesamtlage so fest überzeugt, daß sie nicht einmal der vielleicht blos zufällig, aber vielleicht auch absichtlich gesprochene Name „Schmidt" stutzig gemacht hatte.

„Schmidt", das war nur so herkömmlich hingeworfen, weiter nichts, und in einem halb übermütigen, Jugendanfluge gefiel sich die Rätin sogar in stiller Ausmalung einer Escapade: Leopold, mit aufgesetztem Schnurrbart, auf dem Wege nach Italien und mit ihm eine Freiin aus einer pommerschen oder schlesischen Verwogenheitsfamilie, die Reiherfeder am Hut und den schottisch karierten Mantel über den etwas fröstelnden Liebhaber ausgebreitet. All' das stand vor ihr, und beinah traurig sagte sie zu sich selbst: „Der arme Junge. Ja, wenn er dazu das Zeug hätte!"

* * *

Es war um die neunte Stunde, daß die alten Treibel's dies Gespräch führten, ohne jede Vorstellung davon, daß um eben diese Zeit auch die auf ihrer Veranda das Frühstück nehmenden jungen Treibel's der Gesellschaft vom Tage vorher gedachten. Helene sah sehr hübsch aus, wozu nicht nur die kleidsame Morgentoilette, sondern auch eine gewisse Belebtheit in ihren sonst matten und beinah vergißmeinnichtblauen Augen ein Erhebliches beitrug. Es war ganz ersichtlich, daß sie bis diese Minute mit ganz besonderem Eifer auf den halb verlegen

vor sich hinsehenden Otto eingepredigt haben mußte; ja, wenn nicht alles täuschte, wollte sie mit diesem Ansturm eben fortfahren, als das Erscheinen Lizzi's und ihrer Erzieherin, Fräulein Wulsten, dies Vorhaben unterbrach.

Lizzi, trotz früher Stunde, war schon in vollem Staate. Das etwas gewellte blonde Haar des Kindes hing bis auf die Hüften herab; im Übrigen aber war alles weiß, das Kleid, die hohen Strümpfe, der Überfallkragen, und nur um die Taille herum, wenn sich von einer solchen sprechen ließ, zog sich eine breite rote Schärpe, die von Helenen nie „rote Schärpe", sondern immer nur „pink-coloured scarf" genannt wurde. Die Kleine, wie sie sich da präsentierte, hätte sofort als symbolische Figur auf den Wäscheschrank ihrer Mutter gestellt werden können, so sehr war sie der Ausdruck von Weißzeug mit einem roten Bändchen drum. Lizzi galt im ganzen Kreise der Bekannten als Musterkind, was das Herz Helenens einerseits mit Dank gegen Gott, andrerseits aber auch mit Dank gegen Hamburg erfüllte, denn zu den Gaben der Natur, die der Himmel hier so sichtlich verliehen, war auch noch eine Mustererziehung hinzugekommen, wie sie eben nur die Hamburger Tradition geben konnte. Diese Mustererziehung hatte gleich mit dem ersten

Lebenstage des Kindes begonnen. Helene, „weil es unschön sei“ — was übrigens von Seiten des damals noch um sieben Jahre jüngeren Krola bestritten wurde — war nicht zum Selbstnähren zu bewegen gewesen, und da bei den nun folgenden Verhandlungen eine seitens des alten Commerzienrats in Vorschlag gebrachte Spreewälderamme mit dem Bemerken „es gehe bekanntlich so viel davon auf das unschuldige Kind über“ abgelehnt worden war, war man zu dem einzig verbleibenden Auskunftsmittel übergegangen. Eine verheiratete, von dem Geistlichen der Thomasgemeinde warm empfohlene Frau hatte das Aufpäppeln mit großer Gewissenhaftigkeit und mit der Uhr in der Hand übernommen, wobei Lizzi so gut gediehen war, daß sich eine Zeitlang sogar kleine Grübchen auf der Schulter gezeigt hatten. Alles normal und beinah' über das Normale hinaus. Unser alter Commerzienrat hatte denn auch der Sache nie so recht getraut, und erst um ein Erhebliches später, als sich Lizzi mit einem Trennmesser in den Finger geschnitten hatte (das Kindermädchen war dafür entlassen worden), hatte Treibel beruhigt ausgerufen: „Gott sei Dank, so viel ich sehen kann, es ist wirkliches Blut.“

Ordnungsmäßig hatte Lizzi's Leben begonnen,

und ordnungsmäßig war es fortgesetzt worden. Die Wäsche, die sie trug, führte durch den Monat hin die genau korrespondierende Tageszahl, so daß man ihr, wie der Großvater sagte, das jedesmalige Datum vom Strumpf lesen konnte. „Heut ist der zehnte.“ Der Puppenkleiderschrank war an den Riegeln numeriert, und als es geschah (und dieser schreckliche Tag lag noch nicht lange zurück), daß Lizzi, die sonst die Sorglichkeit selbst war, in ihrer, mit allerlei Kästen ausstaffierten Puppenküche Gries in den Kasten gethan hatte, der doch ganz deutlich die Aufschrift „Linsen“ trug, hatte Helene Veranlassung genommen, ihrem Liebling die Tragweite solchen Fehlgriffs auseinanderzusetzen. „Das ist nichts Gleichgültiges, liebe Lizzi. Wer Großes hüten will, muß auch das Kleine zu hüten verstehen. Bedenke, wenn Du ein Brüderchen hättest, und das Brüderchen wäre vielleicht schwach, und Du willst es mit Eau de Cologne bespritzen, und Du bespritzest es mit Eau de Javelle, ja, meine Lizzi, so kann Dein Brüderchen blind werden, oder wenn es ins Blut geht, kann es sterben. Und doch wäre es noch eher zu entschuldigen, denn beides ist weiß und sieht aus wie Wasser; aber Gries und Linsen, meine liebe Lizzi, das ist doch ein starkes Stück von Unaufmerk-

samkeit oder, was noch schlimmer wäre, von Gleichgültigkeit."

So war Lizzi, die übrigens zu weiterer Genugthuung der Mutter einen Herzmund hatte. Freilich, die zwei blanken Vorderzähne waren immer noch nicht sichtbar genug, um Helenen eine recht volle Herzensfreude gewähren zu können, und so wandten sich ihre mütterlichen Sorgen auch in diesem Augenblicke wieder der ihr so wichtigen Zahnfrage zu, weil sie davon ausging, daß es hier dem von der Natur so glücklich gegebenen Material bis dahin nur an der rechten erziehlichen Aufmerksamkeit gefehlt habe. „Du kneifst wieder die Lippen so zusammen, Lizzi; das darf nicht sein. Es sieht besser aus, wenn der Mund sich halb öffnet, fast so wie zum Sprechen. Fräulein Wulsten, ich möchte Sie doch bitten, auf diese Kleinigkeit, die keine Kleinigkeit ist, mehr achten zu wollen ... Wie steht es denn mit dem Geburtstagsgedicht?"

„Lizzi giebt sich die größte Mühe."

„Nun, dann will ich Dir Deinen Wunsch auch erfüllen, Lizzi. Lade Dir die kleine Felgentreu zu heute Nachmittag ein Aber natürlich erst die Schularbeiten ... Und jetzt kannst Du, wenn Fräulein Wulsten es erlaubt (diese verbeugte sich), im Garten spazieren gehen, überall wo Du willst,

nur nicht nach dem Hof zu, wo die Bretter über der Kalkgrube liegen. Otto, Du ſollteſt das ändern; die Bretter ſind ohnehin ſo morſch."

Lizzi war glücklich, eine Stunde frei zu haben, und nachdem ſie der Mama die Hand geküßt und noch die Warnung, ſich vor der Waſſertonne zu hüten, mit auf den Weg gekriegt hatte, brachen das Fräulein und Lizzi auf, und das Elternpaar blickte dem Kinde nach, das ſich noch ein paarmal umſah und dankbar der Mutter zunickte.

„Eigentlich," ſagte dieſe, „hätte ich Lizzi gern hier behalten und eine Seite Engliſch mit ihr geleſen; die Wulſten verſteht es nicht und hat eine erbärmliche Ausſprache, ſo low, ſo vulgar. Aber ich bin gezwungen, es bis morgen zu laſſen, denn wir müſſen das Geſpräch zu Ende bringen. Ich ſage nicht gern etwas gegen Deine Eltern, denn ich weiß, daß es ſich nicht ſchickt, und weiß auch, daß es Dich bei Deinem eigentümlich ſtarren Charakter (Otto lächelte) nur noch in dieſer Deiner Starrheit beſtärken wird; aber man darf die Schicklichkeitsfragen, ebenſo wie die Klugheitsfragen, nicht über alles ſtellen. Und das thäte ich, wenn ich länger ſchwiege. Die Haltung Deiner Eltern iſt in dieſer Frage geradezu kränkend für mich und faſt mehr noch für meine Familie. Denn ſei mir

nicht böse, Otto, aber wer sind am Ende die Treibel's? Es ist mißlich, solche Dinge zu berühren, und ich würde mich hüten, es zu thun, wenn Du mich nicht geradezu zwängest, zwischen unsren Familien abzuwägen."

Otto schwieg und ließ den Theelöffel auf seinem Zeigefinger balancieren, Helene aber fuhr fort: „Die Munk's sind ursprünglich dänisch, und ein Zweig, wie Du recht gut weißt, ist unter König Christian gegraft worden. Als Hamburgerin und Tochter einer Freien Stadt will ich nicht viel davon machen, aber es ist doch immerhin was. Und nun gar von meiner Mutter Seite! Die Thompson's sind eine Syndikatsfamilie. Du thust, als ob das nichts sei. Gut, es mag auf sich beruhen, und nur so viel möcht' ich Dir noch sagen dürfen, unsre Schiffe gingen schon nach Messina, als Deine Mutter noch in dem Apfelsinenladen spielte, draus Dein Vater sie hervorgeholt hat. Material- und Colonialwaren. Ihr nennt das hier auch Kaufmann . . . ich sage nicht Du . . . aber Kaufmann und Kaufmann ist ein Unterschied."

Otto ließ alles über sich ergehen und sah den Garten hinunter, wo Lizzi Fangball spielte.

„Hast Du noch überhaupt vor, Otto, auf das, was ich sagte, mir zu antworten?"

„Am liebſten nein, liebe Helene. Wozu auch? Du kannſt doch nicht von mir verlangen, daß ich in dieſer Sache Deiner Meinung bin, und wenn ich es nicht bin und das ausſpreche, ſo reize ich Dich nur noch mehr. Ich finde, daß Du doch mehr forderſt, als Du fordern ſollteſt. Meine Mutter iſt von großer Aufmerkſamkeit gegen Dich und hat Dir noch geſtern einen Beweis davon gegeben; denn ich bezweifle ſehr, daß ihr das unſrem Gaſt zu Ehren gegebene Diner beſonders zu paß kam. Du weißt außerdem, daß ſie ſparſam iſt, wenn es nicht ihre Perſon gilt."

„Sparſam," lachte Helene.

„Nenn' es Geiz; mir gleich. Sie läßt es aber trotzdem nie an Aufmerkſamkeit fehlen, und wenn die Geburtstage da ſind, ſo ſind auch ihre Geſchenke da. Das ſtimmt Dich aber alles nicht um, im Gegenteil, Du wächſt in Deiner beſtändigen Auflehnung gegen die Mama und das alles nur, weil ſie Dir durch ihre Haltung zu verſtehen giebt, daß das, was Papa die „Hamburgerei" nennt, nicht das höchſte in der Welt iſt, und daß der liebe Gott ſeine Welt nicht um der Munk's willen geſchaffen hat . . ."

„Sprichſt Du das Deiner Mutter nach oder thuſt Du von Deinem Eignen noch 'was hinzu?

Fast klingt es so; Deine Stimme zittert ja beinah."

„Helene, wenn Du willst, daß wir die Sache ruhig durchsprechen und alles in Billigkeit und mit Rücksicht für hüben und drüben abwägen, so darfst Du nicht beständig Öl ins Feuer gießen. Du bist so gereizt gegen die Mama, weil sie Deine Anspielungen nicht verstehen will und keine Miene macht, Hildegard einzuladen. Darin hast Du aber unrecht. Soll das Ganze blos etwas Geschwisterliches sein, so muß die Schwester die Schwester einladen; das ist dann eine Sache, mit der meine Mama herzlich wenig zu thun hat . . ."

„Sehr schmeichelhaft für Hildegard und auch für mich . . ."

„. . . Soll aber ein andrer Plan damit verfolgt werden, und Du hast mir zugestanden, daß dies der Fall ist, so muß das, so wünschenswert solche zweite Familienverbindung ganz unzweifelhaft auch für die Treibel's sein würde, so muß das unter Verhältnissen geschehen, die den Charakter des Natürlichen und Ungezwungenen haben. Lädst Du Hildegard ein und führt das, sagen wir einen Monat später oder zwei zur Verlobung mit Leopold, so haben wir genau das, was ich den natürlichen und ungezwungenen Weg nenne; schreibt

aber meine Mama den Einladungsbrief an Hildegard und ſpricht ſie darin aus, wie glücklich ſie ſein würde, die Schweſter ihrer lieben Helene recht, recht lange bei ſich zu ſehen und ſich des Glücks der Geſchwiſter mitfreuen zu können, ſo drückt ſich darin ziemlich unverblümt eine Huldigung und ein aufrichtiges ſich Bemühen um Deine Schweſter Hildegard aus, und das will die Firma Treibel vermeiden."

„Und das billigſt Du?"

„Ja."

„Nun, das iſt wenigſtens deutlich. Aber weil es deutlich iſt, darum iſt es noch nicht richtig. Alles, wenn ich Dich recht verſtehe, dreht ſich alſo um die Frage, wer den erſten Schritt zu thun habe."

Otto nickte.

„Nun, wenn dem ſo iſt, warum wollen die Treibel's ſich ſträuben, dieſen erſten Schritt zu thun? Warum, frage ich. So lange die Welt ſteht, iſt der Bräutigam oder der Liebhaber der, der wirbt . . ."

„Gewiß, liebe Helene. Aber bis zum Werben ſind wir noch nicht. Vorläufig handelt es ſich noch um Einleitungen, um ein Brückenbauen, und dies

Brückenbauen ist an denen, die das größere Interesse daran haben."

„Ah," lachte Helene. „Wir, die Munks . . . und das größere Interesse! Otto, das hättest Du nicht sagen sollen, nicht weil es mich und meine Familie herabsetzt, sondern weil es die ganze Treibelei und Dich an der Spitze mit einem Ridicül ausstattet, das dem Respekt, den die Männer doch beständig beanspruchen, nicht allzu vorteilhaft ist. Ja, Freund, Du forderst mich heraus, und so will ich Dir denn offen sagen, auf Eurer Seite liegt Interesse, Gewinn, Ehre. Und daß ihr das empfindet, das müßt ihr eben bezeugen, dem müßt ihr einen nicht mißzuverstehenden Ausdruck geben. Das ist der erste Schritt, von dem ich gesprochen. Und da ich 'mal bei Bekenntnissen bin, so laß mich Dir sagen, Otto, daß diese Dinge, neben ihrer ernsten und geschäftlichen Seite, doch auch noch eine persönliche Seite haben, und daß es Dir, so nehm' ich vorläufig an, nicht in den Sinn kommen kann, unsre Geschwister in ihrer äußeren Erscheinung miteinander vergleichen zu wollen. Hildegard ist eine Schönheit und gleicht ganz ihrer Großmutter Elisabeth Thompson (nach der wir ja auch unsere Lizzi getauft haben) und hat den chic einer Lady; Du hast mir das selber

früher zugeſtanden. Und nun ſieh Deinen Bruder Leopold! Er iſt ein guter Menſch, der ſich ein Reitpferd angeſchafft hat, weil er's durchaus zwingen will, und ſchnallt ſich nun jeden Morgen die Steigbügel ſo hoch wie ein Engländer. Aber es nutzt ihm nichts. Er iſt und bleibt doch unter Durchſchnitt, jedenfalls weitab vom Cavalier, und wenn Hildegard ihn nähme (ich fürchte, ſie nimmt ihn nicht), ſo wäre das wohl der einzige Weg, noch etwas wie einen perfekten Gentleman aus ihm zu machen. Und das kannſt Du Deiner Mama ſagen."

„Ich würde vorziehen, Du thäteſt es."

„Wenn man aus einem guten Hauſe ſtammt, vermeidet man Ausſprachen und Scenen . . ."

„Und macht ſie dafür dem Manne."

„Das iſt etwas anderes."

„Ja," lachte Otto. Aber in ſeinem Lachen war etwas Melancholiſches.

* * *

Leopold Treibel, der im Geſchäft ſeines älteren Bruders thätig war, während er im elterlichen Hauſe wohnte, hatte ſein Jahr bei den Gardedragonern abdienen wollen, war aber, wegen zu

flacher Bruſt, nicht angenommen worden, was die ganze Familie ſchwer gekränkt hatte. Treibel ſelbſt kam ſchließlich drüber weg, weniger die Commerzienrätin, am wenigſten Leopold ſelbſt, der — wie Helene bei jeder Gelegenheit und auch an dieſem Morgen wieder zu betonen liebte — zur Auswetzung der Scharte wenigſtens Reitſtunde genommen hatte. Jeden Tag war er zwei Stunden im Sattel und machte dabei, weil er ſich wirklich Mühe gab, eine ganz leidliche Figur.

Auch heute wieder, an demſelben Morgen, an dem die alten und jungen Treibel's ihren Streit über dasſelbe gefährliche Thema führten, hatte Leopold, ohne die geringſte Ahnung davon, ſowohl Veranlaſſung wie Mittelpunkt derartiger heikler Geſpräche zu ſein, ſeinen wie gewöhnlich auf Treptow zu gerichteten Morgenausflug angetreten und ritt, von der elterlichen Wohnung aus, die zu ſo früher Stunde noch wenig beliebte Köpnickerſtraße hinunter, erſt an ſeines Bruders Villa, dann an der alten Pionierkaſerne vorüber. Die Kaſernenuhr ſchlug eben ſieben, als er das Schleſiſche Thor paſſierte. Wenn ihn dies im Sattelſein ohnehin ſchon an jedem Morgen erfreute, ſo beſonders heut, wo die Vorgänge des vorausgegangenen Abends, am meiſten aber die zwiſchen Mr. Nelſon und

Corinna geführten Gespräche noch ſtark in ihm nachwirkten, ſo ſtark, daß er mit dem ihm ſonſt wenig verwandten Ritter Karl von Eichenhorſt wohl den gemeinſchaftlichen Wunſch des „Sich Ruhe-Reitens“ in ſeinem Buſen hegen durfte. Was ihm equeſtriſch dabei zur Verfügung ſtand, war freilich nichts weniger als ein Dänenroß voll Kraft und Feuer, ſondern nur ein ſchon lange Zeit in der Manege gehender Gradißer, dem etwas Extravagantes nicht mehr zugemutet werden konnte. Leopold ritt denn auch Schritt, ſo ſehr er ſich wünſchte, davonſtürmen zu können. Erſt ganz allmählich fiel er in einen leichten Trab und blieb darin, bis er den Schafgraben und gleich danach den in geringer Entfernung gelegenen „Schleſiſchen Buſch“ erreicht hatte, drin am Abend vorher, wie ihm Johann noch im Momente des Abreitens erzählt hatte, wieder zwei Frauenzimmer und ein Uhrmacher beraubt worden waren. „Daß dieſer Unfug auch gar kein Ende nehmen will! Schwäche, Polizeiverſäumnis.“ Indeſſen bei hellem Tageslichte bedeutete das alles nicht allzu viel, weshalb Leopold in der angenehmen Lage war, ſich der rings umher ſchlagenden Amſeln und Finken unbehindert freuen zu können. Und kaum minder genoß er, als er aus dem „Schleſiſchen Buſche“ wieder

heraus war, der freien Straße, zu deren Rechten sich Saat und Kornfelder dehnten, während zur Linken die Spree mit ihren nebenher laufenden Parkanlagen den Weg begrenzte. Das alles war so schön, so morgenfrisch, daß er das Pferd wieder in Schritt fallen ließ. Aber freilich, so langsam er ritt, bald war er trotzdem an der Stelle, wo, vom andern Ufer her, das kleine Fährboot herüberkam, und als er anhielt, um dem Schauspiele besser zusehen zu können, trabten von der Stadt her auch schon einige Reiter auf der Chaussee heran, und ein Pferdebahnwagen glitt vorüber, drin, so viel er sehen konnte, keine Morgengäste für Treptow saßen. Das war so recht, was ihm paßte, denn sein Frühstück im Freien, was ihn dort regelmäßig erquickte, war nur noch die halbe Freude, wenn ein halb Dutzend echte Berliner um ihn herumsaßen und ihren mitgebrachten Affenpinscher über die Stühle springen oder vom Steg aus apportieren ließen. Das alles, wenn dieser leere Wagen nicht schon einen vollbesetzten Vorläufer gehabt hatte, war für heute nicht zu befürchten.

Gegen halb acht war er draußen, und einen halbwachsenen Jungen mit nur einem Arm und dem entsprechenden losen Ärmel (den er beständig in der Luft schwenkte) heranwinkend, stieg er jetzt

ab und sagte, während er dem Einarmigen die Zügel gab: „Führ es unter die Linde, Fritz. Die Morgensonne sticht hier so.“ Der Junge that auch, wie ihm geheißen, und Leopold seinerseits ging nun an einem von Liguster überwachsenen Staketenzaun auf den Eingang des Treptower Etablissements zu. Gott sei Dank, hier war alles wie gewünscht, sämtliche Tische leer, die Stühle umgekippt und auch von Kellnern niemand da, als sein Freund Mützell, ein auf sich haltender Mann von Mitte der Vierzig, der schon in den Vormittagsstunden einen beinahe fleckenlosen Frack trug und die Trinkgelderfrage mit einer erstaunlichen, übrigens von Leopold (der immer sehr splendid war) nie herausgeforderten Gentilezza behandelte. „Sehen Sie, Herr Treibel,“ so waren, als das Gespräch einmal in dieser Richtung lief, seine Worte gewesen, „die meisten wollen nicht recht und streiten einem auch noch 'was ab, besonders die Damens, aber viele sind auch wieder gut und manche sogar sehr gut und wissen, daß man von einer Cigarre nicht leben kann und die Frau zu Hause mit ihren drei Kindern erst recht nicht. Und sehen Sie, Herr Treibel, die geben und besonders die kleinen Leute. Da war erst gestern wieder einer hier, der schob mir aus Ver-

ſehen ein Fünfzig-Pfennigſtück zu, weil er's für einen Zehner hielt, und als ich's ihm ſagte, nahm er's nicht wieder und ſagte blos: „Das hat ſo ſein ſollen, Freund und Kupferſtecher; mitunter fällt Oſtern und Pfingſten auf einen Dag.“

Das war vor Wochen geweſen, daß Mützell ſo zu Leopold Treibel geſprochen hatte. Beide ſtanden überhaupt auf einem Plauderfuß, was aber für Leopold noch angenehmer als dieſe Plauderei war, war, daß er über Dinge, die ſich von ſelbſt verſtanden, gar nicht erſt zu ſprechen brauchte. Mützell, wenn er den jungen Treibel in das Lokal eintreten und über den friſchgeharkten Kies hin auf ſeinen Platz in unmittelbarer Nähe des Waſſers zuſchreiten ſah, ſalutierte blos von fern und zog ſich dann ohne weiteres in die Küche zurück, von der aus er nach drei Minuten mit einem Tablett, auf dem eine Taſſe Kaffee mit ein paar engliſchen Biscuits und ein großes Glas Milch ſtand, wieder unter den Frontbäumen erſchien. Das große Glas Milch war Hauptſache, denn Sanitätsrat Lohmeyer hatte noch nach der letzten Auscultation zur Commerzienrätin geſagt: „Meine gnädigſte Frau, noch hat es nichts zu bedeuten, aber man muß vorbeugen, dazu ſind wir da; im Übrigen iſt unſer Wiſſen Stückwerk. Alſo

wenn ich bitten darf, so wenig Kaffee wie möglich und jeden Morgen ein Liter Milch."

Auch heute hatte bei Leopold's Erscheinen die sich täglich wiederholende Begegnungsscene gespielt: Mützell war auf die Küche zu verschwunden und tauchte jetzt in Front des Hauses wieder auf, das Tablett auf den fünf Fingerspitzen seiner linken Hand mit beinahe zirkushafter Virtuosität balancierend.

„Guten Morgen, Herr Treibel. Schöner Morgen heute Morgen."

„Ja, lieber Mützell. Sehr schön. Aber ein bißchen frisch. Besonders hier am Wasser. Mich schuddert ordentlich, und ich bin schon auf- und abgegangen. Lassen Sie sehen, Mützell, ob der Kaffee warm ist."

Und ehe der so freundlich Angesprochene das Tablett auf den Tisch setzen konnte, hatte Leopold die kleine Tasse schon herabgenommen und sie mit einem Zuge geleert.

„Ah, brillant. Das thut einem alten Menschen wohl. Und nun will ich die Milch trinken, Mützell; aber mit Andacht Und wenn ich damit fertig bin, — die Milch ist immer ein bißchen labbrig, was aber kein Tadel sein soll, gute Milch muß eigentlich immer ein bißchen labbrig

sein — wenn ich damit fertig bin, bitt' ich noch um eine . . ."

„Kaffee?"

„Freilich, Mützell."

„Ja, Herr Treibel . . ."

„Nun, was ist? Sie machen ja ein ganz verlegenes Gesicht, Mützell, als ob ich was ganz besonderes gesagt hätte."

„Ja, Herr Treibel . . ."

„Nun, zum Donnerwetter, was ist denn los?"

„Ja, Herr Treibel, als die Frau Mama vorgestern hier waren und der Herr Commerzienrat auch, und auch das Gesellschaftsfräulein, und Sie Herr Leopold eben nach dem Sperl und dem Carousſel gegangen waren, da hat mir die Frau Mama gesagt: „Hören Sie, Mützell, ich weiß, er kommt beinahe jeden Morgen, und ich mache Sie verantwortlich . . . eine Tasse; nie mehr . . . Sanitätsrat Lohmeyer, der ja auch 'mal Ihre Frau behandelt hat, hat es mir im Vertrauen, aber doch mit allem Ernste gesagt: zwei sind Gift . . ."

„So . . . Und hat meine Mama vielleicht noch mehr gesagt?"

„Die Frau Commerzienrätin sagten auch noch: „Ihr Schade soll es nicht sein, Mützell . . . Ich

kann nicht sagen, daß mein Sohn ein passionierter Mensch ist, er ist ein guter Mensch, ein lieber Mensch . . .' Sie verzeihen, Herr Treibel, daß ich Ihnen das alles, was Ihre Frau Mama gesagt hat, hier so ganz simplement wiederhole . . . ‚aber er hat die Kaffeepassion. Und das ist immer das Schlimme, daß die Menschen grade die Passion haben, die sie nicht haben sollen. Also Mützell, eine Tasse mag gehen, aber nicht zwei.'"

Leopold hatte mit sehr geteilten Empfindungen zugehört und nicht gewußt, ob er lachen oder verdrießlich werden solle. „Nun, Mützell, dann also lassen wir's; keine zweite." Und damit nahm er seinen Platz wieder ein, während sich Mützell in seine Wartestellung an der Hausecke zurückzog.

„Da hab' ich nun mein Leben auf einen Schlag," sagte Leopold, als er wieder allein war. „Ich habe 'mal von einem gehört, der bei Josty, weil er so gewettet hatte, zwölf Tassen Kaffee hintereinander trank und dann tot umfiel. Aber was beweist das? Wenn ich zwölf Käsestullen esse, fall' ich auch tot um; alles Verzwölffachte tötet einen Menschen. Aber welcher vernünftige Mensch verzwölffacht auch sein Speis und Trank. Von jedem vernünftigen Menschen muß man annehmen, daß er Unsinnigkeiten unterlassen und

seine Gesundheit befragen und seinen Körper nicht zerstören wird. Wenigstens für mich kann ich einstehen. Und die gute Mama sollte wissen, daß ich dieser Kontrolle nicht bedarf und sollte mir diesen meinen Freund Nützell nicht so naiv zum Hüter bestellen. Aber sie muß immer die Fäden in der Hand haben, sie muß alles bestimmen, alles anordnen, und wenn ich eine baumwollene Jacke will, so muß es eine wollene sein."

Er machte sich nun an die Milch und mußte lächeln, als er die lange Stange mit dem schon niedergesunkenen Milchschaum in die Hand nahm. „Mein eigentliches Getränk. ‚Milch der frommen Denkungsart' würde Papa sagen. Ach, es ist zum ärgern, alles zum ärgern. Bevormundung, wohin ich sehe, schlimmer als ob ich gestern meinen Einsegnungstag gehabt hätte. Helene weiß alles besser, Otto weiß alles besser und nun gar erst die Mama. Sie möchte mir am liebsten vorschreiben, ob ich einen blauen oder grünen Schlips und einen graden oder schrägen Scheitel tragen soll. Aber ich will mich nicht ärgern. Die Holländer haben ein Sprichwort: ‚Ärgere Dich nicht, wundere Dich blos.' Und auch das werd' ich mir schließlich noch abgewöhnen."

Er sprach noch so weiter in sich hinein, ab-

wechselnd die Menschen und die Verhältnisse verklagend, bis er mit einemmal all' seinen Unmut gegen sich selber richtete: „Thorheit. Die Menschen, die Verhältnisse, das alles ist es nicht; nein, nein. Andre haben auch eine auf ihr Hausregiment eifersüchtige Mama und thun doch, was sie wollen; es liegt an mir. „Pluck, dear Leopold, that's it," das hat mir der gute Nelson noch gestern Abend zum Abschied gesagt, und er hat ganz recht. Da liegt es; nirgend anders. Mir fehlt es an Energie und Mut, und das Aufbäumen hab' ich nun schon gewiß nicht gelernt."

Er blickte, während er so sprach, vor sich hin, knipste mit seiner Reitgerte kleine Kiesstücke fort und malte Buchstaben in den frischgestreuten Sand. Und als er nach einer Weile wieder aufblickte, sah er zahlreiche Boote, die vom Stralauer Ufer her herüber kamen, und dazwischen einen mit großem Segel flußabwärts fahrenden Spreekahn. Wie sehnsüchtig richtete sich sein Blick darauf.

„Ach, ich muß aus diesem elenden Zustande heraus, und wenn es wahr ist, daß einem die Liebe Mut und Entschlossenheit gießt, so muß noch alles gut werden. Und nicht bloß gut, es muß mir auch leicht werden und mich geradezu zwingen und drängen, den Kampf aufzunehmen und ihnen

allen zu zeigen, und der Mama voran, daß sie mich denn doch verkannt und unterschätzt haben. Und wenn ich in Unentschlossenheit zurückfalle, was Gott verhüte, so wird sie mir die nötige Kraft geben. Denn sie hat all' das, was mir fehlt, und weiß alles und kann alles. Aber bin ich ihrer sicher? Da steh' ich wieder vor der Hauptfrage. Mitunter ist es mir freilich, als kümmere sie sich um mich, und als spräche sie eigentlich nur zu mir, wenn sie zu anderen spricht. So war es noch gestern Abend wieder, und ich sah auch, wie Marcell sich verfärbte, weil er eifersüchtig war. Etwas anderes konnte es nicht sein. Und das alles . . ."

Er unterbrach sich, weil eben jetzt die sich um ihn her sammelnden Sperlinge mit jedem Augenblicke zudringlicher wurden. Einige kamen bis auf den Tisch und mahnten ihn durch Picken und dreistes Ansehen, daß er ihnen noch immer ihr Frühstück schulde. Lächelnd zerbrach er ein Biscuit und warf ihnen die Stücke hin, mit denen zunächst die Sieger und, alsbald auch ihnen folgend, die anderen in die Lindenbäume zurückflogen. Aber kaum daß die Störenfriede fort waren, so waren für ihn auch die alten Betrachtungen wieder da. „Ja, das mit Marcell, das darf ich mir zum

Guten deuten und manches andere noch. Aber es kann auch alles blos Spiel und Laune gewesen sein. Corinna nimmt nichts ernsthaft und will eigentlich immer nur glänzen und die Bewunderung oder das Verwundertsein ihrer Zuhörer auf sich ziehen. Und wenn ich mir diesen ihren Charakter überlege, so muß ich an die Möglichkeit denken, daß ich *schließlich auch noch heimgeschickt und ausgelacht* werde. Das ist hart. Und doch muß ich es wagen . . . Wenn ich nur wen hätte, dem ich mich anvertrauen könnte, der mir riete. Leider hab' ich niemanden, keinen Freund; dafür hat Mama auch gesorgt, und so muß ich mir, ohne Rat und Beistand, allerpersönlichst ein doppeltes „Ja" holen. Erst bei Corinna. Und wenn ich dies erste „Ja" habe, so hab' ich noch lange nicht das zweite. Das seh' ich nur zu klar. Aber das zweite kann ich mir wenigstens erkämpfen und will es auch. . . . Es giebt ihrer genug, für die das alles eine Kleinigkeit wäre, für mich aber ist es schwer; ich weiß, ich bin kein Held, und das Heldische läßt sich nicht lernen. ‚Jeder nach seinen Kräften', sagte Direktor Hilgenhahn immer. Ach, ich finde doch beinahe, daß mir mehr aufgelegt wird, als meine Schultern tragen können."

Ein mit Personen besetzter Dampfer kam in

diesem Augenblicke den Fluß herauf und fuhr, ohne an dem Wassersteg anzulegen, auf den „Neuen Krug“ und „Sadowa“ zu; Musik war an Bord, und dazwischen wurden allerlei Lieder gesungen. Als das Schiff erst den Steg und bald auch die „Liebesinsel“ passiert hatte, fuhr auch Leopold aus seinen Träumereien auf und sah, nach der Uhr blickend, daß es höchste Zeit sei, wenn er noch pünktlich auf dem Kontor eintreffen und sich eine Reprimande, oder, was schlimmer, eine spöttische Bemerkung von Seiten seines Bruders Otto ersparen wollte. So schritt er denn unter freundlichem Gruß an dem immer noch an seiner Ecke stehenden Mützell vorüber und auf die Stelle zu, wo der Einarmige sein Pferd hielt. „Da, Fritz!“ Und nun hob er sich in den Sattel, machte den Rückweg in einem guten Trab und bog, als er das Thor und gleich danach die Pionierkaserne wieder passiert hatte, nach rechts hin in einen neben dem Otto Treibel'schen Holzhofe sich hinziehenden, schmalen Gang ein, über dessen Heckenzaun fort man auf den Vorgarten und die zwischen den Bäumen gelegene Villa sah. Bruder und Schwägerin saßen noch beim Frühstück. Leopold grüßte hinüber: „Guten Morgen, Otto; guten Morgen, Helene!“ Beide erwiderten den Gruß,

lächelten aber, weil ſie dieſe tägliche Reiterei ziemlich lächerlich fanden. Und gerade Leopold! Was er ſich eigentlich dabei denken mochte!

Leopold ſelbſt war inzwiſchen abgeſtiegen und gab das Pferd einem an der Hintertreppe der Villa ſchon wartenden Diener, der es, die Köpnickerſtraße hinauf, nach dem elterlichen Fabrikhof und dem dazu gehörigen Stallgebäude führte — stable-yard ſagte Helene.

Neuntes Kapitel.

Eine Woche war vergangen und über dem Schmidt'schen Hause lag eine starke Verstimmung; Corinna grollte mit Marcell, weil er mit ihr grollte (so wenigstens mußte sie sein Ausbleiben deuten), und die gute Schmolke wiederum grollte mit Corinna wegen ihres Grollens auf Marcell. „Das thut nicht gut, Corinna, so sein Glück von sich zu stoßen. Glaube mir, das Glück wird ärgerlich, wenn man es wegjagt und kommt dann nicht wieder. Marcell ist, was man einen Schatz nennt oder auch ein Juwel, Marcell ist ganz so wie Schmolke war." So hieß es jeden Abend. Nur Schmidt selbst merkte nichts von der über seinem Hause lagernden Wolke, studierte sich vielmehr immer tiefer in die Goldmasken hinein und entschied sich, in einem mit Distelkamp immer heftiger geführten Streite, auf das Bestimmteste hinsichtlich der einen für Aegisth. Aegisth sei doch immerhin sieben Jahre lang Klytämnestra's Gemahl gewesen,

außerdem naher Anverwandter des Hauſes, und wenn er, Schmidt, auch ſeinerſeits zugeben müſſe, daß der Mord Agamemnon's einigermaßen gegen ſeine Aegiſth-Hypotheſe ſpreche, ſo ſei doch andererſeits nicht zu vergeſſen, daß die ganze Mordaffaire mehr oder weniger etwas Internes, ſo zu ſagen eine reine Familienangelegenheit geweſen ſei, wodurch die nach außen hin auf Volk und Staat berechnete Beiſetzungs- und Ceremonialfrage nicht eigentlich berührt werden könne. Diſtelkamp ſchwieg und zog ſich unter Lächeln aus der Debatte zurück.

Auch bei den alten und jungen Treibel's herrſchte eine gewiſſe ſchlechte Laune vor: Helene war unzufrieden mit Otto, Otto mit Helenen, und die Mama wiederum mit beiden. Am unzufriedenſten, wenn auch nur mit ſich ſelber, war Leopold, und nur der alte Treibel merkte von der ihn umgebenden Verſtimmung herzlich wenig oder wollte nichts davon merken, erfreute ſich vielmehr einer ungewöhnlich guten Laune. Daß dem ſo war, hatte, wie bei Wilibald Schmidt, darin ſeinen Grund, daß er all' die Zeit über ſein Steckenpferd tummeln und ſich einiger ſchon erzielter Triumphe rühmen durfte. Vogelſang war nämlich, unmittelbar nach dem zu ſeinen und Mr. Nelſon's

Ehren ſtattgehabten Diner, in den für Treibel zu erobernden Wahlkreis abgegangen, und zwar um hier in einer Art Vorcampagne die Herzen und Nieren der Teupitz-Zoſſener und ihre mutmaßliche Haltung in der entſcheidenden Stunde zu prüfen. Es muß geſagt werden, daß er, bei Durchführung dieſer ſeiner Aufgabe, nicht blos eine bemerkenswerte Thätigkeit entfaltet, ſondern auch beinahe täglich etliche Telegramme geſchickt hatte, darin er über die Reſultate ſeines Wahlfeldzuges, je nach der Bedeutung der Aktion, länger oder kürzer berichtete. Daß dieſe Telegramme mit denen des ehemaligen Bernauer Kriegskorreſpondenten eine verzweifelte Ähnlichkeit hatten, war Treibel nicht entgangen, aber von dieſem, weil er ſchließlich nur auf das achtete, was ihm perſönlich gefiel, ohne ſonderliche Beanſtandung hingenommen worden. In einem dieſer Telegramme hieß es: „Alles geht gut. Bitte, Geldanweiſung nach Teupitz hin. Ihr V.“ Und dann: „Die Dörfer am Schermützelſee ſind unſer. Gott ſei Dank. Überall dieſelbe Geſinnung wie am Teupitzſee. Anweiſung noch nicht eingetroffen. Bitte dringend. Ihr V.“ . . . „Morgen nach Storkow! Dort muß es ſich entſcheiden. Anweiſung inzwiſchen empfangen. Aber deckt nur gerade das ſchon Verausgabte. Monte-

cuculi's Wort über Kriegführung gilt auch für Wahlfeldzüge. Bitte weiteres nach Groß-Nietz hin. Ihr V." Treibel, in geſchmeichelter Eitelkeit, betrachtete hiernach den Wahlkreis als für ihn geſichert, und in den Becher ſeiner Freude fiel eigentlich nur ein Wermutstropfen: er wußte, wie kritiſch ablehnend Jenny zu dieſer Sache ſtand, und ſah ſich dadurch gezwungen, ſein Glück allein zu genießen. Friedrich, überhaupt ſein Vertrauter, war ihm auch jetzt wieder „unter Larven die einzig fühlende Bruſt", ein Citat, das er nicht müde wurde, ſich zu wiederholen. Aber eine gewiſſe Leere blieb doch. Auffallend war ihm außerdem, daß die Berliner Zeitungen gar nichts brachten, und zwar war ihm dies um ſo auffallender, als von ſcharfer Gegnerſchaft, allen Vogelſang'ſchen Berichten nach, eigentlich keine Rede ſein konnte. Die Konſervativen und Nationalliberalen, und vielleicht auch ein paar Parlamentarier von Fach, mochten gegen ihn ſein, aber was bedeutete das? Nach einer ungefähren Schätzung, die Vogelſang angeſtellt und in einem eingeſchriebenen Briefe nach Villa Treibel hin adreſſiert hatte, beſaß der ganze Kreis nur ſieben Nationalliberale: drei Oberlehrer, einen Kreisrichter, einen rationaliſtiſchen Superintendenten und zwei ſtudierte

Bauergutsbesitzer, während die Zahl der Orthodox-Konservativen noch hinter diesem bescheidenen Häuflein zurückblieb. „Ernst zu nehmende Gegnerschaft, vacat.“ So schloß Vogelsang's Brief, und „vacat“ war unterstrichen.“ Das klang hoffnungsreich genug, ließ aber, inmitten aufrichtiger Freude, doch einen Rest von Unruhe fortbestehen, und als eine runde Woche seit Vogelsang's Abreise vergangen war, brach denn auch wirklich der große Tag an, der die Berechtigung der instinktiv immer wieder sich einstellenden Ängstlichkeit und Sorge darthun sollte. Nicht unmittelbar, nicht gleich im ersten Moment, aber die Frist war nur eine nach Minuten ganz kurz bemessene.

Treibel saß in seinem Zimmer und frühstückte. Jenny hatte sich mit Kopfweh und einem schweren Traum entschuldigen lassen. „Sollte sie wieder von Vogelsang geträumt haben?“ Er ahnte nicht, daß dieser Spott sich in derselben Stunde noch an ihm rächen würde. Friedrich brachte die Postsachen, unter denen diesmal wenig Karten und Briefe, dafür aber desto mehr Zeitungen unter Kreuzband waren, einige, so viel sich äußerlich erkennen ließ, mit merkwürdigen Emblemen und Stadtwappen ausgerüstet.

All' dies (zunächst nur Vermutung) sollte sich,

bei schärferem Zusehen, rasch bestätigen, und als Treibel die Kreuzbänder entfernt und das weiche Löschpapier über den Tisch hin ausgebreitet hatte, las er mit einer gewissen heiteren Andacht: „Der Wächter an der wendischen Spree", „Wehrlos, ehrlos", „Alltied Vorupp" und „Der Storkower Bote", — zwei davon waren cis-, zwei trans-spreeanischen Ursprunges. Treibel, sonst ein Feind alles überstürzten Lesens, weil er von jedem blinden Eifer nur Unheil erwartete, machte sich diesmal mit bemerkenswerter Raschheit über die Blätter und überflog die blau angestrichenen Stellen. Lieutenant Vogelsang (so hieß es in jedem in wörtlicher Wiederholung), ein Mann, der schon Anno 48 gegen die Revolution gestanden und der Hydra das Haupt zertreten, hätte sich an drei hintereinander folgenden Tagen dem Kreise vorgestellt, nicht um seiner selbst, sondern um seines politischen Freundes, des Commerzienrats Treibel willen, der später den Kreis besuchen und bei der Gelegenheit die von Lieutenant Vogelsang ausgesprochenen Grundsätze wiederholen werde, was, so viel lasse sich schon heute sagen, als die wärmste Empfehlung des eigentlichen Kandidaten anzusehen sei. Denn das Vogelsang'sche Programm laufe darauf hinaus, daß zu viel und namentlich unter

zu ſtarker Wahrnehmung perſönlicher Intereſſen regiert werde, daß alſo demgemäß alle koſtſpieligen „Zwiſchenſtufen" fallen müßten (was wiederum gleichbedeutend ſei mit Herabſetzung der Steuern), und daß von den gegenwärtigen, zum Teil unverſtändlichen Komplikiertheiten nichts übrig bleiben dürfe, als ein freier Fürſt und ein freies Volk. Damit ſeien freilich zwei Dreh- oder Mittelpunkte gegeben, aber nicht zum Schaden der Sache. Denn wer die Tiefe des Lebens ergründet oder ihr auch nur nachgeſpürt habe, der wiſſe, daß die Sache mit dem einfachen Mittelpunkt — er vermeide mit Vorbedacht das Wort Zentrum — falſch ſei, und daß ſich das Leben nicht im Kreiſe, wohl aber in der Ellipſe bewege. Weshalb zwei Drehpunkte das natürlich Gegebene ſeien.

„Nicht übel," ſagte Treibel, als er geleſen, „nicht übel. Es hat ſo was Logiſches; ein bißchen verrückt, aber doch logiſch. Das einzige, was mich ſtutzig macht, iſt, daß es alles klingt, als ob es Vogelſang ſelber geſchrieben hätte. Die zertretene Hydra, die herabgeſetzten Steuern, das gräßliche Wortſpiel mit dem Zentrum und zuletzt der Unſinn mit dem Kreis und der Ellipſe, das alles iſt Vogelſang. Und der Einſender an die vier Spreeblätter iſt natürlich wiederum Vogelſang.

Ich kenne meinen Pappenheimer." Und dabei schob Treibel den „Wächter an der wendischen Spree" samt dem ganzen Rest vom Tisch auf das Sopha hinunter und nahm eine halbe „Nationalzeitung" zur Hand, die gleichfalls mit den anderen Blättern unter Kreuzband eingegangen war, aber der Handschrift und ganzen Adresse nach, von jemand anderem als Vogelsang aufgegeben sein mußte. Früher war der Commerzienrat Abonnent und eifriger Leser der „Nationalzeitung" gewesen, und es kamen ihm auch jetzt noch tagtäglich Viertelstunden, in denen er den Wechsel in seiner Lektüre bedauerte.

„Nun laß seh'n," sagte er schließlich und ging, das Blatt aufschlagend, mit lesegewandtem Auge die drei Spalten hinunter und richtig, da war es: „Parlamentarische Nachrichten. Aus dem Kreise Teupitz-Zossen." Als er den Kopftitel gelesen, unterbrach er sich. „Ich weiß nicht, es klingt so sonderbar. Und doch auch wieder, wie soll es am Ende anders klingen? Es ist der natürlichste Anfang von der Welt; also nur vorwärts."

Und so las er denn weiter: „Seit drei Tagen haben in unserem stillen und durch politische Kämpfe sonst wenig gestörten Kreise die Wahlvorbereitungen begonnen und zwar seitens einer

Partei, die sich augenscheinlich vorgesetzt hat, das, was ihr an historischer Kenntnis und politischer Erfahrung, ja, man darf füglich sagen an gesundem Menschenverstande fehlt, durch ‚Fixigkeit' zu ersetzen. Eben diese Partei, die sonst nichts weiß und kennt, kennt augenscheinlich das Märchen vom ‚Swinegel und siner ‚Fru' und scheint gewillt, an dem Tage, wo der Wettbewerb mit den wirklichen Parteien zu beginnen hat, eine jede derselben mit dem aus jenem Märchen wohlbekannten Swinegelzurufe: ‚Ick bin all hier' empfangen zu wollen. Nur so vermögen wir uns dies überfrühe Zurstellesein zu erklären. Alle Plätze scheinen, wie bei Theaterpremièren, von Lieutenant Vogelsang und den Seinen im Voraus belegt werden zu sollen. Aber man wird sich täuschen. Es fehlt dieser Partei nicht an Stirn, wohl aber an dem, was noch mit dazu gehört: der Kasten ist da, nicht der Inhalt . . ."

„Alle Wetter," sagte Treibel, „der setzt scharf ein . . . Was davon auf mein Teil kommt, ist mir nicht eben angenehm, aber dem Vogelsang gönn' ich es. Etwas ist in seinem Programm, das blendet, und damit hat er mich eingefangen. Indessen, je mehr ich mir's ansehe, desto fraglicher erscheint es mir. Unter diesen Knickstiebeln, die

ſich einbilden, ſchon vor vierzig Jahren die Hydra zertreten zu haben, ſind immer etliche Zirkelquadratur- und Perpetuum mobile-Sucher, immer ſolche, die das Unmögliche, das ſich in ſich Widerſprechende zuſtande bringen wollen. Vogelſang gehört dazu. Vielleicht iſt es auch blos Geſchäft; wenn ich mir zuſammenrechne, was ich in dieſen acht Tagen . . . Aber ich bin erſt bis an den erſten Abſatz der Korreſpondenz gekommen; die zweite Hälfte wird ihm wohl noch ſchärfer zu Leibe gehen oder vielleicht auch mir." Und Treibel las weiter:

„Es iſt kaum möglich, den Herrn, der uns geſtern und vorgeſtern — ſeiner in unſerem Kreiſe voraufgegangenen Thaten zu geſchweigen — zunächſt in Markgraf-Pieske, dann aber in Storkow und Groß-Rietz beglückt hat, ernſthaft zu nehmen, und zwar um ſo weniger, je ernſthafter das Geſicht iſt, das er macht. Er gehört in die Klaſſe der Malvoglios, der feierlichen Narren, deren Zahl leider größer iſt, als man gewöhnlich annimmt. Wenn ſein Galimathias noch keinen Namen hat, ſo könnte man ihn das Lied vom dreigeſtrichenen C nennen, denn Cabinet, Churbrandenburg und Cantonale-Freiheit, das ſind die drei großen C, womit dieſer Kurpfuſcher die Welt

oder doch wenigstens den preußiſchen Staat retten will. Eine gewiſſe Methode läßt ſich darin nicht verkennen, indeſſen Methode hat auch der Wahnſinn. Lieutenant Vogelſang's Sang hat uns aufs Äußerſte mißfallen. Alles in ſeinem Programm iſt gemeingefährlich. Aber was wir am meiſten beklagen, iſt das, daß er nicht für ſich und in ſeinem Namen ſprach, ſondern im Namen eines unſerer geachtetſten Berliner Induſtriellen, des Commerzienrats Treibel (Berliner-Blaufabrik, Köpnickerſtraße), von dem wir uns eines Beſſeren verſehen hätten. Ein neuer Beweis dafür, daß man ein guter Menſch und doch ein ſchlechter Muſikant ſein kann, und desgleichen ein Beweis, wohin der politiſche Dilettantismus führt."

Treibel klappte das Blatt wieder zuſammen, ſchlug mit der Hand darauf und ſagte: „Nun, ſo viel iſt gewiß, in Teupitz-Zoſſen iſt das nicht geſchrieben. Das iſt Tell's Geſchoß. Das kommt aus nächſter Nähe. Das iſt von dem nationalliberalen Oberlehrer, der uns neulich bei Buggenhagen nicht blos Oppoſition machte, ſondern uns zu verhöhnen ſuchte. Drang aber nicht durch. Alles in allem, ich mag ihm nicht Unrecht geben, und jedenfalls gefällt er mir beſſer als Vogelſang. Außerdem ſind ſie jetzt bei der „Nationalzeitung"

halbe Hofpartei, gehen mit den Frei-Konſervativen zuſammen. Es war eine Dummheit von mir, mindeſtens eine Übereilung, daß ich abſchwenkte. Wenn ich gewartet hätte, könnt' ich jetzt, in viel beſſerer Geſellſchaft, auf Seiten der Regierung ſtehen. Statt deſſen bin ich auf den dummen Kerl und Prinzipienreiter eingeſchworen. Ich werde mich aber aus der ganzen Geſchichte herausziehen und zwar für immer; der Gebrannte ſcheut das Feuer . . . Eigentlich könnt' ich mich noch beglückwünſchen, ſo mit tauſend Mark, oder doch nicht viel mehr, davongekommen zu ſein, wenn nur nicht mein Name genannt wäre. Mein Name. Das iſt fatal . . ." Und dabei ſchlug er das Blatt wieder auf. „Ich will die Stelle noch einmal leſen: ‚einer unſerer geachtetſten Berliner Induſtriellen, des Commerzienrat Treibel' — ja, das laß' ich mir gefallen, das klingt gut. Und nun lächerliche Figur von Vogelſang's Gnaden."

Und unter dieſen Worten ſtand er auf, um ſich draußen im Garten zu ergehen und in der friſchen Luft ſeinen Ärger nach Möglichkeit los zu werden.

Es ſchien aber nicht recht glücken zu ſollen, denn im ſelben Augenblick, wo er, um den Giebel des Hauſes herum, in den Hintergarten einbog,

sah er die Honig, die, wie jeden Morgen, so auch heute wieder das Bologneser Hündchen um das Bassin führte. Treibel prallte zurück, denn nach einer Unterhaltung mit dem aufgesteiften Fräulein stand ihm durchaus nicht der Sinn. Er war aber schon gesehen und begrüßt worden, und da große Höflichkeit und mehr noch große Herzensgüte zu seinen Tugenden zählte, so gab er sich einen Ruck und ging guten Muts auf die Honig zu, zu deren Kenntnissen und Urteilen er übrigens ein aufrichtiges Vertrauen hegte.

„Sehr erfreut, mein liebes Fräulein, Sie 'mal allein und zu so guter Stunde zu treffen . . . Ich habe seit lange so dies und das auf dem Herzen, mit dem ich gern herunter möchte . . ."

Die Honig errötete, weil sie, trotz des guten Rufes, dessen sich Treibel erfreute, doch von einem ängstlich süßen Gefühl überrieselt wurde, dessen äußerste Nichtberechtigung ihr freilich im nächsten Momente schon in beinah grausamer Weise klar werden sollte.

„. . . Mich beschäftigt nämlich meiner lieben kleinen Enkelin Erziehung, an der ich denn doch das Hamburgische sich in einem Grade vollstrecken sehe — ich wähle diesen Schaffot-Ausdruck absichtlich — der mich von meinem ein-

facheren Berliner Standpunkt aus mit einiger Sorge erfüllt."

Das Bologneſer Hündchen, das Czicka hieß, zog in dieſem Augenblick an der Schnur und ſchien einem Perlhuhn nachlaufen zu wollen, das ſich, vom Hof her, in den Garten verirrt hatte; die Honig verſtand aber keinen Spaß und gab dem Hündchen einen Klaps. Czicka ſeinerſeits that einen Blaff und warf den Kopf hin und her, ſo daß die ſeinem Röckchen (eigentlich blos eine Leibbinde) dicht aufgenähten Glöckchen in ein Klingen kamen. Dann aber beruhigte ſich das Tierchen wieder und die Promenade um das Baſſin herum begann aufs Neue.

„Sehen Sie, Fräulein Honig, ſo wird auch das Lizzichen erzogen. Immer an einer Strippe, die die Mutter in Händen hält, und wenn 'mal ein Perlhuhn kommt und das Lizzichen fort will, dann giebt es auch einen Klaps, aber einen ganz, ganz kleinen, und der Unterſchied iſt blos, daß Lizzi keinen Blaff thut und nicht den Kopf wirft und natürlich auch kein Schellengeläut hat, das ins Klingen kommen kann."

„Lizzichen iſt ein Engel," ſagte die Honig, die während einer ſechzehnjährigen Erzieherinnenlaufbahn Vorſicht im Ausdruck gelernt hatte.

„Glauben Sie das wirklich?“

„Ich glaub' es wirklich, Herr Commerzienrat, vorausgesetzt, daß wir uns über ‚Engel‘ einigen.“

„Sehr gut, Fräulein Honig, das kommt mir zu paß. Ich wollte nur über Lizzi mit Ihnen sprechen und höre nun auch noch 'was über Engel. Im Ganzen genommen ist die Gelegenheit, sich über Engel ein festes Urteil zu bilden, nicht groß. Nun sagen Sie, was verstehen Sie unter Engel? Aber kommen Sie mir nicht mit Flügel.“

Die Honig lächelte. „Nein, Herr Commerzienrat, nichts von Flügel, aber ich möchte doch sagen dürfen ‚Unberührtheit vom Irdischen‘, das ist ein Engel.“

„Das läßt sich hören. Unberührtheit vom Irdischen, — nicht übel. Ja, noch mehr, ich will es ohne weiteres gelten lassen und will es schön finden, und wenn Otto und meine Schwiegertochter Helene sich klar und zielbewußt vorsetzen würden, eine richtige kleine Genoveva auszubilden oder eine kleine keusche Susanna, Pardon, ich kann im Augenblicke kein besseres Beispiel finden, oder wenn alles ganz ernsthaft darauf hinausliefe, sagen wir für irgend einen Thüringer Landgrafen oder meinetwegen auch für ein geringeres Geschöpf

Gottes einen Abklatsch der heiligen Elisabeth herzustellen, so hätte ich nichts dagegen. Ich halte die Lösung solcher Aufgabe für sehr schwierig, aber nicht für unmöglich, und wie so schön gesagt worden ist und immer noch gesagt wird, solche Dinge auch blos gewollt zu haben, ist schon etwas Großes."

Die Honig nickte, weil sie der eigenen, nach dieser Seite hin liegenden Anstrengungen gedenken mochte.

„Sie stimmen mir zu," fuhr Treibel fort. „Nun, das freut mich. Und ich denke, wir sollen auch in dem Zweiten einig bleiben. Sehen Sie, liebes Fräulein, ich begreife vollkommen, trotzdem es meinem persönlichen Geschmack widerspricht, daß eine Mutter ihr Kind auf einen richtigen Engel hin erzieht; man kann nie ganz genau wissen, wie diese Dinge liegen, und wenn es zum Letzten kommt, so ganz zweifelsohne vor seinem Richter zu stehen, wer sollte sich das nicht wünschen? Ich möchte beinah' sagen, ich wünsch' es mir selber. Aber, mein liebes Fräulein, Engel und Engel ist ein Unterschied, und wenn der Engel weiter nichts ist als ein Wasch-Engel und die Fleckenlosigkeit der Seele nach dem Seifenkonsum berechnet und die ganze Reinheit des werdenden Menschen auf

die Weißheit seiner Strümpfe gestellt wird, so erfüllt mich dies mit einem leisen Grauen. Und wenn es nun gar das eigene Enkelkind ist, dessen flachsene Haare, Sie werden es auch bemerkt haben, vor lauter Pflege schon halb ins Kakerlakige fallen, so wird einem alten Großvater himmelangst dabei. Könnten Sie sich nicht hinter die Wulsten stecken? Die Wulsten ist eine verständige Person und bäumt, glaub' ich, innerlich gegen diese Hamburgereien auf. Ich würde mich freuen, wenn Sie Gelegenheit nähmen . . ."

In diesem Augenblicke wurde Czicka wieder unruhig und blaffte lauter als zuvor. Treibel, der sich in Auseinandersetzungen derart nicht gern unterbrochen sah, wollte verdrießlich werden, aber ehe er noch recht dazu kommen konnte, wurden drei junge Damen von der Villa her sichtbar, zwei von ihnen ganz gleichartig in bastfarbene Sommerstoffe gekleidet. Es waren die beiden Felgentreu's, denen Helene folgte.

„Gott sei Dank, Helene," sagte Treibel, der sich — vielleicht weil er ein schlechtes Gewissen hatte — zunächst an die Schwiegertochter wandte, „Gott sei Dank, daß ich Dich einmal wiedersehe. Du warst eben der Gegenstand unseres Gesprächs, oder mehr noch Dein liebes Lizzichen, und Fräu-

lein Honig ſtellte feſt, daß Lizzichen ein Engel ſei. Du kannſt Dir denken, daß ich nicht widerſprochen habe. Wer iſt nicht gern der Großvater eines Engels? Aber, meine Damen, was verſchafft mir ſo früh dieſe Ehre? Oder gilt es meiner Frau? Sie hat ihre Migräne. Soll ich ſie rufen laſſen . . .?"

„O nein, Papa," ſagte Helene mit einer Freundlichkeit, die nicht immer ihre Sache war. „Wir kommen zu Dir. Felgentreu's haben nämlich vor, heute Nachmittag eine Partie nach Halenſee zu machen, aber nur wenn alle Treibel's, von Otto und mir ganz abgeſehen, daran teilnehmen." Die Felgentreu'ſchen Schweſtern beſtätigten dies alles durch Schwenken ihrer Sonnenſchirme, während Helene fortfuhr: „Und nicht ſpäter als drei. Wir müſſen alſo verſuchen, unſerem lunch einen kleinen dinner-Charakter zu geben, oder aber unſer dinner bis auf acht Uhr Abends hinausſchieben. Elfriede und Blanca wollen noch in die Adlerſtraße, um auch Schmidt's aufzufordern, zum mindeſten Corinna; der Profeſſor kommt dann vielleicht nach. Krola hat ſchon zugeſagt und will ein Quartett mitbringen, darunter zwei Referendare von der Potsdamer Regierung . . ."

„Und Reserveoffiziere," ergänzte Blanca, die jüngere Felgentreu . . .

„Reserveoffiziere," wiederholte Treibel ernsthaft. „Ja, meine Damen, das giebt den Ausschlag. Ich glaube nicht, daß ein hierlandes lebender Familienvater, auch wenn ihm ein grausames Schicksal eigene Töchter versagte, den Mut haben wird, eine Landpartie mit zwei Reservelieutenants auszuschlagen. Also bestens acceptiert. Und drei Uhr. Meine Frau wird zwar verstimmt sein, daß, über ihr Haupt hinweg, endgültige Beschlüsse gefaßt worden sind, und ich fürchte beinah' ein momentanes Wachsen des tic douloureux. Trotzdem bin ich ihrer sicher. Landpartie mit Quartett und von solcher gesellschaftlichen Zusammensetzung, — die Freude darüber bleibt prädominierendes Gefühl. Dem ist keine Migräne gewachsen. Darf ich Ihnen übrigens meine Melonenbeete zeigen? Oder nehmen wir lieber einen leichten Imbiß, ganz leicht, ohne jede ernste Gefährdung des lunch?"

Alle drei dankten, die Felgentreu's, weil sie sich direkt zu Corinna begeben wollten, Helene, weil sie Lizzi's halber wieder nach Hause müsse. Die Wulsten sei nicht achtsam genug und lasse Dinge durchgehen, von denen sie nur sagen könne, daß sie „shocking" seien. Zum Glück sei Lizzichen ein so

gutes Kind, sonst würde sie sich ernstlicher Sorge darüber hingeben müssen.

„Lizzichen ist ein Engel, die ganze Mutter," sagte Treibel und wechselte, während er das sagte, Blicke mit der Honig, welche die ganze Zeit über in einer gewissen reservierten Haltung seitab gestanden hatte.

Zehntes Kapitel.

Auch Schmidt's hatten zugesagt, Corinna mit besonderer Freudigkeit, weil sie sich seit dem Dinertage bei Treibel's in ihrer häuslichen Einsamkeit herzlich gelangweilt hatte, die großen Sätze des Alten kannte sie längst auswendig, und von den Erzählungen der guten Schmolke galt dasselbe. So klang denn „ein Nachmittag in Halensee" fast so poetisch wie „vier Wochen auf Capri", und Corinna beschloß darauf hin, ihr Bestes zu thun, um sich bei dieser Gelegenheit auch äußerlich neben den Felgentreu's behaupten zu können. Denn in ihrer Seele dämmerte eine unklare Vorstellung davon, daß diese Landpartie nicht gewöhnlich verlaufen, sondern etwas Großes bringen werde. Marcell war zur Teilnahme nicht aufgefordert worden, womit seine Cousine, nach der eine ganze Woche lang von ihm beobachteten Haltung, durchaus einverstanden war. Alles versprach einen

frohen Tag, besonders auch mit Rücksicht auf die Zusammensetzung der Gesellschaft. Unter dem, was man im voraus vereinbart hatte, war, nach Verwerfung eines von Treibel in Vorschlag gebrachten Kremsers, „der immer das Eigentliche sei", das die Hauptsache gewesen, daß man auf gemeinschaftliche Fahrt verzichten, dafür aber männiglich sich verpflichten wolle, Punkt vier Uhr und jedenfalls nicht mit Überschreitung des akademischen Viertels in Halensee zu sein.

Und wirklich um vier Uhr war alles versammelt oder doch fast alles. Alte und junge Treibel's, desgleichen die Felgentreu's, hatten sich in eigenen Equipagen eingefunden, während Krola, von seinem Quartett begleitet, aus nicht aufgeklärten Gründen die neue Dampfbahn, Corinna aber mutterwindallein — der Alte wollte nachkommen — die Stadtbahn benutzt hatte. Von den Treibel's fehlte nur Leopold, der sich, weil er durchaus an Mr. Nelson zu schreiben habe, wegen einer halben Stunde Verspätung im voraus entschuldigen ließ. Corinna war momentan verstimmt darüber, bis ihr der Gedanke kam, es sei wohl eigentlich besser so; kurze Begegnungen seien inhaltreicher als lange.

„Nun, lieben Freunde," nahm Treibel das

Wort, „alles nach der Ordnung. Erste Frage, wo bringen wir uns unter? Wir haben verschiedenes zur Wahl. Bleiben wir hier Parterre, zwischen diesen formidablen Tischreihen, oder rücken wir auf die benachbarte Veranda hinauf, die Sie, wenn Sie Gewicht darauf legen, auch als Altan oder als Söller bezeichnen können? Oder bevorzugen Sie vielleicht die Verschwiegenheit der inneren Gemächer, irgend einer Kemenate von Halensee? Oder endlich, viertens und letztens, sind Sie für Turmbesteigung und treibt es Sie, diese Wunderwelt, in der keines Menschen Auge bisher einen frischen Grashalm entdecken konnte, treibt es Sie, sag' ich, dieses von Spargelbeeten und Eisenbahndämmen durchsetzte Wüstenpanorama zu Ihren Füßen ausgebreitet zu sehen?"

„Ich denke", sagte Frau Felgentreu, die, trotzdem sie kaum ausgangs vierzig war, schon das Embonpoint und das Asthma einer Sechzigerin hatte, „ich denke, lieber Treibel, wir bleiben, wo wir sind. Ich bin nicht für Steigen, und dann mein' ich auch immer, man muß mit dem zufrieden sein, was man gerade hat."

„Eine merkwürdig bescheidene Frau," sagte Corinna zu Krola, der seinerseits mit einfacher

Zahlennennung antwortete, leiſe hinzuſetzend, „aber Thaler.“

„Gut denn,“ fuhr Treibel fort, „wir bleiben alſo in der Tiefe. Wozu dem Höheren zuſtreben? Man muß zufrieden ſein mit dem durch Schickſalsbeſchluß Gegebenen, wie meine Freundin Felgentreu ſoeben verſichert hat. Mit anderen Worten, ‚Genieße fröhlich, was Du haſt‘. Aber, liebe Feſtgenoſſen, was thun wir, um unſere Fröhlichkeit zu beleben, oder, richtiger und artiger, um ihr Dauer zu geben? Denn von Belebung unſerer Fröhlichkeit ſprechen, hieße das augenblickliche Vorhandenſein derſelben in Zweifel ziehen, — eine Blasphemie, deren ich mich nicht ſchuldig machen werde. Landpartien ſind immer fröhlich. Nicht wahr, Krola?“

Krola beſtätigte mit einem verſchmitzten Lächeln, das für den Eingeweihten eine ſtille Sehnſucht nach Siechen oder dem ſchweren Wagner ausdrücken ſollte.

Treibel verſtand es auch ſo. „Landpartien alſo ſind immer fröhlich, und dann haben wir das Quartett in Bereitſchaft und haben Profeſſor Schmidt in Sicht, und Leopold auch. Ich finde, daß dies allein ſchon ein Programm ausdrückt.“ Und nach dieſen Einleitungsworten einen in der

Nähe stehenden mittelalterlichen Kellner heranwinkend, fuhr er in einer anscheinend an diesen, in Wahrheit aber an seine Freunde gerichteten Rede fort: „Ich denke, Kellner, wir rücken zunächst einige Tische zusammen, hier zwischen Brunnen und Fliederbosquet; da haben wir frische Luft und etwas Schatten. Und dann, Freund, sobald die Lokalfrage geregelt und das Aktionsfeld abgesteckt ist, dann etwelche Portionen Kaffee, sagen wir vorläufig fünf, Zucker doppelt, und etwas Kuchiges, gleichviel was, mit Ausnahme von altdeutschem Napfkuchen, der mir immer eine Mahnung ist, es mit dem neuen Deutschland ernst und ehrlich zu versuchen. Die Bierfrage können wir später regeln, wenn unser Zuzug eingetroffen ist."

Dieser Zuzug war nun in der That näher, als die ganze Gesellschaft zu hoffen gewagt hatte. Schmidt, in einer ihn begleitenden Wolke herankommend, war müllergrau von Chausseestaub und mußte es sich gefallen lassen, von den jungen, dabei nicht wenig kokettierenden Damen abgeklopft zu werden, und kaum daß er in Stand gesetzt und in den Kreis der Übrigen eingereiht war, so ward auch schon Leopold in einer langsam herantrottenden Droschke sichtbar, und beide Felgentreu's (Corinna hielt sich zurück) liefen auch ihm bis auf

die Chauſſee hinaus entgegen und ſchwenkten dieſelben kleinen Battiſttücher zu ſeiner Begrüßung, mit denen ſie eben den alten Schmidt reſtituiert und wieder leidlich geſellſchaftsfähig gemacht hatten.

Auch Treibel hatte ſich erhoben und ſah der Anfahrt ſeines Jüngſten zu. „Sonderbar," ſagte er zu Schmidt und Felgentreu, zwiſchen denen er ſaß, „ſonderbar; es heißt immer, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Aber mitunter thut er's doch. Alle Naturgeſetze ſchwanken heut' zu Tage. Die Wiſſenſchaft ſetzt ihnen zu arg zu. Sehen Sie, Schmidt, wenn ich Leopold Treibel wäre (mit meinem Vater war das etwas anderes, der war noch aus der alten Zeit), ſo hätte mich doch kein Deubel davon abgehalten, hier heute hoch zu Roß vorzureiten, und hätte mich graziös — denn, Schmidt, wir haben doch auch unſere Zeit gehabt — hätte mich graziös, ſag' ich, aus dem Sattel geſchwungen und mir mit der Badine die Stiefel und die Unausſprechlichen abgeklopft und wäre hier, ſchlecht gerechnet, wie ein junger Gott erſchienen, mit einer roten Nelke im Knopfloch, ganz wie Ehrenlegion oder ein ähnlicher Unſinn. Und nun ſehen Sie ſich den Jungen an. Kommt er nicht an, als ob er hingerichtet werden ſollte? Denn das iſt ja gar keine Droſchke, das iſt ein

Narren, eine Schleife. Weiß der Himmel, wo's nicht drin steckt, da kommt es auch nicht."

Unter diesen Worten war Leopold herangekommen, untergefaßt von den beiden Felgentreu's, die sich vorgesetzt zu haben schienen, à tout prix für das „Landpartieliche" zu sorgen. Corinna, wie sich denken läßt, gefiel sich in Mißbilligung dieser Vertraulichkeit und sagte vor sich hin: Dumme Dinger!" Dann aber erhob auch sie sich, um Leopold gemeinschaftlich mit den andern zu begrüßen.

Die Droschke draußen hielt noch immer, was dem alten Treibel schließlich auffiel. „Sage, Leopold, warum hält er noch? Rechnet er auf Rückfahrt?"

„Ich glaube, Papa, daß er futtern will."

„Wohl und weise. Freilich mit seinem Häckselsack wird er nicht weit kommen. Hier müssen energischere Belebungsmittel angewandt werden, sonst passiert was. Bitte, Kellner, geben Sie dem Schimmel ein Seidel. Aber Löwenbräu. Dessen ist er am bedürftigsten."

„Ich wette," sagte Krola, „der Kranke wird von Ihrer Arznei nichts wissen wollen."

„Ich verbürge mich für das Gegenteil. In

dem Schimmel ſteckt 'was; blos heruntergekommen."

Und während das Geſpräch noch andauerte, folgte man dem Vorgange draußen und ſah, wie das arme verſchmachtete Tier mit Gier das Seidel austrank, und in ein ſchwaches Freudengewieher ausbrach.

„Da haben wir's," triumphierte Treibel. „Ich bin ein Menſchenkenner; der hat beſſere Tage geſehen, und mit dieſem Seidel zogen alte Zeiten in ihm herauf. Und Erinnerungen ſind immer das Beſte. Nicht wahr, Jenny?"

Die Commerzienrätin antwortete mit einem langgedehnten „ja, Treibel," und deutete durch den Ton an, daß er beſſer thäte, ſie mit ſolchen Betrachtungen zu verſchonen.

* * *

Eine Stunde verging unter allerhand Plaudereien, und wer gerade ſchwieg, der verſäumte nicht, das Bild auf ſich wirken zu laſſen, das ſich um ihn her ausbreitete. Da ſtieg zunächſt eine Terraſſe nach dem See hinunter, von deſſen anderm Ufer her man den ſchwachen Knall einiger Teſchins hörte, mit denen in einer dort etablierten Schieß-

bude nach der Scheibe geschossen wurde, während man aus verhältnismäßiger Nähe das Kugelrollen einer am diesseitigen Ufer sich hinziehenden Doppelkegelbahn und dazwischen die Rufe des Kegeljungen vernahm. Den See selbst aber sah man nicht recht, was die Felgentreu'schen Mädchen zuletzt ungeduldig machte. „Wir müssen doch den See sehen. Wir können doch nicht in Halensee gewesen sein, ohne den Halensee gesehen zu haben!" Und dabei schoben sie zwei Stühle mit den Lehnen zusammen und kletterten hinauf, um so den Wasserspiegel vielleicht entdecken zu können. „Ach, da ist er. Etwas klein."

„Das ‚Auge der Landschaft' muß klein sein," sagte Treibel. „Ein Ozean ist kein Auge mehr."

„Und wo nur die Schwäne sind?" fragte die ältere Felgentreu neugierig. „Ich sehe doch zwei Schwanenhäuser."

„Ja, liebe Elfriede," sagte Treibel. „Sie verlangen zu viel. Das ist immer so; wo Schwäne sind, sind keine Schwanenhäuser, und wo Schwanenhäuser sind, sind keine Schwäne. Der Eine hat den Beutel, der Andre hat das Geld. Diese Wahrnehmung, meine junge Freundin, werden Sie noch verschiedentlich im Leben machen. Lassen

Sie mich annehmen, nicht zu sehr zu Ihrem Schaden."

Elfriede sah ihn groß an. „Worauf bezog sich das und auf wen? Auf Leopold? oder auf den früheren Hauslehrer, mit dem sie sich noch schrieb, aber doch nur so, daß es nicht völlig einschlief. Oder auf den Pionierlieutenant? Es konnte sich auf alle Drei beziehen. Leopold hatte das Geld . . . Hm."

„Im Übrigen," sah Treibel an die Gesamtheit gewendet fort, „ich habe 'mal wo gelesen, daß es immer das Geratenste sei, das Schönste nicht auszukosten, sondern mitten im Genusse dem Genuß Valet zu sagen. Und dieser Gedanke kommt mir auch jetzt wieder. Es ist kein Zweifel, daß dieser Fleck Erde mit zu dem Schönsten zählt, was die norddeutsche Tiefebene besitzt, durchaus angethan, durch Sang und Bild verherrlicht zu werden, wenn es nicht schon geschehen ist, — denn wir haben jetzt eine märkische Schule, vor der nichts sicher ist, Beleuchtungskünstler ersten Ranges, wobei Wort oder Farbe keinen Unterschied macht. Aber eben weil es so schön ist, gedenken wir jenes vorzitierten Satzes, der von einem letzten Auskosten nichts wissen will, mit andern Worten beschäftigen wir uns mit dem Gedanken an Aufbruch. Ich sage

wohlüberlegt „Aufbruch“, nicht Rückfahrt, nicht vorzeitige Rückkehr in die alten Geleise, das sei ferne von mir; dieser Tag hat sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Nur ein Scheiden speziell aus diesem Idyll, eh' es uns ganz umstrickt! Ich proponiere Waldpromenade bis Paulsborn oder, wenn dies zu kühn erscheinen sollte, bis Hundekehle. Die Prosa des Namens wird ausgeglichen durch die Poesie der größeren Nähe. Vielleicht, daß ich mir den besonderen Dank meiner Freundin Felgentreu durch diese Modifikation verdiene.“

Frau Felgentreu, der nichts ärgerlicher war, als Anspielungen auf ihre Wohlbeleibtheit und Kurzatmigkeit, begnügte sich, ihrem Freunde Treibel den Rücken zu kehren.

„Dank vom Hause Österreich. Aber es ist immer so, der Gerechte muß viel leiden. Ich werde mich auf einem verschwiegenen Waldwege bemühen, Ihrem schönen Unmut die Spitze abzubrechen. Darf ich um Ihren Arm bitten, liebe Freundin?“

Und alles erhob sich, um in Gruppen zu Zweien und Dreien die Terrasse hinabzusteigen und zu beiden Seiten des Sees, auf den schon im halben Dämmer liegenden Grunewald zuzuschreiten.

* * *

Die Hauptkolonne hielt sich links. Sie bestand, unter Vorantritt des Felgentreu'schen Ehepaares (Treibel hatte sich von seiner Freundin wieder frei gemacht), aus dem Krola'schen Quartett, in das sich Elfriede und Blanca Felgentreu derart eingereiht hatten, daß sie zwischen den beiden Referendarien und zwei jungen Kaufleuten gingen. Einer der jungen Kaufleute war ein berühmter Jodler und trug auch den entsprechenden Hut. Dann kamen Otto und Helene, während Treibel und Krola abschlossen.

„Es geht doch nichts über eine richtige Ehe," sagte Krola zu Treibel und wies auf das junge Paar vor ihnen. „Sie müssen sich doch aufrichtig freuen, Commerzienrat, wenn Sie Ihren Ältesten so glücklich und so zärtlich neben dieser hübschen und immer blink und blanken Frau einherschreiten sehen. Schon oben saßen sie dicht beisammen, und nun gehen sie Arm in Arm. Ich glaube beinah, sie drücken sich leise."

„Mir ein sichrer Beweis, daß sie sich vormittags gezankt haben. Otto, der arme Kerl, muß nun Reugeld zahlen."

„Ach, Treibel, Sie sind ewig ein Spötter. Ihnen kann es keiner recht machen und am wenigsten die Kinder. Glücklicherweise sagen Sie

das so hin, ohne recht dran zu glauben. Mit einer Dame, die so gut erzogen wurde, kann man sich überhaupt nicht zanken."

In diesem Augenblicke hörte man den Jodler einige Juchzer ausstoßen, so tirolerhaft echt, daß sich das Echo der Pichelsberge nicht veranlaßt sah, darauf zu antworten.

Krola lachte. „Das ist der junge Metzner. Er hat eine merkwürdig gute Stimme, wenigstens für einen Dilettanten, und hält eigentlich das Quartett zusammen. Aber so wie er eine Prise frische Luft wittert, ist es mit ihm vorbei. Dann faßt ihn das Schicksal mit rasender Gewalt, und er muß jodeln . . . Aber wir wollen von den Kindern nicht abkommen. Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen" — Krola war neugierig und hörte gern Intimitäten — „Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen, daß die beiden da vor uns in einer unglücklichen Ehe leben. Und was das Zanken angeht, so kann ich nur wiederholen, Hamburgerinnen stehen auf einer Bildungsstufe, die den Zank ausschließt."

Treibel wiegte den Kopf. „Ja, sehen Sie, Krola, Sie sind nun ein so gescheidter Kerl und kennen die Weiber, ja, wie soll ich sagen, Sie kennen sie, wie sie nur ein Tenor kennen kann.

Denn ein Tenor geht noch weit übern Lieutenant. Und doch offenbaren Sie hier in dem speziell Ehelichen, was noch wieder ein Gebiet für sich ist, ein furchtbares Manquement. Und warum? Weil Sie's in Ihrer eigenen Ehe, gleichviel nun, ob durch Ihr oder Ihrer Frau Verdienst, ausnahmsweise gut getroffen haben. Natürlich, wie Ihr Fall beweist, kommt auch das vor. Aber die Folge davon ist einfach die, daß Sie — auch das Beste hat seine Kehrseite — daß Sie, sag' ich, kein richtiger Ehemann sind, daß Sie keine volle Kenntnis von der Sache haben; Sie kennen den Ausnahmefall, aber nicht die Regel. Über Ehe kann nur sprechen, wer sie durchgefochten hat, nur der Veteran, der auf Wundenmale zeigt . . . Wie heißt es doch? ‚Nach Frankreich zogen zwei Grenadier', die ließen die Köpfe hangen' . . . Da haben Sie's."

„Ach, das sind Redensarten, Treibel . . ."

„. . . Und die schlimmsten Ehen sind die, lieber Krola, wo furchtbar „gebildet" gestritten wird, wo, wenn Sie mir den Ausdruck gestatten wollen, eine Kriegsführung mit Sammethandschuhen stattfindet, oder richtiger noch, wo man sich, wie beim römischen Carneval, Confetti ins Gesicht wirft. Es sieht hübsch aus, aber verwundet doch. Und in

dieſer Kunſt anſcheinend gefälligen Confettiwerfens iſt meine Schwiegertochter eine Meiſterin. Ich wette, daß mein armer Otto ſchon oft bei ſich gedacht hat, wenn ſie dich doch kratzte, wenn ſie doch 'mal außer ſich wäre, wenn ſie doch 'mal ſagte: Scheuſal oder Lügner oder elender Verführer . . ."

„Aber, Treibel, das kann ſie doch nicht ſagen. Das wäre ja Unſinn. Otto iſt ja doch kein Verführer, alſo auch kein Scheuſal . . ."

„Ach, Krola, darauf kommt es ja gar nicht an. Worauf es ankommt, iſt, ſie muß ſich dergleichen wenigſtens denken können, ſie muß eine eiferſüchtige Regung haben und in ſolchem Momente muß es afrikaniſch aus ihr losbrechen. Aber alles, was Helene hat, hat höchſtens die Temperatur der Uhlenhorſt. Sie hat nichts als einen unerſchütterlichen Glauben an Tugend und Windsorſoap."

„Nun meinetwegen. Aber wenn es ſo iſt, wo kommt dann der Zank her?"

„Der kommt doch. Er tritt nur anders auf, anders, aber nicht beſſer. Kein Donnerwetter, nur kleine Worte mit dem Giftgehalt eines halben Mückenſtichs, oder aber Schweigen, Stummheit, Muffeln, das innere Düppel der Ehe, während

nach außen hin das Geſicht keine Falte ſchlägt. Das ſind ſo die Formen. Und ich fürchte, die ganze Zärtlichkeit, die wir da vor uns wandeln ſehen, und die ſich augenſcheinlich ſehr einſeitig giebt, iſt nichts als ein Bußethun — Otto Treibel im Schloßhof zu Canoſſa und mit Schnee unter den Füßen. Sehen Sie nun den armen Kerl; er biegt den Kopf in einem fort nach rechts, und Helene rührt ſich nicht und kommt aus der graden Hamburger Linie nicht heraus . . . Aber jetzt müſſen wir ſchweigen. Ihr Quartett hebt eben an. Was iſt es denn?"

„Es iſt das bekannte: ‚Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten?'"

„Ah, das iſt recht. Eine jeder Zeit wohl aufzuwerfende Frage, beſonders auf Landpartieen."

* * *

Rechts um den See hin gingen nur zwei Paare, vorauf der alte Schmidt und ſeine Jugendfreundin Jenny und in einiger Entfernung hinter ihnen Leopold und Corinna.

Schmidt hatte ſeiner Dame den Arm gereicht und zugleich gebeten, ihr die Mantille tragen zu dürfen, denn es war etwas ſchwül unter den

Bäumen. Jenny hatte das Anerbieten auch dankbar angenommen; als sie aber wahrnahm, daß der gute Professor den Spitzenbesatz immer nachschleppen und sich abwechselnd in Wachholder und Haidekraut verfangen ließ, bat sie sich die Mantille wieder aus. „Sie sind noch gerade so wie vor vierzig Jahren, lieber Schmidt. Galant, aber mit keinem rechten Erfolge."

„Ja, gnädigste Frau, diese Schuld kann ich nicht von mir abwälzen und sie war zugleich mein Schicksal. Wenn ich mit meinen Huldigungen erfolgreicher gewesen wäre, denken Sie, wie ganz anders sich mein Leben und auch das Ihrige gestaltet hätte . . ."

Jenny seufzte leise.

„Ja, gnädigste Frau, dann hätten Sie das Märchen Ihres Lebens nie begonnen. Denn alles große Glück ist ein Märchen."

„Alles große Glück ist ein Märchen," wiederholte Jenny langsam und gefühlvoll. „Wie wahr, wie schön! Und sehen Sie, Wilibald, daß das beneidete Leben, das ich jetzt führe, meinem Ohr und meinem Herzen solche Worte versagt, daß lange Zeiten vergehen, ehe Aussprüche von solcher poetischen Tiefe zu mir sprechen, das ist für eine Natur, wie sie mir nun 'mal geworden, ein ewig

zehrender Schmerz. Und Sie sprechen dabei von Glück, Wilibald, sogar von großem Glück! Glauben Sie mir, mir, die ich dies alles durchlebt habe, diese so viel begehrten Dinge sind wertlos für den, der sie hat. Oft, wenn ich nicht schlafen kann und mein Leben überdenke, wird es mir klar, daß das Glück, das anscheinend so viel für mich that, mich nicht die Wege geführt hat, die für mich paßten, und daß ich in einfacheren Verhältnissen und als Gattin eines in der Welt der Ideen und vor allem auch des Idealen stehenden Mannes wahrscheinlich glücklicher geworden wäre. Sie wissen, wie gut Treibel ist, und daß ich ein dankbares Gefühl für seine Güte habe. Trotzdem muß ich es leider aussprechen, es fehlt mir, meinem Manne gegenüber, jene hohe Freude der Unterordnung, die doch unser schönstes Glück ausmacht und so recht gleichbedeutend ist mit echter Liebe. Niemandem darf ich dergleichen sagen; aber vor Ihnen, Wilibald, mein Herz auszuschütten, ist, glaub' ich, mein schön menschliches Recht und vielleicht sogar meine Pflicht . . ."

Schmidt nickte zustimmend und sprach dann ein einfaches: „Ach, Jenny . . ." mit einem Tone, drin er den ganzen Schmerz eines verfehlten Lebens zum Ausdruck zu bringen trachtete. Was

ihm auch gelang. Er lauschte selber dem Klang und beglückwünschte sich im Stillen, daß er sein Spiel so gut gespielt habe. Jenny, trotz aller Klugheit, war doch eitel genug, an das „Ach" ihres ehemaligen Anbeters zu glauben.

So gingen sie, schweigend und anscheinend ihren Gefühlen hingegeben, nebeneinander her, bis Schmidt die Notwendigkeit fühlte, mit irgend einer Frage das Schweigen zu brechen. Er entschied sich dabei für das alte Rettungsmittel und lenkte das Gespräch auf die Kinder. „Ja, Jenny," hob er mit immer noch verschleierter Stimme an, „was versäumt ist, ist versäumt. Und wer fühlte das tiefer, als ich selbst. Aber eine Frau wie Sie, die das Leben begreift, findet auch im Leben selbst ihren Trost, vor allem in der Freude täglicher Pflichterfüllung. Da sind in erster Reihe die Kinder, ja, schon ein Enkelkind ist da, wie Milch und Blut, das liebe Lizzichen, und das sind dann, mein' ich, die Hülsen, daran Frauenherzen sich aufrichten müssen. Und wenn ich auch Ihnen gegenüber, teure Freundin, von einem eigentlichen Eheglücke nicht sprechen will, denn wir sind wohl einig in dem, was Treibel ist und nicht ist, so darf ich doch sagen, Sie sind eine glückliche Mutter. Zwei Söhne sind Ihnen herangewachsen, gesund

oder doch was man so gesund zu nennen pflegt, von guter Bildung und guten Sitten. Und bedenken Sie, was allein dies letzte heut zu Tage bedeuten will. Otto hat sich nach Neigung verheiratet und sein Herz einer schönen und reichen Dame geschenkt, die, so viel ich weiß, der Gegenstand allgemeiner Verehrung ist, und wenn ich recht berichtet bin, so bereitet sich im Hause Treibel ein zweites Verlöbnis vor, und Helenen's Schwester steht auf dem Punkte, Leopold's Braut zu werden . . ."

„Wer sagt das?" fuhr jetzt Jenny heraus, plötzlich, aus dem sentimental Schwärmerischen in den Ton ausgesprochenster Wirklichkeit verfallend. „Wer sagt das?"

Schmidt geriet, diesem erregten Tone gegenüber, in eine kleine Verlegenheit. Er hatte sich das so gedacht oder vielleicht auch 'mal etwas Ähnliches gehört und stand nun ziemlich ratlos vor der Frage „wer sagt das?" Zum Glück war es damit nicht sonderlich ernsthaft gemeint, so wenig, daß Jenny, ohne eine Antwort abgewartet zu haben, mit großer Lebhaftigkeit fortfuhr: „Sie können gar nicht ahnen, Freund, wie mich das alles reizt. Das ist so die seitens des Holzhofs beliebte Art, mir die Dinge über den Kopf weg zu

nehmen. Sie, lieber Schmidt, sprechen nach, was Sie hören, aber die, die solche Dinge wie von ungefähr unter die Leute bringen, mit denen hab' ich ernstlich ein Hühnchen zu pflücken. Es ist eine Insolenz. Und Helene mag sich vorsehen."

„Aber Jenny, liebe Freundin, Sie dürfen sich nicht so erregen. Ich habe das so hingesagt, weil ich es als selbstverständlich annahm."

„Als selbstverständlich," wiederholte Jenny spöttisch, die, während sie das sagte, die Mantille wieder abriß und dem Professor über den Arm warf. „Als selbstverständlich. So weit also hat es der Holzhof schon gebracht, daß die nächsten Freunde solche Verlobung als eine Selbstverständlichkeit ansehen. Es ist aber keine Selbstverständlichkeit, ganz im Gegenteil, und wenn ich mir vergegenwärtige, daß Otto's alles besser wissende Frau neben ihrer Schwester Hildegard ein bloßer Schatten sein soll — und ich glaub' es gern, denn sie war schon als Backfisch von einer geradezu ridikülen Überheblichkeit — so muß ich sagen, ich habe an einer Hamburger Schwiegertochter aus dem Hause Munk gerade genug."

„Aber, teuerste Freundin, ich begreife Sie nicht. Sie setzen mich in das aufrichtigste Erstaunen. Es ist doch kein Zweifel, daß Helene

eine schöne Frau ist und von einer, wenn ich mich so ausdrücken darf, ganz aparten Appetitlichkeit . . ."

Jenny lachte.

„. . . Zum Anbeißen, wenn Sie mir das Wort gestatten," fuhr Schmidt fort, „und von jenem eigentümlichen Charme, den schon, von Alters her, alles besitzt, was mit dem flüssigen Element in eine konstante Berührung kommt. Vor allem aber ist mir kein Zweifel darüber, daß Otto seine Frau liebt, um nicht zu sagen in sie verliebt ist. Und Sie, Freundin, Otto's leibliche Mutter, fechten gegen dies Glück an und sind empört, dies Glück in Ihrem Hause vielleicht verdoppelt zu sehen. Alle Männer sind abhängig von weiblicher Schönheit; ich war es auch, und ich möchte beinah sagen dürfen, ich bin es noch, und wenn nun diese Hildegard, wie mir durchaus wahrscheinlich — denn die Nestküken sehen immer am besten aus — wenn diese Hildegard noch über Helenen hinauswächst, so weiß ich nicht, was Sie gegen sie haben können. Leopold ist ein guter Junge, von vielleicht nicht allzu feurigem Temperament; aber ich denke mir, daß er doch nichts dagegen haben kann, eine sehr hübsche Frau zu heiraten. Sehr hübsch und reich dazu."

„Leopold ist ein Kind und darf sich überhaupt nicht nach eigenem Willen verheiraten, am wenigsten aber nach dem Willen seiner Schwägerin Helene. Das fehlte noch, das hieße denn doch abdanken und mich ins Altenteil setzen. Und wenn es sich noch um eine junge Dame handelte, der gegenüber einen allenfalls die Lust anwandeln könnte, sich unterzuordnen, also eine Freiin oder eine wirkliche, ich meine eine richtige Geheimeratstochter oder die Tochter eines Oberhofpredigers ... Aber ein unbedeutendes Ding, das nichts kennt, als mit Ponies nach Blankenese fahren und sich einbildet, mit einem Goldfaden in der Plattstichnadel eine Wirtschaft führen oder wohl gar Kinder erziehen zu können, und ganz ernsthaft glaubt, daß wir hier zu Lande nicht einmal eine Seezunge von einem Steinbutt unterscheiden können, und immer von Lobster spricht, wo wir Hummer sagen und Curry-Powder und Soja wie höhere Geheimnisse behandelt, — ein solcher eingebildeter Quack, lieber Wilibald, das ist nichts für meinen Leopold. Leopold, trotz allem, was ihm fehlt, soll höher hinaus. Er ist nur einfach, aber er ist gut, was doch auch einen Anspruch giebt. Und deshalb soll er eine kluge Frau haben, eine wirklich kluge; Wissen und Klugheit und überhaupt das Höhere,

— darauf kommt es an. Alles andere wiegt keinen Pfifferling. Es ist ein Elend mit den Äußerlichkeiten. Glück, Glück! Ach Wilibald, daß ich es in solcher Stunde gerade vor Ihnen bekennen muß, das Glück, es ruht hier allein."

Und dabei legte sie die Hand aufs Herz.

* * *

Leopold und Corinna waren in einer Entfernung von etwa fünfzig Schritt gefolgt und hatten ihr Gespräch in herkömmlicher Art geführt, d. h. Corinna hatte gesprochen. Leopold war aber fest entschlossen, auch zu Worte zu kommen, wohl oder übel. Der quälende Druck der letzten Tage machte, daß er vor dem, was er vorhatte, nicht mehr so geängstigt stand, wie früher; — er mußte sich eben Ruhe schaffen. Ein paar Mal schon war er nahe daran gewesen, eine wenigstens auf sein Ziel überleitende Frage zu thun; wenn er dann aber der Gestalt seiner stattlich vor ihm dahinschreitenden Mutter ansichtig wurde, gab er's wieder auf, so daß er schließlich den Vorschlag machte, eine gerade vor ihnen liegende Waldlichtung in schräger Linie zu passieren, damit sie, statt immer zu folgen, auch 'mal an die Täte kämen.

Er wußte zwar, daß er infolge dieses Manövers, den Blick der Mama vom Rücken oder von der Seite her haben würde, aber etwas auf den Vogel Strauß hin angelegt, fand er doch eine Beruhigung in dem Gefühl, die seinen Mut beständig lähmende Mama nicht immer gerade vor Augen haben zu müssen. Er konnte sich über diesen eigentümlichen Nervenzustand keine rechte Rechenschaft geben und entschied sich einfach für das, was ihm von zwei Übeln als das kleinere erschien.

Die Benutzung der Schräglinie war geglückt, sie waren jetzt um ebenso viel voraus, als sie vorher zurück gewesen waren, und ein Gleichgültigkeitsgespräch fallen lassend, das sich, ziemlich gezwungen, um die Spargelbeete von Halensee samt ihrer Kultur und ihrer sanitären Bedeutung gedreht hatte, nahm Leopold einen plötzlichen Anlauf und sagte: „Wissen Sie, Corinna, daß ich Grüße für Sie habe?"

„Von wem?"

„Raten Sie."

„Nun, sagen wir von Mr. Nelson."

„Aber das geht doch nicht mit rechten Dingen zu, das ist ja wie Hellseherei; nun können Sie auch noch Briefe lesen, von denen Sie nicht einmal wissen, daß sie geschrieben wurden."

„Ja, Leopold, dabei könnt' ich Sie nun belaſſen und mich vor Ihnen als Seherin etablieren. Aber ich werde mich hüten. Denn vor allem, was ſo myſtiſch und hypnotiſch und geiſterſeherig iſt, haben geſunde Menſchen blos ein Grauen. Und ein Grauen einzuflößen, iſt nicht das, was ich liebe. Mir iſt es lieber, daß mir die Herzen guter Menſchen zufallen."

„Ach, Corinna, das brauchen Sie ſich doch nicht erſt zu wünſchen. Ich kann mir keinen Menſchen denken, deſſen Herz Ihnen nicht zufiele. Sie ſollten nur leſen, was Mr. Nelſon über Sie geſchrieben hat; mit amusing fängt er an, und dann kommt charming und high-spirited, und mit fascinating ſchließt er ab. Und dann erſt kommen die Grüße, die ſich, nach allem, was vorauf gegangen, beinahe nüchtern und alltäglich ausnehmen. Aber wie wußten Sie, daß die Grüße von Mr. Nelſon kämen?"

„Ein leichteres Rätſel iſt mir nicht bald vorgekommen. Ihr Papa teilte mit, Sie kämen erſt ſpäter, weil Sie nach Liverpool zu ſchreiben hätten. Nun, Liverpool heißt Mr. Nelſon. Und hat man erſt Mr. Nelſon, ſo giebt ſich das andere von ſelbſt. Ich glaube, daß es mit aller Hellſeherei ganz ähnlich liegt. Und ſehen Sie, Leopold,

mit derſelben Leichtigkeit, mit der ich in Mr. Nelſon's Brief geleſen habe, mit derſelben Sicherheit leſe ich zum Beiſpiel Ihre Zukunft."

Ein tiefes Aufatmen Leopold's war die Antwort, und ſein Herz hätte jubeln mögen, in einem Gefühl von Glück und Erlöſung. Denn wenn Corinna richtig las, und ſie mußte richtig leſen, ſo war er allem Anfragen und allen damit verknüpften Ängſten überhoben, und ſie ſprach dann aus, was er zu ſagen noch immer nicht den Mut finden konnte. Wie beſeligt nahm er ihre Hand und ſagte: „Das können Sie nicht."

„Iſt es ſo ſchwer?"

„Nein. Es iſt eigentlich leicht. Aber leicht oder ſchwer, Corinna, laſſen Sie mich's hören. Und ich will auch ehrlich ſagen, ob Sie's getroffen haben oder nicht. Nur keine ferne Zukunft, blos die nächſte, allernächſte."

„Nun denn," hob Corinna ſchelmiſch und hier und da mit beſonderer Betonung an, „was ich ſehe, iſt das: zunächſt ein ſchöner Septembertag, und vor einem ſchönen Hauſe halten viele ſchöne Kutſchen und die vorderſte, mit einem Perrückenkutſcher auf dem Bock und zwei Bedienten hinten, das iſt eine Brautkutſche. Der Straßendamm aber ſteht voller Menſchen, die die Braut ſehen

wollen, und nun kommt die Braut, und neben ihr schreitet ihr Bräutigam, und dieser Bräutigam ist mein Freund Leopold Treibel. Und nun fährt die Brautkutsche, während die anderen Wagen folgen, an einem breiten, breiten Wasser hin . . ."

„Aber Corinna, Sie werden doch unsere Spree zwischen Schleuse und Jungfernbrücke nicht ein breites Wasser nennen wollen . . ."

„. . . An einem breiten Wasser hin und hält endlich vor einer gothischen Kirche."

„Zwölf Apostel . . ."

„Und der Bräutigam steigt aus und bietet der Braut seinen Arm, und so schreitet das junge Paar der Kirche zu, drin schon die Orgel spielt und die Lichter brennen."

„Und nun . . ."

„Und nun stehen sie vor dem Altar, und nach dem Ringewechsel wird der Segen gesprochen und ein Lied gesungen oder doch der letzte Vers. Und nun geht es wieder zurück, an demselben breiten Wasser entlang, aber nicht dem Stadthause zu, von dem sie ausgefahren waren, sondern immer weiter ins Freie, bis sie vor einer Cottage-Villa halten . . ."

„Ja, Corinna, so soll es sein . . ."

„Bis sie vor einer Cottage-Villa halten und vor einem Triumphbogen, an dessen oberster Wölbung ein Riesenkranz hängt, und in dem Kranze leuchten die beiden Anfangsbuchstaben: L und H.“

„L und H?“

„Ja, Leopold, L und H. Und wie könnte es auch anders sein? Denn die Brautkutsche kam ja von der Uhlenhorst her und fuhr die Alster entlang und nachher die Elbe hinunter, und nun halten sie vor der Munk'schen Villa draußen in Blankenese, und L heißt Leopold und H heißt Hildegard.“

Einen Augenblick überkam es Leopold wie wirkliche Verstimmung. Aber, sich rasch besinnend, gab er der vorgeblichen Seherin einen kleinen Liebesklaps und sagte: „Sie sind immer dieselbe, Corinna. Und wenn der gute Nelson, der der beste Mensch und mein einziger Vertrauter ist, wenn er dies alles gehört hätte, so würd' er begeistert sein und von ‚capital fun‘ sprechen, weil Sie mir so gnädig die Schwester meiner Schwägerin zuwenden wollen.“

„Ich bin eben eine Prophetin,“ sagte Corinna.

„Prophetin,“ wiederholte Leopold. „Aber diesmal eine falsche. Hildegard ist ein schönes Mäd-

chen, und Hunderte würden ſich glücklich ſchätzen. Aber Sie wiſſen, wie meine Mama zu dieſer Frage ſteht; ſie leidet unter dem beſtändigen ſich Beſſerdünken der dortigen Anverwandten und hat es wohl hundertmal geſchworen, daß ihr eine Hamburger Schwiegertochter, eine Repräſentantin aus dem großen Hauſe Thompſon-Munk, gerade genug ſei. Sie hat ganz ehrlich einen halben Haß gegen die Munk's, und wenn ich mit Hildegard ſo vor ſie hinträte, ſo weiß ich nicht, was geſchähe; ſie würde ‚nein' ſagen, und wir hätten eine furchtbare Scene."

„Wer weiß," ſagte Corinna, die jetzt das entſcheidende Wort ganz nahe wußte.

„. . . Sie würde ‚nein' ſagen und immer wieder ‚nein', das iſt ſo ſicher wie Amen in der Kirche," fuhr Leopold mit gehobener Stimme fort. „Aber dieſer Fall kann ſich gar nicht ereignen. Ich werde nicht mit Hildegard vor ſie hintreten und werde ſtatt deſſen näher und beſſer wählen . . . Ich weiß, und Sie wiſſen es auch, das Bild, das Sie da gemalt haben, es war nur Scherz und Übermut, und vor allem wiſſen Sie, wenn mir Armen überhaupt noch eine Triumphpforte gebaut werden ſoll, daß der Kranz, der dann zu Häupten hängt, einen ganz anderen Buchſtaben als das

Hildegard-H in hundert und tausend Blumen tragen müßte. Brauch' ich zu sagen welchen? Ach, Corinna, ich kann ohne Sie nicht leben, und diese Stunde muß über mich entscheiden. Und nun sagen Sie Ja oder Nein." Und unter diesen Worten nahm er ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. Denn sie gingen im Schutz einer Haselnußhecke.

Corinna — nach Confessions, wie diese, die Verlobung mit gutem Recht als ein fait accompli betrachtend — nahm kluger Weise von jeder weiteren Auseinandersetzung Abstand und sagte nur kurzer Hand: „Aber eines, Leopold, dürfen wir uns nicht verhehlen, uns stehen noch schwere Kämpfe bevor. Deine Mama hat an einer Munk genug, das leuchtet mir ein; aber ob ihr eine Schmidt recht ist, ist noch sehr die Frage. Sie hat zwar mitunter Andeutungen gemacht, als ob ich ein Ideal in ihren Augen wäre, vielleicht weil ich das habe, was Dir fehlt, und vielleicht auch was Hildegard fehlt. Ich sage ‚vielleicht' und kann dies einschränkende Wort nicht genug betonen. Denn die Liebe, das seh' ich klar, ist demütig, und ich fühle, wie meine Fehler von mir abfallen. Es soll dies ja ein Kennzeichen sein. Ja, Leopold, ein Leben voll Glück und Liebe liegt vor uns, aber

es hat Deinen Mut und Deine Festigkeit zur Voraussetzung, und hier unter diesem Waldesdom, drin es geheimnisvoll rauscht und dämmert, hier, Leopold, mußt Du mir schwören, ausharren zu wollen in Deiner Liebe."

Leopold beteuerte, daß er nicht blos wolle, daß er es auch werde. Denn wenn die Liebe demütig und bescheiden mache, was gewiß richtig sei, so mache sie sicherlich auch stark. Wenn Corinna sich geändert habe, er fühle sich auch ein anderer. „Und," so schloß er, „das eine darf ich sagen, ich habe nie große Worte gemacht und Prahlereien werden mir auch meine Feinde nicht nachsagen; aber glaube mir, mir schlägt das Herz so hoch, so glücklich, daß ich mir Schwierigkeiten und Kämpfe beinah' herbeiwünsche. Mich drängt es, Dir zu zeigen, daß ich Deiner wert bin . . ."

In diesem Augenblicke wurde die Mondsichel zwischen den Baumkronen sichtbar, und von Schloß Grunewald her, vor dem das Quartett eben angekommen war, klang es über den See herüber:

Wenn nach Dir ich oft vergebens
In die Nacht geseh'n.
Scheint der dunkle Strom des Lebens
Trauernd still zu steh'n . . .

Und nun ſchwieg es, oder der Abendwind, der ſich aufmachte, trug die Töne nach der anderen Seite hin.

* * *

Eine Viertelſtunde ſpäter hielt alles vor Paulsborn, und nachdem man ſich daſelbſt wieder begrüßt und bei herumgereichtem Crême de Cacao (Treibel ſelbſt machte die Honneurs) eine kurze Raſt genommen hatte, brach man — die Wagen waren von Halenſee her gefolgt — nach einigen Minuten endgültig auf, um die Rückfahrt anzutreten. Die Felgentreu's nahmen bewegten Abſchied von dem Quartett, jetzt lebhaft beklagend, den von Treibel vorgeſchlagenen Kremſer abgelehnt zu haben.

Auch Leopold und Corinna trennten ſich, aber doch nicht eher, als bis ſie ſich, im Schatten des hochſtehenden Schilfes, noch einmal feſt und verſchwiegen die Hände gedrückt hatten.

Elftes Kapitel.

Leopold, als man zur Abfahrt sich anschickte, mußte sich mit einem Platz vorn auf dem Bock des elterlichen Landauers begnügen, was ihm, alles in allem, immer noch noch lieber war als innerhalb des Wagens selbst, en vue seiner Mutter zu sitzen, die doch vielleicht, sei's im Wald, sei's bei der kurzen Rast in Paulsborn, etwas bemerkt haben mochte; Schmidt benutzte wieder den Vorortszug, während Corinna bei den Felgentreu's mit einstieg. Man placierte sie, so gut es ging zwischen das den Fond des Wagens redlich ausfüllende Ehepaar, und weil sie nach all' dem Voraufgegangenen eine geringere Neigung zum Plaudern als sonst wohl hatte, so kam es ihr außerordentlich zu paß, sowohl Elfriede wie Blanca doppelt redelustig und noch ganz voll und beglückt von dem Quartett zu finden. Der Jodler, eine sehr gute

Partie, schien über die freilich nur in Zivil erschienenen Sommerlieutenants einen entschiedenen Sieg davon getragen zu haben. Im Übrigen ließen es sich die Felgentreu's nicht nehmen, in der Adlerstraße vorzufahren und ihren Gast daselbst abzusetzen. Corinna bedankte sich herzlich und stieg, noch einmal grüßend, erst die drei Steinstufen und gleich danach vom Flur aus die alte Holztreppe hinauf.

Sie hatte den Drücker zum Entrée nicht mitgenommen, und so blieb ihr nichts anderes übrig, als zu klingeln, was sie nicht gerne that. Alsbald erschien denn auch die Schmolke, die die Abwesenheit der „Herrschaft", wie sie mitunter mit Betonung sagte, dazu benutzt hatte, sich ein bißchen sonntäglich herauszuputzen. Das Auffallendste war wieder die Haube, deren Rüschen eben aus dem Tolleisen zu kommen schienen.

„Aber liebe Schmolke," sagte Corinna, während sie die Thür wieder ins Schloß zog, „was ist denn los? Ist Geburtstag? Aber nein, den kenn' ich ja. Oder seiner?"

„Nein," sagte die Schmolke, „seiner is auch nich. Und da werd' ich auch nicht solchen Shlips umbinden und solch Band."

„Aber wenn kein Geburtstag ist, was ist dann?"

„Nichts, Corinna. Muß denn immer 'was ſein, wenn man ſich 'mal ordentlich macht? Sieh, Du haſt gut reden; Du ſitzſt jeden Tag, den Gott werden läßt, eine halbe Stunde vorm Spiegel, und mitunter auch noch länger, und brennſt Dir Dein Wuſchelhaar . . ."

„Aber, liebe Schmolke . . ."

„Ja, Corinna, Du denkſt, ich ſeh' es nicht. Aber ich ſehe alles und ſeh' noch viel mehr . . . Und ich kann Dir auch ſagen, Schmolke ſagte 'mal, er fänd' es eigentlich hübſch, ſolch Wuſchelhaar . . ."

„Aber war denn Schmolke ſo?"

„Nein, Corinna, Schmolke war nich ſo. Schmolke war ein ſehr anſtändiger Mann, und wenn man ſo 'was Sonderbares und eigentlich Unrechtes ſagen darf, er war beinah' zu anſtändig. Aber nun gieb erſt Deinen Hut und Deine Mantille. Gott, Kind, wie ſieht denn das alles aus? Is denn ſolch' furchtbarer Staub? Un noch ein Glück, daß es nich gebrippelt hat, denn is der Sammt hin. Un ſo viel hat ein Profeſſor auch nich, un wenn er auch nich geradezu klagt, Seide ſpinnen kann er nich."

„Nein, nein," lachte Corinna.

„Nu höre, Corinna, da lachſt Du nu wieder. Das iſt aber gar nicht zum Lachen. Der Alte quält ſich genug, und wenn er ſo die Bündel ins

Haus kriegt und die Strippe mitunter nich ausreicht, so viele ſind es, denn thut es mir mitunter ordentlich weh hier. Denn Papa is ein ſehr guter Mann, und ſeine Sechzig drücken ihn nu doch auch ſchon ein bißchen. Er will es freilich nich wahr haben und thut immer noch ſo, wie wenn er zwanzig wäre. Ja, hat ſich 'was. Un neulich iſt er von der Pferdebahn 'runtergeſprungen, un ich muß auch gerade dazu kommen; na, ich dachte doch gleich, der Schlag ſoll mich rühren ... Aber nu ſage, Corinna, was ſoll ich Dir bringen? Oder haſt Du ſchon gegeſſen und biſt froh, wenn Du nichts ſiehſt ..."

„Nein, ich habe nichts gegeſſen. Oder doch ſo gut wie nichts; die Zwiebacke, die man kriegt, ſind immer ſo alt. Und dann in Paulsborn einen kleinen ſüßen Likör. Das kann man doch nicht rechnen. Aber ich habe auch keinen rechten Appetit, und der Kopf iſt mir ſo benommen; ich werde am Ende krank ..."

„Ach, dummes Zeug, Corinna. Das iſt auch eine von Deinen Rücken; wenn Du 'mal Ohrenſauſen haſt oder ein bißchen heiße Stirn, dann redeſt Du immer gleich von Nervenfieber. Un das is eigentlich gottlos, denn man muß den Teufel nich an die Wand malen. Es wird wohl ein bißchen feucht geweſen ſein, ein bißchen neblig und Abenddunſt."

„Ja, neblig war es gerade, wie wir neben dem Schilf ſtanden, und der See war eigentlich gar nicht mehr zu ſehen. Davon wird es wohl ſein. Aber der Kopf iſt mir wirklich benommen, und ich möchte zu Bett gehen und mich einmummeln. Und dann mag ich auch nicht mehr ſprechen, wenn Papa nach Hauſe kommt. Und wer weiß wann, und ob es nicht zu ſpät wird."

„Warum iſt er denn nich gleich mitgekommen?"

„Er wollte nicht und hat ja auch ſeinen ‚Abend' heut. Ich glaube bei Kuh's. Und da ſitzen ſie meiſt lange, weil ſich die Kälber mit einmiſchen. Aber mit Ihnen, liebe, gute Schmolke, möchte ich wohl noch eine halbe Stunde plaudern. Sie haben ja immer ſo 'was Herzliches . . ."

„Ach, rede doch nich, Corinna. Wovon ſoll ich denn 'was Herzliches haben? Oder eigentlich, wovon ſoll ich denn 'was Herzliches nich haben. Du warſt ja noch ſo, als ich ins Haus kam."

„Nun alſo 'was Herzliches oder nicht 'was Herzliches," ſagte Corinna, „gefallen wird es mir ſchon. Und wenn ich liege, liebe Schmolke, dann bringen Sie mir meinen Thee ans Bett, die kleine Meißner Kanne und die andere kleine Kanne, die nehmen Sie ſich; und bloß ein paar Theebrötchen, recht dünn geſchnitten und nicht zu viel Butter. Denn ich muß

mich mit meinem Magen in acht nehmen, sonst wird es gastrisch, und man liegt sechs Wochen."

„Is schon gut," lachte die Schmolke und ging in die Küche, um den Kessel noch wieder in die Glut zu setzen. Denn heißes Wasser war immer da, und es bullerte nur noch nicht.

* * *

Eine Viertelstunde später trat die Schmolke wieder ein und fand ihren Liebling schon im Bette. Corinna saß mehr auf als sie lag und empfing die Schmolke mit der trostreichen Versicherung, „es sei ihr schon viel besser;" was man so immer zum Lobe der Bettwärme sage, das sei doch wahr, und sie glaube jetzt beinahe, daß sie noch 'mal durchkommen und alles glücklich überstehen werde.

„Glaub' ich auch," sagte die Schmolke, während sie das Tablett auf den kleinen, am Kopfende stehenden Tisch setzte. „Nun, Corinna, von welchem soll ich Dir einschenken? Der hier, mit der abgebrochenen Tülle, hat länger gezogen, und ich weiß, Du hast ihn gern stark und bitterlich, so daß er schon ein bißchen nach Tinte schmeckt . . ."

„Versteht sich, ich will von dem starken. Und dann ordentlich Zucker; aber ganz wenig Milch, Milch macht immer gastrisch."

„Gott, Corinna, laß doch das Gastrische. Du liegst da wie ein Borsdorfer Apfel und redst immer, als ob Dir der Tod schon um die Nase säße. Nein, Corinnchen, so schnell geht es nich.“ Un nu nimm Dir ein Theebrötchen. Ich habe sie so dünn geschnitten, wie's nur gehen wollte . . .“

„Das ist recht. Aber da haben Sie ja eine Schinkenstulle mit 'reingebracht.“

„Für mich, Corinnchen. Ich will doch auch 'was essen.“

„Ach, liebe Schmolke, da möcht' ich mich aber doch zu Gaste laden. Die Theebrötchen sehen ja nach gar nichts aus, und die Schinkenstulle lacht einen ordentlich an. Und alles schon so appetitlich durchgeschnitten. Nun merk' ich erst, daß ich eigentlich hungrig bin. Geben Sie mir ein Schnittchen ab, wenn es Ihnen nicht sauer wird.“

„Wie Du nur redest, Corinna. Wie kann es mir denn sauer werden. Ich führe ja bloß die Wirtschaft und bin bloß eine Dienerin.“

„Ein Glück, daß Papa das nicht hört. Sie wissen doch, das kann er nicht leiden, daß Sie so von Dienerin reden, und er nennt es eine falsche Bescheidenheit . . .“

„Ja, ja, so sagt er. Aber Schmolke, der auch ein ganz kluger Mann war, wenn er auch nicht

ſtudiert hatte, der ſagt immer, ‚höre, Roſalie, Beſcheidenheit iſt gut, und eine falſche Beſcheidenheit (denn die Beſcheidenheit iſt eigentlich immer falſch) iſt immer noch beſſer als gar keine‘.“

„Hm,“ ſagte Corinna, die ſich etwas getroffen fühlte, „das läßt ſich hören. Überhaupt, liebe Schmolke, Ihr Schmolke muß eigentlich ein ausgezeichneter Mann geweſen ſein. Und Sie ſagten ja auch vorhin ſchon, er habe ſo etwas Anſtändiges gehabt und beinah' zu anſtändig. Sehen Sie, ſo 'was höre ich gern, und ich möchte mir wohl etwas dabei denken können. Worin war er denn nun eigentlich ſo ſehr anſtändig ... Und dann, er war ja doch bei der Polizei. Nun, offen geſtanden, ich bin zwar froh, daß wir eine Polizei haben, und freue mich immer über jeden Schutzmann, an den ich herantreten und den ich nach dem Weg fragen und um Auskunft bitten kann, und das muß wahr ſein, alle ſind artig und manierlich, wenigſtens hab' ich es immer ſo gefunden. Aber das von der Anſtändigkeit und von zu anſtändig ...“

„Ja, liebe Corinna, das iſt ſchon richtig. Aber da ſind ja Unterſchiedlichkeiten, und was ſie Abteilungen nennen. Und Schmolke war bei ſolcher Abteilung.“

„Natürlich. Er kann doch nicht überall gewesen sein.“

„Nein, nicht überall. Und er war gerade bei der allerschwersten, die für den Anstand und die gute Sitte zu sorgen hat.“

„Und so 'was giebt es?“

„Ja, Corinna, so 'was giebt es und muß es auch geben. Und wenn nu — was ja doch vorkommt, und auch bei Frauen und Mädchen vorkommt, wie Du ja wohl gesehen und gehört haben wirst, denn Berliner Kinder sehen und hören alles — wenn nu solch' armes und unglückliches Geschöpf (denn manche sind wirklich bloß arm und unglücklich) etwas gegen den Anstand und die gute Sitte thut, dann wird sie vernommen und bestraft. Und da, wo die Vernehmung is, da gerade saß Schmolke . . .“

„Merkwürdig. Aber davon haben Sie mir ja noch nie 'was erzählt. Und Schmolke, sagen Sie, war mit dabei? Wirklich, sehr sonderbar. Und Sie meinen, daß er gerade deshalb so sehr anständig und so solide war?“

„Ja, Corinna, das mein' ich.“

„Nun, wenn Sie's sagen, liebe Schmolke, so will ich es glauben. Aber ist es nicht eigentlich zum Verwundern? Denn Ihr Schmolke war ja damals

noch jung oder so ein Mann in seinen besten Jahren. Und viele von unserem Geschlecht, und gerade solche, sind ja doch oft bildhübsch. Und da sitzt nun einer, wie Schmolke da gesessen, und muß immer streng und ehrbar aussehen, bloß weil er da zufällig sitzt. Ich kann mir nicht helfen, ich finde das schwer. Denn das ist ja gerade so wie der Versucher in der Wüste: „Dies alles schenke ich Dir."

Die Schmolke seufzte. „Ja, Corinna, daß ich es Dir offen gestehe, ich habe auch manchmal geweint, und mein furchtbares Reißen, hier gerad' im Nacken, das is noch von der Zeit her. Und zwischen das zweite und dritte Jahr, daß wir verheiratet waren, da hab' ich beinah' elf Pfund abgenommen, und wenn wir damals schon die vielen Wiegewagen gehabt hätten, da wär' es wohl eigentlich noch mehr gewesen, denn als ich zu's Wiegen kam, da setzte ich schon wieder an."

„Arme Frau," sagte Corinna. „Ja, das müssen schwere Tage gewesen sein. Aber wie kamen Sie denn darüber hin? Und wenn Sie wieder ansetzten, so muß doch so 'was von Trost und Beruhigung gewesen sein."

„War auch, Corinnchen. Und weil Du ja nu alles weißt, will ich Dir auch erzählen, wie's kam, un wie ich meine Ruhe wieder kriegte. Denn ich

kann Dir ſagen, es war ſchlimm, und ich habe mitunter viele Wochen lang kein Auge zugethan. Na, zuletzt ſchläft man doch ein bißchen; die Natur will es un is auch zuletzt noch ſtärker als die Eiferſucht. Aber Eiferſucht iſt ſehr ſtark, viel ſtärker als Liebe. Mit Liebe is es nich ſo ſchlimm. Aber was ich ſagen wollte, wie ich nu ſo ganz 'runter war und man bloß noch ſo hing und bloß noch ſo viel Kraft hatte, daß ich ihm doch ſein Hammelfleiſch un ſeine Bohnen vorſetzen konnte, daß heißt geſchnitzelte mocht' er nich un ſagte immer, ſie ſchmeckten nach Meſſer da ſah er doch wohl, daß er 'mal mit mir reden müſſe. Denn ich red'te nich, dazu war ich viel zu ſtolz. Alſo er wollte reden mit mir, und als es nu ſo weit war und er die Gelegenheit auch ganz gut abgepaßt hatte, nahm er einen kleinen vierbeinigen Schemel, der ſonſt immer in der Küche ſtand, un is mir, als ob es geſtern geweſen wäre, un rückte den Schemel zu mir 'ran und ſagte: ‚Roſalie, nu ſage 'mal, was haſt Du denn eigentlich'."

Um Corinnas Mund verlor ſich jeder Ausdruck von Spott; ſie ſchob das Tablett etwas bei Seite, ſtützte ſich, während ſie ſich aufrichtete, mit dem rechten Arm auf den Tiſch und ſagte: „Nun weiter, liebe Schmolke."

„Alſo, was haſt Du eigentlich? ſagte er zu mir.

Na, da stürzten mir denn die Thränen man so pimperlings 'raus, und ich sagte: ‚Schmolke, Schmolke,' und dabei sah ich ihn an, als ob ich ihn ergründen wollte. Un ich kann wohl sagen, es war ein scharfer Blick, aber doch immer noch freundlich. Denn ich liebte ihn. Und da sah ich, daß er ganz ruhig blieb un sich gar nicht verfärbte. Un dann nahm er meine Hand, streichelte sie ganz zärtlich un sagte: ‚Rosalie, das is alles Unsinn. Davon verstehst Du nichts, weil Du nicht in der ‚Sitte' bist. Denn ich sage Dir, wer da so tagaus tagein in der Sitte sitzen muß, dem vergeht es, dem stehen die Haare zu Berge über all' das Elend und all' den Jammer, und wenn dann welche kommen, die nebenher auch noch ganz verhungert sind, was auch vorkommt, und wo wir ganz genau wissen, da sitzen nu die Eltern zu Hause un grämen sich Tag und Nacht über die Schande, weil sie das arme Wurm, das mitunter sehr merkwürdig dazu gekommen ist, immer noch lieb haben und helfen und retten möchten, wenn zu helfen und zu retten noch menschenmöglich wäre — ich sage Dir, Rosalie, wenn man das jeden Tag sehen muß, un man hat ein Herz im Leibe un hat bei's erste Garderegiment gedient un is für Proppertät und Strammheit und Gesundheit, na, ich sage Dir, denn is es mit Verführung un all so was vor-

bei, un man möchte 'raus gehn und weinen, un ein paar Mal hab' ich's auch, alter Kerl der ich bin, und von Careſſiren und „Fräuleinchen' ſteht nichts mehr drin, un man geht nach Hauſe und is froh, wenn man ſein Hammelfleiſch kriegt un eine ordentliche Frau hat, die Roſalie heißt. Biſt Du nu zufrieden, Roſalie? Und dabei gab er mir einen Kuß . . ."

Die Schmolke, der bei der Erzählung wieder ganz weh ums Herz geworden war, ging an Corinna's Schrank, um ſich ein Taſchentuch zu holen. Und als ſie ſich nun wieder zurecht gemacht hatte, ſo daß ihr die Worte nicht mehr in die Kehle blieben, nahm ſie Corinna's Hand und ſagte: „Sieh', ſo war Schmolke. Was ſagſt Du dazu?"

„Ein ſehr anſtändiger Mann."

„Na ob."

* * *

In dieſem Augenblicke hörte man die Klingel. „Der Papa," ſagte Corinna, und die Schmolke ſtand auf, um dem Herrn Profeſſor zu öffnen. Sie war auch bald wieder zurück und erzählte, daß ſich der Papa nur gewundert habe, Corinnchen nicht mehr zu finden; was denn paſſiert ſei? Wegen ein bißchen Kopfweh gehe man doch nicht gleich zu Bett. Und

dann habe er sich seine Pfeife angesteckt und die Zeitung in die Hand genommen und habe dabei gesagt: „Gott sei Dank, liebe Schmolke, daß ich wieder da bin; alle Gesellschaften sind Unsinn; diesen Satz vermache ich Ihnen auf Lebenszeit.“ Er habe aber ganz fidel dabei ausgesehen und sie sei überzeugt, daß er sich eigentlich sehr gut amüsiert habe. Denn er habe den Fehler, den so viele hätten, und die Schmidt's voran: sie redten über alles und wüßten alles besser. „Ja, Corinnchen, in diesem Belange bist Du auch ganz Schmidtsch.“

Corinna gab der guten Alten die Hand und sagte: „Sie werden wohl recht haben, liebe Schmolke, und es ist ganz gut, daß Sie mir's sagen. Wenn Sie nicht gewesen wären, wer hätte mir denn überhaupt 'was gesagt? Keiner. Ich bin ja wie wild aufgewachsen, und ist eigentlich zu verwundern, daß ich nicht noch schlimmer geworden bin als ich bin. Papa ist ein guter Professor, aber kein guter Erzieher, und dann war er immer zu sehr von mir eingenommen und sagte: ‚das Schmidt'sche hilft sich selbst‘ oder ‚es wird schon zum Durchbruch kommen‘.“

„Ja, so 'was sagt er immer. Aber mitunter ist eine Maulschelle besser.“

„Um Gotteswillen, liebe Schmolke, sagen Sie doch so 'was nicht. Das ängstigt mich.“

„Ach, Du biſt närriſch, Corinna. Was ſoll Dich denn ängſtigen? Du biſt ja nun eine große, forſche Perſon und haſt die Kinderſchuhe längſt ausgetreten und könnteſt ſchon ſechs Jahre verheiratet ſein."

„Ja," ſagte Corrina, „das könnt' ich, wenn mich wer gewollt hätte. Aber dummerweiſe hat mich noch keiner gewollt. Und da habe ich denn für mich ſelber ſorgen müſſen . . ."

Die Schmolke glaubte nicht recht gehört zu haben und ſagte: „Du haſt für Dich ſelber ſorgen müſſen? Was meinſt Du damit, was ſoll das heißen?"

„Es ſoll heißen, liebe Schmolke, daß ich mich heut' Abend verlobt habe."

„Himmliſcher Vater, iſt es möglich. Aber ſei mich böſe, daß ich mich ſo verfiere . . . Denn es iſt ja doch eigentlich 'was Gutes. Na, mit wem denn?"

„Rate."

„Mit Marcell."

„Nein, mit Marcell nicht."

„Mit Marcell nich? Ja, Corinna, dann weiß ich es nich und will es auch nich wiſſen. Bloß wiſſen muß ich es am Ende doch. Wer iſt es denn?"

„Leopold Treibel.“

„Herr, Du meine Güte . . .“

„Findeſt Du's ſo ſchlimm? Haſt Du 'was dagegen?“

„I bewahre, wie werd' ich denn. Und würde ſich auch gar nich vor mir paſſen. Un denn die Treibel's, die ſind alle gut un ſehr proppre Leute, der alte Commerzienrat voran, der immer ſo ſpaßig is und immer ſagt: ‚Je ſpäter der Abend, je ſchöner die Leute' un ‚noch fufzig Jahre ſo wie heut'' und ſo 'was. Und der älteſte Sohn is auch ſehr gut und Leopold auch. Ein bißchen ſpitzer, das is wahr, aber heiraten is ja nich bei Renz in 'n Cirkus. Und Schmolke ſagte oft: ‚Höre, Roſalie, das laß gut ſein, ſo was täuſcht, da kann man ſich irren; die Dünnen un die ſo ſchwach ausſeh'n, die ſind oft gar nich ſo ſchwach.' Ja, Corinna, die Treibel's ſind gut, un bloß die Mama, die Commerzienrätin, ja höre, die kann ich mir nich helfen, die Rätin, die hat ſo 'was, was mir nich recht paßt, un ziert ſich immer un thut ſo, un wenn 'was Weinerliches erzählt wird von einem Pudel, der ein Kind aus dem Kanal gezogen, oder wenn der Profeſſor 'was vorpredigt un mit ſeiner Baßſtimme ſo vor ſich hinbrummelt: ‚wie der Unſterbliche ſagt' . . . un dann kommt immer ein Name, den kein Chriſten-

menſch kennt und die Commerzienrätin woll auch nich — dann hat ſie gleich immer ihre Thräne un ſind immer wie Stehthränen, die gar nich 'runter woll'n."

„Daß ſie ſo weinen kann, iſt aber doch eigentlich 'was Gutes, liebe Schmolke."

„Ja, bei manchem is es was Gutes und zeigt ein weiches Herz. Un ich will auch weiter nichts ſagen un lieber an meine eig'ne Bruſt ſchlagen, un muß auch, denn mir ſitzen ſie auch man loſe . . . Gott, wenn ich daran denke, wie Schmolke noch lebte, na, da war vieles anders, un Billetter für den dritten Rang hatte Schmolke jeden Tag un mitunter auch für den zweiten. Un da machte ich mich denn fein, Corinna, denn ich war damals noch keine dreißig un noch ganz gut im Stande. Gott, Kind, wenn ich daran denke! Da war damals eine, die hieß die Erharten, die nachher einen Grafen geheiratet. Ach, Corinnchen, da hab' ich auch manche ſchöne Thräne vergoſſen. Ich ſage ſchöne Thräne, denn es erleichtert einen. Un in Maria Stuart war es am meiſten. Da war denn doch eine Schnauberei, daß man gar nichts mehr verſteh'n konnte, das heißt aber bloß ganz zuletzt, wie ſie von all' ihre Dienerinnen und von ihrer alten Amme Abſchied nimmt, Alle ganz ſchwarz, un

ſie ſelber immer mit's Kreuz, ganz wie 'ne Katholiſche. Aber die Erharten war keine. Und wenn ich mir das Alles wieder ſo denke un wie ich da aus der Thräne gar nich 'raus gekommen bin, da kann ich auch gegen die Commerzienrätin eigentlich nichts ſagen."

Corinna ſeufzte, halb im Scherz und halb im Ernſt.

„Warum ſeufzſt Du, Corinna?"

„Ja, warum ſeufze ich, liebe Schmolke? Ich ſeufze, weil ich glaube, daß Sie Recht haben, und daß ſich gegen die Rätin eigentlich nichts ſagen läßt, bloß weil ſie ſo leicht weint oder immer einen Flimmer im Auge hat. Gott, den hat mancher. Aber die Rätin iſt freilich eine ganz eigene Frau, und ich trau' ihr nicht, und der arme Leopold hat eigentlich eine große Furcht vor ihr und weiß auch noch nicht, wie er da heraus will. Es wird eben noch allerlei harte Kämpfe geben. Aber ich laß es darauf ankommen und halt' ihn feſt, und wenn meine Schwiegermutter gegen mich iſt, ſo ſchad't es am Ende nicht allzu viel. Die Schwiegermütter ſind eigentlich immer dagegen und jede denkt, ihr Püppchen iſt zu ſchade. Na, wir werden ja ſeh'n; ich habe ſein Wort, und das andere muß ſich finden."

„Das iſt recht, Corinna, halt' ihn feſt. Eigentlich hab' ich ja einen Schreck gekriegt, und glaube mir, Marcell wäre beſſer geweſen, denn Ihr paßt zuſammen. Aber das ſag' ich ſo bloß zu Dir. Un da Du nu 'mal den Treibel'ſchen haſt, na, ſo haſt Du'n, un da hilft kein Prätzelbacken, un er muß ſtill halten und die Alte auch. Ja, die Alte erſt recht. Der gönn' ich's."

Corinna nickte.

„Un nu ſchlafe, Kind. Ausſchlafen is immer gut, denn man kann nie wiſſen, wie's kommt, un wie man den andern Tag ſeine Kräfte braucht."

Zwölftes Kapitel.

Ziemlich um dieselbe Zeit, wo der Felgentreusche Wagen in der Adlerstraße hielt, um daselbst abzusetzen, hielt auch der Treibelsche Wagen vor der kommerzienrätlichen Wohnung, und die Rätin samt ihrem Sohne Leopold stiegen aus, während der alte Treibel auf seinem Platze blieb und das junge Paar — das wieder die Pferde geschont hatte — die Köpnickerstraße hinunter bis an den „Holzhof" begleitete. Von dort aus, nach einem herzhaften Schmatz (denn er spielte gern den zärtlichen Schwiegervater) ließ er sich zu Buggenhagen's fahren, wo Parteiversammlung war. Er wollte doch 'mal wieder sehen, wie's stünde und, wenn nötig, auch zeigen, daß ihn die Korrespondenz in der „Nationalzeitung" nicht niedergeschmettert habe.

Die Commerzienrätin, die für gewöhnlich die politischen Gänge Treibels belächelte, wenn nicht beargwohnte — was auch vorkam — heute segnete

ſie Buggenhagen und war froh, ein paar Stunden allein ſein zu können. Der Gang mit Wilibald hatte ſo vieles wieder in ihr angeregt. Die Gewißheit, ſich verſtanden zu ſehen — es war doch eigentlich das Höhere. „Viele beneiden mich, aber was hab' ich am Ende? Stuck und Goldleiſten und die Honig mit ihrem ſauerſüßen Geſicht. Treibel iſt gut, beſonders auch gegen mich; aber die Proſa laſtet bleiſchwer auf ihm, und wenn er es nicht empfindet, ich empfinde es . . . Und dabei Commerzienrätin und immer wieder Commerzienrätin. Es geht nun ſchon in das zehnte Jahr, und er rückt nicht höher hinauf, trotz aller Anſtrengungen. Und wenn es ſo bleibt, und es wird ſo bleiben, ſo weiß ich wirklich nicht, ob nicht das andere, das auf Kunſt und Wiſſenſchaft deutet, doch einen feineren Klang hat. Ja, den hat es . . . Und mit den ewigen guten Verhältniſſen! Ich kann doch auch nur eine Taſſe Kaffee trinken, und wenn ich mich zu Bett lege, ſo kommt es darauf an, daß ich ſchlafe. Birkenmaſer oder Nußbaum macht keinen Unterſchied, aber Schlaf oder Nichtſchlaf, das macht einen, und mitunter flieht mich der Schlaf, der des Lebens Beſtes iſt, weil er uns das Leben vergeſſen läßt . . . Und auch die Kinder wären anders. Wenn ich die Corinna anſehe, das

sprüht alles von Luſt und Leben, und wenn ſie bloß ſo macht, ſo ſteckt ſie meine beiden Jungen in die Taſche. Mit Otto iſt nicht viel, und mit Leopold iſt gar nichts."

Jenny, während ſie ſich in ſüße Selbſttäuſchungen wie dieſe verſenkte, trat ans Fenſter und ſah abwechſelnd auf den Vorgarten und die Straße. Drüben, im Hauſe gegenüber, hoch oben in der offenen Manſarde ſtand, wie ein Schattenriß in hellem Licht, eine Plätterin, die mit ſicherer Hand über das Plättbrett hinfuhr — ja, es war ihr, als höre ſie Mädchen ſingen. Der Commerzienrätin Auge mochte von dem anmutigen Bilde nicht laſſen, und etwas wie wirklicher Neid überkam ſie.

Sie ſah erſt fort, als ſie bemerkte, daß hinter ihr die Thür ging. Es war Friedrich, der den Thee brachte. „Setzen Sie hin, Friedrich, und ſagen Sie Fräulein Honig, es wäre nicht nötig."

„Sehr wohl, Frau Commerzienrätin. Aber hier iſt ein Brief."

„Ein Brief?" fuhr die Rätin heraus. „Von wem?"

„Vom jungen Herrn."

„Von Leopold?"

„Ja, Frau Commerzienrätin . . . Und es wäre Antwort . . ."

„Brief ... Antwort ... Er ist nicht recht geſcheidt," und die Commerzienrätin riß das Kouvert auf und überflog den Inhalt. „Liebe Mama! Wenn es Dir irgend paßt, ich möchte heute noch eine kurze Unterredung mit Dir haben. Laß mich durch Friedrich wiſſen, ja oder nein. Dein Leopold."

Jenny war derart betroffen, daß ihre ſentimentalen Anwandlungen auf der Stelle hinſchwanden. So viel ſtand feſt, daß das alles nur etwas ſehr Fatales bedeuten konnte. Sie raffte ſich aber zuſammen und ſagte: „Sagen Sie Leopold, daß ich ihn erwarte."

Das Zimmer Leopold's lag über dem ihrigen; ſie hörte deutlich, daß er raſch hin und her ging, und ein paar Schubkäſten, mit einer ihm ſonſt nicht eigenen Lautheit, zuſchob. Und gleich danach, wenn nicht alles täuſchte, vernahm ſie ſeinen Schritt auf der Treppe.

Sie hatte recht gehört, und nun trat er ein und wollte (ſie ſtand noch in der Nähe des Fenſters) durch die ganze Länge des Zimmers auf ſie zuſchreiten, um ihr die Hand zu küſſen; der Blick aber, mit dem ſie ihm begegnete, hatte etwas ſo Abwehrendes, daß er ſtehen blieb und ſich verbeugte.

„Was bedeutet das, Leopold? Es iſt jetzt Zehn, alſo nachtſchlafende Zeit, und da ſchreibſt Du mir

ein Billet und willst mich sprechen. Es ist mir neu, daß Du 'was auf der Seele hast, was keinen Aufschub bis morgen früh duldet. Was hast Du vor? Was willst Du?"

„Mich verheiraten, Mutter. Ich habe mich verlobt."

Die Commerzienrätin fuhr zurück, und ein Glück war es, daß das Fenster, an dem sie stand, ihr eine Lehne gab. Auf viel Gutes hatte sie nicht gerechnet, aber eine Verlobung über ihren Kopf weg, das war doch mehr, als sie gefürchtet. War es eine der Felgentreu's? Sie hielt beide für dumme Dinger und die ganze Felgentreuerei für erheblich unterm Stand; er, der Alte, war Lageraufseher in einem großen Ledergeschäft gewesen und hatte schließlich die hübsche Wirtschaftsmamsell des Prinzipals, eines mit seiner weiblichen Umgebung oft wechselnden Wittwers, geheiratet. So hatte die Sache begonnen und ließ in ihren Augen viel zu wünschen übrig. Aber verglichen mit den Munks, war es noch lange das Schlimmste nicht, und so sagte sie denn: „Elfriede oder Blanca?"

„Keine von beiden."

„Also . . ."

„Corinna."

Das war zu viel. Jenny kam in ein halb ohn-

mächtiges Schwanken, und sie wäre, angesichts ihres Sohnes, zu Boden gefallen, wenn sie der schnell Herzuspringende nicht aufgefangen hätte. Sie war nicht leicht zu halten und noch weniger leicht zu tragen; aber der arme Leopold, den die ganze Situation über sich selbst hinaus hob, bewährte sich auch physisch und trug die Mama bis ans Sopha. Danach wollte er auf den Knopf der elektrischen Klingel drücken, Jenny war aber, wie die meisten ohnmächtigen Frauen, doch nicht ohnmächtig genug, um nicht genau zu wissen, was um sie her vorging, und so faßte sie denn seine Hand, zum Zeichen, daß das Klingeln zu unterbleiben habe.

Sie erholte sich auch rasch wieder, griff nach dem vor ihr stehenden Flaçon mit Kölnischem Wasser und sagte, nachdem sie sich die Stirn damit betupft hatte: „Also mit Corinna."

„Ja, Mutter."

„Und alles nicht bloß zum Spaß. Sondern um euch wirklich zu heiraten."

„Ja, Mutter."

„Und hier in Berlin und in der Luisenstädtischen Kirche, darin Dein guter, braver Vater und ich getraut wurden?"

„Ja, Mutter."

„Ja, Mutter, und immer wieder ja, Mutter.

Es klingt, als ob Du nach Kommando ſprächſt, und als ob Dir Corinna geſagt hätte, ſage nur immer: Ja, Mutter. Nun, Leopold, wenn es ſo iſt, ſo können wir beide unſere Rollen raſch auswendig lernen. Du ſagſt in einem fort ‚ja, Mutter‘, und ich ſage in einem fort ‚nein, Leopold‘. Und dann wollen wir ſehen, was länger vorhält, Dein ‚Ja‘ oder mein ‚Nein‘.

„Ich finde, daß Du es Dir etwas leicht machſt, Mama.“

„Nicht, daß ich wüßte. Wenn es aber ſo ſein ſollte, ſo bin ich bloß Deine gelehrige Schülerin. Jedenfalls iſt es ein Operieren ohne Umſchweife, wenn ein Sohn vor ſeine Mutter hintritt und ihr kurzweg erklärt: ‚Ich habe mich verlobt‘. So geht das nicht in unſern Häuſern. Das mag beim Theater ſo ſein oder vielleicht auch bei Kunſt und Wiſſenſchaft, worin die kluge Corinna ja groß gezogen iſt, und einige ſagen ſogar, daß ſie dem Alten die Hefte korrigiert. Aber wie dem auch ſein möge, bei Kunſt und Wiſſenſchaft mag das gehen, meinetwegen, und wenn ſie den alten Profeſſor, ihren Vater (übrigens ein Ehrenmann) auch ihrerſeits mit einem ‚ich habe mich verlobt‘ überraſcht haben ſollte, nun, ſo mag der ſich freuen; er hat auch Grund dazu, denn die Treibel's wachſen nicht

auf den Bäumen und können nicht von jedem, der vorbeigeht, heruntergeschüttelt werden. Aber ich, ich freue mich nicht und verbiete Dir diese Verlobung. Du hast wieder gezeigt, wie ganz unreif Du bist, ja, daß ich es ausspreche, Leopold, wie knabenhaft."

„Liebe Mama, wenn Du mich etwas mehr schonen könntest . . ."

„Schonen? Hast Du mich geschont, als Du Dich auf diesen Unsinn einließest? Du hast Dich verlobt, sagst Du. Wem willst Du das weiß machen? Sie hat sich verlobt, und Du bist bloß verlobt worden. Sie spielt mit Dir, und anstatt Dir das zu verbitten, küßest Du ihr die Hand und lässest Dich einfangen wie die Gimpel. Nun, ich hab' es nicht hindern können, aber das Weitere, das kann ich hindern und werde es hindern. Verlobt euch so viel ihr wollt, aber wenn ich bitten darf, im Verschwiegenen und Verborgenen; an ein Heraustreten damit ist nicht zu denken. Anzeigen erfolgen nicht, und wenn Du Deinerseits Anzeigen machen willst, so magst Du die Gratulationen in einem Hôtel garni in Empfang nehmen. In meinem Hause nicht. In meinem Hause existiert keine Verlobung und keine Corinna. Damit ist es vorbei. Das alte Lied vom Undank erfahr' ich nun an mir

ſelbſt und muß erkennen, daß man unklug daran thut, Perſonen zu verwöhnen und geſellſchaftlich zu ſich heraufzuziehen. Und mit Dir ſteht es nicht beſſer. Auch Du hätteſt mir dieſen Gram erſparen können und dieſen Skandal. Daß Du verführt biſt, entſchuldigt Dich nur halb. Und nun kennſt Du meinen Willen, und ich darf wohl ſagen, auch Deines Vaters Willen, denn ſo viel Thorheiten er begeht, in den Fragen, wo die Ehre ſeines Hauſes auf dem Spiele ſteht, iſt Verlaß auf ihn. Und nun geh', Leopold, und ſchlafe, wenn Du ſchlafen kannſt. Ein gut Gewiſſen iſt ein gutes Ruhekiſſen . . ."

Leopold biß ſich auf die Lippen und lächelte verbittert vor ſich hin.

„. . . . Und bei dem, was Du vielleicht vor haſt — denn Du lächelſt und ſtehſt ſo trotzig da, wie ich Dich noch gar nicht geſehen habe, was auch bloß der fremde Geiſt und Einfluß iſt — bei dem, was Du vielleicht vor haſt, Leopold, vergiß nicht, daß der Segen der Eltern den Kindern Häuſer baut. Wenn ich Dir raten kann, ſei klug und bringe Dich nicht um einer gefährlichen Perſon und einer flüchtigen Laune willen um die Fundamente, die das Leben tragen, und ohne die es kein rechtes Glück gibt."

* * *

Leopold, der ſich, zu ſeinem eigenen Erſtaunen, all' die Zeit über durchaus nicht niedergeſchmettert gefühlt hatte, ſchien einen Augenblick antworten zu wollen; ein Blick auf die Mutter aber, deren Erregung, während ſie ſprach, nur immer noch gewachſen war, ließ ihn erkennen, daß jedes Wort die Schwierigkeit der Lage bloß ſteigern würde; ſo verbeugte er ſich denn ruhig und verließ das Zimmer.

Er war kaum hinaus, als ſich die Commerzienrätin von ihrem Sophaplatz erhob und über den Teppich hin auf- und abzugehen begann. Jedesmal, wenn ſie wieder in die Nähe des Fenſters kam, blieb ſie ſtehen und ſah nach der Manſarde und der immer noch im vollem Lichte daſtehenden Plätterin hinüber, bis ihr Blick ſich wieder ſenkte und dem bunten Treiben der vor ihr liegenden Straße zuwandte. Hier, in ihrem Vorgarten, den linken Arm von innen her auf die Gitterſtäbe geſtützt, ſtand ihr Hausmädchen, eine hübſche Bondine, die mit Rückſicht auf Leopold's „mores" beinahe nicht engagiert worden wäre, und ſprach lebhaft und unter Lachen mit einem draußen auf dem Trottoir ſtehenden „Couſin," zog ſich aber zurück, als der eben von Buggenhagen kommende Commerzienrat in einer Droſchke vorfuhr und auf ſeine Villa zuſchritt.

Treibel, einen Blick auf die Fensterreihe werfend, sah sofort, daß nur noch in seiner Frau Zimmer Licht war, was ihn mitbestimmte, gleich bei ihr einzutreten, um noch über den Abend und seine mannigfachen Erlebnisse berichten zu können. Die flaue Stimmung, der er anfänglich infolge der Nationalzeitungskorrespondenz bei Buggenhagen's begegnet war, war unter dem Einfluß seiner Liebenswürdigkeit rasch gewichen, und das um so mehr, als er den auch hier wenig gelittenen Vogelsang schmunzelnd preisgegeben hatte.

Von diesem Siege zu erzählen, trieb es ihn, trotzdem er wußte, wie Jenny zu diesen Dingen stand; als er aber eintrat und die Aufregung gewahr wurde, darin sich seine Frau ganz ersichtlich befand, erstarb ihm das joviale „guten Abend, Jenny" auf der Zunge, und ihr die Hand reichend, sagte er nur: „Was ist vorgefallen, Jenny? Du siehst ja aus wie das Leiden . . . nein, keine Blasphemie . . . Du siehst ja aus, als wäre Dir die Gerste verhagelt."

„Ich glaube, Treibel," sagte sie, während sie ihr Auf und Ab im Zimmer fortsetzte, „Du könntest Dich mit Deinen Vergleichen etwas höher hinaufschrauben; „verhagelte Gerste" hat einen überaus ländlichen, um nicht zu sagen bäuerlichen

Beigeſchmack. Ich ſehe, das Teupitz-Joſſen'ſche trägt bereits ſeine Früchte . . ."

„Liebe Jenny, die Schuld liegt, glaube ich, weniger an mir als an dem Sprach- und Bilderſchatze deutſcher Nation. Alle Wendungen, die wir als Ausdruck für Verſtimmungen und Betrübniſſe haben, haben einen ausgeſprochenen Unterſchichtscharakter, und ich finde da zunächſt nur noch den Lohgerber, dem die Felle weggeſchwommen."

Er ſtockte, denn es traf ihn ein ſo böſer Blick, daß er es doch für angezeigt hielt, auf das Suchen nach weiteren Vergleichen zu verzichten. Auch nahm Jenny ſelbſt das Wort und ſagte: „Deine Rückſichten gegen mich halten ſich immer auf derſelben Höhe. Du ſiehſt, daß ich eine Alteration gehabt habe, und die Form, in die Du Deine Teilnahme kleideſt, iſt die geſchmackloſer Vergleiche. Was meiner Erregung zugrunde liegt, ſcheint Deine Neugier nicht ſonderlich zu wecken."

„Doch, doch, Jenny . . . Du darfſt das nicht übel nehmen; Du kennſt mich und weißt, wie das alles gemeint iſt. Alteration! Das iſt ein Wort, das ich nicht gern höre. Gewiß wieder was mit Anna, Kündigung oder Liebesgeſchichte. Wenn ich nicht irre, ſtand ſie . . ."

„Nein, Treibel, das iſt es nicht, Anna mag

thun, was sie will und meinetwegen ihr Leben als Spreewälderin beschließen. Ihr Vater, der alte Schulmeister, kann dann an seinem Enkel erziehen, was er an seiner Tochter versäumt hat. Wenn mich Liebesgeschichten alterieren sollen, müssen sie von anderer Seite kommen . . ."

„Also doch Liebesgeschichten. Nun sage wer?"

„Leopold."

„Alle Wetter . . ." Und man konnte nicht heraushören, ob Treibel bei dieser Namensnennung mehr in Schreck oder Freude geraten war. „Leopold? Ist es möglich?"

„Es ist mehr als möglich, es ist gewiß; denn vor einer Viertelstunde war er selber hier, um mich diese Liebesgeschichte wissen zu lassen . . ."

„Merkwürdiger Junge . . ."

„Er hat sich mit Corinna verlobt."

Er war ganz unverkennbar, daß die Commerzienrätin eine große Wirkung von dieser Mitteilung erwartete, welche Wirkung aber durchaus ausblieb. Treibel's erstes Gefühl war das einer heiter angeflogenen Enttäuschung. Er hatte 'was von kleiner Soubrette, vielleicht auch von „Jungfrau aus dem Volk" erwartet und stand nun vor einer Ankündigung, die, nach seinen unbefangeneren Anschauungen, alles andere als Schreck und Ent-

ſetzen hervorrufen konnte. „Corinna,“ ſagte er. „Und ſchlankweg verlobt und ohne Mama zu fragen. Teufelsjunge. Man unterſchätzt doch immer die Menſchen und am meiſten ſeine eigenen Kinder.“

„Treibel, was ſoll das? Dies iſt keine Stunde, wo ſich's für Dich ſchickt, in einer noch nach Buggenhagen ſchmeckenden Stimmung ernſte Fragen zu behandeln. Du kommſt nach Haus und findeſt mich in einer großen Erregung, und im Augenblicke, wo ich Dir den Grund dieſer Erregung mitteile, findeſt Du's angemeſſen, allerlei ſonderbare Scherze zu machen. Du mußt doch fühlen, daß das einer Lächerlichmachung meiner Perſon und meiner Gefühle ziemlich gleich kommt, und wenn ich Deine ganze Haltung recht verſtehe, ſo biſt Du weit ab davon, in dieſer ſogenannten Verlobung einen Skandal zu ſehen. Und darüber möchte ich Gewißheit haben, eh' wir weiter ſprechen. Iſt es ein Skandal oder nicht?“

„Nein.“

„Und Du wirſt Leopold nicht darüber zur Rede ſtellen?“

„Nein.“

„Und biſt nicht empört über dieſe Perſon?“

„Nicht im geringsten."

„Über diese Person, die Deiner und meiner Freundlichkeit sich absolut unwert macht, und nun ihre Bettlade — denn um viel 'was anderes wird es sich nicht handeln — in das Treibel'sche Haus tragen will."

Treibel lachte. „Sieh', Jenny, diese Redewendung ist Dir gelungen, und wenn ich mir mit meiner Phantasie, die mein Unglück ist, die hübsche Corinna vorstelle, wie sie so zu sagen zwischen die Längsbretter eingeschirrt, ihre Bettlade hierher ins Treibel'sche Haus trägt, so könnte ich eine Viertelstunde lang lachen. Aber ich will doch lieber nicht lachen und Dir, da Du so sehr fürs Ernste bist, nun auch ein ernsthaftes Wort sagen. Alles, was Du da so hinschmetterst, ist erstens unsinnig und zweitens empörend. Und was es außerdem noch alles ist, blind, vergeßlich, überheblich, davon will ich gar nicht reden . . ."

Jenny war ganz blaß geworden und zitterte, weil sie wohl wußte, worauf das „blind und vergeßlich" abzielte. Treibel aber, der ein guter und auch ganz kluger Kerl war, und sich aufrichtig gegen all' den Hochmut aufrichtete, fuhr jetzt fort: „Du sprichst da von Undank und Skandal und

Blamage, und fehlt eigentlich blos noch das Wort „Unehre", dann haſt Du den Gipfel der Herrlichkeit erklommen. Undank. Willſt Du der klugen, immer heitren, immer unterhaltlichen Perſon, die wenigſtens ſieben Felgentreu's in die Taſche ſteckt — nächſtſtehender Anverwandten ganz zu geſchweigen — willſt Du der die Datteln und Apfelſinen nachrechnen, die ſie von unſerer Majolikaſchüſſel, mit einer Venus und einem Cupido darauf, beiläufig eine lächerliche Pinſelei, mit ihrer zierlichen Hand heruntergenommen hat? Und waren wir nicht bei dem guten alten Profeſſor unſererſeits auch zu Gaſt, bei Wilibald, der doch ſonſt Dein Herzblatt iſt, und haben wir uns ſeinen Brauneberger, der ebenſo gut war wie meiner, oder doch nicht viel ſchlechter, nicht ſchmecken laſſen? Und warſt Du nicht ganz ausgelaſſen und haſt Du nicht an dem Klimperkaſten, der da in der Putzſtube ſteht, Deine alten Lieder 'runtergeſungen? Nein, Jenny, komme mir nicht mit ſolchen Geſchichten. Da kann ich auch 'mal ärgerlich werden . . ."

Jenny nahm ſeine Hand und wollte ihn hindern weiter zu ſprechen.

„Nein, Jenny, noch nicht, noch bin ich nicht fertig. Ich bin nun 'mal im Zuge. Skandal

ſagſt Du und Blamage. Nun, ich ſage Dir, nimm Dich in acht, daß aus der bloß eingebildeten Blamage nicht eine wirkliche wird und daß — ich ſage das, weil Du ſolche Bilder liebſt — der Pfeil nicht auf den Schützen zurückfliegt. Du biſt auf dem beſten Wege, mich und Dich in eine unſterbliche Lächerlichkeit hineinzubugſieren. Wer ſind wir denn? Wir ſind weder die Montmorency's noch die Luſignan's — von denen, nebenher bemerkt, die ſchöne Meluſine herſtammen ſoll, was Dich vielleicht intereſſiert — wir ſind auch nicht die Bismarck's oder die Arnim's oder ſonſt was Märkiſches von Adel, wir ſind die Treibel's, Blutlaugenſalz und Eiſenvitriol, und Du biſt eine geborene Bürſtenbinder aus der Adlerſtraße. Bürſtenbinder iſt ganz gut, aber der erſte Bürſtenbinder kann unmöglich höher geſtanden haben als der erſte Schmidt. Und ſo bitt' ich Dich denn, Jenny, keine Übertreibungen. Und wenn es ſein kann, laß den ganzen Kriegsplan fallen und nimm Corinna mit ſo viel Faſſung hin, wie Du Helene hingenommen haſt. Es iſt ja nicht nötig, daß ſich Schwiegermutter und Schwiegertochter furchtbar lieben, ſie heiraten ſich ja nicht; es kommt auf Die an, die den Mut haben, ſich dieſer ernſten und ſchwie-

rigen Aufgabe allerperſönlichſt unterziehen zu wollen . . ."

Jenny war während dieſer zweiten Hälfte von Treibel's Philippika merkwürdig ruhig geworden, was in einer guten Kenntnis des Charakters ihres Mannes ſeinen Grund hatte. Sie wußte, daß er in einem überhohen Grade das Bedürfnis und die Gewohnheit des Sichausſprechens hatte, und daß ſich mit ihm erſt wieder reden ließ, wenn gewiſſe Gefühle von ſeiner Seele heruntergeredet waren. Es war ihr ſchließlich ganz recht, daß dieſer Akt innerlicher Selbſtbefreiung ſo raſch und ſo gründlich begonnen hatte; was jetzt geſagt worden war, brauchte morgen nicht mehr geſagt zu werden, war abgethan und geſtattete den Ausblick auf friedlichere Verhandlungen. Treibel war ſehr der Mann der Betrachtung aller Dinge von zwei Seiten her, und ſo war Jenny denn völlig überzeugt davon, daß er über Nacht dahin gelangen würde, die ganze Leopold'ſche Verlobung auch 'mal von der Kehrſeite her anzuſehen. Sie nahm deshalb ſeine Hand und ſagte: „Treibel, laß uns das Geſpräch morgen früh fortſetzen. Ich glaube, daß Du, bei ruhigerem Blute, die Berechtigung meiner Anſchauungen nicht verkennen wirſt. Jedenfalls rechne nicht darauf, mich anderen Sinnes zu

machen. Ich wollte Dir, als dem Manne, der zu handeln hat, selbstverständlich auch in dieser Angelegenheit nicht vorgreifen; lehnst Du jedoch jedes Handeln ab, so handle ich. Selbst auf die Gefahr Deiner Nichtzustimmung."

„Thu', was Du willst."

Und damit warf Treibel die Thür ins Schloß und ging in sein Zimmer hinüber. Als er sich in den Fauteuil warf, brummte er vor sich hin: „Wenn sie am Ende doch recht hätte!"

Und konnte es anders sein? Der gute Treibel, er war doch auch seinerseits das Produkt dreier, im Fabrikbetrieb immer reicher gewordenen Generationen, und aller guten Geistes- und Herzensanlagen unerachtet und trotz seines politischen Gastspiels auf der Bühne Teupitz-Zossen — der Bourgeois steckte ihm wie seiner sentimentalen Frau tief im Geblüt.

Dreizehntes Kapitel.

Am anderen Morgen war die Commerzienrätin früher auf als gewöhnlich und ließ von ihrem Zimmer aus zu Treibel hinüber ſagen, daß ſie das Frühſtück allein nehmen wolle. Treibel ſchob es auf die Verſtimmung vom Abend vorher, ging aber darin fehl, da Jenny ganz aufrichtig vor hatte, die durch Verbleib auf ihrem Zimmer frei gewordene halbe Stunde zu einem Briefe an Hildegard zu benutzen. Es galt eben Wichtigeres heute, als den Kaffee mußevoll und friedlich oder vielleicht auch unter fortgeſetzter Kriegführung einzunehmen, und wirklich, kaum daß ſie die kleine Taſſe geleert und auf das Tablett zurückgeſchoben hatte, ſo vertauſchte ſie auch ſchon den Sofaplatz mit ihrem Platz am Schreibtiſch und ließ die Feder mit raſender Schnelligkeit über verſchiedene kleine Bogen hingleiten, von denen jeder nur die Größe einer Handfläche, Gott ſei Dank aber die

herkömmlichen vier Seiten hatte. Briefe, wenn ihr die Stimmung nicht fehlte, gingen ihr immer leicht von der Hand, aber nie so wie heute, und ehe noch die kleine Konsoluhr die neunte Stunde schlug, schob sie schon die Bogen zusammen, klopfte sie auf der Tischplatte wie ein Spiel Karten zurecht und überlas noch einmal mit halblauter Stimme das Geschriebene.

„Liebe Hildegard! Seit Wochen tragen wir uns damit, unsren seit lange gehegten Wunsch erfüllt und Dich 'mal wieder unter unsrem Dache zu sehen. Bis in den Mai hinein hatten wir schlechtes Wetter, und von einem Lenz, der mir die schönste Jahreszeit bedeutet, konnte kaum die Rede sein. Aber seit beinah' vierzehn Tagen ist es anders, in unsrem Garten schlagen die Nachtigallen, was Du, wie ich mich sehr wohl erinnere, so sehr liebst, und so bitten wir Dich herzlich, Dein schönes Hamburg auf ein paar Wochen verlassen und uns Deine Gegenwart schenken zu wollen. Treibel vereinigt seine Wünsche mit den meinigen, und Leopold schließt sich an. Von Deiner Schwester Helene bei dieser Gelegenheit und in diesem Sinne zu sprechen, ist überflüssig, denn ihre herzlichen Gefühle für Dich kennst Du so gut, wie wir sie kennen, Gefühle, die, wenn

ich recht beobachtet habe, gerade neuerdings wieder in einem beständigen Wachsen begriffen sind. Es liegt so, daß ich, so weit das in einem Briefe möglich, ausführlicher darüber zu Dir sprechen möchte. Mitunter, wenn ich sie so blaß sehe, so gut ihr gerade diese Bläſſe kleidet, thut mir doch das innerſte Herz weh, und ich habe nicht den Mut, nach der Urſache zu fragen. Otto iſt es nicht, deſſen bin ich ſicher, denn er iſt nicht nur gut, ſondern auch rückſichtsvoll, und ich empfinde dann allen Möglichkeiten gegenüber ganz deutlich, daß es nichts anderes ſein kann als Heimweh. Ach, mir nur zu begreiflich, und ich möchte dann immer ſagen, „reiſe, Helene, reiſe heute, reiſe morgen, und ſei verſichert, daß ich mich, wie des Wirtſchaftlichen überhaupt, ſo auch namentlich der Weißzeugplätterei nach beſten Kräften annehmen werde, gerade ſo, ja mehr noch, als wenn es für Treibel wäre, der in dieſen Stücken auch ſo difficil iſt, difficiler als viele andere Berliner.“ Aber ich ſage das alles nicht, weil ich ja weiß, daß Helene lieber auf jedes andere Glück verzichtet, als auf das Glück, das in dem Bewußtſein erfüllter Pflicht liegt. Vor allem dem Kinde gegenüber. Lizzi mit auf die Reiſe zu nehmen, wo dann doch die Schulſtunden unterbrochen werden

müßten, iſt faſt ebenſo undenkbar, wie Lizzi zurückzulaſſen. Das ſüße Kind! Wie wirſt Du Dich freuen, ſie wieder zu ſehen, immer vorausgeſetzt, daß ich mit meiner Bitte keine Fehlbitte thue. Denn Photographien geben doch nur ein ſehr ungenügendes Bild, namentlich bei Kindern, deren ganzer Zauber in einer durchſichtigen Hautfarbe liegt; der Teint nüanciert nicht nur den Ausdruck, er iſt der Ausdruck ſelbſt. Denn wie Krola, deſſen Du Dich vielleicht noch erinnerſt, erſt neulich wieder behauptete, der Zuſammenhang zwiſchen Teint und Seele ſei geradezu merkwürdig. Was wir Dir bieten können, meine ſüße Hildegard? Wenig; eigentlich nichts. Die Beſchränktheit unſrer Räume kennſt Du; Treibel hat außerdem eine neue Paſſion ausgebildet und will ſich wählen laſſen, und zwar in einem Landkreiſe, deſſen ſonderbaren, etwas wendiſch klingenden Namen ich Deiner Geographiekenntnis nicht zumute, trotzdem ich wohl weiß, daß auch Eure Schulen — wie mir Felgentreu (freilich keine Autorität auf dieſem Gebiete) erſt ganz vor kurzem wieder verſicherte — den unſrigen überlegen ſind. Wir haben zur Zeit eigentlich nichts als die Jubiläumsausſtellung, in der die Firma Dreher aus Wien die Bewirtung übernommen hat

und hart angegriffen wird. Aber was griffe der Berliner nicht an — daß die Seidel zu klein ſind, kann einer Dame wenig bedeuten — und ich wüßte wirklich kaum etwas, was vor der Eingebildetheit unſerer Bevölkerung ſicher wäre. Nicht einmal Euer Hamburg, an das ich nicht denken kann, ohne daß mir das Herz lacht. Ach, Eure herrliche Buten-Alſter! Und wenn dann abends die Lichter und die Sterne darin flimmern — ein Anblick, der den, der ſich ſeiner freuen darf, jedesmal dem Irdiſchen wie entrückt. Aber vergiß es, liebe Hildegard, ſonſt haben wir wenig Ausſicht, Dich hier zu ſehen, was doch ein aufrichtiges Bedauern bei allen Treibel's hervorrufen würde, am meiſten bei Deiner Dich innig liebenden Freundin und Tante Jenny Treibel.

„Nachſchrift. Leopold reitet jetzt viel, jeden Morgen nach Treptow und auch nach dem Eierhäuschen. Er klagt, daß er keine Begleitung dabei habe. Haſt Du noch Deine alte Paſſion? Ich ſehe Dich noch ſo hinfliegen, Du Wildfang. Wenn ich ein Mann wäre, Dich einzufangen, würde mir das Leben bedeuten. Übrigens bin ich ſicher, daß andere ebenſo denken, und wir würden längſt den Beweis davon in Händen haben, wenn Du weniger

wähleriſch wärſt. Sei es nicht fürder und vergiß die Anſprüche, die Du machen darfſt.

Deine J. T."

Jenny faltete jetzt die kleinen Bogen und that ſie in ein Couvert, das, vielleicht um auch ſchon äußerlich ihren Friedenswunſch anzudeuten, eine weiße Taube mit einem Ölzweig zeigte. Dies war um ſo angebrachter, als Hildegard mit Helenen in lebhafter Korreſpondenz ſtand und recht gut wußte, wie, bisher wenigſtens, die wahren Gefühle der Treibel's und beſonders die der Frau Jenny geweſen waren.

Die Rätin hatte ſich eben erhoben, um nach der am Abend vorher etwas angezweifelten Anna zu klingeln, als ſie, wie von ungefähr, ihren Blick auf den Vorgarten richtend, ihrer Schwiegertochter anſichtig wurde, die raſch vom Gitter her auf das Haus zuſchritt. Draußen hielt eine Droſchke zweiter Klaſſe, geſchloſſen und das Fenſter in die Höhe gezogen, trotzdem es ſehr warm war.

Einen Augenblick danach trat Helene bei der Schwiegermutter ein und umarmte ſie ſtürmiſch. Dann warf ſie den Sommermantel und Gartenhut beiſeite und ſagte, während ſie ihre Umarmung wiederholte: „Iſt es denn wahr? Iſt es möglich?"

Jenny nickte ſtumm und ſah nun erſt, daß Helene noch im Morgenkleide und ihr Scheitel noch eingeflochten war. Sie hatte ſich alſo, wie ſie da ging und ſtand, im ſelben Moment, wo die große Nachricht auf dem Holzhofe bekannt geworden war, ſofort auf den Weg gemacht, und zwar in der erſten beſten Droſchke. Das war etwas, und angeſichts dieſer Thatſache fühlte Jenny das Eis hinſchmelzen, das acht Jahre lang ihr Schwiegermutterherz umgürtet hatte. Zugleich traten ihr Thränen in die Augen. „Helene," ſagte ſie, „was zwiſchen uns geſtanden hat, iſt fort. Du biſt ein gutes Kind, Du fühlſt mit uns. Ich war mitunter gegen dies und das, unterſuchen wir nicht, ob mit Recht oder Unrecht; aber in ſolchen Stücken iſt Verlaß auf Euch, und Ihr wißt Sinn von Unſinn zu unterſcheiden. Von Deinem Schwiegervater kann ich dies leider nicht ſagen. Indeſſen ich denke, das iſt nur Übergang, und er wird ſich geben. Unter allen Umſtänden laß uns zuſammenhalten. Mit Leopold perſönlich, das hat nichts zu bedeuten. Aber dieſe gefährliche Perſon, die vor nichts erſchrickt und dabei ein Selbſtbewußtſein hat, daß man drei Prinzeſſinnen damit ausſtaffieren könnte, gegen die müſſen wir uns rüſten. Glaube nicht, daß ſie's uns leicht

machen wird. Sie hat ganz den Professorentochterdünkel und ist im Stande sich einzubilden, daß sie dem Hause Treibel noch eine Ehre anthut."

„Eine schreckliche Person," sagte Helene. „Wenn ich an den Tag denke mit dear Mr. Nelson. Wir hatten eine Todesangst, daß Nelson seine Reise verschieben und um sie anhalten würde. Was daraus geworden wäre, weiß ich nicht; bei den Beziehungen Otto's zu der Liverpooler Firma vielleicht verhängnisvoll für uns."

„Nun, Gott sei Dank, daß es vorüber gegangen. Vielleicht immer noch besser so, so können wir's en famille austragen. Und den alten Professor fürcht' ich nicht, den habe ich von alter Zeit her am Bändel. Er muß mit in unser Lager hinüber. Und nun muß ich fort, Kind, um Toilette zu machen . . . Aber noch ein Hauptpunkt. Eben habe ich an Deine Schwester Hildegard geschrieben und sie herzlich gebeten, uns mit Nächstem ihren Besuch zu schenken. Bitte, Helene, füge ein paar Worte an Deine Mama hinzu und thue beides in das Couvert und adressiere."

Damit ging die Rätin, und Helene setzte sich an den Schreibtisch. Sie war so bei der Sache,

daß nicht einmal ein triumphierendes Gefühl darüber, mit ihren Wünschen für Hildegard nun endlich am Ziele zu sein, in ihr aufdämmerte; nein, sie hatte angesichts der gemeinsamen Gefahr nur Teilnahme für ihre Schwiegermutter, als der „Trägerin des Hauses", und nur Haß für Corinna. Was sie zu schreiben hatte, war rasch geschrieben. Und nun adressierte sie mit schöner englischer Handschrift in normalen Schwung- und Rundlinien: „Frau Konsul Thora Munk, geb. Thompson. Hamburg. Uhlenhorst."

Als die Aufschrift getrocknet und der ziemlich ansehnliche Brief mit zwei Marken frankiert war, brach Helene auf, klopfte nur noch leise an Frau Jenny's Toilettenzimmer und rief hinein: „Ich gehe jetzt, liebe Mama. Den Brief nehme ich mit." Und gleich danach passierte sie wieder den Vorgarten, weckte den Droschkenkutscher und stieg ein.

* * *

Zwischen neun und zehn waren zwei Rohrpostbriefe bei Schmidt's eingetroffen, ein Fall, der, in dieser seiner Gedoppeltheit, noch nicht dagewesen war. Der eine dieser Briefe richtete sich an den Professor und hatte folgenden kurzen Inhalt:

„Lieber Freund! Darf ich darauf rechnen, Sie heute zwischen zwölf und eins in Ihrer Wohnung zu treffen? Keine Antwort, gute Antwort. Ihre ganz ergebene Jenny Treibel.“ Der andere, nicht viel längere Brief, war an Corinna adressiert und lautete: „Liebe Corinna! Gestern Abend noch hatte ich ein Gespräch mit der Mama. Daß ich auf Widerstand stieß, brauche ich Dir nicht erst zu sagen, und es ist mir gewisser denn je, daß wir schweren Kämpfen entgegengehen. Aber nichts soll uns trennen. In meiner Seele lebt eine hohe Freudigkeit und giebt mir Mut zu allem. Das ist das Geheimnis und zugleich die Macht der Liebe. Diese Macht soll mich auch weiter führen und festigen. Trotz aller Sorge Dein überglücklicher Leopold.“ Corinna legte den Brief aus der Hand. „Armer Junge! Was er da schreibt, ist ehrlich gemeint, selbst das mit dem Mut. Aber ein Hasenohr guckt doch durch. Nun, wir müssen sehen. Halte, was Du hast. Ich gebe nicht nach.“

* * *

Corinna verbrachte den Vormittag unter fortgesetzten Selbstgesprächen. Mitunter kam die Schmolke, sagte aber nichts und beschränkte sich

auf kleine wirtſchaftliche Fragen. Der Profeſſor ſeinerſeits hatte zwei Stunden zu geben, eine griechiſche: Pindar, und eine deutſche: romantiſche Schule (Novalis), und war bald nach zwölf wieder zurück. Er ſchritt in ſeinem Zimmer auf und ab, abwechſelnd mit einem ihm in ſeiner Schlußwendung abſolut unverſtändlich gebliebenen Novalis-Gedicht und dann wieder mit dem ſo feierlich angekündigten Beſuche ſeiner Freundin Jenny beſchäftigt. Es war kurz vor eins, als ein Wagengerumpel auf dem ſchlechten Steinpflaſter unten ihn annehmen ließ, ſie werde es ſein. Und ſie war es, diesmal allein, ohne Fräulein Honig und ohne den Bologneſer. Sie öffnete ſelbſt den Schlag und ſtieg dann langſam und bedächtig, als ob ſie ſich ihre Rolle noch einmal überhöre, die Steinſtufen der Außentreppe hinauf. Eine Minute ſpäter hörte Schmidt die Klingel gehen, und gleich danach meldete die Schmolke: „Frau Commerzienrätin Treibel.“

Schmidt ging ihr entgegen, etwas weniger unbefangen als ſonſt, küßte ihr die Hand und bat ſie, auf ſeinem Sopha, deſſen tiefſte Keſſelſtelle durch ein großes Lederkiſſen einigermaßen applaniert war, Platz zu nehmen. Er ſelber nahm einen Stuhl, ſetzte ſich ihr gegenüber und ſagte: „Was

verschafft mir die Ehre, liebe Freundin? Ich nehme an, daß etwas besonderes vorgefallen ist."

„Das ist es, lieber Freund. Und Ihre Worte lassen mir keinen Zweifel darüber, daß Fräulein Corinna noch nicht für gut befunden hat, Sie mit dem Vorgefallenen bekannt zu machen. Fräulein Corinna hat sich nämlich gestern Abend mit meinem Sohne Leopold verlobt."

„Ah," sagte Schmidt in einem Tone, der ebenso gut Freude wie Schreck ausdrücken konnte.

„Fräulein Corinna hat sich gestern auf unsrer Grunewald-Partie, die vielleicht besser unterblieben wäre, mit meinem Sohne Leopold verlobt, nicht umgekehrt. Leopold thut keinen Schritt ohne mein Wissen und Willen, am wenigsten einen so wichtigen Schritt wie eine Verlobung, und so muß ich denn, zu meinem lebhaften Bedauern, von etwas Abgekartetem oder einer gestellten Falle, ja, Verzeihung, lieber Freund, von einem wohlüberlegten Überfall sprechen."

Dies starke Wort gab dem alten Schmidt nicht nur seine Seelenruhe, sondern auch seine gewöhnliche Heiterkeit wieder. Er sah, daß er sich in seiner alten Freundin nicht getäuscht hatte, daß sie, völlig unverändert, die, trotz Lyrik und Hochgefühle, ganz ausschließlich auf Äußerlichkeiten ge-

stellte Jenny Bürstenbinder von ehedem war, und daß seinerseits, unter selbstverständlicher Wahrung artigster Formen und anscheinend vollen Entgegenkommens, ein Ton superioren Übermutes angeschlagen und in die sich nun höchst wahrscheinlich entspinnende Debatte hineingetragen werden müsse. Das war er sich, das war er Corinna schuldig.

„Ein Überfall, meine gnädigste Frau. Sie haben vielleicht nicht ganz unrecht, es so zu nennen. Und daß es gerade auf diesem Terrain sein mußte. Sonderbar genug, daß Dinge derart ganz bestimmten Lokalitäten unveräußerlich anzuhaften scheinen. Alle Bemühungen, durch Schwanenhäuser und Kegelbahnen im Stillen zu reformieren, der Sache friedlich beizukommen, erweisen sich als nutzlos, und der frühere Charakter dieser Gegenden, insonderheit unseres alten übelbeleumdeten Grunewalds, bricht immer wieder durch. Immer wieder aus dem Stegreif. Erlauben Sie mir, gnädigste Frau, daß ich den derzeitigen Junker generis feminini herbeirufe, damit er seiner Schuld geständig werde."

Jenny biß sich auf die Lippen und bedauerte das unvorsichtige Wort, das sie nun dem Spotte preisgab. Es war aber zu spät zur Umkehr, und

ſo ſagte ſie nur: „Ja, lieber Profeſſor, es wird das beſte ſein, Corinna ſelbſt zu hören. Und ich denke, ſie wird ſich mit einem gewiſſen Stolz dazu bekennen, dem armen Jungen das Spiel über den Kopf weggenommen zu haben.“

„Wohl möglich“, ſagte Schmidt und ſtand auf und rief in das Entrée hinein: „Corinna.“

Kaum, daß er ſeinen Platz wieder eingenommen hatte, ſo ſtand die von ihm Gerufene auch ſchon in der Thür, verbeugte ſich artig gegen die Commerzienrätin und ſagte: „Du haſt gerufen, Papa?“

„Ja, Corinna, das hab' ich. Eh' wir aber weitergehen, nimm einen Stuhl und ſetze Dich in einiger Entfernung von uns. Denn ich möchte es auch äußerlich markieren, daß Du vorläufig eine Angeklagte biſt. Rücke in die Fenſterniſche, da ſehen wir Dich am beſten. Und nun ſage mir, hat es ſeine Richtigkeit damit, daß Du geſtern Abend im Grunewald, in dem ganzen Junkerübermut einer geborenen Schmidt, einen friedlich und unbewaffnet ſeines Weges ziehenden Bürgerſohn, Namens Leopold Treibel, ſeiner beſten Barſchaft beraubt haſt?“

Corinna lächelte. Dann trat ſie vom Fenſter her an den Tiſch heran und ſagte: „Nein, Papa, das iſt grundfalſch. Es hat alles den landesüblichen

Verlauf genommen, und wir ſind ſo regelrecht verlobt, wie man nur verlobt ſein kann."

„Ich bezweifle das nicht, Fräulein Corinna", ſagte Jenny. „Leopold ſelbſt betrachtet ſich als Ihren Verlobten. Ich ſage nur das eine, daß Sie das Überlegenheitsgefühl, das Ihnen Ihre Jahre . . ."

„Nicht meine Jahre. Ich bin jünger . . ."

„. . . Das Ihnen Ihre Klugheit und Ihr Charakter gegeben, daß Sie dieſe Überlegenheit dazu benutzt haben, den armen Jungen willenlos zu machen und ihn für ſich zu gewinnen."

„Nein, meine gnädigſte Frau, das iſt ebenfalls nicht ganz richtig, wenigſtens zunächſt nicht. Daß es ſchließlich doch vielleicht richtig ſein wird, darauf müſſen Sie mir erlauben, weiterhin zurückzukommen."

„Gut, Corinna, gut," ſagte der Alte. „Fahre nur fort. Alſo zunächſt . . ."

„Alſo zunächſt unrichtig, meine gnädigſte Frau. Denn wie kam es? Ich ſprach mit Leopold von ſeiner nächſten Zukunft und beſchrieb ihm einen Hochzeitszug, abſichtlich in unbeſtimmten Umriſſen und ohne Namen zu nennen. Und als ich zuletzt Namen nennen mußte, da war es Blankeneſe, wo die Gäſte zum Hochzeitsmahle ſich ſammelten, und

war es die ſchöne Hildegard Munk, die, wie eine Königin gekleidet, als Braut neben ihrem Bräutigam ſaß. Und dieſer Bräutigam war Ihr Leopold, meine gnädigſte Frau. Selbiger Leopold aber wollte von dem allen nichts wiſſen und ergriff meine Hand und machte mir einen Antrag in aller Form. Und nachdem ich ihn an ſeine Mutter erinnert und mit dieſer Erinnerung kein Glück gehabt hatte, da haben wir uns verlobt . . ."

„Ich glaube das, Fräulein Corinna," ſagte die Rätin. „Ich glaube das ganz aufrichtig. Aber ſchließlich iſt das alles doch nur eine Komödie. Sie wußten ganz gut, daß er Ihnen vor Hildegard den Vorzug gab, und Sie wußten nur zu gut, daß Sie, je mehr Sie das arme Kind, die Hildegard, in den Vordergrund ſtellten, deſto gewiſſer — um nicht zu ſagen deſto leidenſchaftlicher, denn er iſt nicht eigentlich der Mann der Leidenſchaften — deſto gewiſſer, ſag' ich, würd' er ſich auf Ihre Seite ſtellen und ſich zu Ihnen bekennen."

„Ja, gnädige Frau, das wußt' ich oder wußt' es doch beinah. Es war noch kein Wort in dieſem Sinne zwiſchen uns geſprochen worden, aber ich glaubte trotzdem, und ſeit längerer Zeit ſchon, daß er glücklich ſein würde, mich ſeine Braut zu nennen."

„Und durch die klug und berechnend ausgeſuchte

Geſchichte mit dem Hamburger Hochzeitszuge haben Sie eine Erklärung herbeizuführen gewußt . . ."

„Ja, meine gnädigſte Frau, das hab' ich, und ich meine, das alles war mein gutes Recht. Und wenn Sie nun dagegen, und wie mir's ſcheint ganz ernſthaft, Ihren Proteſt erheben wollen, erſchrecken Sie da nicht vor Ihrer eigenen Forderung, vor der Zumutung, ich hätte mich jedes Einfluſſes auf Ihren Sohn enthalten ſollen. Ich bin keine Schönheit, habe nur eben das Durchſchnittsmaß. Aber nehmen Sie, ſo ſchwer es Ihnen werden mag, für einen Augenblick einmal an, ich wäre wirklich ſo was wie eine Schönheit, eine Beauté, der Ihr Herr Sohn nicht hätte widerſtehen können, würden Sie von mir verlangt haben, mir das Geſicht mit Ätzlauge zu zerſtören, bloß damit Ihr Sohn, mein Verlobter, nicht in eine durch mich geſtellte Schönheitsfalle fiele?"

„Corinna," lächelte der Alte, „nicht zu ſcharf. Die Rätin iſt unter unſerm Dache."

„Sie würden das nicht von mir verlangt haben, ſo wenigſtens nehme ich vorläufig an, vielleicht in Überſchätzung Ihrer freundlichen Gefühle für mich, und doch verlangen Sie von mir, daß ich mich deſſen begebe, was die Natur mir gegeben hat. Ich habe meinen guten Verſtand und bin offen und frei

und übe damit eine gewiſſe Wirkung auf die Männer aus, mitunter auch gerade auf ſolche, denen das fehlt, was ich habe, — ſoll ich mich deſſen entkleiden? ſoll ich mein Pfund vergraben? ſoll ich das bißchen Licht, das mir geworden, unter den Scheffel ſtellen? Verlangen Sie, daß ich bei Begegnungen mit Ihrem Sohne wie eine Nonne daſitze, bloß damit das Haus Treibel vor einer Verlobung mit mir bewahrt bleibe? Erlauben Sie mir, gnädigſte Frau, und Sie müſſen meine Worte meinem erregten Gefühle, das Sie herausgefordert, zu gute halten, erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß ich das nicht bloß hochmütig und höchſt verwerflich, daß ich es vor allem auch ridicül finde. Denn wer ſind die Treibels? Berlinerblaufabrikanten mit einem Ratstitel, und ich, ich bin eine Schmidt."

„Eine Schmidt," wiederholte der alte Wilibald freudig, gleich danach hinzufügend: „Und nun ſagen Sie, liebe Freundin, wollen wir nicht lieber abbrechen und alles den Kindern und einer gewiſſen ruhigen hiſtoriſchen Entwicklung überlaſſen?"

„Nein, mein lieber Freund, das wollen wir nicht. Wir wollen nichts der hiſtoriſchen Entwicklung und noch weniger der Entſcheidung der Kinder überlaſſen, was gleichbedeutend wäre mit Entſcheidung durch Fräulein Corinna. Dies zu

hindern, deshalb eben bin ich hier. Ich hoffte bei den Erinnerungen, die zwiſchen uns leben, Ihrer Zuſtimmung und Unterſtützung ſicher zu ſein, ſehe mich aber getäuſcht und werde meinen Einfluß, der hier geſcheitert, auf meinen Sohn Leopold beſchränken müſſen."

„Ich fürchte," ſagte Corinna, „daß er auch da verſagt . . ."

„Was lediglich davon abhängen wird, ob er Sie ſieht oder nicht."

„Er wird mich ſehen!"

„Vielleicht. Vielleicht auch nicht."

Und darauf erhob ſich die Commerzienrätin und ging, ohne dem Profeſſor die Hand gereicht zu haben, auf die Thür zu. Hier wandte ſie ſich noch einmal und ſagte zu Corinna: „Corinna, laſſen Sie uns vernünftig reden. Ich will alles vergeſſen. Laſſen Sie den Jungen los. Er paßt nicht einmal für Sie. Und was das Haus Treibel angeht, ſo haben Sie's eben in einer Weiſe charakteriſiert, daß es Ihnen kein Opfer koſten kann, darauf zu verzichten . . ."

„Aber meine Gefühle, gnädigſte Frau . . ."

„Bah," lachte Jenny, „daß Sie ſo ſprechen können, zeigt mir deutlich, daß Sie keine haben und daß alles bloßer Übermut oder vielleicht auch Eigen-

ſinn iſt. Daß Sie ſich dieſes Eigenſinns begeben mögen, wünſche ich Ihnen und uns. Denn es kann zu nichts führen. Eine Mutter hat auch Einfluß auf einen ſchwachen Menſchen, und ob Leopold Luſt hat, ſeine Flitterwochen in einem Ahlbecker Fiſcherhauſe zu verbringen, iſt mir doch zweifelhaft. Und daß das Haus Treibel Ihnen keine Villa in Capri bewilligen wird, deſſen dürfen Sie gewiß ſein."

Und dabei verneigte ſich ſich und trat in das Entrée hinaus. Corinna blieb zurück, Schmidt aber gab ſeiner Freundin das Geleit bis an die Treppe.

„Adieu," ſagte hier die Rätin. „Ich bedaure, lieber Freund, daß dies zwiſchen uns treten und die herzlichen Beziehungen ſo vieler, vieler Jahre ſtören mußte. Meine Schuld iſt es nicht. Sie haben Corinna verwöhnt, und das Töchterchen ſchlägt nun einen ſpöttiſchen und überheblichen Ton an und ignoriert, wenn nichts andres, ſo doch die Jahre, die mich von ihr trennen. Impietät iſt der Charakter unſerer Zeit."

Schmidt, ein Schelm, gefiel ſich darin, bei dem Wort „Impietät" ein betrübtes Geſicht aufzuſetzen. „Ach, liebe Freundin," ſagte er, „Sie mögen wohl recht haben, aber nun iſt es zu ſpät. Ich bedaure, daß es unſerm Hauſe vorbehalten war, Ihnen einen

Kummer, wie diesen, um nicht zu sagen eine Kränkung anzuthun. Freilich, wie Sie schon sehr richtig bemerkt haben, die Zeit . . . alles will über sich hinaus und strebt höheren Staffeln zu, die die Vorsehung sichtbarlich nicht wollte."

Jenny nickte. „Gott bessre es."

„Lassen Sie uns das hoffen."

Und damit trennten sie sich.

In das Zimmer zurückgekehrt, umarmte Schmidt seine Tochter, gab ihr einen Kuß auf die Stirn und sagte: „Corinna, wenn ich nicht Professor wäre, so würd' ich am Ende Sozialdemokrat."

Im selben Augenblick auch die Schmolke. Sie hatte nur das letzte Wort gehört und erratend, um was es sich handle, sagte sie: „Ja, das hat Schmolke auch immer gesagt."

Vierzehntes Kapitel.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und die Stimmung, in der sich das Treibel'sche Haus befand, konnte nur noch dazu beitragen, dem Tage zu seiner herkömmlichen Ödheit ein Beträchtliches zuzulegen. Jeder mied den Andern. Die Commerzienrätin beschäftigte sich damit, Briefe, Karten und Photographien zu ordnen, Leopold saß auf seinem Zimmer und las Goethe (was ist nicht nötig zu verraten), und Treibel selbst ging im Garten um das Bassin herum und unterhielt sich, wie meist in solchen Fällen, mit der Honig. Er ging dabei so weit, sie ganz ernsthaft nach Krieg und Frieden zu fragen, allerdings mit der Vorsicht, sich eine Art Präliminar-Antwort gleich selbst zu geben. In erster Reihe stehe fest, daß es niemand wisse, „selbst der leitende Staatsmann nicht" (er hatte sich diese Phrase bei seinen öffentlichen Reden angewöhnt), aber eben weil es niemand wisse, sei man auf Sentiments

angewieſen, und darin ſei niemand größer und zuverläſſiger als die Frauen. Es ſei nicht zu leugnen, das weibliche Geſchlecht habe was Pythiſches, ganz abgeſehen von jenem Orakelhaften niederer Obſervanz, das noch ſo nebenherlaufe. Die Honig, als ſie ſchließlich zu Worte kam, faßte ihre politiſche Diagnoſe dahin zuſammen: ſie ſähe nach Weſten hin einen klaren Himmel, während es im Oſten finſter braue, ganz entſchieden, und zwar oben ſowohl wie unten. „Oben wie unten," wiederholte Treibel. „O, wie wahr. Und das Oben beſtimmt das Unten und das Unten das Oben. Ja, Fräulein Honig, damit haben wir's getroffen." Und Czicka, das Hündchen, das natürlich auch nicht fehlte, blaffte dazu. So ging das Geſpräch zu gegenſeitiger Zufriedenheit. Treibel aber ſchien doch abgeneigt, aus dieſem Weisheitsquell andauernd zu ſchöpfen, und zog ſich nach einiger Zeit auf ſein Zimmer und ſeine Cigarre zurück, ganz Halenſee verwünſchend, das mit ſeiner Kaffeeklappe dieſe häusliche Mißſtimmung und dieſe Sonntags-Extralangeweile heraufbeſchworen habe. Gegen Mittag traf ein an ihn adreſſiertes Telegramm ein: „Dank für Brief. Ich komme morgen mit dem Nachmittagszug. Eure Hildegard." Er ſchickte das Telegramm, aus dem er überhaupt erſt von der erfolgten Ein-

ladung erfuhr, an ſeine Frau hinüber und war, trotzdem er das ſelbſtändige Vorgehen derſelben etwas ſonderbar fand, doch auch wieder aufrichtig froh, nunmehr einen Gegenſtand zu haben, mit dem er ſich in ſeiner Phantaſie beſchäftigen konnte. Hildegard war ſehr hübſch, und die Vorſtellung, innerhalb der nächſten Wochen ein anderes Geſicht als das der Honig auf ſeinen Gartenſpaziergängen um ſich zu haben, that ihm wohl. Er hatte nun auch einen Geſprächsſtoff, und während ohne dieſe Depeſche die Mittagsunterhaltung wahrſcheinlich ſehr kümmerlich verlaufen oder vielleicht ganz ausgefallen wäre, war es jetzt wenigſtens möglich, ein paar Fragen zu ſtellen. Er ſtellte dieſe Fragen auch wirklich und alles machte ſich ganz leidlich; nur Leopold ſprach kein Wort und war froh, als er ſich vom Tiſch erheben und zu ſeiner Lektüre zurückkehren konnte.

Leopold ganze Haltung gab überhaupt zu verſtehen, daß er über ſich beſtimmen zu laſſen, fürder nicht mehr Willens ſei; trotzdem war ihm klar, daß er ſich den Repräſentationspflichten des Hauſes nicht entziehen und alſo nicht unterlaſſen dürfe, Hildegard am andern Nachmittag auf dem Bahnhofe zu empfangen. Er war pünktlich da, begrüßte die ſchöne Schwägerin und abſolvierte die landesübliche Fragen-

reihe nach dem Befinden und den Sommerplänen der Familie, während einer der von ihm engagierten Gepäckträger erſt die Droſchke, dann das Gepäck beſorgte. Dasſelbe beſtand nur aus einem einzigen Koffer mit Meſſingbeſchlag, dieſer aber war von ſolcher Größe, daß er, als er hinaufgewuchtet war, der dahinrollenden Droſchke den Charakter eines Baus von zwei Etagen gab.

Unterwegs wurde das Geſpräch von Seiten Leopold's wieder aufgenommen, erreichte ſeinen Zweck aber nur unvollkommen, weil ſeine ſtark hervortretende Befangenheit ſeiner Schwägerin nur Grund zur Heiterkeit gab. Und nun hielten ſie vor der Villa. Die ganze Treibelei ſtand am Gitter, und als die herzlichſten Begrüßungen ausgetauſcht und die nötigſten Toiletten-Arrangements in fliegender Eile, d. h. ziemlich mußevoll gemacht worden waren, erſchien Hildegard auf der Veranda, wo man inzwiſchen den Kaffee ſerviert hatte. Sie fand alles „himmliſch," was auf Empfang ſtrenger Inſtruktionen von Seiten der Frau Konſul Thora Munk hindeutete, die ſehr wahrſcheinlich Unterdrückung alles Hamburgiſchen und Achtung vor Berliner Empfindlichkeiten als erſte Regel empfohlen hatte. Keine Parallelen wurden gezogen und beiſpielsweiſe gleich das Kaffeeſervice rundweg bewundert. „Eure

Berliner Muſter ſchlagen jetzt alles aus dem Felde, ſelbſt Sèvres. Wie reizend dieſe Grecborte.“ Leopold ſtand in einer Entfernung und hörte zu, bis Hildegard plötzlich abbrach und allem, was ſie geſagt, nur noch hinzuſetzte: „Scheltet mich übrigens nicht, daß ich in einem fort von Dingen ſpreche für die ſich ja morgen auch noch die Zeit finden würde: Grecborte und Sèvres und Meißen und Zwiebelmuſter. Aber Leopold iſt Schuld; er hat unſere Konverſation in der Droſchke ſo ſtreng wiſſenſchaftlich geführt, daß ich beinahe in Verlegenheit kam; ich wollte gern von Lizzi hören und denkt Euch, er ſprach nur von Anſchluß und Radialſyſtem, und ich genierte mich zu fragen, was es ſei.“

Der alte Treibel lachte; die Commerzienrätin aber verzog keine Miene, während über Leopold's blaſſes Geſicht eine leichte Röte flog.

So verging der erſte Tag, und Hildegard's Unbefangenheit, die man ſich zu ſtören wohl hütete, ſchien auch noch weiter leidliche Tage bringen zu ſollen, alles um ſo mehr, als es die Commerzienrätin an Aufmerkſamkeiten jeder Art nicht fehlen ließ. Ja, ſie verſtieg ſich zu höchſt wertvollen Geſchenken, was ſonſt ihre Sache nicht war. Ungeachtet all' dieſer Anſtrengungen aber und trotzdem dieſelben, wenn man nicht tiefer nachforſchte, von

wenigſtens halben Erfolgen begleitet waren, wollte ſich ein recht eigentliches Behagen nicht einſtellen, ſelbſt bei Treibel nicht, auf deſſen raſch wiederkehrende gute Laune bei ſeinem glücklichen Naturell mit einer Art Sicherheit gerechnet war. Ja, dieſe gute Laune, ſie blieb aus mancherlei Gründen aus, unter denen gerade jetzt auch der war, daß die Zoſſen-Teupitzer Wahlcampagne mit einer totalen Niederlage Vogelſang's geendigt hatte. Dabei mehrten ſich die perſönlichen Angriffe gegen Treibel. Anfangs hatte man dieſen, wegen ſeiner großen Beliebtheit, rückſichtsvoll außer Spiel gelaſſen, bis die Taktloſigkeiten ſeines Agenten ein weiteres Schonen unmöglich machten. „Es iſt zweifellos ein Unglück", ſo hieß es in den Organen der Gegenpartei, „ſo beſchränkt zu ſein wie Lieutenant Vogelſang, aber eine ſolche Beſchränktheit in ſeinen Dienſt zu nehmen, iſt eine Mißachtung gegen den geſunden Menſchenverſtand unſeres Kreiſes. Die Kandidatur Treibel ſcheitert einfach an dieſem Affront."

* * *

Es ſah nicht allzu heiter aus bei den alten Treibel's, was Hildegard allmählich ſo ſehr zu fühlen begann, daß ſie halbe Tage bei den Geſchwiſtern

zubrachte. Der Holzhof war überhaupt hübſcher als die Fabrik und Lizzi geradezu reizend mit ihren langen weißen Strümpfen. Einmal waren ſie auch rot. Wenn ſie ſo herankam und die Tante Hildegard mit einem Knix begrüßte, flüſterte dieſe der Schweſter zu: „quite english, Helen,“ und man lächelte ſich dann glücklich an. Ja, es waren Lichtblicke. Wenn Lizzi dann aber wieder fort war, war auch zwiſchen den Schweſtern von unbefangener Unterhaltung keine Rede mehr, weil das Geſpräch die zwei wichtigſten Punkte nicht berühren durfte: die Verlobung Leopold's und den Wunſch aus dieſer Verlobung mit guter Manier herauszukommen.

Ja, es ſah nicht heiter aus bei den Treibel's, aber bei den Schmidt's auch nicht. Der alte Profeſſor war eigentlich weder in Sorge noch in Verſtimmung, lebte vielmehr umgekehrt der Überzeugung, daß ſich nun alles bald zum Beſſeren wenden werde; dieſen Prozeß aber ſich ſtill vollziehen zu laſſen, ſchien ihm ganz unerläßlich, und ſo verurteilte er ſich, was ihm nicht leicht wurde, zu bedingtem Schweigen. Die Schmolke war natürlich ganz entgegengeſetzter Anſicht und hielt, wie die meiſten alten Berlinerinnen, außerordentlich viel von „ſich ausſprechen,“ je mehr und je öfter, deſto beſſer. Ihre nach dieſer Seite hin abzielenden Verſuche

verliefen aber resultatlos, und Corinna war nicht zum Sprechen zu bewegen, wenn die Schmolke begann: „Ja, Corinna, was soll denn nun eigentlich werden? Was denkst Du Dir denn eigentlich?“

Auf all' das gab es keine rechte Antwort, vielmehr stand Corinna wie am Roulett und wartete mit verschränkten Armen, wohin die Kugel fallen würde. Sie war nicht unglücklich, aber äußerst unruhig und unmutig, vor allem, wenn sie der heftigen Streitscene gedachte, bei der sie doch vielleicht zu viel gesagt hatte. Sie fühlte ganz deutlich, daß alles anders gekommen wäre, wenn die Rätin etwas weniger Herbheit, sie selber aber etwas mehr Entgegenkommen gezeigt hätte. Ja, da hätte sich dann ohne sonderliche Mühe Frieden schließen und das Bekenntnis einer gewissen Schuld, weil alles bloß Berechnung gewesen, allenfalls ablegen lassen. Aber freilich im selben Augenblicke, wo sie, neben dem Bedauern über die hochmütige Haltung der Rätin, vor allem und in erster Reihe sich selber der Schuld zieh, in eben diesem Augenblicke mußte sie sich doch auch wieder sagen, daß ein Wegfall alles dessen, was ihr vor ihrem eigenen Gewissen in dieser Angelegenheit als fragwürdig erschien, in den Augen der Rätin nichts gebessert haben würde. Diese schreckliche Frau, trotzdem sie beständig so that

und ſprach, war ja weitab davon, ihr wegen ihres Spiels mit Gefühlen einen ernſthaften Vorwurf zu machen. Das war ja Nebenſache, da lag es nicht. Und wenn ſie dieſen lieben und guten Menſchen, wie's ja doch möglich war, aufrichtig und von Herzen geliebt hätte, ſo wäre das Verbrechen genau dasſelbe geweſen. „Dieſe Rätin, mit ihrem überheblichen „Nein," hat mich nicht da getroffen, wo ſie mich treffen konnte, ſie weiſt dieſe Verlobung nicht zurück, weil mir's an Herz und Liebe gebricht, nein, ſie weiſt ſie nur zurück, weil ich arm oder wenigſtens nicht dazu angethan bin, das Treibel'ſche Vermögen zu verdoppeln, um nichts, nichts weiter; und wenn ſie vor anderen verſichert oder vielleicht auch ſich ſelber einredet, ich ſei ihr zu ſelbſtbewußt und zu profeſſorlich, ſo ſagt ſie das nur, weil's ihr gerade paßt. Unter andern Verhältniſſen würde meine Profeſſorlichkeit mir nicht nur nicht ſchaden, ſondern ihr umgekehrt die Höhe der Bewunderung bedeuten."

So gingen Corinna's Reden und Gedanken, und um ſich ihnen nach Möglichkeit zu entziehen, that ſie, was ſie ſeit lange nicht mehr gethan, und machte Beſuche bei den alten und jungen Profeſſorenfrauen. Am beſten gefiel ihr wieder die gute, ganz von Wirtſchaftlichkeit in Anſpruch

genommene Frau Rindfleisch, die jeden Tag, ihrer vielen Pensionäre halber, in die große Markthalle ging und immer die besten Quellen und billigsten Preise wußte, Preise, die dann später der Schmolke mitgeteilt, in erster Reihe den Ärger derselben, zuletzt aber ihre Bewunderung vor einer höheren wirtschaftlichen Potenz weckten. Auch bei Frau Immanuel Schultze sprach Corinna vor und fand dieselbe, vielleicht weil Friedeberg's nahe bevorstehende Ehescheidung ein sehr dankbares Thema bildete, auffallend nett und gesprächig, Immanuel selbst aber war wieder so großsprecherisch und cynisch, daß sie doch fühlte, den Besuch nicht wiederholen zu können. Und weil die Woche so viele Tage hatte, so mußte sie sich zuletzt zu Museum und National-Galerie bequemen. Aber sie hatte keine rechte Stimmung dafür. Im Cornelius-Saal interessierte sie, vor dem einen großen Wandbilde, nur die ganz kleine Predelle, wo Mann und Frau den Kopf aus der Bettdecke strecken, und im ägyptischen Museum fand sie eine merkwürdige Ähnlichkeit zwischen Ramses und Vogelsang.

Wenn sie dann nach Hause kam, fragte sie jedesmal, ob wer dagewesen sei, was heißen sollte: „War Leopold da?" worauf die Schmolke regel-

mäßig antwortete: „Nein, Corinna, keine Menſchenſeele.“ Wirklich, Leopold hatte nicht den Mut zu kommen und beſchränkte ſich darauf, jeden Abend einen kleinen Brief zu ſchreiben, der dann am andern Morgen auf ihrem Frühſtückstiſche lag. Schmidt ſah lächelnd drüber hin, und Corinna ſtand dann wie von ungefähr auf, um das Briefchen in ihrem Zimmer zu leſen. „Liebe Corinna. Der heutige Tag verlief wie alle. Die Mama ſcheint in ihrer Gegnerſchaft verharren zu wollen. Nun, wir wollen ſehen, wer ſiegt. Hildegard iſt viel bei Helene, weil niemand hier iſt, der ſich recht um ſie kümmert. Sie kann mir leid thun, ein ſo junges und hübſches Mädchen. Alles das Reſultat ſolcher Anzettelungen. Meine Seele verlangt, Dich zu ſehen, und in der nächſten Woche werden Entſchlüſſe von mir gefaßt werden, die volle Klarheit ſchaffen. Mama wird ſich wundern. Nur ſo viel, ich erſchrecke vor nichts, auch vor dem Äußerſten nicht. Das mit dem vierten Gebot iſt recht gut, aber es hat ſeine Grenzen. Wir haben auch Pflichten gegen uns ſelbſt und gegen die, die wir über alles lieben, die Leben und Tod in unſeren Augen bedeuten. Ich ſchwanke noch, wohin, denke aber England; da haben wir Liverpool und Mr. Nelſon und in zwei

Stunden ſind wir an der ſchottiſchen Grenze. Schließlich iſt es gleich, wer uns äußerlich vereinigt, ſind wir es doch längſt in uns. Wie mir das Herz dabei ſchlägt. Ewig der Deine. Leopold."

Corinna zerriß den Brief in kleine Streifen und warf ſie draußen ins Kochloch. „Es iſt am beſten ſo; dann vergeß' ich wieder, was er heute geſchrieben, und kann morgen nicht mehr vergleichen. Denn mir iſt, als ſchriebe er jeden Tag dasſelbe. Sonderbare Verlobung. Aber ſoll ich ihm einen Vorwurf machen, daß er kein Held iſt? Und mit meiner Einbildung, ihn zum Helden umſchaffen zu können, iſt es auch vorbei. Die Niederlagen und Demütigungen werden nun wohl ihren Anfang nehmen. Verdient? Ich fürchte."

* * *

Anderthalb Wochen waren um, und noch hatte ſich im Schmidt'ſchen Hauſe nichts verändert; der Alte ſchwieg nach wie vor, Marcell kam nicht und Leopold noch weniger, und nur ſeine Morgenbriefe ſtellten ſich mit großer Pünktlichkeit ein; Corinna las ſie ſchon längſt nicht mehr, überflog ſie nur und ſchob ſie dann lächelnd in ihre Morgenrock-

taſche, wo ſie zerſeſſen und zerknittert wurden. Sie hatte zum Troſte nichts als die Schmolke, deren geſunde Gegenwart ihr wirklich wohlthat, wenn ſie's auch immer noch vermied, mit ihr zu ſprechen.

Aber auch das hatte ſeine Zeit.

Der Profeſſor war eben nach Hauſe gekommen, ſchon um elf, denn es war Mittwoch, wo die Klaſſe, für ihn wenigſtens, um eine Stunde früher ſchloß. Corinna ſowohl wie die Schmolke hatten ihn kommen und die Drückerthür geräuſchvoll ins Schloß fallen hören, nahmen aber beide keine Veranlaſſung, ſich weiter um ihn zu kümmern, ſondern blieben in der Küche, d'rin der helle Juliſonnenſchein lag und alle Fenſterflügel geöffnet waren. An einem der Fenſter ſtand auch der Küchentiſch. Draußen, an zwei Haken, hing ein kaſtenartiges Blumenbrett, eine jener merkwürdigen Schöpfungen der Holzſchneidekunſt, wie ſie Berlin eigentümlich ſind: kleine Löcher zu Sternblumen zuſammengeſtellt; Anſtrich dunkelgrün. In dieſem Kaſten ſtanden mehrere Geranium- und Goldlacktöpfe, zwiſchen denen hindurch die Sperlinge huſchten und ſich in großſtädtiſcher Dreiſtigkeit auf den am Fenſter ſtehenden Küchentiſch ſetzten. Hier pickten ſie vergnügt an allem herum, und niemand dachte

daran, ſie zu ſtören. Corinna, den Mörſer zwiſchen den Knien, war mit Zimmetſtoßen beſchäftigt, während die Schmolke grüne Kochbirnen der Länge nach durchſchnitt und beide gleiche Hälften in eine große braune Schüſſel, eine ſogenannte Reibeſatte, fallen ließ. Freilich zwei ganz gleiche Hälften waren es nicht, konnten es nicht ſein, weil natürlich nur eine Hälfte den Stengel hatte, welcher Stengel denn auch Veranlaſſung zu Beginn einer Unterhaltung wurde, wonach ſich die Schmolke ſchon ſeit lange ſehnte.

„Sieh', Corinna," ſagte die Schmolke, „dieſer hier, dieſer lange, das iſt ſo recht ein Stengel nach dem Herzen Deines Vaters . . ."

Corinna nickte.

„. . . Den kann er anfaſſen wie 'ne Maccaroni und hochhalten und alles von unten her aufeſſen . . . Es iſt doch ein merkwürdiger Mann . . ."

„Ja, das iſt er!"

„Ein merkwürdiger Mann und voller Schrullen, und man muß ihn erſt ausſtudieren. Aber das merkwürdigſte, das iſt doch das mit den langen Stengeln, un daß wir ſie, wenn es Semmelpudding un Birnen giebt, nicht ſchälen dürfen un daß der ganze Kriepſch mit Kerne und alles drin

bleiben muß. Er is doch ein Profeſſor un ein ſehr kluger Mann, aber das muß ich Dir ſagen, Corinna, wenn ich meinem guten Schmolke, der doch nur ein einfacher Mann war, mit ſo lange Stengel un ungeſchält un den ganzen Kriepſch drin gekommen wär', ja, da hätt' es 'was gegeben. Denn ſo gut er war, wenn er dachte, ‚ſie denkt woll, das is gut genug,' dann wurd er falſch un machte ſein Dienſtgeſicht un ſah aus, als ob er mich arretieren wollte . . ."

„Ja, liebe Schmolke," ſagte Corinna, „das iſt eben einfach die alte Geſchichte vom Geſchmack und daß ſich über Geſchmäcker nicht ſtreiten läßt. Und dann iſt es auch wohl die Gewohnheit und vielleicht auch von Geſundheits wegen."

„Von Geſundheitswegen," lachte die Schmolke. „Na, höre, Kind, wenn einem ſo die Hacheln in die Kehle kommen un man ſich verſchluckert un man mitunter zu 'nem ganz fremden Menſchen ſagen muß: ‚Bitte, kloppen Sie mir 'mal en bißchen, aber hier ordentlich ins Kreuz,' — nein, Corinna, da bin ich doch mehr für eine ausgekernte Malvaſier, die 'runter geht wie Butter. Geſundheit! . . . Stengel un Schale, was da von Geſundheit is, das weiß ich nich . . ."

„Doch, liebe Schmolke. Manche können Obſt nicht vertragen und fühlen ſich geniert, namentlich wenn ſie, wie Papa, hinterher auch noch die Sauce löffeln. Und da giebt es nur ein Mittel dagegen: Alles muß d'ran bleiben, der Stengel und die grüne Schale. Die beiden, die haben das Adſtringens . . ."

„Was?"

„Das Adſtringens, d. h. das, was zuſammenzieht, erſt bloß die Lippen und den Mund, aber dieſer Prozeß des Zuſammenziehens ſetzt ſich dann durch den ganzen inneren Menſchen hin fort, und das iſt dann das, was alles wieder in Ordnung bringt und vor Schaden bewahrt."

Ein Sperling hatte zugehört und wie durchdrungen von der Richtigkeit von Corinna's Auseinanderſetzungen, nahm er einen Stengel, der zufällig abgebrochen war, in den Schnabel und flog damit auf das andere Dach hinüber. Die beiden Frauen aber verfielen in Schweigen und nahmen erſt nach einer Viertelſtunde das Geſpräch wieder auf.

Das Geſamtbild war nicht mehr ganz dasſelbe, denn Corinna hatte mittlerweile den Tiſch abgeräumt und einen blauen Zuckerbogen darüber ausgebreitet, auf welchem zahlreiche alte Semmeln

lagen und daneben ein großes Reibeiſen. Dies letztere nahm ſie jetzt in die Hand, ſtemmte ſich mit der linken Schulter dagegen, und begann nun ihre Reibethätigkeit mit ſolcher Vehemenz, daß die geriebene Semmel über den ganzen blauen Bogen hinſtäubte. Dann und wann unterbrach ſie ſich und ſchüttete die Bröckchen nach der Mitte hin zu einem Berg zuſammen, aber gleich danach begann ſie von neuem, und es hörte ſich wirklich an, als ob ſie bei dieſer Arbeit allerlei mörderiſche Gedanken habe.

Die Schmolke ſah ihr von der Seite her zu. Dann ſagte ſie: „Corinna, wen zerreibſt Du denn eigentlich?“

„Die ganze Welt.“

„Das is viel . . . un Dich mit?“

„Mich zuerſt.“

„Das is recht. Denn wenn Du nur erſt recht zerrieben un recht mürbe biſt, dann wirſt Du wohl wieder zu Verſtande kommen.“

„Nie.“

„Man muß nie ‚nie‘ ſagen, Corinna. Das war ein Hauptſatz von Schmolke. Un das muß wahr ſein, ich habe noch jedesmal gefunden, wenn einer ‚nie‘ ſagte, dann is es immer dicht vorm

Umkippen. Un ich wollte, daß es mit Dir auch ſo wäre."

Corinna ſeufzte.

„Sieh', Corinna, Du weißt, daß ich immer dagegen war. Denn es is ja doch ganz klar, daß Du Deinen Vetter Marcell heiraten mußt."

„Liebe Schmolke, nur kein Wort von dem."

„Ja, das kennt man, das is das Unrechtsgefühl. Aber ich will nichts weiter ſagen un will nur ſagen, was ich ſchon geſagt habe, daß ich immer dagegen war, ich meine gegen Leopold, un daß ich einen Schreck kriegte, als Du mir's ſagteſt. Aber als Du mir dann ſagteſt, daß die Commerzienrätin ſich ärgern würde, da gönnt' ich's ihr un dachte, ‚warum nich? warum ſoll es nich gehn? Un wenn der Leopold auch blos ein Wickelkind is, Corinnchen wird ihn ſchon aufpäppeln und ihn zu Kräften bringen.' Ja, Corinna, ſo dacht' ich un hab' es Dir auch geſagt. Aber es war ein ſchlechter Gedanke, denn man ſoll ſeinen Mitmenſchen nich ärgern, auch wenn man ihn nich leiden kann, un was mir zuerſt kam, der Schreck über Deine Verlobung, das war doch das richtige. Du mußt einen klugen Mann haben, einen, der eigentlich klüger iſt, als Du — Du biſt übrigens gar nich 'mal ſo klug — un der 'was Männ-

liches hat, so wie Schmolke, un vor dem Du Respekt hast. Un vor Leopold kannst Du keinen Respekt haben. Liebst Du'n denn noch immer?"

„Ach, ich denke ja gar nicht dran, liebe Schmolke."

„Na, Corinna, denn is es Zeit, un denn mußt Du nu Schicht damit machen. Du kannst doch nich die ganze Welt auf den Kopp stellen un Dein un andrer Leute Glück, worunter auch Dein Vater un Deine alte Schmolke is, verschütten un verderben wollen, blos um der alten Commerzienrätin mit ihrem Puffscheitel und ihren Brillantbommeln einen Tort anzuthun. Es is eine geldstolze Frau, die den Apfelsinenladen vergessen hat un immer blos ötepotöte thut un den alten Professor anschmachtet un ihn auch „Wilibald" nennt, als ob sie noch auf'n Hausboden Versteck mit einander spielten un hinterm Torf stünden, denn damals hatte man noch Torf auf'm Boden, un wenn man 'runter kam, sah man immer aus wie'n Schornsteinfeger, — ja, sieh' Corinna, das hat alles seine Richtigkeit, un ich hätt' ihr so 'was gegönnt, un Ärger genug wird sie woll auch gehabt haben. Aber wie der alte Pastor Thomas zu Schmolke un mir in unsrer Traurede gesagt

hat: ‚Liebet Euch untereinander, denn der Menſch ſoll ſein Leben nich auf den Haß, ſondern auf die Liebe ſtellen,‘ (deſſen Schmolke un ich auch immer eingedenk geweſen ſind) — ſo, meine liebe Corinna, ſag' ich es auch zu Dir, man ſoll ſein Leben nich auf den Haß ſtellen. Haſt Du denn wirklich einen ſolchen Haß auf die Rätin, das heißt einen richtigen?“

„Ach, ich denke ja gar nicht daran, liebe Schmolke.“

„Ja, Corinna, da kann ich Dir bloß noch 'mal ſagen, dann is es wirklich die höchſte Zeit, daß 'was geſchieht. Denn wenn Du *ihn* nicht liebſt und *ihr* nicht haßt, denn weiß ich nich, was die ganze Geſchichte überhaupt noch ſoll.“

„Ich auch nicht.“

Und damit umarmte Corinna die gute Schmolke, und dieſe ſah denn auch gleich an einem Flimmer in Corinna's Augen, daß nun alles vorüber und daß der Sturm gebrochen ſei.

„Na, Corinna, denn wollen wir's ſchon kriegen, un es kann noch alles gut werden. Aber nu gieb die Form her, daß wir ihn einthun, denn eine Stunde muß er doch wenigſtens kochen. Un vor Tiſch ſag' ich Deinem Vater kein Wort, weil er ſonſt vor Freude nich eſſen kann . . .“

„Ach, der ähe doch.“

„Aber nach Tiſch ſag ich's ihm, wenn er auch um ſeinen Schlaf kommt. Und geträumt hab' ich's auch ſchon un habe Dir nur nichts davon ſagen wollen. Aber nun kann ich es ja. Sieben Kutſchen und die beiden Kälber von Profeſſor Kuh waren Brautjungfern. Natürlich. Brautjungfern möchten ſie immer alle ſein, denn auf die luckt alles, beinah' mehr noch als auf die Braut, weil die ja ſchon weg iſt; un meiſtens kommen ſie auch bald 'ran. Un bloß den Paſtor konnt' ich nich recht erkennen. Thomas war es nich. Aber vielleicht war es Souchon, bloß daß er ein bißchen zu dicklich war.“

Fünfzehntes Capitel.

Der Pudding erſchien Punkt zwei, und Schmidt hatte ſich denſelben munden laſſen. In ſeiner behaglichen Stimmung entging es ihm durchaus, daß Corinna für alles, was er ſagte, nur ein ſtummes Lächeln hatte; denn er war ein liebenswürdiger Egoiſt, wie die Meiſten ſeines Zeichens, und kümmerte ſich nicht ſonderlich um die Stimmung ſeiner Umgebung, ſo lange nichts paſſierte, was dazu angethan war, ihm die Laune direkt zu ſtören.

„Und nun laß abdecken, Corinna; ich will, eh' ich mich ein bißchen ausſtrecke, noch einen Brief an Marcell ſchreiben oder doch wenigſtens ein paar Zeilen. Er hat nämlich die Stelle. Diſtelkamp, der immer noch alte Beziehungen unterhält, hat mich's heute Vormittag wiſſen laſſen.“ Und während der Alte das ſagte, ſah er zu Corinna hinüber, weil er wahrnehmen wollte, wie dieſe wichtige Nach-

richt auf seiner Tochter Gemüt wirke. Er sah aber nichts, vielleicht weil nichts zu sehen war, vielleicht auch weil er kein scharfer Beobachter war, selbst dann nicht, wenn er's ausnahmsweise 'mal sein wollte.

Corinna, während der Alte sich erhob, stand ebenfalls auf und ging hinaus, um draußen die nötigen Ordres zum Abräumen an die Schmolke zu geben. Als diese bald danach eintrat, setzte sie mit jenem absichtlichen und ganz unnötigen Lärmen, durch den alte Dienerinnen ihre dominierende Hausstellung auszudrücken lieben, die herumstehenden Teller und Bestecke zusammen, derart, daß die Messer- und Gabelspitzen nach allen Seiten hin herausstarrten und drückte diesen Stachelturm im selben Augenblicke, wo sie sich zum Hinausgehen anschickte, fest an sich.

„Pieken Sie sich nicht, liebe Schmolke," sagte Schmidt, der sich gern einmal eine kleine Vertraulichkeit erlaubte.

„Nein, Herr Professor, von pieken is keine Rede nich mehr, schon lange nich. „Un mit der Verlobung is es auch vorbei."

„Vorbei. Wirklich? Hat sie 'was gesagt?"

„Ja, wie sie die Semmel zu den Pudding rieb, ist es mit eins 'rausgekommen. Es stieß ihr schon

lange das Herz ab, und sie wollte bloß nichts sagen. Aber nu is es ihr zu langweilig geworden, das mit Leopoldten. Immer blos kleine Billetter mit'n Vergißmeinnicht draußen un'n Veilchen drin; da sieht sie nu doch wohl, daß er keine rechte Kourage hat, un daß seine Furcht vor der Mama noch größer is, als seine Liebe zu ihr."

„Nun, das freut mich. Und ich hab' es auch nicht anders erwartet. Und Sie wohl auch nicht, liebe Schmolke. Der Marcell ist doch ein andres Kraut. Und was heißt gute Partie? Marcell ist Archäologe."

„Versteht sich," sagte die Schmolke, die sich dem Professor gegenüber grundsätzlich nie zur Unvertrautheit mit Fremdwörtern bekannte.

„Marcell, sag' ich, ist Archäologe. Vorläufig rückt er an Hedrich's Stelle. Gut angeschrieben ist er schon lange, seit Jahr und Tag. Und dann geht er mit Urlaub und Stipendium nach Mykenä . . ."

Die Schmolke drückte auch jetzt wieder ihr volles Verständnis und zugleich ihre Zustimmung aus.

„Und vielleicht," fuhr Schmidt fort, „auch nach Tiryns oder wo Schliemann gerade steckt. Und wenn er von da zurück ist und mir einen Zeus für diese meine Stube mitgebracht hat . . ." und er wies dabei unwillkürlich nach dem Ofen oben, als

dem einzigen für Zeus noch leeren Fleck ... „wenn er von da zurück ist, sag' ich, so ist ihm eine Professur gewiß. Die Alten können nicht ewig leben. Und sehen Sie, liebe Schmolke, das ist das, was ich eine gute Partie nenne."

„Versteht sich, Herr Professor. Wovor sind denn auch die Examens un all das? Un Schmolke, wenn er auch kein Studierter war, sagte auch immer ..."

„Und nun will ich an Marcell schreiben und mich dann ein Viertelstündchen hinlegen. Und um halb vier den Kaffee. Aber nicht später."

* * *

Um halb vier kam der Kaffee. Der Brief an Marcell, ein Rohrpostbrief, zu dem sich Schmidt nach einigem Zögern entschlossen hatte, war seit wenigstens einer halben Stunde fort, und wenn alles gut ging und Marcell zu Hause war, so las er vielleicht in diesem Augenblicke schon die drei lapidaren Zeilen, aus denen er seinen Sieg entnehmen konnte. Gymnasial-Oberlehrer! Bis heute war er nur deutscher Litteraturlehrer an einer höheren Mädchenschule gewesen und hatte manchmal grimmig in sich hineingelacht, wenn er über den Codex argenteus, bei welchem Worte die jungen Dinger

immer kicherten, oder über den Heliand und Beowulf hatte sprechen müssen. Auch hinsichtlich Corinna's waren ein paar dunkle Wendungen in den Brief eingeflochten worden, und alles in allem ließ sich annehmen, daß Marcell binnen kürzester Frist erscheinen würde, seinen Dank auszusprechen.

Und wirklich, fünf Uhr war noch nicht heran, als die Klingel ging und Marcell eintrat. Er dankte dem Onkel herzlich für seine Protektion, und als dieser das alles mit der Bemerkung ablehnte, daß, wenn von solchen Dingen überhaupt die Rede sein könne, jeder Dankesanspruch auf Distelkamp falle, sagte Marcell: „Nun, dann also Distelkamp. Aber daß Du mir's gleich geschrieben, dafür werd' ich mich doch auch bei Dir bedanken dürfen. Und noch dazu mit Rohrpost!"

„Ja, Marcell, das mit Rohrpost, das hat vielleicht Anspruch; denn eh' wir Alten uns zu 'was Neuem bequemen, das dreißig Pfennig kostet, da kann mitunter viel Wasser die Spree 'runterfließen. Aber was sagst Du zu Corinna?"

„Lieber Onkel, Du hast da so eine dunkle Wendung gebraucht, . . . ich habe sie nicht recht verstanden. Du schriebst: ‚Kenneth von Leoparden sei auf dem Rückzug.' Ist Leopold gemeint? Und muß es Corinna jetzt als Strafe hinnehmen, daß

sich Leopold, den sie so sicher zu haben glaubte, von ihr abwendet?"

„Es wäre so schlimm nicht, wenn es so läge. Denn in diesem Falle wäre die Demütigung, von der man doch wohl sprechen muß, noch um einen Grad größer. Und so sehr ich Corinna liebe, so muß ich doch zugeben, daß ihr ein Denkzettel wohl not thäte."

Marcell wollte zum Guten reden . . .

„Nein, verteidige sie nicht, sie hätte so 'was verdient. Aber die Götter haben es doch milder mit ihr vor und diktieren ihr statt der ganzen Niederlage, die sich in Leopold's selbstgewolltem Rückzuge aussprechen würde, nur die halbe Niederlage zu, nur die, daß die Mutter nicht will und daß meine gute Jenny, trotz Lyrik und obligater Thräne, sich ihrem Jungen gegenüber doch mächtiger erweist als Corinna."

„Vielleicht nur, weil Corinna sich noch rechtzeitig *besann und nicht alle Minen springen lassen wollte.*"

„Vielleicht ist es so. Aber wie es auch liegen mag, Marcell, wir müssen uns nun darüber schlüssig machen, wie Du zu dieser ganzen Tragikomödie Dich stellen willst, so oder so. Ist Dir Corinna, die Du vorhin so großmütig verteidigen wolltest, verleidet oder nicht? Findest Du, daß sie wirklich

eine gefährliche Person ist, voll Oberflächlichkeit und Eitelkeit, oder meinst Du, daß alles nicht so schlimm und ernsthaft war, eigentlich nur bloße Marotte, die verziehen werden kann? Darauf kommt es an."

„Ja, lieber Onkel, ich weiß wohl, wie ich dazu stehe. Aber ich bekenne Dir offen, ich hörte gern erst Deine Meinung. Du hast es immer gut mit mir gemeint und wirst Corinna nicht mehr loben, als sie verdient. Auch schon aus Selbstsucht nicht, weil Du sie gern im Hause behieltest. Und ein bißchen Egoist bist Du ja wohl. Verzeih', ich meine nur so dann und wann und in einzelnen Stücken . . ."

„Sage dreist in allen. Ich weiß das auch und getröste mich damit, daß es in der Welt öfters vorkommt. Aber das sind Abschweifungen. Von Corinna soll ich sprechen und will auch. Ja, Marcell, was ist da zu sagen? Ich glaube, sie war ganz ernsthaft dabei, hat Dir's ja auch damals ganz frank und frei erklärt, und Du hast es auch geglaubt, mehr noch als ich. Das war die Sachlage, so stand es vor ein paar Wochen. Aber jetzt, darauf möcht' ich mich verwetten, jetzt ist sie gänzlich umgewandelt, und wenn die Treibels ihren Leopold zwischen lauter Juwelen und Goldbarren setzen wollten, ich glaube, sie nähm' ihn nicht mehr. Sie hat eigentlich ein

gesundes und ehrliches und aufrichtiges Herz, auch einen feinen Ehrenpunkt, und nach einer kurzen Abirrung ist ihr mit einem Male klar geworden, was es eigentlich heißt, wenn man mit zwei Familienporträts und einer väterlichen Bibliothek in eine reiche Familie hineinheiraten will. Sie hat den Fehler gemacht, sich einzubilden, „das ginge so," weil man ihrer Eitelkeit beständig Zuckerbrot gab und so that, als bewerbe man sich um sie. Aber bewerben und bewerben ist ein Unterschied. Gesellschaftlich, das geht eine Weile; nur nicht fürs Leben. In eine Herzogsfamilie kann man allenfalls hineinkommen, in eine Bourgeoisfamilie nicht. Und wenn er, der Bourgeois, es auch wirklich übers Herz brächte — seine Bourgeoise gewiß nicht, am wenigsten wenn sie Jenny Treibel, née Bürstenbinder heißt. Rund heraus, Corinna's Stolz ist endlich wach gerufen, laß mich hinzusetzen: Gott sei Dank, und gleichviel nun, ob sie's noch hätte durchsetzen können oder nicht, sie mag es und will es nicht mehr, sie hat es satt. Was vordem halb Berechnung, halb Übermut war, das sieht sie jetzt in einem andern Licht und ist ihr Gesinnungssache geworden. Da hast Du meine Weisheit. Und nun laß mich noch einmal fragen, wie gedenkst Du Dich zu stellen? Hast Du Lust und Kraft, ihr die Thorheit zu verzeihen?"

„Ja, lieber Onkel, das hab' ich. Natürlich, ſo viel iſt richtig, es wäre mir ein gut Teil lieber, die Geſchichte hätte *nicht* geſpielt; aber da ſie nun einmal geſpielt hat, nehm' ich mir das Gute daraus. Corinna hat nun wohl für immer mit der Modernität und dem krankhaften Gewichtlegen aufs Äußerliche gebrochen, und hat ſtatt deſſen die von ihr verſpotteten Lebensformen wieder anerkennen gelernt, in denen ſie groß geworden iſt."

Der Alte nickte.

„Mancher," fuhr Marcell fort, „würde ſich anders dazu ſtellen, das iſt mir völlig klar; die Menſchen ſind eben verſchieden, das ſieht man alle Tage. Da hab' ich beiſpielsweiſe, ganz vor Kurzem erſt, eine kleine reizende Geſchichte von Heyſe geleſen, in der ein junger Gelehrter, ja, wenn mir recht iſt, ſogar ein archäologiſch Angekränkelter, alſo eine Art Spezialkollege von mir, eine junge Baroneſſe liebt und auch herzlich und aufrichtig wieder geliebt wird; er weiß es nur noch nicht recht, iſt ihrer noch nicht ganz ſicher. Und in dieſem Unſicherheitszuſtande hört er in der zufälligen Verborgenheit einer Taxushecke, wie die mit einer Freundin im Park luſtwandelnde Baroneſſe eben dieſer ihrer Freundin allerhand Confeſſions macht, von ihrem Glück und ihrer Liebe plaudert und

ſich's nur leider nicht verſagt, ein paar ſcherzhaft übermütige Bemerkungen über ihre Liebe mit einzuflechten. Und dies hören und ſein Ränzel ſchnüren und ſofort das Weite ſuchen, iſt für den Liebhaber und Archäologen eins. Mir ganz unverſtändlich. Ich, lieber Onkel, hätt' es anders gemacht, ich hätte nur die Liebe herausgehört und nicht den Scherz und nicht den Spott, und wäre, ſtatt abzureiſen, meiner geliebten Baroneſſe wahnſinnig glücklich zu Füßen geſtürzt, von nichts ſprechend als von meinem unendlichen Glück. Da haſt Du meine Situation, lieber Onkel. Natürlich kann man's auch anders machen; ich bin für mein Teil indeſſen herzlich froh, daß ich nicht zu den Feierlichen gehöre. Reſpekt vor dem Ehrenpunkt, gewiß; aber zuviel davon iſt vielleicht überall vom Übel und in der Liebe nun ſchon ganz gewiß."

„Bravo, Marcell. Hab' es übrigens nicht anders erwartet und ſeh' auch darin wieder, daß Du meiner leiblichen Schweſter Sohn biſt. Sieh, das iſt das Schmidt'ſche in Dir, daß Du ſo ſprechen kannſt; keine Kleinlichkeit, keine Eitelkeit, immer aufs Rechte, und immer aufs Ganze. Komm her, Junge, gieb mir einen Kuß. Einer iſt eigentlich zu wenig, denn wenn ich bedenke, daß Du mein Neffe und Kollege, und nun bald auch mein Schwiegerſohn biſt, denn

Corinna wird doch wohl nicht Nein ſagen, dann ſind auch zwei Backenküſſe kaum noch genug. Und die Genugthuung ſollſt Du haben, Marcell, Corinna muß an Dich ſchreiben, und ſo zu ſagen beichten und Vergebung der Sünden bei Dir anrufen."

„Um Gotteswillen, Onkel, mache nur nicht ſo 'was. Zunächſt wird ſie's nicht thun, und wenn ſie's thun wollte, ſo würd' ich doch das nicht mit anſehn können. Die Juden, ſo hat mir Friedeberg erſt ganz vor Kurzem erzählt, haben einen Geſetz oder einen Spruch, wonach es als ganz beſonders ſtrafwürdig gilt, ‚einen Mitmenſchen zu beſchämen', und ich finde, das iſt ein koloſſal feines Geſetz und beinah' ſchon chriſtlich. Und wenn man niemanden beſchämen ſoll, nicht einmal ſeine Feinde, ja, lieber Onkel, wie käm' ich dann dazu, meine liebe Couſine Corinna beſchämen zu wollen, die vielleicht ſchon nicht weiß, wo ſie vor Verlegenheit hinſehen ſoll. Denn wenn die Nicht-Verlegenen 'mal verlegen werden, dann werden ſie's auch ordentlich und iſt einer in ſolch' peinlicher Lage wie Corinna, da hat man die Pflicht, ihm goldne Brücken zu bau'n. Ich werde ſchreiben, lieber Onkel."

„Biſt ein guter Kerl, Marcell; komm' her, noch einen. Aber ſei nicht zu gut, das können die Weiber nicht vertragen, nicht einmal die Schmolke."

Sechzehntes Kapitel.

Und Marcell schrieb wirklich, und am andern Morgen lagen zwei an Corinna adressierte Briefe auf dem Frühstückstisch, einer in kleinem Format mit einem Landschaftsbildchen in der linken Ecke, Teich und Trauerweide, worin Leopold, zum ach, wie vielsten Male, von seinem „unerschütterlichen Entschlusse“ sprach, der andere, ohne malerische Zuthat, von Marcell. Dieser lautete:

„Liebe Corinna! Der Papa hat gestern mit mir gesprochen und mich zu meiner innigsten Freude wissen lassen, daß, verzeih', es sind seine eignen Worte, ‚Vernunft wieder an zu sprechen fange'. ‚Und', so setze er hinzu ‚die rechte Vernunft käme aus dem Herzen.' Darf ich es glauben? ist ein Wandel eingetreten, die Bekehrung, auf die ich gehofft? Der Papa wenigstens hat mich dessen versichert. Er war auch der Meinung, daß Du bereit sein würdest, dies gegen mich auszusprechen, aber

ich habe feierlichſt dagegen proteſtiert, denn mir liegt gar nicht daran, Unrechts- oder Schuldgeſtändniſſe zu hören; — das, was ich jetzt weiß, wenn auch noch nicht aus Deinem Munde, genügt mir völlig, macht mich unendlich glücklich und löſcht alle Bitterkeit aus meiner Seele. Manch' einer würde mir in dieſem Gefühl nicht folgen können, aber ich habe da, wo mein Herz ſpricht, nicht das Bedürfnis, zu einem Engel zu ſprechen, im Gegenteil, mich bedrücken Vollkommenheiten, vielleicht weil ich nicht an ſie glaube; Mängel, die ich menſchlich begreife, ſind mir ſympathiſch, auch dann noch, wenn ich unter ihnen leide. Was Du mir damals ſagteſt, als ich Dich an dem Mr. Nelſon-Abend von Treibel's nach Hauſe begleitete, das weiß ich freilich noch alles, aber es lebt nur in meinem Ohr, nicht in meinem Herzen. In meinem Herzen ſteht nur das eine, das immer darin ſtand, von Anfang an, von Jugend auf.

„Ich hoffe Dich heute noch zu ſehen. Wie immer Dein Marcell."

Corinna reichte den Brief ihrem Vater. Der las nun auch und blies dabei doppelte Dampfwolken; als er aber fertig war, ſtand er auf und gab ſeinem Liebling einen Kuß auf die Stirn: „Du biſt ein Glückskind. Sieh', das iſt das, was man das Höhere

nennt, das wirklich Ideale, nicht das von meiner Freundin Jenny. Glaube mir, das Klaſſiſche, was ſie jetzt verſpotten, das iſt das, was die Seele frei macht, das Kleinliche nicht kennt und das Chriſtliche vorahnt und vergeben und vergeſſen lehrt, weil wir alle des Ruhmes mangeln. Ja, Corinna, das Klaſſiſche, das hat Sprüche wie Bibelſprüche. Mitunter beinah' noch etwas d'rüber Da haben wir zum Beiſpiel den Spruch: ‚Werde, der Du biſt', ein Wort, das nur ein Grieche ſprechen konnte. Freilich, dieſer Werdeprozeß, der hier gefordert wird, muß ſich verlohnen, aber wenn mich meine väterliche Befangenheit nicht täuſcht, bei Dir verlohnt es ſich. Dieſe Treibelei war ein Irrtum, ein ‚Schritt vom Wege', wie jetzt, wie Du wiſſen wirſt, auch ein Luſtſpiel heißt, noch dazu von einem Kammergerichtsrat. Das Kammergericht, Gott ſei Dank, war immer litterariſch. Das Litterariſche macht frei. . . . Jetzt haſt Du das Richtige wiedergefunden und Dich ſelbſt dazu . . . ‚Werde, der Du biſt', ſagt der große Pindar, und deshalb muß auch Marcell, um der zu werden, der er iſt, in die Welt hinaus, an die großen Stätten, und beſonders an die ganz alten. Die ganz alten, das iſt immer wie das heilige Grab; dahin gehen die Kreuzzüge der Wiſſenſchaft, und ſeid Ihr erſt von Mykenä wieder

zurück — ich ſage ‚Ihr‘, denn Du wirſt ihn begleiten, die Schliemann iſt auch immer dabei — ſo müßte keine Gerechtigkeit ſein, wenn Ihr nicht übers Jahr Privatdocent wär't oder Extraordinarius.“

Corinna dankte ihm, daß er ſie gleich mit ernenne, vorläufig indes ſei ſie mehr für Haus- und Kinderſtube. Dann verabſchiedete ſie ſich und ging in die Küche, ſetzte ſich auf einen Schemel und ließ die Schmolke den Brief leſen. „Nun, was ſagen Sie, liebe Schmolke?“

„Ja, Corinna, was ſoll ich ſagen? Ich ſage bloß, was Schmolke immer ſagte: Manchen giebt es der liebe Gott im Schlaf. Du haſt ganz unverantwortlich un beinahe ſchauderöſe gehandelt un kriegſt ihn nu doch. Du biſt ein Glückskind.“

„Das hat mir Papa auch geſagt.“

„Na, denn muß es wahr ſein, Corinna. Denn was ein Profeſſor ſagt, is immer wahr. Aber nu keine Flauſen mehr und keine Witzchen, davon haben wir nu genug gehabt mit dem armen Leopold, der mir doch eigentlich leid thun kann, denn er hat ſich ja nich ſelber gemacht, un der Menſch is' am Ende wie er is. Nein, Corinna, nu wollen wir ernſthaft werden. Und wenn meinſt Du denn, daß es los geht oder in die Zeitung kommt? Morgen?“

„Nein, liebe Schmolke, ſo ſchnell geht es nicht.

Ich muß ihn doch erst sehn', und ihm einen Kuß geben . . ."

„Versteht sich, versteht sich. Eher geht es nich . . ."

„Und dann muß ich doch auch dem armen Leopold erst abschreiben. Er hat mir ja erst heute wieder versichert, daß er für mich leben und sterben will . . ."

„Ach Jott, der arme Mensch."

„Am Ende ist er auch ganz froh . . ."

„Möglich is es."

* * *

Noch am selben Abend, wie sein Brief es angezeigt, kam Marcell und begrüßte zunächst den in seine Zeitungslektüre vertieften Onkel, der ihm denn auch — vielleicht weil er die Verlobungsfrage für erledigt hielt — etwas zerstreut und das Zeitungsblatt in der Hand mit den Worten entgegentrat: „Und nun sage, Marcell, was sagst Du dazu? Summus Episcopus . . . Der Kaiser, unser alter Wilhelm, entkleidet sich davon, und will es nicht mehr, und Kögel wird es. Oder vielleicht Stöcker . . ."

„Ach, lieber Onkel, erstlich glaub' ich es nicht.

Und dann, ich werde ja doch ſchwerlich im Dom getraut werden . . .“

„Haſt recht. Ich habe den Fehler aller Nicht-Politiker, über einer Senſationsnachricht, die natürlich hinterher immer falſch iſt, alles wichtigere zu vergeſſen. Corinna ſitzt d'rüben in ihrem Zimmer und wartet auf Dich, und ich denke mir, es wird wohl das beſte ſein, Ihr macht es untereinander ab; ich bin auch mit der Zeitung noch nicht ganz fertig, und ein Dritter geniert blos, auch wenn es der Vater iſt.“

Corinna, als Marcell eintrat, kam ihm herzlich und freundlich entgegen, etwas verlegen, aber doch zugleich ſichtlich gewillt, die Sache nach ihrer Art zu behandeln, alſo ſo wenig tragiſch wie möglich. Von drüben her fiel der Abendſchein ins Fenſter, und als ſie ſich geſetzt hatten, nahm ſie ſeine Hand und ſagte: „Du biſt ſo gut, und ich hoffe, daß ich deſſen immer eingedenk ſein werde. Was ich wollte, war nur Thorheit.“

„Wollteſt Du's denn wirklich?“

Sie nickte.

„Und liebteſt ihn ganz ernſthaft?“

„Nein. Aber ich wollte ihn ganz ernſthaft heiraten. Und mehr noch, Marcell, ich glaube

auch nicht, daß ich sehr unglücklich geworden wäre, das liegt nicht in mir, freilich auch wohl nicht sehr glücklich. Aber wer ist glücklich? Kennst Du wen? Ich nicht. Ich hätte Malstunden genommen und vielleicht auch Reitunterricht, und hätte mich an der Riviera mit ein paar englischen Familien angefreundet, natürlich solche mit einer Pleasure-Yacht, und wäre mit ihnen nach Corsica oder nach Sicilien gefahren, immer der Blutrache nach. Denn ein Bedürfnis nach Aufregung würd' ich doch wohl zeitlebens gehabt haben; Leopold ist etwas schläfrig. Ja, so hätt' ich gelebt."

„Du bleibst immer dieselbe und malst Dich schlimmer als Du bist."

„Kaum; aber freilich auch nicht besser. Und deshalb glaubst Du mir wohl auch, wenn ich Dir jetzt versich're, daß ich froh bin, aus dem allen heraus zu sein. Ich habe von früh an den Sinn für Äußerlichkeiten gehabt und hab' ihn vielleicht noch, aber seine Befriedigung kann doch zu teuer erkauft werden, das hab' ich jetzt einsehen gelernt."

Marcell wollte noch einmal unterbrechen, aber sie litt es nicht.

„Nein, Marcell, ich muß noch ein paar Worte

ſagen. Sieh', das mit dem Leopold, das wäre vielleicht gegangen, warum am Ende nicht? Einen ſchwachen, guten, unbedeutenden Menſchen zur Seite zu haben, kann ſogar angenehm ſein, kann einen Vorzug bedeuten. Aber dieſe Mama, dieſe furchtbare Frau! Gewiß, Beſitz und Geld haben einen Zauber, wär' es nicht ſo, ſo wäre mir meine Verirrung erſpart geblieben; aber wenn Geld alles iſt, und Herz und Sinn verengt und zum Überfluß Hand in Hand geht mit Sentimentalität und Thränen — dann empört ſich's hier, und das hinzunehmen, wäre mir hart angekommen, wenn ich's auch vielleicht ertragen hätte. Denn ich gehe davon aus, der Menſch in einem guten Bett und in guter Pflege kann eigentlich viel ertragen."

* * *

Den zweiten Tag danach ſtand es in den Zeitungen, und zugleich mit den öffentlichen Anzeigen trafen Karten ein. Auch bei Commerzienrats. Treibel, der, nach vorgängigem Einblick in das Couvert, ein ſtarkes Gefühl von der Wichtigkeit dieſer Nachricht und ihrem Einfluß auf die Wiederherſtellung häuslichen Friedens und paſſabler Laune hatte, ſäumte nicht, in das Damenzimmer

hinüberzugehen, wo Jenny mit Hildegard frühstückte. Schon beim Eintreten hielt er den Brief in die Höhe und sagte: „Was kriege ich, wenn ich Euch den Inhalt dieses Briefes mitteile?“

„Fordere,“ sagte Jenny, in der vielleicht eine Hoffnung dämmerte.

„Einen Kuß.“

„Keine Albernheiten, Treibel.“

„Nun, wenn es von Dir nicht sein kann, dann wenigstens von Hildegard.“

„Zugestanden,“ sagte diese. Aber nun lies.“

Und Treibel las: „Die am heutigen Tage stattgehabte Verlobung meiner Tochter . . .“ ja, meine Damen, welcher Tochter? Es giebt viele Töchter. Noch einmal also, ratet. Ich verdoppele den von mir gestellten Preis . . . also „meiner Tochter Corinna mit dem Dr. Marcell Wedderkopp, Oberlehrer und Lieutenant der Reserve im brandenburgischen Füsilier-Regiment Nr. 35, habe ich die Ehre, hiermit ganz ergebenst anzuzeigen. Dr. Wilibald Schmidt, Professor und Oberlehrer am Gymnasium zum Heiligen Geist.“

Jenny, durch Hildegard's Gegenwart behindert, begnügte sich, ihrem Gatten einen triumphierenden Blick zuzuwerfen. Hildegard selbst aber, die sofort

wieder auf Suche nach einem Formfehler war, sagte nur: „Ist das alles? So viel ich weiß, pflegt es Sache der Verlobten zu sein, auch ihrerseits noch ein Wort zu sagen. Aber die Schmidt-Wedderkopps haben am Ende darauf verzichtet."

„Doch nicht, teure Hildegard. Auf dem zweiten Blatt, das ich unterschlagen habe, haben auch die Brautleute gesprochen. Ich überlasse Dir das Schriftstück als Andenken an Deinen Berliner Aufenthalt und als Beweis für den allmählichen Fortschritt hiesiger Kulturformen. Natürlich stehen wir noch eine gute Strecke zurück, aber es macht sich allmählich. Und nun bitt' ich um meinen Kuß."

Hildegard gab ihm zwei und so stürmisch, daß ihre Bedeutung klar war. Dieser Tag bedeutete zwei Verlobungen.

* * *

Der letzte Sonnabend im Juli war als Marcell's und Corinna's Hochzeitstag angesetzt worden; „nur keine langen Verlobungen," betonte Wilibald Schmidt, und die Brautleute hatten begreiflicherweise gegen ein beschleunigtes Verfahren nichts einzuwenden. Einzig und allein die

Schmolke, die's mit der Verlobung so eilig gehabt hatte, wollte von solcher Beschleunigung nicht viel wissen und meinte, bis dahin sei ja bloß noch drei Wochen, also nur gerade noch Zeit genug, „um dreimal von der Kanzel zu fallen," und das ginge nicht, das sei zu kurz, darüber redeten die Leute; schließlich aber gab sie sich zufrieden oder tröstete sich wenigstens mit dem Satze: geredet wird doch.

Am siebenundzwanzigsten war kleiner Polterabend in der Schmidt'schen Wohnung, den Tag darauf Hochzeit im Englischen Hause. Prediger Thomas traute. Drei Uhr fuhren die Wagen vor der Nikolaikirche vor, sechs Brautjungfern, unter denen die beiden Kuh'schen Kälber und die zwei Felgentreu's waren. Letztere, wie schon hier verraten werden mag, verlobten sich in einer Tanzpause mit den zwei Referendarien vom Quartett, denselben jungen Herren, die die Halensee-Partie mitgemacht hatten. Der natürlich auch geladene Jodler wurde von den Kuh's heftig in Angriff genommen, widerstand aber, weil er, als Eckhaussohn, an solche Sturmangriffe gewöhnt war. Die Kuh'schen Töchter selbst fanden sich ziemlich leicht in diesen Echec — „er war der erste nicht, er wird der letzte nicht sein," sagte Schmidt — und

nur die Mutter zeigte bis zuletzt eine starke Verstimmung.

Sonst war es eine durchaus heitere Hochzeit, was zum Teil damit zusammenhing, daß man von Anfang an alles auf die leichte Schulter genommen hatte. Man wollte vergeben und vergessen, hüben und drüben, und so kam es denn auch, daß, um die Hauptsache vorweg zu nehmen, alle Treibel's nicht nur geladen, sondern mit alleiniger Ausnahme von Leopold, der an demselben Nachmittage nach dem Eierhäuschen ritt, auch vollständig erschienen waren. Allerdings hatte die Commerzienrätin anfänglich stark geschwankt, ja, sogar von Taktlosigkeit und Affront gesprochen, aber ihr zweiter Gedanke war doch der gewesen, den ganzen Vorfall als eine Kinderei zu nehmen und dadurch das schon hier und da laut gewordene Gerede der Menschen auf die leichteste Weise tot zu machen. Bei diesem zweiten Gedanken blieb es denn auch; die Rätin, freundlich-lächelnd wie immer, trat in pontificalibus auf und bildete ganz unbestritten das Glanz- und Repräsentationsstück der Hochzeitstafel. Selbst die Honig und die Wulsten waren auf Corinna's dringenden Wunsch eingeladen worden; erstere kam auch, die Wulsten dagegen entschuldigte sich brieflich, „weil sie Lizzi,

das süße Kind, doch nicht allein lassen könne." Dicht unter der Stelle „das süße Kind" war ein Fleck, und Marcell sagte zu Corinna: „Eine Thräne, und ich glaube, eine echte." Von den Professoren waren, außer den schon genannten Kuh's, nur Distelkamp und Rindfleisch zugegen, da sich die mit jüngerem Nachwuchs Gesegneten sämtlich in Rösen, Ahlbeck und Stolpemünde befanden. Trotz dieser Personal-Einbuße war an Toasten kein Mangel; der Distelkamp'sche war der beste, der Felgentreu'sche der logisch ungeheuerlichste, weshalb ihm ein hervorragender, vom Ausbringer allerdings unbeabsichtigter Lacherfolg zuteil wurde.

Mit dem Herumreichen des Konfekts war begonnen, und Schmidt ging eben von Platz zu Platz, um den älteren und auch einigen jüngeren Damen allerlei Liebenswürdiges zu sagen, als der schon vielfach erschienene Telegraphenbote noch einmal in den Saal und gleich danach an den alten Schmidt herantrat. Dieser, von dem Verlangen erfüllt, den Überbringer so vieler Herzenswünsche schließlich wie den Goethe'schen Sänger königlich zu belohnen, füllte ein neben ihm stehendes Becherglas mit Champagner und kredenzte es dem Boten, der es, unter vorgängiger Verbeugung gegen

das Brautpaar, mit einem gewiſſen avec leerte. Großer Beifall. Dann öffnete Schmidt das Telegramm, überflog es und ſagte: „Vom ſtammverwandten Volk der Briten.“

„Leſen, leſen.“

„. . . To Dr. Marcell Wedderkopp.“

„Lauter.“

„England expects that every man will do his duty . . . Unterzeichnet John Nelson.“

Im Kreiſe der ſachlich und ſprachlich Eingeweihten brach ein Jubel aus, und Treibel ſagte zu Schmidt: „Ich denke mir, Marcell iſt Bürge dafür.“

Corinna ſelbſt war ungemein erfreut und erheitert über das Telegramm, aber es gebrach ihr bereits an Zeit, ihrer glücklichen Stimmung Ausdruck zu geben, denn es war acht Uhr, und um neuneinhalb Uhr ging der Zug, der ſie zunächſt bis München und von da nach Verona oder, wie Schmidt mit Vorliebe ſich ausdrückte, „bis an das Grab der Julia“ führen ſollte. Schmidt nannte das übrigens alles nur Kleinkram und „Vorſchmack“, ſprach überhaupt ziemlich hochmütig und orakelte, zum Ärger Kuh's, von Meſſenien und dem Taygetos, darin ſich gewiß noch ein paar Grabkammern finden würden, wenn nicht von

Ariſtomenes ſelbſt, ſo doch von ſeinem Vater. Und als er endlich ſchwieg und Diſtelkamp ein vergnügtes Lächeln über ſeinen mal wieder ſein Steckenpferd tummelnden Freund Schmidt zeigte, nahm man wahr, daß Marcell und Corinna den Saal inzwiſchen verlaſſen hatten.

* * *

Die Gäſte blieben noch. Aber gegen zehn Uhr hatten ſich die Reihen doch ſtark gelichtet; Jenny, die Honig, Helene waren aufgebrochen, und mit Helene natürlich auch Otto, trotzdem er gern noch eine Stunde zugegeben hätte. Nur der alte Commerzienrat hatte ſich emanzipiert und ſaß neben ſeinem Bruder Schmidt, eine Anekdote nach der andern aus dem „Schatzkäſtlein deutſcher Nation" hervorholend, lauter blutrote Karfunkelſteine, von deren „reinem Glanze" zu ſprechen, Vermeſſenheit geweſen wäre. Treibel, trotzdem Goldammer fehlte, ſah ſich dabei von verſchiedenen Seiten her unterſtützt, am ausgiebigſten von Adolar Krola, dem denn auch Fachmänner wahrſcheinlich den Preis zuerkannt haben würden.

Längſt brannten die Lichter, Cigarrenwölkchen kräuſelten ſich in großen und kleinen Ringen, und

junge Paare zogen sich mehr und mehr in ein paar Saalecken zurück, in denen ziemlich unmotiviert, vier, fünf Lorbeerbäume zusammenstanden und eine gegen Profanblicke schützende Hecke bildeten. Hier wurden auch die Kuh'schen gesehen, die noch einmal, vielleicht auf Rat der Mutter, einen energischen Vorstoß auf den Jodler unternahmen, aber auch diesmal umsonst. Zu gleicher Zeit klimperte man bereits auf dem Flügel, und es war sichtlich der Zeitpunkt nahe, wo die Jugend ihr gutes Recht beim Tanze behaupten würde.

Diesen gefahrdrohenden Moment ergriff der schon vielfach mit „Du" und „Bruder" operierende Schmidt mit einer gewissen Feldherrngeschicklichkeit und sagte, während er Krola eine neue Cigarrenkiste zuschob: „Hören Sie, Sänger und Bruder, carpe diem. Wir Lateiner legen den Accent auf die letzte Silbe. Nutze den Tag. Über ein Kleines und irgend ein Klavierpauker wird die Gesamtsituation beherrschen und uns unsere Überflüssigkeit fühlen lassen. Also noch einmal, was Du thun willst, thue bald. Der Augenblick ist da; Krola, Du mußt mir einen Gefallen thun und Jenny's Lied singen. Du hast es hundertmal begleitet und wirst es wohl auch singen können.

Ich glaube, Wagner'sche Schwierigkeiten sind nicht drin. Und unser Treibel wird es nicht übel nehmen, daß wir das Herzenslied seiner Eheliebsten in gewissem Sinne profanieren. Denn jedes Schaustellen eines Heiligsten ist das, was ich Profanierung nenne. Hab' ich recht, Treibel, oder täusch' ich mich in Dir? Ich kann mich in Dir nicht täuschen. In einem Manne wie Du kann man sich nicht täuschen, Du hast ein klares und offnes Gesicht. Und nun komm, Krola. „Mehr Licht" — das war damals ein großes Wort unseres Olympiers; aber wir bedürfen seiner nicht mehr, wenigstens hier nicht, hier sind Lichter die Hülle und Fülle. Komm. Ich möchte diesen Tag als ein Ehrenmann beschließen und in Freundschaft mit aller Welt und nicht zum wenigsten mit Dir, mit Adolar Krola."

Dieser, der an hundert Tafeln wetterfest geworden und im Vergleich zu Schmidt noch ganz leidlich imstande war, schritt, ohne langes Sträuben, auf den Flügel zu, während ihm Schmidt und Treibel Arm in Arm folgten, und ehe der Rest der Gesellschaft noch eine Ahnung haben konnte, daß der Vortrag eines Liedes geplant war, legte Krola die Cigarre beiseite und hob an:

Glück, von allen Deinen Losen,
Eines nur erwähl' ich mir,
Was soll Gold? Ich liebe Rosen
Und der Blumen schlichte Zier.

Und ich höre Waldesrauschen
Und ich seh' ein flatternd Band —
Aug' in Auge Blicke tauschen,
Und ein Kuß auf Deine Hand.

Geben, nehmen, nehmen, geben,
Und Dein Haar umspielt der Wind,
Ach, nur das, nur das ist Leben,
Wo sich Herz zum Herzen find't.

Alles war heller Jubel, denn Krola's Stimme war immer noch voll Kraft und Klang, wenigstens verglichen mit dem, was man sonst in diesem Kreise hörte. Schmidt weinte vor sich hin. Aber mit einem Male war er wieder da. „Bruder" sagte er, „das hat mir wohl gethan. Braviſſimo. Treibel, unsere Jenny hat doch recht. Es ist 'was damit, es ist was drin; ich weiß nicht genau was, aber das ist es eben — es ist ein wirkliches Lied. Alle echte Lyrik hat 'was geheimnisvolles. Ich hätte doch am Ende dabei bleiben sollen . . ."

Treibel und Krola sahen sich an und nickten dann zustimmend.

„. . . Und die arme Corinna! Jetzt ist sie bei Trebbin, erste Etappe zu Julia's Grab . . . Julia Capulet, wie das klingt. Es soll übrigens eine ägyptische Sargkiste sein, was eigentlich noch interessanter ist . . . Und dann alles in allem, ich weiß nicht, ob es recht ist, die Nacht so durchzufahren; früher war das nicht Brauch, früher war man natürlicher, ich möchte sagen sittlicher. Schade, daß meine Freundin Jenny fort ist, die sollte darüber entscheiden. Für mich persönlich steht es fest, Natur ist Sittlichkeit und überhaupt die Hauptsache. Geld ist Unsinn, Wissenschaft ist Unsinn, alles ist Unsinn. Professor auch. Wer es bestreitet, ist ein pecus. Nicht wahr, Kuh . . . Kommen Sie, meine Herren, komm', Krola . . . Wir wollen nach Hause gehen."

Druck von R. Päß in Naumburg a. S.

1944/45

1/2 -

+ -

39. 8° 1032

Carl Palatina

Der Stechlin

Von den Werken **Theodor Fontane's** erſchienen bisher in unſerm Verlage folgende Separat-Ausgaben:

L'Adultera. Roman aus der Berliner Geſellſchaft.

Cécile. Roman.

Graf Petöfy. Roman.

Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes.

Irrungen, Wirrungen. Roman.

Stine. Berliner Sitten-Roman.

Kriegsgefangen. Erlebtes 1870.

Frau Jenny Treibel. Roman.

Meine Kinderjahre. Autobiographiſcher Roman.

Von vor und nach der Reiſe. Plaudereien und kleine Geſchichten.

Effi Briest. Roman.

Die Poggenpuhls. Roman.

Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographiſches.

Der Stechlin

Roman

von

Theodor Fontane

Berlin W
F. Fontane & Co.
1899

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

Schloß Stechlin.

Erstes Kapitel.

Im Norden der Grafschaft Ruppin, hart an der mecklenburgischen Grenze, zieht sich von dem Städtchen Gransee bis nach Rheinsberg hin (und noch darüber hinaus) eine mehrere Meilen lange Seeenkette durch eine menschenarme, nur hie und da mit ein paar alten Dörfern, sonst aber ausschließlich mit Försterein, Glas- und Teeröfen besetzte Waldung. Einer der Seeen, die diese Seeenkette bilden, heißt „der Stechlin". Zwischen flachen, nur an einer einzigen Stelle steil und quaiartig ansteigenden Ufern liegt er da, rundum von alten Buchen eingefaßt, deren Zweige, von ihrer eignen Schwere nach unten gezogen, den See mit ihrer Spitze berühren. Hie und da wächst ein weniges von Schilf und Binsen auf, aber kein Kahn zieht seine Furchen, kein Vogel singt, und nur selten, daß ein Habicht drüber hinfliegt und seinen Schatten auf die Spiegelfläche wirft. Alles still hier. Und doch, von Zeit zu Zeit wird es an eben dieser Stelle lebendig. Das ist, wenn es weit draußen in der Welt, sei's auf Island, sei's auf Java, zu rollen und zu grollen beginnt oder gar der Aschenregen der hawaiischen Vulkane bis weit auf die Südsee hinausgetrieben wird. Dann regt sich's auch hier, und ein Wasserstrahl springt auf und sinkt wieder in die Tiefe. Das wissen alle, die den Stechlin umwohnen, und wenn sie davon sprechen, so setzen sie

wohl auch hinzu: „Das mit dem Wasserstrahl, das ist nur das Kleine, das beinah Alltägliche; wenn's aber draußen was Großes giebt, wie vor hundert Jahren in Lissabon, dann brodelt's hier nicht bloß und sprudelt und strudelt, dann steigt statt des Wasserstrahls ein roter Hahn auf und kräht laut in die Lande hinein."

* * *

Das ist der Stechlin, der See Stechlin.

Aber nicht nur der See führt diesen Namen, auch der Wald, der ihn umschließt. Und Stechlin heißt ebenso das langgestreckte Dorf, das sich, den Windungen des Sees folgend, um seine Südspitze herumzieht. Etwa hundert Häuser und Hütten bilden hier eine lange, schmale Gasse, die sich nur da, wo eine von Kloster Wutz her heranführende Kastanienallee die Gasse durchschneidet, platzartig erweitert. An eben dieser Stelle findet sich denn auch die ganze Herrlichkeit von Dorf Stechlin zusammen; das Pfarrhaus, die Schule, das Schulzenamt, der Krug, dieser letztere zugleich ein Eck- und Kramladen mit einem kleinen Mohren und einer Guirlande von Schwefelfäden in seinem Schaufenster. Dieser Ecke schräg gegenüber, unmittelbar hinter dem Pfarrhause, steigt der Kirchhof lehnan, auf ihm, so ziemlich in seiner Mitte, die frühmittelalterliche Feldsteinkirche mit einem aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Dachreiter und einem zur Seite des alten Rundbogenportals angebrachten Holzarm, dran eine Glocke hängt. Neben diesem Kirchhof samt Kirche setzt sich dann die von Kloster Wutz her heranführende Kastanienallee noch eine kleine Strecke weiter fort, bis sie vor einer über einen sumpfigen Graben sich hinziehenden und von zwei riesigen Findlingsblöcken flankierten Bohlenbrücke Halt macht. Diese Brücke ist sehr primitiv. Jenseits derselben aber steigt das

Herrenhaus auf, ein gelbgetünchter Bau mit hohem Dach und zwei Blitzableitern.

Auch dieses Herrenhaus heißt Stechlin, Schloß Stechlin.

* * *

Etliche hundert Jahre zurück stand hier ein wirkliches Schloß, ein Backsteinbau mit dicken Rundtürmen, aus welcher Zeit her auch noch der Graben stammt, der die von ihm durchschnittene, sich in den See hineinerstreckende Landzunge zu einer kleinen Insel machte. Das ging so bis in die Tage der Reformation. Während der Schwedenzeit aber wurde das alte Schloß niedergelegt, und man schien es seinem gänzlichen Verfall überlassen, auch nichts an seine Stelle setzen zu wollen, bis kurz nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. die ganze Trümmermasse beiseite geschafft und ein Neubau beliebt wurde. Dieser Neubau war das Haus, das jetzt noch stand. Es hatte denselben nüchternen Charakter wie fast alles, was unter dem Soldatenkönig entstand, und war nichts weiter als ein einfaches Corps de logis, dessen zwei vorspringende, bis dicht an den Graben reichende Seitenflügel ein Hufeisen und innerhalb desselben einen kahlen Vorhof bildeten, auf dem, als einziges Schmuckstück, eine große blanke Glaskugel sich präsentierte. Sonst sah man nichts als eine vor dem Hause sich hinziehende Rampe, von deren dem Hofe zugekehrter Vorderwand der Kalk schon wieder abfiel. Gleichzeitig war aber doch ein Bestreben unverkennbar, gerade diese Rampe zu was Besonderem zu machen, und zwar mit Hilfe mehrerer Kübel mit exotischen Blattpflanzen, darunter zwei Aloes, von denen die eine noch gut im Stande, die andre dagegen krank war. Aber gerade diese kranke war der Liebling des Schloßherrn, weil sie jeden Sommer in einer ihr

freilich nicht zukommenden Blüte stand. Und das hing so zusammen. Aus dem sumpfigen Schloßgraben hatte der Wind vor langer Zeit ein fremdes Samenkorn in den Kübel der kranken Aloe geweht, und alljährlich schossen infolge davon aus der Mitte der schon angegelbten Aloeblätter die weiß und roten Dolden des Wasserlieschs oder des Butomus umbellatus auf. Jeder Fremde der kam, wenn er nicht zufällig ein Kenner war, nahm diese Dolden für richtige Aloeblüten, und der Schloßherr hütete sich wohl, diesen Glauben, der eine Quelle der Erheiterung für ihn war, zu zerstören.

Und wie denn alles hier herum den Namen Stechlin führte, so natürlich auch der Schloßherr selbst. Auch er war ein Stechlin.

Dubslav von Stechlin, Major a. D. und schon ein gut Stück über Sechzig hinaus, war der Typus eines Märkischen von Adel, aber von der milderen Observanz, eines jener erquicklichen Originale, bei denen sich selbst die Schwächen in Vorzüge verwandeln. Er hatte noch ganz das eigentümlich sympathisch berührende Selbstgefühl all derer, die „schon vor den Hohenzollern da waren", aber er hegte dieses Selbstgefühl nur ganz im stillen, und wenn es dennoch zum Ausdruck kam, so kleidete sich's in Humor, auch wohl in Selbstironie, weil er seinem ganzen Wesen nach überhaupt hinter alles ein Fragezeichen machte. Sein schönster Zug war eine tiefe, so recht aus dem Herzen kommende Humanität, und Dünkel und Überheblichkeit (während er sonst eine Neigung hatte, fünf gerade sein zu lassen) waren so ziemlich die einzigen Dinge, die ihn empörten. Er hörte gern eine freie Meinung, je drastischer und extremer, desto besser. Daß sich diese Meinung mit der seinigen deckte, lag ihm fern zu wünschen. Beinah das Gegenteil. Paradoxen waren seine Passion. „Ich bin nicht klug genug, selber welche zu machen, aber ich

freue mich, wenn's andre thun; es ist doch immer was drin. Unanfechtbare Wahrheiten giebt es überhaupt nicht, und wenn es welche giebt, so sind sie langweilig." Er ließ sich gern was vorplaudern und plauderte selber gern.

Des alten Schloßherrn Lebensgang war märkisch-herkömmlich gewesen. Von jung an lieber im Sattel als bei den Büchern, war er erst nach zweimaliger Scheiterung siegreich durch das Fähnrichsexamen gesteuert und gleich darnach bei den brandenburgischen Kürassieren eingetreten, bei denen selbstverständlich auch schon sein Vater gestanden hatte. Dieser sein Eintritt ins Regiment fiel so ziemlich mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. zusammen, und wenn er dessen erwähnte, so hob er, sich selbst persiflierend, gerne hervor, „daß alles Große seine Begleiterscheinungen habe." Seine Jahre bei den Kürassieren waren im wesentlichen Friedensjahre gewesen; nur anno vierundsechzig war er mit in Schleswig, aber auch hier, ohne „zur Aktion" zu kommen. „Es kommt für einen Märkischen nur darauf an, überhaupt mit dabei gewesen zu sein; das andre steht in Gottes Hand." Und er schmunzelte, wenn er dergleichen sagte, seine Hörer jedesmal in Zweifel darüber lassend, ob er's ernsthaft oder scherzhaft gemeint habe. Wenig mehr als ein Jahr vor Ausbruch des vierundsechziger Kriegs war ihm ein Sohn geboren worden, und kaum wieder in seine Garnison Brandenburg eingerückt, nahm er den Abschied, um sich auf sein seit dem Tode des Vaters halb verödetes Schloß Stechlin zurückzuziehen. Hier warteten seiner glückliche Tage, seine glücklichsten, aber sie waren von kurzer Dauer — schon das Jahr darauf starb ihm die Frau. Sich eine neue zu nehmen, widerstand ihm, halb aus Ordnungssinn und halb aus ästhetischer Rücksicht. „Wir glauben doch alle mehr oder weniger an eine Auferstehung" (das heißt, er persönlich

glaubte eigentlich nicht daran), „und wenn ich dann oben ankomme mit einer rechts und einer links, so is das doch immer eine genierliche Sache.“ Diese Worte — wie denn der Eltern Thun nur allzu häufig der Mißbilligung der Kinder begegnet — richteten sich in Wirklichkeit gegen seinen dreimal verheiratet gewesenen Vater, an dem er überhaupt allerlei Großes und Kleines auszusetzen hatte, so beispielsweise auch, daß man ihm, dem Sohne, den pommerschen Namen „Dubslav“ beigelegt hatte. „Gewiß, meine Mutter war eine Pommersche, noch dazu von der Insel Usedom, und ihr Bruder, nun ja, der hieß Dubslav. Und so war denn gegen den Namen schon um des Onkels willen nicht viel einzuwenden, und um so weniger, als er ein Erbonkel war. (Daß er mich schließlich schändlich im Stich gelassen, ist eine Sache für sich.) Aber trotzdem bleib' ich dabei, solche Namensmanscherei verwirrt bloß. Was ein Märkischer ist, der muß Joachim heißen oder Woldemar. Bleib im Lande und taufe dich redlich. Wer aus Friesack is, darf nicht Raoul heißen.“

Dubslav von Stechlin blieb also Witwer. Das ging nun schon an die dreißig Jahre. Anfangs war's ihm schwer geworden, aber jetzt lag alles hinter ihm, und er lebte „comme philosophe“ nach dem Wort und Vorbild des großen Königs, zu dem er jederzeit bewundernd aufblickte. Das war sein Mann, mehr als irgendwer, der sich seitdem einen Namen gemacht hatte. Das zeigte sich jedesmal, wenn ihm gesagt wurde, daß er einen Bismarckkopf habe. „Nun ja, ja, den hab' ich; ich soll ihm sogar ähnlich sehen. Aber die Leute sagen es immer so, als ob ich mich dafür bedanken müßte. Wenn ich nur wüßte, bei wem; vielleicht beim lieben Gott, oder am Ende gar bei Bismarck selbst. Die Stechline sind aber auch nicht von schlechten Eltern. Außerdem, ich für meine Person, ich habe bei den

ſechſten Küraſſieren geſtanden, und Bismarck bloß bei den ſiebenten, und die kleinere Zahl iſt in Preußen bekanntlich immer die größere; — ich bin ihm alſo einen über. Und Friedrichsruh, wo alles jetzt hinpilgert, ſoll auch bloß 'ne Kate ſein. Darin ſind wir uns alſo gleich. Und ſolchen See, wie den „Stechlin", nu, den hat er ſchon ganz gewiß nicht. So was kommt überhaupt bloß ſelten vor."

Ja, auf ſeinen See war Dubslav ſtolz, aber deſtoweniger ſtolz war er auf ſein Schloß, weshalb es ihn auch verdroß, wenn es überhaupt ſo genannt wurde. Von den armen Leuten ließ er ſich's gefallen: „Für die iſt es ein „Schloß", aber ſonſt iſt es ein alter Kaſten und weiter nichts." Und ſo ſprach er denn lieber von ſeinem „Haus", und wenn er einen Brief ſchrieb, ſo ſtand darüber „Haus Stechlin". Er war ſich auch bewußt, daß es kein Schloßleben war, das er führte. Vordem, als der alte Backſteinbau noch ſtand, mit ſeinen dicken Türmen und ſeinem Luginsland, von dem aus man, über die Kronen der Bäume weg, weit ins Land hinausſah, ja, damals war hier ein Schloßleben geweſen, und die derzeitigen alten Stechline hatten teilgenommen an allen Feſtlichkeiten, wie ſie die Ruppiner Grafen und die mecklenburgiſchen Herzöge gaben, und waren mit den Boitzenburgern und den Baſſewitzens verſchwägert geweſen. Aber heute waren die Stechline Leute von ſchwachen Mitteln, die ſich nur eben noch hielten und beſtändig bemüht waren, durch eine „gute Partie" ſich wieder leidlich in die Höhe zu bringen. Auch Dubslavs Vater war auf die Weiſe zu ſeinen drei Frauen gekommen, unter denen freilich nur die erſte das in ſie geſetzte Vertrauen gerechtfertigt hatte. Für den jetzigen Schloßherrn, der von der zweiten Frau ſtammte, hatte ſich daraus leider kein unmittelbarer Vorteil ergeben, und Dubslav von Stechlin wäre kleiner und großer Sorgen

und Verlegenheiten nie los und ledig geworden, wenn er nicht in dem benachbarten Gransee seinen alten Freund Baruch Hirschfeld gehabt hätte. Dieser Alte, der den großen Tuchladen am Markt und außerdem die Modesachen und Damenhüte hatte, hinsichtlich deren es immer hieß, „Gerson schicke ihm alles zuerst" — dieser alte Baruch, ohne das „Geschäftliche" darüber zu vergessen, hing in der That mit einer Art Zärtlichkeit an dem Stechliner Schloßherrn, was, wenn es sich mal wieder um eine neue Schuldverschreibung handelte, regelmäßig zu heikeln Auseinandersetzungen zwischen Hirschfeld Vater und Hirschfeld Sohn führte.

„Gott, Isidor, ich weiß, du bist fürs Neue. Aber was ist das Neue? Das Neue versammelt sich immer auf unserm Markt, und mal stürmt es uns den Laden und nimmt uns die Hüte, Stück für Stück, und die Reiherfedern und die Straußenfedern. Ich bin fürs Alte und für den guten alten Herrn von Stechlin. Is doch der Vater von seinem Großvater gefallen in der großen Schlacht bei Prag und hat gezahlt mit seinem Leben."

„Ja, der hat gezahlt; wenigstens hat er gezahlt mit seinem Leben. Aber der von heute . . ."

„Der zahlt auch, wenn er kann und wenn er hat. Und wenn er nicht hat, und ich sage: „Herr von Stechlin, ich werde schreiben siebeneinhalb," dann feilscht er nicht und dann zwackt er nicht. Und wenn er kippt, nu, da haben wir das Objekt: Mittelboden und Wald und Jagd und viel Fischfang. Ich seh' es immer so ganz klein in der Perspektiv', und ich seh' auch schon den Kirchturm."

„Aber, Vaterleben, was sollen wir mit'm Kirchturm?"

In dieser Richtung gingen öfters die Gespräche zwischen Vater und Sohn, und was der Alte vorläufig

noch in der „Perſpektive“ ſah, das wäre vielleicht ſchon Wirklichkeit geworden, wenn nicht des alten Dubslav um zehn Jahre ältere Schweſter mit ihrem von der Mutter her ererbten Vermögen geweſen wäre: Schweſter Adelheid, Domina zu Kloſter Wutz. Die half und ſagte gut, wenn es ſchlecht ſtand oder gar zum Äußerſten zu kommen ſchien. Aber ſie half nicht aus Liebe zu dem Bruder — gegen den ſie, ganz im Gegenteil, viel einzuwenden hatte —, ſondern lediglich aus einem allgemeinen Stechlinſchen Familiengefühl. Preußen war was und die Mark Brandenburg auch; aber das Wichtigſte waren doch die Stechlins, und der Gedanke, das alte Schloß in andern Beſitz und nun gar in einen ſolchen übergehen zu ſehen, war ihr unerträglich. Und über all dies hinaus war ja noch ihr Patenkind da, ihr Neffe Woldemar, für den ſie all die Liebe hegte, die ſie dem Bruder verſagte.

Ja, die Domina half, aber ſolcher Hilfen unerachtet wuchs das Gefühl der Entfremdung zwiſchen den Geſchwiſtern, und ſo kam es denn, daß der alte Dubslav, der die Schweſter in Kloſter Wutz weder gern beſuchte noch auch ihren Beſuch gern empfing, nichts von Umgang beſaß als ſeinen Paſtor Lorenzen (den früheren Erzieher Woldemars) und ſeinen Küſter und Dorfſchullehrer Krippenſtapel, zu denen ſich allenfalls noch Oberförſter Katzler geſellte, Katzler, der Feldjäger geweſen war und ein gut Stück Welt geſehen hatte. Doch auch dieſe drei kamen nur, wenn ſie gerufen wurden, und ſo war eigentlich nur einer da, der in jedem Augenblicke Red' und Antwort ſtand. Das war Engelke, ſein alter Diener, der ſeit beinahe fünfzig Jahren alles mit ſeinem Herrn durchlebt hatte, ſeine glücklichen Leutnantstage, ſeine kurze Ehe und ſeine lange Einſamkeit. Engelke, noch um ein Jahr älter als ſein Herr, war deſſen Vertrauter geworden, aber ohne Vertraulichkeit. Dubslav

verſtand es, die Scheidewand zu ziehen. Übrigens wär' es auch ohne dieſe Kunſt gegangen. Denn Engelke war einer von den guten Menſchen, die nicht aus Berechnung oder Klugheit, ſondern von Natur hingebend und demütig ſind und in einem treuen Dienen ihr Genüge finden. Alltags war er, ſo Winter wie Sommer, in ein Leinwandhabit gekleidet, und nur wenn es zu Tiſch ging, trug er eine richtige Livree von ſandfarbenem Tuch mit großen Knöpfen dran. Es waren Knöpfe, die noch die Zeiten des Rheinsberger Prinzen Heinrich geſehen hatten, weshalb Dubslav, als er mal wieder in Verlegenheit war, zu dem jüngſt verſtorbenen alten Herrn von Kortſchädel geſagt hatte: „Ja, Kortſchädel, wenn ich ſo meinen Engelke, wie er da geht und ſteht, ins märkiſche Provinzialmuſeum abliefern könnte, ſo kriegt' ich ein Jahrgehalt und wäre 'raus.“

* * *

Das war im Mai, daß der alte Stechlin dieſe Worte zu ſeinem Freunde Kortſchädel geſprochen hatte. Heute aber war dritter Oktober und ein wundervoller Herbſttag dazu. Dubslav, ſonſt empfindlich gegen Zug, hatte die Thüren aufmachen laſſen, und von dem großen Portal her zog ein erquicklicher Luftſtrom bis auf die mit weiß und ſchwarzen Flieſen gedeckte Veranda hinaus. Eine große, etwas ſchadhafte Marquiſe war hier herabgelaſſen und gab Schutz gegen die Sonne, deren Lichter durch die ſchadhaften Stellen hindurch ſchienen und auf den Flieſen ein Schattenſpiel aufführten. Gartenſtühle ſtanden umher, vor einer Bank aber, die ſich an die Hauswand lehnte, waren doppelte Strohmatten gelegt. Auf eben dieſer Bank, ein Bild des Behagens, ſaß der alte Stechlin in Joppe und breitkrempigem Filzhut und ſah, während er aus ſeinem Meerſchaum allerlei Ringe blies, auf ein Rundell, in deſſen Mitte,

von Blumen eingefaßt, eine kleine Fontäne plätſcherte. Rechts daneben lief ein ſogenannter Poetenſteig, an deſſen Ausgang ein ziemlich hoher, aus allerlei Gebälk zuſammengezimmerter Ausſichtsturm aufragte. Ganz oben eine Plattform mit Fahnenſtange, daran die preußiſche Flagge wehte, ſchwarz und weiß, alles ſchon ziemlich verſchliſſen.

Engelke hatte vor kurzem einen roten Streifen annähen wollen, war aber mit ſeinem Vorſchlag nicht durchgedrungen. „Laß. Ich bin nicht dafür. Das alte Schwarz und Weiß hält gerade noch; aber wenn du was rotes dran nähſt, dann reißt es gewiß.“

Die Pfeife war ausgegangen, und Dubslav wollte ſich eben von ſeinem Platz erheben und nach Engelke rufen, als dieſer vom Gartenſaal her auf die Veranda heraustrat.

„Das iſt recht, Engelke, daß du kommſt . . . Aber du haſt da ja was wie 'n Telegramm in der Hand. Ich kann Telegramms nicht leiden. Immer is einer dod, oder es kommt wer, der beſſer zu Hauſe geblieben wäre.“

Engelke griente. „Der junge Herr kommt.“

„Und das weißt du ſchon?“

„Ja, Broſe hat es mir geſagt.“

„So, ſo. Dienſtgeheimnis. Na, gieb her.“

Und unter dieſen Worten brach er das Telegramm auf und las: „Lieber Papa. Bin ſechs Uhr bei dir. Rex und von Czako begleiten mich. Dein Woldemar.“

Engelke ſtand und wartete.

„Ja, was da thun, Engelke?“ ſagte Dubslav und drehte das Telegramm hin und her. „Und aus Cremmen und von heute früh,“ fuhr er fort. „Da müſſen ſie alſo die Nacht über ſchon in Cremmen geweſen ſein. Auch kein Spaß.“

„Aber Cremmen is doch ſo weit ganz gut.“

„Nu, gewiß, gewiß. Bloß sie haben da so kurze Betten ... Und wenn man, wie Woldemar, Kavallerist ist, kann man ja doch auch die acht Meilen von Berlin bis Stechlin in einer Pace machen. Warum also Nachtquartier? Und Rex und von Czako begleiten mich. Ich kenne Rex nicht und kenne von Czako nicht. Wahrscheinlich Regimentskameraden. Haben wir denn was?"

„Ich denk doch, gnäd'ger Herr. Und wovor haben wir denn unsre Mamsell? Die wird schon was finden."

„Nu gut. Also wir haben was. Aber wen laden wir dazu ein? So bloß ich, das geht nicht. Ich mag mich keinem Menschen mehr vorsetzen. Czako, das ginge vielleicht noch. Aber Rex, wenn ich ihn auch nicht kenne, zu so was Feinem wie Rex paff' ich nicht mehr; ich bin zu altmodisch geworden. Was meinst du, ob die Gundermanns wohl können?"

„Ach, die können schon. Er gewiß, und sie kluckt auch bloß immer so rum."

„Also Gundermanns. Gut. Und dann vielleicht Oberförsters. Das älteste Kind hat freilich die Masern, und die Frau, das heißt die Gemahlin (und Gemahlin is eigentlich auch noch nicht das rechte Wort) die erwartet wieder. Man weiß nie recht, wie man mit ihr dran ist und wie man sie nennen soll, Oberförsterin Katzler oder Durchlaucht. Aber man kann's am Ende versuchen. Und dann unser Pastor. Der hat doch wenigstens die Bildung. Gundermann allein ist zu wenig und eigentlich bloß ein Klutentreter. Und seitdem er die Siebenmühlen hat, ist er noch weniger geworden."

Engelke nickte.

„Na, dann schick also Martin. Aber er soll sich proper machen. Oder vielleicht ist Brose noch da; der kann ja auf seinem Retourgang bei Gundermanns mit 'rangehn. Und soll ihnen sagen sieben Uhr, aber nicht früher; sie sitzen sonst so lange rum, und man weiß

nicht, wovon man reden ſoll. Das heißt mit ihm; ſie red't immerzu . . . Und gieb Broſen auch 'nen Kornus und funfzig Pfennig."

„Ich werd' ihm dreißig geben."

„Nein, nein, funfzig. Erſt hat er ja doch was gebracht, und nu nimmt er wieder was mit. Das is ja ſo gut wie doppelt. Alſo funfzig. Knapſ' ihm nichts ab."

Zweites Kapitel.

Ziemlich um dieselbe Zeit, wo der Telegraphenbote bei Gundermanns vorsprach, um die Bestellung des alten Herrn von Stechlin auszurichten, ritten Woldemar, Rex und Czako, die sich für sechs Uhr angemeldet hatten, in breiter Front von Cremmen ab; Fritz, Woldemars Reitknecht, folgte den dreien. Der Weg ging über Butz. Als sie bis in Nähe von Dorf und Kloster dieses Namens gekommen waren, bog Woldemar vorsichtig nach links hin aus, weil er der Möglichkeit entgehen wollte, seiner Tante Adelheid, der Domina des Klosters, zu begegnen. Er stand zwar gut mit dieser und hatte sogar vor, ihr, wie herkömmlich, auf dem Rückwege nach Berlin seinen Besuch zu machen, aber in diesem Augenblick paßte ihm solche Begegnung, die sein pünktliches Eintreffen in Stechlin gehindert haben würde, herzlich schlecht. So beschrieb er denn einen weiten Halbkreis und hatte das Kloster schon um eine Viertelstunde hinter sich, als er sich wieder der Hauptstraße zuwandte. Diese, durch Moor- und Wiesengründe führend, war ein vorzüglicher Reitweg, der an vielen Stellen noch eine Grasnarbe trug, weshalb es anderthalb Meilen lang in einem scharfen Trabe vorwärts ging, bis an eine Avenue heran, die geradlinig auf Schloß Stechlin zuführte. Hier ließen alle drei die Zügel fallen und ritten im Schritt weiter. Über ihnen

wölbten sich die schönen alten Kastanienbäume, was ihrem Anritt etwas Anheimelndes und zugleich etwas beinah Feierliches gab.

„Das ist ja wie ein Kirchenschiff," sagte Rex, der am linken Flügel ritt. „Finden Sie nicht auch, Czako?"

„Wenn Sie wollen, ja. Aber Pardon, Rex, ich finde die Wendung etwas trivial für einen Ministerialassessor."

„Nun gut, dann sagen Sie was Besseres."

„Ich werde mich hüten. Wer unter solchen Umständen was Besseres sagen will, sagt immer was Schlechteres."

Unter diesem sich noch eine Weile fortsetzenden Gespräche waren sie bis an einem Punkt gekommen, von dem aus man das am Ende der Avenue sich aufbauende Bild in aller Klarheit überblicken konnte. Dabei war das Bild nicht bloß klar, sondern auch so frappierend, daß Rex und Czako unwillkürlich anhielten.

„Alle Wetter, Stechlin, das ist ja reizend," wandte sich Czako zu dem am andern Flügel reitenden Woldemar. „Ich find' es geradezu märchenhaft, Fata Morgana — das heißt, ich habe noch keine gesehn. Die gelbe Wand, die da noch das letzte Tageslicht auffängt, das ist wohl Ihr Zauberschloß? Und das Stückchen Grau da links, das tarier' ich auf eine Kirchenecke. Bleibt nur noch der Staketzaun an der andern Seite; — da wohnt natürlich der Schulmeister. Ich verbürge mich, daß ich's damit getroffen. Aber die zwei schwarzen Riesen, die da grad' in der Mitte stehn und sich von der gelben Wand abheben („abheben" ist übrigens auch trivial; entschuldigen Sie, Rex), die stehen ja da wie die Cherubim. Allerdings etwas zu schwarz. Was sind das für Leute?"

„Das sind Findlinge."

„Findlinge?“

„Ja, Findlinge,“ wiederholte Woldemar. „Aber wenn Ihnen das Wort anstößig ist, so können Sie sie auch Monolithe nennen. Es ist merkwürdig, Czako, wie hochgradig verwöhnt im Ausdruck Sie sind, wenn Sie nicht gerade selber das Wort haben . . . Aber nun, meine Herren, müssen wir uns wieder in Trab setzen. Ich bin überzeugt, mein Papa steht schon ungeduldig auf seiner Rampe, und wenn er uns so im Schritt ankommen sieht, denkt er, wir bringen eine Trauernachricht oder einen Verwundeten.“

* * *

Wenige Minuten später, und alle drei trabten denn auch wirklich, von Fritz gefolgt, über die Bohlenbrücke fort, erst in den Vorhof hinein und dann an der blanken Glaskugel vorüber. Der Alte stand bereits auf der Rampe, Engelke hinter ihm und hinter diesem Martin, der alte Kutscher. Im Nu waren alle drei Reiter aus dem Sattel, und Martin und Fritz nahmen die Pferde. So trat man in den Flur. „Erlaube, lieber Papa, dir zwei liebe Freunde von mir vorzustellen: Assessor von Rex, Hauptmann von Czako.“

Der alte Stechlin schüttelte jedem die Hand und sprach ihnen aus, wie glücklich er über ihren Besuch sei. „Seien Sie mir herzlich willkommen, meine Herren. Sie haben keine Ahnung, welche Freude Sie mir machen, mir, einem vergrätzten alten Einsiedler. Man sieht nichts mehr, man hört nichts mehr. Ich hoffe auf einen ganzen Sack voll Neuigkeiten.“

„Ach, Herr Major,“ sagte Czako, „wir sind ja schon vierundzwanzig Stunden fort. Und, ganz abgesehen davon, wer kann heutzutage noch mit den Zeitungen kon-

kurrieren! Ein Glück, daß manche prinzipiell einen Posttag zu spät kommen. Ich meine mit den neuesten Nachrichten. Vielleicht auch sonst noch."

„Sehr wahr," lachte Dubslav. „Der Konservatismus soll übrigens, seinem Wesen nach, eine Bremse sein; damit muß man vieles entschuldigen. Aber da kommen Ihre Mantelsäcke, meine Herren. Engelke, führe die Herren auf ihr Zimmer. Wir haben jetzt sechseinviertel. Um sieben, wenn ich bitten darf."

Engelke hatte mittlerweile die beiden von Dubslav etwas altmodisch als „Mantelsäcke" bezeichneten Plaidrollen in die Hand genommen und ging damit, den beiden Herren voran, auf die doppelarmige Treppe zu, die gerade da, wo die beiden Arme derselben sich kreuzten, einen ziemlich geräumigen Podest mit Säulchengalerie bildete. Zwischen den Säulchen aber, und zwar mit Blick auf den Flur, war eine Rokoko-Uhr angebracht, mit einem Zeitgott darüber, der eine Hippe führte. Czako wies darauf hin und sagte leise zu Rex: „Ein bißchen graulich," — ein Gefühl, drin er sich bestärkt sah, als man bis auf den mit ungeheurer Raumverschwendung angelegten Oberflur gekommen war. Über einer nach hinten zu gelegenen Saalthür hing eine Holztafel mit der Inschrift: „Museum", während hüben und drüben, an den Flurwänden links und rechts, mächtige Birkenmaser- und Ebenholzschränke standen, wahre Prachtstücke, mit zwei großen Bildern dazwischen, eines eine Burg mit dicken Backsteintürmen, das andre ein überlebensgroßer Ritter, augenscheinlich aus der Frundsbergzeit, wo das bunt Landsknechtliche schon die Rüstung zu drapieren begann.

„Is wohl ein Ahn?" fragte Czako.

„Ja, Herr Hauptmann. Und er ist auch unten in der Kirche."

„Auch so wie hier?"

„Nein, bloß Grabstein und schon etwas abgetreten. Aber man sieht doch noch, daß es derselbe ist."

Czako nickte. Dabei waren sie bis an ein Eckzimmer gekommen, das mit der einen Seite nach dem Flur, mit der andern Seite nach einem schmalen Gang hin lag. Hier war auch die Thür. Engelke, vorangehend, öffnete und hing die beiden Plaidrollen an die Haken eines hier gleich an der Thür stehenden Kleiderständers. Unmittelbar daneben war ein Klingelzug mit einer grünen, etwas ausgefransten Puschel daran. Engelke wies darauf hin und sagte: „Wenn die Herren noch was wünschen . . . Und um sieben . . . Zweimal wird angeschlagen."

Und damit ging er, die beiden ihrer Bequemlichkeit überlassend.

Es waren zwei nebeneinander gelegene Zimmer, in denen man Rex und Czako untergebracht hatte, das vordere größer und mit etwas mehr Aufwand eingerichtet, mit Stehspiegel und Toilette, der Spiegel sogar zum Kippen. Das Bett in diesem vorderen Zimmer hatte einen kleinen Himmel und daneben eine Etagere, auf deren oberem Brettchen eine Meißner Figur stand, ihr ohnehin kurzes Röckchen lüpfend, während auf dem unteren Brett ein Neues Testament lag, mit Kelch und Kreuz und einem Palmenzweig auf dem Deckel.

Czako nahm das Meißner Püppchen und sagte: „Wenn nicht unser Freund Woldemar bei diesem Arrangement seine Hand mit im Spiele gehabt hat, so haben wir hier in Bezug auf Requisiten ein Ahnungsvermögen, wie's nicht großer gedacht werden kann. Das Püppchen pour moi, das Testament pour vous."

„Czako, wenn Sie doch bloß das Necken lassen könnten!"

„Ach, sagen Sie doch so was nicht, Rex; Sie lieben mich ja bloß um meiner Neckereien willen."

Und nun traten ſie, von dem Vorderzimmer her, in den etwas kleineren Wohnraum, in dem Spiegel und Toilette fehlten. Dafür aber war ein Rokokoſofa da, mit hellblauem Atlas und weißen Blumen darauf.

„Ja, Rex," ſagte Czako, „wie teilen wir nun? Ich denke, Sie nehmen nebenan den Himmel, und ich nehme das Rokokoſofa, noch dazu mit weißen Blumen, vielleicht Lilien. Ich wette, das kleine Ding von Sofa hat eine Geſchichte."

„Rokoko hat immer eine Geſchichte," beſtätigte Rex. „Aber hundert Jahr zurück. Was jetzt hier hauſt, ſieht mir, Gott ſei Dank, nicht danach aus. Ein bißchen Spuk trau' ich dieſem alten Kaſten allerdings ſchon zu; aber keine Rokokogeſchichte. Rokoko iſt doch immer unſittlich. Wie gefällt Ihnen übrigens der Alte?"

„Vorzüglich. Ich hätte nicht gedacht, daß unſer Freund Woldemar ſolchen famoſen Alten haben könnte."

„Das klingt ja beinah," ſagte Rex, „wie wenn Sie gegen unſern Stechlin etwas hätten."

„Was durchaus nicht der Fall iſt. Unſer Stechlin iſt der beſte Kerl von der Welt, und wenn ich das verdammte Wort nicht haßte, würd' ich ihn ſogar einen „perfekten Gentleman" nennen müſſen. Aber . . ."

„Nun . . ."

„Aber er paßt doch nicht recht an ſeine Stelle."

„An welche?"

„In ſein Regiment."

„Aber, Czako, ich verſtehe Sie nicht. Er iſt ja brillant angeſchrieben. Liebling bei jedem. Der Oberſt hält große Stücke von ihm, und die Prinzen machen ihm beinah den Hof . . ."

„Ja, das iſt es ja eben. Die Prinzen, die Prinzen."

„Was denn, wie denn?"

„Ach, das iſt eine lange Geſchichte, viel zu lang, um ſie hier vor Tiſch noch auszukramen. Denn es iſt

bereits halb, und wir müssen uns eilen. Übrigens trifft es viele, nicht bloß unsern Stechlin."

„Immer dunkler, immer rätselvoller," sagte Rex.

„Nun, vielleicht daß ich Ihnen das Rätsel löse. Schließlich kann man ja Toilette machen und noch seinen Diskurs daneben haben. „Die Prinzen machen ihm den Hof", so geruhten Sie zu bemerken, und ich antwortete: „Ja, das ist es eben". Und diese Worte kann ich Ihnen nur wiederholen. Die Prinzen — ja, damit hängt es zusammen und noch mehr damit, daß die feinen Regimenter immer feiner werden. Kucken Sie sich mal die alten Ranglisten an, das heißt wirklich alte, voriges Jahrhundert und dann so bis Anno sechs. Da finden Sie bei Regiment Garde du Corps oder bei Regiment Gensdarmes unsere guten alten Namen: Marwitz, Wakenitz, Kracht, Löschebrand, Bredow, Rochow, höchstens daß sich mal ein höher betitelter Schlesischer mit hinein verirrt. Natürlich gab es auch Prinzen damals, aber der Adel gab den Ton an, und die paar Prinzen mußten noch froh sein, wenn sie nicht störten. Damit ist es nun aber, seit wir Kaiser und Reich sind, total vorbei. Natürlich sprech' ich nicht von der Provinz, nicht von Litauen und Masuren, sondern von der Garde, von den Regimentern unter den Augen Seiner Majestät. Und nun gar erst diese Gardedragoner! Die waren immer piek, aber seit sie, pour combler le bonheur, auch noch „Königin von Großbritannien und Irland" sind, wird es immer mehr davon, und je pieker sie werden, desto mehr Prinzen kommen hinein, von denen übrigens auch jetzt schon mehr da sind, als es so obenhin aussieht, denn manche sind eigentlich welche und dürfen es bloß nicht sagen. Und wenn man dann gar noch die alten mitrechnet, die bloß à la suite stehn, aber doch immer noch mit dabei sind, wenn irgend was los ist, so haben wir, wenn der Kreis geschlossen wird, zwar kein Parkett von Königen,

aber doch einen Cirkus von Prinzen. Und da hinein ist nun unser guter Stechlin gestellt. Natürlich thut er, was er kann, und macht so gewisse Luxusse mit, Gefühlsluxusse, Gesinnungsluxusse und, wenn es sein muß, auch Freiheitsluxusse. So 'nen Schimmer von Sozialdemokratie. Das ist aber auf die Dauer schwierig. Richtige Prinzen können sich das leisten, die verbebeln nicht leicht. Aber Stechlin! Stechlin ist ein reizender Kerl, aber er ist doch bloß ein Mensch."

„Und das sagen Sie, Czako, gerade Sie, der Sie das Menschliche stets betonen?"

„Ja, Rex, das thu' ich. Heut wie immer. Aber eines schickt sich nicht für alle. Der eine darf's, der andre nicht. Wenn unser Freund Stechlin sich in diese seine alte Schloßkate zurückzieht, so darf er Mensch sein, so viel er will, aber als Gardedragoner kommt er damit nicht aus. Vom alten Adam will ich nicht sprechen, das hat immer noch so 'ne Nebenbedeutung."

* * *

Während Rex und Czako Toilette machten und abwechselnd über den alten uud den jungen Stechlin verhandelten, schritten die, die den Gegenstand dieser Unterhaltung bildeten, Vater und Sohn, im Garten auf und ab und hatten auch ihrerseits ihr Gespräch.

„Ich bin dir dankbar, daß du mir deine Freunde mitgebracht hast. Hoffentlich kommen sie auf ihre Kosten. Mein Leben verläuft ein bißchen zu einsam, und es wird ohnehin gut sein, wenn ich mich wieder an Menschen gewöhne. Du wirst gelesen haben, daß unser guter alter Kortschädel gestorben ist, und in etwa vierzehn Tagen haben wir hier 'ne Neuwahl. Da muß ich dann 'ran und mich populär machen. Die Konservativen wollen mich haben und keinen andern. Eigentlich mag

ich nicht, aber ich ſoll, und da paßt es mir denn, daß du mir Leute bringſt, an denen ich mich für die Welt ſozuſagen wieder wie einüben kann. Sind ſie denn ausgiebig und plauderhaft?"

„O ſehr, Papa, vielleicht zu ſehr. Wenigſtens der eine."

„Das iſt gewiß der Czako. Sonderbar, die von Alexander reden alle gern. Aber ich bin ſehr dafür; Schweigen kleid't nicht jeden. Und dann ſollen wir uns ja auch durch die Sprache vom Tier unterſcheiden. Alſo wer am meiſten red't, iſt der reinſte Menſch. Und dieſem Czako, dem hab' ich es gleich angeſehn. Aber der Rex. Du ſagſt Miniſterialaſſeſſor. Iſt er denn von der frommen Familie?"

„Nein, Papa. Du machſt dieſelbe Verwechslung, die beinah' alle machen. Die fromme Familie, das ſind die Reckes, gräflich und ſehr vornehm. Die Rex natürlich auch, aber doch nicht ſo hoch hinaus und auch nicht ſo fromm. Allerdings nimmt mein Freund, der Miniſterialaſſeſſor, einen Anlauf dazu, die Reckes womöglich einzuholen."

„Dann hab' ich alſo doch recht geſehn. Er hat ſo die Figur, die ſo was vermuten läßt, ein bißchen wenig Fleiſch und ſo glatt raſiert. Habt ihr denn beim Raſieren in Cremmen gleich einen gefunden?"

„Er hat alles immer bei ſich; lauter engliſche. Von Solingen oder Suhl will er nichts wiſſen."

„Und muß man ihn denn vorſichtig anfaſſen, wenn das Geſpräch auf kirchliche Dinge kommt? Ich bin ja, wie du weißt, eigentlich kirchlich, wenigſtens kirchlicher als mein guter Paſtor (es wird immer ſchlimmer mit ihm), aber ich bin ſo im Ausdruck mitunter ungenierter, als man vielleicht ſein ſoll, und bei „niedergefahren zur Hölle" kann mir's paſſieren, daß ich nolens volens ein

bißchen tolles Zeug rede. Wie steht es denn da mit ihm? Muß ich mich in acht nehmen? Oder macht er bloß so mit?"

„Das will ich nicht geradezu behaupten. Ich denke mir, er steht so wie die meisten stehn; das heißt, er weiß es nicht recht."

„Ja, ja, den Zustand kenn' ich."

„Und weil er es nicht recht weiß, hat er sozusagen die Auswahl und wählt das, was gerade gilt und nach oben hin empfiehlt. Ich kann das auch so schlimm nicht finden. Einige nennen ihn einen „Streber". Aber wenn er es ist, ist er jedenfalls keiner von den schlimmsten. Er hat eigentlich einen guten Charakter, und im cercle intime kann er reizend sein. Er verändert sich dann nicht in dem, was er sagt, oder doch nur ganz wenig, aber ich möchte sagen, er verändert sich in der Art, wie er zuhört. Czako meint, unser Freund Rex halte sich mit dem Ohr für das schadlos, was er mit dem Munde versäumt. Czako wird überhaupt am besten mit ihm fertig; er schraubt ihn beständig, und Rex, was ich reizend finde, läßt sich diese Schraubereien gefallen. Daran siehst du schon, daß sich mit ihm leben läßt. Seine Frömmigkeit ist keine Lüge, bloß Erziehung, Angewohnheit, und so schließlich seine zweite Natur geworden."

„Ich werde ihn bei Tisch neben Lorenzen setzen; die mögen dann beide sehn, wie sie miteinander fertig werden. Vielleicht erleben wir 'ne Bekehrung. Das heißt Rex den Pastor. Aber da höre ich eine Kutsche die Dorfstraße 'raufkommen. Das sind natürlich Gundermanns; die kommen immer zu früh. Der arme Kerl hat mal was von der Höflichkeit der Könige gehört und macht jetzt einen zu weitgehenden Gebrauch davon. Autodidakten übertreiben immer. Ich bin selber einer und kann also mitreden. Nun, wir sprechen morgen früh weiter; heute wird es nichts mehr. Du wirst dich

auch noch ein bißchen ſtriegeln müſſen, und ich will mir 'nen ſchwarzen Rock anziehn. Das bin ich der guten Frau von Gundermann doch ſchuldig; ſie putzt ſich übrigens nach wie vor wie 'n Schlittenpferd und hat immer noch den merkwürdigen Federbuſch in ihrem Zopf — das heißt, wenn's ihrer iſt."

Drittes Kapitel.

Engelke ſchlug unten im Flur zweimal an einen alten, als Tamtam fungierenden Schild, der an einem der zwei vorſpringenden und zugleich die ganze Treppe tragenden Pfeiler hing. Eben dieſe zwei Pfeiler bildeten denn auch mit dem Podeſt und der in Front desſelben angebrachten Rokoko-Uhr einen zum Gartenſalon, dieſem Hauptzimmer des Erdgeſchoſſes, führenden, ziemlich pittoresken Portikus, von dem ein auf Beſuch anweſender hauptſtädtiſcher Architekt mal geſagt hatte: ſämtliche Bausünden von Schloß Stechlin würden durch dieſen verdrehten, aber maleriſchen Einfall wieder gut gemacht.

Die Uhr mit dem Hippenmann ſchlug gerade ſieben, als Rex und Czako die Treppe herunter kamen und, eine Biegung machend, auf den von berufener Seite ſo glimpflich beurteilten ſonderbaren Vorbau zuſteuerten. Als die Freunde dieſen paſſierten, ſahen ſie — die Thürflügel waren ſchon geöffnet — in aller Bequemlichkeit in den Salon hinein und nahmen hier wahr, daß etliche, ihnen zu Ehren geladene Gäſte bereits erſchienen waren. Dubslav, in dunkelm Überrock und die Bändchenroſette ſowohl des preußiſchen wie des wendiſchen Kronenordens im Knopfloch, ging den Eintretenden entgegen, begrüßte ſie nochmals mit der ihm eignen Herzlichkeit, und beide Herren gleich danach in den Kreis der ſchon Verſammelten einführend, ſagte er: „Bitte die

Herrschaften miteinander bekannt machen zu dürfen: Herr und Frau von Gundermann auf Siebenmühlen, Pastor Lorenzen, Oberförster Katzler," und dann, nach links sich wendend, „Ministerialassessor von Rex, Hauptmann von Czako vom Regiment Alexander." Man verneigte sich gegenseitig, worauf Dubslav zwischen Rex und Pastor Lorenzen, Woldemar aber, als Adlatus seines Vaters, zwischen Czako und Katzler eine Verbindung herzustellen suchte, was auch ohne weiteres gelang, weil es hüben und drüben weder an gesellschaftlicher Gewandtheit noch an gutem Willen gebrach. Nur konnte Rex nicht umhin, die Siebenmühlener etwas eindringlich zu mustern, trotzdem Herr von Gundermann in Frack und weißer Binde, Frau von Gundermann aber in geblümtem Atlas, mit Marabufächer erschienen war, — er augenscheinlich Parvenu, sie Berlinerin aus einem nordöstlichen Vorstadtgebiet.

Rex sah das alles. Er kam aber nicht in die Lage, sich lange damit zu beschäftigen, weil Dubslav eben jetzt den Arm der Frau von Gundermann nahm und dadurch das Zeichen zum Aufbruch zu der im Nebenzimmer gedeckten Tafel gab. Alle folgten paarweise, wie sie sich vorher zusammengefunden, kamen aber durch die von seiten Dubslavs schon vorher festgesetzte Tafelordnung wieder auseinander. Die beiden Stechlins, Vater und Sohn, plazierten sich an den beiden Schmalseiten einander gegenüber, während zur Rechten und Linken von Dubslav Herr und Frau von Gundermann, rechts und links von Woldemar aber Rex und Lorenzen saßen. Die Mittelplätze hatten Katzler und Czako inne. Neben einem großen alten Eichenbüffett, ganz in Nähe der Thür, standen Engelke und Martin, Engelke in seiner sandfarbenen Livree mit den großen Knöpfen, Martin, dem nur oblag, mit der Küche Verbindung zu halten, einfach in schwarzem Rock und Stulpstiefeln.

Der alte Dubslav war in bester Laune, stieß gleich nach den ersten Löffeln Suppe mit Frau von Gundermann vertraulich an, dankte für ihr Erscheinen und entschuldigte sich wegen der späten Einladung: „Aber erst um zwölf kam Woldemars Telegramm. Es ist das mit dem Telegraphieren solche Sache, manches wird besser, aber manches wird auch schlechter, und die feinere Sitte leidet nun schon ganz gewiß. Schon die Form, die Abfassung. Kürze soll eine Tugend sein, aber sich kurz fassen, heißt meistens auch sich grob fassen. Jede Spur von Verbindlichkeit fällt fort, und das Wort ‚Herr' ist beispielsweise gar nicht mehr anzutreffen. Ich hatte mal einen Freund, der ganz ernsthaft versicherte: ‚Der häßlichste Mops sei der schönste'; so läßt sich jetzt beinahe sagen, ‚das gröbste Telegramm ist das feinste'. Wenigstens das in seiner Art vollendetste. Jeder, der wieder eine neue Fünfpfennigersparnis herausdoktert, ist ein Genie."

Diese Worte Dubslavs hatten sich anfänglich an die Frau von Gundermann, sehr bald aber mehr an Gundermann selbst gerichtet, weshalb dieser letztere denn auch antwortete: „Ja, Herr von Stechlin, alles Zeichen der Zeit. Und ganz bezeichnend, daß gerade das Wort ‚Herr', wie Sie schon hervorzuheben die Güte hatten, so gut wie abgeschafft ist. ‚Herr' ist Unsinn geworden, ‚Herr' paßt den Herren nicht mehr, — ich meine natürlich die, die jetzt die Welt regieren wollen. Aber es ist auch danach. Alle diese Neuerungen, an denen sich leider auch der Staat beteiligt, was sind sie? Begünstigungen der Unbotmäßigkeit, also Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie. Weiter nichts. Und niemand da, der Lust und Kraft hätte, dies Wasser abzustellen. Aber trotzdem, Herr von Stechlin, — ich würde nicht widersprechen, wenn mich das Thatsächliche nicht dazu zwänge — trotzdem geht es nicht ohne Telegraphie,

gerade hier in unsrer Einsamkeit. Und dabei das beständige Schwanken der Kurse. Namentlich auch in der Mühlen- und Brettschneidebranche . . ."

„Versteht sich, lieber Gundermann. Was ich da gesagt habe . . . Wenn ich das Gegenteil gesagt hätte, wäre es ebenso richtig. Der Teufel is nich so schwarz, wie er gemalt wird, und die Telegraphie auch nicht, und wir auch nicht. Schließlich ist es doch was Großes, diese Naturwissenschaften, dieser elektrische Strom, tipp, tipp, tipp, und wenn uns daran läge (aber uns liegt nichts daran), so könnten wir den Kaiser von China wissen lassen, daß wir hier versammelt sind und seiner gedacht haben. Und dabei diese merkwürdigen Verschiebungen in Zeit und Stunde. Beinahe komisch. Als Anno siebzig die Pariser Septemberrevolution ausbrach, wußte man's in Amerika drüben um ein paar Stunden früher, als die Revolution überhaupt da war. Ich sagte: Septemberrevolution. Es kann aber auch 'ne andre gewesen sein; sie haben da so viele, daß man sie leicht verwechselt. Eine war im Juni, 'ne andre war im Juli, — wer nich ein Bombengedächtnis hat, muß da notwendig 'reinfallen . . . Engelke, präsentiere der gnäd'gen Frau den Fisch noch mal. Und vielleicht nimmt auch Herr von Czako . . ."

„Gewiß, Herr von Stechlin," sagte Czako. „Erstlich aus reiner Gourmandise, dann aber auch aus Forschertrieb oder Fortschrittsbedürfnis. Man will doch an dem, was gerade gilt oder überhaupt Menschheitsentwickelung bedeutet, auch seinerseits nach Möglichkeit teilnehmen, und da steht denn Fischnahrung jetzt obenan. Fische sollen außerdem viel Phosphor enthalten, und Phosphor, so heißt es, macht ‚helle'."

„Gewiß," kicherte Frau von Gundermann, die sich bei dem Wort „helle" wie persönlich getroffen fühlte. „Phosphor war ja auch schon, eh' die Schwedischen aufkamen."

„O, lange vorher," bestätigte Czako. „Was mich aber," fuhr er, sich an Dubslav wendend, fort, „an diesen Karpfen noch ganz besonders fesselt — beiläufig ein Prachtexemplar — das ist das, daß er doch höchstwahrscheinlich aus Ihrem berühmten See stammt, über den ich durch Woldemar, Ihren Herrn Sohn, bereits unterrichtet bin. Dieser merkwürdige See, dieser Stechlin! Und da frag ich mich denn unwillkürlich (denn Karpfen werden alt; daher beispielsweise die Mooskarpfen), welche Revolutionen sind an diesem hervorragenden Exemplar seiner Gattung wohl schon vorüber gegangen? Ich weiß nicht, ob ich ihn auf hundertfünfzig Jahre taxieren darf, wenn aber, so würde er als Jüngling die Lissaboner Aktion und als Urgreis den neuerlichen Ausbruch des Krakatowa mitgemacht haben. Und all das erwogen, drängt sich mir die Frage auf . . ."

Dubslav lächelte zustimmend.

„. . . Und all das erwogen, drängt sich mir die Frage auf, wenn's nun in Ihrem Stechlinsee zu brodeln beginnt oder gar die große Trichterbildung anhebt, aus der dann und wann, wenn ich recht gehört habe, der krähende Hahn aufsteigt, wie verhält sich da der Stechlinkarpfen, dieser doch offenbar Nächstbeteiligte, bei dem Anpochen derartiger Weltereignisse? Beneidet er den Hahn, dem es vergönnt ist, in die Ruppiner Lande hineinzukrähen, oder ist er umgekehrt ein Feigling, der sich in seinem Moorgrund verkriecht, also ein Bourgeois, der am andern Morgen fragt: ‚Schießen sie noch?'"

„Mein lieber Herr von Czako, die Beantwortung Ihrer Frage hat selbst für einen Anwohner des Stechlin seine Schwierigkeiten. Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. Und zu dem innerlichsten und verschlossensten zählt der Karpfen; er ist nämlich sehr dumm. Aber nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung wird er sich beim Eintreten der großen Eruption wohl ver-

krochen haben. Wir verkriechen uns nämlich alle. Heldentum ist Ausnahmezustand und meist Produkt einer Zwangslage. Sie brauchen mir übrigens nicht zuzustimmen, denn Sie sind noch im Dienst."

„Bitte, bitte," sagte Czako.

* * *

Sehr, sehr anders ging das Gespräch an der entgegengesetzten Seite der Tafel. Rex, der, wenn er dienstlich oder außerdienstlich aufs Land kam, immer eine Neigung spürte, sozialen Fragen nachzuhängen und beispielsweise jedesmal mit Vorliebe darauf aus war, an das Zahlenverhältnis der in und außer der Ehe geborenen Kinder alle möglichen, teils dem Gemeinwohl, teils der Sittlichkeit zu gute kommende Betrachtungen zu knüpfen, hatte sich auch heute wieder in einem mit Pastor Lorenzen angeknüpften Zwiegespräch seinem Lieblingsthema zugewandt, war aber, weil Dubslav durch eine Zwischenfrage den Faden abschnitt, in die Lage gekommen, sich vorübergehend statt mit Lorenzen mit Katzler beschäftigen zu müssen, von dem er zufällig in Erfahrung gebracht hatte, daß er früher Feldjäger gewesen sei. Das gab ihm einen guten Gesprächsstoff und ließ ihn fragen, ob der Herr Oberförster nicht mitunter schmerzlich den zwischen seiner Vergangenheit und seiner Gegenwart liegenden Gegensatz empfinde, — sein früherer Feldjägerberuf, so nehme er an, habe ihn in die weite Welt hinausgeführt, während er jetzt „stabiliert" sei. „Stabilierung" zählte zu Rex' Lieblingswendungen und entstammte jenem sorglich ausgewählten Fremdwörterschatz, den er sich — er hatte diese Dinge dienstlich zu bearbeiten gehabt — aus den Erlassen König Friedrich Wilhelms I. angeeignet und mit in sein Aktendeutsch herübergenommen hatte. Katzler, ein vorzüglicher Herr, aber auf dem Gebiete der Konversation doch nur von einer oft unaus-

reichenden Orientierungsfähigkeit, fand ſich in des Miniſterialaſſeſſors etwas gedrechſeltem Gedankengange nicht gleich zurecht und war froh, als ihm der hellhörige, mittlerweile wieder frei gewordene Paſtor in der durch Rex aufgeworfenen Frage zu Hilfe kam. „Ich glaube herauszuhören," ſagte Lorenzen, „daß Herr von Rex geneigt iſt, dem Leben draußen in der Welt vor dem in unſrer ſtillen Grafſchaft den Vorzug zu geben. Ich weiß aber nicht, ob wir ihm darin folgen können, ich nun ſchon gewiß nicht; aber auch unſer Herr Oberförſter wird mutmaßlich froh ſein, ſeine vordem im Eiſenbahncoupé verbrachten Feldjägertage hinter ſich zu haben. Es heißt freilich ‚im engen Kreis verengert ſich der Sinn', und in den meiſten Fällen mag es zutreffen. Aber doch nicht immer, und jedenfalls hat das Weltfremde beſtimmte große Vorzüge."

„Sie ſprechen mir durchaus aus der Seele, Herr Paſtor Lorenzen," ſagte Rex. „Wenn es einen Augenblick vielleicht ſo klang, als ob der ‚Globetrotter' mein Ideal ſei, ſo bin ich ſehr geneigt, mit mir handeln zu laſſen. Aber etwas hat es doch mit dem ‚Auch-draußen-zu-Hauſe-ſein' auf ſich, und wenn Sie trotzdem für Einſamkeit und Stille plaidieren, ſo plaidieren Sie wohl in eigner Sache. Denn wie ſich der Herr Oberförſter aus der Welt zurückgezogen hat, ſo wohl auch Sie. Sie ſind beide darin, ganz individuell, einem Herzenszuge gefolgt, und vielleicht, daß meine perſönliche Neigung dieſelben Wege ginge. Dennoch wird es andre geben, die von einem ſolchen Sichzurückziehen aus der Welt nichts wiſſen wollen, die vielleicht umgekehrt, ſtatt in einem ſich Hingeben an den Einzelnen, in der Beſchäftigung mit einer Vielheit ihre Beſtimmung finden. Ich glaube durch Freund Stechlin zu wiſſen, welche Fragen Sie ſeit lange beſchäftigen, und bitte, Sie dazu beglückwünſchen zu dürfen. Sie ſtehen in der chriſtlich-ſozialen

Bewegung. Aber nehmen Sie deren Schöpfer, der Ihnen persönlich vielleicht nahe steht, er und sein Thun sprechen doch recht eigentlich für mich; sein Feld ist nicht einzelne Seelsorge, nicht eine Landgemeinde, sondern eine Weltstadt. Stöckers Auftreten und seine Mission sind eine Widerlegung davon, daß das Schaffen im Engen und Umgrenzten notwendig das Segensreichere sein müsse."

Lorenzen war daran gewöhnt, sei's zu Lob, sei's zu Tadel, sich mit dem ebenso gefeierten wie befehdeten Hofprediger in Parallele gestellt zu sehen, und empfand dies jedesmal als eine Huldigung. Aber nicht minder empfand er dabei regelmäßig den tiefen Unterschied, der zwischen dem großen Agitator und seiner stillen Weise lag. „Ich glaube, Herr von Rex," nahm er wieder das Wort, „daß Sie den ‚Vater der Berliner Bewegung' sehr richtig geschildert haben, vielleicht sogar zur Zufriedenheit des Geschilderten selbst, was, wie man sagt, nicht eben leicht sein soll. Er hat viel erreicht und steht anscheinend in einem Siegeszeichen; hüben und drüben hat er Wurzel geschlagen und sieht sich geliebt und gehuldigt, nicht nur seitens derer, denen er mildthätig die Schuhe schneidet, sondern beinah mehr noch im Lager derer, denen er das Leder zu den Schuhen nimmt. Er hat schon so viele Beinamen, und der des heiligen Krispin wäre nicht der schlimmste. Viele wird es geben, die sein Thun im guten Sinne beneiden. Aber ich fürchte, der Tag ist nahe, wo der so Ruhige und zugleich so Mutige, der seine Ziele so weit steckte, sich in die Enge des Daseins zurücksehnen wird. Er besitzt, wenn ich recht berichtet bin, ein kleines Bauerngut irgendwo in Franken, und wohl möglich, ja, mir persönlich geradezu wahrscheinlich, daß ihm an jener stillen Stelle früher oder später ein echteres Glück erblüht, als er es jetzt hat. Es heißt wohl, ‚Gehet hin und lehret alle Heiden', aber schöner ist es doch, wenn die Welt, uns

ſuchend, an uns herankommt. Und die Welt kommt ſchon, wenn die richtige Perſönlichkeit ſich ihr aufthut. Da iſt dieſer Wörishofener Pfarrer — er ſucht nicht die Menſchen, die Menſchen ſuchen ihn. Und wenn ſie kommen, ſo heilt er ſie, heilt ſie mit dem Einfachſten und Natürlichſten. Übertragen Sie das vom Äußern aufs Innere, ſo haben Sie mein Ideal. Einen Brunnen graben juſt an der Stelle, wo man gerade ſteht. Innere Miſſion in nächſter Nähe, ſei's mit dem Alten, ſei's mit etwas Neuem."

„Alſo mit dem Neuen," ſagte Woldemar und reichte ſeinem alten Lehrer die Hand.

Aber dieſer antwortete: „Nicht ſo ganz unbedingt mit dem Neuen. Lieber mit dem Alten, ſoweit es irgend geht, und mit dem Neuen nur, ſoweit es muß."

* * *

Das Mahl war inzwiſchen vorgeſchritten und bei einem Gange angelangt, der eine Spezialität von Schloß Stechlin war und jedesmal die Bewunderung ſeiner Gäſte: losgelöſte Krammetsvögelbrüſte, mit einer dunkeln Kraftbrühe angerichtet, die, wenn die Herbſt- und Ebereſchentage da waren, als eine höhere Form von Schwarzſauer auf den Tiſch zu kommen pflegten. Engelke präſentierte Burgunder dazu, der ſchon lange lag, noch aus alten beſſeren Tagen her, und als jeder davon genommen, erhob ſich Dubslav, um erſt kurz ſeine lieben Gäſte zu begrüßen, dann aber die Damen leben zu laſſen. Er müſſe bei dieſem Plural bleiben, trotzdem die Damenwelt nur in einer Einheit vertreten ſei; doch er gedenke dabei neben ſeiner lieben Freundin und Tiſchnachbarin (er küßte dieſer huldigend die Hand) zugleich auch der „Gemahlin" ſeines Freundes Ratzler, die leider — wenn auch vom Familienſtandpunkt aus in hocherfreulichſter

Veranlassung — am Erscheinen in ihrer Mitte verhindert sei: „Meine Herren, Frau Oberförster Natzler" — er machte hier eine kleine Pause, wie wenn er eine höhere Titulatur ganz ernsthaft in Erwägung gezogen hätte — „Frau Oberförster Natzler und Frau von Gundermann, sie leben hoch!" Rex, Czako, Natzler erhoben sich, um mit Frau von Gundermann anzustoßen, als aber jeder von ihnen auf seinen Platz zurückgekehrt war, nahmen sie die durch den Toast unterbrochenen Privatgespräche wieder auf, wobei Dubslav als guter Wirt sich darauf beschränkte, kurze Bemerkungen nach links und rechts hin einzustreuen. Dies war indessen nicht immer leicht, am wenigsten leicht bei dem Geplauder, das der Hauptmann und Frau von Gundermann führten, und das so pausenlos verlief, daß ein Einhaken sich kaum ermöglichte. Czako war ein guter Sprecher, aber er verschwand neben seiner Partnerin. Ihres Vaters Laufbahn, der es ursprünglich Schreib- und Zeichenlehrer) in einer langen, schon mit Anno 13 beginnenden Dienstzeit bis zum Hauptmann in der „Plankammer" gebracht hatte, gab ihr in ihren Augen eine gewisse militärische Zugehörigkeit, und als sie, nach mehrmaligem Auslugen, endlich den ihr wohlbekannten Namenszug des Regiments Alexander auf Czakos Achselklappe erkannt hatte, sagte sie: „Gott . . ., Alexander. Nein, ich sage. Mir war aber doch auch gleich so Münzstraße. Wir wohnten ja Linienstraße, Ecke der Weinmeister — das heißt, als ich meinen Mann kennen lernte. Vorher draußen, Schönhauser Allee. Wenn man so wen aus seiner Gegend wieder sieht! Ich bin ganz glücklich, Herr Hauptmann. Ach, es ist zu traurig hier. Und wenn wir nicht den Herrn von Stechlin hätten, so hätten wir so gut wie gar nichts. Mit Natzlers," aber dies flüsterte sie nur leise, „mit Natzlers ist es nichts; die sind zu hoch 'raus. Da muß man sich denn klein machen. Und so toll ist es am Ende doch

auch noch nicht. Jetzt passen sie ja noch leidlich. Aber abwarten."

„Sehr wahr, sehr wahr," sagte Czako, der, ohne was Sicheres zu verstehen, nur ein während des Tubslavschen Toastes schon gehabtes Gefühl bestätigt sah, daß es mit den Ratzlers was Besonderes auf sich haben müsse. Frau von Gundermann aber, den ihr unbequemen Flüsterton aufgebend, fuhr mit wieder lauter werdender Stimme fort, „wir haben den Herrn von Stechlin, und das ist ein Glück, und es ist auch bloß eine gute halbe Meile. Die meisten andern wohnen viel zu weit, und wenn sie auch näher wohnten, sie wollen alle nicht recht; die Leute hier, mit denen wir eigentlich Umgang haben müßten, sind so difficil und legen alles auf die Goldwage. Das heißt, vieles legen sie nicht auf die Goldwage, dazu reicht es bei den meisten nicht aus; nur immer die Ahnen. Und sechzehn ist das wenigste. Ja, wer hat gleich sechzehn? Gundermann ist erst geadelt, und wenn er nicht Glück gehabt hätte, so wär' es gar nichts. Er hat nämlich klein angefangen, bloß mit einer Mühle; jetzt haben wir nun freilich sieben, immer den Rhin entlang, lauter Schneidemühlen, Bohlen und Bretter, einzöllig, zweizöllig und noch mehr. Und die Berliner Dielen, die sind fast alle von uns."

„Aber, meine gnädigste Frau, das muß Ihnen doch ein Hochgefühl geben. Alle Berliner Dielen! Und dieser Rhinfluß, von dem Sie sprechen, der vielleicht eine ganze Seeenkette verbindet, und woran mutmaßlich eine reizende Villa liegt! Und darin hören Sie Tag und Nacht, wie nebenan in der Mühle die Säge geht, und die dicht herumstehenden Bäume bewegen sich leise. Mitunter natürlich ist auch Sturm. Und Sie haben eine Pony-Equipage für Ihre Kinder. Ich darf doch annehmen, daß Sie Kinder haben? Wenn man so abgeschieden lebt und so beständig aufeinander angewiesen ist . . ."

„Es ist, wie Sie sagen, Herr Hauptmann; ich habe Kinder, aber schon erwachsen, beinah alle, denn ich habe mich jung verheiratet. Ja, Herr von Czako, man ist auch einmal jung gewesen. Und es ist ein Glück, daß ich die Kinder habe. Sonst ist kein Mensch da, mit dem man ein gebildetes Gespräch führen kann. Mein Mann hat seine Politik und möchte sich wählen lassen, aber es wird nichts, und wenn ich die Journale bringe, nicht mal die Bilder sieht er sich an. Und die Geschichten, sagt er, seien bloß dummes Zeug und bloß Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie. Seine Mühlen, was ich übrigens recht und billig finde, sind ihm lieber."

„Aber Sie müssen doch viele Menschen um sich herum haben, schon in Ihrer Wirtschaft."

„Ja die hab' ich, und die Mamsells die man so kriegt, ja ein paar Wochen geht es; aber dann bändeln sie gleich an, am liebsten mit 'nem Volontär, wir haben nämlich auch Volontärs in der Mühlenbranche. Und die meisten sind aus ganz gutem Hause. Die jungen Menschen passen aber nicht auf, und da hat man's denn, und immer gleich Knall und Fall. All das ist doch traurig, und mitunter ist es auch so, daß man sich geradezu genieren muß."

Czako seufzte. „Mir ein Greuel, all dergleichen. Aber ich weiß vom Manöver her, was alles vorkommt. Und mit einer Schlaue . . nichts schlauer, als verliebte Menschen. Ach, das ist ein Kapitel, womit man nicht fertig wird. Aber Sie sagten Linienstraße, meine Gnädigste. Welche Nummer denn? Ich kenne da beinah jedes Haus, kleine, nette Häuser, immer bloß Bel-Etage, höchstens mal ein Oeil de Boeuf."

„Wie? was?"

„Großes rundes Fenster ohne Glas. Aber ich liebe diese Häuser."

„Ja, das kann ich auch von mir sagen, und m

gerade solchen Häusern hab' ich meine beste Zeit verbracht, als ich noch ein Quack war, höchstens vierzehn. Und so grausam wild. Damals waren nämlich noch die Rinnsteine, und wenn es dann regnete und alles überschwemmt war und die Bretter anfingen, sich zu heben, und schon so halb herumschwammen, und die Ratten, die da drunter steckten, nicht mehr wußten, wo sie hin sollten, dann sprangen wir auf die Bohlen rauf, und nun die Biester 'raus, links und rechts, und die Jungens hinterher, immer aufgekrempelt und ganz nackigt. Und einmal, weil der eine Junge nicht abließ und mit seinen Holzpantinen immer drauf losschlug, da wurde das Untier falsch und biß den Jungen so, daß er schrie! Nein, so hab' ich noch keinen Menschen wieder schreien hören. Und es war auch fürchterlich."

„Ja, das ist es. Und da helfen bloß Rattenfänger."

„Ja, Rattenfänger, davon hab' ich auch gehört — Rattenfänger von Hameln. Aber die giebt es doch nicht mehr."

„Nein, gnädige Frau, die giebt es nicht mehr, wenigstens nicht mehr solche Hexenmeister mit Zauberspruch und einer Pfeife zum pfeifen. Aber die meine ich auch gar nicht. Ich meine überhaupt nicht Menschen, die dergleichen als Metier betreiben und sich in den Zeitungen anzeigen, unheimliche Gesichter mit einer Pelzkappe. Was ich meine, sind bloß Pinscher, die nebenher auch noch ‚Rattenfänger' heißen und es auch wirklich sind. Und mit einem solchen Rattenfänger auf die Jagd gehen, das ist eigentlich das Schönste, was es giebt."

„Aber mit einem Pinscher kann man doch nicht auf die Jagd gehen!"

„Doch, doch, meine gnädigste Frau. Als ich in Paris war (ich war da nämlich mal hinkommandiert), da bin ich mit 'runtergestiegen in die sogenannten Katakomben, hochgewölbte Kanäle, die sich unter der Erde

hinziehen. Und diese Kanäle sind das wahre Rattenelborado; da sind sie zu Millionen. Oben drei Millionen Franzosen, unten drei Millionen Ratten. Und einmal, wie gesagt, bin ich da mit 'runtergeklettert und in einem Boote durch diese Unterwelt hingefahren, immer mitten in die Ratten hinein."

„Gräßlich, gräßlich. Und sind Sie heil wieder 'raus gekommen?"

„Im ganzen, ja. Denn, meine gnädigste Frau, eigentlich war es doch ein Vergnügen. In unserm Kahn hatten wir nämlich zwei solche Rattenfänger, einen vorn und einen hinten. Und nun hatten Sie sehen sollen, wie das losging. ‚Schnapp', und das Tier um die Ohren geschlagen, und tot war es. Und so weiter, so schnell wie Sie nur zählen können, und mitunter noch schneller. Ich kann es nur vergleichen mit Mr. Carver, dem bekannten Mr. Carver, von dem Sie gewiß einmal gelesen haben, der in der Sekunde drei Glaskugeln wegschoß. Und so immerzu, viele Hundert. Ja, so was wie diese Rattenjagd da unten, das vergißt man nicht wieder. Es war aber auch das Beste da. Denn was sonst noch von Paris geredet wird, das ist alles übertrieben; meist dummes Zeug. Was haben sie denn Großes? Opern und Cirkus und Museum, und in einem Saal 'ne Venus, die man sich nicht recht ansieht, weil sie das Gefühl verletzt, namentlich wenn man mit Damen da ist. Und das alles haben wir schließlich auch, und manches haben wir noch besser. So zum Beispiel Riemann und die dell' Era. Aber solche Rattenschlacht, das muß wahr sein, die haben wir nicht. Und warum nicht? Weil wir keine Katakomben haben."

Der alte Tubslav, der das Wort „Katakomben" gehört hatte, wandte sich jetzt wieder über den Tisch hin und sagte: „Pardon, Herr von Czako, aber Sie müssen meiner lieben Frau von Gundermann nicht mit so

furchtbar ernſten Sachen kommen und noch dazu hier bei Tiſch, gleich nach Karpfen und Meerrettich. Katakomben! Ich bitte Sie. Die waren ja doch eigentlich in Rom und erinnern einen immer an die traurigſten Zeiten, an den grauſamen Kaiſer Nero und ſeine Verfolgungen und ſeine Fackeln. Und da war dann noch einer mit einem etwas längeren Namen, der noch viel grauſamer war, und da verkrochen ſich dieſe armen Chriſten gerade in eben dieſe Katakomben, und manche wurden verraten und gemordet. Nein, Herr von Czako, da lieber was Heiteres. Nicht wahr, meine liebe Frau von Sundermann?"

„Ach nein, Herr von Stechlin; es iſt doch alles ſo ſehr gelehrig. Und wenn man ſo ſelten Gelegenheit hat . . ."

„Na, wie Sie wollen. Ich hab' es gut gemeint. Stoßen wir an! Ihr Rudolf ſoll leben; das iſt doch der Liebling, trotzdem er der älteſte iſt. Wie alt iſt er denn jetzt?"

„Vierundzwanzig."

„Ein ſchönes Alter. Und wie ich höre, ein guter Menſch. Er müßte nur mehr 'raus. Er verſauert hier ein bißchen."

„Sag' ich ihm auch. Aber er will nicht fort. Er ſagt, zu Hauſe ſei es am beſten."

„Bravo. Da nehm' ich alles zurück. Laſſen Sie ihn. Zu Hauſe iſt es am Ende wirklich am beſten. Und gerade wir hier, die wir den Vorzug haben, in der Rheinsberger Gegend zu leben. Ja, wo iſt ſo was? Erſt der große König, und dann Prinz Heinrich, der nie 'ne Schlacht verloren. Und einige ſagen, er wäre noch klüger geweſen als ſein Bruder. Aber ich will ſo was nicht geſagt haben."

Viertes Kapitel.

Frau von Gundermann ſchien auf das ihr als einziger, alſo auch älteſter Dame zuſtehende Tafelaufhebungsrecht verzichten zu wollen und wartete, bis ſtatt ihrer der ſchon ſeit einer Viertelſtunde ſich nach ſeiner Meerſchaumpfeife ſehnende Dubslav das Zeichen zum Aufbruch gab. Alles erhob ſich jetzt raſch, um vom Eßzimmer aus in den nach dem Garten hinausſehenden Salon zurückzukehren, dem es — war es Zufall oder Abſicht? — in dieſem Augenblick noch an aller Beleuchtung fehlte; nur im Kamin glühten ein paar Scheite, die während der Eſſenszeit halb niedergebrannt waren, und durch die offenſtehende hohe Glasthür fiel von der Veranda her das Licht der über den Parkbäumen ſtehenden Mondſichel. Alles gruppierte ſich alsbald um Frau von Gundermann, um dieſer die pflichtſchuldigen Honneurs zu machen, während Martin die Lampen, Engelke den Kaffee brachte. Das ein paar Minuten lang geführte gemeinſchaftliche Geſpräch kam, all die Zeit über, über ein unruhiges Hin und Her nicht hinaus, bis der Knäuel, in dem man ſtand, ſich wieder in Gruppen auflöſte.

Das erſte ſich abtrennende Paar waren Rex und Katzler, beide paſſionierte Billardſpieler, die ſich — Katzler übernahm die Führung — erſt in den Eßſaal zurück und von dieſem aus in das daneben gelegene Spielzimmer begaben. Das hier ſtehende, ziemlich vernachläſſigte Billard

war ſchon an die fünfzig Jahre alt und ſtammte noch aus des Vaters Zeiten her. Dubslav ſelbſt machte ſich nicht viel aus dem Spiel, aus Spiel überhaupt und intereſſierte ſich, ſoweit ſein Billard in Betracht kam, nur für eine ſehr nachgedunkelte Karoline, von der ein Berliner Beſucher mal geſagt hatte: „Alle Wetter, Stechlin, wo haben Sie die her? Das iſt ja die gelbſte Karoline, die ich all mein Lebtag geſehen habe.“ — Worte, die damals ſolchen Eindruck auf Dubslav gemacht hatten, daß er ſeitdem ein etwas freundlicheres Verhältnis zu ſeinem Billard unterhielt und nicht ungern von „ſeiner Karoline“ ſprach.

Das zweite Paar, das ſich aus der Gemeinſchaft abtrennte, waren Woldemar und Gundermann. Gundermann, wie alle an Konzeſſionen Leidende, fand es überall zu heiß und wies, als er ein paar Worte mit Woldemar gewechſelt, auf die offenſtehende Thür. „Es iſt ein ſo ſchöner Abend, Herr von Stechlin; könnten wir nicht auf die Veranda hinaustreten?“

„Aber gewiß, Herr von Gundermann. Und wenn wir uns abſentieren, wollen wir auch alles Gute gleich mitnehmen. Engelke, bring uns die kleine Kiſte, du weißt ſchon.“

„Ah, kapital. So ein paar Züge, das ſchlägt nieder, beſſer als Sodawaſſer. Und dann iſt es auch wohl ſchicklicher im Freien. Meine Frau, wenn wir zu Hauſe ſind, hat ſich zwar daran gewöhnen müſſen und ſpricht höchſtens mal von ‚paſſen‘ (na, das is nicht anders, dafür is man eben verheiratet), aber in einem fremden Hauſe, da fangen denn doch die Rückſichten an. Unſer guter alter Kortſchädel ſprach auch immer von ‚Dehors‘.“

Unter dieſen Worten waren Woldemar und Gundermann vom Salon her auf die Veranda hinausgetreten, bis dicht an die Treppenſtufen heran, und ſahen auf den kleinen Waſſerſtrahl, der auf dem Rundell aufſprang.

„Immer, wenn ich den Waſſerſtrahl ſehe,“ fuhr

Gundermann fort, „muß ich wieder an unſern guten alten Kortſchädel denken. Is nu auch hinüber. Na, jeder muß mal, und wenn irgend einer ſeinen Platz da oben ſicher hat, der hat ihn. Ehrenmann durch und durch, und loyal bis auf die Knochen. Redner war er nicht, was eigentlich immer ein Vorzug, und hat mit ſeiner Schwatzerei dem Staate kein Geld gekoſtet; aber er wußte ganz gut Beſcheid, und, unter vier Augen, ich habe Sachen von ihm gehört, großartig. Und ich ſage mir, ſolchen kriegen wir nicht wieder . . .“

„Ach, das iſt Schwarzſeherei, Herr von Gundermann. Ich glaube, wir haben viele von ähnlicher Geſinnung. Und ich ſehe nicht ein, warum nicht ein Mann wie Sie . . .“

„Geht nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil Ihr Herr Papa kandidieren will. Und da muß ich zurückſtehen. Ich bin hier ein Neuling. Und die Stechlins waren hier ſchon . . .“

„Nun gut, ich will dies letztere gelten laſſen, und nur was das Kandidieren meines Vaters angeht — ich denke mir, es iſt noch nicht ſo weit, vieles kann noch dazwiſchen kommen, und jedenfalls wird er ſchwanken. Aber nehmen wir mal an, es ſei, wie Sie vermuten. In dieſem Falle träfe doch gerade das zu, was ich mir ſoeben zu ſagen erlaubt habe. Mein Vater iſt in jedem Anbetracht ein treuer Geſinnungsgenoſſe Kortſchädels, und wenn er an ſeine Stelle tritt, was iſt da verloren? Die Lage bleibt dieſelbe.“

„Nein, Herr von Stechlin.“

„Nun, was ändert ſich?“

„Vieles, alles. Kortſchädel war in den großen Fragen unerbittlich, und Ihr Herr Vater läßt mit ſich reden . . .“

„Ich weiß nicht, ob Sie da recht haben. Aber wenn es ſo wäre, ſo wäre das doch ein Glück . . .“

„Ein Unglück, Herr von Stechlin. Wer mit sich reden laßt, ist nicht stramm, und wer nicht stramm ist, ist schwach. Und Schwäche (die destruktiven Elemente haben dafür eine feine Fühlung), Schwäche ist immer Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie."

Die vier andern der kleinen Tafelrunde waren im Gartensalon zurückgeblieben, hatten sich aber auch zu zwei und zwei zusammengethan. In der einen Fensternische, so daß sie den Blick auf den mondbeschienenen Vorplatz und die draußen auf der Veranda auf und ab schreitenden beiden Herren hatten, saßen Lorenzen und Frau von Gundermann. Die Gundermann war glücklich über das Tete-a-tete, denn sie hatte wegen ihres jüngsten Sohnes allerhand Fragen auf dem Herzen oder bildete sich wenigstens ein, sie zu haben. Denn eigentlich hatte sie für gar nichts Interesse, sie mußte bloß, richtige Berlinerin, die sie war, reden können.

„Ich bin so froh, Herr Pastor, daß ich nun doch einmal Gelegenheit finde. Gott, wer Kinder hat, der hat auch immer Sorgen. Ich möchte wegen meines Jüngsten so gerne mal mit Ihnen sprechen, wegen meines Arthur. Rudolf hat mir keine Sorgen gemacht, aber Arthur. Er ist nun jetzt eingesegnet, und Sie haben ihm, Herr Prediger, den schönen Spruch mitgegeben, und der Junge hat auch gleich den Spruch auf einen großen weißen Bogen geschrieben, alle Buchstaben erst mit zwei Linien nebeneinander und dann dick ausgetuscht. Es sieht aus wie 'n Plakat. Und diesen großen Bogen hat er sich in die Waschtoilette geklebt, und da mahnt es ihn immer."

„Nun, Frau von Gundermann, dagegen ist doch nichts zu sagen."

„Nein, das will ich auch nicht. Eher das Gegenteil. Es hat ja doch was Rührendes, daß es einer so ernst nimmt. Denn er hat zwei Tage dran gesessen. Aber wenn solch junger Mensch es so immer liest, so gewöhnt

er ſich dran. Und dann iſt ja auch gleich wieder die Verführung da. Gott, daß man gerade immer über ſolche Dinge reden muß; noch keine Stunde, daß ich mit dem Herrn Hauptmann über unſern Volontär Behmeyer geſprochen habe, netter Menſch, und nun gleich wieder mit Ihnen, Herr Paſtor, auch über ſo was. Aber es geht nicht anders. Und dann ſind Sie ja doch auch wie verantwortlich für ſeine Seele."

Lorenzen lächelte. „Gewiß, liebe Frau von Gundermann. Aber was iſt es denn? Um was handelt es ſich denn eigentlich?"

„Ach, es iſt an und für ſich nicht viel und doch auch wieder eine recht ärgerliche Sache. Da haben wir ja jetzt die Jüngſte von unſerm Schullehrer Brandt ins Haus genommen, ein hübſches Balg, rotbraun und ganz kraus, und Brandt wollte, ſie ſolle bei uns angelernt werden. Nun, wir ſind kein großes Haus, gewiß nicht, aber Mäntel abnehmen und 'rumpräſentieren, und daß ſie weiß, ob links oder rechts, ſo viel lernt ſie am Ende doch."

„Gewiß. Und die Frida Brandt, o, die kenn ich ganz gut, die wurde jetzt gerade vorm Jahr eingeſegnet. Und es iſt, wie Sie ſagen, ein allerliebſtes Geſchöpf und klug und aufgekratzt, ein bißchen zu ſehr. Sie will zu Oſtern nach Berlin."

„Wenn ſie nur erſt da wäre. Mir thut es beinahe ſchon leid, daß ich ihr nicht gleich zugeredet. Aber ſo geht es einem immer."

„Iſt denn was vorgefallen?"

„Vorgefallen? Das will ich nicht ſagen. Er is ja doch erſt ſechzehn und eine Duſche dazu, gerade wie ſein Vater; der hat ſich auch erſt rausgemauſert, ſeit er grau geworden. Was beiläufig auch nicht gut iſt. Und da komme ich nun geſtern vormittag die Treppe 'rauf und will dem Jungen ſagen, daß er in den Bohnenſtrich geht und nachſieht, ob Krammetsvögel da ſind, und die Thür

ſteht halb auf, was noch das beſte war, und da ſeh' ich, wie ſie ihm eine Naſe dreht und die Zungenſpitze 'rausſteckt; ſo was von ſpitzer Zunge hab' ich mein Lebtag noch nicht geſehen. Die reine Eva. Für die Potiphar iſt ſie mir noch zu jung. Und als ich nu dazwiſchentrete, da kriegt ja nu der arme Junge das Zittern, und weil ich nicht recht wußte, was ich ſagen ſollte, ging ich bloß hin und klappte den Waſchtiſchdeckel auf, wo der Spruch ſtand, und ſah ihn ſcharf an. Und da wurde er ganz blaß. Aber das Balg lachte."

„Ja, liebe Frau von Gundermann, das iſt ſo; Jugend hat keine Tugend."

„Ich weiß doch nicht; ich bin auch einmal jung geweſen . . ."

„Ja, Damen . . ."

* * *

Während Frau von Gundermann in ihrem Geſpräch in der Fenſterniſche mit derartigen Intimitäten kam und den guten Paſtor Lorenzen abwechſelnd in Verlegenheit und dann auch wieder in ſtille Heiterkeit verſetzte, hatte ſich Dubslav mit Hauptmann von Czako in eine ſchräg gegenüber gelegene Ecke zurückgezogen, wo eine altmodiſche Cauſeuſe ſtand, mit einem Marmortiſchchen davor. Auf dem Tiſche zwei Kaffeetaſſen ſamt aufgeklapptem Liqueurkaſten, aus dem Dubslav eine Flaſche nach der andern herausnahm. „Jetzt, wenn man von Tiſch kommt, muß es immer ein Cognac ſein. Aber ich bekenne Ihnen, lieber Hauptmann, ich mache die Mode nicht mit; wir aus der alten Zeit, wir waren immer ein bißchen fürs Süße. Creme de Cacao, na, natürlich, das is Damenſchnaps, davon kann keine Rede ſein; aber Pomeranzen oder, wie ſie jetzt ſagen, Curaçao, das iſt mein Fall. Darf ich Ihnen einſchenken? Oder vielleicht lieber Danziger Goldwaſſer? Kann ich übrigens auch empfehlen."

„Dann bitte ich um Goldwasser. Es ist doch schärfer, und dann bekenne ich Ihnen offen, Herr Major . . . Sie kennen ja unsre Verhältnisse, so 'n bißchen Gold heimelt einen immer an. Man hat keins und dabei doch zugleich die Vorstellung, daß man es trinken kann — es hat eigentlich was Großartiges."

Dubslav nickte, schenkte von dem Goldwasser ein, erst für Czako, dann für sich selbst und sagte: „Bei Tische hab' ich die Damen leben lassen und Frau von Gundermann im speziellen. Hören Sie, Hauptmann, Sie verstehen's. Diese Rattengeschichte . . ."

„Vielleicht war es ein bißchen zu viel."

„N, keineswegs. Und dann, Sie waren ja ganz unschuldig, die Gnäd'ge fing ja davon an; erinnern Sie sich, sie verliebte sich ordentlich in die Geschichte von den Rinnsteinbohlen, und wie Sie drauf 'rumgetrampelt, bis die Ratten rauskamen. Ich glaube sogar, sie sagte ‚Biester'. Aber das schadet nicht. Das ist so Berliner Stil. Und unsre Gnäd'ge hier (beiläufig eine geborene Helfrich) is eine Vollblutberlinerin."

„Ein Wort, das mich doch einigermaßen überrascht."

„Ah," drohte Dubslav schelmisch mit dem Finger, „ich verstehe. Sie sind einer gewissen Unausreichendheit begegnet und verlangen mindestens mehr Quadrat (von Kubik will ich nicht sprechen). Aber wir von Adel müssen in diesem Punkte doch ziemlich milde sein und ein Auge zudrücken, wenn das das richtige Wort ist. Unser eigenstes Vollblut bewegt sich auch in Extremen und hat einen linken und einen rechten Flügel; der linke nähert sich unsrer geborenen Helfrich. Übrigens unterhaltliche Madam. Und wie beseligt sie war, als sie den Namenszug auf Ihrer Achselklappe glücklich entdeckt und damit den Anmarsch auf die Münzstraße gewonnen hatte. Was es doch alles für Lokalpatriotismen giebt!"

„An dem unser Regiment teilnimmt oder ihn mit-

macht. Die Welt um den Alexanderplatz herum hat übrigens ſo ihren eigenen Zauber, ſchon um einer gewiſſen Unreſidenzlichkeit willen. Ich ſehe nichts lieber als die große Markthalle, wenn beiſpielsweiſe die Fiſchtonnen mit fünfhundert Aalen in die Netze gegoſſen werden. Etwas Unglaubliches von Gezappel."

„Finde mich ganz darin zurecht und bin auch für Alexanderplatz und Alexanderkaſerne ſamt allem, was dazu gehört. Und ſo brech' ich denn auch die Gelegenheit vom Zaun, um nach einem ihrer früheren Regimentskommandeure zu fragen, dem liebenswürdigen Oberſten von Zeuner, den ich noch perſönlich gekannt habe. Hier unſre Stechliner Gegend iſt nämlich Zeunergegend. Keine Stunde von hier liegt Köpernitz, eine reizende Beſitzung, drauf die Zeunerſche Familie ſchon in fridericianiſchen Tagen anſäſſig war. Bin oft drüben geweſen (nun freilich ſchon zwanzig Jahre zurück) und komme noch einmal mit der Frage: Haben Sie den Oberſten noch gekannt?"

„Nein, Herr Major. Er war ſchon fort, als ich zum Regimente kam. Aber ich habe viel von ihm gehört und auch von Köpernitz, weiß aber freilich nicht mehr, in welchem Zuſammenhange."

„Schade, daß Sie nur einen Tag für Stechlin feſtgeſetzt haben, ſonſt müßten Sie das Gut ſehen. Alles ganz eigentümlich und beſonders auch ein Grabſtein, unter dem eine uralte Dame von beinah' neunzig Jahren begraben liegt, eine geborne von Zeuner, die ſich in früher Jugend ſchon mit einem Emigranten am Rheinsberger Hof, mit dem Grafen La Roche-Aymon, vermählt hatte. Merkwürdige Frau, von der ich Ihnen erzähle, wenn ich Sie mal wiederſehe. Nur eins müſſen Sie heute ſchon mitanhören, denn ich glaube, Sie haben den Guſtus dafür."

„Für alles, was Sie erzählen."

„Keine Schmeicheleien! Aber die Geſchichte will ich Ihnen doch als Andenken mitgeben. Andre ſchenken ſich

Photographien, was ich, ſelbſt wenn es hübſche Menſchen ſind (ein Fall, der übrigens ſelten zutrifft), immer greulich finde."

„Schenke nie welche."

„Was meine Gefühle für Sie ſteigert. Aber die Geſchichte: Da war alſo drüben in Köpernitz dieſe La Roche-Aymon, und weil ſie noch die Prinz Heinrich-Tage geſehen und während derſelben eine Rolle geſpielt hatte, ſo zählte ſie zu den beſonderen Lieblingen Friedrich Wilhelms IV. Und als nun — ſagen wir ums Jahr fünfzig — der Zufall es fügte, daß dem zur Jagd hier erſchienenen König das Köpernitzer Frühſtück, ganz beſonders aber eine Blut- und Zungenwurſt über die Maßen gut geſchmeckt hatte, ſo wurde dies Veranlaſſung für die Gräfin, am nächſten Heiligabend eine ganze Kiſte voll Würſte nach Potsdam hin in die königliche Küche zu liefern. Und das ging ſo durch Jahre. Da beſchloß zuletzt der gute König, ſich für all die gute Gabe zu revanchieren, und als wieder Weihnachten war, traf in Köpernitz ein Poſtpaket ein, Inhalt: eine zierliche kleine Blutwurſt. Und zwar war es ein wunderſchöner, rundlicher Blutkarneol mit Goldſpeilerchen an beiden Seiten und die Speilerchen ſelbſt mit Diamanten beſetzt. Und neben dieſem Geſchenk lag ein Zettelchen: ‚Wurſt wider Wurſt'."

„Allerliebſt!"

„Mehr als das. Ich perſönlich ziehe ſolchen guten Einfall einer guten Verfaſſung vor. Der König, glaub' ich, that es auch. Und es denken auch heute noch viele ſo."

„Gewiß, Herr Major. Es denken auch heute noch viele ſo, und bei dem Schwankezuſtand, in dem ich mich leider befinde, ſind meine perſönlichen Sympathien gelegentlich nicht weitab davon. Aber ich fürchte doch, daß wir mit dieſer unſrer Anſchauung ſehr in der Minorität bleiben."

„Werden wir. Aber Vernunft iſt immer nur bei

wenigen. Es wäre das beſte, wenn ein einziger Alter-Fritzen-Verſtand die ganze Geſchichte regulieren könnte. Freilich braucht ein ſolcher oberſter Wille auch ſeine Werkzeuge. Die haben wir aber noch in unſerm Adel, in unſrer Armee und ſpeziell auch in Ihrem Regiment.“

Während der Alte dieſen Trumpf ausſpielte, kam Engelke, um ein paar neue Taſſen zu präſentieren.

„Nein, nein, Engelke, wir ſind ſchon weiter. Aber ſtell nur hin. . . . In Ihrem Regiment, ſag' ich, Herr von Czako; ſchon ſein Name bedeutet ein Programm, und dies Programm heißt: Rußland. Heutzutage darf man freilich kaum noch davon reden. Aber das iſt Unſinn. Ich ſage Ihnen, Hauptmann, das waren Preußens beſte Tage, als da bei Potsdam herum die ‚ruſſiſche Kirche‘ und das ‚ruſſiſche Haus‘ gebaut wurden, und als es immer hin und her ging zwiſchen Berlin und Petersburg. Ihr Regiment, Gott ſei Dank, unterhält noch was von den alten Beziehungen, und ich freue mich immer, wenn ich davon leſe, vor allem, wenn ein ruſſiſcher Kaiſer kommt und ein Doppelpoſten vom Regiment Alexander vor ſeinem Palais ſteht. Und noch mehr freu' ich mich, wenn das Regiment Deputationen ſchickt: Georgsfeſt, Namenstag des hohen Chefs, oder wenn ſich's auch bloß um Uniformabänderungen handelt, beiſpielsweiſe Klappkragen ſtatt Stehkragen (dieſe verdammten Stehkragen) — und wie dann der Kaiſer alle begrüßt und zur Tafel zieht und ſo bei ſich denkt: ‚Ja, ja, das ſind brave Leute; da hab' ich meinen Halt.‘“

Czako nickte, war aber doch in ſichtlicher Verlegenheit, weil er, trotz ſeiner vorher verſicherten „Sympathien“, ein ganz moderner, politiſch ſtark angekränkelter Menſch war, der, bei ſtrammſter Dienſtlichkeit, zu all dergleichen Überſpanntheiten ziemlich kritiſch ſtand. Der alte Dubslav nahm indeſſen von alledem nichts wahr und fuhr fort: „Und ſehen Sie, lieber Hauptmann, ſo hab' ich's per-

ſönlich in meinen jungen Jahren auch noch erlebt und vielleicht noch ein bißchen beſſer; denn, Pardon, jeder hält ſeine Zeit für die beſte. Vielleicht ſogar, daß Sie mir zuſtimmen, wenn ich Ihnen mein Sprüchel erſt ganz hergeſagt haben werde. Da haben wir ja nun ‚jenſeits des Niemen', wie manche Gebildete jetzt ſagen, die ‚drei Alexander' gehabt, den erſten, den zweiten und den dritten, alle drei große Herren und alle drei richtige Kaiſer und fromme Leute, oder doch beinah' fromm, die's gut mit ihrem Volk und mit der Menſchheit meinten, und dabei ſelber richtige Menſchen; aber in dies Alexandertum, das ſo beinah' das ganze Jahrhundert ausfüllt, da ſchiebt ſich doch noch einer ein, ein Nicht-Alexander, und ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, der war doch der Häupter. Und das war unſer Nikolaus. Manche dummen Kerle haben Spottlieder auf ihn gemacht und vom ſchwarzen Niklas geſungen, wie man Kinder mit dem ſchwarzen Mann graulich macht, aber war das ein Mann! Und dieſer ſelbige Nikolaus, nun, der hatte hier, ganz wie die drei Alexander, auch ein Regiment, und das waren die Nikolaus-Küraſſiere, oder ſag' ich lieber: das ſind die Nikolaus-Küraſſiere, denn wir haben ſie, Gott ſei Dank, noch. Und ſehen Sie, lieber Czako, das war mein Regiment, dabei hab' ich geſtanden, als ich noch ein junger Dachs war, und habe dann den Abſchied genommen; viel zu früh; Dummheit, hätte lieber dabei bleiben ſollen."

Czako nickte, Dubslav nahm ein neues Glas von dem Goldwaſſer. „Unſre Nikolaus-Küraſſiere, Gott erhalte ſie, wie ſie ſind! Ich möchte ſagen, in dem Regimente lebt noch die heilige Alliance fort, die Waffenbrüderſchaft von Anno dreizehn, und dies Anno dreizehn, das wir mit den Ruſſen zuſammen durchgemacht haben, immer nebeneinander im Biwak, in Glück und Unglück, das war doch unſre größte Zeit. Größer als die jetzt große. Große Zeit iſt es immer nur, wenn's beinah' ſchief geht,

wenn man jeden Augenblick fürchten muß: ‚Jetzt ist alles vorbei'. Da zeigt sich's. Courage ist gut, aber Ausdauer ist besser. Ausdauer, das ist die Hauptsache. Nichts im Leibe, nichts auf dem Leibe, Hundekälte, Regen und Schnee, so daß man so in der nassen Patsche liegt, und höchstens 'nen Kornus (Cognac, ja hast du was, den gab es damals kaum) und so die Nacht durch, da konnte man Jesum Christum erkennen lernen. Ich sage das, wenn ich auch nicht mit dabei gewesen. Anno dreizehn, bei Großgörschen, das war für uns die richtige Waffenbrüderschaft: jetzt haben wir die Waffenbrüderschaft der Orgeldreher und der Mausefallenhändler. Ich bin für Rußland, für Nikolaus und Alexander. Preobrashensk, Semenow, Kaluga, — da hat man die richtige Anlehnung; alles andre ist revolutionär, und was revolutionär ist, das wackelt."

* * *

Kurz vor elf, der Mond war inzwischen unter, brach man auf und die Wagen fuhren vor, erst der Katzlersche Kaleschwagen, dann die Gundermannsche Chaise; Martin aber, mit einer Stalllaterne, leuchtete dem Pastor über Vorhof und Bohlenbrücke fort, bis an seine ganz im Dunkel liegende Pfarre. Gleich darauf zogen sich auch die drei Freunde zurück und stiegen, unter Vorantritt Engelkes, die große Treppe hinauf, bis auf den Podest. Hier trennten sich Rex und Czako von Woldemar, dessen Zimmer auf der andern Flurseite gelegen war.

Czako, sehr müde, war im Nu bettfertig. „Es bleibt also dabei, Rex, Sie logieren sich in dem Rokokozimmer ein — wir wollen es ohne weiteres so nennen — und ich nehme das Himmelbett hier in Zimmer Nummer eins. Vielleicht wäre das Umgekehrte richtiger, aber sie haben es so gewollt."

Und während er noch so sprach, schob er seine Stiefel auf den Flur hinaus, schloß ab und legte sich nieder.

Rex war derweilen mit seiner Plaidrolle beschäftigt, aus der er allerlei Toilettengegenstände hervorholte. „Sie müssen mich entschuldigen, Czako, wenn ich mich noch eine Viertelstunde hier bei Ihnen aufhalte. Habe nämlich die Angewohnheit mich abends zu rasieren, und der Toilettentisch mit Spiegel, ohne den es doch nicht gut geht, der steht nun mal hier an Ihrem, statt an meinem Fenster. Ich muß also stören."

„Mir sehr recht, trotz aller Müdigkeit. Nichts besser, als noch ein bißchen aus dem Bett heraus plaudern können. Und dabei so warm eingemummelt. Die Betten auf dem Lande sind überhaupt das beste."

„Nun, Czako, das freut mich, daß Sie so bereit sind, mir Quartier zu gönnen. Aber wenn Sie noch eine Plauderei haben wollen, so müssen Sie sich die Hauptsache selber leisten. Ich schneide mich sonst, was dann hinterher immer ganz schändlich aussieht. Übrigens muß ich erst Schaum schlagen, und so lange wenigstens kann ich Ihnen Red' und Antwort stehen. Ein Glück nebenher, daß hier, außer der kleinen Lampe, noch diese zwei Leuchter sind. Wenn ich nicht Licht von rechts und links habe, komme ich nicht von der Stelle; das eine wackelt zwar (alle diese dünnen Silberleuchter wackeln), aber ‚wenn gute Reden sie begleiten . . .' Also strengen Sie sich an. Wie fanden Sie die Gundermanns? Sonderbare Leute — haben Sie schon mal den Namen Gundermann gehört?"

„Ja. Aber das war in ‚Waldmeisters Brautfahrt'."

„Richtig; so wirkt er auch. Und nun gar erst die Frau! Der einzige, der sich sehen lassen konnte, war dieser Katzler. Ein Karambolespieler ersten Ranges. Übrigens eisernes Kreuz."

„Und dann der Paſtor.“

„Nun ja, auch der. Eine ganz geſcheite Nummer. Aber doch ein wunderbarer Heiliger, wie die ganze Sippe, zu der er gehört. Er hält zu Stöcker, ſprach es auch aus, was neuerdings nicht jeder thut; aber der ‚neue Luther‘, der doch ſchon gerade bedenklich genug iſt — Majeſtät hat ganz recht mit ſeiner Verurteilung —, der geht ihm gewiß nicht weit genug. Dieſer Lorenzen erſcheint mir, im Gegenſatz zu ſeinen Jahren, als einer der allerjüngſten. Und zu verwundern bleibt nur, daß der Alte ſo gut mit ihm ſteht. Freund Woldemar hat mir davon erzählt. Der Alte liebt ihn und ſieht nicht, daß ihm ſein geliebter Paſtor den Aſt abſägt, auf dem er ſitzt. Ja, dieſe von der neueſten Schule, das ſind die allerſchlimmſten. Immer Volk und wieder Volk, und mal auch etwas Chriſtus dazwiſchen. Aber ich laſſe mich ſo leicht nicht hinters Licht führen. Es läuft alles darauf hinaus, daß ſie mit uns aufräumen wollen, und mit dem alten Chriſtentum auch. Sie haben ein neues, und das überlieferte behandeln ſie deſpektierlich.“

„Kann ich ihnen unter Umſtänden nicht verdenken. Seien Sie gut, Rex, und laſſen Sie Konventikel und Partei mal beiſeite. Das Überlieferte, was einem da ſo vor die Klinge kommt, namentlich wenn Sie ſich die Menſchen anſehen, wie ſie nun mal ſind, iſt doch ſehr reparaturbedürftig, und auf ſolche Reparatur iſt ein Mann wie dieſer Lorenzen eben aus. Machen Sie die Probe. Hie Lorenzen, hie Gundermann. Und Ihren guten Glauben in Ehren, aber Sie werden dieſen Gundermann doch nicht über den Lorenzen ſtellen und ihn überhaupt nur ernſthaft nehmen wollen. Und wie dieſer Waſſermüller aus der Bretſchneidebranche, ſo ſind die meiſten. Phraſe, Phraſe. Mitunter auch Geſchäft oder noch Schlimmeres.“

„Ich kann jetzt nicht antworten, Czako. Was Sie da ſagen, berührt eine große Frage, bei der man doch

aufpaſſen muß. Und ſo mit dem Meſſer in der Hand, da verbietet ſich's. Und das eine wacklige Licht hat ohnehin ſchon einen Dieb. Erzählen Sie mir lieber was von der Frau von Gundermann. Debattieren kann ich nicht mehr, aber wenn Sie plaudern, brauch' ich bloß zuzuhören. Sie haben ihr ja bei Tiſch 'nen langen Vortrag gehalten."

„Ja. Und noch dazu über Ratten."

„Nein, Czako, davon dürfen Sie jetzt nicht ſprechen; dann doch noch lieber über alten und neuen Glauben. Und gerade hier. In ſolchem alten Kaſten iſt man nie ſicher vor Spuk und Ratten. Wenn Sie nichts andres wiſſen, dann bitt' ich um die Geſchichte, bei der wir heute früh in Cremmen unterbrochen wurden. Es ſchien mir was Pikantes."

„Ach, die Geſchichte von der kleinen Stubbe. Ja, hören Sie, Rex, das regt Sie aber auch auf. Und wenn man nicht ſchlafen kann, iſt es am Ende gleich, ob wegen der Ratten oder wegen der Stubbe."

Fünftes Kapitel.

Rex und Czako waren ſo müde, daß ſie ſich, wenn nötig, über Spuk und Ratten weggeſchlafen hätten. Aber es war nicht nötig, nichts war da, was ſie hätte ſtören können. Kurz vor acht erſchien das alte Faktotum mit einem ſilbernen Deckelkrug, aus dem der Wraſen heißen Waſſers aufſtieg, einem der wenigen Renommierſtücke, über die Schloß Stechlin verfügte. Dazu bot Engelke den Herren einen guten Morgen und ſtattete ſeinen Wetterbericht ab: Es gebe gewiß einen ſchönen Tag, und der junge Herr ſei auch ſchon auf und gehe mit dem alten um das Rundell herum.

So war es denn auch. Woldemar war ſchon gleich nach ſieben unten im Salon erſchienen, um mit ſeinem Vater, von dem er wußte, daß er ein Frühauf war, ein Familiengeſpräch über allerhand difficile Dinge zu führen. Aber er war entſchloſſen, ſeinerſeits damit nicht anzufangen, ſondern alles von der Neugier und dem guten Herzen des Vaters zu erwarten. Und darin ſah er ſich auch nicht getäuſcht.

„Ah, Woldemar, das iſt recht, daß du ſchon da biſt. Nur nicht zu lang im Bett. Die meiſten Langſchläfer haben einen Knacks. Es können aber ſonſt ganz gute Leute ſein. Ich wette, dein Freund Rex ſchläft bis neun.“

„Nein, Papa, der gerade nicht. Wer wie Rex iſt, kann ſich das nicht gönnen. Er hat nämlich einen Verein

gegründet für Frühgottesdienste, abwechselnd in Schönhausen und Finkenkrug. Aber es ist noch nicht perfekt geworden."

„Freut mich, daß es noch hapert. Ich mag so was nicht. Der alte Wilhelm hat zwar seinem Volke die Religion wieder geben wollen, was ein schönes Wort von ihm war — alles, was er that und sagte, war gut — aber Religion und Landpartie, dagegen bin ich doch. Ich bin überhaupt gegen alle falschen Mischungen. Auch bei den Menschen. Die reine Rasse, das ist das eigentlich Legitime. Das andre, was sie nebenher noch Legitimität nennen, das ist schon alles mehr künstlich. Sage, wie steht es denn eigentlich damit? Du weißt schon, was ich meine."

„Ja, Papa . . ."

„Nein, nicht so; nicht immer bloß ‚ja, Papa'. So fängst du jedesmal an, wenn ich auf dies Thema komme. Da liegt schon ein halber Refus drin, oder ein Hinausschieben, ein Abwartenwollen. Und damit kann ich mich nicht befreunden. Du bist jetzt zweiunddreißig, oder doch beinah', da muß der mit der Fackel kommen; aber du fackelst (verzeih den Kalauer; ich bin eigentlich gegen Kalauer, die sind so mehr für Handlungsreisende) also du fackelst, sag' ich, und ist kein Ernst dahinter. Und so viel kann ich dir außerdem sagen, deine Tante Sanctissima drüben in Kloster Wutz, die wird auch schon ungeduldig. Und das sollte dir zu denken geben. Mich hat sie zeitlebens schlecht behandelt; wir stimmten eben nie zusammen und konnten auch nicht, denn so halb Königin Elisabeth, halb Kaffeeschwester, das is 'ne Melange, mit der ich mich nie habe befreunden können. Ihr drittes Wort ist immer ihr Rentmeister Fix, und wäre sie nicht sechsundsiebzig, so erfänd' ich mir eine Geschichte dazu."

„Mach es gnädig, Papa. Sie meint es ja doch gut. Und mit mir nun schon ganz gewiß."

„Gnädig machen? Ja, Woldemar, ich will es verſuchen. Nur fürcht' ich, es wird nicht viel dabei herauskommen. Da heißt es immer, man ſolle Familiengefühl haben, aber es wird einem doch auch zu blutſauer gemacht, und ich kann umgekehrt der Verſuchung nicht widerſtehen, eine richtige Familienkritik zu üben. Adelheid fordert ſie geradezu heraus. Andrerſeits freilich, in dich iſt ſie wie vernarrt, für dich hat ſie Geld und Liebe. Was davon wichtiger iſt, ſtehe dahin; aber ſo viel iſt gewiß, ohne ſie wär' es überhaupt gar nicht gegangen, ich meine dein Leben in deinem Regiment. Alſo wir haben ihr zu danken, und weil ſie das gerade ſo gut weiß, wie wir, oder vielleicht noch ein bißchen beſſer, gerade deshalb wird ſie ungeduldig; ſie will Thaten ſehen, was vom Weiberſtandpunkt aus allemal ſo viel heißt wie Verheiratung. Und wenn man will, kann man es auch ſo nennen, ich meine Thaten. Es iſt und bleibt ein Heroismus. Wer Tante Adelheid geheiratet hätte, hätte ſich die Tapferkeitsmedaille verdient, und wenn ich ſchändlich ſein wollte, ſo ſagte ich das Eiſerne Kreuz."

„Ja, Papa . . ."

„Schon wieder ‚ja, Papa'. Nun, meinetwegen, ich will dich ſchließlich in deiner Lieblingswendung nicht ſtören. Aber bekenne mir nebenher — denn das iſt doch ſchließlich das, um was ſich's handelt — liegſt du mit was im Anſchlag, haſt du was auf dem Korn?"

„Papa, dieſe Wendungen erſchrecken mich beinah'. Aber wenn denn ſchon ſo jägermäßig geſprochen werden ſoll, ja; meine Wünſche haben ein beſtimmtes Ziel, und ich darf ſagen, mich beſchäftigen dieſe Dinge."

„Mich beſchäftigen dieſe Dinge . . . Nimm mir's nicht übel, Woldemar, das iſt ja gar nichts. Beſchäftigen! Ich bin nicht fürs Poetiſche, das iſt für Gouvernanten und arme Lehrer, die nach Görbersdorf müſſen (bloß, daß ſie meiſtens kein Geld dazu haben), aber dieſe Wen-

dung ‚sich beschäftigen', das ist mir denn doch zu prosaisch. Wenn es sich um solche Dinge wie Liebe handelt (wiewohl ich über Liebe nicht viel günstiger denke wie über Poesie, bloß daß Liebe doch noch mehr Unheil anrichtet, weil sie noch allgemeiner auftritt) wenn es sich um Dinge wie Liebe handelt, so darf man nicht sagen, ‚ich habe mich damit beschäftigt'. Liebe ist doch schließlich immer was Forsches, sonst kann sie sich ganz und gar begraben lassen, und da möcht' ich denn doch etwas von dir hören, was ein bischen wie Leidenschaft aussieht. Es braucht ja nicht gleich was Schreckliches zu sein. Aber so ganz ohne Stimulus, wie man, glaub' ich, jetzt sagt, so ganz ohne so was geht es nicht; alle Menschheit ist darauf gestellt, und wo's einschläft, ist so gut wie alles vorbei. Nun weiß ich zwar recht gut, es geht auch ohne uns, aber das ist doch alles bloß etwas, was einem von Verstandes wegen aufgezwungen wird; das egoistische Gefühl, das immer unrecht, aber auch immer recht hat, will von dem allem nichts wissen und besteht darauf, daß die Stechline weiterleben, wenn es sein kann, in aeternum. Ewig weiterleben; — ich räume ein, es hat ein bischen was Komisches, aber es giebt wenig ernste Sachen, die nicht auch eine komische Seite hätten . . . Also dich ‚beschäftigen' diese Dinge. Kannst du Namen nennen? Auf wem haben Eurer Hoheit Augen zu ruhen geruht?"

„Papa, Namen darf ich noch nicht nennen. Ich bin meiner Sache noch nicht sicher genug, und das ist auch der Grund, warum ich Wendungen gebraucht habe, die dir nüchtern und prosaisch erschienen sind. Ich kann dir aber sagen, ich hätte mich lieber anders ausgedrückt; nur darf ich es noch nicht. Und dann weiß ich ja auch, daß du selber einen abergläubischen Zug hast und ganz aufrichtig davon ausgehst, daß man sich sein Glück verreden kann, wenn man zu früh oder zu viel davon spricht."

„Brav, brav. Das gefällt mir. So ist es. Wir

ſind immer von neidiſchen und boshaften Weſen mit Fuchsſchwänzen und Fledermausflügeln umſtellt, und wenn wir renommieren oder ſicher thun, dann lachen ſie. Und wenn ſie erſt lachen, dann ſind wir ſchon ſo gut wie verloren. Mit unſrer eignen Kraft iſt nichts gethan, ich habe nicht den Grashalm ſicher, den ich hier ausreiße. Demut, Demut ... Aber trotzdem komm' ich dir mit der naiven Frage (denn man widerſpricht ſich in einem fort), iſt es was Vornehmes, was Pikfeines?"

„Pikfein, Papa, will ich nicht ſagen. Aber vornehm gewiß."

„Na, das freut mich. Falſche Vornehmheit iſt mir ein Greuel; aber richtige Vornehmheit, — à la bonne heure. Sage mal, vielleicht was vom Hofe?"

„Nein, Papa."

„Na, deſto beſſer. Aber da kommen ja die Herren. Der Rex ſieht wirklich verdeubelt gut aus, ganz das, was wir früher einen Garde-Aſſeſſor nannten. Und fromm, ſagſt du, — wird alſo wohl Karriere machen; ‚fromm' is wie 'ne untergelegte Hand."

* * *

Während dieſer Worte ſtiegen Rex und Czako die Stufen zum Garten hinunter und begrüßten den Alten. Er erkundigte ſich nach ihren nächtlichen Schickſalen, freute ſich, daß ſie „durchgeſchlafen" hätten, und nahm dann Czakos Arm, um vom Garten her auf die Veranda, wo Engelke mittlerweile unter der großen Marquiſe den Frühſtückstiſch hergerichtet hatte, zurückzukehren. „Darf ich bitten, Herr von Rex." Und er wies auf einen Gartenſtuhl, ihm gerade gegenüber, während Woldemar und Czako links und rechts neben ihm Platz nahmen. „Ich habe neuerdings den Thee eingeführt, das heißt nicht obligatoriſch; im Gegenteil, ich perſönlich, bleibe lieber bei Kaffee, „ſchwarz wie der Teufel, ſüß wie die

Sünde, heiß wie die Hölle", wie bereits Talleyrand gesagt haben soll. Aber, Pardon, daß ich Sie mit so was überhaupt noch belästige. Schon mein Vater sagte mal: „Ja, wir auf dem Lande, wir haben immer noch die alten Wiener Kongreßwitze." Und das ist nun schon wieder ein Menschenalter her."

„Ach, diese alten Kongreßwitze", sagte Rex verbindlich, „ich möchte mir die Bemerkung erlauben, Herr Major, daß diese alten Witze besser sind als die neuen. Und kann auch kaum anders sein. Denn wer waren denn die Verfasser von damals? Talleyrand, den Sie schon genannt haben, und Wilhelm von Humboldt und Friedrich Gentz und ihresgleichen. Ich glaube, daß das Metier seitdem sehr herabgestiegen ist."

„Ja, herabgestiegen ist alles, und es steigt immer weiter nach unten. Das ist, was man neue Zeit nennt, immer weiter runter. Und mein Pastor, den Sie ja gestern abend kennen gelernt haben, der behauptet sogar, das sei das Wahre, das sei das, was man Kultur nenne, daß immer weiter nach unten gestiegen würde. Die aristokratische Welt habe abgewirtschaftet, und nun komme die demokratische . . ."

„Sonderbare Worte für einen Geistlichen," sagte Rex, „für einen Mann, der doch die durch Gott gegebenen Ordnungen kennen sollte."

Dubslav lachte. „Ja, das bestreitet er Ihnen. Und ich muß bekennen, es hat manches für sich, trotzdem es mir nicht recht paßt. Im übrigen, wir werden ihn, ich meine den Pastor, ja wohl noch beim zweiten Frühstück sehen, wo Sie dann Gelegenheit nehmen können, sich mit ihm persönlich darüber auseinanderzusetzen; er liebt solche Gespräche, wie Sie wohl schon gemerkt haben, und hat eine kleine Lutherneigung, sich immer auf das jetzt übliche: ‚Hier steh' ich, ich kann nicht anders' auszuspielen. Mitunter sieht es wirklich so aus, als ob wieder eine gewisse

Märtyrerluſt in die Menſchen gefahren wäre, bloß ich trau dem Frieden noch nicht ſo recht."

„Ich auch nicht," bemerkte Rex, „meiſtens Renommiſterei."

„Na, na," ſagte Czako. „Da hab' ich doch noch dieſe letzten Tage von einem armen ruſſiſchen Lehrer geleſen, der unter die Soldaten geſteckt wurde (ſie haben da jetzt auch ſo was wie allgemeine Dienſtpflicht), und dieſer Menſch, der Lehrer, hat ſich geweigert, eine Flinte loszuſchießen, weil das bloß Vorſchule ſei zu Mord und Totſchlag, alſo ganz und gar gegen das fünfte Gebot. Und dieſer Menſch iſt ſehr gequält worden, und zuletzt iſt er geſtorben. Wollen Sie das auch Renommiſterei nennen?"

„Gewiß will ich das."

„Herr von Rex," ſagte Dubslav, „ſollten Sie dabei nicht zu weit gehen? Wenn ſich's ums Sterben handelt, da hört das Renommieren auf. Aber dieſe Sache, von der ich übrigens auch gehört habe, hat einen ganz andern Schlüſſel. Das liegt nicht an der allgemein gewordenen Renommiſterei, das liegt am Lehrertum. Alle Lehrer ſind nämlich verrückt. Ich habe hier auch einen, an dem ich meine Studien gemacht habe; heißt Krippenſtapel, was allein ſchon was ſagen will. Er iſt grad um ein Jahr älter als ich, alſo runde ſiebenundſechzig, und eigentlich ein Prachtexemplar, jedenfalls ein vorzüglicher Lehrer. Aber verrückt iſt er doch."

„Das ſind alle," ſagte Rex. „Alle Lehrer ſind ein Schreckniſ. Wir im Kultusminiſterium können ein Lied davon ſingen. Dieſe Abc-Pauker wiſſen alles, und ſeitdem Anno ſechsundſechzig der unſinnige Satz in die Mode kam, ‚der preußiſche Schulmeiſter habe die Öſterreicher geſchlagen' — ich meinerſeits würde lieber dem Zündnadelgewehr oder dem alten Steinmetz, der alles nur kein Schulmeiſter war, den Preis zuerkennen — ſeitdem iſt es vollends mit dieſen Leuten nicht mehr auszuhalten.

Herr von Stechlin hat eben von einem der Humboldts gesprochen; nun, an Wilhelm von Humboldt trauen sie sich noch nicht recht heran, aber was Alexander von Humboldt konnte, das können sie nun schon lange."

„Da treffen Sie's, Herr von Rex," sagte Dubslav. „Genau so ist meiner auch. Ich kann nur wiederholen, ein vorzüglicher Mann; aber er hat den Prioritätswahnsinn. Wenn Koch das Heilserum erfindet oder Edison Ihnen auf fünfzig Meilen eine Oper vorspielt, mit Getrampel und Händeklatschen dazwischen, so weist Ihnen mein Krippenstapel nach, daß er das vor dreißig Jahren auch schon mit sich rumgetragen habe."

„Ja, ja, so sind sie alle."

„Übrigens . . . Aber darf ich ihnen nicht noch von diesem gebackenen Schinken vorlegen? . . . Übrigens mahnt mich Krippenstapel daran, daß die Feststellung eines Vormittagsprogramms wohl an der Zeit sein dürfte; Krippenstapel ist nämlich der geborene Cicerone dieser Gegenden, und durch Woldemar weiß ich bereits, daß Sie uns die Freude machen wollen, sich um Stechlin und Umgegend ein klein wenig zu kümmern, Dorf, Kirche, Wald, See — um den See natürlich am meisten, denn der ist unsre pièce de résistance. Das andere giebt es wo anders auch, aber der See . . . Lorenzen erklärt ihn außerdem noch für einen richtigen Revolutionär, der gleich mitrumort, wenn irgendwo was los ist. Und es ist auch wirklich so. Mein Pastor aber sollte, beiläufig bemerkt, so was lieber nicht sagen. Das sind so Geistreichigkeiten, die leicht übel vermerkt werden. Ich persönlich lass' es laufen. Es giebt nichts, was mir so verhaßt wäre wie Polizeimaßregeln, oder einem Menschen, der gern ein freies Wort spricht, die Kehle zuzuschnüren. Ich rede selber gern, wie mir der Schnabel gewachsen ist."

„Und verplauderst dich dabei," sagte Woldemar, „und vergißt zunächst unser Programm. Um spätestens zwei

müſſen wir fort; wir haben alſo nur noch vier Stunden. Und Globſow, ohne das es nicht gehen wird, iſt weit und koſtet uns wenigſtens die Hälfte davon."

„Alles richtig. Alſo das Menü, meine Herren. Ich denke mir die Sache ſo. Erſt (da gleich hinter dem Buxbaumgange) Beſteigung des Ausſichtsturms, — noch eine Anlage von meinem Vater her, die ſich, nach Anſicht der Leute hier, vordem um vieles ſchöner ausnahm als jetzt. Damals waren nämlich noch lauter bunte Scheiben da oben, und alles, was man ſah, ſah rot oder blau oder orangefarben aus. Und alle Welt hier war unglücklich, als ich dieſe bunten Gläſer wegnehmen ließ. Ich empfand es aber wie 'ne Naturbeleidigung. Grün iſt grün und Wald iſt Wald . . . Alſo Nummer eins der Ausſichtsturm; Nummer zwei Krippenſtapel und die Schule; Nummer drei die Kirche ſamt Kirchhof. Pfarre ſchenken wir uns. Dann Wald und See. Und dann Globſow, wo ſich eine Glasinduſtrie befindet. Und dann wieder zurück und zum Abſchluß ein zweites Frühſtück, eine altmodiſche Bezeichnung, die mir aber trotzdem immer beſſer klingt als Lunch. ‚Zweites Frühſtück' hat etwas ausgeſprochen Behagliches und giebt zu verſtehen, daß man ein erſtes ſchon hinter ſich hat . . . Woldemar, dies iſt mein Programm, das ich dir, als einem Eingeweihten, hiermit unterbreite. Ja oder nein?"

„Natürlich ja, Papa. Du triffſt dergleichen immer am beſten. Ich meinerſeits mache aber nur die erſte Hälfte mit. Wenn wir in der Kirche fertig ſind, muß ich zu Lorenzen. Krippenſtapel kann mich ja mehr als erſetzen, und in Globſow weiß er all und jedes. Er ſpricht, als ob er Glasbläſer geweſen wäre."

„Darf dich nicht wundern. Dafür iſt er Lehrer im allgemeinen und Krippenſtapel im beſonderen."

* * *

So war denn also das Programm festgestellt, und nachdem Dubslav mit Engelkes Hilfe seinen noch ziemlich neuen weißen Filzhut, den er sehr schonte, mit einem wotanartigen schwarzen Filzhut vertauscht und einen schweren Eichenstock in die Hand genommen hatte, brach man auf, um zunächst auf den als erste Sehenswürdigkeit festgesetzten Aussichtsturm hinaufzusteigen. Der Weg dahin, keine hundert Schritte, führte durch einen sogenannten ‚Poetensteig'. „Ich weiß nicht," sagte Dubslav, „warum meine Mutter diesen etwas anspruchsvollen Namen hier einführte. Soviel mir bekannt, hat sich hier niemals etwas betreffen lassen, was zu dieser Rangerhöhung einer ehemaligen Taxushecke hätte Veranlassung geben können. Und ist auch recht gut so."

„Warum gut, Papa?"

„Nun, nimm es nicht übel," lachte Dubslav. „Du sprichst ja, wie wenn du selber einer wärst. Im übrigen räum' ich dir ein, daß ich kein rechtes Urteil über derlei Dinge habe. Bei den Kürassieren war keiner, und ich habe überhaupt nur einmal einen gesehen, mit einem kleinen Verdruß und einer Goldbrille, die er beständig abnahm und putzte. Natürlich bloß ein Männchen, klein und eitel. Aber sehr elegant."

„Elegant?" fragte Czako. „Dann stimmt es nicht; dann haben Sie so gut wie keinen gesehen."

Unter diesem Gespräche waren sie bis an den Turm gekommen, der in mehreren Etagen und zuletzt auf bloßen Leitern anstieg. Man mußte schwindelfrei sein, um gut hinaufzukommen. Oben aber war es wieder gefahrlos weil eine feste Wandung das Podium umgab. Rex und Czako hielten Umschau. Nach Süden hin lag das Land frei, nach den drei andern Seiten hin aber war alles mit Waldmassen besetzt, zwischen denen gelegentlich die sich hier auf weite Meilen hinziehende Seeenkette sichtbar wurde. Der nächste See war der Stechlin.

„Wo iſt nun die Stelle?“ fragte Czako. „Natürlich die, wo's ſprudelt und ſtrudelt.“

„Sehen Sie die kleine Buchtung da, mit der weißen Steinbank?“

„Jawohl; ganz deutlich.“

„Nun, von der Steinbank aus keine zwei Bootslängen in den See hinein, da haben Sie die Stelle, die, wenn's ſein muß, mit Java telephoniert.“

„Ich gäbe was drum,“ ſagte Czako, „wenn jetzt der Hahn zu krähen anfinge.“

„Dieſe kleine Aufmerkſamkeit muß ich Ihnen leider ſchuldig bleiben und hab' überhaupt da nach rechts hin nichts andres mehr für Sie als die roten Ziegeldächer, die ſich zwiſchen dem Waldrand und dem See wie auf einem Bollwerk hinziehen. Das iſt Kolonie Globſow. Da wohnen die Glasbläſer. Und dahinter liegt die Glashütte. Sie iſt noch unter dem alten Fritzen entſtanden und heißt die ‚grüne Glashütte‘.“

„Die grüne? Das klingt ja beinah' wie aus 'nem Märchen.“

„Iſt aber eher das Gegenteil davon. Sie heißt nämlich ſo, weil man da grünes Glas macht, allergewöhnlichſtes Flaſchenglas. An Rubinglas mit Goldrand dürfen Sie hier nicht denken. Das iſt nichts für unſre Gegend.“

Und damit kletterten ſie wieder hinunter und traten, nach Paſſierung des Schloßvorhofs, auf den quadratiſchen Dorfplatz hinaus, an deſſen einer Ecke die Schule gelegen war. Es mußte die Schule ſein, das ſah man an den offenſtehenden Fenſtern und den Malven davor, und als die Herren bis an den grünen Staketenzaun heran waren, hörten ſie auch ſchon den prompten Schulgang da drinnen, erſt die ſcharfe, kurze Frage des Lehrers und dann die ſofortige Maſſenantwort. Im nächſten Augenblick, unter Vorantritt Dubslavs, betraten alle den Flur, und weil

ein kleiner weißer Kläffer sofort furchtbar zu bellen anfing, erschien Krippenstapel um zu sehen, was los sei.

„Guten Morgen, Krippenstapel.“ sagte Dubslav. „Ich bring' Ihnen Besuch.“

„Sehr schmeichelhaft, Herr Baron.“

„Ja, das sagen Sie; wenn's nur wahr ist. Aber unter allen Umständen lassen Sie den Baron aus dem Spiel . . . Sehen Sie, meine Herren, mein Freund Krippenstapel ist ein ganz eignes Haus. Alltags nennt er mich Herr von Stechlin (den Major unterschlägt er), und wenn er ärgerlich ist, nennt er mich ‚gnäd'ger Herr'. Aber sowie ich mit Fremden komme, betitelt er mich Herr Baron. Er will was für mich thun.“

Krippenstapel, still vor sich hinschmunzelnd, hatte mittlerweile die Thür zu der seiner Schulklasse gegenüber gelegenen Wohnstube geöffnet und bat die Herren, einzutreten zu wollen. Sie nahmen auch jeder einen Stuhl in die Hand, aber stützten sich nur auf die Lehne, während das Gespräch zwischen Dubslav und dem Lehrer seinen Fortgang nahm. „Sagen Sie, Krippenstapel, wird es denn überhaupt gehen? Sie sollen uns natürlich alles zeigen, und die Schule ist noch nicht aus.“

„O, gewiß geht es, Herr von Stechlin.“

„Ja, hören Sie, wenn der Hirt fehlt, rebelliert die Herde . . .“

„Nicht zu befürchten, Herr von Stechlin. Da war mal ein Bürgemeister, achtundvierziger Zeit, Namen will ich lieber nicht nennen, der sagte: ‚Wenn ich meinen Stiefel ans Fenster stelle, regier' ich die ganze Stadt.' Das war mein Mann.“

„Richtig; den hab' ich auch noch gekannt. Ja, der verstand es. Überhaupt immer in der Furcht des Herrn. Dann geht alles am besten. Der Hauptregente bleibt doch der Krückstock.“

„Der Krückſtock", beſtätigte Krippenſtapel. „Und dann freilich die Belohnungen."

„Belohnungen?" lachte Dubslav. „Aber Krippenſtapel, wo nehmen Sie denn die her?"

„O, die hat's ſchon, Herr von Stechlin. Aber immer mit Verſchiedenheiten. Iſt es was Kleines, ſo kriegt der Junge bloß 'nen Katzenkopp weniger, iſt es aber was Großes, dann kriegt er 'ne Wabe."

„'ne Wabe? Richtig. Davon haben wir ſchon heute früh beim Frühſtück geſprochen, als Ihr Honig auf den Tiſch kam. Ich habe den Herren dabei geſagt, Sie wären der beſte Imker in der ganzen Grafſchaft."

„Zu viel Ehre, Herr von Stechlin. Aber das darf ich ſagen, ich verſteh' es. Und wenn die Herren mir folgen wollen, um das Volk bei der Arbeit zu ſehen — es iſt jetzt gerade beſte Zeit."

Alle waren einverſtanden, und ſo gingen ſie denn durch den Flur bis in Hof und Garten hinaus und nahmen hier Stellung vor einem offenen Etageſchuppen, drin die Stöcke ſtanden, nicht altmodiſche Bienenkörbe, ſondern richtige Bienenhäuſer, nach der Dzierzonſchen Methode, wo man alles herausnehmen und jeden Augenblick in das Innere bequem hinein gucken kann. Krippenſtapel zeigte denn auch alles, und Rex und Czako waren ganz aufrichtig intereſſiert.

„Nun aber, Herr Lehrer Krippenſtapel", ſagte Czako, „nun bitte, geben Sie uns auch einen Kommentar. Wie is das eigentlich mit den Bienen? Es ſoll ja was ganz Beſondres damit ſein."

„Iſt es auch, Herr Hauptmann. Das Bienenleben iſt eigentlich feiner und vornehmer als das Menſchenleben."

„Feiner, das kann ich mir ſchon denken; aber auch vornehmer? Was Vornehmeres als den Menſchen giebt es nicht. Indeſſen, wie's damit auch ſei, ‚ja' oder ‚nein',

Sie machen einen nur immer neugieriger. Ich habe mal gehört, die Bienen sollen sich auf das Staatliche so gut verstehen; beinah' vorbildlich."

„So ist es auch, Herr Hauptmann. Und eines ist ja da, worüber sich als Thema vielleicht reden läßt. Da sind nämlich in jedem Stock drei Gruppen oder Klassen. In Klasse eins haben wir die Königin, in Klasse zwei haben wir die Arbeitsbienen (die, was für alles Arbeitsvolk wohl eigentlich immer das beste ist, geschlechtslos sind), und in Klasse drei haben wir die Drohnen; die sind männlich, worin zugleich ihr eigentlicher Beruf besteht. Denn im übrigen thun sie gar nichts."

„Interessanter Staat. Gefällt mir. Aber immer noch nicht vorbildlich genug."

„Und nun bedenken Sie, Herr Hauptmann. Winterlang haben sie so dagesessen und gearbeitet oder auch geschlafen. Und nun kommt der Frühling, und das erwachende neue Leben ergreift auch die Bienen, am mächtigsten aber die Klasse eins, die Königin. Und sie beschließt nun, mit ihrem ganzen Volk einen Frühlingsausflug zu machen, der sich für sie persönlich sogar zu einer Art Hochzeitsreise gestaltet. So muß ich es nennen. Unter den vielen Drohnen nämlich, die ihr auf der Ferse sind, wählt sie sich einen Begleiter, man könnte sagen einen Tänzer, der denn auch berufen ist, alsbald in eine noch intimere Stellung zu ihr einzurücken. Etwa nach einer Stunde kehrt die Königin und ihr Hochzeitszug in die beengenden Schranken ihres Staates zurück. Ihr Dasein hat sich inzwischen erfüllt. Ein ganzes Geschlecht von Bienen wird geboren, aber weitere Beziehungen zu dem bewußten Tänzer sind ein für allemal ausgeschlossen. Es ist das gerade das, was ich vorhin als fein und vornehm bezeichnet habe. Bienenköniginnen lieben nur einmal. Die Bienenkönigin liebt und stirbt."

„Und was wird aus der bevorzugten Drohne, aus

dem Prinzeſſinnen-Tänzer, dem Prince-Conſort, wenn dieſer Titel ausreicht?"

„Dieſer Tänzer wird ermordet."

„Nein, Herr Lehrer Krippenſtapel, das geht nicht. Unter dieſer letzten Mitteilung bricht meine Begeiſterung wieder zuſammen. Das iſt ja ſchlimmer als der Heineſche Afra. Der ſtirbt doch bloß. Aber hier haben wir Ermordung. Sagen Sie, Rex, wie ſtehen Sie dazu?"

„Das monogamiſche Prinzip, woran doch ſchließlich unſre ganze Kultur hängt, kann nicht ſtrenger und überzeugender demonſtriert werden. Ich finde es großartig."

Czako hätte gern geantwortet; aber er kam nicht dazu, weil in dieſem Augenblicke Dubslav darauf aufmerkſam machte, daß man noch viel vor ſich habe. Zunächſt die Kirche. „Seine Hochwürden, der wohl eigentlich dabei ſein müßte, wird es nicht übelnehmen, wenn wir auf ihn verzichten. Aber Sie, Krippenſtapel, könnten Sie?"

Krippenſtapel wiederholte, daß er Zeit vollauf habe. Zudem ſchlug die Schuluhr, und gleich beim erſten Schlage hörte man, wie's drinnen in der Klaſſe lebendig wurde und die Jungens in ihren Holzpantinen über den Flur weg auf die Straße ſtürzten. Draußen aber ſtellten ſie ſich militäriſch auf, weil ſie mittlerweile gehört hatten, daß der gnädige Herr gekommen ſei.

„Morgen, Jungens", ſagte Dubslav, an einen kleinen Schwarzhaarigen herantretend. „Biſt von Globſow?"

„Nein, gnäd'ger Herr, von Dagow."

„Na, lernſt auch gut?"

Der Junge griente.

„Wann war denn Fehrbellin?"

„Achtzehnte Juni."

„Und Leipzig?"

„Achtzehnter Oktober. Immer achtzehnter bei uns."

„Das iſt recht, Junge .... Da."

Und dabei griff er in seinen Rock und suchte nach einem Nickel. „Sehen Sie, Hauptmann, Sie sind ein bißchen ein Spötter, so viel hab' ich schon gemerkt; aber so muß es gemacht werden. Der Junge weiß von Fehrbellin und von Leipzig und hat ein kluges Gesicht und steht Red' und Antwort. Und rote Backen hat er auch. Sieht er aus, als ob er einen Kummer hätte oder einen Gram ums Vaterland? Unsinn. Ordnung und immer feste. Na, so lange ich hier sitze, so lange hält es noch. Aber freilich, es kommen andre Tage."

Woldemar lächelte.

„Na", fuhr der Alte fort, „will mich trösten. Als der alte Fritz zu sterben kam, dacht' er auch, nu ginge die Welt unter. Und sie steht immer noch, und wir Deutsche sind wieder obenauf, ein bißchen zu sehr. Aber immer besser als zu wenig."

Inzwischen hatte sich Krippenstapel in seiner Stube proper gemacht: schwarzer Rock mit dem Inhaberband des Adlers von Hohenzollern, den ihm sein gütiger Gutsherr verschafft hatte. Statt des Hutes, den er in der Eile nicht hatte finden können, trug er eine Mütze von sonderbarer Form. In der Rechten aber hielt er einen ausgehöhlten Kirchenschlüssel, der wie 'ne rostige Pistole aussah.

Der Weg bis zur Kirche war ganz nah. Und nun standen sie dem Portal gegenüber.

Rex, zu dessen Ressort auch Kirchenbauliches gehörte, setzte sein Pincenez auf und musterte. „Sehr interessant. Ich setze das Portal in die Zeit von Bischof Unger. Prämonstratenser-Bau. Wenn mich nicht alles täuscht, Anlehnung an die Brandenburger Krypte. Also sagen wir zwölfhundert. Wenn ich fragen darf, Herr von Stechlin, existieren Urkunden? Und war vielleicht Herr von Quast schon hier oder Geheimrat Adler, unser bester Kenner?"

Dubslav geriet in eine kleine Verlegenheit, weil er sich einer solchen Gründlichkeit nicht gewärtigt hatte. „Herr von Quast war einmal hier, aber in Wahlangelegenheiten. Und mit den Urkunden ist es gründlich vorbei, seit Wrangel hier alles niederbrannte. Wenn ich von Wrangel spreche, mein' ich natürlich nicht unsern ‚Vater Wrangel', der übrigens auch keinen Spaß verstand, sondern den Schillerschen Wrangel ... Und außerdem, Herr von Rex, ist es so schwer für einen Laien. Aber Sie, Krippenstapel, was meinen Sie?"

Rex, über den plötzlich etwas von Dienstlichkeit gekommen war, zuckte zusammen. Er hatte sich an Herrn von Stechlin gewandt, wenn nicht als an einen Wissenden, so doch als an einen Ebenbürtigen, und daß jetzt Krippenstapel aufgefordert wurde, das entscheidende Wort in dieser Angelegenheit zu sprechen, wollte ihm nicht recht gefallend erscheinen. Überhaupt, was wollte diese Figur, die doch schon stark die Karikatur streifte. Schon der Bericht über die Bonnen und namentlich was er über die Haltung der Königin und den Prince Consort gesagt hatte, hatte so merkwürdig anzüglich geklungen, und nun wurde dies Schulmeister-Original auch noch aufgefordert, über heikle Fragen und aus welchem Jahrhundert die Kirche stamme, sein Urteil abzugeben. Er hatte wohlweislich noch Quast und Adler gemieden, und nun kam Krippenstapel! Wenn man durchaus wollte, konnte man das alles patriarchalisch finden; aber es mißfiel ihm doch. Und leider war Krippenstapel der zu seinen sonstigen Sonderbarkeiten auch noch den ganzen Trotz des Autodidakten gesellte — keineswegs angetan, die kleinen Unebenheiten, in die das Gespräch hineingeraten war, wieder glatt zu machen. Er nahm vielmehr die Frage ‚Krippenstapel, was meinen Sie' ganz ernsthaft auf und sagte:

„Wollen verzeihen, Herr von Rex, wenn ich unter Anlehnung an eine neulings erschienene Broschüre des

Oberlehrers Tuchebands in Templin zu widersprechen wage. Dieser Grafschaftswinkel hier ist von mehr mecklenburgischem und uckermärkischem als brandenburgischem Charakter, und wenn wir für unsre Stechliner Kirche nach Vorbildern forschen wollen, so werden wir sie wahrscheinlich in Kloster Himmelpfort oder Gransee zu suchen haben, aber nicht in Dom Brandenburg. Ich möchte hinzusetzen dürfen, daß Oberlehrer Tuchebands Aufstellungen, so viel ich weiß, unwidersprochen geblieben sind."

Czako, der diesem aufflackernden Kampfe zwischen einem Ministerialassessor und einem Dorfschulmeister mit größtem Vergnügen folgte, hätte gern noch weitere Scheite herzugetragen, Woldemar aber empfand, daß es höchste Zeit sei, zu intervenieren, und bemerkte: nichts sei schwerer als auf diesem Gebiete Bestimmungen zu treffen — ein Satz, den übrigens sowohl Rex wie Krippenstapel ablehnen zu wollen schienen — und daß er vorschlagen möchte, lieber in die Kirche selbst einzutreten, als hier draußen über die Säulen und Kapitelle weiter zu debattieren.

Man fand sich in diesen Vorschlag, Krippenstapel öffnete die Kirche mit seinem Riesenschlüssel, und alle traten ein.

Sechstes Kapitel.

Gleich nach zwölf — Woldemar hatte sich, wie geplant, schon lange vorher, um bei Lorenzen vorzusprechen, von den andern Herren getrennt — waren Dubslav, Rex und Czako von dem Globsower Ausfluge zurück, und Rex, seiner Mann, der er war, war bei Passierung des Vorhofs verbindlich an die mit Zinn ausgelegte blanke Glaskugel herangetreten, um ihr, als einem mutmaßlichen Produkte der eben besichtigten „grünen Glashütte", seine Ministerialaufmerksamkeit zu schenken. Er ging dabei so weit, von „Industriestaat" zu sprechen. Czako, der gemeinschaftlich mit Rex in die Glaskugel hineinguckte, war mit allem einverstanden, nur nicht mit seinem Spiegelbilde. „Wenn man nur bloß etwas besser aussähe . . ." Rex versuchte zu widersprechen, aber Czako gab nicht nach und versicherte: „Ja, Rex, Sie sind ein schöner Mann, Sie haben eben mehr zuzusetzen. Und da bleibt denn immer noch was übrig."

Oben auf der Rampe stand Engelke.

„Nun, Engelke, wie steht's? Woldemar und der Pastor schon da?"

„Nein, gnäd'ger Herr. Aber ich kann ja die Christel schicken . . ."

„Nein, nein, schicke nicht. Das stört bloß. Aber warten wollen wir auch nicht. Es war doch weiter nach Globsow, als ich dachte; das heißt, eigentlich war es

nicht weiter, bloß die Beine wollen nicht mehr recht. Und hat solche Anstrengung bloß das eine Gute, daß man hungrig und durstig wird. Aber da kommen ja die Herren."

Und er grüßte von der Rampe her nach der Bohlenbrücke hinüber, über die Woldemar und Lorenzen eben in den Schloßhof eintraten. Rex ging ihnen entgegen. Tubslav dagegen nahm Czakos Arm und sagte: „Nun kommen Sie, Hauptmann, wir wollen derweilen ein bißchen recherchieren und uns einen guten Platz aussuchen. Mit der ewigen Veranda, das ist nichts; unter der Marquise steht die Luft wie 'ne Mauer, und ich muß frische Luft haben. Vielleicht erstes Zeichen von Hydropsie. Kann eigentlich Fremdwörter nicht leiden. Aber mitunter sind sie doch ein Segen. Wenn ich so zwischen Hydropsie und Wassersucht die Wahl habe, bin ich immer für Hydropsie. Wassersucht hat so was kolossal Anschauliches."

Unter diesen Worten waren sie bis in den Garten gekommen, an eine Stelle, wo viel Buchsbaum stand, dem Portensteige gerad' gegenüber. „Sehen Sie hier, Hauptmann, das wäre so was. Niedrige Buchsbaumwand. Da haben wir Luft und doch keinen Zug. Denn vor Zug muß ich mich auch hüten wegen Rheumatismus, oder vielleicht ist es auch Gicht. Und dabei hören wir das Plätschern von meiner Sanssouci-Fontäne. Was meinen Sie?"

„Kapital, Herr Major."

„Ach, lassen Sie den Major. Major klingt immer so dienstlich . . Also hier, Engelke, hier decke den Tisch und stell auch ein paar Fuchsien oder was gerade blüht in die Mitte. Nur nicht Astern. Astern sind ganz gut, aber doch sozusagen unterm Stand und sehen immer aus wie 'n Bauerngarten. Und dann mache dich in den Keller und hol uns was Ordentliches heraus. Du weißt ja, was ich zum Frühstück am liebsten habe. Vielleicht hat Hauptmann Czako denselben Geschmack."

„Ich weiß noch nicht, um was es sich handelt, Herr von Stechlin; aber ich möchte mich für Übereinstimmung schon jetzt verbürgen."

Inzwischen waren auch Woldemar, Rex und der Pastor vom Gartensalon her auf die Veranda hinausgetreten und Dubslav ging ihnen entgegen. „Guten Tag, Pastor. Nun, das ist recht. Ich dachte schon, Woldemar würde von Ihnen annektiert werden."

„Aber, Herr von Stechlin . . . Ihre Gäste . . . Und Woldemars Freunde."

„Betonen Sie das nicht so, Lorenzen. Es giebt Umgangsformen und Artigkeitsgesetze. Gewiß. Aber das alles reicht nicht weit. Was der Mensch am ehesten durchbricht, das sind gerade solche Formen. Und wer sie nicht durchbricht, der kann einem auch leid thun. Wie geht es denn in der Ehe? Haben Sie schon einen Mann gesehen, der die Formen wahrt, wenn seine Frau ihn ärgert? Ich nicht. Leidenschaft ist immer siegreich."

„Ja, Leidenschaft. Aber Woldemar und ich . . ."

„Sind auch in Leidenschaft. Sie haben die Freundschaftsleidenschaft, Orest und Pylades — so was hat es immer gegeben. Und dann, was noch viel mehr sagen will, Sie haben nebenher die Konspirationsleidenschaft . . ."

„Aber, Herr von Stechlin."

„Nein, nicht die Konspirationsleidenschaft, ich nehm' es zurück; aber Sie haben dafür was andres, nämlich die Weltverbesserungsleidenschaft. Und das ist eine der größten, die es giebt. Und wenn solche zwei Weltverbesserer zusammen sind, da können Rex und Czako warten, und da kann selbst ein warmes Frühstück warten. Sagt man noch Déjeuner à la fourchette?"

„Kaum, Papa. Wie du weißt, es ist jetzt alles englisch."

„Natürlich. Die Franzosen sind abgesetzt. Und ist auch recht gut so, wiewohl unsre Vettern drüben erst recht

nichts taugen. Selbst ist der Mann. Aber ich glaube, das Frühstück wartet."

Wirklich, es war so. Während die Herren zu zwei und zwei an der Buchsbaumwandung auf und ab schritten, hatte Engelke den Tisch arrangiert, an den jetzt Wirt und Gäste herantraten.

Es war eine längliche Tafel, deren dem Rundell zugekehrte Längsseite man frei gelassen hatte, was allen einen Überblick über das hübsche Gartenbild gestattete. Tubslav, das Arrangement musternd, nickte Engelke zu, zum Zeichen, daß er's getroffen habe. Dann aber nahm er die Mittelschüssel und sagte, während er sie Rex reichte: „Toujours perdrix." Das heißt, es sind eigentlich Krammetsvögel, wie schon gestern abend. Aber wer weiß, wie Krammetsvögel auf französisch heißen? Ich wenigstens weiß es nicht. Und ich glaube, nicht einmal Tucheband wird uns helfen können."

Ein allgemeines verlegenes Schweigen bestätigte Tubslavs Vermutung über französische Vokabelkenntnis.

„Wir kamen übrigens," fuhr dieser fort, „dicht vor Globsow durch einen Dohnenstrich, überall hingen noch viele Krammetsvögel in den Schleifen, was mir auffiel und was ich doch, wie so vieles Gute, meinem alten Krippenitzer Zuschreiben muß. Es wäre doch 'ne Kleinigkeit für die Jungens, den Dohnenstrich auszuplündern. Aber so was kommt nicht vor. Was meinen Sie, Lorenzen?"

„Ich freue mich, daß es ist, wie es ist, und daß die Dohnenstriche nicht ausgeplündert werden. Aber ich glaube, Herr von Stechlin, Sie dürfen es Krippenitzer nicht anrechnen."

Tubslav lachte herzlich. „Da haben wir wieder die alte Geschichte. Jeder Schulmeister schulmeistert an seinem Pastor herum, und jeder Pastor pastort über seinen Schulmeister. Ewige Rivalität. Der natürliche Zug ist doch,

daß die Jungens nehmen, was sie kriegen können. Der Mensch stiehlt wie'n Rabe. Und wenn er's mit einmal unterläßt, so muß das doch 'nen Grund haben."

„Den hat es auch, Herr von Stechlin. Bloß einen andern. Was sollen sie mit 'nem Krammetsvogel machen? Für uns ist es eine Delikatesse, für einen armen Menschen ist es gar nichts, knapp so viel wie'n Sperling."

„Ach, Lorenzen, ich sehe schon, Sie liegen da wieder mit dem ‚Patrimonium der Enterbten' im Anschlag; Sperling, das klingt ganz so. Aber so viel ist doch richtig, daß Krippenstapel die Jungens brillant in Ordnung hält; wie ging das heute Schlag auf Schlag, als ich den kurzgeschornen Schwarzkopp ins Examen nahm und wie stramm waren die Jungens und wie manierlich, als wir sie nach 'ner Stunde in Globsow wiedersahen. Wie sie da so fidel spielten und doch voll Respekt in allem. ‚Frei, aber nicht frech', das ist so mein Satz."

Woldemar und Lorenzen, die nicht mit dabei gewesen waren, waren neugierig, auf welchen Vorgang sich all dies Lob des Alten bezöge.

„Was hat denn," fragte Woldemar, „die Globsower Jungens mit einemmal zu so guter Reputation gebracht?"

„O, es war wirklich scharmant," sagte Czako „wir steckten noch unter den Waldbäumen, als wir auch schon Stimmen wie Kommandorufe hörten, und kaum daß wir auf einen freien, von Kastanien umstellten Platz hinausgetreten waren (eigentlich war es wohl schon ein großer Fabrikhof), so sahen wir uns wie mitten in einer Bataille."

Rex nickte zustimmend, während Czako fortfuhr: „Auf unserer Seite stand die bis dahin augenscheinlich siegreiche Partei, deren weiterer Angriff aber wegen der guten gegnerischen Deckung mit einemmale stoppte. Kaum zu verwundern. Denn eben diese Deckung bestand aus wohl tausend, ein großes Karree bildenden Glasballons, hinter die sich die geschlagene Truppe wie hinter eine

Barrikade zurückgezogen hatte. Da standen sie nun und nahmen ein mit den massenhaft umherliegenden Kastanien geführtes Feuergefecht auf. Die meisten ihrer Schüsse gingen zu kurz und fielen klappernd wie Hagel auf die Ballons nieder. Ich hätte dem Spiel, ich weiß nicht wie lange, zusehn können. Als man unserer aber ansichtig wurde, stob alles unter Hurra und Mützenschwenken auseinander. Überall sind Photographen. Nur wo sie hingehören, da fehlen sie. Genau so wie bei der Polizei."

Dubslav hatte schmunzelnd der Schilderung zugehört. „Hören Sie, Hauptmann, Sie verstehn es aber; Sie können mit 'nem Dukaten den Großen Kurfürsten vergolden."

„Ja," sagte Rex, seinen Partner plötzlich im Stiche lassend, „das thut unser Freund Czako nicht anders; dreiviertel ist immer Dichtung."

„Ich gebe mich auch nicht für einen Historiker aus und am wenigsten für einen korrekten Aktenmenschen."

„Und dabei, lieber Czako," nahm jetzt Dubslav das Wort, „dabei bleiben Sie nur. Auf Ihr Spezielles! In so wichtiger Sache müssen Sie mir aber in meiner Lieblingssorte Bescheid thun, nicht in Rotwein, den mein berühmter Miteinsiedler das ‚natürliche Getränk des norddeutschen Menschen' genannt hatte. Einer seiner mannigfachen Irrtümer; vielleicht der größte. Das natürliche Getränk des norddeutschen Menschen ist am Rhein und Main zu finden. Und am vorzüglichsten da, wo sich, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, beide vermählen. Ungefähr von dieser Vermählungsstelle kommt auch der hier." Und dabei wies er auf eine vor ihm stehende Bocksbeutelflasche. „Sehen Sie, meine Herren, verhaßt sind mir alle langen Hälse; das hier aber, das nenn' ich eine gefällige Form. Heißt es nicht irgendwo: ‚Laßt mich dicke Leute sehn', oder so ähnlich. Da stimm' ich zu; dicke Flaschen, die sind mein Fall." Und dabei stieß er

wiederholt mit Czako an. „Noch einmal, auf Ihr Wohl. Und auf Ihres, Herr von Rex. Und dann auf das Wohl meiner Globsower, oder wenigstens meiner Globsower Jungens, die sich nicht bloß um Fehrbellin kümmern und um Leipzig, sondern, wie wir gesehen haben, auch selber ihre Schlachten schlagen. Ich ärgere mich nur immer, wenn ich diese riesigen Ballons da zwischen meinen Globsowern sehe. Und hinter dem ersten Fabrikhof (ich wollte Sie nur nicht weiter damit behelligen), da ist noch ein zweiter Hof, der sieht noch schlimmer aus. Da stehen nämlich wahre Glasungeheuer, auch Ballons, aber mit langem Hals dran, und die heißen dann Retorten."

„Aber Papa," sagte Woldemar, „daß du dich über die paar Retorten und Ballons nie beruhigen kannst. So lang ich nur denken kann, eiferst du dagegen. Es ist doch ein wahres Glück, daß so viel davon in die Welt geht und den armen Fabrikleuten einen guten Lohn sichert. So was wie Streik kommt hier ja gar nicht vor und in diesem Punkt ist unsre Stechliner Gegend doch wirklich noch wie ein Paradies."

Lorenzen lachte.

„Ja, Lorenzen, Sie lachen," warf Dubslav hier ein. „Aber bei Lichte besehen hat Woldemar doch recht, was, (und Sie wissen auch warum,) eigentlich nicht oft vorkommt. Es ist genau so, wie er sagt. Natürlich bleibt uns Eva und die Schlange; das ist uralte Erbschaft. Aber so viel noch von guter alter Zeit in dieser Welt zu finden ist, so viel findet sich hier, hier in unsrer lieben alten Grafschaft. Und in dies Bild richtiger Gliederung, oder meinetwegen auch richtiger Unterordnung (denn ich erschrecke vor solchem Worte nicht), in dieses Bild des Friedens paßt mir diese ganze Globsower Retortenbläserei nicht hinein. Und wenn ich nicht fürchten müßte, für einen Querkopf gehalten zu werden, so hätt' ich bei hoher Behörde schon lange meine Vorschläge wegen dieser Retorten und Ballons

eingereicht. Und natürlich gegen beide. Warum müssen es immer Ballons sein? Und wenn schon, na, dann lieber solche wie diese. Die lass' ich mir gefallen." Und dabei hob er die Bocksbeutelflasche.

„Wie diese," bestätigte Czako.

„Ja, Czako, Sie sind ganz der Mann, meinen Papa in seiner Idiosynkrasie zu bestärken."

„Idiosynkrasie," wiederholte der Alte. „Wenn ich so was höre. Ja, Woldemar, da glaubst du nun wieder wunder was Feines gesagt zu haben. Aber es ist doch bloß ein Wort. Und was bloß ein Wort ist, ist nie was Feines, auch wenn es so aussieht. Dunkle Gefühle, die sind fein. Und so gewiß die Vorstellung, die ich mit dieser lieben Flasche hier verbinde, für mich persönlich was Celestes hat . . . kann man Celestes sagen? . . ." Lorenzen nickte zustimmend, „so gewiß hat die Vorstellung, die sich für mich an diese Globsower Riesenbocksbeutelflaschen knüpft, etwas Infernalisches."

„Aber Papa."

„Still, unterbrich mich nicht, Woldemar. Denn ich komme jetzt eben an eine Berechnung, und bei Berechnungen darf man nicht gestört werden. Über hundert Jahre besteht nun schon diese Glashütte. Und wenn ich nun so das jedesmalige Jahresprodukt mit hundert multipliziere, so rechne ich mir alles in allem wenigstens eine Million heraus. Die schicken sie zunächst in andre Fabriken, und da destillieren sie flott drauf los und zwar allerhand schreckliches Zeug in diese grünen Ballons hinein: Salzsäure, Schwefelsäure, rauchende Salpetersäure. Das ist die schlimmste, die hat immer einen rotgelben Rauch, der einem gleich die Lunge anfrißt. Aber wenn einen der Rauch auch zufrieden läßt, jeder Tropfen brennt ein Loch, in Leinwand oder in Tuch, oder in Leder, überhaupt in alles; alles wird angebrannt und angeätzt. Das ist das Zeichen unsrer Zeit jetzt, ‚angebrannt und angeätzt'.

Und wenn ich dann bedenke, daß meine Globsower da mitthun und ganz gemütlich die Werkzeuge liefern für die große Generalweltanbrennung, ja, hören Sie, meine Herren, das giebt mir einen Stich. Und ich muß Ihnen sagen, ich wollte, jeder kriegte lieber einen halben Morgen Land von Staats wegen und kaufte sich zu Ostern ein Ferkelchen, und zu Martini schlachteten sie ein Schwein und hätten den Winter über zwei Speckseiten, jeden Sonntag eine ordentliche Scheibe, und alltags Kartoffeln und Grieben."

„Aber Herr von Stechlin," lachte Lorenzen, „das ist ja die reine Neulandtheorie. Das wollen ja die Sozialdemokraten auch."

„Ach was, Lorenzen, mit Ihnen ist nicht zu reden ... Übrigens Prosit ... wenn Sie's auch eigentlich nicht verdienen."

* * *

Das Frühstück zog sich lange hin, und das dabei geführte Gespräch nahm noch ein paarmal einen Anlauf ins Politische hinein; Lorenzen aber, der kleine Schraubereien gern vermeiden wollte, wich jedesmal geschickt aus und kam lieber auf die Stechliner Kirche zu sprechen. Er war aber auch hier vorsichtig und beschränkte sich, unter Anlehnung an Tucheband, auf Architektonisches und Historisches, bis Dubslav, ziemlich abrupt, ihn fragte: „Wissen Sie denn, Lorenzen, auf unserm Kirchenboden Bescheid? Krippenstapel hat mich erst heute wissen lassen, daß wir da zwei vergoldete Bischöfe mit Krummstab haben. Oder vielleicht sind es auch bloß Äbte." Lorenzen wußte nichts davon, weshalb ihm Dubslav gutmütig mit dem Finger drohte.

So ging das Gespräch. Aber kurz vor zwei mußte dem allem ein Ende gemacht werden. Engelke kam und meldete, daß die Pferde da und die Mantelsäcke bereits aufgeschnallt seien. Dubslav ergriff sein Glas, um auf ein frohes Wiedersehn anzustoßen. Dann erhob man sich.

Rex, bei Paſſierung der Rampe, trat noch einmal an die kranke Aloe heran und verſicherte, daß ſolche Blüte doch etwas eigentümlich Geheimnisvolles habe. Dubslav hütete ſich, zu widerſprechen, und freute ſich, daß der Beſuch mit etwas für ihn ſo Erheiterndem abſchloß.

* * *

Gleich danach ritt man ab. Als ſie bei der Glaskugel vorbeikamen, wandten ſich alle drei noch einmal zurück, und jeder lüpfte ſeine Mütze. Dann ging es, zwiſchen den Findlingen hin, auf die Dorfſtraße hinaus, auf der eben eine ziemlich ramponiert ausſehende Halbchaiſe, das lederne Verdeck zurückgeſchlagen, an ihnen vorüberfuhr; die Sitze leer, alles an dem Fuhrwerk ließ Ordnung und Sauberkeit vermiſſen; das eine Pferd war leidlich gut, das andre ſchlecht, und zu dem neuen Livreerock des Kutſchers wollte der alte Hut, der wie ein fuchſiges Torfſtück ausſah, nicht recht paſſen.

„Das war ja Gundermanns Wagen."

„So, ſo," ſagte Czako. „Auf den hatt' ich beinah' geraten."

„Ja, dieſer Gundermann", lachte Woldemar. „Mein Vater wollt' Ihnen geſtern gern etwas Grafſchaftliches vorſetzen, aber er vergriff ſich. Gundermann auf Siebenmühlen iſt ſo ziemlich unſere ſchlechteſte Nummer. Ich ſehe, er hat Ihnen nicht recht gefallen."

„Gott, gefallen, Stechlin, — was heißt gefallen? Eigentlich gefällt mir jeder oder auch keiner. Eine Dame hat mir mal geſagt, die langweiligen Leute wären ſchließlich gerade ſo gut wie die intereſſanten, und es hat was für ſich. Aber dieſer Gundermann! Zu welchem Zwecke läßt er denn eigentlich ſeinen leeren Wagen in der Welt herumkutſchieren?"

„Ich bin deſſen auch nicht ſicher. Wahrſcheinlich in Wahlangelegenheiten. Er perſönlich wird irgendwo hängen

geblieben ſein, um Stimmen einzufangen. Unſer alter braver Kortſchädel nämlich, der allgemein beliebt war, iſt dieſen Sommer geſtorben, und da will nun Gundermann, der ſich auf den Konſervativen hin ausſpielt, aber keiner iſt, im Trüben fiſchen. Er intrigiert. Ich habe das in einem Geſpräch, das ich mit ihm hatte, ziemlich deutlich herausgehört, und Lorenzen hat es mir beſtätigt."

„Ich kann mir denken," ſagte Rex, „daß gerade Lorenzen gegen ihn iſt. Aber dieſer Gundermann, für den ich weiter nichts übrig habe, hat doch wenigſtens die richtigen Prinzipien."

„Ach, Rex, ich bitte Sie," ſagte Czako, „richtige Prinzipien! Geſchmackloſigkeiten hat er und öde Redensarten. Dreimal hab' ich ihn ſagen hören: ‚Das wäre wieder Waſſer auf die Mühlen der Sozialdemokratie.' So was ſagt kein anſtändiger Menſch mehr, und jedenfalls ſetzt er nicht hinzu: ‚daß er das Waſſer abſtellen wolle.' Das iſt ja eine ſchreckliche Wendung."

Unter dieſen Worten waren ſie bis an den hochüberwölbten Teil der Kaſtanienallee gekommen.

Engelke, der gleich frühmorgens ein allerſchönſtes Wetter in Ausſicht geſtellt hatte, hatte recht behalten; es war ein richtiger Oktobertag, klar und friſch und milde zugleich. Die Sonne fiel hie und da durch das noch ziemlich dichte Laub, und die Reiter freuten ſich des Spieles der Schatten und Lichter. Aber noch anmutiger geſtaltete ſich das Bild, als ſie bald danach in einen Seitenweg einmündeten, der ſich durch eine flache, nur hie und da von Waſſerlachen durchzogene Wieſenlandſchaft hinſchlängelte. Die großen Heiden und Forſten, die das eigentlich Charakteriſtiſche dieſes nordöſtlichen Grafſchaftswinkels bilden, traten an dieſer Stelle weit zurück, und nur ein paar einzelne, wie vorgeſchobene Kouliſſen wirkende Waldſtreifen wurden ſichtbar.

Alle drei hielten an, um das Bild auf ſich wirken

zu laſſen; aber ſie kamen nicht recht dazu, weil ſie, während ſie ſich umſchauten, eines alten Mannes anſichtig wurden, der, nur durch einen flachen Graben von ihnen getrennt, auf einem Stück Wieſe ſtand und das hochſtehende Gras mähte. Jetzt erſt ſah auch er von ſeiner Arbeit auf und zog ſeine Mütze. Die Herren thaten ein Gleiches und ſchwankten, ob ſie näher heranreiten und eine Anſprache mit ihm haben ſollten. Aber er ſchien das weder zu wünſchen noch zu erwarten, und ſo ritten ſie denn weiter.

„Mein Gott," ſagte Rex, „das war ja Krippenſtapel. Und hier draußen, ſo weit ab von ſeiner Schule. Wenn er nicht die Seehundsfellmütze gehabt hätte, die wie aus einer konfiszierten Schulmappe geſchnitten ausſah, hätt' ich ihn nicht wieder erkannt."

„Ja, er war es, und das mit der Schulmappe wird wohl auch zutreffen," ſagte Woldemar. „Krippenſtapel kann eben alles — der reine Robinſon."

„Ja, Stechlin," warf Czako hier ein, „Sie ſagen das ſo hin, als ob Sie's beſpötteln wollten. Eigentlich iſt es doch aber was Großes, ſich immer ſelber helfen zu können. Er wird wohl 'nen Sparren haben, zugegeben, aber Ihrem geprieſenen Lorenzen iſt er denn doch um ein gut Stück überlegen. Schon weil er ein Original iſt und ein Eulengeſicht hat. Eulengeſichtsmenſchen ſind anderen Menſchen faſt immer überlegen."

„Aber Czako, ich bitte Sie, das iſt ja doch alles Unſinn. Und Sie wiſſen es auch. Sie möchten nur, ganz wie Rex, wenn auch aus einem andern Motiv, dem armen Lorenzen was am Zeug flicken, bloß weil Sie herausfühlen: ‚das iſt eine lautere Perſönlichkeit'."

„Da thun Sie mir unrecht, Stechlin. Ganz und gar. Ich bin auch fürs Lautere, wenn ich nur perſönlich nicht in Anſpruch genommen werde."

„Nun, davor ſind Sie ſicher, — vom Brombeer-

ſtrauch keine Trauben. Im übrigen muß ich hier abbrechen und Sie bitten, mich auf ein Weilchen entſchuldigen zu wollen. Ich muß da nämlich nach dem Forſthauſe hinüber, da drüben neben der Waldecke."

„Aber Stechlin, was wollen Sie denn bei 'nem Förſter?"

„Kein Förſter. Es iſt ein Oberförſter, zu dem ich will, und zwar derſelbe, den Sie geſtern abend bei meinem Papa geſehn haben. Oberförſter Katzler, bürgerlich, aber doch beinah' ſchon hiſtoriſcher Name."

„So, ſo; jedenfalls nach dem, was mir Rex erzählt, ein brillanter Billardſpieler. Und doch, wenn Sie nicht ganz intim mit ihm ſind, find' ich dieſen Abſtecher übertrieben artig."

„Sie hätten recht, Czako, wenn es ſich lediglich um Katzler handelte. Das iſt aber nicht der Fall. Es handelt ſich nicht um ihn, ſondern um ſeine junge Frau."

„A la bonne heure."

„Ja, da ſind Sie nun auch wieder auf einer falſchen Fährte. So was kann nicht vorkommen, ganz abgeſehen davon, daß mit Oberförſtern immer ſchlecht Kirſchen pflücken iſt; die blaſen einen weg, man weiß nicht wie. . . . Es handelt ſich hier einfach um einen Teilnahmebeſuch, um etwas, wenn Sie wollen, ſchon Menſchliches. Frau Katzler erwartet nämlich."

„Aber mein Gott, Stechlin, Ihre Worte werden immer rätſelhafter. Sie können doch nicht bei jeder Oberförſtersfrau, die ‚erwartet', eine Viſite machen wollen. Das wäre denn doch eine Rieſenaufgabe, ſelbſt wenn Sie ſich auf ihre Grafſchaft hier beſchränken wollten."

„Es liegt alles ganz exceptionell. Übrigens macht ich es kurz mit meinem Beſuch, und wenn Sie Schritt reiten, worum ich bitte, ſo hol' ich Sie bei Genshagen noch wieder ein. Von da bis Wutz haben wir kaum

noch eine Stunde, und wenn wir's forcieren wollen, keine halbe."

Und während er noch so sprach, bog er rechts ein und ritt auf das Forsthaus zu.

Woldemar hatte die Mitte zwischen Rex und Czako gehabt; jetzt ritten diese beiden nebeneinander. Czako war neugierig und hätte gern Fritz herangerufen, um dies und das über Katzler und Frau zu hören. Aber er sah ein, daß das nicht ginge. So blieb ihm nichts als ein Meinungsaustausch mit Rex.

„Sehn Sie," hob er an, „unser Freund Woldemar, trabt er da nicht hin, wie wenn er dem Glücke nachjagte? Glauben Sie mir, da steckt 'ne Geschichte dahinter. Er hat die Frau geliebt oder liebt sie noch. Und dies merkwürdige Interesse für den in Sicht stehenden Erdenbürger. Übrigens vielleicht ein Mädchen. Was meinen Sie dazu, Rex?"

„Ach Czako, Sie wollen ja doch nur hören, was Ihrer eignen frivolen Natur entspricht. Sie haben keinen Glauben an reine Verhältnisse. Sehr mit Unrecht. Ich kann ihnen versichern, es giebt dergleichen."

„Nun ja, Sie, Rex. Sie, der sich Frühgottesdienste leistet. Aber Stechlin . . ."

„Stechlin ist auch eine sittliche Natur. Sittlichkeit ist ihm angeboren, und was er von Natur mitbrachte, das hat sein Regiment weiter in ihm ausgebildet."

Czako lachte. „Nun hören Sie, Rex, Regimenter kenn' ich doch auch. Es giebt ihrer von allen Arten, aber Sittlichkeitsregimenter kenn' ich noch nicht."

„Es giebt's ihrer aber. Zum mindesten hat's ihrer immer gegeben, sogar solche mit Askese."

„Nun ja, Cromwell und die Puritaner. Aber, long, long ago'. Verzeihen Sie die abgedudelte Phrase. Aber wenn sich's um so feine Dinge wie Askese handelt, muß man notwendig einen englischen Brocken einschalten. In Wirk-

lichkeit bleibt alles beim alten. Sie sind ein schlechter Menschenkenner, Rex, wie alle Konventikler. Die glauben immer, was sie wünschen. Und auch an unserm Stechlin werden Sie mutmaßlich erfahren, wie falsch Sie gerechnet haben. Im übrigen kommt da gerade zu rechter Zeit ein Wegweiser. Lassen Sie uns nachsehen, wo wir eigentlich sind. Wir reiten so immer drauf los und wissen nicht mehr, ob links oder rechts."

Rex, der von dem Wegweiser nichts wissen wollte, war einfach für Weiterreiten, und das war auch das richtige. Denn keine halbe Stunde mehr, so holte Stechlin sie wieder ein. „Ich wußte, daß ich Sie noch vor Genshagen treffen würde. Die Frau Oberförsterin läßt sich übrigens den Herren empfehlen. Er war nicht da, was recht gut war."

„Kann ich mir denken," sagte Czako.

„Und was noch besser war, sie sah brillant aus. Eigentlich ist sie nicht hübsch, Blondine mit großen Vergißmeinnichtaugen und etwas lymphatisch; auch wohl nicht ganz gesund. Aber sonderbar, solche Damen, wenn was in Sicht steht, sehen immer besser aus als in natürlicher Verfassung, ein Zustand, der allerdings bei der Katzler kaum vorkommt. Sie ist noch nicht volle sechs Jahre verheiratet und erwartet mit nächstem das Siebente."

„Das ist aber doch unerhört. Ich glaube, so was ist Scheidungsgrund."

„Mir nicht bekannt und auch, offen gestanden, nicht sehr wahrscheinlich. Jedenfalls wird es die Prinzessin nicht als Scheidungsgrund nehmen."

„Die Prinzessin?" fuhren Rex und Czako a tempo heraus.

„Ja, die Prinzessin," wiederholte Woldemar. „Ich war all die Zeit über gespannt, was das wohl für einen Eindruck auf Sie machen würde, weshalb ich mich auch gehütet habe, vorher mit Andeutungen zu kommen. Und

es traf sich gut, daß mein Vater gestern abend nur so ganz leicht drüber hinging, ich möchte beinah' sagen diskret, was sonst nicht seine Sache ist."

„Prinzessin," wiederholte Rex, dem die Sache beinah' den Atem nahm. „Und aus einem regierenden Hause?"

„Ja, was heißt aus einem regierenden Hause? Regiert haben sie alle mal. Und soviel ich weiß, wird ihnen dies ‚mal regiert haben' auch immer noch angerechnet, wenigstens sowie sich's um Eheschließungen handelt. Um so großartiger, wenn einzelne der hier in Betracht kommenden Damen auf alle diese Vorrechte verzichten und ohne Rücksicht auf Ebenbürtigkeit sich aus reiner Liebe vermählen. Ich sage ‚vermählen', weil ‚sich verheiraten' etwas plebeje klingt. Frau Katzler ist eine Type Büchsenstein."

„Eine Type!" sagte Rex. „Nicht zu glauben. Und erwartet wieder. Ich bekenne, daß mich das am meisten chokiert. Diese Ausgiebigkeit, ich finde kein andres Wort, oder richtiger, ich will kein andres finden, ist doch eigentlich das Bürgerlichste, was es giebt."

„Zugegeben. Und so hat es die Prinzessin auch wohl selber aufgefaßt. Aber das ist gerade das Große an der Sache; ja, so sonderbar es klingt, das Ideale."

„Stechlin, Sie können nicht verlangen, daß man das so ohne weiteres versteht. Ein halb Dutzend Bälge, wo steckt da das Ideale?"

„Doch, Rex, doch. Die Prinzessin selbst, und das ist das Rührendste, hat sich darüber ganz unumwunden ausgesprochen. Und zwar zu meinem Alten. Sie sieht ihn öfter und möcht' ihn, glaub' ich, bekehren, — sie ist nämlich von der strengen Richtung und hält sich auch zu Superintendent Koseleger, unserm Papst hier. Und kurz und gut, sie macht meinem Papa beinah' den Hof und erklärt ihn für einen perfekten Kavalier, wobei Katzler

immer ein etwas ſüßſaures Geſicht macht, aber natürlich nicht widerſpricht.“

„Und wie kam ſie nur dazu, Ihrem Papa gerade Konfeſſions in einer ſo delikaten Sache zu machen?“

„Das war voriges Jahr, genau um dieſe Zeit, als ſie auch mal wieder erwartete. Da war mein Vater drüben und ſprach, als das durch die Situation gegebene Thema berührt wurde, halb diplomatiſch, halb humoriſtiſch von der Königin Luiſe, hinſichtlich deren der alte Doktor Heim, als der Königin das ‚Sechste oder Siebente‘ geboren werden ſollte, ziemlich freiweg von der Notwendigkeit der ‚Brache‘ geſprochen hatte.“

„Bißchen ſtark“, ſagte Rex. „Ganz im alten Heim-Stil. Aber freilich, Königinnen laſſen ſich viel gefallen. Und wie nahm es die Prinzeſſin auf?“

„O, ſie war reizend, lachte, war weder verlegen noch verſtimmt, ſondern nahm meines Vaters Hand ſo zutraulich, wie wenn ſie ſeine Tochter geweſen wäre. ‚Ja, lieber Herr von Stechlin,‘ ſagte ſie, ‚wer A ſagt, der muß auch B ſagen. Wenn ich dieſen Segen durchaus nicht wollte, dann mußt‘ ich einen Durchſchnittsprinzen heiraten, — da hätt‘ ich vielleicht das gehabt, was der alte Heim empfehlen zu müſſen glaubte. Statt deſſen nahm ich aber meinen guten Ratzler. Herrlicher Mann. Sie kennen ihn und wiſſen, er hat die ſchöne Einfachheit aller ſtattlichen Männer, und ſeine Fähigkeiten, ſoweit ſich überhaupt davon ſprechen läßt, haben etwas Einſeitiges. Als ich ihn heiratete, war ich deshalb ganz von dem einen Gedanken erfüllt, alles Prinzeßliche von mir abzuſtreifen und nichts beſtehen zu laſſen, woraus Übelwollende hätten herleiten können: „Ah, ſie will immer noch eine Prinzeſſin ſein.“ Ich entſchloß mich alſo für das Bürgerliche, und zwar „voll und ganz“, wie man jetzt, glaub‘ ich, ſagt. Und was dann kam, nun, das war einfach die natürliche Konſequenz.“

„Großartig," ſagte Rex. „Ich entſchlage mich nach ſolchen Mitteilungen jeder weiteren Oppoſition. Welch ein Maß von Entſagung! Denn auch im Nichtentſagen kann ein Entſagen liegen. Andauernde Opferung eines Innerſten und Höchſten."

„Unglaublich!" lachte Czako. „Rex, Rex. Ich hab' Ihnen da ſchon vorhin alle Menſchenkenntnis abgeſprochen. Aber hier übertrumpfen Sie ſich ſelbſt. Wer Konventikel leitet, der ſollte doch wenigſtens die Weiber kennen. Erinnern Sie ſich, Stechlin ſagte, ſie ſei lymphatiſch und habe Vergißmeinnichtaugen. Und nun ſehen Sie ſich den Katzler an. Beinah' ſechs Fuß und rotblond und das Eiſerne Kreuz."

„Czako, Sie ſind mal wieder frivol. Aber man darf es mit Ihnen ſo genau nicht nehmen. Das iſt das Slaviſche, was in Ihnen nachſpukt; latente Sinnlichkeit."

„Ja, ſehr latent; durchaus vergrabner Schatz. Und ich wollte wohl, daß ich in die Lage käme, beſſer damit wuchern zu können. Aber . . ."

So ging das Geſpräch noch eine gute Weile.

Die große Chauſſee, darauf ihr Weg inzwiſchen wieder eingemündet, ſtieg allmählich an, und als man den Höhepunkt dieſer Steigung erreicht hatte, lag das Kloſter ſamt ſeinem gleichnamigen Städtchen in verhältnismäßiger Nähe vor ihnen. Auf ihrem Hinritte hatten Rex und Czako ſo wenig davon zu Geſicht bekommen, daß ein gewiſſes Betroffenſein über die Schönheit des ſich ihnen jetzt darbietenden Landſchafts- und Architekturbildes kaum ausbleiben konnte. Czako beſonders war ganz aus dem Häuschen, aber auch Rex ſtimmte mit ein. „Die große Feldſteingiebelwand," ſagte er, „ſo gewagt im allgemeinen beſtimmte Zeitangaben auf dieſem Gebiete ſind, möcht' ich in das Jahr 1375, alſo Landbuch Kaiſer Karls IV., ſetzen dürfen."

„Wohl möglich," lachte Woldemar. „Es giebt näm-

lich Zahlen, die nicht gut widerlegt werden können, und ‚Landbuch Kaiser Karls IV.' paßt beinah immer."

Rex hörte drüber hin, weil er in seinem Geiste mal wieder einer allgemeineren und zugleich höheren Auffassung der Dinge zustrebte. „Ja, meine Herren," hob er an, „das geschmähte Mittelalter. Da verstand man's. Ich wage den Ausspruch, den ich übrigens nicht einem Kunsthandbuch entnehme, sondern der langsam in mir herangereift ist: „Die Platzfrage geht über die Stilfrage." Jetzt wählt man immer die häßlichste Stelle. Das Mittelalter hatte noch keine Brillen, aber man sah besser."

„Gewiß," sagte Czako. „Aber dieser Angriff auf die Brillen, Rex, ist nichts für Sie. Wer mit seinem Pincenez oder Monocle so viel operiert . . ."

Das Gespräch kam nicht weiter, weil in eben diesem Augenblicke mächtige Turmuhrschläge vom Städtchen Wutz her herüberklangen. Man hielt an, und jeder zählte. „Vier." Kaum aber hatte die Uhr ausgeschlagen, so begann eine zweite und that auch ihre vier Schläge.

„Das ist die Klosteruhr," sagte Czako.

„Warum?"

„Weil sie nachschlägt; alle Klosteruhren gehen nach. Natürlich. Aber wie dem auch sei, Freund Woldemar hat uns, glaub' ich, für vier Uhr angemeldet, und so werden wir uns eilen müssen."

Kloſter Wutz.

Siebentes Kapitel.

Alle setzten sich denn auch wieder in Trab, mit ihnen Fritz, der dabei näher an die voraufreitenden Herren herankam. Das Gespräch schwieg ganz, weil jeder in Erwartung der kommenden Dinge war.

Die Chaussee lief hier, auf eine gute Strecke, zwischen Pappeln hin, als man aber bis in unmittelbare Nähe von Kloster Wutz gekommen war, hörten diese Pappeln auf, und der sich mehr und mehr verschmälernde Weg wurde zu beiden Seiten von Feldsteinmauern eingefaßt, über die man alsbald in die verschiedensten Gartenanlagen mit allerhand Küchen- und Blumenbeeten und mit vielen Obstbäumen dazwischen hineinsah. Alle drei ließen jetzt die Pferde wieder in Schritt fallen.

„Der Garten hier links," sagte Woldemar, „ist der Garten der Domina, meiner Tante Adelheid; etwas primitiv, aber wundervolles Obst. Und hier gleich rechts, da bauen die Stiftsdamen ihren Dill und ihren Meiran. Es sind aber nur ihrer vier, und wenn welche gestorben sind — aber sie sterben selten — so sind es noch weniger."

Unter diesen orientierenden Mitteilungen des hier aus seinen Knabenjahren her Weg und Steg kennenden Woldemar waren alle durch eine Maueröffnung in einen großen Wirtschaftshof eingeritten, der baulich so ziemlich jegliches enthielt, was hier, bis in die Tage des Dreißigjährigen Krieges hinein, der dann freilich alles zerstörte,

mal Kloſter Wutz geweſen war. Vom Sattel aus ließ ſich alles bequem überblicken. Das meiſte, was ſie ſahen, waren wirr durcheinander geworfene, von Baum und Strauch überwachſene Trümmermaſſen.

„Es erinnert mich an den Palatin," ſagte Rex, „nur ins chriſtlich Gotiſche transponiert."

„Gewiß," beſtätigte Czako lachend. „So weit ich urteilen kann, ſehr ähnlich. Schade, daß Krippenſtapel nicht da iſt. Oder Tuchebaud."

Damit brach das Geſpräch wieder ab.

In der That, wohin man ſah, lagen Mauerreſte, in die, ſeltſamlich genug, die Wohnungen der Kloſterfrauen eingebaut waren, zunächſt die größere der Domina, daneben die kleineren der vier Stiftsdamen, alles an der vorderen Langſeite hin. Dieſer gegenüber aber zog ſich eine zweite, parallel laufende Trümmerlinie, darin die Stallgebäude, die Remiſen und die Rollkammern untergebracht waren. Verblieben nur noch die zwei Schmalſeiten, von denen die eine nichts als eine von Holunderbüſchen übergrünte Mauer, die andere dagegen eine hochaufragende mächtige Giebelwand war, dieſelbe, die man ſchon beim Ritt aus einiger Entfernung geſehen hatte. Sie ſtand da, wie bereit, alles unter ihrem beſtändig drohenden Niederſturz zu begraben, und nur das eine konnte wieder beruhigen, daß ſich auf höchſter Spitze der Wand ein Storchenpaar eingeniſtet hatte. Störche, deren feines Vorgefühl immer weiß, ob etwas hält oder fällt.

Von der Maueröffnung, durch die man eingeritten, bis an die in die Feldſteintrümmer eingebauten Wohngebäude waren nur wenige Schritte, und als man davor hielt, erſchien alsbald die Domina ſelbſt, um ihren Neffen und ſeine beiden Freunde zu begrüßen. Fritz, der, wie überall, ſo auch hier Beſcheid wußte, nahm die Pferde, um ſie nach einem an der andern Seite gelegenen

Stallgebäude hinüberzuführen, während Rex und Czako nach kurzer Vorstellung in den von Schränken umstellten Flur eintraten.

„Ich habe dein Telegramm," sagte die Domina, „erst um ein Uhr erhalten. Es geht über Gransee, und der Bote muß weit laufen. Aber sie wollen ihm ein Rad anschaffen, solches wie jetzt überall Mode ist. Ich sage Rad, weil ich das fremde Wort, das so verschieden ausgesprochen wird, nicht leiden kann. Manche sagen ‚ci', und manche sagen ‚schi'. Bildungsprätensionen sind mir fremd, aber man will sich doch auch nicht bloßstellen."

Eine Treppe führte bis in den ersten Stock hinauf, eigentlich war es nur eine Stiege. Die Domina, nachdem sie die Herren bis an die unterste Stufe begleitet hatte, verabschiedete sich hier auf eine Weile. „Du wirst so gut sein, Woldemar, alles in deine Hand zu nehmen. Führe die Herren hinauf. Ich habe unser bescheidenes Klostermahl auf fünf Uhr angeordnet; also noch eine gute halbe Stunde. Bis dahin, meine Herren."

Oben war eine große Plättkammer zur Fremdenstube hergerichtet worden. Ein Waschtisch mit Finkennäpfchen und Krügen in Kleinformat war aufgestellt worden, was in Erwägung der beinah liliputanischen Raumverhältnisse durchaus passend gewesen wäre, wenn nicht sechs an eben so vielen Thürhaken hängende Riesenhandtücher das Ensemble wieder gestört hätten. Rex, der sich — ihn drückten die Stiefel — auf kurze zehn Minuten nach einer kleinen Erleichterung sehnte, bediente sich eines eisernen Stiefelknechts, während Czako sein Gesicht in einer der kleinen Waschschüsseln begrub und beim Abreiben das feste Gewebe der Handtücher lobte.

„Sicherlich Eigengespinst. Überhaupt, Stechlin, das muß wahr sein, Ihre Tante hat so was; man merkt doch, daß sie das Regiment führt. Und wohl schon seit lange. Wenn ich recht gehört, ist sie älter als Ihr Papa."

„O, viel; beinahe um zehn Jahre. Sie wird sechsundsiebzig."

„Ein respektables Alter. Und ich muß sagen, wohl konserviert."

„Ja, man kann es beinahe sagen. Das ist eben der Vorzug solcher, die man ‚schlank' nennt. Beiläufig ein Euphemismus. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren und die Zeit natürlich auch; sie kann nichts nehmen, wo sie nichts mehr findet. Aber ich denke — Rex thut mir übrigens leid, weil er wieder in seine Stiefel muß — wir begeben uns jetzt nach unten und machen uns möglichst liebenswürdig bei der Tante. Sie wird uns wohl schon erwarten, um uns ihren Liebling vorzustellen."

„Wer ist das?"

„Nun, das wechselt. Aber da es bloß vier sein können, so kommt jeder bald wieder an die Reihe. Während ich das letzte Mal hier war, war es ein Fräulein von Schmargendorf. Und es ist leicht möglich, daß sie jetzt gerade wieder dran ist."

„Eine nette Dame?"

„O ja. Ein Pummel."

* * *

Und wie vorgeschlagen, nach kurzem „Sichadjustieren" in der improvisierten Fremdenstube, kehrten alle drei Herren in Tante Adelheids Salon zurück, der niedrig und verblakt und etwas altmodisch war. Die Möbel, lauter Erbschaftsstücke, wirkten in dem niedrigen Raume beinahe grotesk, und die schwere Tischdecke, mit einer mächtigen, ziemlich modernen Astrallampe darauf, paßte schlecht zu dem Zeisigbauer am Fenster und noch schlechter zu dem über einem kleinen Klavier hängenden Schlachtenbilde: „König Wilhelm auf der Höhe von Lipa". Trotzdem hatte dies stillose Durcheinander etwas Anheimelndes.

In dem primitiven Kamin — nur eine Steinplatte mit Rauchfang — war ein Holzfeuer angezündet; beide Fenster standen auf, waren aber durch schwere Gardinen so gut wie wieder geschlossen, und aus dem etwas schief über dem Sofa hängenden Quadratspiegel wuchsen drei Pfauenfedern heraus.

Tante Adelheid hatte sich in Staat geworfen und ihre Karlsbader Granatbrosche vorgesteckt, die der alte Dubslav wegen der sieben mittelgroßen Steine, die einen größeren und buckelartig vorspringenden umstanden, die „Sieben-Kurfürsten-Brosche" nannte. Der hohe hagere Hals ließ die Domina noch größer und herrischer erscheinen, als sie war, und rechtfertigte durchaus die brüderliche Malice: „Wickelkinder, wenn sie sie sehen, werden unruhig, und wenn sie zärtlich wird, fangen sie an zu schreien." Man sah ihr an, daß sie nur immer vorübergehend in einer höheren Gesellschaftssphäre gelebt hatte, sich trotzdem aber zeitlebens der angeborenen Zugehörigkeit zu eben diesen Kreisen bewußt gewesen war. Daß man sie zur Domina gemacht hatte, war nur zu billigen. Sie wußte zu rechnen und anzuordnen und war nicht bloß von sehr gutem natürlichen Verstand, sondern unter Umständen auch voller Interesse für ganz bestimmte Personen und Dinge. Was aber, trotz solcher Vorzüge, den Verkehr mit ihr so schwer machte, das war die tiefe Prosa ihrer Natur, das märkisch Enge, das Mißtrauen gegen alles, was die Welt der Schönheit oder gar der Freiheit auch nur streifte.

Sie erhob sich, als die drei Herren eintraten, und war gegen Rex und Czako aufs neue von verbindlichstem Entgegenkommen. „Ich muß Ihnen noch einmal aussprechen, meine Herren, wie sehr ich bedaure, Sie nur so kurze Zeit unter meinem Dache sehen zu dürfen."

„Du vergißt mich, liebe Tante," sagte Woldemar. „Ich bleibe dir noch eine gute Weile. Mein Zug geht,

glaub' ich, erſt um neun. Und bis dahin erzähl' ich dir eine Welt und — beichte."

„Nein, nein, Woldemar, nicht das, nicht das. Erzählen ſollſt du mir recht, recht viel. Und ich habe ſogar Fragen auf dem Herzen. Du weißt wohl ſchon, welche. Aber nur nicht beichten. Schon das Wort macht mir jedesmal ein Unbehagen. Es hat ſolch ausgeſprochen katholiſchen Beigeſchmack. Unſer Rentmeiſter Fix hat recht, wenn er ſagt: ‚Beichte ſei nichts, weil immer unaufrichtig, und es habe in Berlin — aber das ſei nun freilich ſchon ſehr, ſehr lange her — einen Geiſtlichen gegeben, der habe den Beichtſtuhl einen Satansſtuhl genannt'. Das find' ich nun offenbar übertrieben und habe mich auch in dieſem Sinne zu Fix geäußert. Aber andrerſeits freue ich mich doch immer aufrichtig, einem ſo mutig proteſtantiſchen Worte zu begegnen. Mut iſt, was uns not thut. Ein feſter Proteſtant, ſelbſt wenn er ſchroff auftritt, iſt mir jedesmal eine Herzſtärkung, und ich darf ein gleiches Empfinden auch wohl bei Ihnen, Herr von Rex, vorausſetzen."

Rex verbeugte ſich. Woldemar aber ſagte zu Czako: „Ja, Czako, da ſehen Sie's. Sie ſind nicht einmal genannt worden. Eine Domina — verzeih, Tante — bildet eben ein feines Unterſcheidungsvermögen aus."

Die Tante lächelte gnädig und ſagte: „Herr von Czako iſt Offizier. Es giebt viele Wohnungen in meines Vaters Hauſe. Das aber muß ich ausſprechen, der Unglaube wächſt und das Katholiſche wächſt auch. Und das Katholiſche, das iſt das Schlimmere. Götzendienſt iſt ſchlimmer als Unglaube."

„Gehſt du darin nicht zu weit, liebe Tante?"

„Nein, Woldemar. Sieh, der Unglaube, der ein Nichts iſt, kann den lieben Gott nicht beleidigen; aber Götzendienſt beleidigt ihn. Du ſollſt keine andern Götter haben neben mir. Da ſteht es. Und nun gar

der Papſt in Rom, der ein Obergott ſein will und unfehlbar."

Czako, während Rex ſchwieg und nur ſeine Verbeugung wiederholte, kam auf die verwegene Idee, für Papſt und Papſttum eine Lanze brechen zu wollen, entſchlug ſich dieſes Vorhabens aber, als er wahrnahm, daß die alte Dame ihr Dominagesicht aufſetzte. Das war indeſſen nur eine raſch vorüberziehende Wolke. Dann fuhr Tante Adelheid, das Thema wechſelnd, in ſchnell wiedergewonnener guter Laune fort: „Ich habe die Fenſter öffnen laſſen. Aber auch jetzt noch, meine Herren, iſt es ein wenig ſtickig. Das macht die niedrige Decke. Darf ich Sie vielleicht auffordern, noch eine Promenade durch unſern Garten zu machen? Unſer Kloſtergarten iſt eigentlich das Beſte, was wir hier haben. Nur der unſers Rentmeiſters iſt noch gepflegter und größer und liegt auch am See. Rentmeiſter Fix, der hier alles zuſammenhält, iſt uns, wie in wirtſchaftlichen Dingen, ſo auch namentlich in ſeinen Gartenanlagen, ein Vorbild; überhaupt ein charaktervoller Mann, und dabei treu wie Gold, trotzdem ſein Gehalt unbedeutend iſt und ſeine Nebeneinnahmen ganz unſicher in der Luft ſchweben. Ich hatte Fix denn auch bitten laſſen, mit uns bei Tiſch zu ſein; er verſteht ſo gut zu plaudern, gut und leicht, ja beinahe freimütig und doch immer durchaus diskret. Aber er iſt dienſtlich verhindert. Die Herren müſſen ſich alſo mit mir begnügen und mit einer unſrer Konventualinnen, einem mir lieben Fräulein, das immer munter und ausgelaſſen, aber doch zugleich bekenntnisſtreng iſt, ganz von jener ſchönen Heiterkeit, die man bloß bei denen findet, deren Glaube feſte Wurzeln getrieben hat. Ein gut Gewiſſen iſt das beſte Ruhekiſſen. Damit hängt es wohl zuſammen."

Rex, an den ſich dieſe Worte vorzugsweiſe gerichtet hatten, drückte wiederholt ſeine Zuſtimmung aus, wäh-

rend Czako beklagte, daß Fix verhindert sei. „Solche Männer sprechen zu hören, die mit dem Volke Fühlung haben und genau wissen, wie's einerseits in den Schlössern, andererseits in den Hütten der Armut aussieht, das ist immer in hohem Maße fördernd und lehrreich und ein Etwas, auf das ich jederzeit ungern verzichte."

Gleich danach erhob man sich und ging ins Freie.

Der Garten war von sehr ländlicher Art. Durch seine ganze Länge hin zog sich ein von Buchsbaumrabatten eingefaßter Gang, neben dem links und rechts, in wohlgepflegten Beeten, Ritterspurn und Studentenblumen blühten. Gerade in seiner Mitter weitete sich der sonst schmale Gang zu einem runden Platz aus, darauf eine große Glaskugel stand, ganz an die Stechliner erinnernd, nur mit dem Unterschied, daß hier das eingelegte blanke Zinn fehlte. Beide Kugeln stammten natürlich aus der Globsower „grünen Hütte". Weiterhin, ganz am Ausgange des Gartens, wurde man eines etwas schiefen Bretterzaunes ansichtig, mit einem Pflaumenbaum dahinter, dessen einer Hauptzweig aus dem Nachbargarten her in den der Domina herüberreichte.

Rex führte die Tante. Dann folgte Woldemar mit Hauptmann Czako, weit genug ab von dem voraufgehenden Paar, um ungeniert miteinander sprechen zu können.

„Nun, Czako," sagte Woldemar, „bleiben wir, wenn's sein kann, noch ein bißchen weiter zurück. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie gern ich in diesem Garten bin. Allen Ernstes. Ich habe hier nämlich als Junge hundertmal gespielt und in den Birnbäumen gesessen; damals standen hier noch etliche, hier links, wo jetzt die Mohrrübenbeete stehen. Ich mache mir nichts aus Mohrrüben, woraus ich übrigens schließe, daß wir heute welche zu Tisch kriegen. Wie gefällt Ihnen der Garten?"

„Ausgezeichnet. Es ist ja eigentlich ein Bauerngarten, aber doch mit viel Rittersporn drin. Und zu jedem Rittersporn gehört eine Stiftsdame."

„Nein, Czako, nicht so. Sagen Sie mir ganz ernsthaft, ob sie solche Gärten leiden können."

„Ich kann solche Gärten eigentlich nur leiden, wenn sie eine Kegelbahn haben. Und dieser hier ist wie geschaffen dazu, lang und schmal. Alle unsre modernen Kegelbahnen sind zu kurz, wie früher alle Betten zu kurz waren. Wenn die Kugel aufsetzt, ist sie auch schon da, und der Bengel unten schreit einen an mit seinem ‚acht um den König'. Für mich fängt das Vergnügen erst an, wenn das Brett lang ist und man der Kugel anmerkt, sie möchte links oder rechts abirren, aber die eingeborene Gewalt zwingt sie zum Ausherren, zum Bleiben auf der rechten Bahn. Es hat was Symbolisches oder Pädagogisches, oder meinetwegen auch Politisches."

Unter diesem Gespräche waren sie, ganz nach unten hin, bis an die Stelle gekommen, wo der nachbarliche Pflaumenbaum seinen Zweig über den Zaun wegstreckte. Neben dem Zaun aber, in gleicher Linie mit ihm, stand eine grüngestrichene Bank, auf der, von dem Gezweig überdacht, eine Dame saß, mit einem kleinen runden Hut und einer Adlerfeder. Als sich die Herrschaften ihr näherten, erhob sie sich und schritt auf die Domina zu, dieser die Hand zu küssen; zugleich verneigte sie sich gegen die drei Herren.

„Erlauben Sie mir," sagte Adelheid, „Sie mit meiner lieben Freundin, Fräulein von Schmargendorf, bekannt zu machen. Hauptmann von Czako, Ministerialassessor von Rex . . . Meinen Neffen, liebe Schmargendorf, kennen Sie ja."

Adelheid, als sie so vorgestellt hatte, zog ihre kleine Uhr aus dem Gürtel hervor und sagte: Wir haben noch

zehn Minuten. Wenn es Ihnen recht ist, bleiben wir noch in Gottes freier Natur. Woldemar, führe meine liebe Freundin, oder lieber Sie, Herr Hauptmann. — Fräulein von Schmargendorf wird ohnehin Ihre Tischdame sein."

Das Fräulein von Schmargendorf war klein und rundlich, einige vierzig Jahre alt, von kurzem Hals und wenig Taille. Von den sieben Schönheiten, über die jede Evastochter Verfügung haben soll, hatte sie, soweit sich ihr „Kredit" feststellen ließ, nur die Büste. Sie war sich dessen denn auch bewußt und trug immer dunkle Tuchkleider, mit einem Sammetbesatz oberhalb der Taille. Dieser Besatz bestand aus drei Dreiecken, deren Spitze nach unten lief. Sie war immer fidel, zunächst aus glücklicher Naturanlage, dann aber auch, weil sie mal gehört hatte: Fidelität erhalte jung. Ihr lag daran, jung zu sein, obwohl sie keinen rechten Nutzen mehr daraus ziehen konnte. Benachbarte Adlige gab es nicht, der Pastor war natürlich verheiratet und Fix auch. Und weiter nach unten ging es nicht.

Adelheid und Rex waren meist weit voraus, so daß man sich immer erst an der Glaskugel traf, wenn das voranschreitende Paar schon wieder auf dem Rückwege war. Czako grüßte dann jedesmal militärisch zur Domina hinüber.

Diese selbst war in einem Gespräch mit Rex fest engagiert und verhandelte mit ihm über ein bedrohliches Wachsen des Sektiererwesens. Rex fühlte sich davon getroffen, da er selbst auf dem Punkte stand, Irvingianer zu werden; er war aber Lebemann genug, um sich schnell zurecht zu finden und vor allem auf jede nachhaltige Bekämpfung der von Adelheid geäußerten Ansichten zu verzichten. Er lenkte geschickt in das Gebiet des allgemeinen Unglaubens ein, dabei sofort einer vollen Zustimmung begegnend. Ja, die Domina ging

weiter, und sich abwechselnd auf die Apokalypse und dann wieder auf Fix berufend, betonte sie, daß wir am Anfang vom Ende stünden. Fix gehe freilich wohl etwas zu weit, wenn er eigentlich keinem Tage mehr so recht traue. Das seien nutzlose Beunruhigungen, weshalb sie denn auch in ihn gedrungen sei, von solchen Berechnungen Abstand zu nehmen oder wenigstens alles nochmals zu prüfen. „Kein Zweifel," so schloß sie, „Fix ist für Rechnungssachen entschieden talentiert, aber ich habe ihm trotzdem sagen müssen, daß zwischen Rechnungen und Rechnungen doch immer noch ein Unterschied sei."

Czako hatte dem Fräulein von Schmargendorf den Arm gereicht; Woldemar, weil der Mittelgang zu schmal war, folgte wenige Schritte hinter den beiden und trat nur immer da, wo der Weg sich erweiterte, vorübergehend an ihre Seite.

„Wie glücklich ich bin, Herr Hauptmann," sagte die Schmargendorf, „Ihre Partnerin zu sein, jetzt schon hier und dann später bei Tisch."

Czako verneigte sich.

„Und merkwürdig," fuhr sie fort, „daß gerade das Regiment Alexander immer so vergnügte Herren hat; einen Namensvetter von Ihnen, oder vielleicht war es auch Ihr älterer Herr Bruder, den hab' ich noch von einer Einquartierung in der Priegnitz her ganz deutlich in Erinnerung, trotzdem es schon an die zwanzig Jahre ist oder mehr. Denn ich war damals noch blutjung und tanzte mit Ihrem Herrn Vetter einen richtigen Radowa, der um jene Zeit noch in Mode war, aber schon nicht mehr so recht. Und ich hab' auch noch den Namenszug und einen kleinen Vers von ihm in meinem Album: ‚Jegor von Baczko, Sekondelieutenant im Regiment Alexander.' Ja, Herr von Baczko, so kommt

man wieder zusammen. Oder doch wenigstens mit einem Herren gleichen Namens."

Czako schwieg und nickte nur, weil er Richtigstellungen überhaupt nicht liebte; Woldemar aber, der jedes Wort gehört und in Bezug auf solche Dinge kleinlicher als sein Freund, der Hauptmann, dachte, wollte durchaus Remedur schaffen und bat, das Fräulein darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß der Herr, der den Vorzug habe, sie zu führen, nicht ein Herr von Baczko, sondern ein Herr von Czako sei.

Die kleine Rundliche geriet in eine momentane Verlegenheit, Czako selbst aber kam ihr mit großer Courtoisie zu Hilfe.

„Liebe Stechlin," begann er, „ich beschwöre Sie um sechsundsechzig Schock sächsische Schuhzwecken, kommen Sie doch nicht mit solchen Kleinigkeiten, die man jetzt, glaub' ich, Velleitäten nennt. Wenigstens habe ich das Wort immer so übersetzt. Czako, Baczko, Barzko, Czako, — wie kann man davon so viel Aufhebens machen. Name, wie Sie wissen, ist Schall und Rauch, siehe Goethe, und Sie werden sich doch nicht in Widerspruch mit dem bringen wollen. Dazu reicht es denn doch am Ende nicht aus."

„Hihi."

„Außerdem, ein Mann wie Sie, der es trotz seines Liberalismus fertig bringt, immer seinen Adel bis wenigstens dritten Kreuzzug zurückzuführen, ein Mann wie Sie sollte mir doch diese kleine Verwechslung ehrlich gönnen. Denn dieser mir in den Schoß gefallene ‚Barzko' . . . Gott sei Dank, daß auch unsereinem noch was in den Schoß fallen kann . . ."

„Hihi."

„Denn dieser mir in den Schoß gefallene Baczko ist doch einfach eine Rang- und Standeserhöhung, ein richtiges Avancement. Die Baczkos reichen mindestens

bis Huß oder Ziska, und wenn es vielleicht Ungarn sind, bis auf die Hunyadis zurück, während der erste wirkliche Czako noch keine zweihundert Jahre alt ist. Und von diesem ersten wirklichen Czako stammen wir doch natürlich ab. Erwägen Sie, bevor es nicht einen wirklichen Czako gab, also einen steifen grauen Filzhut mit Leder oder Blech beschlagen, eher kann es auch keinen ‚von Czako' gegeben haben; der Adel schreibt sich immer von solchen Dingen seiner Umgebung oder seines Metiers oder seiner Beschäftigung her. Wenn ich wirklich noch mal Lust verspüren sollte, mich standesgemäß zu verheiraten, so scheitre ich vielleicht an der Jugendlichkeit meines Adels und werde mich dann dieser Stunde wehmütig freundlich erinnern, die mich, wenn auch nur durch eine Namensverwechslung, auf einen kurzen Augenblick zu erhöhen trachtete."

Woldemar, seiner Philisterei sich bewußt werdend, zog sich wieder zurück, während die Schmargendorf treuherzig sagte: „Sie glauben also wirklich, Herr von . . . Herr Hauptmann . . . daß Sie von einem Czako herstammen?"

„So weit solch merkwürdiges Spiel der Natur überhaupt möglich ist, bin ich fest davon durchdrungen."

In diesem Moment, nach abermaliger Passierung des Platzes mit der Glaskugel, erreichte das Paar die Bank unter dem Pflaumenbaumzweige. Die Schmargendorf hatte schon lange vorher nach zwei großen, dicht zusammensitzenden Pflaumen hinübergeblickt und sagte, während sie jetzt ihre Hand danach ausstreckte: „Nun wollen wir aber ein Vielliebchen essen, Herr Hauptmann; wo, wie hier, zwei zusammensitzen, da ist immer ein Vielliebchen."

„Eine Definition, der ich mich durchaus anschließe. Aber, mein gnädigstes Fräulein, wenn ich vorschlagen dürfte, mit dieser herrlichen Gabe Gottes doch lieber bis

zum Dessert zu warten. Das ist ja doch auch die eigentliche Zeit für Vielliebchen."

„Nun, wie Sie wollen, Herr Hauptmann. Und ich werde diese zwei bis dahin für uns aufheben. Aber diese dritte hier, die nicht mehr so ganz dazu gehört, die werd' ich essen. Ich esse so gern Pflaumen. Und Sie werden sie mir auch gönnen."

„Alles, alles. Eine Welt."

Es schien fast, als ob sich Czako noch weiter über dies Pflaumenthema, namentlich auch über die sich darin bergenden Vagnisse verbreiten wollte, kam aber nicht dazu, weil eben jetzt ein Diener in weißen Baumwollhandschuhen, augenscheinlich eine Gelegenheitsschöpfung, in der Hofthür sichtbar wurde. Dies war das mit der Domina verabredete Zeichen, daß der Tisch gedeckt sei. Die Schmargendorf, ebenfalls eingeweiht in diese zu raschen Entschlüssen drängende Zeichensprache, bückte sich deshalb, um von einem der Gemüsebeete rasch noch ein großes Kohlblatt abzubrechen, auf das sie sorglich die beiden rotgetüpfelten Pflaumen legte. Gleich danach aber aufs neue des Hauptmanns Arm nehmend, schritt sie, unter Voranritt der Domina, auf Hof und Flur und ganz zuletzt auf den Salon zu, der sich inzwischen in manchem Stücke verändert hatte, vor allem darin, daß neben dem Kamin eine zweite Konventualin stand, in dunkler Seide, mit Kopfschleifen und tiefliegenden, starren Kakadu-Augen, die in das Wesen aller Dinge einzudringen schienen.

„Ah, meine Liebste," sagte die Domina, auf diese zweite Konventualin zuschreitend, „es freut mich herzlich, daß Sie sich, trotz Migräne, noch herausgemacht haben; wir wären sonst ohne dritte Tischdame geblieben. Erlauben Sie mir vorzustellen: Herr von Rex, Herr von Czako ... Fräulein von Triglaff aus dem Hause Triglaff."

Rex und Czako verbeugten sich, während Wolde-

war, dem sie keine Fremde war, an die Konventualin herantrat, um ein Wort der Begrüßung an sie zu richten. Czako, die Triglaff unwillkürlich musternd, war sofort von einer ihn frappierenden Ähnlichkeit betroffen und flüsterte gleich danach dem sein Monocle wiederholentlich in Angriff nehmenden Rex leise zu: „Krippenstapel, weibliche Linie."

Rex nickte.

Während dieser Vorstellung hatte der im Hintergrunde stehende Diener den oberen und unteren Thürriegel mit einer gewissen Ostentation zurückgezogen; einen Augenblick noch und beide Flügel zu dem neben dem Salon gelegenen Eßzimmer thaten sich mit einer stillen Feierlichkeit auf.

„Herr von Rex," sagte die Domina, „darf ich um Ihren Arm bitten."

Im Nu war Rex an ihrer Seite und gleich danach traten alle drei Paare in den Nebenraum ein, auf dessen gastlicher und nicht ohne Geschick hergerichteter Tafel zwei Blumenvasen und zwei silberne Doppelleuchter standen. Auch der Diener war schon in Aktion; er hatte sich inzwischen am Büffett in Front einer Meißner Suppenterrine aufgestellt, und indem er den Deckel (mit einem abgestoßenen Engel obenauf) abnahm, stieg der Wrasen wie Opferrauch in die Höhe.

Achtes Kapitel.

Tante Adelheid, wenn sich nichts geradezu Verstimmliches ereignete, war, von alten Zeiten her, eine gute Wirtin und besaß neben anderm auch jene Direktoralaugen, die bei Tische so viel bedeuten; aber eine Gabe besaß sie nicht, die, das Gespräch, wie's in einem engsten Zirkel doch sein sollte, zusammenzufassen. So zerfiel denn die kleine Tafelrunde von Anfang an in drei Gruppen, von denen eine, wiewohl nicht absolut schweigsam, doch vorwiegend als Tafelornament wirkte. Dies war die Gruppe Woldemar-Triglaff. Und das konnte nicht wohl anders sein. Die Triglaff, wie sich das bei Maladugesichtern so häufig findet, verband in sich den Ausdruck höchster Tiefsinnigkeit mit ganz ungewöhnlicher Umnachtung, und ein letzter Rest von Helle, der ihr vielleicht geblieben sein mochte, war ihr durch eine stupende Triglaffvorstellung schließlich doch auch noch abhanden gekommen. Eine direkte Descendenz von dem gleichnamigen Wendengotte, etwa wie Czako von Czako, war freilich nicht nachzuweisen, aber doch auch nicht ausgeschlossen, und wenn dergleichen überhaupt vorkommen oder nach stiller Übereinkunft auch nur allgemein angenommen werden konnte, so war nicht abzusehen, warum gerade sie leer ausgehen oder auf solche Möglichkeit verzichten sollte. Dieser hochgespannten, ganz im Speziellen sich bewegenden Adelsvorstellung entsprach denn

auch das gereizte Gefühl, das sie gegen den Zweig des Hauses Thadden unterhielt, der sich, nach seinem pommerschen Gute Triglaff, Thadden-Triglaff nannte, — eine Zubenennung, die ihr, der einzig wirklichen Triglaff, einfach als ein Übergriff oder doch mindestens als eine Beeinträchtigung erschien. Woldemar, der dies alles kannte, war dagegen gefeit und wußte seinerseits seit lange, wie zu verfahren sei, wenn ihm die Triglaff als Tischnachbarin zufiel. Er hatte sich für diesen Fall, der übrigens öfter eintrat als ihm lieb war, die Namen aller Konventualinnen auswendig gelernt, die während seiner Kinderzeit im Kloster Wutz gelebt hatten und von denen er recht gut wußte, daß sie seit lange tot waren. Er begann aber trotzdem regelmäßig seine Fragen so zu stellen, als ob das Dasein dieser längst Abgeschiedenen immer noch einer Möglichkeit unterläge.

„Da war ja hier früher, mein gnädigstes Fräulein, eine Trachenhausen, Aurelie von Trachenhausen, und übersiedelte dann, wenn ich nicht irre, nach Kloster Zehdenick. Es würde mich lebhaft interessieren, in Erfahrung zu bringen, ob sie noch lebt oder ob sie vielleicht schon tot ist."

Die Triglaff nickte.

Gako, dieses Nicken beobachtend, sprach sich später gegen Rex dahin aus, daß das alles mit der Abstammung der Triglaff ganz natürlich zusammenhange. „Mögen nicken bloß."

Um vieles lebendiger waren Rede und Gegenrede zwischen Tante Adelheid und dem Ministerialassessor, und das Gespräch beider, das nur sittliche Hebungsfragen berührte, hätte durchaus den Charakter einer gemütlichen, aber doch durch Ernst geweihten Synodalplauderei gehabt, wenn sich nicht die Gestalt des Rentmeisters Fix beständig eingedrängt hätte, dieses Tamino-protegés, von dem Rex, unter Zurückhaltung seiner

wahren Meinung, immer aufs neue versicherte, „daß in diesem klösterlichen Beamten eine seltene Verquickung von Prinzipienstrenge mit Geschäftsgenie vorzuliegen scheine."

Das waren die zwei Paare, die den linken Flügel, beziehungsweise die Mitte des Tisches bildeten. Die beiden Hauptfiguren waren aber doch Czako und die Schmargendorf, die ganz nach rechts hin saßen, in Nähe der dicken Fenstergardinen aus Wollstoff, in deren Falten denn auch vieles glücklicherweise verklang. An die Suppe hatte sich ein Fisch und an diesen ein Linsenpüree mit gebackenem Schinken gereiht, und nun wurden gespickte Rebhuhnflügel in einer pikanten Sauce, die zugleich Küchengeheimnis der Domina war, herumgereicht. Czako, trotzdem er schon dem gebackenen Schinken erheblich zugesprochen hatte, nahm ein zweites Mal auch noch von dem Rebhuhngericht und fühlte das Bedürfnis, dies zu motivieren.

„Eine gesegnete Gegend, Ihre Grafschaft hier," begann er. „Aber freilich heuer auch eine gesegnete Jahreszeit. Gestern abend bei Dubslav von Stechlin Krammetsvögelbrüste, heute bei Adelheid von Stechlin Rebhuhnflügel."

„Und was ziehen Sie vor?" fragte die Schmargendorf.

„Im allgemeinen, mein gnädigstes Fräulein, ist die Frage wohl zu Gunsten ersterer entschieden. Aber hier und speziell für mich ist doch wohl der Ausnahmefall gegeben."

„Warum ein Ausnahmefall?"

„Sie haben recht, eine solche Frage zu stellen. Und ich antworte, so gut ich kann. Nun denn, in Brust und Flügel . . ."

„Hihi."

„In Brust und Flügel schlummert, wie mir scheinen

will, ein großartiger Gegensatz von hüben und drüben; es giebt nichts Diesseitigeres als Brust, und es giebt nichts Jenseitigeres als Flügel. Der Flügel trägt uns, erhebt uns. Und deshalb, trotz aller nach der andern Seite hin liegenden Verlockung, möchte ich alles, was Flügel heißt, doch höher stellen."

Er hatte dies in einem möglichst gedämpften Tone gesprochen. Aber es war nicht nötig, weil einerseits die links ihm zunächst sitzende Triglaff aus purem Hochgefühl ihr Ohr gegen alles, was gesprochen wurde, verschloß, während andrerseits die Domina, nachdem der Diener allerlei kleine Spitzgläser herumgereicht hatte, ganz ersichtlich mit einer Ansprache beschäftigt war.

„Lassen Sie mich Ihnen noch einmal aussprechen," sagte sie, während sie sich halb erhob, „wie glücklich es mich macht, Sie in meinem Kloster begrüßen zu können. Herr von Rex, Herr von Czako, Ihr Wohl."

Man stieß an. Rex dankte unmittelbar und sprach, als man sich wieder gesetzt hatte, seine Bewunderung über den schönen Wein aus. „Ich vermute Montefiascone."

„Vornehmer, Herr von Rex," sagte Adelheid in guter Stimmung, „eine Rangstufe höher. Nicht Montefiascone, den wir allerdings unter unserer Amtsvorgängerin auch hier im Keller hatten, sondern Lacrimae Christi. Mein Bruder, der alles bemängelt, meinte freilich, als ich ihm vor einiger Zeit davon vorsetzte, das passe nicht, das sei Begräbniswein, höchstens Wein für Einsegnungen, aber nicht für heitere Zusammenkünfte."

„Ein Wort von eigenartiger Bedeutung, darin ich Ihren Herrn Bruder durchaus wiedererkenne."

„Gewiß, Herr von Rex. Und ich bin mir bewußt, daß uns der Name gerade dieses Weines allerlei Rücksichten auferlegt. Aber wenn Sie sich vergegenwärtigen

wollen, daß wir in einem Stift, einem Kloster sind ... und so meine ich denn, der Ort, an dem wir leben, giebt uns doch auch ein Recht und eine Weihe."

„Kein Zweifel. Und ich muß nachträglich die Bedenken Ihres Herrn Bruders als irrtümlich anerkennen. Aber wenn ich mich so ausdrücken darf, ein kleidsamer Irrtum ... Auf das Wohl Ihres Herrn Bruders!"

Damit schloß das etwas difficile Zwiegespräch, dem alle mit einiger Verlegenheit gefolgt waren. Nur nicht die Schmargendorf. „Ach," sagte diese, während sie sich halb in den Vorhängen versteckte, „wenn wir von dem Wein trinken, dann hören wir auch immer dieselbe Geschichte. Die Domina muß sich damals sehr über den alten Herrn von Stechlin geärgert haben. Und doch hat er eigentlich recht; schon der bloße Name stimmt ernst und feierlich und es liegt was drin, das einem Christenmenschen denn doch zu denken giebt. Und gerade wenn man so recht vergnügt ist."

„Darauf wollen wir anstoßen," sagte Czako, völlig im Dunkeln lassend, ob er mehr den Christenmenschen oder den Ernst oder das Vergnügtsein meinte.

„Und überhaupt," fuhr die Schmargendorf fort, „die Weine müßten eigentlich alle anders heißen, oder wenigstens sehr sehr viele."

„Ganz meine Meinung, meine Gnädigste," sagte Czako. „Da sind wirklich so manche ... Man darf aber andrerseits das Zartgefühl nicht überspannen. Will man das, so bringen wir uns einfach um die reichsten Quellen wahrer Poesie. Da haben wir beispielsweise, so ganz allgemein und bloß als Gattungsbegriff, die ‚Milch der Greise', — zunächst ein durchaus unbeanstandenswertes Wort. Aber alsbald (denn unsre Sprache liebt solche Spiele) treten mannigfache Fort- und Weiterbildungen, selbst Geschlechtsübersprungungen an uns heran, und ehe wir's uns versehen, hat sich

die ‚Milch der Greise' in eine ‚Liebfrauenmilch' verwandelt."

„Hihi . . . Ja, Liebfrauenmilch, die trinken wir auch. Aber nur selten. Und es ist auch nicht der Name, woran ich eigentlich dachte."

„Sicherlich nicht, meine Gnädigste. Denn wir haben eben noch andre, decidiertere, denen gegenüber uns dann nur noch das Refugium der französischen Aussprache bleibt."

„Hihi . . . Ja, französisch, da geht es. Aber doch auch nicht immer, und jedesmal, wenn Rentmeister Fix unser Gast ist und die Triglaff die Flasche hin und her dreht (und ich habe gesehen, daß sie sie dreimal herumdrehte), dann lacht Fix . . . Übrigens sieht es so aus, als ob die Domina noch was auf dem Herzen hätte; sie macht ein so feierliches Gesicht. Oder vielleicht will sie auch bloß die Tafel aufheben."

Und wirklich, es war so, wie die Schmargendorf vermutete. „Meine Herren," sagte die Domina, „da Sie zu meinem Leidwesen so früh fort wollen (wir haben nur noch wenig über eine Viertelstunde), so geb' ich anheim, ob wir den Kaffee lieber in meinem Zimmer nehmen wollen oder draußen unter dem Holunderbaum."

Eine Gesamtantwort wurde nicht laut, aber während man sich unmittelbar danach erhob, küßte Czako der Schmargendorf die Hand und sagte mit einem gewissen Empressement: „Unter dem Holunderbaum also."

Die Schmargendorf verstand nicht im entferntesten, auf was es sich bezog. Aber das war Czako gleich. Ihm lag lediglich daran, sich ganz privatim, ganz für sich selbst, die Schmargendorf auf einen kurzen aber großen Augenblick als „Käthchen" vorstellen zu können.

Im übrigen zeigte sich's, daß nicht bloß Czako, sondern auch Rex und Woldemar für den Holunderbaum waren, und so näherte man sich denn diesem.

Es war derselbe Baum, den die Herren schon beim Einreiten in den Klosterhof gesehen, aber in jenem Augenblick wenig beachtet hatten. Jetzt erst bemerkten sie, was es mit ihm auf sich habe. Der Baum, der uralt sein mochte, stand außerhalb des Gehöftes, war aber, ähnlich wie der Pflaumenbaum im Garten, mit seinem Gezweig über das zerbröckelte Gemäuer fortgewachsen. Er war an und für sich schon eine Pracht. Was ihm aber noch eine besondere Schönheit lieh, das war, daß sein Laubendach von ein paar dahinter stehenden Ebereschenbäumen wie durchwachsen war, so daß man überall, neben den schwarzen Fruchtdolden des Holunders die leuchtenden roten Ebereschenbüschel sah. Auch das verschiedene Laub schattierte sich. Rex und Czako waren aufrichtig entzückt, beinahe mehr als zulässig. Denn so reizend die Laube selbst war, so zweifelhaft war das unmittelbar vor ihnen in großer Unordnung und durchaus ermangelnder Sauberkeit ausgebreitete Hofbild. Aber pittoresk blieb es doch. Zusammengemörtelte Feldsteinklumpen lagen in hohem Grase, dazwischen Karren und Düngerwagen, Enten- und Hühnerkörbe, während ein kollernder Truthahn von Zeit zu Zeit bis dicht an die Laube herankam, sei's aus Neugier oder um sich mit der Triglaff zu messen.

Als sechs Uhr heran war, erschien Fritz und führte die Pferde vor. Czako wies darauf hin. Bevor er aber noch an die Domina herantreten und ihr einige Dankesworte sagen konnte, kam die Schmargendorf, die kurz vorher ihren Platz verlassen, mit dem großen Kohlblatt zurück, auf dem die beiden zusammengewachsenen Pflaumen lagen. „Sie wollten mir entgehen, Herr von Czako. Das hilft Ihnen aber nichts. Ich will mein Vielliebchen gewinnen. Und Sie sollen sehen, ich siege."

„Sie siegen immer, meine Gnädigste."

Neuntes Kapitel.

Rex und Czako ritten ab; Fritz führte Woldemars Pferd am Zügel. Aber weder die Schmargendorf noch die Triglaff erwiesen sich, als die beiden Herren fort und die drei Damen samt Woldemar in die Wohnräume zurückgekehrt waren, irgendwie beflissen, das Feld zu räumen, was die Domina, die wegen zu verhandelnder difficiler Dinge mit ihrem Neffen allein sein wollte, stark verstimmte. Sie zeigte das auch, war steif und schweigsam und belebte sich erst wieder, als die Schmargendorf mit einemmale glückstrahlend versicherte: jetzt wisse sie's; sie habe noch eine Photographie, die wolle sie gleich an Herrn von Czako schicken, und wenn er dann morgen mittag von Cremmen her in Berlin einträfe, dann werd' er Brief und Bild schon vorfinden und auf der Rückseite des Bildes ein „Guten morgen, Vielliebchen." Die Domina fand alles so lächerlich und unpassend wie nur möglich, weil ihr aber daran lag, die Schmargendorf los zu werden, so hielt sie mit ihrer wahren Meinung zurück und sagte: „Ja, liebe Schmargendorf, wenn Sie so was vorhaben, dann ist es allerdings die höchste Zeit. Der Postbote kann gleich kommen." Und wirklich, die Schmargendorf ging, nur die Triglaff zurücklassend, deren Auge sich jetzt von der Domina zu Woldemar hinüber und dann wieder von Woldemar zur Domina zurückbewegte. Sie war bei dem allem

ganz unbefangen. Ein Verlangen, etwas zu belauschen oder von ungefähr in Familienangelegenheiten eingeweiht zu werden, lag ihr völlig fern, und alles, was sie trotzdem zum Ausharren bestimmte, war lediglich der Wunsch, solchem historischen Beisammensein eine durch ihre Triglaffgegenwart gesteigerte Weihe zu geben. Indessen schließlich ging auch sie. Man hatte sich wenig um sie gekümmert, und Tante und Neffe ließen sich, als sie jetzt allein waren, in zwei braune Plüschfauteuils (Erbstücke noch vom Schloß Stechlin her) nieder, Woldemar allerdings mit äußerster Vorsicht, weil die Sprungfedern bereits jenen Altersgrad erreicht hatten, wo sie nicht nur einen dumpfen Ton von sich zu geben, sondern auch zu stechen anfangen.

Die Tante bemerkte nichts davon, war vielmehr froh, ihren Neffen endlich allein zu haben und sagte mit rasch wiedergewonnenem Behagen: „Ich hätte dir schon bei Tische gern was Besseres an die Seite gegeben; aber wir haben hier, wie du weißt, nur unsre vier Konventualinnen, und von diesen vieren sind die Schmargendorf und die Triglaff immer noch die besten. Unsre gute Schimonski, die morgen einundachtzig wird, ist eigentlich ein Schatz, aber leider stocktaub, und die Teschendorf, die mal Gouvernante bei den Esterhazys war und auch noch den Fürsten Schwarzenberg, dessen Frau in Paris verbrannte, gekannt hat, ja, die hätt' ich natürlich solchem feinen Herrn wie dem Herrn von Rex gerne vorgesetzt, aber es ist ein Unglück, die arme Person, die Teschendorf, ist so zittrig und kann den Löffel nicht recht mehr halten. Da hab' ich denn doch lieber die Triglaff genommen; sie ist sehr dumm, aber doch wenigstens manierlich, so viel muß man ihr lassen. Und die Schmargendorf . . ."

Woldemar lachte.

„Ja, du lachst, Woldemar, und ich will dir auch

nicht bestreiten, daß man über die gute Seele lachen kann. Aber sie hat doch auch was Gehaltvolles in ihrer Natur, was sich erst neulich wieder in einem intimen Gespräch mit unserm Fix zeigte, der trotz aller Bekenntnisstrenge (die selbst Roseleger ihm zugesteht) an unserm letzten Whistabend Äußerungen that, die wir alle tief bedauern mußten, wir, die wir die Whistpartie machten, nun schon ganz gewiß, aber auch die gute, taube Schimonski, der wir, weil sie uns so aufgeregt sah, alles auf einen Zettel schreiben mußten."

„Und was war es denn?"

„Ach, es handelte sich um das, was uns allen, wie du dir denken kannst, jetzt das Teuerste bedeutet, um den ‚Wortlaut'. Und denke dir, unser Fix war dagegen. Er mußte wohl denselben Tag was gelesen haben, was ihn abtrünnig gemacht hatte. Personen wie Fix sind sehr bestimmbar. Und kurz und gut, er sagte: das mit dem ‚Wortlaut', das ginge nicht länger mehr, die ‚Werte' wären jetzt anders, und weil die Werte nicht mehr dieselben wären, müßten auch die Worte sich danach richten und müßten gemodelt werden. Er sagte ‚gemodelt'. Aber was er am meisten immer wieder betonte, das waren die ‚Werte' und die Notwendigkeit der ‚Umwertung'."

„Und was sagte die Schmargendorf dazu?"

„Du hast ganz recht, mich dabei wieder auf die Schmargendorf zu bringen. Nun, die war außer sich und hat die darauf folgende Nacht nicht schlafen können. Erst gegen Morgen kam ihr ein tiefer Schlaf, und da sah sie, so wenigstens hat sie's mir und dem Superintendenten versichert, einen Engel, der mit seinem Flammenfinger immer auf ein Buch wies und in dem Buch auf eine und dieselbe Stelle."

„Welche Stelle?"

„Ja, darüber war ein Streit; die Schmargendorf hatte sie genau gelesen und wollte sie hersagen. Aber

sie sagte sie falsch, weil sie Sonntags in der Kirche nie recht aufpaßt. Und wir sagten ihr das auch. Und denke dir, sie widersprach nicht und blieb überhaupt ganz ruhig dabei. ‚Ja', sagte sie, „sie wisse recht gut, daß sie die Stelle falsch hergesagt hätte, sie habe nie was richtig hersagen können; aber das wisse sie ganz genau, die Stelle mit dem Flammenfinger, das sei der ‚Wortlaut' gewesen."

„Und das hast du wirklich alles geglaubt, liebe Tante? Diese gute Schmargendorf! Ich will ihr ja gerne folgen; aber was ihren Traum angeht, da kann ich beim besten Willen nicht mit. Es wird ihr ein Amtmann erschienen sein oder ein Pastor. Dreißig Jahre früher wär' es ein Student gewesen."

„Ach, Woldemar, sprich doch nicht so. Das ist ja die neue Façon, in der die Berliner sprechen, und in dem Punkt ist einer wie der andre. Dein Freund Czako spricht auch so. Du mokierst dich jetzt über die gute Schmargendorf, und dein Freund, der Hauptmann, so viel hab' ich ganz deutlich gesehen, that es auch und hat sie bei Tische geuzt."

„Geuzt?"

„Du wunderst dich über das Wort, und ich wundre mich selber darüber. Aber daran ist auch unser guter Fix schuld. Der ist alle Monat mal nach Berlin 'rüber und wenn er dann wiederkommt, dann bringt er so was mit, und wiewohl ich's unpassend finde, nehm' ich's doch an und die Schmargendorf auch. Bloß die Triglaff nicht und natürlich die gute Schimonski auch nicht, wegen der Taubheit. Ja, Woldemar, ich sage ‚geuzt', und dein Freund Czako hätt' es lieber unterlassen sollen. Aber das muß wahr sein, er ist amüsant, wenn auch ein bißchen auf der Wippe. Siehst du ihn oft?"

„Nein, liebe Tante. Nicht oft. Bedenke die weiten Entfernungen. Von unsrer Kaserne bis zu seiner, oder

auch umgekehrt, das ist eine kleine Reise. Dazu kommt noch, daß wir vor unserm Hallischen Thor eigentlich gar nichts haben, bloß die Kirchhöfe, das Tempelhofer Feld und das Rotherstift."

„Aber ihr habt doch die Pferdebahn, wenn ihr irgendwo hin wollt. Beinah' muß ich sagen leider. Denn es giebt mir immer einen Stich, wenn ich mal in Berlin bin, so die Offiziere zu sehen, wie sie da hinten stehen und Platz machen, wenn eine Madamm aufsteigt, manchmal mit 'nem Korb und manchmal auch mit 'ner Spreewaldsamme. Mir immer ein Horreur."

„Ja, die Pferdebahn, liebe Tante, die haben wir freilich, und man kann mit ihr in einer halben Stunde bis in Czakos Kaserne. Der weite Weg ist es auch eigentlich nicht, wenigstens nicht allein, weshalb ich Czako so selten sehe. Der Hauptgrund ist doch wohl der, er paßt nicht so ganz zu uns und eigentlich auch kaum zu seinem Regiment. Er ist ein guter Kerl, aber ein Äquivokenmensch und erzählt immer Nachmitternachtsgeschichten. Wenn man ihn allein hat, geht es. Aber hat er ein Publikum, dann kribbelt es ihn ordentlich, und je feiner das Publikum ist, desto mehr. Er hat mich schon oft in Verlegenheit gebracht. Ich muß sagen, ich hab' ihn sehr gern, aber gesellschaftlich ist ihm Rex doch sehr überlegen."

„Ja, Rex; natürlich. Das hab' ich auch gleich bemerkt, ohne mir weiter Rechenschaft darüber zu geben. Du wirst es aber wissen, wodurch er ihm überlegen ist."

„Durch vieles. Erstens, wenn man die Familien abwägt. Rex ist mehr als Czako. Und dann ist Rex Kavallerist."

„Aber ich denke, er ist Ministerialassessor."

„Ja, das ist er auch. Aber nebenher, oder vielleicht noch darüber hinaus, ist er Offizier, und sogar in unsrer Dragonerbrigade."

„Das freut mich; da ist er ja so gut wie ein Spezialkamerad von dir."

„Ich kann das zugeben und doch auch wieder nicht. Denn erstens ist er in der Reserve, und zweitens steht er bei den zweiten Dragonern."

„Macht das 'nen Unterschied?"

„Gott, Tante, wie man's nehmen will. Ja und nein. Bei Mars la Tour haben wir dieselbe Attacke geritten."

„Und doch . . ."

„Und doch ist da ein gewisses je ne sais quoi."

„Sage nichts Französisches. Das verdrießt mich immer. Manche sagen jetzt auch Englisches, was mir noch weniger gefällt. Aber lassen wir das; ich finde nur, es wäre doch schrecklich, wenn es so bloß nach der Zahl ginge. Was sollte denn da das Regiment anfangen, bei dem ein Bruder unsrer guten Schmargendorf steht? Es ist, glaube ich, das hundertfünfundvierzigste."

„Ja, wenn es so hoch kommt, dann verthut es sich wieder. Aber so bei der Garde . . ."

Die Domina schüttelte den Kopf. „Darin, mein lieber Woldemar, kann ich dir doch kaum folgen. Unser Fix sagt mitunter, ich sei zu exklusiv, aber so exklusiv bin ich doch noch lange nicht. Und solch Verstandesmensch, wie du bist, so ruhig und dabei so ‚abgeklärt', wie manche jetzt sagen, und Gott verzeih mir die Sünde, auch so liberal, worüber selbst dein Vater klagt. Und nun kommst du mir mit solchem Vorurteil, ja, verzeih mir das Wort, mit solchen Überheblichkeiten. Ich erkenne dich darin gar nicht wieder. Und wenn ich nun das erste Garderegiment nehme, das ist ja doch auch ein erstes. Ist es denn mehr als das zweite? Man kann ja sagen, so viel will ich zugeben, sie haben die Blechmützen und sehen aus, als ob sie lauter Holländ-

derinnen heiraten wollten . . . Was ihnen schon gefallen sollte."

„Den Holländerinnen?"

„Nun, denen auch," lachte die Tante. „Aber ich meinte jetzt unsre Leute. Mißverstehe mich übrigens nicht. Ich weiß recht gut, was es mit den großen Grenadieren auf sich hat; aber die andern sind doch ebensogut, und Potsdam ist doch schließlich bloß Potsdam.

„Ja, Tante, das ist es ja eben. Daß sie noch immer in Potsdam sind, das macht es. Deshalb ist es nach wie vor die ‚Potsdamer Wachtparade'. Und dann das Wort ‚erstes' spielt allerdings auch mit. Ein alter Römer, mit dessen Namen ich dich nicht behelligen will, der wollte in seinem Potsdam lieber der Erste, als in seinem Berlin der Zweite sein. Wer der Erste ist, nun, der ist eben der Erste, und als die andern aufstanden, da hatte dieser ‚Erste' schon seinen Morgenspaziergang gemacht und mitunter was für einen! Sieh, als das zweite Garderegiment geboren wurde, da hatten die mit den Blechmützen schon den ganzen Siebenjährigen Krieg hinter sich. Es ist damit, wie mit dem ältesten Sohn. Der älteste Sohn kann unter Umständen dümmer und schlechter sein als sein Bruder, aber er ist der älteste, das kann ihm keiner nehmen, und das giebt ihm einen gewissen Vorrang, auch wenn er sonst gar keinen Vorzug hat. Alles ist göttliches Geschenk. Warum ist der eine hübsch und der andere häßlich? Und nun gar erst die Damen. In das eine Fräulein verliebt sich alles, und das andre spielt bloß Mauerblümchen. Es wird jedem seine Stelle gegeben. Und so ist es auch mit unserm Regiment. Wir mögen nicht besser sein als die andern, aber wir sind die ersten, wir haben die Nummer eins."

„Ich kann da beim besten Willen nicht recht mit, Woldemar. Was in unsrer Armee den Ausschlag giebt, ist doch immer die Schneidigkeit."

„Liebe Tante, sprich, wovon du willst, nur nicht davon. Das ist ein Wort für kleine Garnisonen. Wir wissen, was wir zu thun haben. Dienst ist alles, und Schneidigkeit ist bloß Renommisterei. Und das ist das, was bei uns am niedrigsten steht."

„Gut, Woldemar; was du da zuletzt gesagt hast, das gefällt mir. Und in diesem Punkte muß ich auch deinen Vater loben. Er hat vieles, was mir nicht zusagt, aber darin ist er doch ein echter Stechlin. Und du bist auch so. Und das hab ich immer gefunden, alle die so sind, die schießen zuletzt doch den Vogel ab, ganz besonders auch bei den Damen.

Dies „bei den Damen" war nicht ohne Absicht gesprochen und schien auf das bis dahin vorsichtig vermiedene Hauptthema hinüberführen zu sollen. Aber ehe die Tante noch eine direkte Frage stellen konnte, wurde der Rentmeister gemeldet, der ihr in diesem Augenblicke sehr ungelegen kam. Die Domina wandte sich denn auch in sichtlicher Verstimmung an Woldemar und sagte: „Soll ich ihn fortschicken?"

„Es wird kaum gehen, liebe Tante."

„Nun denn."

Und gleich darnach trat Fix ein.

Zehntes Kapitel.

Während Woldemar und die Domina miteinander plauderten, erst im Tete-a-Tete, dann in Gegenwart von Rentmeister Fix, ritten Rex und Czako (Fritz mit dem Leinpferd folgend) auf Cremmen zu. Das war noch eine tüchtige Strecke, gute drei Meilen. Aber trotzdem waren beide Reiter übereingekommen, nichts zu übereilen und sich's nach Möglichkeit bequem zu machen. „Es ist am Ende gleichgültig, ob wir um acht oder um neun über den Cremmer Damm reiten. Das bißchen Abendrot, das da drüben noch hinter dem Kirchturm steht . . . Fritz, wie heißt er? Welcher Kirchturm ist es? . . .“ — „Das ist der Wulkowsche, Herr Hauptmann!“ — „. . . Also, das bißchen Abendrot, das da noch hinter dem Wulkowschen steht, wird ohnehin nicht lange mehr vorhalten. Dunkel wird's also doch, und von dem Hohenlohedenkmal, das ich mir übrigens gern einmal näher angesehen hätte (man muß so was immer auf dem Hinwege mitnehmen), kommt uns bei Tageslicht nichts mehr vor die Klinge. Das Denkmal liegt etwas ab vom Wege.“

„Schade,“ sagte Rex.

„Ja, man kann es beinah' sagen. Ich für meine Person komme schließlich drüber hin, aber ein Mann wie Sie, Rex, sollte dergleichen mehr wallfahrtartig auffassen.“

„Ach Czako, Sie reden wieder tolles Zeug, diesmal mit einem kleinen Abstecher ins Lästerliche. Was soll ‚Wallfahrt' hier überhaupt? Und dann, was haben Sie gegen Wallfahrten? Und was haben Sie gegen die Hohenlohes?"

„Gott, Rex, wie Sie sich wieder iren. Ich habe nichts gegen die einen, und ich habe nichts gegen die andern. Alles, was ich von Wallfahrten gelesen habe, hat mich immer nur wünschen lassen, mal mit dabei zu sein. Und ad vocem der Hohenlohes, so kann ich Ihnen nur sagen, für die hab' ich sogar was übrig in meinem Herzen, viel, viel mehr als für unser eigentliches Landesgewächs. Oder wenn Sie wollen, für unsre Autochthonen."

„Und das meinen Sie ganz ernsthaft?"

„Ganz ernsthaft. Und wir wollen mal fünf Minuten wie vernünftige Leute darüber reden. Wenn ich sage ‚wir', so meine ich natürlich mich. Denn Sie sprechen immer vernünftig. Vielleicht ein bißchen zu sehr."

Rex lächelte. „Nun gut; ich will's Ihnen glauben."

„Also die Hohenlohes," fuhr Czako fort. „Ja, wie steht es damit? Wie liegt da die Sache? Da kommt hier so Anno Domini ein Burggraf ins Land, und das Land will ihn nicht, und er muß sich alles erst erobern, die Städte beinah und die Schlösser gewiß. Und die Herzen natürlich erst recht. Und der Kaiser sitzt mal wieder weitab und kann ihm nicht helfen. Und da hat nun dieser Nürnberger Burggraf, wenn's hoch kommt, ein halbes Dutzend Menschen um sich, schwäbische Leute, die mit ihm in diese Mördergrube hinabsteigen. Denn ein bißchen so was war es. Und geht auch gleich los, und die Quitzows und die, die's sein wollen, rufen die Pommern ins Land, und hier auf diesem alten Cremmer Damm stoßen sie zusammen, und

die paar, die da fallen, das sind eben die Schwaben, die's gewagt hatten und mit in den Kahn gestiegen waren. Allen vorauf aber ein Graf, so ein Herr in mittleren Jahren. Der fiel zuerst und versank in den Sumpf, und da liegt er. Das heißt, sie haben ihn rausgeholt, und nun liegt er in der Klosterkirche. Und dieser eine, der da voran fiel, der hieß Hohenlohe."

„Ja, Czako, das weiß ich ja alles. Das steht ja schon im Brandenburgischen Kinderfreund. Sie denken aber immer, Sie haben so was allein gepachtet."

„Immer vorsichtig, Rex; im Kinderfreund steht es Gewiß. Aber was steht nicht alles, — von Kinderfreund garnicht zu reden — in Bibel und Katechismus und die Leute wissen es doch nicht. Ich zum Beispiel. Und ob es nun drin steht oder nicht drin steht, ich sage nur: so hat es angefangen, und so läuft der Hase noch. Oder glauben Sie, daß der alte Fürst, der jetzt dran ist, daß der zu seinem Spezialvergnügen in unser sogenanntes Reichskanzlerpalais gezogen ist, drin die Bismarckschen Nachfolger, die sich wahrhaftig nicht darnach drängten, ihre Tage vertrauern? Ein Opfer ist es, nicht mehr und nicht weniger, und ein Opfer bringt auch der alte Fürst, gerade wie der, der damals am Cremmer Damm als erster fiel. Und ich sage Ihnen, Rex, das ist das, was mir imponiert; immer da sein, wenn Not an Mann ist. Die Kleinen von hier, trotz der ‚Loyalität bis auf die Knochen', die mucken immer bloß auf, aber die wirklich Vornehmen, die gehorchen, nicht einem Machthaber, sondern dem Gefühl ihrer Pflicht."

Rex war einverstanden und wiederholte nur: „Schade, daß wir so spät an dem Denkmal vorbeikommen."

„Ja, schade," sagte Czako. „Wir müssen es uns aber schenken. Im übrigen, denk' ich, lassen wir in dem, was wir uns noch weiter zu sagen haben, die

Hohenlohes aus dem Spiel. Andres liegt uns heute näher. Wie hat Ihnen denn eigentlich die Schmargendorf gefallen?"

„Ich werde mich hüten, Czako, Ihnen darauf zu antworten. Außerdem haben Sie sie durch den Garten geführt, nicht ich, und mir war immer, als ob ich Faust und Gretchen sähe."

Czako lachte. „Natürlich schwebt Ihnen das andre Paar vor, und ich bin nicht böse darüber. Die Rolle, die mir dabei zufällt — der mit der Hahnenfeder ist doch am Ende 'ne andre Nummer wie der sentimentale ‚Habe-nun-ach-Mann' — diese Mephistorolle, sag' ich, gefällt mir besser, und was die Schmargendorf angeht, so kann ich nur sagen: Von meiner Martha lass' ich nicht."

„Czako, Sie münden wieder ins Frivole."

„Gut, gut, Rex, Sie werden unwirsch, und Sie sollen recht haben. Lassen wir also die Schmargendorf so gut wie die Hohenlohes. Aber über die Domina ließe sich vielleicht sprechen, und sind wir erst bei der Tante, so sind wir auch bald bei dem Neffen. Ich fürchte, unser Freund Woldemar befindet sich in diesem Augenblick in einer scharfen Zwickmühle. Die Domina liegt ihm seit Jahr und Tag (er hat mir selber Andeutungen darüber gemacht) mit Heiratsplänen in den Ohren, mutmaßlich weil ihr die Vorstellung einer Stechlinlosen Welt einfach ein Schrecknis ist. Solche alten Jungfern mit einer Granatbrosche haben immer eine merkwürdig hohe Meinung von ihrer Familie. Freilich auch andre, die klüger sein sollten. Unsre Leute gefallen sich nun 'mal in der Idee, sie hingen mit dem Fortbestande der göttlichen Weltordnung aufs engste zusammen. In Wahrheit liegt es so, daß wir sämtlich abkommen können. Ohne die Czakos geht es nun schon gewiß, wofür sozusagen historisch-symbolisch der Beweis erbracht ist."

„Und die Rex?"

„Vor dieſem Namen mach' ich Halt."

„Wer's Ihnen glaubt. Aber laſſen wir die Rex und laſſen wir die Czakos, und bleiben wir bei den Stechlins, will ſagen bei unſerm Freunde Woldemar. Die Tante will ihn verheiraten, darin haben Sie recht."

„Und ich habe wohl auch recht, wenn ich das eine heikle Lage nenne. Denn ich glaube, daß er ſich ſeine Freiheit wahren will und mit Bewußtſein auf den Célibataire losſteuert."

„Ein Glauben, in dem Sie ſich, lieber Czako, wie jedesmal, wenn Sie zu glauben anfangen, in einem großen Irrtum befinden."

„Das kann nicht ſein."

„Es kann nicht bloß ſein, es iſt. Und ich wundre mich nur, daß gerade Sie, der Sie doch ſonſt das Gras wachſen hören und allen Geſellſchaftsklatſch kennen wie kaum ein zweiter, daß gerade Sie von dem allen kein Sterbenswörtchen vernommen haben ſollen. Sie verkehren doch auch bei den Xylanders, ja, ich glaube, Sie da, letzten Winter, mal kämpfend am Büffett geſehen zu haben."

„Gewiß."

„Und da waren an jenem Abend auch die Berchtesgadens, Baron und Frau, und in lebhafteſtem Geſpräche mit dieſem bayeriſchen Baron ein diſtinguierter alter Herr und zwei Damen. Und dieſe drei, das waren die Barbys."

„Die Barbys," wiederholte Czako, „Botſchaftsrat oder dergleichen. Ja, gewiß, ich habe davon gehört; aber ich kann mich jedenfalls nicht erinnern, ihn und die Damen geſehen zu haben. Und ſicherlich nicht an jenem Abend, wo ja von Vorſtellen keine Rede war, die reine Völkerſchlacht. Aber Sie wollten mir, glaube ich, von eben dieſen Barbys erzählen."

„Ja, das wollt' ich. Ich wollte Sie nämlich wiſſen

laſſen, daß Ihr Célibataire ſeit Ausgang vorigen Winters in eben dieſem Hauſe regelmäßig verkehrt."

„Er wird wohl in vielen Häuſern verkehren."

„Möglich, aber nicht ſehr wahrſcheinlich, da das eine Haus ihn ganz in Anſpruch nimmt."

„Nun gut, ſo laſſen wir ihn bei den Barbys. Aber was bedeutet das."

„Das bedeutet, daß in einem ſolchen Hauſe verkehren und ſich mit einer Tochter verloben ſo ziemlich ein und dasſelbe iſt. Bloß eine Frage der Zeit. Und die Tante wird ſich damit ausſöhnen müſſen, auch wenn ſie, wie beinah gewiß, über ihr Herzblatt bereits anders verfügt haben ſollte. Solche Dinge begleichen ſich indeſſen faſt immer. Unſer Woldemar wird ſich aber mittlerweile vor ganz andre Schwierigkeiten geſtellt ſehen."

„Und die waren? Iſt er nicht vornehm genug? Oder mankiert vielleicht Gegenliebe?"

„Nein, Czako, von ‚mankierender Gegenliebe', wie Sie ſich auszudrücken belieben, kann keine Rede ſein. Die Schwierigkeiten liegen in was anderm. Es ſind da nämlich, wie ich mir ſchon anzudeuten erlaubte, zwei Comteſſen im Hauſe. Nun, die jüngere wird es wohl werden, ſchon weil ſie eben die jüngere iſt. Aber ſo ganz ſicher iſt es doch keineswegs. Denn auch die ältere, wiewohl ſchon über dreißig, iſt ſehr reizend und zum Überfluß auch noch Witwe — das heißt eigentlich nicht Witwe, ſondern richtiger eine gleich nach der Ehe geſchiedene Frau. Sie war nur ein halbes Jahr verheiratet, oder vielleicht auch nicht verheiratet."

„Verheiratet, oder vielleicht auch nicht verheiratet," wiederholte Czako, während er unwillkürlich ſein Pferd anhielt. „Aber Rex, das iſt ja hoch pikant. Und daß ich erſt heute davon höre und noch dazu durch Sie, der Sie ſich von ſolchen Dingen doch zunächſt entſetzt abwenden müßten. Aber ſo ſeid ihr Konventikler. Schließ-

lich ist all dergleichen doch eigentlich euer Lieblingsfeld. Und nun erzählen Sie weiter, ich bin neugierig wie ein Backfisch. Wer war denn der unglücklich Glückliche?"

„Sie meinen, wenn ich Sie recht verstehe, wer es war, der diese ältere Comtesse heiratete. Nun, dieser glücklich Unglückliche — oder vielleicht auch umgekehrt — war auch Graf, sogar ein italienischer (vorausgesetzt, daß Sie dies als eine Steigerung ansehn), und hatte natürlich einen echt italienischen Namen: Conte Ghiberti, derselbe Name wie der des florentinischen Bildhauers, von dem die berühmten Thüren herrühren."

„Welche Thüren?"

„Nun, die berühmten Baptisteriumthüren in Florenz, von denen Michelangelo gesagt haben soll, ‚sie wären wert, den Eingang zum Paradiese zu bilden'. Und diese Thüren heißen denn auch, ihrem großen Künstler zu Ehren, die Ghibertischen Thüren. Übrigens eine Sache, von der ein Mann wie Sie was wissen müßte."

„Ja, Rex, Sie haben gut reden von ‚wissen müssen'. Sie sind aus einem großen Hause, haben mutmaßlich einen frommen Kandidaten als Lehrer gehabt und sind dann auf Reisen gegangen, wo man so feine Dinge wegkriegt. Aber ich! Ich bin aus Ostrowo."

„Das ändert nichts."

„Doch, doch, Rex. Italienische Kunst! Ich bitte Sie, wo soll dergleichen bei mir herkommen? Was Hänschen nicht lernt, — dabei bleibt es nun mal. Ich erinnere mich noch ganz deutlich einer Auktion in Ostrowo, bei der (es war in einem kommerzienrätlichen Hause) schließlich ein roter Kasten zur Versteigerung kam, ein Kasten mit Doppelbildern und einem Opernkucker dazu, der aber keiner war. Und all das kaufte sich meine Mutter. Und an diesem Stereoskopenkasten, ein Wort, das ich damals noch nicht kannte, habe ich meine italienische Kunst gelernt. Die ‚Thüren' waren aber

nicht dabei. Was können Sie da groß verlangen? Ich habe, wenn ſie das Wort gelten laſſen wollen, 'ne Panoptikumbildung."

Rex lachte. „Nun, gleichviel. Alſo der Graf, der die ältere Comteſſe Barby heiratete, hieß Ghiberti. Seiner Ehe fehlten indes durchaus die Himmelsthüren, — ſoviel läßt ſich mit aller Beſtimmtheit ſagen. Und deshalb kam es zur Scheidung. Ja, mehr, die ſcharmante Frau (‚ſcharmant' iſt übrigens ein viel zu plebejes und minderwertiges Wort) hat in ihrer Empörung den Namen Ghiberti wieder abgethan, und alle Welt nennt ſie jetzt nur noch bei ihrem Vornamen."

„Und der iſt?"

„Meluſine."

„Meluſine? Hören Sie, Rex, das läßt aber tief blicken."

* * *

Unter dieſem Geſpräch waren ſie bis an den Cremmer Damm herangekommen. Es dunkelte ſchon ſtark, und ein Gewölk, das am Himmel hinzog, verbarg die Mondſichel. Ein paarmal indeſſen trat ſie hervor, und dann ſahen ſie bei halber Beleuchtung das Hohenlohedenkmal, das unten im Luche ſchimmerte. Hinunterzureiten, was noch einmal flüchtig in Erwägung gezogen wurde, verbot ſich, und ſo ſetzten ſie ſich in einen munteren Trab und hielten erſt wieder in Cremmen vor dem Gaſthauſe zum „Markgrafen Otto". Es ſchlug eben neun von der Nikolaikirche.

Drinnen war man bald in einem lebhaften Geſpräch, in dem ſich Rex über die in der Stadt herrſchende Geſinnung und Kirchlichkeit zu unterrichten ſuchte. Der Wirt ſtellte der einen wie der andern ein gleich gutes Zeugnis aus und hatte die Genugthuung, daß

ihm Rex freundlich zunickte. Czako aber sagte: „Sagen Sie, Herr Wirt, Sie haben da ein so schönes Billard: ich habe mir jüngst erst sagen lassen, wenn 's wirklich flott gehe, so könne man's im Jahr bis auf dreitausend Mark bringen. Natürlich bei zwölfstündigem Arbeitstag. Wie steht es damit? Für möglich halt' ich es."

Nach dem „Eierhäuschen“.

Elftes Kapitel.

Die Barbys, der alte Graf und seine zwei Töchter, lebten seit einer Reihe von Jahren in Berlin und zwar am Kronprinzenufer, zwischen Alsen- und Moltkebrücke. Das Haus, dessen erste Etage sie bewohnten, unterschied sich, ohne sonst irgendwie hervorragend zu sein (Berlin ist nicht reich an Privathäusern, die Schönheit und Eigenart in sich vereinigen), immerhin vorteilhaft von seinen Nachbarhäusern, von denen es durch zwei Terrainstreifen getrennt wurde; der eine davon ein kleiner Baumgarten, mit allerlei Buschwerk dazwischen, der andre ein Hofraum mit einem zierlichen malerisch wirkenden Stallgebäude, dessen obere Fenster, hinter denen sich die Kutscherwohnung befand, von wildem Wein umwachsen waren. Schon diese Lage des Hauses hätte demselben ein bestimmtes Maß von Aufmerksamkeit gesichert, aber auch seine Fassade mit ihren zwei Loggien links und rechts ließ die des Weges Kommenden unwillkürlich ihr Auge darauf richten. Hier, in eben diesen Loggien, verbrachte die Familie mit Vorliebe die Früh- und Nachmittagsstunden und bevorzugte dabei, je nach der Jahreszeit, mal den zum Zimmer des alten Grafen gehörigen, in pompejischem Rot gehaltenen Einbau, mal die gleichartige Loggia, die zum Zimmer der beiden jungen Damen gehörte. Dazwischen lag ein dritter großer Raum, der als Repräsentations- und zugleich als Eß-

zimmer diente. Das war, mit Ausnahme der Schlaf- und Wirtschaftsräume, das Ganze, worüber man Verfügung hatte; man wohnte mithin ziemlich beschränkt, hing aber sehr an dem Hause, so daß ein Wohnungswechsel oder auch nur der Gedanke daran, so gut wie ausgeschlossen war. Einmal hatte die liebenswürdige, besonders mit Gräfin Melusine befreundete Baronin Berchtesgaden einen solchen Wohnungswechsel in Vorschlag gebracht, aber nur um sofort einem lebhaften Widerspruche zu begegnen. „Ich sehe schon, Baronin, Sie führen den ganzen Lennéstraßenstolz gegen uns ins Gefecht. Ihre Lennéstraße! Nun ja, wenn's sein muß. Aber was haben Sie da groß? Sie haben den Lessing ganz und den Goethe halb. Und um beides will ich Sie beneiden und Ihnen auch die Spreewaldsammen in Rechnung stellen. Aber die Lennéstraßenwelt ist geschlossen, ist zu, sie hat keinen Blick ins Weite, kein Wasser, das fließt, keinen Verkehr, der flutet. Wenn ich in unsrer Nische sitze, die lange Reihe der herankommenden Stadtbahnwaggons vor mir, nicht zu nah und nicht zu weit, und sehe dabei, wie das Abendrot den Lokomotivenrauch durchglüht und in dem Filigranwerk der Ausstellungsparktürmchen schimmert, was will Ihre grüne Tiergartenwand dagegen?" Und dabei wies die Gräfin auf einen gerade vorüberdampfenden Zug, und die Baronin gab sich zufrieden.

Ein solcher Abend war auch heute; die Balkonthür stand auf, und ein kleines Feuer im Kamin warf seine Lichter auf den schweren Teppich, der durch das ganze Zimmer hin lag. Es mochte die sechste Stunde sein und die Fenster drüben an den Häusern der andern Seite standen wie in roter Glut. Ganz in der Nähe des Kamins saß Armgard, die jüngere Tochter, in ihren Stuhl zurückgelehnt, die linke Fußspitze leicht auf den Ständer gestemmt. Die Stickerei, daran sie bis dahin

gearbeitet, hatte ſie, ſeit es zu dunkeln begann, aus der Hand gelegt und ſpielte ſtatt deſſen mit einem Ballbecher, zu dem ſie regelmäßig griff, wenn es galt, leere Minuten auszufüllen. Sie ſpielte das Spiel ſehr geſchickt, und es gab immer einen kleinen hellen Schlag, wenn der Ball in den Becher fiel. Meluſine ſtand draußen auf dem Balkon, die Hand an die Stirn gelegt, um ſich gegen die Blendung der untergehenden Sonne zu ſchützen.

„Armgard," rief ſie in das Zimmer hinein, „komm; die Sonne geht eben unter!"

„Laß. Ich ſehe hier lieber in den Kamin. Und ich habe auch ſchon zwölfmal gefangen."

„Wen?"

„Nun natürlich den Ball."

„Ich glaube, du fingſt lieber wen anders. Und wenn ich dich ſo daſitzen ſehe, ſo kommt es mir faſt vor, als dächteſt du ſelber auch ſo was. Du ſitzt ſo märchenhaft da."

„Ach, du denkſt immer nur an Märchen und glaubſt, weil du Meluſine heißt, du haſt ſo was wie eine Verpflichtung dazu."

„Kann ſein. Aber vor allem glaub' ich, daß ich es getroffen habe. Weißt du, was?"

„Nun?"

„Ich kann es ſo leicht nicht ſagen. Du ſitzt zu weit ab."

„Dann komm und ſag es mir ins Ohr."

„Das iſt zu viel verlangt. Denn erſtens bin ich die ältere, und zweitens biſt du's, die was von mir will. Aber ich will es ſo genau nicht nehmen."

Und dabei ging Meluſine vom Balkon her auf die Schweſter zu, nahm ihr das Fangſpiel fort und ſagte, während ſie ihr die Hand auf die Stirn legte: „Du biſt verliebt."

„Aber Meluſine, was das nun wieder ſoll! Und wenn man ſo klug iſt wie du . . . Verliebt. Das iſt ja gar nichts; etwas verliebt iſt man immer.“

„Gewiß. Aber in wen? Da beginnen die Fragen und die Fineſſen.“

In dieſem Augenblicke ging die Klingel draußen, und Armgard horchte.

„Wie du dich verrätſt,“ lachte Meluſine. „Du horchſt und willſt wiſſen, wer kommt.“

Meluſine wollte noch weiter ſprechen, aber die Thür ging bereits auf und Lizzi, die Kammerjungfer der beiden Schweſtern, trat ein, unmittelbar hinter ihr ein Gerſonſcher Livreediener mit einem in einen Riemen geſchnallten Karton. „Er bringt die Hüte,“ ſagte die Kammerjungfer.

„Ah, die Hüte. Ja, Armgard da müſſen wir freilich unſre Frage vertagen. Was doch wohl auch deine Meinung iſt. Bitte, ſtellen Sie hin. Aber Lizzi, du, du bleibſt und mußt uns helfen; du haſt einen guten Geſchmack. Übrigens iſt kein Stehſpiegel da?“

„Soll ich ihn holen?“

„Nein, nein, laß. Unſre Köpfe, worauf es doch bloß ankommt, können wir ſchließlich auch in dieſem Spiegel ſehen . . . Ich denke, Armgard, du läßt mir die Vorhand; dieſer hier mit dem Heliotrop und den Stiefmütterchen, der iſt natürlich für mich; er hat den richtigen Frauencharakter, faſt ſchon Witwe.“

Unter dieſen Worten ſetzte ſie ſich den Hut auf und trat an den Spiegel. „Nun, Lizzi, ſprich.“

„Ich weiß nicht recht, Frau Gräfin, er ſcheint mir nicht modern genug. Der, den Comteſſe Armgard eben aufſetzt, der würde wohl auch für Frau Gräfin beſſer paſſen; — die hohen Straußfedern, wie ein Ritterhelm, und auch die Hutform ſelbſt. Hier iſt noch einer, faſt ebenſo und beinah noch hübſcher.“

Beide Damen stellten sich jetzt vor den Spiegel; Armgard, hinter der Schwester stehend und größer als diese, sah über deren linke Schulter fort. Beide gefielen sich ungemein und schließlich lachten sie, weil jede der andern ansah, wie hübsch sie sich fand.

„Ich möchte doch beinah glauben . . .“ sagte Melusine, kam aber nicht weiter, denn in eben diesem Augenblicke trat ein in schwarzen Frack und Escarpins gekleideter alter Diener ein und meldete: „Rittmeister von Stechlin.“

Unmittelbar darauf erschien denn auch Woldemar selbst und verbeugte sich gegen die Damen. „Ich fürchte, daß ich zu sehr ungelegener Stunde komme.“

„Ganz im Gegenteil, lieber Stechlin. Um wessentwillen quälen wir uns denn überhaupt mit solchen Sachen? Doch bloß um unsrer Gebieter willen, die man ja (vielleicht leider) auch noch hat, wenn man sie nicht mehr hat.“

„Immer die liebenswürdige Frau.“

„Keine Schmeicheleien. Und dann, diese Hüte sind wichtig. Ich nehm es als eine Fügung, daß Sie da gerade hinzukommen; Sie sollen entscheiden. Wir haben freilich schon Lizzis Meinung angerufen, aber Lizzi ist zu diplomatisch; Sie sind Soldat und müssen mehr Mut haben; Armgard sprich auch; du bist nicht mehr jung genug, um noch ewig die Verlegene zu spielen. Ich bin sonst gegen alle Gutachten, namentlich in Prozeßsachen (ich weiß ein Lied davon zu singen), aber ein Gutachten von Ihnen, da laß ich all meine Bedenken fallen. Außerdem bin ich für Autoritäten, und wenn es überhaupt Autoritäten in Sachen von Geschmack und Mode giebt, wo wären sie besser zu finden als im Regiment Ihrer Kaiserlich Königlichen Majestät von Großbritannien und Indien? Irland laß ich absichtlich fallen und nehme lieber Indien, woher aller gute Ge-

„Aber Meluſine, was das nun wieder ſoll! Und wenn man ſo klug iſt wie du . . . Verliebt. Das iſt ja gar nichts; etwas verliebt iſt man immer.“

„Gewiß. Aber in wen? Da beginnen die Fragen und die Fineſſen.“

In dieſem Augenblicke ging die Klingel draußen, und Armgard horchte.

„Wie du dich verrätſt,“ lachte Meluſine. „Du horchſt und willſt wiſſen, wer kommt.“

Meluſine wollte noch weiter ſprechen, aber die Thür ging bereits auf und Lizzi, die Kammerjungfer der beiden Schweſtern, trat ein, unmittelbar hinter ihr ein Berſonſcher Livreediener mit einem in einen Riemen geſchnallten Karton. „Er bringt die Hüte,“ ſagte die Kammerjungfer.

„Ah, die Hüte. Ja, Armgard da müſſen wir freilich unſre Frage vertagen. Was doch wohl auch deine Meinung iſt. Bitte, ſtellen Sie hin. Aber Lizzi, du, du bleibſt und mußt uns helfen; du haſt einen guten Geſchmack. Übrigens iſt kein Stehſpiegel da?“

„Soll ich ihn holen?“

„Nein, nein, laß. Unſre Köpfe, worauf es doch bloß ankommt, können wir ſchließlich auch in dieſem Spiegel ſehen . . . Ich denke, Armgard, du läßt mir die Vorhand; dieſer hier mit dem Heliotrop und den Stiefmütterchen, der iſt natürlich für mich; er hat den richtigen Frauencharakter, faſt ſchon Witwe.“

Unter dieſen Worten ſetzte ſie ſich den Hut auf und trat an den Spiegel. „Nun, Lizzi, ſprich.“

„Ich weiß nicht recht, Frau Gräfin, er ſcheint mir nicht modern genug. Der, den Comteſſe Armgard eben aufſetzt, der würde wohl auch für Frau Gräfin beſſer paſſen; — die hohen Straußfedern, wie ein Ritterhelm, und auch die Hutform ſelbſt. Hier iſt noch einer, faſt ebenſo und beinah noch hübſcher.“

Beide Damen stellten sich jetzt vor den Spiegel; Armgard, hinter der Schwester stehend und größer als diese, sah über deren linke Schulter fort. Beide gefielen sich ungemein und schließlich lachten sie, weil jede der andern ansah, wie hübsch sie sich fand.

„Ich möchte doch beinah glauben . . ." sagte Melusine, kam aber nicht weiter, denn in eben diesem Augenblicke trat ein in schwarzen Frack und Escarpins gekleideter alter Diener ein und meldete: „Rittmeister von Stechlin."

Unmittelbar darauf erschien denn auch Woldemar selbst und verbeugte sich gegen die Damen. „Ich fürchte, daß ich zu sehr ungelegener Stunde komme."

„Ganz im Gegenteil, lieber Stechlin. Um wessentwillen quälen wir uns denn überhaupt mit solchen Sachen? Doch bloß um unsrer Gebieter willen, die man ja (vielleicht leider) auch noch hat, wenn man sie nicht mehr hat."

„Immer die liebenswürdige Frau."

„Keine Schmeicheleien. Und dann, diese Hüte sind wichtig. Ich nehm es als eine Fügung, daß Sie da gerade hinzukommen; Sie sollen entscheiden. Wir haben freilich schon Lizzis Meinung angerufen, aber Lizzi ist zu diplomatisch; Sie sind Soldat und müssen mehr Mut haben; Armgard sprich auch; du bist nicht mehr jung genug, um noch ewig die Verlegene zu spielen. Ich bin sonst gegen alle Gutachten, namentlich in Prozeßsachen (ich weiß ein Lied davon zu singen), aber ein Gutachten von Ihnen, da laß ich all meine Bedenken fallen. Außerdem bin ich für Autoritäten, und wenn es überhaupt Autoritäten in Sachen von Geschmack und Mode giebt, wo wären sie besser zu finden als im Regiment Ihrer Kaiserlich Königlichen Majestät von Großbritannien und Indien? Irland laß ich absichtlich fallen und nehme lieber Indien, woher aller gute Ge-

schmack kommt, alle alte Kultur, alle Shawls und Teppiche, Buddha und die weißen Elefanten. Also antreten, Armgard; du natürlich an den rechten Flügel, denn du bist größer. Und nun, lieber Stechlin, wie finden Sie uns?"

„Aber meine Damen . . ."

„Meine Feigheiten. Wie finden Sie uns?"

„Unendlich nett."

„Nett? Verzeihen Sie, Stechlin, nett ist kein Wort. Wenigstens kein nettes Wort. Oder wenigstens ungenügend."

„Also schlankweg entzückend."

„Das ist gut. Und zur Belohnung die Frage: wer ist entzückender?"

„Aber Frau Gräfin, das ist ja die reine Geschichte mit dem seligen Paris. Bloß, er hatte es viel leichter, weil es drei waren. Aber zwei. Und noch dazu Schwestern."

„Wer? Wer?"

„Nun, wenn es denn durchaus sein muß. Sie, gnädigste Frau."

„Schändlicher Lügner. Aber wir behalten diese zwei Hüte. Lizzi, gieb all das andre zurück. Und Jeserich soll die Lampen bringen; draußen ein Stückchen Abendrot und hier drinnen ein verglimmendes Feuer, — das ist denn doch zu wenig oder, wenn man will, zu gemütlich."

Die Lampen hatten draußen schon gebrannt, so daß sie gleich da waren.

„Und nun schließen Sie die Balkonthür, Jeserich, und sagen Sie's Papa, daß der Herr Rittmeister gekommen. Papa ist nicht gut bei Wege, wieder die neuralgischen Schmerzen; aber wenn er hört, daß Sie da sind, so thut er ein übriges. Sie wissen, Sie sind sein

Verzug. Man weiß immer, wenn man Verzug ist. Ich wenigstens hab' es immer gewußt."

„Das glaub' ich."

„Das glaub' ich! Wie wollen Sie das erklären?"

„Einfach genug, gnädigste Gräfin. Jede Sache will gelernt sein. Alles ist schließlich Erfahrung. Und ich glaube, daß Ihnen reichlich Gelegenheit gegeben wurde, der Frage ‚Verzug oder Nichtverzug' praktisch näherzutreten."

„Gut herausgeredet. Aber nun, Armgard, sage dem Herrn von Stechlin (ich persönlich getraue mich's nicht), daß wir in einer halben Stunde fort müssen, Opernhaus, ‚Tristan und Isolde'. Was sagen Sie dazu? Nicht zu Tristan und Isolde, nein zu der heikleren Frage, daß wir eben gehen, im selben Augenblick, wo Sie kommen. Denn ich seh' es Ihnen an, Sie kamen nicht so bloß um ‚five o'clock tea's' willen, Sie hatten es besser mit uns vor. Sie wollten bleiben . . ."

„Ich bekenne . . ."

„Also getroffen. Und zum Zeichen, daß Sie großmütig sind und Verzeihung üben, versprechen Sie, daß wir Sie bald wiedersehen, recht, recht bald. Ihr Wort darauf. Und dem Papa, der Sie vielleicht erwartet, wenn es Jeserich für gut befunden hat, die Meldung auszurichten, — dem Papa werd' ich sagen, Sie hätten nicht bleiben können, eine Verabredung, Klub oder sonst was."

* * *

Während Woldemar nach diesem abschließenden Gespräch mit Melusine die Treppe hinabstieg und auf den nächsten Droschkenstand zuschritt, saß der alte Graf in seinem Zimmer und sah, den rechten Fuß auf einen Stuhl gelehnt, durch das Balkonfenster auf den Abend-

himmel. Er liebte dieſe Dämmerſtunde, drin er ſich nicht gerne ſtören ließ (am wenigſten gern durch vorzeitig gebrachtes Licht), und als Jeſerich, der das alles wußte, jetzt eintrat, war es nicht, um dem alten Grafen die Lampe zu bringen, ſondern nur um ein paar Kohlen aufzuſchütten.

„Wer war denn da, Jeſerich?“

„Der Herr Rittmeiſter.“

„So, ſo. Schade, daß er nicht geblieben iſt. Aber freilich, was ſoll er mit mir? Und der Fuß und die Schmerzen, dadurch wird man auch nicht intereſſanter. Armgard und nun gar erſt Meluſine, ja, da geht es, da redet ſich's ſchon beſſer, und das wird der Rittmeiſter wohl auch finden. Aber ſo viel iſt richtig, ich ſpreche gern mit ihm; er hat ſo was Ruhiges und Geſetztes und immer ſchlicht und natürlich. Meinſt du nicht auch?“

Jeſerich nickte.

„Und glaubſt du nicht auch (denn warum käme er ſonſt ſo oft), daß er was vorhat?“

„Glaub' ich auch, Herr Graf.“

„Na, was glaubſt du?“

„Gott, Herr Graf . . .“

„Ja, Jeſerich, du willſt nicht 'raus mit der Sprache. Das hilft dir aber nichts. Wie denkſt du dir die Sache?“

Jeſerich ſchmunzelte, ſchwieg aber weiter, weshalb dem alten Grafen nichts übrig blieb, als ſeinerſeits fortzufahren. „Natürlich paßt Armgard beſſer, weil ſie jung iſt; es iſt ſo mehr das richtige Verhältnis, und überhaupt, Armgard iſt ſozuſagen dran. Aber, weiß der Teufel, Meluſine . . .“

„Freilich, Herr Graf.“

„Alſo du haſt doch auch ſo was geſehen. Alles dreht ſich immer um die. Wie denkſt du dir nun

den Rittmeiſter? Und wie denkſt du dir die Damen? Und wie ſteht es überhaupt? Iſt es die oder iſt es die?

„Ja, Herr Graf, wie ſoll ich darüber denken? Mit Damen weiß man ja nie — vornehm und nicht vornehm, klein und groß, arm und reich, das is all eins. Mit unſrer Lizzi is es gerad' ebenſo wie mit Gräfin Meluſine. Wenn man denkt, es is ſo, denn is es ſo, und wenn man denkt, es is ſo, denn is es wieder ſo. Wie meine Frau noch lebte, Gott habe ſie ſelig, die ſagte auch immer: ‚Ja, Jeſerich, was du dir bloß denkſt; wir ſind eben ein Rätſel.' Ach Gott, ſie war ja man einfach, aber das können Sie mir glauben, Herr Graf, ſo ſind ſie alle."

„Haſt ganz recht, Jeſerich. Und deshalb können wir auch nicht gegen an. Und ich freue mich, daß du das auch ſo ſcharf aufgefaßt haſt. Du biſt überhaupt ein Menſchenkenner. Wo du's bloß her haſt? Du haſt ſo was von 'nem Philoſophen. Haſt du ſchon mal einen geſehen?"

„Nein, Herr Graf. Wenn man ſo viel zu thun hat und immer Silber putzen muß."

„Ja, Jeſerich, das hilft doch nu nich, davon kann ich dich nicht frei machen . . ."

„Nein, ſo mein' ich' es ja auch nich, Herr Graf, und bin ja auch fürs Alte. Gute Herrſchaft und immer denken, ‚man gehört ſo halb wie mit dazu', — dafür bin ich. Und manche ſollen ja auch halb mit dazu gehören . . . Aber ein bißchen anſtrengend is es doch mitunter, und man is doch am Ende auch ein Menſch . . ."

„Na höre, Jeſerich, das hab' ich dir doch noch nicht abgeſprochen."

„Nein, nein, Herr Graf. Gott, man ſagt ſo was bloß. Aber ein bißchen is es doch damit . . ."

Zwölftes Kapitel.

Woldemar — wie Rex seinem Freunde Czako, als beide über den Cremmer Damm ritten, ganz richtig mitgeteilt hatte — verkehrte seit Ausgang des Winters im Barbyschen Hause, das er sehr bald vor andern Häusern seiner Bekanntschaft bevorzugte. Vieles war es, was ihn da fesselte, voran die beiden Damen; aber auch der alte Graf. Er fand Ähnlichkeiten, selbst in der äußern Erscheinung, zwischen dem Grafen und seinem Papa, und in seinem Tagebuche, das er, trotz sonstiger Modernität, in altmodischer Weise von jung an führte, hatte er sich gleich am ersten Abend über eine gewisse Verwandtschaft zwischen den beiden geäußert. Es hieß da unterm achtzehnten April: „Ich kann Wedel nicht dankbar genug sein, mich bei den Barbys eingeführt zu haben; alles, was er von dem Hause gesagt, fand ich bestätigt. Diese Gräfin, wie scharmant, und die Schwester ebenso, trotzdem größere Gegensätze kaum denkbar sind. An der einen alles Temperament und Anmut, an der andern alles Charakter oder, wenn das zu viel gesagt sein sollte, Schlichtheit, Festigkeit. Es bleibt mit den Namen doch eine eigne Sache; die Gräfin ist ganz Melusine und die Comtesse ganz Armgard. Ich habe bis jetzt freilich nur eine dieses Namens kennen gelernt, noch dazu bloß als Bühnenfigur, und ich mußte beständig an diese denken, wie sie da (ich glaube, es war Fräulein Stolberg, die

ja auch das Maß hat) dem Landvogt so mutig in den Zügel fällt. Ganz so wirkt Comteſſe Armgard! Ich möchte beinah' ſagen, es läßt ſich an ihr wahrnehmen, daß ihre Mutter eine richtige Schweizerin war. Und dazu der alte Graf! Wie ein Zwillingsbruder von Papa; derſelbe Bismarckkopf, dasſelbe humane Weſen, dieſelbe Freundlichkeit, dieſelbe gute Laune. Papa iſt aber ausgiebiger und auch wohl origineller. Vielleicht hat der verſchiedene Lebensgang dieſe Verſchiedenheiten erſt geſchaffen. Papa ſitzt nun ſeit richtigen dreißig Jahren in ſeinem Ruppiner Winkel feſt, der Graf war ebenſolange draußen! Ein Botſchaftsrat iſt eben was andres als ein Ritterſchaftsrat, und an der Themſe wächſt man ſich anders aus als am ‚Stechlin' — unſern Stechlin dabei natürlich in Ehren. Trotzdem die Verwandtſchaft bleibt. Und der alte Diener, den ſie Jeſerich nennen, der iſt nun ſchon ganz und gar unſer Engelke vom Kopf bis zur Zeh'. Aber was am verwandteſten iſt, das iſt doch die geſamte Hausatmoſphäre, das Liberale. Papa ſelbſt würde zwar darüber lachen, — er lacht über nichts ſo ſehr wie über Liberalismus — und doch kenne ich keinen Menſchen, der innerlich ſo frei wäre, wie gerade mein guter Alter. Zugeben wird er's freilich nie und wird in dem Glauben ſterben: ‚Morgen tragen ſie einen echten alten Junker zu Grabe'. Das iſt er auch, aber doch auch wieder das volle Gegenteil davon. Er hat keine Spur von Selbſtſucht. Und dieſen ſchönen Zug (ach, ſo ſelten), den hat auch der alte Graf. Nebenher freilich iſt er Weltmann, und das giebt dann den Unterſchied und das Übergewicht. Er weiß — was ſie hierzulande nicht wiſſen oder nicht wiſſen wollen — daß hinterm Berge auch noch Leute wohnen. Und mitunter noch ganz andre."

* * *

Das waren die Worte, die Woldemar in sein Tagebuch eintrug. Von allem, was er gesehen, war er angenehm berührt worden, auch von Haus und Wohnung. Und dazu war guter Grund da, mehr als er nach seinem ersten Besuche wissen konnte. Das von der gräflichen Familie bewohnte Haus mit seinen Loggien und seinem diminutiven Hof und Garten teilte sich in zwei Hälften, von denen jede noch wieder ihre besondern Annexe hatte. Zu der Beletage gehörte das zur Seite gelegene pittoreske Hof- und Stallgebäude, drin der gräfliche Kutscher, Herr Imme, residierte, während zu dem die zweite Hälfte des Hauses bildenden Hochparterre ziemlich selbstverständlich noch das kleine niedrige Souterrain gerechnet wurde, drin, außer Portier Hartwig selbst, dessen Frau, sein Sohn Rudolf und seine Nichte Hedwig wohnten. Letztere freilich nur zeitweilig, und zwar immer nur dann, wenn sie, was allerdings ziemlich häufig vorkam, mal wieder ohne Stellung war. Die Wirtin des Hauses, Frau Hagelversicherungssekretär Schickedanz, hätte diesen gelegentlichen Aufenthalt der Nichte Hartwigs eigentlich beanstanden müssen, ließ es aber gehen, weil Hedwig ein heiteres, quickes und sehr anstelliges Ding war und manches besaß, was die Schickedanz mit der Ungehörigkeit des ewigen Dienstwechsels wieder aussöhnte.

Die Schickedanz, eine Frau von sechzig, war schon verwitwet, als im Herbst fünfundachtzig die Barbys einzogen, Comtesse Irmgard damals erst zehnjährig. Frau Schickedanz selbst war um jene Zeit noch in Trauer, weil ihr Gatte, der Versicherungssekretär, erst im Dezember des voraufgegangenen Jahres gestorben war, „drei Tage vor Weihnachten", ein Umstand, auf den der Hilfsprediger, ein junger Kandidat, in seiner Leichenrede beständig hingewiesen und die gewollte Wirkung auch richtig erzielt hatte. Allerdings nur bei der Schickedanz

ſelbſt und einigermaßen auch bei der Frau Hartwig, die während der ganzen Rede beſtändig mit dem Kopf genickt und nachträglich ihrem Manne bemerkt hatte: „Ja, Hartwig, da liegt doch was drin.“ Hartwig ſelber indes, der, im Gegenſatz zu den meiſten ſeines Standes, humoriſtiſch angeflogen war, hatte für die merkwürdige Fügung von „drei Tage vor Weihnachten“ nicht das geringſte Verſtändnis gezeigt, vielmehr nur die Bemerkung dafür gehabt: „Ich weiß nicht, Mutter, was du dir eigentlich dabei denkſt? Ein Tag iſt wie der andre; mal muß man 'ran,“ — worauf die Frau jedoch geantwortet hatte: „Ja, Hartwig, das ſagſt du ſo immer; aber wenn du dran biſt, dann red'ſt du anders.“

Der verſtorbene Schickedanz hatte, wie der Tod ihn ankam, ein Leben hinter ſich, das ſich in zwei ſehr verſchiedene Hälften, in eine ganz kleine unbedeutende und in eine ganz große teilte. Die unbedeutende Hälfte hatte lange gedauert, die große nur ganz kurz. Er war ein Ziegelſtreicherſohn aus dem bei Potsdam gelegenen Dorfe Kaputt, was er, als er aus dem dieſem Dorfnamen entſprechenden Zuſtande heraus war, in Geſellſchaft guter Freunde gern hervorhob. Es war ſo ziemlich der einzige Witz ſeines Lebens, an dem er aber zäh feſthielt, weil er ſah, daß er immer wieder wirkte. Manche gingen ſo weit, ihm den Witz auch noch moraliſch gutzuſchreiben und behaupteten: Schickedanz ſei nicht bloß ein Charakter, ſondern auch eine beſcheidene Natur.

Ob dies zutraf, wer will es ſagen! Aber das war ſicher, daß er ſich von Anfang an als ein aufgeweckter Junge gezeigt hatte. Schon mit ſechzehn war er als Hilfsſchreiber in die deutſch-engliſche Hagelverſicherungsgeſellſchaft Pluvius eingetreten und hatte mit ſechsundſechzig ſein fünfzigjähriges Dienſtjubiläum in eben dieſer Geſellſchaft gefeiert. Das war aus beſtimmten Gründen ein großer Tag geweſen. Denn als Schickedanz ihn

erlebte, hieß er nur noch so ganz obenhin „Herr Versicherungssekretär", war aber in Wahrheit über diesen seinen Titel weit hinausgewachsen und besaß bereits das schöne Haus am Kronprinzenufer. Er hatte sich das leisten können, weil er im Laufe der letzten fünf Jahre zweimal hintereinander ein Viertel vom großen Lose gewonnen hatte. Dies sah er sich allerseits als persönliches Verdienst angerechnet und auch wohl mit Recht. Denn arbeiten kann jeder, das große Los gewinnen kann nicht jeder. Und so blieb er denn bei der Versicherungsgesellschaft lediglich nur noch als verhätscheltes Zierstück, weil es damals wie jetzt einen guten Eindruck machte, Personen der Art im Dienst oder gar als Teilnehmer zu haben. An der Spitze muß immer ein Fürst stehen. Und Schickedanz war jetzt Fürst. Alles drängte sich nicht bloß an ihn, sondern seine Stammtischfreunde, die zu seiner zweimal bewährten Glückshand ein unbedingtes Vertrauen hatten, drangen sogar eine Zeitlang in ihn, die Lotterielose für sie zu ziehen. Aber keiner gewann, was schließlich einen Umschlag schuf und einzelne von „bösem Blick" und sogar ganz unsinnigerweise von Mogelei sprechen ließ. Die meisten indessen hielten es für klug, ihr Übelwollen zurückzuhalten; war er doch immerhin ein Mann, der jedem, wenn er wollte, Deckung und Stütze geben konnte. Ja, Schickedanz' Glück und Ansehen waren groß, am größten natürlich an seinem Jubiläumstage. Nicht zu glauben, wer da alles kam. Nur ein Orden kam nicht, was denn auch von einigen Schickedanzfanatikern sehr mißliebig bemerkt wurde. Besonders schmerzlich empfand es die Frau. „Gott, er hat doch immer so treu gewählt," sagte sie. Sie kam aber nicht in die Lage, sich in diesen Schmerz einzuleben, da schon die nächsten Zeiten bestimmt waren, ihr Schwereres zu bringen. Am 21. September war das Jubiläum gewesen, am 21. Oktober erkrankte er,

am 21. Dezember starb er. Auf dem Notizenzettel, den man damals dem Kandidaten zugestellt hatte, hatte dieser dreimal wiederkehrende „einundzwanzigste“ gefehlt, was alles in allem wohl als ein Glück angesehen werden konnte, weil, entgegengesetztenfalls, die „drei Tage vor Weihnachten“ entweder gar nicht zu stande gekommen oder aber durch eine geteilte Herrschaft in ihrer Wirkung abgeschwächt worden wären.

Schickedanz war bei voller Besinnung gestorben. Er rief, kurz vor seinem Ende, seine Frau an sein Bett und sagte: „Nielchen, sei ruhig. Jeder muß. Ein Testament hab' ich nicht gemacht. Es giebt doch bloß immer Zank und Streit. Auf meinem Schreibtisch liegt ein Briefbogen, drauf hab' ich alles Nötige geschrieben. Viel wichtiger ist mir das mit dem Haus. Du mußt es behalten, damit die Leute sagen können: ‚Da wohnt Frau Schickedanz'. Hausname, Straßenname, das ist überhaupt das Beste. Straßenname dauert noch länger als Denkmal.“

„Gott, Schickedanz, sprich nicht so viel; es strengt dich an. Ich will es ja alles heilig halten, schon aus Liebe . . .“

„Das ist recht, Nielchen. Ja, du warst immer eine gute Frau, wenn wir auch keine Nachfolge gehabt haben. Aber darum bitte ich dich, vergiß nie, daß es meine Puppe war. Du darfst bloß vornehme Leute nehmen; reiche Leute, die bloß reich sind, nimm nicht; die quängeln bloß und schlagen große Haken in die Thürfüllung und hängen eine Schaukel dran. Überhaupt, wenn es sein kann, keine Kinder. Hartwigen unten mußt du behalten; er ist eigentlich ein Klugschmus, aber die Frau ist gut. Und der kleine Rudolf, mein Patenkind, wenn er ein Jahr alt wird, soll er hundert Thaler kriegen. Thaler, nicht Mark. Und der Schullehrer in Kaputt soll auch hundert Thaler kriegen. Der wird sich wundern. Aber

darauf freu' ich mich schon. Und auf dem Invalidenkirchhof will ich begraben sein, wenn es irgend geht. Invalide ist ja doch eigentlich jeder. Und Anno siebzig war ich doch auch mit Liebesgaben bis dicht an den Feind, trotzdem Luchterhand immer sagte: ‚Nicht so nah 'ran'. Sei freundlich gegen die Leute und nicht zu sparsam (du bist ein bißchen zu sparsam) und bewahre mir einen Platz in deinem Herzen. Denn treu warst du, das sagt mir eine innere Stimme."

Diesem allem hatte Riekchen seitdem gelebt. Die Beletage, die leer stand, als Schickedanz starb, blieb noch drei Vierteljahre unbewohnt, trotzdem sich viele Herrschaften meldeten. Aber sie deckten sich nicht mit der Forderung, die Schickedanz vor seinem Hinscheiden gestellt hatte. Herbst fünfundachtzig kamen dann die Barbys. Die kleine Frau sah gleich „ja, das sind die, die mein Seliger gemeint hat." Und sie hatte wirklich richtig gewählt. In den fast zehn Jahren, die seitdem verflossen waren, war es auch nicht ein einziges Mal zu Konflikten gekommen, mit der gräflichen Familie schon gewiß nicht, aber auch kaum mit den Dienerschaften. Ein persönlicher Verkehr zwischen Erdgeschoß und Beletage konnte natürlich nicht stattfinden, — Hartwig war einfach der alter ego, der mit Jeserich alles Nötige durchzusprechen hatte. Kam es aber ausnahmsweise zwischen Wirtin und Mieter zu irgend einer Begegnung, so bewahrte dabei die kleine winzige Frau (die nie „viel" war und seit ihres Mannes Tode noch immer weniger geworden war) eine merkwürdig gemessene Haltung, die jedem mit dem Berliner Wesen Unvertrauten eine Verwunderung abgenötigt haben würde. Riekchen empfand sich nämlich in solchem Augenblicke durchaus als „Macht gegen Macht". Wie beinah jedem hierlandes Geborenen, war auch ihr die Gabe wirklichen Vergleichenkönnens völlig versagt, weil jeder echte, mit Spreewasser getaufte Berliner, männlich oder weiblich, seinen Zustand

nur an seiner eignen kleinen Vergangenheit, nie aber an der Welt draußen mißt, von der er, wenn er ganz echt ist, weder eine Vorstellung hat noch überhaupt haben will. Der autochthone „Kellerwurm", wenn er fünfzig Jahre später in eine Steglitzer Villa zieht, bildet — auch wenn er seiner Natur nach eigentlich der bescheidenste Mensch ist — eine gewisse naive Krösusvorstellung in sich aus und glaubt ganz ernsthaft, jenen Gold- und Silberkönigen zuzugehören, die die Welt regieren. So war auch die Schickedanz. Hinter einem Dachfenster in der Georgenkirchstraße geboren, an welchem Dachfenster sie später für ein Weißzeuggeschäft genäht hatte, kam ihr ihr Leben, wenn sie rückblickte, wie ein Märchen vor, drin sie die Rolle der Prinzessin spielte. Dementsprechend durchdrang sie sich, still aber stark, mit einem Hochgefühl, das sowohl Geld- wie Geburtsgrößen gegenüber auf Ebenbürtigkeit lossteuerte. Sie rangierte sich ein und wies sich, soweit ihre historische Kenntnis das zuließ, einen ganz bestimmten Platz an: Fürst Dolgorucki, Herzog von Devonshire, Schickedanz.

Die Treue, die der Verstorbene noch in seinen letzten Augenblicken ihr nachgerühmt hatte, steigerte sich mehr und mehr zum Kult. Die Vormittagsstunden jedes Tages gehörten dem hohen Palisanderschrank an, drin die Jubiläumsgeschenke wohlgeordnet standen: ein großer Silberpokal mit einem drachentötenden Sankt Georg auf dem Deckel, ein Album mit photographischen Aufnahmen aller Sehenswürdigkeiten von Kaputt, eine große Huldigungsadresse mit Aquarellarabesken, mehrere Lieder in Prachtdruck (darunter ein Kegelklublied mit dem Refrain „alle Neune"), Riesensträuße von Sonnenblumen, ein Oreiller mit dem eisernen Kreuz und einem aufgehefteten Gedicht, von einem Damenkomitee herrührend, in dessen Auftrag er, Schickedanz, die Liebesgaben bis vor Paris gebracht hatte. Neben dem Schrank, auf einer Ebenholzsäule,

ſtand eine Gipsbüſte, Geſchenk eines dem Stammtiſch angehörigen Bildhauers, der darauf hin einen leider ausgebliebenen Auftrag in Marmor erwartet hatte. Fauteuils und Stühle ſteckten in großblumigen Überzügen, desgleichen der Kronleuchter in einem Gazemantel, und an den Frontfenſtern ſtanden, den ganzen Winter über, Maiblumen. Riekchen trug auch Maiblumen auf jeder ihrer Hauben, war überhaupt, ſeit das Trauerjahr um war, immer hell gekleidet, wodurch ihre Geſtalt noch unkörperlicher wirkte. Jeden erſten Montag im Monat war allgemeines Reinmachen, auch bei Wind und Kälte. Dies war immer ein Tag größter Aufregung, weil jedesmal etwas zerbrochen oder umgeſtoßen wurde. Das blieb auch ſo durch Jahre hin, bis das Auftreten von Hedwig, die ſich einer ſehr geſchickten Hand erfreute, Wandel in dieſem Punkte ſchaffte. Die Nippſachen zerbrachen nun nicht mehr, und Riekchen war um ſo glücklicher darüber, als Hartwigs hübſche Nichte, wenn ſie mal wieder den Dienſt gekündigt hatte, regelmäßig allerlei davon zu erzählen und mit immer neuen und oft ſehr intrikaten Geſchichten ins Feld zu rücken wußte.

Die Barbys hatten alle Urſache, mit dem Schickedanzſchen Hauſe zufrieden zu ſein. Nur eines ſtörte, das war, daß jeden Mittwoch und Sonnabend die Teppiche geklopft wurden, immer gerade zu der Stunde, wo der alte Graf ſeine Nachmittagsruhe halten wollte. Das verdroß ihn eine Weile, bis er ſchließlich zu dem Ergebnis kam: „Eigentlich bin ich doch ſelber ſchuld daran. Warum ſetz' ich mich immer wieder in die Hinterſtube, ſtatt einfach vorn an mein Fenſter? Immer haſardier' ich wieder und denke: heute bleibt es vielleicht ruhig; willſt es doch noch mal verſuchen."

* * *

Ja, der alte Graf war nicht bloß froh, die Wohnung zu haben, er hielt auch beinah abergläubiſch an ihr feſt.

So lange er darin wohnte, war es ihm gut ergangen, nicht glänzender als früher, aber sorgenloser. Und das sagte er sich jeden neuen Tag.

Sein Leben, so bunt es gewesen, war trotzdem in gewissem Sinne durchschnittsmäßig verlaufen, ganz so wie das Leben eines preußischen „Magnaten" (worunter man in der Regel Schlesier versteht; aber es giebt doch auch andre) zu verlaufen pflegt.

Im Juli dreißig, gerade als die Franzosen Algier bombardierten und nebenher das Haus Bourbon endgültig beseitigten, war der Graf auf einem der an der mittleren Elbe gelegenen Barbyschen Güter geboren worden. Auf eben diesem Gute, — das landwirtschaftlich einer von fremder Hand geführten Administration unterstand, — vergingen ihm die Kinderjahre; mit zwölf kam er dann auf die Ritterakademie, mit achtzehn in das Regiment Gardeducorps, drin die Barbys standen, solang es ein Regiment Gardeducorps gab. Mit dreißig war er Rittmeister und führte eine Schwadron. Aber nicht lange mehr. Auf einem in der Nähe von Potsdam veranstalteten Kavalleriemanöver stürzte er unglücklich und brach den Oberschenkel, unmittelbar unter der Hüfte. Leidlich genesen, ging er nach Ragaz, um dort völlige Wiederherstellung zu suchen, und machte hier die Bekanntschaft eines alten Freiherrn von Planta, der ihn alsbald auf seine Besitzungen einlud. Weil diese ganz in der Nähe lagen, nahm er die Einladung nach Schloß Schuder an. Hier blieb er länger als erwartet, und als er das schön gelegene Bergschloß wieder verließ, war er mit der Tochter und Erbin des Hauses verlobt. Es war eine große Neigung, was sie zusammenführte. Die junge Freiin drang alsbald in ihn, den Dienst zu quittieren, und er entsprach dem um so lieber, als er seiner völligen Wiederherstellung nicht ganz sicher war. Er nahm also den Abschied und trat aus dem militärischen in den diplo-

matischen Dienst über, wozu seine Bildung, sein Vermögen, seine gesellschaftliche Stellung ihn gleichmäßig geeignet erscheinen ließen. Noch im selben Jahre ging er nach London, erst als Attaché, wurde dann Botschaftsrat und blieb in dieser Stellung zunächst bis in die Tage der Aufrichtung des Deutschen Reichs. Seine Beziehungen sowohl zu der heimisch-englischen wie zu der außerenglischen Aristokratie waren jederzeit die besten, und sein Freundschaftsverhältnis zu Baron und Baronin Berchtesgaden entstammte jener Zeit. Er hing sehr an London. Das englische Leben, an dem er manches, vor allem die geschraubte Kirchlichkeit, beanstandete, war ihm trotzdem außerordentlich sympathisch, und er hatte sich daran gewöhnt, sich als verwachsen damit anzusehen. Auch seine Familie, die Frau und die zwei Töchter — beide, wenn auch in großem Abstande, während der Londoner Tage geboren — teilten des Vaters Vorliebe für England und englisches Leben. Aber ein harter Schlag warf alles um, was der Graf geplant: die Frau starb plötzlich, und der Aufenthalt an der ihm so lieb gewordenen Stätte war ihm vergällt. Er nahm in der ersten Hälfte der 80er Jahre seine Demission, ging zunächst auf die Plantaschen Güter nach Graubünden und dann weiter nach Süden, um sich in Florenz seßhaft zu machen. Die Luft, die Kunst, die Heiterkeit der Menschen, alles that ihm hier wohl, und er fühlte, daß er genaß soweit er wieder genesen konnte. Glückliche Tage brachen für ihn an, und sein Glück schien sich noch steigern zu sollen, als sich die ältere Tochter mit dem italienischen Grafen Ghiberti verlobte. Die Hochzeit folgte beinah unmittelbar. Aber die Fortdauer dieser Ehe stellte sich bald als eine Unmöglichkeit heraus, und ehe ein Jahr um war, war die Scheidung ausgesprochen. Kurze Zeit danach kehrte der Graf nach Deutschland zurück, das er, seit einem Vierteljahrhundert, immer nur flüchtig und besuchsweise wiedergesehen hatte.

Sich auf das eine oder andre seiner Elbgüter zu begeben, widerstand ihm auch jetzt noch, und so kam es, daß er sich für Berlin entschied. Er nahm Wohnung am Kronprinzenufer und lebte hier ganz sich, seinem Hause, seinen Töchtern. Von dem Verkehr mit der großen Welt hielt er sich so weit wie möglich fern, und nur ein kleiner Kreis von Freunden, darunter auch die durch einen glücklichen Zufall ebenfalls von London nach Berlin verschlagenen Berchtesgadens waren, versammelte sich um ihn. Außer diesen alten Freunden waren es vorzugsweise Hofprediger Frommel, Dr. Wrschowitz und seit letztem Frühjahr auch Rittmeister von Stechlin, die den Barbyschen Kreis bildeten. An Woldemar hatte man sich rasch attachiert, und die freundlichen Gefühle, denen er bei dem alten Grafen sowohl wie bei den Töchtern begegnete, wurden von allen Hausbewohnern geteilt. Selbst die Hartwigs interessierten sich für den Rittmeister, und wenn er abends an der Portierloge vorüberkam, guckte Hedwig neugierig durch das Fensterchen und sagte: „So einen, — ja, das laß' ich mir gefallen."

Dreizehntes Kapitel.

Woldemar, als er sich von den jungen Damen im Barbyschen Hause verabschiedet hatte, hatte versprechen müssen, seinen Besuch recht bald zu wiederholen.

Aber was war „recht bald"? Er rechnete hin und her und fand, daß der dritte Tag dem etwa entsprechen würde; das war „recht bald" und doch auch wieder nicht zu früh. Und so ging er denn, als der Abend dieses dritten Tages da war, auf die Hallische Brücke zu, wartete hier die Ringbahn ab und fuhr, am Potsdamer- und Brandenburgerthor vorüber, bis an jene sonderbare Reichstagsuferstelle, wo, von mächtiger Giebelwand herab, ein wohl zwanzig Fuß hohes, riesiges Kaffeemädchen mit einem ganz kleinen Häubchen auf dem Kopf freundlich auf die Welt der Vorübereilenden herniederblickt, um ihnen ein Paket Kneippschen Malzkaffee zu präsentieren. An dieser echt berlinisch-pittoresken Ecke stieg Woldemar ab, um die von hier aus nur noch kurze Strecke bis an das Kronprinzenufer zu Fuß zurückzulegen.

Es war gegen acht, als er in dem Barbyschen Hause die mit Teppich überdeckte Marmortreppe hinauf stieg und die Klingel zog. Im selben Augenblick, wo Jeserich öffnete, sah Woldemar an des Alten verlegenem Gesicht, daß die Damen aller Wahrscheinlichkeit nach wieder nicht zu Hause waren. Aber eine Verstimmung darüber durfte

nicht aufkommen, und so ließ er es geschehen, daß Jeserich ihn bei dem alten Grafen meldete.

„Der Herr Graf lassen bitten."

Und nun trat Woldemar in das Zimmer des wieder mal von Neuralgie Geplagten ein, der ihm, auf einen dicken Stock gestützt, unter freundlichem Gruß entgegenkam.

„Aber Herr Graf," sagte Woldemar und nahm des alten Herrn linken Arm, um ihn bis an seinen Lehnstuhl und eine für den kranken Fuß zurechtgemachte Stellage zurückzuführen. „Ich fürchte, daß ich störe."

„Ganz im Gegenteil, lieber Stechlin. Mir hoch willkommen. Außerdem hab' ich strikten Befehl, Sie, coûte que coûte, festzuhalten; Sie wissen, Damen sind groß in Ahnungen, und bei Melusine hat es schon geradezu was Prophetisches."

Woldemar lächelte.

„Sie lächeln, lieber Stechlin, und haben recht. Denn daß sie nun schließlich doch gegangen ist (natürlich zu den Berchtesgadens), ist ein Beweis, daß sie sich und ihrer Prophetie doch auch wieder einigermaßen mißtraute. Aber man ist immer nur klug und weise für andre. Die Doktors machen es ebenso; wenn sie sich selber behandeln sollen, wälzen sie die Verantwortung von sich ab und sterben lieber durch fremde Hand. Aber was sprech' ich nur immer von Melusine. Freilich, wer in unserm Hause so gut Bescheid weiß wie Sie, wird nichts Überraschliches darin finden. Und zugleich wissen Sie, wie's gemeint ist. Armgard ist übrigens in Sicht; keine zehn Minuten mehr, so werden wir sie hier haben."

„Ist sie mit bei der Baronin?"

„Nein, Sie dürfen sie nicht so weit suchen. Armgard ist in ihrem Zimmer, und Doktor Wrschowitz ist bei ihr. Es kann aber nicht lange mehr dauern."

„Aber ich bitte Sie, Herr Graf, ist die Comtesse krank?"

„Gott sei Dank, nein. Und Wrschowitz ist auch kein

Medizindoktor, ſondern ein Muſikdoktor. Sie haben von ihm rein zufällig noch nicht gehört, weil erſt vorige Woche, nach einer langen, langen Pauſe, die Muſikſtunden wieder aufgenommen wurden. Er iſt aber ſchon ſeit Jahr und Tag Armgards Lehrer."

„Muſikdoktor? Giebt es denn die?"

„Lieber Stechlin, es giebt alles. Alſo natürlich auch das. Und ſo ſehr ich im ganzen gegen die Doktorhaſcherei bin, ſo liegt es hier doch ſo, daß ich dem armen Wrſchowitz ſeinen Muſikdoktor gönnen oder doch mindeſtens verzeihen muß. Er hat den Titel auch noch nicht lange."

„Das klingt ja faſt wie 'ne Geſchichte."

„Trifft auch zu. Können Sie ſich denken, daß Wrſchowitz aus einer Art Verzweiflung Doktor geworden iſt?"

„Kaum. Und wenn kein Geheimnis . . ."

„Durchaus nicht; nur ein Kurioſum. Wrſchowitz hieß nämlich bis vor zwei Jahren, wo er als Klavierlehrer, aber als ein höherer (denn er hat auch eine Oper komponiert), in unſer Haus kam, einfach Niels Wrſchowitz, und er iſt bloß Doktor geworden, um den Niels auf ſeiner Viſitenkarte los zu werden."

„Und das iſt ihm auch geglückt?"

„Ich glaube ja, wiewohl es immer noch vorkommt, daß ihn einzelne ganz wie früher Niels nennen, entweder aus Zufall oder auch wohl aus Schändlichkeit. In letzterem Falle ſind es immer Kollegen. Denn die Muſiker ſind die boshafteſten Menſchen. Meiſt denkt man, die Prediger und die Schauſpieler ſeien die ſchlimmſten. Aber weit gefehlt. Die Muſiker ſind ihnen über. Und ganz beſonders ſchlimm ſind die, die die ſogenannte heilige Muſik machen."

„Ich habe dergleichen auch ſchon gehört," ſagte Woldemar. „Aber was iſt das nur mit Niels? Niels iſt doch an und für ſich ein hübſcher und ganz harmloſer Name. Nichts Anzügliches drin."

„Gewiß nicht. Aber Wrſchowitz und Niels! Er litt, glaub' ich, unter dieſem Gegenſatz."

Woldemar lachte. „Das kenn' ich. Das kenn' ich von meinem Vater her, der Dubslav heißt, was ihm auch immer höchſt unbequem war. Und da reichen wohl nicht hundertmal, daß ich ihn wegen dieſes Namens ſeinen Vater habe verklagen hören."

„Genau ſo hier," fuhr der Graf in ſeiner Erzählung fort. „Wrſchowitz' Vater, ein kleiner Kapellmeiſter an der tſchechiſch-polniſchen Grenze, war ein Niels Gade-Schwärmer, woraufhin er ſeinen Jungen einfach Niels taufte. Das war nun wegen des Kontraſtes ſchon gerade bedenklich genug. Aber das eigentlich Bedenkliche kam doch erſt, als der allmählich ein ſcharfer Wagnerianer werdende Wrſchowitz ſich zum direkten Niels Gade-Verächter ausbildete. Niels Gade war ihm der Inbegriff alles Trivialen und Unbedeutenden, und dazu kam noch, wie Amen in der Kirche, daß unſer junger Freund, wenn er als ‚Niels Wrſchowitz' vorgeſtellt wurde, mit einer Art Sicherheit der Phraſe begegnete: ‚Niels? Ah, Niels. Ein ſchöner Name innerhalb unſrer muſikaliſchen Welt. Und hoch erfreulich, ihn hier zum zweitenmale vertreten zu ſehen.' All das konnte der arme Kerl auf die Dauer nicht aushalten, und ſo kam er auf den Gedanken, den Vornamen auf ſeiner Karte durch einen Doktortitel weg zu eskamotieren."

Woldemar nickte.

„Jedenfalls, lieber Stechlin, erſehen Sie daraus zur Genüge, daß unſer Wrſchowitz, als richtiger Künſtler, in die Gruppe gens irritabilis gehört, und wenn Armgard ihn vielleicht aufgefordert haben ſollte, zum Thee zu bleiben, ſo bitt' ich Sie herzlich, dieſer Reizbarkeit eingedenk zu ſein. Wenn irgend möglich, vermeiden Sie Beziehungen auf die ganze ſkandinaviſche Welt, beſonders aber auf Dänemark direkt. Er wittert überall Verrat. Übrigens, wenn man auf ſeiner Hut iſt, iſt er ein feiner und gebildeter

Mann. Ich hab' ihn eigentlich gern, weil er anders ist wie andre."

* * *

Der alte Graf behielt recht mit seiner Vermutung: Armgard hatte den Doktor Wrschowitz aufgefordert zu bleiben, und als bald danach Jeserich eintrat, um den Grafen und Woldemar zum Thee zu bitten, fanden diese beim Eintritt in das Mittelzimmer nicht nur Armgard, sondern auch Wrschowitz vor, der, die Finger ineinander gefaltet, mitten in dem Salon stand und die an der Büffettwand hängenden Bilder mit jenem eigentümlichen Mischausdruck von aufrichtigem Gelangweiltsein und erkünsteltem Interesse musterte. Der Rittmeister hatte dem Grafen wieder seinen Arm geboten; Armgard ging auf Woldemar zu und sprach ihm ihre Freude aus, daß er gekommen; auch Melusine werde gewiß bald da sein; sie habe noch zuletzt gesagt: „Du sollst sehen, heute kommt Stechlin." Danach wandte sich die junge Comtesse wieder Wrschowitz zu, der sich eben in das von Hubert Herkomer gemalte Bild der verstorbenen Gräfin vertieft zu haben schien, und sagte, gegenseitig vorstellend: „Doktor Wrschowitz, Rittmeister von Stechlin." Woldemar, seiner Instruktion eingedenk, verbeugte sich sehr artig, während Wrschowitz, ziemlich ablehnend, seinem Gesicht den stolzen Doppelausdruck von Künstler und Hussiten gab.

Der alte Graf hatte mittlerweile Platz genommen, entschuldigte sich, mit der unglücklichen Stellage beschwerlich fallen zu müssen, und bat die beiden Herren, sich neben ihm niederzulassen, während Armgard, dem Vater gegenüber, an der andern Schmalseite des Tisches saß. Der alte Graf nahm seine Tasse Thee, schob den Cognac, „des Thees bessren Teil," mit einem humoristischen Seufzer beiseit und sagte, während er sich links zu Wrschowitz wandte: „Wenn ich recht gehört habe, — so ein bißchen

von musikalischem Ohr ist mir geblieben —, so war es Chopin, was Armgard zu Beginn der Stunde spielte . . ."

Wrschowitz verneigte sich.

„Chopin, für den ich eine Vorliebe habe, wie für alle Polen, vorausgesetzt, daß sie Musikanten oder Dichter oder auch Wissenschaftsmenschen sind. Als Politiker kann ich mich mit ihnen nicht befreunden. Aber vielleicht nur deshalb nicht, weil ich Deutscher und sogar Preuße bin."

„Sehr warr, sehr warr," sagte Wrschowitz, mehr gesinnungstüchtig als artig.

„Ich darf sagen, daß ich für polnische Musiker, von meinen frühesten Leutnantstagen an, eine schwärmerische Vorliebe gehabt habe. Da gab es unter anderm eine Polonaise von Oginski, die damals so regelmäßig und mit so viel Passion gespielt wurde, wie später der Erlkönig oder die Glocken von Speier. Es war auch die Zeit vom ‚Alten Feldherrn' und von ‚Denkst du daran, mein tapferer Lagienka'."

„Jawohl, Herr Graff, eine schlechte Zeit. Und warr mir immerdarr eine besondere Lust zu sehen, wie das Sentimentalle wieder fällt. Immer merr, immer merr. Ich hasse das Sentimentalle de tout mon cœur."

„Worin ich," sagte Woldemar, „Herrn Doktor Wrschowitz durchaus zustimme. Wir haben in der Poesie genau dasselbe. Da gab es auch dergleichen, und ich bekenne, daß ich als Knabe für solche Sentimentalitäten geschwärmt habe. Meine besondere Schwärmerei war ‚König Renés Tochter' von Henrik Hertz, einem jungen Kopenhagener, wenn ich nicht irre . . ."

Wrschowitz verfärbte sich, was Woldemar, als er es wahrnahm, zu sofortigem raschen Einlenken bestimmte. „. . . . König Renés Tochter, ein lyrisches Drama. Aber schon seit lange wieder vergessen. Wir stehen jetzt im Zeichen von Tolstoj und der Krenzersonate."

„Sehr warr, sehr warr," sagte der rasch wieder be-

ruhigte Wrſchowitz und nahm nur noch Veranlaſſung, energiſch gegen die Miſchung von Kunſt und Sektierertum zu proteſtieren.

Woldemar, großer Tolſtojſchwärmer, wollte für den ruſſiſchen Grafen eine Lanze brechen, aber Armgard, die, wenn derartige Themata berührt wurden, der Salonfähigkeit ihres Freundes Wrſchowitz arg mißtraute, war ſofort aufrichtig bemüht, das Geſpräch auf harmloſere Gebiete hinüberzuſpielen. Als ein ſolches friedeverheißendes Gebiet erſchien ihr in dieſem Augenblicke ganz eminent die Grafſchaft Ruppin, aus deren abgelegenſter Nordoſtecke Woldemar eben wieder eingetroffen war, und ſo ſprach ſie denn gegen dieſen den Wunſch aus, ihn über ſeinen jüngſten Ausflug einen kurzen Bericht erſtatten zu ſehen. „Ich weiß wohl, daß ich meiner Schweſter Meluſine (die voll Neugier und Verlangen iſt, auch davon zu hören) einen ſchlechten Dienſt damit leiſte; Herr von Stechlin wird es aber nicht verſchmähen, wenn meine Schweſter erſt wieder da iſt, darauf zurückzukommen. Es braucht ja, wenn man plaudert, nicht alles abſolut neu zu ſein. Man darf ſich wiederholen. Papa hat auch einzelnes, das er öfter erzählt.

„Einzelnes?“ lachte der alte Graf, „meine Tochter Armgard meint ‚vieles‘.“

„Nein, Papa, ich meine einzelnes. Da giebt es denn doch ganz andre, zum Beiſpiel unſer guter Baron. Und die Baronin ſieht auch immer weg, wenn er anfängt. Aber laſſen wir den Baron und ſeine Geſchichten, und hören wir lieber von Herrn von Stechlins Ausfluge. Doktor Wrſchowitz teilt gewiß meinen Geſchmack.“

„Teile vollkommen.“

„Alſo, Herr von Stechlin,“ fuhr Armgard fort. „Sie haben nach dieſen Erklärungen unſers Freundes Wrſchowitz einen freundlichen Zuhörer mehr, vielleicht ſogar einen begeiſterten. Auch für Papa möcht ich mich

verbürgen. Wir sind ja eigentlich selber märkisch oder doch beinah' und wissen trotzdem so wenig davon, weil wir immer draußen waren. Ich kenne wohl Saatwinkel und den Grunewald, aber das eigentliche brandenburgische Land, das ist doch noch etwas andres. Es soll alles so romantisch sein und so melancholisch, Sand und Sumpf und im Wasser ein Paar Binsen oder eine Birke, dran das Laub zittert. Ist Ihre Ruppiner Gegend auch so?"

„Nein, Comtesse, wir haben viel Wald und See, die sogenannte mecklenburgische Seenplatte."

„Nun das ist auch gut. Mecklenburg, wie mir die Berchtesgadens erst neulich versichert haben, hat auch seine Romantik."

„Sehr warr. Habe gelesen Stromtid und habe gelesen Franzosentid . . ."

„Und dann glaub ich auch zu wissen," fuhr Armgard fort, „daß Sie Rheinsberg ganz in der Nähe haben. Ist es richtig. Und kennen Sie's? Es soll so viel Interessantes bieten. Ich erinnere mich seiner aus meinen Kindertagen her, trotzdem wir damals in London lebten. Oder vielleicht auch gerade deshalb. Denn es war die Zeit, wo das Carlylesche Buch über Friedrich den Großen immer noch in Mode war, und wo's zum Guten Ton gehörte, sich nicht bloß um die Terrasse von Sanssouci zu kümmern, sondern auch um Rheinsberg nnd den Orden de la générosité. Lebt das alles noch da? Spricht das Volk noch davon?"

„Nein, Comtesse, das ist alles fort. Und überhaupt, von dem großen König spricht im Rheinsbergischen niemand mehr, was auch kaum anders sein kann. Der große König war als Kronprinz nur kurze Zeit da, sein Bruder Heinrich aber fünfzig Jahre. Und so hat die Prinz-Heinrichzeit beklagenswerterweise die Kronprinzenzeit ganz erdrückt. Aber beklagenswert doch nicht in allem. Denn

Prinz Heinrich war auch bedeutend und vor allem sehr kritisch. Was doch immer ein Vorzug ist."

„Sehr warr, sehr warr," unterbrach hier Wrschowitz."

„Er war sehr kritisch," wiederholte Woldemar. „Namentlich auch gegen seinen Bruder, den König. Und die Malcontenten, deren es auch damals schon die Hülle und Fülle gab, waren beständig um ihn herum. Und dabei kommt immer was heraus."

„Sehr warr, sehr warr . . ."

„Denn zufriedene Hofleute sind allemal öd und langweilig, aber die Frondeurs, wenn die den Mund aufthun, da kann man was hören, da thut sich einem was auf."

„Gewiß," sagte Armgard. Aber trotzdem, Herr von Stechlin, ich kann das Frondieren nicht leiden. Frondeur ist doch immer nur der gewohnheitsmäßig Unzufriedene, und wer immer unzufrieden ist, der taugt nichts. Immer Unzufriedene sind dünkelhaft und oft boshaft dazu, und während sie sich über andre lustig machen, lassen sie selber viel zu wünschen übrig."

„Sehr warr, sehr warr, gnädigste Comtesse," verbeugte sich Wrschowitz. „Aber, wollen verzeihn, Comtesse, wenn ich trotzdem bin für Frondeur. Frondeur ist Krittikk, und wo Gu'tes sein will, muß sein Krittikk. Deutsche Kunst viel Krittikk. Erst muß sein Kunst, gewiß, gewiß, aber gleich danach muß sein Krittikk. Krittikk ist wie große Revolution. Kopf ab aus Prinzipp. Kunst muß haben ein Prinzipp. Und wo Prinzipp is, is Kopf ab."

Alles schwieg, so daß dem Grafen nichts übrig blieb, als etwas verspätet seine halbe Zustimmung auszudrücken. Armgard ihrerseits beeilte sich, auf Rheinsberg zurückzukommen, das ihr trotz des fatalen Zwischenfalls mit „Kopf ab", im Vergleich zu vielleicht wiederkehrenden Musikgesprächen, immer noch als wenigstens ein Nothafen erschien.

„Ich glaube," sagte sie, „neben manchem andern auch mal von der Frauenfeindschaft des Prinzen gehört zu habe. Er soll — irre ich mich, so werden Sie mich korrigieren — ein sogenannter Misogyne gewesen sein. Etwas durchaus Krankhaftes in meinen Augen oder doch mindestens etwas sehr Sonderbares."

„Sehr sonderbar," sagte Wrschowitz, während sich, unter huldigendem Hinblick auf Armgard, sein Gesicht wie verklärte.

„Wie gut," lieber Wrschowitz," fuhr Armgard fort, „daß Sie, mein Wort bestätigend, für uns arme Frauen und Mädchen eintreten. Es giebt immer noch Ritter, und wir sind ihrer so sehr benötigt. Denn wie mir Melusine erzählt hat, sind die Weiberfeinde sogar stolz darauf, Weiberfeinde zu sein, und behandeln ihr Denken und Thun als eine höhere Lebensform. Kennen Sie solche Leute, Herr von Stechlin? Und wenn Sie solche Leute kennen, wie denken Sie darüber?"

„Ich betrachte sie zunächst als Unglückliche."

„Das ist recht."

„Und zum zweiten als Kranke. Der Prinz, wie Comtesse schon ganz richtig ausgesprochen haben, war auch ein solcher Kranker."

„Und wie äußerte sich das? Oder ist es überhaupt nicht möglich, über das Thema zu sprechen?"

„Nicht ganz leicht, Comtesse. Doch in Gegenwart des Herrn Grafen und nicht zu vergessen auch in Gegenwart von Doktor Wrschowitz, der so schön und ritterlich gegen die Misogynität Partei genommen, unter solchem Beistande will ich es doch wagen."

„Nun, das freut mich. Denn ich brenne vor Neugier."

„Und will auch nicht länger ängstlich um die Sache herumgehen. Unser Rheinsberger Prinz war ein richtiger Prinz aus dem vorigen Jahrhundert. Die jetzigen sind

Menſchen; die damaligen waren nur Prinzen. Eine der Paſſionen unſers Rheinsberger Prinzen — wenn man will, in einer Art Gegenſatz von dem, was ſchon geſagt wurde — war eine geheimnisvolle Vorliebe für jungfräuliche Tote, beſonders Bräute. Wenn eine Braut im Rheinsbergiſchen, am liebſten auf dem Lande, geſtorben war, ſo lud er ſich zu dem Begräbnis zu Gaſt. Und eh' der Geiſtliche noch da ſein konnte (den vermied er), erſchien er und ſtellte ſich an das Fußende des Sarges und ſtarrte die Tote an. Aber ſie mußte geſchminkt ſein und ausſehen wie das Leben."

„Aber das iſt ja ſchrecklich," brach es beinahe leidenſchaftlich aus Armgard hervor. „Ich mag dieſen Prinzen nicht und ſeine ganze Fronde nicht. Denn die müſſen ebenſo geweſen ſein. Das iſt ja Blasphemie, das iſt ja Gräberſchändung, — ich muß das Wort ausſprechen, weil ich ſo empört bin und nicht anders kann."

Der alte Graf ſah die Tochter an, und ein Freudenſtrahl umleuchtete ſein gutes altes Geſicht. Auch Wrſchowitz empfand ſo was von unbedingter Huldigung, bezwang ſich aber und ſah, ſtatt auf Armgard, auf das Bild der Gräfin-Mutter, das von der Wand niederblickte.

Nur Woldemar blieb ruhig und ſagte: „Comteſſe, Sie gehen vielleicht zu weit. Wiſſen Sie, was in der Seele des Prinzen vorgegangen iſt? Es kann etwas Infernales geweſen ſein, aber auch etwas ganz andres. Wir wiſſen es nicht. Und weil er nebenher unbedingt große Züge hatte, ſo bin ich dafür, ihm das in Rechnung zu ſtellen."

„Bravo, Stechlin," ſagte der alte Graf. „Ich war erſt Armgards Meinung. Aber Sie haben recht, wir wiſſen es nicht. Und ſo viel weiß ich noch von der Juriſterei her, in der ich, wohl oder übel, eine Gaſtrolle gab, daß man in zweifelhaften Fällen in favorem entſcheiden muß. Übrigens geht eben die Klingel. An beſter

Stelle wird ein Gespräch immer unterbrochen. Es wird Melusine sein. Und so sehr ich gewünscht hätte, sie wäre von Anfang an mit dabei gewesen, wenn sie jetzt so mit einem Male dazwischen fährt, ist selbst Melusine eine Störung."

Es war wirklich Melusine. Sie trat, ohne draußen abgelegt zu haben, ins Zimmer, warf das schottische Cape, das sie trug, in eine Sofa-Ecke und schritt, während sie noch den Hut aus dem Haare nestelte, bis an den Tisch, um hier zunächst den Vater, dann aber die beiden andern Herren zu begrüßen. „Ich seh' euch so verlegen, woraus ich schließe, daß eben etwas Gefährliches gesagt worden ist. Also etwas über mich."

„Aber, Melusine, wie eitel."

„Nun, dann also nicht über mich. Aber über wen? Das wenigstens will ich wissen. Von wem war die Rede?"

„Vom Prinzen Heinrich. Aber von dem ganz alten, der schon fast hundert Jahre tot ist."

„Da konntet Ihr auch was Besseres thun."

„Wenn du wüßtest, was uns Stechlin von ihm erzählt hat, und daß er — nicht Stechlin, aber der Prinz — ein Misogyne war, so würdest du vielleicht anders sprechen."

„Misogyne. Das freilich ändert die Sache. Ja, lieber Stechlin, da kann ich Ihnen nicht helfen, davon muß ich auch noch hören. Und wenn Sie mir's abschlagen, so wenigstens was Gleichwertiges."

„Gräfin Melusine, was Gleichwertiges giebt es nicht."

„Das ist gut, sehr gut, weil es so wahr ist. Aber dann bitt' ich um etwas zweiten Ranges. Ich sehe, daß Sie von Ihrem Ausfluge erzählt haben, von Ihrem Papa, von Schloß Stechlin selbst oder von Ihrem Dorf und Ihrer Gegend. Und davon möcht' ich auch hören, wenn es auch freilich nicht an das andre heranreicht."

„Ach, Gräfin, Sie wissen nicht, wie bescheiden es mit

unſerm Stechliner Erdenwinkel beſtellt iſt. Wir haben da, von einem Paſtor abgeſehen, der beinah' Sozialdemokrat iſt, und des weiteren von einem Oberförſter abgeſehen, der eine Prinzeſſin, eine Ippe-Büchſenſtein, geheiratet hat . . ."

„Aber das iſt ja alles großartig . . ."

„Wir haben da, von dieſen zwei Sehenswürdigkeiten abgeſehen, eigentlich nur noch den ‚Stechlin'. Der ginge vielleicht, über den ließe ſich vielleicht etwas ſagen."

„Den ‚Stechlin'? Was iſt das? Ich bin ſo glücklich, zu wiſſen" (und ſie machte verbindlich eine Handbewegung auf Woldemar zu) „ich bin ſo glücklich, zu wiſſen, daß es Stechline giebt. Aber der Stechlin! Was iſt der Stechlin?"

„Das iſt ein See."

„Ein See. Das beſagt nicht viel. Seen, wenn es nicht grade der Vierwaldſtätter iſt, werden immer erſt intereſſant durch ihre Fiſche, durch Sterlet oder Felchen. Ich will nicht weiter aufzählen. Aber was hat der Stechlin? Ich vermute, Steckerlinge."

„Nein, Gräfin, die hat er nun gerade nicht. Er hat genau das, was Sie geneigt ſind am wenigſten zu vermuten. Er hat Weltbeziehungen, vornehme, geheimnisvolle Beziehungen, und nur alles Gewöhnliche, wie beiſpielsweiſe Steckerlinge, hat er nicht. Steckerlinge fehlen ihm."

„Aber, Stechlin, Sie werden doch nicht den Empfindlichen ſpielen. Rittmeiſter in der Garde!"

„Nein, Gräfin. Und außerdem, den wollt' ich ſehen, der das Ihnen gegenüber zuwege brächte."

„Nun dann alſo, was iſt es? Worin beſtehen ſeine vornehmen Beziehungen?"

„Er ſteht mit den höchſten und allerhöchſten Herrſchaften, deren genealogiſcher Kalender noch über den Gothaiſchen hinauswächſt, auf du und du. Und wenn es

in Java oder auf Island rumort oder der Geiſer mal in Doppelhöhe dampft und ſpringt, dann ſpringt auch in unſerm Stechlin ein Waſſerſtrahl auf, und einige (wenn es auch noch niemand geſehen hat), einige behaupten ſogar, in ganz ſchweren Fällen erſcheine zwiſchen den Strudeln ein roter Hahn und krähe hell und weckend in die Ruppiner Grafſchaft hinein. Ich nenne das vornehme Beziehungen."

„Ich auch," ſagte Melufine.

Wrſchowitz aber, deſſen Augen immer größer geworden waren, murmelte vor ſich hin: „Sehr warr, ſehr warr."

Vierzehntes Kapitel.

Es war zu Beginn der Woche, daß Woldemar seinen Besuch im Barbyschen Hause gemacht hatte. Schon am Mittwoch früh empfing er ein Billet von Melusine.

„Lieber Freund. Lassen Sie mich Ihnen noch nachträglich mein Bedauern aussprechen, daß ich vorgestern nur gerade noch die letzte Scene des letzten Aktes (Geschichte vom Stechlin) mit erleben konnte. Mich verlangt es aber lebhaft, mehr davon zu wissen. In unsrer sogenannten großen Welt giebt es so wenig, was sich zu sehen und zu hören verlohnt; das meiste hat sich in die stillen Winkel der Erde zurückgezogen. Allen voraus, wie mir scheint, in Ihre Stechliner Gegend. Ich wette, Sie haben uns noch über vieles zu berichten, und ich kann nur wiederholen, ich möchte davon hören. Unsre gute Baronin, der ich davon erzählt habe, denkt ebenso; sie hat den Zug aller naiven und liebenswürdigen Frauen, neugierig zu sein. Ich, ohne die genannten Vorbedingungen zu erfüllen, bin ihr trotzdem an Neugier gleich. Und so haben wir denn eine Nachmittagspartie verabredet, bei der Sie der große Erzähler sein sollen. In der Regel freilich verläuft es anders wie gedacht, und man hört nicht das, was man hören wollte. Das darf uns aber in unserm guten Vorhaben nicht hindern. Die Baronin hat mir etwas vorgeschwärmt von einer Gegend, die sie ‚Oberspree' nannte (die vielleicht auch wirklich so heißt),

und wo's so schön sein soll, daß sich die Havelherrlichkeiten daneben verstecken müssen. Ich will es ihr glauben, und jedenfalls werd' ich es ihr nachträglich versichern, auch wenn ich es nicht gefunden haben sollte. Das Ziel unsrer Fahrt — ein Punkt, den übrigens die Berchtesgadens noch nicht kennen; sie waren bisher immer erheblich weiter flußaufwärts — das Ziel unsrer Reise hat einen ziemlich sonderbaren Namen und heißt das ‚Eierhäuschen'. Ich werde seitdem die Vorstellung von etwas Ovalem nicht los und werde wohl erst geheilt sein, wenn sich mir die so sonderbar benamste Spreeschönheit persönlich vorgestellt haben wird. Also morgen, Donnerstag: Eierhäuschen. Ein ‚Nein' giebt es natürlich nicht. Abfahrt vier Uhr, Jannowitzbrücke. Papa begleitet uns; es geht ihm seit heut um vieles besser, so daß er sich's zutraut. Vielleicht ist vier etwas spät; aber wir haben dabei, wie mir Lizzi sagt, den Vorteil, auf der Rückfahrt die Lichter im Wasser sich spiegeln zu sehen. Und vielleicht ist auch irgendwo Feuerwerk, und wir sehen dann die Raketen steigen. Armgard ist in Aufregung, fast auch ich. Au revoir. Eines Herrn Rittmeisters wohlaffektionierte

Melusine."

* * *

Nun war der andre Nachmittag da, und kurz vor vier Uhr fuhren erst die Berchtesgadens und gleich danach auch die Barbys bei der Jannowitzbrücke vor. Woldemar wartete schon. Alle waren in jener heitern Stimmung, in der man geneigt ist, alles schön und reizend zu finden. Und diese Stimmung kam denn auch gleich der Dampfschiffahrtsstation zu statten. Unter lachender Bewunderung der sich hier darbietenden Holzarchitektur stieg man ein Gewirr von Stiegen und Treppen hinab und schritt, unten angekommen, an den um diese Stunde noch leeren Tischen eines hier etablierten „Lokals" vorüber, unmittelbar auf

das Schiff zu, deſſen Glocke ſchon zum erſtenmal geläutet hatte. Das Wetter war prachtvoll, flußaufwärts alles klar und ſonnig, während über der Stadt ein dünner Nebel lang. Zu beiden Seiten des Hinterdecks nahm man auf Stühlen und Bänken Platz und ſah von hier aus auf das verſchleierte Stadtbild zurück.

„Da heißt es nun immer," ſagte Meluſine, „Berlin ſei ſo kirchenarm; aber wir werden bald Köln und Mainz aus dem Felde geſchlagen haben. Ich ſehe die Nikolaikirche, die Petrikirche, die Waiſenkirche, die Schloßkuppel, und das Dach da, mit einer Art von chineſiſcher Deckelmütze, das iſt, glaub' ich, der Rathausturm. Aber freilich, ich weiß nicht, ob ich den mitrechnen darf."

„Turm iſt Turm," ſagte die Baronin. „Das fehlte ſo gerade noch, daß man dem armen alten Berlin auch ſeinen Rathausturm als Turm abſtritte. Man eiferſüchtelt ſchon genug."

Und nun ſchlug es vier. Von der Parochialkirche her klang das Glockenſpiel, die Schiffsglocke läutete dazwiſchen, und als dieſe wieder ſchwieg, wurde das Brett aufgeklappt, und unter einem ſchrillen Pfiff ſetzte ſich der Dampfer auf das mittlere Brückenjoch zu in Bewegung.

* * *

Oben, in Nähe der Jannowitzbrücke, hielten immer noch die beiden herrſchaftlichen Wagen, die's für angemeſſen erachten mochten, ehe ſie ſelber aufbrachen, zuvor den Aufbruch des Schiffes abzuwarten, und erſt als dieſes unter der Brücke verſchwunden war, fuhr der gräflich Barbyſche Kutſcher neben den freiherrlich Berchtesgadenſchen, um mit dieſem einen Gruß auszutauſchen. Beide kannten ſich ſeit lange, ſchon von London her, wo ſie bei denſelben Herrſchaften in Dienſt geſtanden hatten. In dieſem Punkte waren ſie ſich gleich, ſonſt aber ſo ver-

ſchieden wie nur möglich, auch ſchon in ihrer äußeren Erſcheinung. Imme, der Barbyſche Kutſcher, ein ebenſo martialiſch wie gutmütig dreinſchauender Mecklenburger, hätte mit ſeinem angegrauten Sappeurbart ohne weiteres vor eine Gardetruppe treten und den Zug als Tambourmajor eröffnen können, während der Berchtesgadenſche, der ſeine Jugend als Trainer und halber Sportsmann zugebracht hatte, nicht bloß einen engliſchen Namen führte, ſondern auch ein typiſcher Engländer war, hager, ſehnig, kurz geſchoren und glatt raſiert. Seine Glotzaugen hatten etwas Stupides; er war aber trotzdem klug genug und wußte, wenn's galt, ſeinem Vorteil nachzugehen. Das Deutſche machte ihm noch immer Schwierigkeiten, trotzdem er ſich aufrichtige Mühe damit gab und ſogar das bequeme Zuhilfenehmen engliſcher Wörter vermied, am meiſten dann, wenn er ſich die Berlinerinnen ſeiner Bekanntſchaft abquälen ſah, ihm mit „well, well, Mr. Robinson“ oder gar mit einem geheimnisvollen „indeed“ zu Hilfe zu kommen. Nur mit dem einen war er einverſtanden, daß man ihn „Mr. Robinſon“ nannte. Das ließ er ſich gefallen.

„Now, Mr. Robinson,“ ſagte Imme, als ſie Bock an Bock nebeneinander hielten, „how are you? I hope quite well.“

„Danke, Mr. Imme, danke! Was macht die Frau?“

„Ja, Robinſon, da müſſen Sie, denk' ich, ſelber nachſehen, und zwar gleich heute, wo die Herrſchaften fort ſind und erſt ſpät wiederkommen. Noch dazu mit der Stadtbahn. Wenigſtens von hier aus, Jannowitzbrücke. Sagen wir alſo neun; eher ſind ſie nicht zurück. Und bis dahin haben wir einen guten Skat. Hartwig als dritter wird ſchon kommen; Portiers können immer. Die Frau zieht ebenſo gut die Thür auf wie er, und weiter iſt es ja nichts. Alſo Klocker fünf: ein ‚Nein‘ gilt nicht;

where there is a will, there is a way. Ein bißchen is doch noch hängen geblieben von dear old England."

„Danke, Mr. Imme," sagte Robinson, „danke! Ja, Skat ist das Beste von all Germany. Komme gern. Skat ist noch besser als Bayrisch."

„Hören Sie, Robinson, ich weiß doch nicht, ob das stimmt. Ich denke mir, so beides zusammen, das ist das Wahre. That's it."

Robinson war einverstanden, und da beide weiter nichts auf dem Herzen hatten, so brach man hier ab und schickte sich an, die Rückfahrt in einem mäßig raschen Trab anzutreten, wobei der Berchtesgadensche Kutscher den Weg über Molkenmarkt und Schloßplatz, der Barbysche den auf die Neue Friedrichstraße nahm. Jenseits der Friedrichsbrücke hielt sich dieser dann dicht am Wasser hin und kam so am bequemsten bis an sein Kronprinzenufer.

* * *

Der Dampfer, gleich nachdem er das Brückenjoch passiert hatte, setzte sich in ein rascheres Tempo, dabei die linke Flußseite haltend, so daß immer nur eine geringe Entfernung zwischen dem Schiff und den sich dicht am Ufer hinziehenden Stadtbahnbögen war. Jeder Bogen schuf den Rahmen für ein dahinter gelegenes Bild, das natürlich die Form einer Lunette hatte. Mauerwerk jeglicher Art, Schuppen, Zäune zogen in buntem Wechsel vorüber, aber in Front aller dieser der Alltäglichkeit und der Arbeit dienenden Dinge zeigte sich immer wieder ein Stück Gartenland, darin ein paar verspätete Malven oder Sonnenblumen blühten. Erst als man die zweitfolgende Brücke passiert hatte, traten die Stadtbahnbögen so weit zurück, daß von einer Ufereinfassung nicht mehr die Rede sein konnte; statt ihrer aber wurden jetzt Wiesen und pappelbesetzte Wege sichtbar, und wo das Ufer quaiartig

abfiel, lagen mit Sand beladene Kähne, große Zillen, aus deren Innerem eine baggerartige Vorrichtung die Kies- und Sandmassen in die dicht am Ufer hin etablierten Kalkgruben schüttete. Es waren dies die Berliner Mörtelwerke, die hier die Herrschaft behaupteten und das Uferbild bestimmten.

Unsre Reisenden sprachen wenig, weil unter dem raschen Wechsel der Bilder eine Frage die andre zurückdrängte. Nur als der Dampfer an Treptow vorüber zwischen den kleinen Inseln hinfuhr, die hier mannigfach aus dem Fluß aufwachsen, wandte sich Melusine an Woldemar und sagte: „Lizzi hat mir erzählt, hier zwischen Treptow und Stralau sei auch die ‚Liebesinsel'; da stürben immer die Liebespaare, meist mit einem Zettel in der Hand, drauf alles stünde. Trifft das zu?"

„Ja, Gräfin, soviel ich weiß, trifft es zu. Solche Liebesinseln giebt es übrigens vielfach in unsrer Gegend und kann als Beweis gelten, wie weitverbreitet der Zustand ist, dem abgeholfen werden soll, und wenn's auch durch Sterben wäre."

„Das nehm' ich Ihnen übel, daß Sie darüber spotten. Und Armgard wird es noch mehr thun, weil sie gefühlvoller ist als ich. Zudem sollten sie wissen, daß sich so was rächt."

„Ich weiß es. Aber Sie lesen auch durchaus falsch in meiner Seele. Sicher haben Sie mal gehört, daß der, der Furcht hat, zu singen anfängt, und wer nicht singen kann, nun, der witzelt eben. Übrigens, so schön ‚Liebesinsel' klingt, der Zauber davon geht wieder verloren, wenn Sie sich den Namen des Ganzen vergegenwärtigen. Die sich so mächtig hier verbreiternde Spreefläche heißt nämlich der ‚Rummelsburger' See."

„Freilich nicht hübsch; das kann ich zugeben. Aber die Stelle selbst ist schön, und Namen bedeuten nichts."

„Wer Meluſine heißt, ſollte wiſſen, was Namen bedeuten.“

„Ich weiß es leider. Denn es giebt Leute, die ſich vor ‚Meluſine‘ fürchten.“

„Was immer eine Dummheit, aber doch viel mehr noch eine Huldigung iſt.“

Unter dieſem Geſpräche waren ſie bis über die Breitung der Spree hinaus gekommen und fuhren wieder in das ſchmaler werdende Flußbett ein. An beiden Ufern hörten die Häuſerreihen auf, ſich in dünnen Zeilen hinzuziehen, Baumgruppen traten in nächſter Nähe dafür ein, und weiter landeinwärts wurden aufgeſchüttete Bahndämme ſichtbar, über die hinweg die Telegraphenſtangen ragten und ihre Drähte von Pfahl zu Pfahl ſpannten. Hie und da, bis ziemlich weit in den Fluß hinein, ſtand ein Schilfgürtel, aus deſſen Dickicht vereinzelte Krickenten aufflogen.

„Es iſt doch weiter, als ich dachte,“ ſagte Meluſine. „Wir ſind ja ſchon wie in halber Einſamkeit. Und dabei wird es friſch. Ein Glück, daß wir Decken mitgenommen. Denn wir bleiben doch wohl im Freien? Oder giebt es auch Zimmer da? Freilich kann ich mir kaum denken, daß wir zu ſechs in einem Eierhäuschen Platz haben.“

„Ach, Frau Gräfin, ich ſehe, Sie rechnen auf etwas extrem Idylliſches und erwarten, wenn wir angelangt ſein werden, einen Miſchling von Kiosk und Hütte. Da harrt Ihrer aber eine grauſame Enttäuſchung. Das Eierhäuschen iſt ein ſogenanntes ‚Lokal‘, und wenn uns die Luſt anwandelt, ſo können wir da tanzen oder eine Volksverſammlung abhalten. Raum genug iſt da. Sehen Sie, das Schiff wendet ſich ſchon, und der rote Bau da, der zwiſchen den Pappelweiden mit Turm und Erker ſichtbar wird, das iſt das Eierhäuschen.“

„O weh! Ein Palazzo,“ ſagte die Baronin und war

auf dem Punkt, ihrer Mißstimmung einen Ausdruck zu geben. Aber ehe sie dazu kam, schob sich das Schiff schon an den vorgebauten Anlegesteg, über den hinweg man, einen Uferweg einschlagend, auf das Eierhäuschen zuschritt. Dieser Uferweg setzte sich, als man das Gartenlokal endlich erreicht hatte, jenseits desselben noch eine gute Strecke fort, und weil die wundervolle Frische dazu einlud, beschloß man, ehe man sich im „Eierhäuschen" selber niederließ, zuvor noch einen gemeinschaftlichen Spaziergang am Ufer hin zu machen. Immer weiter flußaufwärts.

Der Enge des Weges halber ging man zu zweien, vorauf Woldemar mit Melusine, dann die Baronin mit Armgard. Erheblich zurück erst folgten die beiden älteren Herren, die schon auf dem Dampfschiff ein politisches Gespräch angeschnitten hatten. Beide waren liberal, aber der Umstand, daß der Baron ein Bayer und unter katholischen Anschauungen aufgewachsen war, ließ doch beständig Unterschiede hervortreten.

„Ich kann Ihnen nicht zustimmen, lieber Graf. Alle Trümpfe heut, und zwar mehr denn je, sind in des Papstes Hand. Rom ist ewig und Italien nicht so fest aufgebaut, als es die Welt glauben machen möchte. Der Quirinal zieht wieder aus, und der Vatikan zieht wieder ein. Und was dann?"

„Nichts, lieber Baron. Auch dann nicht, wenn es wirklich dazu kommen sollte, was, glaub' ich, ausgeschlossen ist."

„Sie sagen das so ruhig, und ruhig ist man nur, wenn man sicher ist. Sind Sie's? Und wenn Sie's sind, dürfen Sie's sein? Ich wiederhole, die letzten Entscheidungen liegen immer bei dieser Papst- und Rom-Frage."

„Lagen einmal. Aber damit ist es gründlich vorbei, auch in Italien selbst. Die letzten Entscheidungen, von denen Sie sprechen, liegen heutzutage ganz wo anders,

und es sind bloß ein paar Ihrer Zeitungen, die nicht müde werden, der Welt das Gegenteil zu versichern. Alles bloße Nachklänge. Das moderne Leben räumt erbarmungslos mit all dem Überkommenen auf. Ob es glückt, ein Nilreich aufzurichten, ob Japan ein England im Stillen Ozean wird, ob China mit seinen vierhundert Millionen aus dem Schlaf aufwacht und, seine Hand erhebend, uns und der Welt zuruft: ‚Hier bin ich', allem voraus aber, ob sich der vierte Stand etabliert und stabiliert (denn darauf läuft doch in ihrem vernünftigen Kern die ganze Sache hinaus) — das alles fällt ganz anders ins Gewicht als die Frage ‚Quirinal oder Vatikan'. Es hat sich überlebt. Und anstaunenswert ist nur das eine, daß es überhaupt noch so weiter geht. Das ist der Wunder größtes."

„Und das sagen Sie, der Sie zeitweilig den Dingen so nahe gestanden?"

„Weil ich ihnen so nahe gestanden."

* * *

Auch die beiden voranschreitenden Paare waren in lebhaftem Gespräch.

An dem schon in Dämmerung liegenden östlichen Horizont stiegen die Fabrikschornsteine von Spindlersfelde vor ihnen auf, und die Rauchfahnen zogen in langsamem Zuge durch die Luft.

„Was ist das?" fragte die Baronin, sich an Woldemar wendend.

„Das ist Spindlersfelde."

„Kenn ich nicht."

„Doch vielleicht, gnädigste Frau, wenn Sie hören, daß in eben diesem Spindlersfelde der für die weibliche Welt so wichtige Spindler seine geheimnisvollen Künste treibt. Besser noch seine verschwiegenen. Denn unsre Damen bekennen sich nicht gern dazu."

„So, der! Ja, dieser unser Wohlthäter, den wir — Sie haben ganz recht — in unserm Undank so gern unterschlagen. Aber dies Unterschlagen hat doch auch wieder sein Verzeihliches. Wir thun jetzt (leider) so vieles, was wir, nach einer alten Anschauung, eigentlich nicht thun sollten. Es ist, mein' ich, nicht passend, auf einem Pferdebahnperron zu stehen, zwischen einem Schaffner und einer Kiepenfrau, und es ist noch weniger passend, in einem Fünfzigpfennigbazar allerhand Einkäufe zu machen und an der sich dabei aufdrängenden Frage: ‚Wodurch ermöglichen sich diese Preise?' still vorbeizugehen. Unser Freund in Spindlersfelde da drüben degradiert uns vielleicht auch durch das, was er so hilfreich für uns thut. Armgard, wie denken Sie darüber?"

„Ganz wie Sie, Baronin."

„Und Melusine?"

Diese gab kopfschüttelnd die Frage weiter und drang darauf, daß die beiden älteren Herren, die mittlerweile herangekommen waren, den Ausschlag geben sollten. Aber der alte Graf wollte davon nichts wissen. „Das sind Doktorfragen. Auf derlei Dinge laff' ich mich nicht ein. Ich schlage vor, wir machen lieber Kehrt und suchen uns im ‚Eierhäuschen' einen hübschen Platz, von dem aus wir das Leben auf dem Fluß beobachten und hoffentlich auch den Sonnenuntergang gut sehen können."

* * *

Ziemlich um dieselbe Stunde, wo die Barbyschen und Berchtesgadenschen Herrschaften ihren Spaziergang auf Spindlersfelde zu machten, erschien unser Freund Mr. Robinson, von seinem Stallgebäude her, in Front der Lennéstraße, sah erst gewohnheitsmäßig nach dem Wetter und ging dann quer durch den Tiergarten auf das Kronprinzenufer zu, wo die Immes ihn bereits erwarteten.

Frau Imme, die, wie die meiſten kinderloſen Frauen (und Frauen mit Sappeurbartmännern ſind faſt immer kinderlos), einen großen Wirtſchafts- und Sauberkeitsſinn hatte, hatte zu Mr. Robinſons Empfang alles in die ſchönſte Ordnung gebracht, um ſo mehr, als ſie wußte, daß ihr Gaſt, als ein verwöhnter Engländer, immer der Neigung nachgab, alles Deutſche, wenn auch nur andeutungsweiſe, zu bemängeln. Es lag ihr daran, ihn fühlen zu laſſen, daß man's hier auch verſtehe. So war denn von ihr nicht bloß eine wundervolle Kaffeeſerviette, ſondern auch eine ſilberne Zuckerdoſe mit Streußelkuchentellern links und rechts aufgeſtellt worden. Frau Imme konnte das alles und noch mehr infolge der bevorzugten Stellung, die ſie von langer Zeit her bei den Barbys einnahm, zu denen ſie ſchon als fünfzehnjähriges junges Ding gekommen und in deren Dienſt ſie bis zu ihrer Verheiratung geblieben war. Auch jetzt noch hingen beide Damen an ihr, und mit Hilfe Lizzis, die, ſo diskret ſie war, doch gerne plauderte, war Frau Imme jederzeit über alles unterrichtet, was im Vorderhauſe vorging. Daß der Rittmeiſter ſich für die Damen intereſſierte, wußte ſie natürlich wie jeder andre, nur nicht — auch darin wie jeder andre —, für welche.

Ja, für welche?

Das war die große Frage, ſelbſt für Mr. Robinſon, der regelmäßig, wenn er die Immes ſah, ſich danach erkundigte. Dazu kam es denn auch heute wieder und zwar ſehr bald nach ſeinem Eintreffen.

Eine große Familientaſſe mit einem in Front eines Tempels den Bogen ſpannenden Amor war vor ihn hingeſtellt worden, und als er dem Streußelkuchen (für den er eine ſo große Vorliebe hatte, daß er regelmäßig erklärte, ſowas gäb' es in den vereinigten drei Königreichen nicht) — als er dem Streußel liebevoll und doch auch wieder maßvoll zugeſprochen hatte, betrachtete er das

Bild auf der großen Tasse, zeigte, was bei seiner Augenbeschaffenheit etwas Komisches hatte, schelmisch lächelnd auf den bogenspannenden Amor und sagte: „Hier hinten ein Tempel und hier vorn ein Lorbeerbusch. Und hier this little fellow with his arrow. Ich möchte mir die Frage gestatten — Sie sind eine so kluge Frau, Frau Imme —: wird er den Pfeil fliegen lassen oder nicht, und wenn er den Pfeil fliegen läßt, ist es die Priesterin, die hier neben dem Lorbeer steht, oder ist es eine andre?"

„Ja, Mr. Robinson," sagte Frau Imme, „darauf ist schwer zu antworten. Denn erstens wissen wir nicht, was er überhaupt vorhat, und dann wissen wir auch nicht: wer ist die Priesterin? Ist die Comtesse die Priesterin, oder ist die Gräfin die Priesterin? Ich glaube, wer schon verheiratet war, kann wohl eigentlich nicht Priesterin sein."

„Ach," sagte Imme, in dem sich der naturwüchsige Mecklenburger regte, „sein kann alles. Über so was wächst Gras. Ich glaube, es is die Gräfin."

Robinson nickte. „Glaub' ich auch. And what's the reason, dear Mrs. Imme? Weil Witib vor Jungfrau geht. Ich weiß wohl, es ist immer viel die Rede von virginity, aber widow ist mehr als virgin."

Frau Imme, die nur halb verstanden hatte, verstand doch genug, um zu kichern, was sie übrigens sittsam mit der Bemerkung begleitete, sie habe so was von Mr. Robinson nicht geglaubt.

Robinson nahm es als Huldigung und trat, nachdem er sich mit Erlaubnis der „Lady" ein kurzes Pfeifchen mit türkischem Tabak angesteckt hatte, an ein Fensterchen, in dessen mit einer kleinen Laubsäge gemachten Blumenkasten rote Verbenen blühten, und sagte, während er auf den Hof mit seinen drei Akazienbäumen herunterblickte:

„Wer ist denn der hübsche Junge da, der da mit seinem hoop spielt? Hier sagen sie Reifen.“

„Das is ja Hartwigs Rudolf,“ sagte Frau Imme. „Ja, der Junge hat viel Chic. Und wie er da mit dem Reifen spielt und die Hedwig immer hinter ihm her, wiewohl sie doch beinahe seine Mutter sein könnte. Na, ich freue mich immer, wenn ich ausgelassene Menschen sehe, und wenn Hartwig kommt — ich wundere mich bloß, daß er noch nicht da ist —, da können Sie ihm ja sagen, wie hübsch Sie die verwöhnte kleine Range finden. Das wird ihn freuen; er ist furchtbar eitel. Alle Portiersleute sind eitel. Aber das muß wahr sein, es ist ein reizender Junge.“

Während sie noch so sprachen, erschien Hartwig, auf den Imme, skatdurstig, schon seit einer Viertelstunde gewartet hatte, und keine drei Minuten mehr, so war auch Hedwig da, die sich bis kurz vorher mit ihrem kleinen Cousin Rudolf in dem Hof unten abgeäschert hatte. Beide wurden mit gleicher Herzlichkeit empfangen, Hartwig, weil nach seinem Erscheinen die Skatpartie beginnen konnte, Hedwig, weil Frau Imme nun gute Gesellschaft hatte. Denn Hedwig konnte wundervoll erzählen und brachte jedesmal Neuigkeiten mit. Sie mochte vierundzwanzig sein, war immer sehr sauber gekleidet und von heiterübermütigem Gesichtsausdruck. Dazu krauses, kastanienbraunes Haar. Es traf sich, daß sie mal wieder außer Dienst war.

„Nun, das ist recht, Hedwig, daß du kommst,“ sagte Frau Imme. „Rudolfen hab' ich eben erst gefragt, wo du geblieben wärst, denn ich habe dich ja mit ihm spielen sehen; aber solch Junge weiß nie was; der denkt bloß immer an sich, und ob er sein Stück Kuchen kriegt. Na, wenn er kommt, er soll's haben; Robinson ißt immer so wenig, wiewohl er den Streußel ungeheuer gern mag. Aber so sind die Engländer, sie sind nicht so zugreifisch,

und dann geniert sich mein Imme auch, und die Hälfte bleibt übrig. Na, jedenfalls is es nett, daß du wieder da bist. Ich habe dich ja seit deinem letzten Dienst noch gar nicht ordentlich gesehen. Es war ja wohl 'ne Hofrätin? Na, Hofrätinnen, die kenn' ich. Aber es giebt auch gute. Wie war er denn?

„Na, mit ihm ging es."

„Deine krausen Haare werden wohl wieder schuld sein. Die können manche nicht vertragen. Und wenn dann die Frau was merkt, dann is es vorbei."

„Nein, so war es nicht. Er war ein sehr anständiger Mann. Beinahe zu sehr."

„Aber, Kind, wie kannst du nur so was sagen? Wie kann einer zu anständig sein?"

„Ja, Frau Imme. Wenn einen einer gar nicht ansieht, das is einem auch nicht recht."

„Ach, Hedwig, was du da bloß so red'st! Und wenn ich nich wüßte, daß du gar nich so bist . . . Aber was war es denn?"

„Ja, Frau Imme, was soll ich sagen, was es war; es is ja immer wieder dasselbe. Die Herrschaften können einen nich richtig unterbringen. Oder wollen auch nich. Immer wieder die Schlafstelle oder, wie manche hier sagen, die Schlafgelegenheit."

„Aber, Kind, wie denn? Du mußt doch 'ne Gelegenheit zum Schlafen haben."

„Gewiß, Frau Imme. Und 'ne Gelegenheit, so denkt mancher, is 'ne Gelegenheit. Aber gerade die, die hat man nich. Man ist müde zum Umfallen und kann doch nicht schlafen."

„Versteh' ich nich."

„Ja, Frau Imme, das macht, weil Sie von Kindesbeinen an immer bei so gute Herrschaften waren, und mit Lizzi is es jetzt wieder ebenso. Die hat es auch gut un is, wie wenn sie mit dazu gehörte. Meine

Tante Hartwig erzählt mir immer davon. Und einmal hab' ich es auch so gut getroffen. Aber bloß das eine Mal. Sonst fehlt eben immer die Schlafgelegenheit."

Frau Imme lachte.

„Sie lachen darüber, Frau Imme. Das is aber nich recht, daß Sie lachen. Glauben Sie mir, es is eigentlich zum Weinen. Und mitunter hab' ich auch schon geweint. Als ich nach Berlin kam, da gab es ja noch die Hängeböden."

„Kenn' ich, kenn' ich; das heißt, ich habe davon gehört."

„Ja, wenn man davon gehört hat, das is nich viel. Man muß sie richtig kennen lernen. Immer sind sie in der Küche, mitunter dicht am Herd oder auch gerade gegenüber. Und nun steigt man auf eine Leiter, und wenn man müde is, kann man auch 'runter fallen. Aber meistens geht es. Und nun macht man die Thür auf und schiebt sich in das Loch hinein, ganz so wie in einen Backofen. Das is, was sie 'ne Schlafgelegenheit nennen. Und ich kann Ihnen bloß sagen: auf einem Heuboden is es besser, auch wenn Mäuse da sind. Und am schlimmsten is es im Sommer. Draußen sind dreißig Grad, und auf dem Herd war den ganzen Tag Feuer; da is es denn, als ob man auf den Rost gelegt würde. So war es, als ich nach Berlin kam. Aber ich glaube, sie dürfen jetzt so was nich mehr bauen. Polizeiverbot. Ach, Frau Imme, die Polizei is doch ein rechter Segen. Wenn wir die Polizei nich hätten (und sie sind auch immer so artig gegen einen), so hätten wir gar nichts. Mein Onkel Hartwig, wenn ich ihm so erzähle, daß man nicht schlafen kann, der sagt auch immer: ‚Kenn' ich, kenn' ich; der Bourgeois thut nichts für die Menschheit. Und wer nichts für die Menschheit thut, der muß abgeschafft werden.'"

„Ja, dein Onkel ſpricht ſo. Und war es denn bei deinem Hofrat, wo du nu zuletzt warſt, auch ſo?“

„Nein, bei Hofrats war es nicht ſo. Die wohnten ja auch in einem ganz neuen Hauſe. Hofrats waren Trockenwohner. Und in dem, was jetzt die neuen Häuſer ſind, da kommen, glaub' ich, die Hängeböden gar nicht mehr vor; da haben ſie bloß noch die Badeſtuben.“

„Nu, das is aber doch ein Fortſchritt.“

„Ja, das kann man ſagen; Badeſtube als Badeſtube iſt ein Fortſchritt oder, wie Onkel Hartwig immer ſagt, ein Kulturfortſchritt. Er hat meiſtens ſolche Wörter. Aber Badeſtube als Schlafgelegenheit is kein Fortſchritt.“

„Gott, Kind, ſie werden dich aber doch nich in eine Badewanne gepackt haben?“

„I bewahre. Das thun ſie ſchon der Badewanne wegen nich. Da werden ſie ſich hüten. Aber . . . Ach, Frau Imme, ich kann nur immer wieder ſagen, Sie wiſſen nich Beſcheid; Sie hatten es gut, wie Sie noch unverheiratet waren, und nu haben Sie's erſt recht gut. Sie wohnen hier wie in einer kleinen Sommerwohnung, un daß es ein bißchen nach Pferde riecht, das ſchadet nich; das Pferd is ein feines und reinliches Tier, und all ſeine Verrichtungen ſind ſo edel. Man ſagt ja auch: das edle Pferd. Und außerdem ſoll es ſo geſund ſein, faſt ſo gut wie Kuhſtall, womit ſie ja die Schwindſucht kurieren. Und dazu haben Sie hier den Blick auf die Kugelakazien und drüben auf das Marinepanorama, wo man ſehen kann, wie alles is, und dahinter haben Sie den Blick auf die Kunſtausſtellung, wo es ſo furchtbar zieht, bloß damit man immer friſche Luft hat. Aber bei Hofrats . . . Nein, dieſe Badeſtube!“

„Gott, Hedwig,“ ſagte Frau Imme, „du thuſt ja, wie wenn es eine Mördergrube oder ein Verbrecherkeller geweſen wäre.“

„Verbrecherkeller? Ach, Frau Imme, das is ja garnichts. Ich habe Verbrecherkeller gesehen, natürlich bloß zufällig. Da trinken sie Weißbier und spielen Sechsundsechzig. Und in einer Ecke wird was ausbaldowert, aber davon merkt man nichts."

„Und die Badestube . . . warum is sie dir denn so furchtbar, daß du dich ordentlich schudderst? Der Mensch muß doch am Ende baden können."

„Ach was, baden! natürlich. Aber 'ne Badestube is nie 'ne Badestube. Wenigstens hier nicht. Eine Badestube is 'ne Rumpelkammer, wo man alles unterbringt, alles, wofür man sonst keinen Platz hat. Und dazu gehört auch ein Dienstmädchen. Meine eiserne Bettstelle, die abends aufgeklappt wurde, stand immer neben der Badewanne, drin alle alten Bier- und Weinflaschen lagen. Und nun drippten die Reigen aus. Und in der Ecke stand ein Bettsack, drin die Fräuleins ihre Wäsche hinein stopften, und in der andern Ecke war eine kleine Thür. Aber davon will ich zu Ihnen nicht sprechen, weil ich einen Widerwillen gegen Unanständigkeiten habe, weshalb schon meine Mutter immer sagte: ‚Hedwig, du wirst noch Jesum Christum erkennen lernen.' Und ich muß sagen, das hat sich bei Hofrats denn auch erfüllt. Aber fromm waren sie weiter nich."

Während Hedwig noch so weiter klagte, hörte man, daß draußen die Klingel ging, und als Frau Imme öffnete, stand Rudolf auf dem kleinen Flur und sagte, daß er Vatern holen solle und Hedwigen auch; Mutter müsse weg.

„Na," sagte Frau Imme, „dann komm nur, Rudolf, aber iß erst ein Stück Streußel und bestell es nachher bei deinem Vater."

Bald danach nahm sie denn auch den Jungen bei der Hand und führte ihn in das Nebenzimmer, wo die drei Männer vergnügt an ihrem Skattisch saßen. Ein

großes Spiel war eben gemacht; alles noch in Aufregung.

Robinson, als er Rudolfen sah, nickte ihm zu und sagte zu Imme: „Das is ja der hübsche Junge, den ich vorhin auf dem Hof gesehen habe mit seinem hoop; — nice boy."

„Ja," sagte Imme, „das is unsrem Freund Hartwig seiner." Hartwig selber aber rief seinen Jungen heran und sagte: „Na, Rudolf, was giebt's? Du willst mich holen. Du sollst aber auch noch 'ne Freude haben. Kuck dir mal den Herrn da an, der dich so freundlich ansieht. Das is Robinson."

„Haha."

„Ja, Junge, warum lachst du? Glaubst du's nich, wenn ich dir sage, das is Robinson?"

„I bewahre, Vater. Robinson, den kenn' ich. Robinson hat 'nen Sonnenschirm und ein Lama. Un der is auch schon lange dod."

Fünfzehntes Kapitel.

Unsere Landpartieler waren im Angesicht von Spindlersfelde nach dem Eierhäuschen zurückgekehrt und hatten sich hier an zwei dicht am Ufer zusammengerückten Tischen niedergelassen, eine Laube von Baumkronen über sich. Sperlinge hüpften umher und warteten auf ihre Zeit. Gleich danach erschien auch ein Kellner, um die Bestellungen entgegen zu nehmen. Es entstand dabei die herkömmliche Verlegenheitspause; niemand wußte was zu sagen, bis die Baronin auf den Stamm einer ihr gegenüberstehenden Ulme wies, drauf „Wiener Würstel" und daneben in noch dickeren Buchstaben das gefällige Wort „Löwenbräu" stand. In kürzester Frist erschien denn auch der Kellner wieder, und die Baronin hob ihr Seidel und ließ das Eierhäuschen und die Spree leben, zugleich versichernd, „daß man ein echtes Münchener überhaupt nur noch in Berlin tränke." Der alte Berchtesgaden wollte jedoch nichts davon wissen und drang in seine Frau, lieber mehr nach links zu rücken, um den Sonnenuntergang besser beobachten zu können; „der sei freilich in Berlin ebenso gut wie wo anders." Die Baronin hielt aber aus und rührte sich nicht. „Was Sonnenuntergang! den seh' ich jeden Abend. Ich sitze hier sehr gut und freue mich schon auf die Lichter."

Und nicht lange mehr, so waren diese Lichter auch wirklich da. Nicht nur das ganze Lokal erhellte sich,

sondern auch auf dem drüben am andern Ufer sich hinziehenden Eisenbahndamme zeigten sich allmählich die verschiedenfarbigen Signale, während mitten auf der Spree, wo Schleppdampfer die Kähne zogen, ein verblaktes Rot aus den Kajütenfenstern hervorglühte. Dabei wurde es kühl, und die Damen wickelten sich in ihre Plaids und Mäntel.

Auch die Herren fröstelten ein wenig, und so trat denn der ersichtlich etwas planende Woldemar nach kurzem Aufundabschreiten an das in der Nähe befindliche Büffett heran, um da zur Herstellung einer besseren Innentemperatur das Nötige zu veranlassen. Und siehe da, nicht lange mehr, so stand auch schon ein großes Tablett mit Gläsern und Flaschen vor ihnen und dazwischen ein Deckelkrug, aus dem, als man den Deckel aufklappte, der heiße Wrasen emporschlug. Die Baronin, in solchen Dingen die Scharfblickendste, war sofort orientiert und sagte: „Lieber Stechlin, ich beglückwünsche Sie. Das war eine große Idee."

„Ja, meine Damen, ich glaubte, daß etwas geschehen müsse, sonst haben wir morgen samt und sonders einen akuten Rheumatismus. Und zurück müssen wir doch auch. Auf dem Schiffe, wo solche Hilfsmittel, glaub' ich, fehlen, sind wir allen Unbilden der Elemente preisgegeben."

„Und sie konnten wirklich nicht besser wählen," unterbrach Melusine. „Schwedischer Punsch, für den ich ein liking habe. Wie für Schweden überhaupt. Da Doktor Wrschowitz nicht da ist, können wir uns ungestraft einem gewissen Maß von Skandinavismus überlassen."

„Am liebsten ohne alles Maß," sagte Woldemar, „so skandinavisch bin ich. Ich ziehe die Skandinaven den sonst ‚Meistbegünstigten' unter den Nationen immer noch vor. Alle Länder erweitern übrigens ihre Spezialgebiete. Früher hatte Schweden nur zweierlei: Mut und Eisen, von denen man sagen muß, daß sie gut zusammen passen.

Dann kamen die ‚Säkerhets Tändstickors‘, und nun haben wir den schwedischen Punsch, den ich in diesem Augenblick unbedingt am höchsten stelle. Ihr Wohl, meine Damen.“

„Und das Ihre,“ sagte Melusine, „denn Sie sind doch der Schöpfer dieses glücklichen Moments. Aber wissen Sie, lieber Stechlin, daß ich in Ihrer Aufzählung schwedischer Herrlichkeiten etwas vermißt habe. Die Schweden haben noch eins — oder hatten es wenigstens. Und das war die schwedische Nachtigall.“

„Ja, die hab' ich vergessen. Es fällt vor meine Zeit.“

„Ich müßte,“ lachte die Gräfin, „vielleicht auch sagen: es fällt vor meine Zeit. Aber ich darf doch andrerseits nicht verschweigen, die Lind noch leibhaftig gekannt zu haben. Freilich nicht mehr so eigentlich als schwedische Nachtigall. Und überhaupt unter anderm Namen.“

„Ja, ich erinnere mich,“ sagte Woldemar, „sie hatte sich verheiratet. Wie hieß sie doch?“

„Goldschmidt, — ein Name, den man schon um ‚Goldschmidts Töchterlein‘ willen gelten lassen kann. Aber an Jenny Lind reicht er allerdings nicht heran.“

„Gewiß nicht. Und sie sagten, Frau Gräfin, Sie hätten sie noch persönlich gekannt?“

„Ja, gekannt und auch gehört. Sie sang damals, wenn auch nicht mehr öffentlich, so doch immer noch in ihrem häuslichen Salon. Diese Bekanntschaft zählt zu meinen liebsten und stolzesten Erinnerungen. Ich war noch ein halbes Kind, aber trotzdem doch mit eingeladen, was mir allein schon etwas bedeutete. Dazu die Fahrt von Hyde-Park bis in die Villa hinaus. Ich weiß noch deutlich, ich trug ein weißes Kleid und einen hellblauen Kaschmirumhang und das Haar ganz aufgelöst. Die Lind beobachtete mich, und ich sah, daß ich ihr gefiel. Wenn man Eindruck macht, das behält man. Und nun gar mit vierzehn!“

„Die Lind,“ warf die Baronin etwas prosaisch ein, „soll ihrerseits als Kind sehr häßlich gewesen sein.“

„Ich hätte das Gegenteil vermutet,“ bemerkte Woldemar.

„Und auf welche Veranlassung hin, lieber Stechlin?“

„Weil ich ein Bild von ihr kenne. Wir haben es, wie bekannt, seit einiger Zeit von einem unsrer besten Maler auf unsrer Nationalgalerie. Aber lange bevor ich es da sah, kannt' ich es schon en miniature, und zwar aus einer im Besitz meines Freundes Lorenzen befindlichen Aquarelle. Diese Kopie hängt über seinem Sofa, dicht unter einer Rubensschen Kreuzabnahme. Wenn man will, eine etwas sonderbare Zusammenstellung.“

„Und das alles in Ihrer Stechliner Pfarre!“ sagte Melusine. „Wissen Sie, Rittmeister, daß ich die Thatsache, daß so was überhaupt in einem kleinen Dorfe vorkommen kann, Ihrem berühmten See beinah' gleichstelle? Unsre schwedische Nachtigall in Ihrem ‚Ruppiner Winkel‘, wie Sie selbst beständig sich auszudrücken lieben. Die Lind! Und wie kam Ihr Pastor dazu?“

„Die Lind war, glaub' ich, seine erste Liebe. Sehr wahrscheinlich auch seine letzte. Lorenzen saß damals noch auf der Schulbank und schlug sich mit Stundengeben durch. Aber er hörte die Diva trotzdem jeden Abend und wußte sich auch, trotz bescheidenster Mittel, das Bildchen zu verschaffen. Fast grenzt es ans Wunderbare. Freilich verlaufen die Dinge meist so. Wär' er reich gewesen, so hätt' er sein Geld anderweitig verthan und die Lind vielleicht nie gehört und gesehen. Nur die Armen bringen die Mittel auf für das, was jenseits des Gewöhnlichen liegt; aus Begeisterung und Liebe fließt alles. Und es ist etwas sehr Schönes, daß es so ist in unserm Leben. Vielleicht das Schönste.“

„Das will ich meinen,“ sagte die Gräfin. „Und ich dank' es Ihnen, lieber Stechlin, daß Sie das gesagt haben.

Das war ein gutes Wort, das ich Ihnen nicht vergessen will. Und dieser Lorenzen war Ihr Lehrer und Erzieher?"

„Ja, mein Lehrer und Erzieher. Zugleich mein Freund und Berater. Der, den ich über alles liebe."

„Gehen Sie darin nicht zu weit?" lachte Melusine.

„Vielleicht, Gräfin, oder sag' ich lieber: gewiß. Und ich hätte dessen eingedenk sein sollen, gerade heut und gerade hier. Aber so viel bleibt: ich liebe ihn sehr, weil ich ihm alles verdanke, was ich bin, und weil er reinen Herzens ist."

„Reinen Herzens," sagte Melusine. „Das ist viel. Und Sie sind dessen sicher?"

„Ganz sicher."

„Und von diesem Unikum erzählen Sie uns erst heute! Da waren Sie neulich mit dem guten Brschowitz bei uns und haben uns allerhand Schreckliches von Ihrem misogynen Prinzen wissen lassen. Und während Sie den in den Vordergrund stellen, halten Sie diesen Pastor Lorenzen ganz gemütlich in Reserve. Wie kann man so grausam sein und mit seinen Berichten und Redekünsten so launenhaft operieren! Aber holen Sie wenigstens nach, was Sie versäumt haben. Die Fragen drängen sich ordentlich. Wie kam Ihr Vater auf den Einfall, Ihnen einen solchen Erzieher zu geben? Und wie kam ein Mann wie dieser Lorenzen in diese Gegenden? Und wie kam er überhaupt in diese Welt? Es ist so selten, so selten."

Armgard und die Baronin nickten.

„Ich bekenne, mich quält die Neugier, mehr von ihm zu hören," fuhr Melusine fort. „Und er ist unverheiratet? Schon das allein ist immer ein gutes Zeichen. Durchschnittsmenschen glauben sich so schnell wie möglich verewigen zu müssen, damit die Herrlichkeit nicht ausstirbt. Ihr Lorenzen ist eben in allem, wie mir scheint, ein Ausnahmemensch. Also beginnen."

„Ich bin dazu besten Willens, Frau Gräfin. Aber

es ist zu spät dazu, denn das helle Licht, das Sie da sehen, das ist bereits unser Dampfer. Wir haben keine Wahl mehr, wir müssen abbrechen, wenn wir nicht im Eierhäuschen ein Nachtquartier nehmen wollen. Unterwegs ist übrigens Lorenzen ein wundervolles Thema, vorausgesetzt, daß uns der Anblick der Liebesinsel nicht wieder auf andre Dinge bringt. Aber hören Sie . . . der Dampfer läutet schon . . . wir müssen eilen. Bis an die Anlegestelle sind noch mindestens drei Minuten!"

* * *

Und nun war man glücklich auf dem Schiff, auf dem Woldemar und die Damen ihre schon auf der Hinfahrt innegehabten Plätze sofort wieder einnahmen. Nur die beiden in ihre Plaids gewickelten alten Herren schritten auf Deck auf und ab und sahen, wenn sie vorn am Bugspriet eine kurze Rast machten, auf die vielen hundert Lichter, die sich von beiden Ufern her im Fluß spiegelten. Unten im Maschinenraum hörte man das Klappern und Stampfen, während die Schiffsschraube das Wasser nach hinten schleuderte, daß es in einem weißen Schaumstreifen dem Schiffe folgte. Sonst war alles still, so still, daß die Damen ihr Gespräch unterbrachen. „Armgard, du bist so schweigsam," sagte Melusine, „finden Sie nicht auch, lieber Stechlin? Meine Schwester hat noch keine zehn Worte gesprochen."

„Ich glaube, Gräfin, wir lassen die Comtesse. Manchem kleidet es zu sprechen, und manchem kleidet es zu schweigen. Jedes Beisammensein braucht einen Schweiger."

„Ich werde Nutzen aus dieser Lehre ziehen."

„Ich glaub' es nicht, Gräfin, und vor allem wünsch' ich es nicht. Wer könnt' es wünschen?"

Sie drohte ihm mit dem Finger. Dann schwieg man wieder und sah auf die Landschaft, die da, wo der am

Ufer hinlaufende Straßenzug breite Lücken aufwies, in tiefem Dunkel lag. Urplötzlich aber stieg gerad aus dem Dunkel heraus ein Lichtstreifen hoch in den Himmel und zerstob da, wobei rote und blaue Leuchtkugeln langsam zur Erde niederfielen.

„Wie schön," sagte Melusine. „Das ist mehr, als wir erwarten durften; Ende gut, alles gut, — nun haben wir auch noch ein Feuerwerk. Wo mag es sein? Welche Dörfer liegen da hinüber? Sie sind ja so gut wie ein Generalstäbler, lieber Stechlin, Sie müssen es wissen. Ich vermute Friedrichsfelde. Reizendes Dorf und reizendes Schloß. Ich war einmal da; die Dame des Hauses ist eine Schwester der Frau von Hülsen. Ist es Friedrichsfelde?"

„Vielleicht, gnädigste Gräfin. Aber doch nicht wahrscheinlich. Friedrichsfelde gehört nicht in die Reihe der Vororte, wo Feuerwerke sozusagen auf dem Programm stehen. Ich denke, wir lassen es im Ungewissen und freuen uns der Sache selbst. Sehen Sie, jetzt beginnt es erst recht eigentlich. Die Rakete, die wir da vorhin gesehen haben, das war nur Vorspiel. Jetzt haben wir erst das Stück. Es ist zu weit ab, sonst würden wir das Knattern hören und die Kanonenschläge. Wahrscheinlich ist es Sedan oder Düppel oder der Übergang nach Alsen. Übrigens ist die Pyrotechnik eine profunde Wissenschaft geworden."

„Und es soll auch Personen geben, die ganz dafür leben und ihr Vermögen hinopfern wie früher die Holländer für die Tulpen. Tulpen wäre nun freilich nicht mein Geschmack. Aber Feuerwerk!"

„Ja, unbedingt. Und nur schade, daß alle die, die damit zu thun haben, über kurz oder lang in die Luft fliegen."

„Das ist fatal. Aber es steigert andrerseits doch auch wieder den Reiz. Sonderbar, gefahrlose Berufe, solche,

die sozusagen eine Zipfelmütze tragen, sind mir von jeher ein Greuel gewesen. Interesse hat doch immer nur das va banque: Torpedoboote, Tunnel unter dem Meere, Luftballons. Ich denke mir, das Nächste was wir erleben, sind Luftschifferschlachten. Wenn dann so eine Gondel die andre entert. Ich kann mich in solche Vorstellungen geradezu verlieben."

„Ja, liebe Melusine, das seh' ich," unterbrach hier die Baronin. „Sie verlieben sich in solche Vorstellungen und vergessen darüber die Wirklichkeiten und sogar unser Programm. Ich muß angesichts dieser doch erst kommenden Luftschifferschlachten ganz ergebenst daran erinnern, daß für heute noch wer anders in der Luft schwebt und zwar Pastor Lorenzen. Von dem sollte die Rede sein. Freilich, der ist kein Pyrotechniker."

„Nein," lachte Woldemar, „das ist er nicht. Aber als einen Aëronauten kann ich ihn Ihnen beinahe vorstellen. Er ist so recht ein Excelsior-, ein Aufsteigemensch, einer aus der wirklichen Obersphäre, genau von daher, wo alles Hohe zu Haus ist, die Hoffnung und sogar die Liebe."

„Ja," lachte die Baronin, „die Hoffnung und sogar die Liebe! Wo bleibt aber das Dritte? Da müssen's zu uns kommen. Wir haben noch das Dritte; das heißt also wir wissen auch, was wir glauben sollen."

„Ja, sollen."

„Sollen, gewiß. Sollen, das ist die Hauptsache. Wenn man weiß, was man soll, so find't sich's schon. Aber wo das Sollen fehlt, da fehlt auch das Wollen. Es ist halt a Glück, daß wir Rom haben und den heiligen Vater."

„Ach," sagte Melusine, „wer's Ihnen glaubt, Baronin! Aber lassen wir so heikle Fragen und hören wir lieber von dem, den ich — ich bin beschämt darüber — in so wenig verbindlicher Weise vergessen konnte, von unserm Wundermann mit der Studentenliebe, von dem Säulenheiligen, der reinen Herzens ist, und vor allem von dem

Schöpfer und geistigen Nährvater unsers Freundes Stechlin. Eh bien, was ist es mit ihm? ‚An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen,' — das könnt' uns beinahe genügen. Aber ich bin doch für ein Weiteres. Und so denn attention au jeu. Unser Freund Stechlin hat das Wort."

„Ja, unser Freund Stechlin hat das Wort," wiederholte Woldemar, „so sagen Sie gütigst, Frau Gräfin. Aber dem nachkommen ist nicht so leicht. Vorhin, da war ich im Zuge. Jetzt wieder damit anfangen, das hat seine Schwierigkeiten. Und dann erwarten die Damen immer eine Liebesgeschichte, selbst wenn es sich um einen Mann handelt, den ich, was diese Dinge betrifft, so wenig versprechend eingeführt habe. Sie gehen also, wie heute schon mehrfach (ich erinnere nur an das Eierhäuschen), einer grausamen Enttäuschung entgegen."

„Keine Ausflüchte!"

„Nun, so sei's denn. Ich muß es aber auf einem Umwege versuchen und Ihnen bei der Gelegenheit als Nächstes schildern, wie meine letzte Begegnung mit Lorenzen verlief. Er war, als ich bei ihm eintrat, in ersichtlich großer Erregung und zwar über ein Büchelchen, das er in Händen hielt."

„Und ich will raten, was es war," unterbrach Melusine.

„Nun?"

„Ein Buch von Tolstoj. Etwas mit viel Opfer und Entsagung. Anpreisung von Ascese."

„Sie sind auf dem richtigen Wege, Gräfin, nur nicht geographisch. Es handelt sich nämlich nicht östlich um einen Russen, sondern westlich um einen Portugiesen."

„Um einen Portugiesen," lachte die Baronin. „O, ich kenne welche. Sie sind alle so klein und gelblich. Und einer fand einen Seeweg. Freilich schon lange her. Ist es nicht so?"

„Gewiß, Frau Baronin, es ist so. Nur der, um den

es sich hier handelt, das ist keiner mit einem Seeweg, sondern bloß ein Dichter."

„Ach, dessen erinnere ich mich auch, ja ich habe sogar seinen Namen auf der Zunge. Mit einem großen C fängt er an. Aber Calderon ist es nicht."

„Nein, Calderon ist es nicht; es deckt sich da manches, auch schon rein landkartlich, nicht mit dem, um den sich's hier handelt. Und ist überhaupt kein alter Dichter, sondern ein neuer. Und heißt Joao de Deus."

„Joao de Deus," wiederholte die Gräfin. „Schon der Name. Sonderbar. Und was war es mit dem?"

„Ja, was war es mit dem? Dieselbe Frage that ich auch, und ich habe nicht vergessen, was Lorenzen mir antwortete: ‚Dieser Joao de Deus,' so etwa waren seine Worte, ‚war genau das, was ich wohl sein möchte, wonach ich suche, seit ich zu leben, wirklich zu leben angefangen, und wovon es beständig draußen in der Welt heißt, es gäbe dergleichen nicht mehr. Aber es giebt dergleichen noch, es muß dergleichen geben oder doch wieder geben. Unsre ganze Gesellschaft (und nun gar erst das, was sich im besonderen so nennt) ist aufgebaut auf dem Ich. Das ist ihr Fluch, und daran muß sie zu Grunde gehen. Die zehn Gebote, das war der Alte Bund; der neue Bund aber hat ein andres, ein einziges Gebot, und das klingt aus in: „Und du hättest der Liebe nicht . . .".

„Ja, so sprach Lorenzen", fuhr Woldemar nach einer Pause fort „und sprach auch noch andres, bis ich ihn unterbrach und ihm zurief: ‚Aber, Lorenzen, das sind ja bloß Allgemeinheiten. Sie wollten mir Persönliches von Joao de Deus erzählen. Was ist es mit dem? Wer war er? Lebt er? Oder ist er tot?'

„‚Er ist tot, aber seit kurzem erst, und von seinem Tode spricht das kleine Heft hier. Höre." Und nun begann er zu lesen. Das aber was er las, das lautete etwa so: „ . . . . Und als er nun tot war, der Joao

de Deus, da gab es eine Landestrauer, und alle Schulen in der Hauptstadt waren geschlossen, und die Minister und die Leute vom Hof und die Gelehrten und die Handwerker, alles folgte dem Sarge dicht gedrängt, und die Fabrikarbeiterinnen hoben schluchzend ihre Kinder in die Höh' und zeigten auf den Toten und sagten: Un Santo, un Santo. Und sie thaten so und sagten so, weil er für die Armen gelebt hatte und nicht für sich.'"

„Das ist schön," sagte Melusine.

„Ja, das ist schön," wiederholte Woldemar, „und ich darf hinzusetzen, in dieser Geschichte haben Sie nicht bloß den Joao de Deus, sondern auch meinen Freund Lorenzen. Er ist vielleicht nicht ganz wie sein Ideal. Aber Liebe giebt Ebenbürtigkeit."

„Und so schlag' ich denn vor," sagte die Baronin, „daß wir den mit dem C, dessen Name mir übrigens noch einfallen wird, vorläufig absetzen und statt seiner den neuen mit dem D leben lassen. Und natürlich unsern Lorenzen dazu."

„Ja, leben lassen," lachte Woldemar. „Aber womit? worin? Les jours de fête . . ." und er wies auf das Eierhäuschen zurück.

„In dieser Notlage wollen wir uns helfen, so gut es geht, und uns statt andrer Beschwörung einfach die Hände reichen, selbstverständlich über Kreuz; hier: erst Stechlin und Armgard und dann Melusine und ich."

Und wirklich, sie reichten sich in heiterer Feierlichkeit die Hände.

Gleich danach aber traten die beiden alten Herren an die Gruppe heran, und der Baron sagte: „Das ist ja wie Rütli."

„Mehr, mehr. Bah, Freiheit! Was ist Freiheit gegen Liebe!"

„So, hat's denn eine Verlobung gegeben?"

„Nein . . . noch nicht," lachte Melusine.

Wahl in Rheinsberg-Wutz.

Sechzehntes Kapitel.

Der andre Morgen rief Woldemar zeitig zum Dienst. Als er um neun Uhr auf sein Zimmer zurückkehrte, fand er auf dem Frühstückstisch Zeitungen und Briefe. Darunter war einer mit einem ziemlich großen Siegel, der Lack schlecht und der Brief überhaupt von sehr unmodischer Erscheiuung, ein bloß zusammengelegter Quartbogen. Woldemar, nach Poststempel und Handschrift sehr wohl wissend, woher und von wem der Brief kam, schob ihn, während Fritz den Thee brachte, beiseite, und erst als er eine Tasse genommen und länger als nötig dabei verweilt hatte, griff er wieder nach dem Brief und drehte ihn zwischen Daumen und Zeigefinger. „Ich hätte mir, nach dem gestrigen Abend, heute früh was andres gewünscht, als gerade diesen Brief.“ Und während er das so vor sich hin sprach, standen ihm, er mochte wollen oder nicht, die letzten Wutzer Augenblicke wieder vor der Seele. Die Tante hatte, kurz bevor er das Kloster verließ, noch einmal vertraulich seine Hand genommen und ihm bei der Gelegenheit ausgesprochen, was sie seit lange bedrückte.

„Das Junggesellenleben, Woldemar, taugt nichts. Dein Vater war auch schon zu alt, als er sich verheiratete. Ich will nicht in deine Geheimnisse eindringen, aber ich möchte doch fragen dürfen: wie stehst du dazu?“

„Nun, ein Anfang ist gemacht. Aber doch erst obenhin."

„Berlinerin?"

„Ja und nein. Die junge Dame lebt seit einer Reihe von Jahren in Berlin und liebt unsre Stadt über Erwarten. Insoweit ist sie Berlinerin. Aber eigentlich ist sie doch keine; sie wurde drüben in London geboren, und ihre Mutter war eine Schweizerin."

„Um Gottes willen!"

„Ich glaube, liebe Tante, du machst dir falsche Vorstellungen von einer Schweizerin. Du denkst sie dir auf einer Alm und mit einem Milchkübel."

„Ich denke sie mir gar nicht, Woldemar. Ich weiß nur, daß es ein wildes Land ist."

„Ein freies Land, liebe Tante."

„Ja, das kennt man. Und wenn du das Spiel noch einigermaßen in der Hand hast, so beschwör' ich dich . . ."

An dieser Stelle war, wie schon vorher durch Fix, abermals (weil eine Störung kam,) das Gespräch mit der Tante auf andre Dinge hingeleitet worden, und nun hielt er ihren Brief in Händen und zögerte, das Siegel zu brechen. „Ich weiß, was drin steht, und ängstige mich doch beinahe. Wenn es nicht Kämpfe giebt, so giebt es wenigstens Verstimmungen. Und die sind mir womöglich noch fataler . . . Aber was hilft es!"

Und nun brach er den Brief auf und las:

„Ich nehme an, mein lieber Woldemar, daß du meine letzten Worte noch in Erinnerung hast. Sie liefen auf den Rat und die Bitte hinaus: gieb auch in dieser Frage die Heimat nicht auf, halte dich, wenn es sein kann, an das Nächste. Schon unsre Provinzen sind so sehr verschieden. Ich sehe dich über solche Worte lächeln, aber ich bleibe doch dabei. Was ich Adel nenne, das giebt es nur noch in unsrer Mark und in unsrer alten Nachbar- und Schwesterprovinz, ja, da vielleicht noch

reiner als bei uns. Ich will nicht ausführen, wie's bei schärferem Zusehen auf dem adligen Gesamtgebiete steht, aber doch wenigstens ein paar Andeutungen will ich machen. Ich habe sie von allen Arten gesehen. Da sind zum Beispiel die rheinischen jungen Damen, also die von Köln und Aachen; nun ja, die mögen ganz gut sein, aber sie sind katholisch, und wenn sie nicht katholisch sind, dann sind sie was andres, wo der Vater erst geadelt wurde. Neben den rheinischen haben wir dann die westfälischen. Über die ließe sich reden. Aber Schlesien. Die schlesischen Herrschaften, die sich mitunter auch Magnaten nennen, sind alle so gut wie polnisch und leben von Jeu und haben die hübschesten Erzieherinnen; immer ganz jung, da macht es sich am leichtesten. Und dann sind da noch weiterhin die preußischen, das heißt die ostpreußischen, wo schon alles aufhört. Nun, die kenn' ich, die sind ganz wie ihre Litauer Füllen und schlagen aus und beknabbern alles. Und je reicher sie sind, desto schlimmer. Und nun wirst du fragen, warum ich gegen andre so streng und so sehr für unsre Mark bin,. ja speziell für unsre Mittelmark. Deshalb, mein lieber Woldemar, weil wir in unsrer Mittelmark nicht so bloß äußerlich in der Mitte liegen, sondern weil wir auch in allem die rechte Mitte haben und halten. Ich habe mal gehört, unser märkisches Land sei das Land, drin es nie Heilige gegeben, drin man aber auch keine Ketzer verbrannt habe. Sieh, das ist das, worauf es ankommt, Mittelzustand. — darauf baut sich das Glück auf. Und dann haben wir hier noch zweierlei: in unserer Bevölkerung die reine Lehre und in unserm Adel das reine Blut. Die, wo das nicht zutrifft, die kennt man. Einige meinen freilich, das, was sie das ‚Geistige' nennen, das litte darunter. Das ist aber alles Thorheit. Und wenn es litte (es leidet aber nicht), so schadet das gar nichts. Wenn das Herz gesund ist, ist der Kopf nie ganz schlecht. Auf

dieſen Satz kannſt du dich verlaſſen. Und ſo bleibe denn, wenn du ſuchſt, in unſrer Mark und vergiß nie, daß wir das ſind, was man ſo ‚brandenburgiſche Geſchichte‘ nennt. Am eindringlichſten aber laß dir unſre Rheinsberger Gegend empfohlen ſein, von der mir ſelbſt Koſeleger — trotzdem ſeine Feinde behaupten, er betrachte ſich hier bloß wie in Verbannung und ſehne ſich fort nach einer Berliner Domſtelle — von der mir ſelbſt Koſeleger ſagte: ‚Wenn man ſich die preußiſche Geſchichte genau anſieht, ſo findet man immer, daß ſich alles auf unſre alte, liebe Grafſchaft zurückführen läßt; da liegen die Wurzeln unſrer Kraft.‘ Und ſo ſchließe ich denn mit der Bitte: heirate heimiſch und heirate lutheriſch. Und nicht nach Geld (Geld erniedrigt) und halte dich dabei verſichert der Liebe deiner dich herzlich liebenden Tante und Patin Adelheid von St.“

Woldemar lachte. „Heirate heimiſch und heirate lutheriſch — das hör' ich nun ſchon ſeit Jahren. Und auch das dritte höre ich immer wieder: ‚Geld erniedrigt‘. Aber das kenn' ich. Wenn's nur recht viel iſt, kann es ſchließlich auch eine Chineſin ſein. In der Mark iſt alles Geldfrage. Geld — weil keins da iſt — ſpricht Perſon und Sache heilig und, was noch mehr ſagen will, beſchwichtigt zuletzt auch den Eigenſinn einer alten Tante.“

Während er lachend ſo vor ſich hin ſprach, überflog er noch einmal den Brief und ſah jetzt, daß eine Nachſchrift an den Rand der vierten Seite gekritzelt war. „Eben war Ratzler hier, der mir von der am Sonnabend in unſerm Kreiſe ſtattfindenden Nachwahl erzählte. Dein Vater iſt aufgeſtellt worden und hat auch angenommen. Er bleibt doch immer der Alte. Gewiß wird er ſich einbilden, ein Opfer zu bringen, — er litt von Jugend auf an ſolchen Einbildungen. Aber was ihm ein Opfer bedünkte, waren, bei Lichte beſehen, immer bloß Eitelkeiten. Deine A. von St.“

Siebzehntes Kapitel.

Es war so, wie die Tante geschrieben: Dubslav hatte sich als konservativen Kandidaten aufstellen lassen, und wenn für Woldemar noch Zweifel darüber gewesen wären, so hätten einige am Tage darauf von Lorenzen eintreffende Zeilen diese Zweifel beseitigt. Es hieß in Lorenzens Brief:

„Seit deinem letzten Besuch hat sich hier allerlei Großes zugetragen. Noch am selben Abend erschienen Gundermann und Koseleger und drangen in deinen Vater, zu kandidieren. Er lehnte zunächst natürlich ab; er sei weltfremd und verstehe nichts davon. Aber damit kam er nicht weit. Koseleger, der — was ihm auch später noch von Nutzen sein wird — immer ein paar Anekdoten auf der Pfanne hat, erzählte ihm sofort, daß vor Jahren schon, als ein von Bismarck zum Finanzminister Ausersehener sich in gleicher Weise mit einem ‚Ich verstehe nichts davon', aus der Affaire ziehen wollte, der bismarckisch-prompten Antwort begegnet sei: ‚Darum wähle ich Sie ja gerade, mein Lieber,' — eine Geschichte, der dein Vater natürlich nicht widerstehen konnte. Kurzum, er hat eingewilligt. Von Herumreisen ist selbstverständlich Abstand genommen worden, ebenso vom Redenhalten. Schon nächsten Sonnabend haben wir Wahl. In Rheinsberg, wie immer, fallen die Würfel. Ich glaube, daß er siegt. Nur die Fortschrittler können

in Betracht kommen und allenfalls die Sozialdemokraten, wenn vom Fortschritt (was leicht möglich ist) einiges abbröckelt. Unter allen Umständen schreibe deinem Papa, daß du dich seines Entschlusses freutest. Du kannst es mit gutem Gewissen. Bringen wir ihn durch, so weiß ich, daß kein Besserer im Reichstag sitzt, und daß wir uns alle zu seiner Wahl gratulieren können. Er sich persönlich allerdings auch. Denn sein Leben hier ist zu einsam, so sehr, daß er, was doch sonst nicht seine Sache ist, mitunter darüber klagt. Das war das, was ich dich wissen lassen mußte. ‚Sonst nichts neues vor Paris.' Krippenstapel geht in großer Aufregung einher; ich glaube, wegen unsrer auf Donnerstag in Stechlin selbst angesetzten Vorversammlung, wo er mutmaßlich seine herkömmliche Rede über den Bienenstaat halten wird. Empfiehl mich deinen zwei liebenswürdigen Freunden, besonders Czako. Wie immer, dein alter Freund Lorenzen."

Woldemar, als er gelesen, wußte nicht recht, wie er sich dazu stellen sollte. Was Lorenzen da schrieb, „daß kein Besserer im Hause sitzen würde", war richtig; aber er hatte trotzdem Bedenken und Sorge. Der Alte war durchaus kein Politiker, er konnte sich also stark in die Nesseln setzen, ja vielleicht zur komischen Figur werden. Und dieser Gedanke war ihm, dem Sohne, der den Vater schwärmerisch liebte, sehr schmerzlich. Außerdem blieb doch auch immer noch die Möglichkeit, daß er in dem Wahlkampf unterlag.

* * *

Diese Bedenken Woldemars waren nur allzu berechtigt. Es stand durchaus nicht fest, daß der alte Dubslav, so beliebt er selbst bei den Gegnern war, als Sieger aus der Wahlschlacht hervorgehen müsse. Die Konservativen hatten sich freilich daran gewöhnt, Rheins-

berg Wutz als eine „Hochburg“ anzusehen, die der staatserhaltenden Partei nicht verloren gehen könne, diese Vorstellung aber war ein Irrtum, und die bisherige Reverenz gegen den alten Kortschädel wurzelte lediglich in etwas Persönlichem. Nun war ihm Dubslav an Ansehen und Beliebtheit freilich ebenbürtig, aber das mit der ewigen persönlichen Rücksichtnahme mußte doch mal ein Ende nehmen, und das Anrecht, das sich der alte Kortschädel ersessen hatte, mit diesem mußt' es vorbei sein, eben weil sich's endlich um einen Neuen handelte. Kein Zweifel, die gegnerischen Parteien regten sich, und es lag genau so, wie Lorenzen an Woldemar geschrieben, „daß ein Fortschrittler, aber auch ein Sozialdemokrat gewählt werden könne.“

Wie die Stimmung im Kreise wirklich war, das hätte der am besten erfahren, der im Vorübergehen an der Comptoirthür des alten Baruch Hirschfeld gehorcht hätte.

„Laß dir sagen, Isidor, du wirst also wählen den guten alten Herrn von Stechlin.“

„Nein, Vater. Ich werde nicht wählen den guten alten Herrn von Stechlin.“

„Warum nicht? Ist er doch ein lieber Herr und hat das richtige Herz.“

„Das hat er; aber er hat das falsche Prinzip.“

„Isidor, sprich mir nicht von Prinzip. Ich habe dich gesehn, als du hast charmiert mit dem Mariechen von nebenan und hast ihr aufgebunden das Schürzenband, und sie hat dir gegeben einen Klaps. Du hast gebuhlt um das christliche Mädchen. Und du buhlst jetzt, wo die Wahl kommt, um die öffentliche Meinung. Und das mit dem Mädchen, das hab' ich dir verziehen. Aber die öffentliche Meinung verzeih' ich dir nicht.“

„Wirst du, Vaterleben; haben wir doch die neue Zeit. Und wenn ich wähle, wähl' ich für die Menschheit.“

„Geh mir, Isidor, die kenn' ich. Die Menschheit, die will haben, aber nicht geben. Und jetzt wollen sie auch noch teilen."

„Laß sie teilen, Vater."

„Gott der Gerechte, was meinst du, was du kriegst? Nicht den zehnten Teil."

Und ähnlich ging es in den andern Ortschaften. In Wutz sprach Fix für das Kloster und die Konservativen im allgemeinen, ohne dabei Dubslav in Vorschlag zu bringen, weil er wußte, wie die Domina zu ihrem Bruder stand. Ein Linkskandidat aus Cremmen schien denn auch in der Wutzer Gegend die Oberhand gewinnen zu sollen. Noch gefährlicher für die ganze Grafschaft war aber ein Wanderapostel aus Berlin, der von Dorf zu Dorf zog und die kleinen Leute dahin belehrte, daß es ein Unsinn sei, von Adel und Kirche was zu erwarten. Die vertrösteten immer bloß auf den Himmel. Achtstündiger Arbeitstag und Lohnerhöhung und Sonntagspartie nach Finkenkrug, — das sei das Wahre.

So zersplitterte sich's allerorten. Aber wenigstens um den Stechlin herum hoffte man der Sache noch Herr werden und alle Stimmen auf Dubslav vereinigen zu können. Im Dorfkruge wollte man zu diesem Zwecke beraten, und Donnerstag sieben Uhr war dazu festgesetzt.

* * *

Der Stechliner Krug lag an dem Platze, der durch die Kreuzung der von Wutz her heranführenden Kastanienallee mit der eigentlichen Dorfstraße gebildet wurde, und war unter den vier hier gelegenen Eckhäusern das stattlichste. Vor seiner Front standen ein paar uralte Linden, und drei, vier Stehkrippen waren bis dicht an die Hauswand heran geschoben, aber alle ganz nach links hin, wo sich Eckladen und Gaststube befanden, während nach der

rechten Seite hin der große Saal lag, in dem heute Dubslaw, wenn nicht für die Welt, so doch für Rheinsberg-Wutz, und wenn nicht für Rheinsberg-Wutz, so doch für Stechlin und Umgegend proklamiert werden sollte. Dieser große Saal war ein fünffenstriger Längsraum, der schon manchen Schottischen erlebt, was er in seiner Erscheinung auch heute nicht zu verleugnen trachtete. Denn nicht nur waren ihm alle seine blanken Wandleuchter verblieben, auch die mächtige Baßgeige, die jedesmal wegzuschaffen viel zu mühsam gewesen wäre, guckte, schräg gestellt, mit ihrem langen Halse von der Musikempore her über die Brüstung fort.

Unter dieser Empore, quer durch den Saal hin, stand ein für das Komitee bestimmter länglicher Tisch mit Tischdecke, während auf den links und rechts sich hinziehenden Bänken einige zwanzig Vertrauensmänner saßen, denen es hinterher oblag, im Sinne der Komiteebeschlüsse weiter zu wirken. Die Vertrauensmänner waren meist wohlhabende Stechliner Bauern, untermischt mit offiziellen und halboffiziellen Leuten aus der Nachbarschaft: Förster und Waldhüter und Vormänner von den verschiedenen Glas- und Teeröfen. Zu diesen gesellte sich noch ein Torfinspektor, ein Vermessungsbeamter, ein Steueroffiziant und schließlich ein gescheiterter Kaufmann, der jetzt Agent war und die Post besorgte. Natürlich war auch Landbriefträger Brose da samt der gesamten Sicherheitsbehörde: Fußgendarm Uncke und Wachtmeister Pyterke von der reitenden Gensdarmerie. Pyterke gehörte nur halb mit zum Revier (es war das immer ein streitiger Punkt), erschien aber trotzdem mit Vorliebe bei Versammlungen derart. Es gab nämlich für ihn nichts Vergnüglicheres, als seinen Kameraden und Amtsgenossen Uncke bei solcher Gelegenheit zu beobachten und sich dabei seiner ungeheuren, übrigens durchaus berechtigten Überlegenheit als schöner Mann und ehemaliger Gardekürassier bewußt zu

werden. Uncke war ihm der Inbegriff des Komischen, und wenn ihn schon das rote, verkupferte Gesicht an und für sich amüsierte, so doch viel, viel mehr noch der gefärbte Schuhbürstenbackenbart, vor allem aber das Augenspiel, mit dem er den Verhandlungen zu folgen pflegte. Pyterke hatte recht; Uncke war wirklich eine komische Figur. Seine Miene sagte beständig: „An mir hängt es.“ Dabei war er ein höchst gutmütiger Mann, der nie mehr als nötig aufschrieb und auch nur selten auflöste.

Der Saal hatte nach dem Flur hin drei Thüren. An der Mittelthür standen die beiden Gensdarmen und rückten sich zurecht, als sich der Vorsitzende des Komitees mit dem Glockenschlag sieben von seinem Platz erhob und die Sitzung für eröffnet erklärte. Dieser Vorsitzende war natürlich Oberförster Katzler, der heute, statt des bloßen schwarz-weißen Bandes, sein bei St. Marie aux Chênes erworbenes eisernes Kreuz in Substanz eingeknöpft hatte. Neben ihm saßen Superintendent Koseleger und Pastor Lorenzen, an der linken Schmalseite Krippenstapel, an der rechten Schulze Kluckhuhn, letzterer auch dekoriert, und zwar mit der Düppelmedaille, trotzdem er bei Düppel in der Reserve gestanden. Er scherzte gern darüber und sagte, während er seine beneidenswerten Zähne zeigte: „Ja, Kinder, so geht es. Bei Alsen war ich, aber bei Düppel war ich nich, und dafür hab' ich nu die Düppelmedaille.“

Schulze Kluckhuhn war überhaupt eine humoristisch angeflogene Persönlichkeit, Liebling des alten Dubslav, und trat immer, wenn sich die alten Kriegerbundleute von sechsundsechzig und siebzig aufs hohe Pferd setzen wollten, für die von vierundsechzig ein. „Ja, vierundsechzig, Kinder, da fing es an. Und aller Anfang ist schwer. Anfangen ist immer die Hauptsache; das andre kommt dann schon wie von selbst.“ Ein alter Globsower, der bei Spichern mitgestürmt und sich durch besondere Tapferkeit hervorgethan

hatte, war denn auch, bloß weil er einer von Anno siebzig war, ein Gegenstand seiner besonderen Bemängelungen. „Ich will ja nich sagen, Tübbecke, daß es bei Spichern gar nichts war; aber gegen Düppel (wenn ich auch nicht mit dabei gewesen) gegen Düppel war es gar nichts. Wie war es denn bei Spichern, wovon du so viel red'st, als ob sich vierundsechzig daneben verstecken müßte? Bei Spichern, da waren Menschen oben, aber bei Düppel, da waren Schanzen oben. Und ich sage dir, Schanzen mit'm Turm drin. Da pfeift es ganz anders. Das heißt, von Pfeifen war schon eigentlich gar keine Rede mehr." Eine Folge dieser Anschauung war es denn auch, daß in den Augen Kluckhuhns der Pionier Klinke, der bei Düppel unter Opferung seines Lebens den Palliſadenpfahl von Schanze drei weggesprengt hatte, der eigentliche Held aller drei Kriege war und alles in allem nur einen Rivalen hatte. Dieser eine Rivale stand aber drüben auf Seite der Dänen und war überhaupt kein Mensch, sondern ein Schiff und hieß Rolf Krake. „Ja, Kinder, wie wir nu da so 'rüber gondelten, da lag das schwarze Vieſt immer dicht neben uns und sah aus wie 'n Sarg. Und wenn es gewollt hätte, so wär' es auch alle mit uns gewesen und bloß noch plumps in den Alsensund. Und weil wir das wußten, schossen wir immer drauf los, denn wenn einem so zu Mute ist, dann schießt der Mensch immer zu."

Ja, Rolf Krake war eine fatale Sache für Kluckhuhn gewesen. Aber dasselbe schwarze Schiff, das ihm damals so viel Furcht und Sorge gemacht hatte, war doch auch wieder ein Segen für ihn geworden, und man durfte sagen, sein Leben stand seitdem im Zeichen von Rolf Krake. Wie Gundermann immer der Sozialdemokratie das „Wasser abstellen" wollte, so verglich Kluckhuhn alles zur Sozialdemokratie Gehörige mit dem schwarzen Ungetüm im Alsensund. „Ich sag' euch, was sie jetzt die soziale Revolution nennen, das liegt neben uns wie damals Rolf

Strake; Bebel wartet bloß, und mit eins fegt er dazwischen."

Schulze Kluckhuhn war in der ganzen Stechliner Gegend sehr angesehen, und als er jetzt mit seiner Medaille so dasaß, dicht neben Koseleger, war er sich dessen auch wohl bewußt. Aber gegen Krippenstapel, den er als Schulpauker und Bienenvater eigentlich nicht für voll ansah, kam er bei dieser Gelegenheit doch nicht an; Krippenstapel hatte heute ganz seinen großen Tag, so sehr, daß selbst Kluckhuhn seinen Ton herabstimmen mußte.

Katzler, ein entschiedener Richtredner, begann, als er sich mit seinem Notizenzettel, auf dem verschiedene Satzanfänge standen, erhoben hatte, mit der Versicherung, daß er den so zahlreich Anwesenden, unter denen vielleicht auch einige Andersdenkende seien, für ihr Erscheinen danke. Sie wüßten alle, zu welchem Zweck sie hier seien. Der alte Kortschädel sei tot, „er ist in Ehren hingegangen," und es handle sich heute darum, dem alten Herrn von Kortschädel im Reichstag einen Nachfolger zu geben. Die Grafschaft habe immer konservativ gewählt; es sei Ehrensache, wieder konservativ zu wählen. „Und ob die Welt voll Teufel wär'." Es liege der Grafschaft ob, dieser Welt des Abfalls zu zeigen, daß es noch „Stätten" gebe. Und hier sei eine solche Stätte. „Wir haben, glaub' ich," so schloß er, „niemand an diesem Tisch, der das Parlamentarische voll beherrscht, weshalb ich bemüht gewesen bin, das, was uns hier zusammengeführt hat, schriftlich niederzulegen. Es ist ein schwacher Versuch. Jeder thut, soviel er kann, und der Brombeerstrauch hat eben nur seine Beeren. Aber auch sie können den durstigen Wanderer erfrischen. Und so bitte ich denn unsern politischen Freund, dem wir außerdem für die Erforschung dieser Gegenden so viel verdanken, ich bitte Herrn Lehrer Krippenstapel, uns das von mir Aufgesetzte vorlesen zu wollen. Ein pro memoria. Man kann es vielleicht so nennen."

Katzler, unter Verneigung, setzte sich wieder, während sich Krippenstapel erhob. Er blätterte wie ein Rechtsanwalt in einer Anzahl von Papieren und sagte dann: „Ich folge der Aufforderung des Herrn Vorsitzenden und freue mich, berufen zu sein, ein Schriftstück zur Verlesung zu bringen, das unser aller Gefühlen — ich bin dessen sicher und glaube von den Einschränkungen, die unser Herr Vorsitzender gemacht hat, absehen zu dürfen — zu kräftigstem Ausdruck verhilft."

Und nun setzte Krippenstapel seine Hornbrille auf und las. Es war ein ganz kurzes Schriftstück und enthielt eigentlich dasselbe, was Katzler schon gesagt hatte. Die Betonungen Krippenstapels sorgten aber dafür, daß der Beifall reichlicher war, und daß die Schlußwendung „und so vereinigen wir uns denn in dem Satze: was um den Stechlin herum wohnt, das ist für Stechlin," einen ungeheuren Beifall fand. Pyterke hob seinen Helm und stieß mit dem Pallasch auf, während Uncke sich umsah, ob doch vielleicht ein einzelner Übelwollender zu notieren sei. Nicht um ihn direkt anzuzeigen, aber doch zur Kenntnisnahme. Brose, der (wohl eine Folge seines Berufs) unter dem ungewohnten langen Stillstehen gelitten hatte, nahm im Vorflur, wie zur Niederkämpfung seiner Beinnervosität, eine Art Probegeschwindschritt rasch wieder auf, während Kluckhuhn sich von seinem Stuhl erhob, um Katzler erst militärisch und dann unter gewöhnlicher Verbeugung zu begrüßen, wobei seine Düppelmedaille dem Katzlerschen Eisernen Kreuz entgegenpendelte. Nur Koseleger und Lorenzen blieben ruhig. Um des Superintendenten Mund war ein leiser ironischer Zug.

Dann erklärte der Vorsitzende die Sitzung für geschlossen; alles brach auf, und nur Uncke sagte zu Brose: „Wir bleiben noch, Brose; morgen wird es Lauferei genug geben."

„Denk' ich auch. Aber lieber laufen als hier so stille stehen."

Achtzehntes Kapitel.

Draußen, unter dem Gezweig der alten Linden, ſtanden mehrere Kaleſchwagen, aber der des Superintendenten fehlte noch, weil Roſeleger eine viel längere Sitzung erwartet und darauf hin ſeinen Wagen erſt zu zehn Uhr beſtellt hatte. Bis dahin war noch eine hübſche Zeit; der Superintendent indeſſen ſchien nicht unzufrieden darüber und ſeines Amtsbruders Arm nehmend, ſagte er: „Lieber Lorenzen, ich muß mich, wie Sie ſehen, bei Ihnen zu Gaſte laden. Als Unverheirateter werden Sie, ſo hoffe ich, über die Störung leicht hinwegkommen. Die Ehe bedeutet in der Regel Segen, wenigſtens an Kindern, aber die Nichtehe hat auch ihre Segnungen. Unſre guten Frauen entſchlagen ſich dieſer Einſicht und dieſer unbedingte Glauben an ſich und ihre Wichtigkeit hat oft was Rührendes.“

Lorenzen, der ſich — bei voller Würdigung der Gaben ſeines ihm vorgeſetzten und zugleich gern einen ſpöttiſchen Ton anſchlagenden Amtsbruders — im allgemeinen nicht viel aus ihm machte, war diesmal mit allem einverſtanden und nickte, während ſie, ſchräg über den Platz fort, auf die Pfarre zuſchritten.

„Ja, dieſe Einbildungen!“ fuhr Roſeleger fort, zu deſſen Lieblingsgeſprächen dieſes Thema gehörte. „Gewiß iſt es richtig, daß wir ſamt und ſonders von Einbildungen leben, aber für die Frauen iſt es das täg-

liche Brot. Sie maltraitieren ihren Mann und ſprechen dabei von Liebe, ſie werden maltraitiert und ſprechen erſt recht von Liebe; ſie ſehen alles ſo, wie ſie's ſehen wollen und vor allem haben ſie ein Talent, ſich mit Tugenden auszurüſten (erlaſſen Sie mir, dieſe Tugenden aufzuzählen), die ſie durchaus nicht beſitzen. Unter dieſen meiſt nur in der Vorſtellung exiſtierenden Tugenden befindet ſich auch die der Gaſtlichkeit, wenigſtens hierlandes. Und nun gar unſre Pfarrmütter! Eine jede hält ſich für die heilige Eliſabeth mit den bekannten Broten im Korb. Haben Sie übrigens das Bild auf der Wartburg geſehen? Unter allen Schwindſchen Sachen ſteht es mir ſo ziemlich obenan. Und in Wahrheit, um auf unſere Pfarrmütter zurückzukommen, liegt es doch ſo, daß ich mich bei paſtorlichen Junggeſellen immer am beſten aufgehoben gefühlt habe."

Lorenzen lachte: „Wenn Sie nur heute nicht widerlegt werden, Herr Superintendent."

„Ganz undenkbar, lieber Lorenzen. Ich bin noch nicht lang in dieſer Gegend, in meinem guten Quaden-Hennersdorf da drüben, aber wenn auch nicht lange, ſo doch lange genug, um zu wiſſen, wie's hier herum ausſieht. Und Ihr Renommee ... Sie ſollen ſo was von einem Feinſchmecker an ſich haben. Kann ich mir übrigens denken. Sie ſind Äſthetikus, und das iſt man nicht ungeſtraft, am wenigſten in Bezug auf die Zunge. Ja, das Äſthetiſche. Für manchen iſt es ein Unglück. Ich weiß davon. Das Haus hier vor uns iſt wohl Ihr Schulhaus? Weißgeſtrichen und kein Fetzchen Gardine, das iſt immer 'ne preußiſche Schule. So wird bei uns die Volksſeele für das, was ſchön iſt, groß gezogen. Aber es kommt auch was dabei heraus! Mitunter wundert's mich nur, daß ſie die Bauten aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. nicht beſſer konſervieren. Eigentlich war das doch das Ideal. Graue Wand, hundert Löcher drin

und unten großes Hauptloch. Und natürlich ein Schilderhaus daneben. Letzteres das Wichtigste. Schade, daß so was verloren geht. Übrigens rettet hier der grüne Staketenzaun das Ganze ... Wie heißt doch der Lehrer?"

„Krippenstapel."

„Richtig, Krippenstapel. Katzler nannte ihn ja während der Sitzung mit einer Art Aplomb. Ich erinnere mich noch, wie mir der Name wohlthat, als ich ihn das erste Mal hörte. So heißt nicht jeder. Wie kommen Sie mit dem Manne aus?"

„Sehr gut, Herr Superintendent."

„Freut mich aufrichtig. Aber es muß ein Kunststück sein. Er hat ein Gesicht wie 'ne Eule. Dabei so was Steifleinenes und zugleich Selbstbewußtes. Der richtige Lehrer. Meiner in Quaden-Hennersdorf war ebenso. Aber er läßt nun schon ein bißchen nach."

Unter diesen Worten waren sie bis an die Pfarre gekommen, in der man, ohne daß ein Bote vorausgeschickt worden wäre, doch schon wußte, daß der Herr Superintendent mit erscheinen würde. Nun war er da. Nur wenige Minuten waren seit dem Aufbruch vom Krug her vergangen, die trotz Kürze für Frau Kulicke (eine Lehrerswitwe, die Lorenzen die Wirtschaft führte) ausgereicht hatten, alles in Schick und Ordnung zu bringen. Auf dem länglichen Hausflur, an dessen äußerstem Ende man gleich beim Eintreten die blinkblanke Küche sah, brannten ein paar helle Paraffinkerzen, während rechts daneben, in der offenstehenden Studierstube, eine große Lampe mit grünem Bilderschirm ein gedämpftes Licht gab. Lorenzen schob den Sofatisch, darauf Zeitungen hoch aufgeschichtet lagen, ein wenig zurück und bat Koseleger, Platz zu nehmen. Aber dieser, eben jetzt das große Bild bemerkend, das in beinahe reicher Umrahmung über dem Sofa hing, nahm den ihm angebotenen Platz nicht gleich ein, sondern sagte, sich über den Tisch vorbeugend:

„Ah, gratuliere, Lorenzen. Kreuzabnahme; Rubens. Das ist ja ein wunderschöner Stich. Oder eigentlich Aquatinta. Dergleichen wird hier wohl im siebenmeiligen Umkreis nicht oft betroffen werden, nicht einmal in dem etwas heraufgepufften Rheinsberg; in Rheinsberg war man für Watteausche Reifrockdamen auf einer Schaukel, aber nicht für Kreuzabnahmen und dergleichen. Und stammt auch sicher nicht aus dem sogenannten Schloß Ihres liebenswürdigen alten Herrn drüben, Riesenkathe mit Glaskugel davor. Ach, wenn ich diese Glaskugeln sehe. Und daneben das hier! Wissen Sie, Lorenzen, das Bild hier ruft mir eine schöne Stunde meines Lebens zurück, einen Reisetag, wo ich mit Großfürstin Wera vom Haag aus in Antwerpen war. Da sah ich das Bild in der Kathedrale. Waren Sie da?"

Lorenzen verneinte.

„Das wäre was für Sie. Dieser Rubens im Original, in seiner Farbenallgewalt. Es heißt immer, daß er nur Flamänderinnen hätte malen können. Nun, das wäre wohl auch noch nicht das Schlimmste gewesen. Aber er konnte mehr. Sehen Sie den Christus. Wohl jedem, der draußen war, und zu dem die Welt mal in andern Zungen redete! Hier blüht der Bilderbogen, Türke links, Russe rechts. Ach, Lorenzen, es ist traurig, hier versauern zu müssen."

Als er so gesprochen, ließ er sich, vor sich hinstarrend, in die Sofa-Ecke nieder, ganz wie in andre Zeiten verloren, und sah erst wieder auf, als ein junges Ding ins Zimmer trat, groß und schlank und blond, und dem Pastor verlegen und errötend etwas zuflüsterte.

„Meine gute Frau Kulicke," sagte Lorenzen, „läßt eben fragen, ob wir unsern Imbiß im Nebenzimmer nehmen wollen? Ich möchte beinahe glauben, es ist das beste, wir bleiben hier. Es heißt zwar, ein Eßzimmer müsse kalt sein. Nun, das hätten wir nebenan.

Ich persönlich finde jedoch das Temperierte besser. Aber ich bitte, bestimmen zu wollen, Herr Superintendent."

„Temperiert. Mir aus der Seele gesprochen. Also wir bleiben, wo wir sind . . . Aber sagen Sie mir, Lorenzen, wer war das entzückende Geschöpf? Wie ein Bild von Knaus. Halb Prinzeß, halb Rotkäppchen. Wie alt ist sie denn?"

„Siebzehn. Eine Nichte meiner guten Frau Kulicke."

„Siebzehn. Ach, Lorenzen, wie Sie zu beneiden sind. Immer solche Menschenblüte zu sehn. Und siebzehn, sagen Sie. Ja, das ist das Eigentliche. Sechzehn hat noch ein bißchen von der Eierschale, noch ein bißchen den Einsegnungscharakter, und achtzehn ist schon wieder alltäglich. Achtzehn kann jeder sein. Aber siebzehn. Ein wunderbarer Mittelzustand. Und wie heißt sie?"

„Elfriede."

„Auch das noch."

Lorenzen wiegte den Kopf und lächelte.

„Ja, Sie lächeln, Lorenzen, und wissen nicht, wie gut Sie's haben in dieser Ihrer Waldpfarre. Was ich hier sehe, heimelt mich an, das ganze Dorf, alles. Wenn ich mir da beispielsweise den Tisch wieder vergegenwärtige, dran wir, drüben im Krug, vor einer halben Stunde gesessen haben, an der linken Seite dieser Krippenstapel (er sei wie er sei) und an der rechten Seite dieser Rolf Krake. Das sind ja doch lauter Größen. Denn das Groteske hat eben auch seine Größen und nicht die Schlechtesten. Und dazu dieser Katzler mit seiner Ermyntrud. All das haben Sie dicht um sich her und dazu dies Kind, diese Elfriede, die hoffentlich nicht Kulicke heißt. — sonst bricht freilich mein ganzes Begeisterungsgebäude wieder zusammen. Und nun nehmen Sie mich, Ihren Superintendenten, das große Kirchenlicht dieser Gegenden! Alles nackte Prosa, widerhaarige Kollegen und Amtsbrüder, die mir nicht ver-

zeihen können, daß ich im Haag war und mit einer Großfürstin über Land fahren konnte. Glauben Sie mir, Großfürstinnen, selbst wenn sie Mängel haben (und sie haben Mängel), sind mir immer noch lieber als das Landesgewächs von Quaden-Hennersdorf, und mitunter ist mir zu Mut, als gäbe es keine Weltordnung mehr."

„Aber Herr Superintendent . . ."

„Ja, Lorenzen, Sie setzen ein überraschtes Gesicht auf und wundern sich, daß einer, für den die hohe Klerisei so viel gethan und ihn zum Superintendenten in der gesegneten Mittelmark und der noch gesegneteren Grafschaft Ruppin gemacht hat, — Sie wundern sich, daß solch zehnmal Glücklicher solchen Hochverrat redet. Aber bin ich ein Glücklicher? Ich bin ein Unglücklicher . . ."

„Aber Herr Superintendent . . ."

„. . . Und möchte, daß ich eine hundertundfünfzig-Seelen-Gemeinde hätte, sagen wir auf dem ‚toten Mann' oder in der Tuchler Heide. Sehen Sie, dann wär' es vorbei, dann wüßt' ich bestimmt: ‚du bist in den Skat gelegt'. Und das kann unter Umständen ein Trost sein. Die Leute, die Schiffbruch gelitten und nun in einer Isolierzelle sitzen und Tüten kleben oder Wolle zupfen, das sind nicht die Unglücklichsten. Unglücklich sind immer bloß die Halben. Und als einen solchen habe ich die Ehre mich Ihnen vorzustellen. Ich bin ein Halber, vielleicht sogar in dem, worauf es ankommt; aber lassen wir das, ich will hier nur vom allgemein Menschlichen sprechen. Und daß ich auch in diesem Menschlichen ein Halber bin, das quält mich. Über das andre käm' ich vielleicht weg."

Lorenzens Augen wurden immer größer.

„Sehen Sie, da war ich also — verzeihen Sie, daß ich immer wieder darauf zurückkomme — da war ich also mit siebenundzwanzig im Haag und kam in die

vornehme Welt, die da zu Hause ist. Und da war ich denn heut in Amsterdam und morgen in Scheveningen und den dritten Tag in Gent oder in Brügge. Brügge, Reliquienschrein, Hans Memling — so was müßten Sie sehn. Was sollen uns diese ewigen Markgrafen oder gar die faule Grete? Mancher, ich weiß wohl, ist für's härene Gewand oder zum Eremiten geboren. Ich nicht. Ich bin von der andern Seite; meine Seele hängt an Leben und Schönheit. Und nun spricht da draußen all dergleichen zu einem, und man tränkt sich damit und hat einen Ehrgeiz, nicht einen kindischen, sondern einen echten, der höher hinauf will, weil man da wirken und schaffen kann, für sich gewiß, aber auch für andre. Danach dürstet einen. Und nun kommt der Becher, der diesen Durst stillen soll. Und dieser Becher heißt Quaden-Hennersdorf. Das Dorf, das mich umgiebt, ist ein großes Bauerndorf, aufgesteifte Leute, geschwollen und hartherzig, und natürlich so trocken und trivial, wie die Leute hier alle sind. Und noch stolz darauf. Ach, Lorenzen, immer wieder, wie beneide ich Sie!"

Während Roseleger noch so sprach, erschien Frau Kulicke. Sie schob die Zeitungen zurück, um zwei Couverts legen zu können, und nun brachte sie den Rotwein und ein Cabaret mit Brötchen. In dünngeschliffene große Gläser schenkte Lorenzen ein, und die beiden Amtsbrüder stießen an „auf bessere Zeiten." Aber sie dachten sich sehr Verschiedenes dabei, weil sich der eine nur mit sich, der andre nur mit andern beschäftigte.

„Wir könnten, glaub' ich," sagte Lorenzen, „neben den ‚besseren Zeiten' noch dies und das leben lassen. Zunächst Ihr Wohl, Herr Superintendent. Und zum zweiten auf das Wohl unsers guten alten Stechlin, der uns doch heute zusammengeführt. Ob wir ihn durchbringen? Katzler that so sicher und Kluckhuhn und

Krippenſtapel nun ſchon ganz gewiß. Aber ich habe trotzdem Zweifel. Die Konſervativen — ich kann kaum ſagen ‚unſre Parteigenoſſen‘, oder doch nur in ſehr bedingtem Sinne — die Konſervativen ſind in ſich geſpalten. Es giebt ihrer viele, denen unſer alter Stechlin um ein gut Teil zu flau iſt. ‚Fortiter in re, suaviter in modo‘, hat neulich einer, der ſich auf Bildung ausſpielt, von dem Alten geſagt, und von ‚suaviter‘, wenn auch nur ‚in modo‘, wollen alle dieſe Herren nichts wiſſen. Unter dieſen Ultras iſt natürlich auch Gundermann auf Siebenmühlen, der Ihnen vielleicht bekannt geworden iſt . .“

„Verſteht ſich. War neulich bei mir. Ein Mann von drei Redensarten, von denen die zwei beſten aus der Waſſermüllerſphäre genommen ſind.“

„Nun, dieſer Gundermann, wie immer die Dummen, iſt zugleich Intrigant, und während er vorgiebt, für unſern guten alten Stechlin zu werben, tropft er den Leuten Gift ins Ohr und erzählt ihnen, daß der Alte ſenil ſei und keinen Schneid habe. Der alte Stechlin hat aber mehr Schneid als ſieben Gundermanns. Gundermann iſt ein Bourgeois und ein Parvenu, alſo ſo ziemlich das Schlechteſte, was einer ſein kann. Ich bin ſchon zufrieden, wenn dieſer Jämmerling unterliegt. Aber um den Alten bin ich beſorgt. Ich kann nur wiederholen: es liegt nicht ſo günſtig für ihn, wie die Gegend hier ſich einbildet. Denn auf das arme Volk iſt kein Verlaß. Ein Verſprechen und ein Kornus, und alles ſchnappt ab.“

„Ich werde das meine thun,“ ſagte Koſeleger mit einer Miſchung von Pathos und Wohlwollen. Aber Lorenzen hatte dabei den Eindruck, daß ſein Quaden-Hennersdorfer Superintendent bereits ganz andern Bildern nachhing. Und ſo war es auch. Was war für Koſeleger dieſe traurige Gegenwart? Ihn beſchäftigte nur

die Zukunft, und wenn er in die hineinsah, so sah er einen langen, langen Korridor mit Oberlicht und am Ausgang ein Klingelschild mit der Aufschrift: „Dr. Koseleger, Generalsuperintendent."

* * *

So ziemlich um dieselbe Stunde, wo die beiden Amtsbrüder „auf bessere Zeiten" anstießen, hielt Katzlers Pürschwagen — die Sterne blinkten schon — vor seiner Oberförsterei. Das Blaffen der Hunde, das, solange der Wagen noch weit ab war, unausgesetzt über die Waldwiese hingeklungen war, verkehrte sich mit einem Mal in winseliges Geheul und wunderliche Freudentöne. Katzler sprang aus dem Wagen, hing den Hut an einen im Flur stehenden Ständer (von den ewigen „Geweihen" wollte er als feiner Mann nichts wissen) und trat gleich danach in das an der linken Flurseite gelegene, matt erleuchtete Wohnzimmer seiner Frau. Das gedämpfte Licht ließ sie noch blasser erscheinen, als sie war. Sie hatte sich, als der Wagen hielt, von ihrem Sofaplatz erhoben und kam ihrem Manne, wie sie regelmäßig zu thun pflegte, wenn er aus dem Walde zurückkam, zu freundlicher Begrüßung entgegen. Ein als Weihnachtsgeschenk für eine jüngere Schwester bestimmtes Batisttuch, in das sie eben die letzte Zacke der Ippe-Büchsensteinschen Krone hineinstickte, hatte sie, bevor sie sich vom Sofa erhob, aus der Hand gelegt. Sie war nicht schön, dazu von einem lymphatisch-sentimentalen Ausdruck, aber ihre stattliche Haltung und mehr noch die Art, wie sie sich kleidete, ließen sie doch als etwas durchaus Apartes und beinahe Fremdländisches erscheinen. Sie trug, nach Art eines Morgenrockes, ein glatt herabhängendes, leis gelbgetöntes Wollkleid und als Eigentümlichstes einen aus demselben gelblichen Wollstoff her-

geſtellten Kopfputz, von dem es unſicher blieb, ob er einen Turban oder eine Krone darſtellen ſollte. Das Ganze hatte etwas Gewolltes, war aber neben dem Auffälligen doch auch wieder kleidſam. Es ſprach ſich ein Talent darin aus, etwas aus ſich zu machen.

„Wie glücklich bin ich, daß du wieder da biſt," ſagte Ermyntrud. „Ich habe mich recht gebangt, diesmal nicht um dich, ſondern um mich. Ich muß dies egoiſtiſcherweiſe geſtehen. Es waren recht ſchwere Stunden für mich, die ganze Zeit, daß du fort warſt."

Er küßte ihr die Hand und führte ſie wieder auf ihren Platz zurück. „Du darfſt nicht ſtehen, Ermyntrud. Und nun biſt du auch wieder bei der Stickerei. Das ſtrengt dich an und hat, wie du weißt, auf alles Einfluß. Der gute Doktor ſagte noch geſtern, alles ſei im Zuſammenhang. Ich ſeh' auch, wie blaß du biſt."

„O, das macht der Schirm."

„Du willſt es nicht wahr haben und mir nichts ſagen, was vielleicht wie Vorwurf klingen könnte. Ich mache mir aber den Vorwurf ſelbſt. Ich mußte hier bleiben und nicht hin zu dieſer Stechliner Wahlverſammlung."

„Du mußteſt hin, Wladimir."

„Ich rechne es dir hoch an, Ermyntrud, daß du ſo ſprichſt. Aber es wäre ſchließlich auch ohne mich gegangen. Roſeleger war da, der konnte das Präſidium nehmen ſo gut wie ich. Und wenn der nicht wollte, ſo konnte Torfinſpektor Etzelius einſpringen. Oder vielleicht auch Krippenſtapel. Krippenſtapel iſt doch zuletzt der, der alles macht. Jedenfalls liegt es ſo, wenn es der eine nicht iſt, iſt es der andre."

„Ich kann das zugeben. Wie könnte ſonſt die Welt beſtehen? Es giebt nichts, was uns ſo Demut predigte wie die Wahrnehmung von der Entbehrlich-

keit des einzelnen. Aber darauf kommt es nicht an. Worauf es ankommt, das ist Erfüllung unsrer Pflicht."

Katzler, als er dies Wort hörte, sah sich nach einem Etwas um, das ihn in den Stand gesetzt hätte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Aber, wie stets in solchen Momenten, das, was retten konnte, war nicht zu finden, und so sah er denn wohl, daß er einem Vortrage der Prinzessin über ihr Lieblingsthema „von der Pflicht" verfallen sei. Dabei war er eigentlich hungrig.

Ermyntrud wies auf ein Taburet, das sie mittlerweile neben ihren Sofaplatz geschoben, und sagte: „Daß ich immer wieder davon sprechen muß, Wladimir. Wir leben eben nicht in der Welt um unsert-, sondern um andrer willen. Ich will nicht sagen um der Menschheit willen, was eitel klingt, wiewohl es eigentlich wohl so sein sollte. Was uns obliegt, ist nicht die Lust des Lebens, auch nicht einmal die Liebe, die wirkliche, sondern lediglich die Pflicht . . ."

„Gewiß, Ermyntrud. Wir sind einig darüber. Es ist dies außerdem auch etwas speziell Preußisches. Wir sind dadurch vor andern Nationen ausgezeichnet, und selbst bei denen, die uns nicht begreifen oder übelwollen, dämmert die Vorstellung von unsrer daraus entspringenden Überlegenheit. Aber es giebt doch Unterschiede, Grade. Wenn ich statt zu der Stechliner Wählerversammlung lieber zu Doktor Sponholz oder zur alten Stinten in Kloster Wutz (die ja schon früher einmal dabei war) gefahren wäre, so wäre das doch vielleicht das Bessere gewesen. Es ist ein Glück, daß es noch mal so vorübergegangen. Aber darauf darf man nicht in jedem Falle rechnen."

„Nein, darauf darf man nicht in jedem Falle rechnen. Aber man darf darauf rechnen, daß, wenn man das Pflichtgemäße thut, man zugleich auch das

Rechte thut. Es hängt so viel an der Wahl unsers alten trefflichen Stechlin. Er steht außerdem sittlich höher als Kortschädel, dem man, trotz seiner siebzig, allerhand nachsagen durfte. Stechlin ist ganz intakt. Etwas sehr Seltenes. Und einem sittlichen Prinzip zum Siege zu verhelfen, dafür leben wir doch recht eigentlich. Dafür lebe wenigstens ich."

„Gewiß, Ermyntrud, gewiß."

„In jedem Augenblicke seiner Obliegenheiten eingedenk sein, ohne erst bei Neigung oder Stimmung anzufragen, das hab' ich mir in feierlicher Stunde gelobt, du weißt, in welcher, und du wirst mir das Zeugnis ausstellen, daß ich diesem Gelöbnis nachgekommen . . ."

„Gewiß, Ermyntrud, gewiß. Es war unser Fundament . . ."

„Und wenn es sich um eine sittliche Pflicht handelt, wie doch heute ganz offenbar, wie hätt' ich da sagen wollen: bleibe. Ich wäre mir klein vorgekommen, klein und untreu."

„Nicht untreu, Ermyntrud."

„Doch, doch. Es giebt viele Formen der Untreue. Das Persönliche hat sich der Familie zu bequemen und unterzuordnen und die Familie wieder der Gesellschaft. In diesem Sinne bin ich erzogen, und in diesem Sinne that ich den Schritt. Verlange nicht, daß ich in irgend etwas diesen Schritt zurückthue."

„Nie."

Das kleine Dienstmädchen, eine Heideläufertochter, deren storres Haar, von keiner Bürste gezähmt, immer weit abstand, erschien in diesem Augenblicke, meldend, daß sie das Theezeug gebracht habe.

Katzler nahm seiner Frau Arm, um sie bis in das zweite, nach dem Hof hinaus gelegene Zimmer zu führen. Als er aber wahrnahm, wie schwer ihr das Gehen

wurde, ſagte er. „Ich freue mich, dich ſo ſprechen zu hören. Immer du ſelbſt. Ich bin aber doch in Unruhe und will morgen früh zur Frau ſchicken.“

Sie nickte zuſtimmend, während ein halb zärtlicher Blick den guten Katzler ſtreifte, der, ſolange das ihm nur zu wohlbekannte Geſpräch über Pflicht gedauert hatte, von Minute zu Minute verlegener geworden war.

Neunzehntes Kapitel.

Und nun war Wahltagmorgen. Kurz vor acht erschien Lorenzen auf dem Schloß, um in Dubslavs schon auf der Rampe haltenden Kaleschewagen einzusteigen und mit nach Rheinsberg zu fahren. Der Alte, bereits gestiefelt und gespornt, empfing ihn mit gewohnter Herzlichkeit und guter Laune. „Das ist recht, Lorenzen. Und nun wollen wir auch gleich aufsteigen. Aber warum haben Sie mich nicht an Ihrem Pfarrgarten erwartet? Muß ja doch dran vorüber" — und dabei schob er ihm voll Sorglichkeit eine Decke zu, während die Pferde schon anrückten. „Übrigens freut es mich trotzdem (man widerspricht sich immer), daß Sie nicht so praktisch gewesen und doch lieber gekommen sind. Es is 'ne Politesse. Und die Menschen sind jetzt so schrecklich unpoliert und geradezu unmanierlich . . . Aber lassen wir's; ich kann es nicht ändern, und es grämt mich auch nicht."

„Weil Sie gütig sind und jene Heiterkeit haben, die, menschlich angesehn, so ziemlich unser Bestes ist."

Dubslav lachte. „Ja, so viel ist richtig; Kopfhängerei war nie meine Sache, und wäre das verdammte Geld nicht . . . Hören Sie, Lorenzen, das mit dem Mammon und dem goldnen Kalb, das sind doch eigentlich alles sehr feine Sachen."

„Gewiß, Herr von Stechlin."

„. . . Und wäre das verdammte Geld nicht, so hätt' ich den Kopf noch weniger hängen lassen, als ich gethan. Aber das Geld. Da war, noch unter Friedrich Wilhelm III., der alte General von der Marwitz auf Friedersdorf, von dem Sie gewiß mal gehört haben, der hat in seinen Memoiren irgendwo gesagt: ‚er hätte sich aus dem Dienst gern schon früher zurückgezogen und sei bloß geblieben um des Schlechtesten willen, was es überhaupt gäbe, um des Geldes willen' — und das hat damals, als ich es las, einen großen Eindruck auf mich gemacht. Denn es gehört was dazu, das so ruhig auszusprechen. Die Menschen sind in allen Stücken so verlogen und unehrlich, auch in Geldsachen, fast noch mehr als in Tugend. Und das will was sagen. Ja, Lorenzen, so ist es . . . Na, lassen wir's, Sie wissen ja auch Bescheid. Und dann sind das schließlich auch keine Betrachtungen für heute, wo ich gewählt werden und den Triumphator spielen soll. Übrigens geh' ich einem totalen Kladderadatsch entgegen. Ich werde nicht gewählt."

Lorenzen wurde verlegen, denn was Dubslav da zuletzt sagte, das stimmte nur zu sehr mit seiner eignen Meinung. Aber er mußte wohl oder übel, so schwer es ihm wurde, das Gegenteil versichern. „Ihre Wahl, Herr von Stechlin, steht, glaub' ich, fest; in unsrer Gegend wenigstens. Die Globsower und Dagower gehen mit gutem Beispiel voran. Lauter gute Leute."

„Vielleicht. Aber schlechte Musikanten. Alle Menschen sind Wetterfahnen, ein bißchen mehr, ein bißchen weniger. Und wir selber machen's auch so. Schwapp, sind wir auf der andern Seite."

„Ja, schwach ist jeder, und ich mag mich auch nicht für all und jeden verbürgen. Aber in diesem speziellen Falle . . . Selbst Koseleger schien mir voll Zuversicht

und Vertrauen, als er am Donnerstag noch mit mir plauderte."

„Koſeleger voll Vertrauen! Na, dann geht es gewiß in die Brüche. Wo Koſeleger Amen ſagt, das iſt ſchon ſo gut wie letzte Ölung. Er hat keine glückliche Hand, dieſer Ihr Amtsbruder und Vorgeſetzter."

„Ich teile leider einigermaßen Ihre Bedenken gegen ihn. Aber was vielleicht mit ihm verſöhnen kann, er hat angenehme Formen und durchaus etwas Verbindliches."

„Das hat er. Und doch, ſo ſehr ich ſonſt für Formen und Verbindlichkeiten bin, nicht für ſeine. Man ſoll einem Menſchen nicht ſeinen Namen vorhalten. Aber Koſeleger! Ich weiß immer nicht, ob er mehr Koſe oder mehr Leger iſt; vielleicht beides gleich. Er iſt wie 'ne Baiſertorte, ſüß, aber ungeſund. Nein, Lorenzen, da bin ich doch mehr für Sie. Sie taugen auch nicht viel, aber Sie ſind doch wenigſtens ehrlich."

„Vielleicht," ſagte Lorenzen. „Übrigens hat Koſeleger inmitten ſeiner Verbindlichkeiten und ſchönen Worte doch auch wieder was Freies, beinah' Gewagtes und iſt mir da neulich mit Bekenntniſſen gekommen, faſt wie ein Charakter."

Dubslav lachte hell auf. „Charakter. Aber Lorenzen. Wie können Sie ſich ſo hinters Licht führen laſſen. Ich verwette mich, er hat Ihnen irgend was über Ihre ‚Gaben' geſagt; das iſt jetzt ſo Lieblingswort, das die Paſtoren immer gegenſeitig brauchen. Es ſoll beſcheiden und unperſönlich klingen und ſozuſagen alles auf Inſpiration zurückführen, für die man ja, wie für alles, was von oben kommt, am Ende nicht kann. Es iſt aber gerade dadurch das Hochmütigſte . . . War es ſo was? Hat er meinen klugen Lorenzen, eh' er ſich als ‚Charakter' ausſpielte, durch ſolche Schmeicheleien eingefangen?"

„Es war nicht ſo, Herr von Stechlin. Sie thun

ihm hier ausnahmsweise unrecht. Er sprach überhaupt nicht über mich, sondern über sich und machte mir dabei seine Konfessions. Er gestand mir beispielsweise, daß er sich unglücklich fühle."

„Warum?"

„Weil er in Quaden-Hennersdorf deplaciert sei."

„Deplaciert. Das ist auch solch Wort; das kenn' ich. Wenn man durchaus will, ist jeder deplaciert, ich, Sie, Krippenstapel, Engelke. Ich müßte Präses von einem Stammtisch oder vielleicht auch ein Badedirektor sein, Sie Missionar am Kongo, Krippenstapel Kustos an einem märkischen Museum, und Engelke, nun der müßte gleich selbst hinein, Nummer hundertdreizehn. Deplaciert! Alles bloß Eitelkeit und Größenwahn. Und dieser Koseleger mit dem Konsistorialratskinn! Er war Galopin bei 'ner Großfürstin; das kann er nicht vergessen, damit will er's nun zwingen, und in seinem Ärger und Unmut spielt er sich auf den Charakter aus und versteigt sich, wie Sie sagen, bis zu Konfessions und Gewagtheiten. Und wenn er nun reüssierte (Gott verhüt' es), so haben Sie den Scheiterhaufenmann comme il faut. Und der erste, der 'rauf muß, das sind Sie. Denn er wird sofort das Bedürfnis spüren, seine Gewagtheiten von heute durch irgend ein Brandopfer wieder wett zu machen."

Unter diesem Gespräche waren sie schließlich aus dem Walde heraus und näherten sich einem beinah' meilenlangen und bis an den Horizont sich ausdehnenden Stück Bruchland, über das mehrere mit Kropfweiden und Silberpappeln besetzte Wege strahlenförmig auf Rheinsberg zuliefen. Alle diese Wege waren belebt, meist mit Fußgängern, aber auch mit Fuhrwerken. Eins davon, aus gelblichem Holz, das hell in der Sonne blinkte, war leicht zu erkennen.

„Da fährt ja Katzler," sagte Dubslav. „Überrascht mich beinah'. Es ist nämlich, was Sie vielleicht

noch nicht wissen werden, wieder was einpassiert; er schickte mir heute früh einen Boten mit der Nachricht davon, und daraus schloß ich, er würde nicht zur Wahl kommen. Aber Ermyntrud mit ihrer grandiosen Pflichtvorstellung wird ihn wohl wieder fortgeschickt haben."

„Ist es wieder ein Mädchen?" fragte Lorenzen.

„Natürlich, und zwar das siebente. Bei sieben (freilich müssen es Jungens sein) darf man, glaub ich, den Kaiser zu Gevatter laden. Übrigens sind mehrere bereits tot, und alles in allem ist es wohl möglich, daß sich Ermyntrud über das beständige ‚bloß Mädchen' allerlei Sorgen und Gedanken macht."

Lorenzen nickte. „Kann mir's denken, daß die Prinzessin etwas wie eine zu leistende Sühne darin sieht, Sühne wegen des von ihr gethanen Schrittes. Alles an ihr ist ein wenig überspannt. Und doch ist es eine sehr liebenswürdige Dame."

„Wovon niemand überzeugter ist als ich," sagte Dubslav. „Freilich bin ich bestochen, denn sie sagt mir immer das Schmeichelhafteste. Sie plaudre so gern mit mir, was auch am Ende wohl zutrifft. Und dabei wird sie dann jedesmal ganz ausgelassen, trotzdem sie eigentlich hochgradig sentimental ist. Sentimental, was nicht überraschen darf; denn aus Sentimentalität ist doch schließlich die ganze Katzlerei hervorgegangen. Bin übrigens ernstlich in Sorge, wo Hoheit den richtigen Taufnamen für das Jüngstgeborene hernehmen wird. In diesem Stücke, vielleicht dem einzigen, ist sie nämlich noch ganz nnd gar Prinzessin geblieben. Und Sie, lieber Lorenzeu, werden dabei sicherlich mit zu Rate gezogen werden."

„Was ich mir nicht schwierig denken kann."

„Sagen Sie das nicht. Es giebt in diesem Falle viel weniger Brauchbares, als Sie sich vorzustellen scheinen. Prinzessinnen-Namen an und für sich, ohne weitere Zuthat, ja, die giebt es genug. Aber damit ist Ermyn-

trud nicht zufrieden; sie verlangt ihrer Natur nach zu dem Dynastisch-Genealogischen auch noch etwas poetisch Märchenhaftes. Und das kompliziert die Sache ganz erheblich. Sie können das sehen, wenn Sie die Katzlersche Kinderstube durchmustern oder sich die Namen der bisher Getauften ins Gedächtnis zurückrufen. Die Katzlersche Kronprinzeß heißt natürlich auch Ermyntrud. Und dann kommen ebenso selbstverständlich Dagmar und Thyra. Und danach begegnen wir einer Inez und einer Maud und zuletzt einer Arabella. Aber bei Arabella können Sie schon deutlich eine gewisse Verlegenheit wahrnehmen. Ich würde ihr, wenn sie sich wegen des Jüngstgeborenen an mich wendete, was Altjüdisches vorschlagen; das ist schließlich immer das beste. Was meinen Sie zu Rebekka?"

Lorenzen kam nicht mehr dazu Dubslav diese Frage zu beantworten, denn eben jetzt waren sie durch das Stück Bruchland hindurch und rasselten bereits über einen ein weiteres Gespräch unmöglich machenden Steindamm weg, scharf auf Rheinsberg zu.

* * *

Dubslav war in ausgezeichneter Laune. Das prachtvolle Herbstwetter, dazu das bunte Leben, alles hatte seine Stimmung gehoben, am meisten aber, daß er unterwegs und beim Passieren der Hauptstraße bereits Gelegenheit gehabt hatte, verschiedene gute Freunde zu begrüßen. Von der Kirche her schlug es zehn, als er vor dem als Wahllokal etablierten Gasthause „Zum Prinzregenten" hielt, in dessen Front denn auch bereits etliche mehr oder weniger verwogen aussehende Wahlmänner standen, alle bemüht, ihre Zettel an mutmaßliche Parteigenossen auszuteilen.

Drinnen im Saal war der Wahlakt schon im Gange. Hinter der Urne präsidierte der alte Herr von Zühlen, ein guter Siebziger, der die grotesksesten Feudalansichten mit ebenso grotesker Bonhomie zu verbinden wußte, was ihm, auch bei seinen politischen Gegnern, eine große Beliebtheit sicherte. Neben ihm, links und rechts, saßen Herr von Storbeck und Herr van dem Peerenboom, letzterer ein Holländer aus der Gegend von Delft, der vor wenig Jahren erst ein großes Gut im Ruppiner Kreise gekauft und sich seitdem zum Preußen und, was noch mehr sagen wollte, zum ‚Grafschaftler' herangebildet hatte. Man sah ihn aus allen möglichen Gründen — auch schon um seines ‚van' willen — nicht ganz für voll an, ließ aber nichts davon merken, weil er der, bei den meisten Grafschaftlern stark ins Gewicht fallenden Haupteigenschaft eines vor so und so viel Jahren in Batavia geborenen holländisch-javanischen Kaffeehändlers nicht entbehrte. Seines Nachbarn von Storbeck Lebensgeschichte war durchschnittsmäßiger. Unter denen, die sonst noch am Komiteetisch saßen, befand sich auch Katzler, den Ermyntrud (wie Dubslav ganz richtig vermutet) mit der Bemerkung, „daß im modernen bürgerlichen Staate Wählen so gut wie Kämpfen sei", von ihrem Wochenbette fortgeschickt hatte. „Das Kind wird inzwischen mein Engel sein, und das Gefühl erfüllter Pflicht soll mich bei Kraft erhalten." Auch Sundermann, der immer mit dabei sein mußte, saß am Komiteetisch. Sein Benehmen hatte was Aufgeregtes, weil er — wie Lorenzen bereits angedeutet — wirklich im geheimen gegen Dubslav intrigiert hatte. Daß er selber unterliegen würde, war klar und beschäftigte ihn kaum noch, aber ihn erfüllte die Sorge, daß sein voraufgegangenes doppeltes Spiel vielleicht an den Tag kommen könne.

Dubslav wollte die Sache gern hinter sich haben. Er trat deshalb, nachdem er sich draußen mit einigen

Bekannten begrüßt und an jeden einzelnen ein paar Worte gerichtet hatte, vom Vorplatz her in das Wahllokal ein, um da so rasch wie möglich seinen Zettel in die Urne zu thun. Es traf ihn bei dieser Prozedur der Blick des alten Zühlen, der ihm in einer Mischung von Feierlichkeit und Ulk sagen zu wollen schien: „Ja, Stechlin, das hilft nu mal nicht; man muß die Komödie mit durchmachen." Dubslav kam übrigens kaum dazu, von diesem Blicke Notiz zu nehmen, weil er Katzlers gewahr wurde, dem er sofort entgegentrat, um ihm durch einen Händedruck zu dem siebenten Töchterchen zu gratulieren. An Gundermann ging der Alte ohne Notiznahme vorüber. Dies war aber nur Zufall; er wußte nichts von den Zweideutigkeiten des Siebenmühlners, und nur dieser selbst, weil er ein schlechtes Gewissen hatte, wurde verlegen und empfand des Alten Haltung wie eine Absage.

Als Dubslav wieder draußen war, war natürlich die große Frage: „Ja, was jetzt thun?" Es ging erst auf elf, und vor sechs war die Geschichte nicht vorbei, wenn sich's nicht noch länger hinzog. Er sprach dies auch einer Anzahl von Herren aus, die sich auf einer vor dem Gasthause stehenden Bank niedergelassen und hier dem Liquerkasten des „Prinzregenten", der sonst immer erst nach dem Diner auftauchte, vorgreifend zugesprochen hatten.

Es waren ihrer fünf, lauter Kreis- und Parteigenossen, aber nicht eigentlich Freunde, denn der alte Dubslav war nicht sehr für Freundschaften. Er sah zu sehr, was jedem einzelnen fehlte. Die da saßen und aus purer Langerweile sich über die Vorzüge von Allasch und Chartreuse stritten, waren die Herren von Molchow, von Krangen und von Gnewkow, dazu Baron Beetz und ein Freiherr von der Nonne, den die Natur mit besonderer Rücksicht auf seinen Namen geformt zu

haben ſchien. Er trug eine hohe ſchwarze Krawatte, drauf ein kleiner vermickerter Kopf ſaß, und wenn er ſprach, war es, wie wenn Mäuſe pfeifen. Er war die komiſche Figur des Kreiſes und wurde gehänſelt, nahm es aber nicht übel, weil ſeine Mutter eine ſchleſiſche Gräfin auf „inski“ war, was ihm in ſeinen Augen ein ſolches Übergewicht ſicherte, daß er, wie Friedrich der Große, jeden Augenblick bereit war, „die ſich etwa einſtellenden Pasquille niedriger hängen zu laſſen.“

„Ich denke, meine Herren,“ ſagte Dubslav, „wir gehen in den Park. Da hat man doch immer was. An der einen Stelle ruht das Herz des Prinzen, und an der andern Stelle ruht er ſelbſt und hat ſogar eine Pyramide zu Häupten, wie wenn er Seſoſtris geweſen wäre. Ich würde gern einen andern nennen, aber ich kenne bloß den.“

„Natürlich gehen wir in den Park,“ ſagte von Gnewkow. „Und es iſt ſchließlich immer noch ein Glück, daß man ſo was hat . . .“

„Und auch ein Glück,“ ergänzte von Molchow, „daß man ſolchen Wahltag wie heute hat, der einen ordentlich zwingt, ſich mal um Hiſtoriſches und Bildungsmäßiges zu kümmern. Bismarcken is es auch mal ſo gegangen, noch dazu mit 'ner reichen Amerikanerin, und hat auch gleich (das heißt eigentlich lange nachher) das rechte Wort dafür gefunden.“

„Der hat immer das rechte Wort gefunden.“

„Immer. Aber weiter, Molchow.“

„. . . Und als nun alſo die reiche Amerikanerin ſo runde vierzig Jahr ſpäter ihn wiederſah und ſich bei ihm bedanken wollte von wegen des Bildermuſeums, in das er ſie halb aus Verlegenheit und halb aus Ritterlichkeit begleitet und ihr mutmaßlich alle Bilder falſch erklärt hatte, da hat er all dieſen Dank abgewieſen und ihr — ich ſeh' und hör' ihn ordentlich — in aller

Fidelität gesagt, sie habe nicht ihm, sondern er habe ihr zu danken, denn wenn jener Tag nicht gewesen wäre, so hätt' er das ganze Bildermuseum höchst wahrscheinlich nie zu sehen gekriegt. Ja, Glück hat er immer gehabt. Im großen und im kleinen. Es fehlt bloß noch, daß er hinterher auch noch Generaldirektor der königlichen Museen geworden wäre, was er schließlich doch auch noch gekonnt hätte. Denn eigentlich konnt' er alles und ist auch beinah' alles gewesen."

„Ja," nahm Gnewkow, der aus Langerweile viel gereist war, seinen Urgedanken, daß solcher Park eigentlich ein Glück sei, wieder auf. „Ich finde, was Molchow da gesagt hat, ganz richtig; es kommt drauf an, daß man 'reingezwungen wird, sonst weiß man überhaupt gar nichts. Wenn ich so bloß an Italien zurückdenke. Sehen Sie, da läuft man nu so 'rum, was einen doch am Ende strapziert, und dabei dieser ewige pralle Sonnenschein. Ein paar Stunden geht es; aber wenn man nu schon zweimal Kaffee getrunken und Granito gegessen hat, und es ist noch nicht mal Mittag, ja, ich bitte Sie, was hat man da? Was fängt man da an? Gradezu schrecklich. Und da kann ich Ihnen bloß sagen, da bin ich ein kirchlicher Mensch geworden. Und wenn man dann so von der Seite her still eintritt und hat mit einem Male die Kühle um sich 'rum, ja, da will man gar nicht wieder 'raus und sieht sich so seine funfzig Bilder an, man weiß nicht, wie. Is doch immer noch besser als draußen. Und die Zeit vergeht, und die Stunde, wo man was Reguläres kriegt, läppert sich so heran."

„Ich glaube doch," sagte der für kirchliche Kunst schwärmende Baron Beetz, „unser Freund Gnewkow unterschätzt die Wirkung, die, vielleicht gegen seinen Willen, die Quattrocentisten auf ihn gemacht haben. Er hat ihre Macht an sich selbst empfunden, aber er will es

nicht wahr haben, daß die Frische von ihnen ausgegangen sei. Jeder, der was davon versteht . . .“

„Ja, Baron, das is es eben. Wer was davon versteht! Aber wer versteht was davon? Ich jedenfalls nicht.“

Unter diesen Worten war man, vom „Prinzregenten“ aus, die Hauptstraße hinuntergeschritten und über eine kleine Brücke fort erst in den Schloßhof und dann in den Park eingetreten. Der See plätscherte leis. Kähne lagen da, mehrere an einem Steg, der von dem Kiesufer her in den See hineinlief. Ein paar der Herren, unter ihnen auch Dubslav, schritten die ziemlich wacklige Bretterlage hinunter und blickten, als sie bis ans Ende gekommen waren, wieder auf die beiden Schloßflügel und ihre kurzabgestumpften Türme zurück. Der Turm rechts war der, wo Kronprinz Fritz sein Arbeitszimmer gehabt hatte.

„Dort hat er gewohnt,“ sagte von der Nonne. „Wie begrenzt ist doch unser Können. Mir weckt der Anblick solcher Fridericianischen Stätten immer ein Schmerzgefühl über das Unzulängliche des Menschlichen überhaupt, freilich auch wieder ein Hochgefühl, daß wir dieser Unzulänglichkeit und Schwäche Herr werden können. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Dieser König. Er war ein großer Geist, gewiß; aber doch auch ein verirrter Geist. Und je patriotischer wir fühlen, je schmerzlicher berührt uns die Frage nach dem Heil seiner Seele. Die Seelenmessen — das empfind' ich in solchem Augenblicke — sind doch eine wirklich trostspendende Seite des Katholizismus, und daß es (selbstverständlich unter Gewähr eines höchsten Willens) in die Macht Überlebender gelegt ist, eine Seele frei zu beten, das ist und bleibt eine große Sache.“

„Nonne,“ sagte Molchow, „machen Sie sich nicht komisch. Was haben Sie für 'ne Vorstellung vom lieben

Gott? Wenn Sie kommen und den alten Fritzen frei beten wollen, werden Sie 'rausgeschmissen."

Baron Beetz — auch ein Anzweifler des Philosophen von Sanssouci — wollte seinem Freunde Nonne zu Hilfe kommen und erwog einen Augenblick ernstlich, ob er nicht seinen in der ganzen Grafschaft längst bekannten Vortrag über die „schiefe Ebene" oder „c'est le premier pas qui coute" noch einmal zum besten geben solle. Klugerweise jedoch ließ er es wieder fallen und war einverstanden, als Dubslav sagte: „Meine Herren, ich meinerseits schlage vor, daß wir unsern Auslug von dem Wackelstege, drauf wir hier stehen (jeden Augenblick kann einer von uns ins Wasser fallen), endlich aufgeben und uns lieber in einem der hier herum liegenden Kähne über den See setzen lassen. Unterwegs, wenn noch welche da sind, können wir Teichrosen pflücken und drüben am andern Ufer den großen Prinz Heinrich-Obelisken mit seinen französischen Inschriften durchstudieren. Solche Rekapitulation stärkt einen immer historisch und patriotisch, und unser Etappenfranzösisch kommt auch wieder zu Kräften."

Alle waren einverstanden, selbst Nonne.

* * *

Gegen vier war man von dem Ausfluge zurück und hielt wieder vor dem „Prinzregenten", auf einem mit alten Bäumen besetzten Platz, der wegen seiner Dreiecksform schon von alter Zeit her den Namen „Triangelplatz" führte. Die Wahlresultate lagen noch keineswegs sicher vor; es ließ sich aber schon ziemlich deutlich erkennen, daß viele Fortschrittlerstimmen auf den sozialdemokratischen Kandidaten, Feilenhauer Torgelow, übergehen würden, der, trotzdem er nicht persönlich zugegen

war, die kleinen Leute hinter sich hatte. Hunderte seiner Parteigenossen standen in Gruppen auf dem Triangelplatz umher und unterhielten sich lachend über die Wahlreden, die während der letzten Tage teils in Rheinsberg und Wutz, teils auf dem platten Lande von Rednern der gegnerischen Parteien gehalten worden waren. Einer der mit unter den Bäumen Stehenden, ein Intimus Torgelows, war der Drechslergeselle Söderkopp, der sich schon lediglich in seiner Eigenschaft als Drechslergeselle eines großen Ansehns erfreute. Jeder dachte: der kann auch noch mal Bebel werden. „Warum nicht? Bebel is alt, und dann haben wir den.“ Aber Söderkopp verstand es auch wirklich, die Leute zu packen. Am schärfsten ging er gegen Gundermann vor. „Ja, dieser Gundermann, den kenn' ich. Brettschneider und Börsenfilou; jeder Groschen is zusammengejobbert. Sieben Mühlen hat er, aber bloß zwei Redensarten, und der Fortschritt ist abwechselnd die ‚Vorfrucht‘ und dann wieder der ‚Vater‘ der Sozialdemokratie. Vielleicht stammen wir auch noch von Gundermann ab. So einer bringt alles fertig.“

Uncke, während Söderkopp so sprach, war von Baum zu Baum immer näher gerückt und machte seine Notizen. In weiterer Entfernung stand Pyterke, schmunzelnd und sichtlich verwundert, was Uncke wieder alles aufzuschreiben habe.

Pyterkes Verwunderung über das „Aufschreiben“ war nur zu berechtigt, aber sie wär' es um ein gut Teil weniger gewesen, wenn sich Unckes aufhorchender Diensteifer statt dem Sozialdemokraten Söderkopp lieber dem Gespräch einer nebenstehenden Gruppe zugewandt hätte. Hier plauderten nämlich mehrere „Staatserhaltende“ von dem mutmaßlichen Ausgange der Wahl und daß es mit dem Siege des alten Stechlin von Minute zu Minute schlechter stünde. Besonders die Rheins-

berger schienen den Ausschlag zu seinen Ungunsten geben zu sollen.

„Hole der Teufel das ganze Rheinsberg!“ verschwor sich ein alter Herr von Kraatz, dessen roter Kopf, während er so sprach, immer röter wurde. „Dies elende Nest! Wir bringen ihn wahr und wahrhaftig nicht durch, unsern guten alten Stechlin. Und was das sagen will, das wissen wir. Wer gegen uns stimmt, stimmt auch gegen den König. Das ist all eins. Das ist das, was man jetzt solidarisch nennt.“

„Ja, Kraatz,“ nahm Molchow, an den sich diese Rede vorzugsweise gerichtet hatte, das Wort, „nennen Sie's, wie Sie wollen, solidarisch oder nicht; das eine sagt nichts, und das andre sagt auch nichts. Aber mit Ihrem Wort über Rheinsberg, da haben Sie's freilich getroffen. Aufmuckung war hier immer zu Hause, von Anfang an. Erst frondierte Fritz gegen seinen Vater, dann frondierte Heinrich gegen seinen Bruder, und zuletzt frondierte August, unser alter forscher Prinz August, den manche von uns ja noch gut gekannt haben, ich sage: frondierte unser alter August gegen die Moral. Und das war natürlich das Schlimmste. (Zustimmung und Heiterkeit.) Und bestraft sich zuletzt auch immer. Denn wissen Sie denn, meine Herren, wie's mit Augusten schließlich ging, als er durchaus in den Himmel wollte?“

„Nein. Wie war es denn, Molchow?“

„Ja, er mußte da wohl 'ne halbe Stunde warten, und als er nu mit 'nem Anschnauzer gegen Petrus 'rausfahren wollte, da sagte ihm der Fels der Kirche: ‚Königliche Hoheit, halten zu Gnaden, aber es ging nicht anders‘. Und warum nicht? Er hatte die elftausend Jungfrauen erst in Sicherheit bringen müssen.“

„Stimmt, stimmt,“ sagte Kraatz. „So war der

Alte. Der reine Deubelskerl. Aber ſchneidig. Und ein richtiger Prinz. Und dann, meine Herren, — ja, du mein Gott, wenn man nu mal Prinz is, irgend was muß man doch von der Sache haben . . . Und ſo viel weiß ich, wenn ich Prinz wäre . . ."

Zwanzigstes Kapitel.

Um sechs stand das Wahlresultat so gut wie fest; einige Meldungen fehlten noch, aber das war aus Ortschaften, die mit ihren paar Stimmen nichts mehr ändern konnten. Es lag zu Tage, daß die Sozialdemokraten einen beinahe glänzenden Sieg davon getragen hatten; der alte Stechlin stand weit zurück, Fortschrittler Katzenstein aus Gransee noch weiter. Im ganzen aber ließen beide besiegte Parteien dies ruhig über sich ergehen; bei den Freisinnigen war wenig, bei den Konservativen gar nichts von Verstimmung zu merken. Dubslav nahm es ganz von der heiteren Seite, seine Parteigenossen noch mehr, von denen eigentlich ein jeder dachte: „Siegen ist gut, aber zu Tische gehen ist noch besser.“ Und in der That, gegessen mußte werden. Alles sehnte sich danach, bei Forellen und einem guten Chablis die langweilige Prozedur zu vergessen. Und war man erst mit den Forellen fertig, und dämmerte der Rehrücken am Horizont herauf, so war auch der Sekt in Sicht. Im „Prinz-Regenten“ hielt man auf eine gute Marke.

Durch den oberen Saal hin zog sich die Tafel: der Mehrzahl nach Rittergutsbesitzer und Domänenpächter, aber auch Gerichtsräte, die so glücklich waren, den „Hauptmann in der Reserve“ mit auf ihre Karte setzen zu können. Zu diesem Gros d'Armee gesellten

ſich Forſt- und Steuerbeamte, Rentmeiſter, Prediger und Gymnaſiallehrer. An der Spitze dieſer ſtand Rektor Thormeyer aus Rheinsberg, der große, vorſtehende Augen, ein mächtiges Doppelkinn, noch mächtiger als Koſeleger, und außerdem ein Renommee wegen ſeiner Geſchichten hatte. Daß er nebenher auch ein in der Wolle gefärbter Konſervativer war, verſteht ſich von ſelbſt. Er hatte, was aber ſchon Jahrzehnte zurücklag, den großartigen Gedanken gefaßt und verwirklicht: die oſtelbiſchen Provinzen, da, wo ſie ſtrauchelten, durch Guſtav Kühnſche Bilderbogen auf den richtigen Pfad zurückzuführen, und war dafür dekoriert worden. Es hieß denn auch von ihm, „er gälte was nach oben hin", was aber nicht recht zutraf. Man kannte ihn „oben" ganz gut.

Um halb ſieben (Lichter und Kronleuchter brannten bereits) war man unter den Klängen des Tannhäuſermarſches die hie und da ſchon ausgelaufene Treppe hinaufgeſtiegen. Unmittelbar vorher hatte noch ein Schwanken wegen des Präſidiums bei Tafel ſtattgefunden. Einige waren für Dubslav geweſen, weil man ſich von ihm etwas Anregendes verſprach, auch ſpeziell mit Rückſicht auf die Situation. Aber die Majorität hatte doch ſchließlich Dubslavs Vorſitz als ganz undenkbar abgelehnt, da der Edle Herr von Alten-Frieſack, trotz ſeiner hohen Jahre, mit zur Wahl gekommen war; der Edle Herr von Alten-Frieſack, ſo hieß es, ſei doch nun mal — und von einem gewiſſen Standpunkt aus auch mit Fug und Recht — der Stolz der Grafſchaft, überhaupt ein Unikum, und ob er nun ſprechen könne oder nicht, das ſei, wo ſich's um eine Prinzipienfrage handle, durchaus gleichgültig. Überhaupt, die ganze Geſchichte mit dem „Sprechen-können" ſei ein moderner Unſinn. Die einfache Thatſache, daß der Alte von Alten-Frieſack da ſäße, ſei viel, viel wichtiger als eine

Rede, und sein großes Präbendenkreuz ziere nicht bloß ihn, sondern den ganzen Tisch. Einige sprächen freilich immer von seinem Götzengesicht und seiner Häßlichkeit, aber auch das schade nichts. Heutzutage, wo die meisten Menschen einen Friseurkopf hätten, sei es eine ordentliche Erquickung, einem Gesicht zu begegnen, das in seiner Eigenart eigentlich gar nicht unterzubringen sei. Dieser von dem alten Zühlen, trotz seiner Vorliebe für Dubslav, eindringlich gehaltenen Rede war allgemein zugestimmt worden, und Baron Beetz hatte den götzenhaften Alten-Friesacker an seinen Ehrenplatz geführt. Natürlich gab es auch Schandmäuler. An ihrer Spitze stand Molchow, der dem neben ihm sitzenden Katzler zuflüsterte: „Wahres Glück, Katzler, daß der Alte drüben die große Blumenvase vor sich hat; sonst, so bei veau en tortue, — vorausgesetzt, daß so was Feines überhaupt in Sicht steht — würd' ich der Sache nicht gewachsen sein."

Und nun schwieg der von einem Thormeyerschen Unterlehrer gespielte Tannhäusermarsch, und als eine bestimmte Zeit danach der Moment für den ersten Toast da war, erhob sich Baron Beetz und sagte: „Meine Herren. Unser Edler Herr von Alten-Friesack ist von der Pflicht und dem Wunsch erfüllt, den Toast auf Seine Majestät den Kaiser und König auszubringen." Und während der Alte, das Gesagte bestätigend, mit seinem Glase grüßte, setzte der in seiner alter ego-Rolle verbleibende Baron Beetz hinzu: „Seine Majestät der Kaiser und König lebe hoch!" Der Alten-Friesacker gab auch hierzu durch Nicken seine Zustimmung, und während der junge Lehrer abermals auf den auf einer Rheinsberger Schloßauktion erstandenen alten Flügel zueilte, stimmte man an der ganzen Tafel hin das „Heil dir im Siegerkranz" an, dessen erster Vers stehend gesungen wurde.

Das Offizielle war hierdurch erledigt, und eine gewisse Fidelitas, an der es übrigens von Anfang an nicht gefehlt hatte, konnte jetzt nachhaltiger in ihr Recht treten. Allerdings war noch immer ein wichtiger und zugleich schwieriger Toast in Sicht, der, der sich mit Dubslav und dem unglücklichen Wahlausgange zu beschäftigen hatte. Wer sollte den ausbringen? Man hing dieser Frage mit einiger Sorge nach und war eigentlich froh, als es mit einemmale hieß, Gundermann werde sprechen. Zwar wußte jeder, daß der Siebenmühlener nicht ernsthaft zu nehmen sei, ja, daß Sonderbarkeiten und vielleicht sogar Scheiterungen in Sicht stünden, aber man tröstete sich, je mehr er scheitere, desto besser. Die meisten waren bereits in erheblicher Aufregung, also sehr unkritisch. Eine kleine Weile verging noch. Dann bat Baron Beetz, dem die Rolle des Festordners zugefallen war, für Herrn von Gundermann auf Siebenmühlen ums Wort. Einige sprachen ungeniert weiter, „Ruhe, Ruhe!" riefen andre dazwischen, und als Baron Beetz noch einmal an das Glas geklopft und nun, auch seinerseits um Ruhe bittend, eine leidliche Stille hergestellt hatte, trat Gundermann hinter seinen Stuhl und begann, während er mit affektierter Nonchalance seine Linke in die Hosentasche steckte.

„Meine Herren. Als ich vor so und so viel Jahren in Berlin studierte" („na nu"), „als ich vor Jahren in Berlin studierte, war da mal 'ne Hinrichtung . . ."

„Alle Wetter, der setzt gut ein."

„. . . war da mal 'ne Hinrichtung, weil eine dicke Klempnermadamm, nachdem sie sich in ihren Lehrburschen verliebt, ihren Mann, einen würdigen Klempnermeister, vergiftet hatte. Und der Bengel war erst siebzehn. Ja, meine Herren, so viel muß ich sagen, es kamen damals auch schon dolle Geschichten vor. Und ich, weil ich den Gefängnisdirektor kannte, ich hatte

Zutritt zu der Hinrichtung, und um mich 'rum ſtanden lauter Aſſeſſoren und Referendare, ganz junge Herren, die meiſten mit 'nem Kneifer. Kneifer gab es damals auch ſchon. Und nun kam die Witwe, wenn man ſie ſo nennen darf, und ſah ſo weit ganz behäbig und beinahe füllig aus, weil ſie, was damals viel beſprochen wurde, 'nen Kropf hatte, weshalb auch der Block ganz beſonders hatte hergerichtet werden müſſen. Sozuſagen mit 'nem Ausſchnitt."

„Mit 'nem Ausſchnitt . . .; gut, Gundermann."

„Und als ſie nun, ich meine die Delinquentin, all die jungen Referendare ſah, wobei ihr wohl ihr Lehrling einfallen mochte . . ."

„Meine Verſpottung unſrer Referendare . . ."

„. . . . Wobei ihr vielleicht ihr Lehrling einfallen mochte, da trat ſie ganz nahe an den Schaffotrand heran und nickte uns zu (ich ſage ‚uns', weil ſie mich auch anſah) und ſagte: ‚Ja, ja, meine jungen Herrens, dat kommt davon . . .' Und ſehen Sie, meine Herren, dieſes Wort, wenn auch von einer Delinquentin herrührend, bin ich ſeitdem nicht wieder losgeworden, und wenn ich ſo was erlebe wie heute, dann muß einem ſolch Wort auch immer wieder in Erinnerung kommen, und ich ſage dann auch, ganz wie die Alte damals ſagte: ‚Ja, meine Herren, dat kommt davon.' Und wovon kommt es? Von den Sozialdemokraten. Und wovon kommen die Sozialdemokraten?"

„Vom Fortſchritt. Alte Geſchichte, kennen wir. Was Neues!"

„Es giebt da nichts Neues. Ich kann nur beſtätigen, vom Fortſchritt kommt es. Und wovon kommt der?" Davon, daß wir die Abſtimmungsmaſchine haben und das große Haus mit den vier Ecktürmen. Und wenn es meinetwegen ohne das große Haus nicht geht, weil das Geld für den Staat am Ende bewilligt werden

muß — und ohne Geld, meine Herren, geht es nicht“ (Zustimmung: „ohne Geld hört die Gemütlichkeit auf“) — „nun denn, wenn es also sein muß, was ich zugebe, was sollen wir, auch unter derlei gern gemachten Zugeständnissen, anfangen mit einem Wahlrecht, wo Herr von Stechlin gewählt werden soll, und wo sein Kutscher Martin, der ihn zur Wahl gefahren, thatsächlich gewählt wird oder wenigstens gewählt werden kann. Und der Kutscher Martin unsers Herrn von Stechlin ist mir immer noch lieber als dieser Torgelow. Und all das nennt sich Freiheit. Ich nenn' es Unsinn und viele thun desgleichen. Ich denke mir aber, gerade diese Wahl, in einem Kreise, drin das alte Preußen noch lebt, gerade diese Wahl wird dazu beitragen, die Augen oben helle zu machen. Ich sage nicht, welche Augen.“

„Schluß, Schluß!“

„Ich komme zum Schluß. Es hieß anno siebzig, daß sich die Franzosen als die ‚glorreich Besiegten‘ bezeichnet hätten. Ein stolzes und nachahmenswertes Wort. Auch für uns, meine Herren. Und wie wir, ohne uns was zu vergeben, diesen Sekt aus Frankreich nehmen, so dürfen wir, glaub' ich, auch das eben citierte stolze Klagewort aus Frankreich herübernehmen. Wir sind besiegt, aber wir sind glorreich Besiegte. Wir haben eine Revanche. Die nehmen wir. Und bis dahin in alle Wege: Herr von Stechlin auf Schloß Stechlin, er lebe hoch!“

Alles erhob sich und stieß mit Dubslav an. Einige freilich lachten, und von Molchow, als er einen neuen Weinkübel heranbestellte, sagte zu dem neben ihm sitzenden Katzler: „Weiß der Himmel, dieser Gundermann ist und bleibt ein Esel. Was sollen wir mit solchen Leuten? Erst beschreibt er uns die Frau mit 'nem Kropf, und dann will er das große Haus abschaffen. Ungeheure Dämelei. Wenn wir das große Haus nicht mehr haben,

haben wir gar nichts; das ist noch unsre Rettung, und die beinah' einzige Stelle, wo wir den Mund (ich sage Mund) einigermaßen aufthun und was durchsetzen können. Wir müssen mit dem Zentrum paktieren. Dann sind wir egal 'raus. Und nun kommt dieser Gundermann und will uns auch das noch nehmen. Es ist doch 'ne Wahrheit, daß sich die Parteien und die Stände jedesmal selbst ruinieren. Das heißt, von ‚Ständen' kann hier eigentlich nicht die Rede sein; denn dieser Gundermann gehört nicht mit dazu. Seine Mutter war 'ne Hebamme in Wrietzen. Drum drängt er sich auch immer vor."

Bald nach Gundermanns Rede, die schon eine Art Nachspiel gewesen war, flüsterte Baron Beetz dem Alten-Friesacker zu, daß es Zeit sei, die Tafel aufzuheben. Der Alte wollte jedoch noch nicht recht, denn wenn er mal saß, saß er; aber als gleich danach mehrere Stühle gerückt wurden, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich anzuschließen, und unter den Klängen des „Hohenfriedbergers" — der „Prager", darin es heißt, „Schwerin fällt", wäre mit Rücksicht auf die Gesamtsituation vielleicht paßlicher gewesen — kehrte man in die Parterreräume zurück, wo die Majorität dem Kaffee zusprechen wollte, während eine kleine Gruppe von Allertapfersten in die Straße hinaustrat, um da, unter den Bäumen des „Triangelplatzes", sich bei Sekt und Cognac des weiteren bene zu thun. Obenan saß von Molchow, neben ihm von Kraatz und van Peerenboom; Molchow gegenüber Direktor Thormeyer und der bis dahin mit der Festmusik betraute Lehrer, der bei solchen Gelegenheiten überhaupt Thormeyers Adlatus war. Sonderbarerweise hatte sich auch Katzler hier niedergelassen (er sehnte sich wohl nach Eindrücken, die jenseits aller „Pflicht" lagen), und neben ihm, was beinahe noch mehr überraschen konnte, saß von der Nonne. Molchow und

Thormeyer führten das Wort. Von Wahl und Politik — nur über Gundermann fiel gelegentlich eine spöttische Bemerkung — war längst keine Rede mehr, statt dessen befleißigte man sich, die neuesten Klatschgeschichten aus der Grafschaft heranzuziehen. „Ist es denn wahr," sagte Kraatz, „daß die schöne Lilli nun doch ihren Vetter heiraten wird, oder richtiger; der Vetter die schöne Lilli?"

„Vetter?" fragte Peerenboom.

„Ach, Peerenboom, Sie wissen auch gar nichts; Sie sitzen immer noch zwischen Ihren Delfter Kacheln und waren doch schon 'ne ganze Weile hier, als die Lilli-Geschichte spielte."

Peerenboom ließ sich's gesagt sein und begrub jede weitere Frage, was er, ohne sich zu schädigen, auch ganz gut konnte, da kein Zweifel war, daß der, der das Lilli-Thema heraufbeschworen, über kurz oder lang ohnehin alles klarlegen würde. Das geschah denn auch.

„Ja, diese verdammten Kerle," fuhr v. Kraatz fort, „diese Lehrer! Entschuldigen Sie, Luckhardt, aber Sie sind ja beim Gymnasium, da liegt alles anders, und der, der hier 'ne Rolle spielt, war ja natürlich bloß ein Hauslehrer, Hauslehrer bei Lillis jüngstem Bruder. Und eines Tages waren beide weg, der Kandidat und Lilli. Selbstverständlich nach England. Es kann einer noch so dumm sein, aber von Gretna Green hat er doch mal gehört oder gelesen. Und da wollten sie denn auch beide hin. Und sind auch. Aber ich glaube, der Gretna Greensche darf nicht mehr trauen. Und so nahmen sie denn Lodgings in London, ganz ohne Trauung. Und es ging auch so, bis ihnen das kleine Geld ausging."

„Ja, das kennt man."

„Und da kamen sie denn also wieder. Das heißt, Lilli kam wieder. Und sie war auch schon vorher mit dem Vetter so gut wie verlobt gewesen."

„Und der sprang nu ab?“

„Nicht so ganz. Oder eigentlich gar nicht. Denn Lilli ist sehr hübsch und nebenher auch noch sehr reich. Und da soll denn der Vetter gesagt haben, er liebe sie so sehr, und wo man liebe, da verzeihe man auch. Und er halte auch eine Entsühnung für durchaus möglich. Ja, er soll dabei von Purgatorium gesprochen haben.“

„Mißfällt mir, klingt schlecht,“ sagte Molchow. „Aber was er vorher gesagt, ‚Entsühnung‘, das ist ein schönes Wort und eine schöne Sache. Nur das ‚Wie‘, — ach, man weiß immer so wenig von diesen Dingen, — will mir nicht recht einleuchten. Als Christ weiß ich natürlich (so schlimm steht es am Ende auch nicht mit einem), als Christ weiß ich, daß es eine Sühne giebt. Aber in solchem Falle? Thormeyer, was meinen Sie, was sagen Sie dazu? Sie sind ein Mann von Fach und haben alle Kirchenväter gelesen und noch ein paar mehr.“

Thormeyer verklärte sich. Das war so recht ein Thema nach seinem Geschmack; seine Augen wurden größer und sein glattes Gesicht noch glatter.

„Ja,“ sagte er, während er sich über den Tisch zu Molchow vorbeugte, „so was giebt es. Und es ist ein Glück, daß es so was giebt. Denn die arme Menschheit braucht es. Das Wort Purgatorium will ich vermeiden, einmal, weil sich mein protestantisches Gewissen dagegen sträubt, und dann auch wegen des Anklangs; aber es giebt eine Purifikation. Und das ist doch eigentlich das, worauf es ankommt: Reinheitswiederherstellung. Ein etwas schwerfälliges Wort. Indessen die Sache, drum sich's hier handelt, giebt es doch gut wieder. Sie begegnen diesem Hange nach Restitution überall, und namentlich im Orient, — aus dem doch unsre ganze Kultur

stammt, — finden Sie diese Lehre, dieses Dogma, diese Thatsache."

„Ja, ist es eine Thatsache?"

„Schwer zu sagen. Aber es wird als Thatsache genommen. Und das ist ebensogut. Blut sühnt."

„Blut sühnt," wiederholte Molchow. „Gewiß. Daher haben wir ja auch unsere Duellinstitution. Aber wo wollen Sie hier die Blutsühne hernehmen? In diesem Spezialfalle ganz undurchführbar. Der Hauslehrer ist drüben in England geblieben, wenn er nicht gar nach Amerika gegangen ist. Und wenn er auch wiederkäme, er ist nicht satisfaktionsfähig. Wär' er Reserve-Offizier, so hätt' ich das längst erfahren . . ."

„Ja, Herr von Molchow, das ist die hiesige Anschauung. Etwas primitiv, naturwüchsig, das sogenannte Blutracheprinzip. Aber es braucht nicht immer das Blut des Übelthäters selbst zu sein. Bei den Orientalen . . ."

„Ach, Orientalen . . . dolle Gesellschaft . . ."

„Nun denn meinetwegen, bei fast allen Völkern des Ostens sühnt Blut überhaupt. Ja mehr, nach orientalischer Anschauung — ich kann das Wort nicht vermeiden, Herr von Molchow; ich muß immer wieder darauf zurückkommen — nach orientalischer Anschauung stellt Blut die Unschuld als solche wieder her."

„Na, hören Sie, Rektor."

„Ja, es ist so, meine Herren. Und ich darf sagen, es zählt das zu dem Feinsten und Tiefsinnigsten, was es giebt. Und ich habe da auch neulich erst eine Geschichte gelesen, die das alles nicht bloß so obenhin bestätigt, sondern beinahe großartig bestätigt. Und noch dazu aus Siam."

„Aus Siam?"

„Ja, aus Siam. Und ich würde Sie damit behelligen, wenn die Sache nicht ein bißchen zu lang wäre.

Die Herren vom Lande werden so leicht ungeduldig, und ich wundere mich oft, daß sie die Predigt bis zu Ende mitanhören. Daneben ist freilich meine Geschichte aus Siam . . ."

„Erzählen, Direktorchen, erzählen."

„Nun denn, auf Ihre Gefahr. Freilich auch auf meine . . . Da war also, und es ist noch gar nicht lange her, ein König von Siam. Die Siamesen haben nämlich auch Könige."

„Nu, natürlich. So tief stehen sie doch nicht."

„Also da war ein König von Siam, und dieser König hatte eine Tochter."

„Klingt ja wie aus 'm Märchen."

„Ist auch, meine Herren. Eine Tochter, eine richtige Prinzessin, und ein Nachbarfürst (aber von geringerem Stande, so daß man doch auch hier wieder an den Kandidaten erinnert wird) — dieser Nachbarfürst raubte die Prinzessin und nahm sie mit in seine Heimat und seinen Harem, trotz alles Sträubens."

„Na, na."

„So wenigstens wird berichtet. Aber der König von Siam war nicht der Mann, so was ruhig einzustecken. Er unternahm vielmehr einen heiligen Krieg gegen den Nachbarfürsten, schlug ihn und führte die Prinzessin im Triumphe wieder zurück. Und alles Volk war wie von Sieg und Glück berauscht. Aber die Prinzessin selbst war schwermütig."

„Kann ich mir denken. Wollte wieder weg."

„Nein, ihr Herren. Wollte nicht zurück. Denn es war eine sehr feine Dame, die gelitten hatte . . ."

„Ja. Aber wie . . ."

„Die gelitten hatte und fortan nur dem einen Gedanken der Entsühnung lebte, dem Gedanken, wie das Unheilige, das Berührtsein, wieder von ihr genommen werden könne."

„Geht nicht. Berührt is berührt.“

„Mit nichten, Herr von Molchow. Die hohe Prieſterſchaft wurde herangezogen und hielt, wie man hier vielleicht ſagen würde, einen Synod, in dem man ſich mit der Frage der Entſühnung oder, was dasſelbe ſagen will, mit der Frage der Wiederherſtellung der Virginität beſchäftigte. Man kam überein (oder fand es auch vielleicht in alten Büchern), daß ſie in Blut gebadet werden müſſe.“

„Brrr.“

„Und zu dieſem Behufe wurde ſie bald danach in eine Tempelhalle geführt, drin zwei mächtige Wannen ſtanden, eine von rotem Porphyr und eine von weißem Marmor, und zwiſchen dieſen Wannen, auf einer Art Treppe, ſtand die Prinzeſſin ſelbſt. Und nun wurden drei weiße Büffel in die Tempelhalle gebracht, und der hohe Prieſter trennte mit einem Schnitt jedem der drei das Haupt vom Rumpf und ließ das Blut in die daneben ſtehende Porphyrwanne fließen. Und jetzt war das Bad bereitet, und die Prinzeſſin, nachdem ſiameſiſche Jungfrauen ſie entkleidet hatten, ſtieg in das Büffelblut hinab, und der Hoheprieſter nahm ein heiliges Gefäß und ſchöpfte damit und goß es aus über die Prinzeſſin.“

„Eine ſtarke Geſchichte; bei Tiſch hätt' ich mehrere Gänge paſſieren laſſen. Ich find' es doch entſchieden zu viel.“

„Ich nicht,“ ſagte der alte Zühlen, der ſich inzwiſchen eingefunden und ſeit ein paar Minuten mit zugehört hatte. „Was heißt zu viel oder zu ſtark? Stark iſt es, ſo viel geb' ich zu; aber nicht zu ſtark. Daß es ſtark iſt, das iſt ja eben der Witz von der Sache. Wenn die Prinzeſſin bloß einen Leberfleck gehabt hätte, ſo fänd' ich es ohne weiteres zu ſtark; es muß immer ein richtiges Verhältnis da ſein zwiſchen Mittel und Zweck. Ein Leberfleck iſt gar nichts. Aber bedenken Sie, 'ne richtige

Prinzessin als Sklavin in einem Harem; da muß denn doch ganz anders vorgegangen werden. Wir reden jetzt so viel von ‚großen Mitteln'. Ja, meine Herren, auch hier war nur mit großen Mitteln was auszurichten."

„Igni et ferro," bestätigte der Rektor.

„Und," fuhr der alte Zühlen fort, „so viel wird jedem einleuchten, um den Teufel auszutreiben (als den ich diesen Nachbarfürsten und seine That durchaus ansehe), dazu mußte was Besonderes geschehn, etwas Beelzebubartiges. Und das war eben das Blut dieser drei Büffel. Ich find' es nicht zu viel."

Thormeyer hob sein Glas, um mit dem alten Zühlen anzustoßen. „Es ist genau so, wie Herr von Zühlen sagt. Und zuletzt geschah denn auch glücklicherweise das, was unsre mehr auf Schönheit gerichteten Wünsche — denn wir leben nun mal in einer Welt der Schönheit — zufrieden stellen konnte. Direkt aus der Porphyrwanne stieg die Prinzessin in die Marmorwanne, drin alle Wohlgerüche Arabiens ihre Heimstätte hatten, und alle Priester traten mit ihren Schöpfkellen aufs neue heran, und in Kaskaden ergoß es sich über die Prinzessin, und man sah ordentlich, wie die Schwermut von ihr abfiel und wie all das wieder aufblühte, was ihr der räuberische Nachbarfürst genommen. Und zuletzt schlugen die Dienerinnen ihre Herrin in schneeweiße Gewänder und führten sie bis an ein Lager und fächelten sie hier mit Pfauenwedeln, bis sie den Kopf still neigte und entschlief. Und ist nichts zurückgeblieben, und ist später die Gattin des Königs von Annam geworden. Er soll allerdings sehr aufgeklärt gewesen sein, weil Frankreich schon seit einiger Zeit in seinem Lande herrschte."

„Hoffen wir, daß Lillis Vetter auch ein Einsehen hat."

„Er wird, er wird."

Darauf stieß man an und alles brach auf. Die Wagen waren bereits vorgefahren und standen in langer

Reihe zwiſchen dem „Prinz-Regenten“ und dem Triangelplatz.

Auch der Stechliner Wagen hielt ſchon, und Martin, um ſich die Zeit zu vertreiben, knipſte mit der Peitſche. Dubslav ſuchte nach ſeinem Paſtor und begann ſchon ungeduldig zu werden, als Lorenzen endlich an ihn herantrat und um Entſchuldigung bat, daß er habe warten laſſen. Aber der Oberförſter ſei ſchuld; der habe ihn in ein Geſpräch verwickelt, das auch noch nicht beendet ſei, weshalb er vorhabe, die Rückfahrt mit Katzler gemeinſchaftlich zu machen.

Dubslav lachte. „Na, dann mit Gott. Aber laſſen Sie ſich nicht zu viel erzählen. Ermyntrud wird wohl die Hauptrolle ſpielen oder noch wahrſcheinlicher der neuzufindende Name. Werde wohl recht behalten . . . Und nun vorwärts, Martin.“

Damit ging es über das holperige Pflaſter fort.

* * *

In der Stadt war ſchon alles ſtill; aber draußen auf der Landſtraße kam man an großen und kleinen Trupps von Häuslern, Teerſchwelern und Glashüttenleuten vorüber, die ſich einen guten Tag gemacht hatten und nun ſingend und johlend nach Hauſe zogen. Auch Frauensvolk war dazwiſchen und gab allem einen Beigeſchmack.

So trabte Dubslav auf den als halber Weg geltenden Rehmitzſee zu. Nicht weit davon befand ſich ein Kohlenmeiler, Dietrichs-Ofen, und als Martin jetzt um die nach Süden vorgeſchobene Seeſpitze herumbiegen wollte, ſah er, daß wer am Wege lag, den Oberkörper unter Gras und Binſen verſteckt, aber die Füße quer über das Fahrgeleiſe.

Martin hielt an. „Gnädiger Herr, da liegt wer. Ich glaub', es iſt der alte Turen.“

„Turen, der alte Süffel von Dietrichs-Ofen?“

„Ja, gnädiger Herr. Ich will mal ſehen, was es mit ihm iſt.“

Und dabei gab er die Leinen an Dubslav und ſtieg ab und rüttelte und ſchüttelte den am Wege Liegenden. „Awer Turen, wat moakſt du denn hier? Wenn keen Moonſchien wiehr, wiehrſt du nu all kaput.“

„Joa, joa,“ ſagte der Alte. Aber man ſah, daß er ohne rechte Beſinnung war.

Und nun ſtieg Dubslav auch ab, um den ganz Unbehilflichen mit Martin gemeinſchaftlich auf den Rückſitz zu legen. Und bei dieſer Prozedur kam der Trunkene einigermaßen wieder zu ſich und ſagte: „Nei, nei, Martin, nich doa; pack mi lewer vörn upp'n Bock.“

Und wirklich, ſie hoben ihn da hinauf, und da ſaß er nun auch ganz ſtill und ſagte nichts. Denn er ſchämte ſich vor dem gnädigen Herrn.

Endlich aber nahm dieſer wieder das Wort und ſagte: „Nu ſage mal, Turen, kannſt du denn von dem Branntwein nich laſſen? Legſt dich da hin; is ja ſchon Nachtfroſt. Noch 'ne Stunde, dann warſt du dod. Waren ſie denn alle ſo?

„Mehrſchtendeels.“

„Und da habt ihr denn für den Katzenſtein geſtimmt.“

„Nei, gnäd'ger Herr, vör Katzenſtein nich.“

Und nun ſchwieg er wieder, während er vorn auf dem Bock unſicher hin und her ſchwankte.

„Na, man 'raus mit der Sprache. Du weißt ja, ich reiß' keinem den Kopp ab. Is auch alles egal. Alſo für Katzenſtein nich. Na, für wen denn?“

„Vör Torgelow'n.“

Dubslav lachte. „Für Torgelow, den euch die Berliner hergeſchickt haben. Hat er denn ſchon was für euch gethan?“

„Nei, noch nich.“

„Na, warum denn?“

„Joa, se seggen joa, he will wat för uns duhn un is so fihr för de armen Lüd. Un denn kriegen wi joa'n Stück Tüffelland. Un se seggen ook, he is klöger, as de annern finn.“

„Wird wohl. Aber er is doch noch lange nich so klug, wie ihr dumm seid. Habt ihr denn schon gehungert?“

„Nei, dat grad nich.“

„Na, das kann auch noch kommen.“

„Ach, gnäd'ger Herr, dat wihrd joa woll nich.“

„Na, wer weiß, Tuxen. Aber hier is Dietrichs-Ofen. Nu steigt ab und seht Euch vor, daß Ihr nicht fallt, wenn die Pferde anrucken. Und hier habt Ihr was. Aber nich mehr für heut. Für heut habt Ihr genug. Und nu macht, daß Ihr zu Bett kommt und träumt von ‚Tüffelland‘.“

In Mission nach England.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Woldemar erfuhr am andern Morgen aus Zeitungstelegrammen, daß der sozialdemokratische Kandidat, Feilenhauer Torgelow, im Wahlkreise Rheinsberg-Wutz gesiegt habe. Bald darauf traf auch ein Brief von Lorenzen ein, der zunächst die Telegramme bestätigte und am Schlusse hinzusetzte, daß Dubslav eigentlich herzlich froh über den Ausgang sei. Woldemar war es auch. Er ging davon aus, daß sein Vater wohl das Zeug habe, bei Dressel oder Borchardt mit viel gutem Menschenverstand und noch mehr Eulenspiegelei seine Meinung über allerhand politische Dinge zum besten zu geben; aber im Reichstage fach- und sachgemäß sprechen, das konnt' er nicht und wollt' er auch nicht. Woldemar war so durchdrungen davon, daß er über die Vorstellung einer Niederlage, dran er als Sohn des Alten immerhin wie beteiligt war, verhältnismäßig rasch hinwegkam, pries es aber doch, um eben diese Zeit mit einem Kommando nach Ostpreußen hin betraut zu werden, das ihn auf ein paar Wochen von Berlin fernhielt. Kam er dann zurück, so waren Anfragen in dieser Wahlangelegenheit nicht mehr zu befürchten, am wenigsten innerhalb seines Regiments, in dem man sich, von ein paar Intimsten abgesehen, eigentlich schon jetzt über den unliebsamen Zwischenfall ausschwieg.

Und in Schweigen hüllte man sich auch am Kron-

prinzen-Ufer, als Woldemar hier am Abend vor seiner Abreise noch einmal vorsprach, um sich bei der gräflichen Familie zu verabschieden. Es wurde nur ganz obenhin von einem abermaligen Siege der Sozialdemokratie gesprochen, ein absichtlich flüchtiges Berühren, das nicht auffiel, weil sich das Gespräch sehr bald um Rex und Czako zu drehen begann, die, seit lange dazu aufgefordert, gerade den Tag vorher ihren ersten Besuch im Barbyschen Hause gemacht und besonders bei dem alten Grafen viel Entgegenkommen gefunden hatten. Auch Melusine hatte sich durch den Besuch der Freunde durchaus zufriedengestellt gesehen, trotzdem ihr nicht entgangen war, was, nach freilich entgegengesetzten Seiten hin, die Schwäche beider ausmachte.

„Wovon der eine zu wenig hat," sagte sie, „davon hat der andre zu viel."

„Und wie zeigte sich das, gnädigste Gräfin?"

„O, ganz unverkennbar. Es traf sich, daß im selben Augenblicke, wo die Herren Platz nahmen, drüben die Glocken der Gnadenkirche geläutet wurden, was denn — man ist bei solchen ersten Besuchen immer dankbar, an irgend was anknüpfen zu können — unser Gespräch sofort aufs Kirchliche hinüberlenkte. Da legitimierten sich dann beide. Hauptmann Czako, weil er ahnen mochte, was sein Freund in nächster Minute sagen würde, gab vorweg deutliche Zeichen von Ungeduld, während Herr von Rex in der That nicht nur von dem ‚Ernst der Zeiten' zu sprechen anfing, sondern auch von dem Bau neuer Kirchen einen allgemeinen, uns nahe bevorstehenden Umschwung erwartete. Was mich natürlich erheiterte."

* * *

Woldemars Kommando nach Ostpreußen war bis auf Anfang November berechnet, und mehr als einmal

sprachen im Verlaufe dieser Zeit Rex und Czako bei den Barbys vor. Freilich immer nur einzeln. Verabredungen zu gemeinschaftlichem Besuche waren zwar mehrfach eingeleitet worden, aber jedesmal erfolglos, und erst zwei Tage vor Woldemars Rückkehr fügte es sich, daß sich die beiden Freunde bei den Barbys trafen. Es war ein ganz besonders gelungener Abend, da neben der Baronin Berchtesgaden und Dr. Wrschowitz auch ein alter Malerprofessor (eine neue Bekanntschaft des Hauses) zugegen war, was eine sehr belebte Konversation herbeiführte. Besonders der neben seinen andern Apartheiten auch durch langes weißes Haar und große Leuchte-Augen ausgezeichnete Professor, hatte, — gestützt auf einen unentwegten Peter Cornelius-Enthusiasmus, — alles hinzureißen gewußt. „Ich bin glücklich, noch die Tage dieses großen und einzig dastehenden Künstlers gesehen zu haben. Sie kennen seine Kartons, die mir das Bedeutendste scheinen, was wir überhaupt hier haben. Auf dem einen Karton steht im Vordergrund ein Tubabläser und setzt das Horn an den Mund, um zu Gericht zu rufen. Diese eine Gestalt balanciert fünf Kunstausstellungen, will also sagen netto 15000 Bilder. Und eben diese Kartons, samt dem Bläser zum Gericht, die wollen sie jetzt fortschaffen und sagen dabei in naiver Effronterie, solch schwarzes Zeug mit Kohlenstrichen dürfe überhaupt nicht so viel Raum einnehmen. Ich aber sage Ihnen, meine Herrschaften, ein Kohlenstrich von Cornelius ist mehr wert als alle modernen Paletten zusammengenommen, und die Tuba, die dieser Tubabläser da an den Mund setzt — verzeihen Sie mir altem Jüngling diesen Kalauer —, diese Tuba wiegt alle Tuben auf, aus denen sie jetzt ihre Farben herausdrücken. Beiläufig auch eine miserable Neuerung. Zu meiner Zeit gab es noch Beutel, und diese Beutel aus Schweinsblase waren viel besser. Ein wahres Glück, daß König Friedrich Wilhelm IV.

dieſe jetzt etablierte Niedergangsepoche nicht mehr erlebt hat, dieſe Zeit des Abfalls, ſo recht eigentlich eine Zeit der apokalyptiſchen Reiter. Bloß zu den dreien, die der große Meiſter uns da geſchaffen hat, iſt heutzutage noch ein vierter Reiter gekommen, ein Miſchling von Neid und Ungeſchmack. Und dieſer vierte ſichelt am ſtärkſten."

Alles nickte, ſelbſt die, die nicht ganz ſo dachten, denn der Alte mit ſeinem Apoſtelkopfe hatte ganz wie ein Prophet geſprochen. Nur Meluſine blieb in einer ſtillen Oppoſition und flüſterte der Baronin zu: „Tubabläſer. Mir perſönlich iſt die Böcklinſche Meerfrau mit dem Fiſchleib lieber. Ich bin freilich Partei."

* * *

Die Abende bei den Barbys ſchloſſen immer zu früher Stunde. So war es auch heute wieder. Es ſchlug eben erſt zehn, als Rex und Czako auf die Straße hinaustraten und drüben an dem langgeſtreckten Ufer Tauſende von Lichtern vor ſich hatten, von denen die vorderſten ſich im Waſſer ſpiegelten.

„Ich möchte wohl noch einen Spaziergang machen," ſagte Czako. „Was meinen Sie, Rex? Sind Sie mit dabei? Wir gehen hier am Ufer entlang, an den Zelten vorüber bis Bellevue, und da ſteigen wir in die Stadtbahn und fahren zurück, Sie bis an die Friedrichsſtraße, ich bis an den Alexanderplatz. Da iſt jeder von uns in drei Minuten zu Haus."

Rex war einverſtanden. „Ein wahres Glück," ſagte er, „daß wir uns endlich mal getroffen haben. Seit faſt drei Wochen kennen wir nun das Haus und haben noch keine Ausſprache darüber gehabt. Und das iſt doch immer die Hauptſache. Für Sie gewiß."

„Ja, Rex, das ‚für Sie gewiß', das ſagen Sie ſo ſpöttiſch und überheblich, weil Sie glauben, Klatſchen

sei was Inferiores und für mich gerade gut genug. Aber da machen Sie meiner Meinung nach einen doppelten Fehler. Denn erstlich ist Klatschen überhaupt nicht inferior, und zweitens klatschen Sie gerade so gern wie ich und vielleicht noch ein bißchen lieber. Sie bleiben nur immer etwas steifer dabei, lehnen meine Frivolitäten zunächst ab, warten aber eigentlich darauf. Im übrigen denk' ich, wir lassen all das auf sich beruhn und sprechen lieber von der Hauptsache. Ich finde, wir können unserm Freunde Stechlin nicht dankbar genug dafür sein, uns mit einem so liebenswürdigen Hause bekannt gemacht zu haben. Den Wrschowitz und den alten Malerprofessor, der von dem Engel des Gerichts nicht loskonnte, — nun die beiden schenk' ich Ihnen (ich denke mir, der Maler wird wohl nach Ihrem Geschmacke sein), aber die andern, die man da trifft, wie reizend alle, wie natürlich. Obenan dieser Frommel, dieser Hofprediger, der mir am Theetisch fast noch besser gefällt als auf der Kanzel. Und dann diese bayrische Baronin. Es ist doch merkwürdig, daß die Süddeutschen uns im Gesellschaftlichen immer um einen guten Schritt vorauf sind, nicht von Bildungs, aber von glücklicher Natur wegen. Und diese glückliche Natur, das ist doch die wahre Bildung."

„Ach Czako, Sie überschätzen das. Es ist ja richtig, wenn Sie da so die Würstel aus dem großen Kessel herausholen und irgend eine Loni oder Toni mit dem Maßkrug kommt, so sieht das nach was aus, und wir kommen uns wie verhungerte Schulmeister daneben vor. Aber eigentlich ist das, was wir haben, doch das Höhere."

„Gott bewahre. Alles, was mit Grammatik und Examen zusammenhängt, ist nie das Höhere. Waren die Patriarchen examiniert, oder Moses oder Christus? Die Pharisäer waren examiniert. Und da sehen Sie, was dabei herauskommt. Aber, um mehr in der Nähe

zu bleiben, nehmen Sie den alten Grafen. Er war freilich Botschaftsrat, und das klingt ein bißchen nach was; aber eigentlich ist er doch auch bloß ein unexaminierter Naturmensch, und das gerade giebt ihm seinen Charme. Beiläufig, finden Sie nicht auch, daß er dem alten Stechlin ähnlich sieht?"

„Ja, äußerlich."

„Auch innerlich. Natürlich 'ne andre Nummer, aber doch derselbe Zwirn, — Pardon für den etwas abgehaspelten Berolinismus. Und wenn Sie vielleicht an Politik gedacht haben, auch da ist wenig Unterschied. Der alte Graf ist lange nicht so liberal und der alte Dubslav lange nicht so junkerlich, wie's aussieht. Dieser Barby, dessen Familie, glaub' ich, vordem zu den Reichsunmittelbaren gehörte, dem steckt noch so was von ‚Gottesgnadenschaft' in den Knochen, und das giebt dann die bekannte Sorte von Vornehmheit, die sich den Liberalismus glaubt gönnen zu können. Und der alte Dubslav, nun, der hat dafür das im Leibe, was die richtigen Junker alle haben: ein Stück Sozialdemokratie. Wenn sie gereizt werden, bekennen sie sich selber dazu."

„Sie verkennen das, Czako. Das alles ist ja bloß Spielerei."

„Ja, was heißt Spielerei? Spielen. Wir haben schöne alte Fibelverse, die vor der Gefährlichkeit des Mit-dem-Feuerspielens warnen. Aber lassen wir Dubslav und den alten Barby. Wichtiger sind doch zuletzt immer die Damen, die Gräfin und die Comtesse. Welche wird es? Ich glaube, wir haben schon mal darüber gesprochen, damals, als wir von Kloster Wutz her über den Kremmerdamm ritten. Viel Vertrauen zu Freund Woldemars richtigem Frauenverständnis hab' ich eigentlich nicht, aber ich sage trotzdem: Melusine."

„Und ich sage: Armgard. Und Sie sagen es im Stillen auch."

* * *

Es war zwei Tage vor Woldemars Rückkehr aus Ostpreußen, daß Rex und Czako dies Tiergartengespräch führten. Eine halbe Stunde später fuhren sie, wie verabredet, vom Bellevuebahnhof aus wieder in die Stadt zurück. Überall war noch ein reges Leben und Treiben, und Leben war denn auch in dem aus bloß drei Zimmern verschiedener Größe sich zusammensetzenden Kasino der Gardedragoner. In dem zunächst am Flur gelegenen großen Speisesaale, von dessen Wänden die früheren Kommandeure des Regiments, Prinzen und Nichtprinzen, herniederblickten, sah man nur wenig Gäste. Daneben aber lag ein Eckzimmer, das mehr Insassen und mehr flotte Bewegung hatte. Hier, über dem schräg gestellten Kamin, drin ein kleines Feuer flackerte, hing seit kurzem das Bildnis des „hohen Chefs" des Regiments, der Königin von England, und in der Nähe eben dieses Bildes ein ruhmreiches Erinnerungsstück aus dem sechsundsechziger und siebziger Kriege: die Trompete, darauf derselbe Mann, Stabstrompeter Wollhaupt, erst am 3. Juli auf der Höhe von Lipa und dann am 16. August bei Mars la Tour das Regiment zur Attacke gerufen hatte, bis er an der Seite seines Obersten fiel; der Oberst mit ihm.

Dies Eckzimmer war, wie gewöhnlich, auch heute der bevorzugte kleine Raum, drin sich jüngere und ältere Offiziere zu Spiel und Plauderei zusammengefunden hatten, unter ihnen die Herren von Wolfshagen, von Herbstfelde, von Wohlgemuth, von Grumbach, von Raspe.

„Weiß der Himmel," sagte Raspe, „wir kommen aus den Abordnungen auch gar nicht mehr heraus. Wir haben freilich drei Sendens im Regiment, aber es sind der Sendbotschaften doch fast zu viel. Und diesmal nun auch unser Stechlin dabei. Was wird er sagen, wenn er oben in Ostpreußen von der ihm zugedachten Ehre hört. Er wird vielleicht sehr gemischte

Gefühle haben. Übermorgen ist er von Trakehnen wieder da, mutmaßlich bei dem scheußlichen Wetter schlecht ajustiert, und dann Hals über Kopf und in großem Trara nach London. Und London ginge noch. Aber auch nach Windsor. Alles, wenn es sich um hie handelt, will doch seine Zeit haben, und gerade die Vettern drüben sehen einem sehr auf die Finger."

„Laß sie sehn," sagte Herbstfelde. „Wir sehen auch. Und Stechlin ist nicht der Mann, sich über derlei Dinge graue Haare wachsen zu lassen. Ich glaube, daß ihn was ganz andres geniert. Es ist doch immerhin was, daß er da mit nach England hinüber soll, und einer solchen Auszeichnung entspricht selbstverständlich eine Nichtauszeichnung andrer. Das paßt nicht jedem, und nach dem Bilde, das ich mir von unserm Stechlin mache, gehört er zu diesen. Er ficht nicht gern unter der Devise ‚nur über Leichen', hat vielmehr umgekehrt den Zug, sich in die zweite Linie zu stellen. Und nun sieht es aus, als wär' er ein Streber."

„Stimmt nicht," sagte Raspe. „Für so verrannt kann ich keinen von uns halten. Stechlin sitzt da oben in Ostpreußen und kann doch unmöglich in seinen Mußestunden hierher intrigiert und einen etwaigen Rivalen aus dem Sattel geworfen haben. Und unser Oberst! Der ist doch auch nicht der Mann dazu, sich irgend wen aufreden zu lassen. Der kennt seine Pappenheimer. Und wenn er sich den Stechlin aussucht, dann weiß er, warum. Übrigens, Dienst ist Dienst; man geht nicht, weil man will, sondern weil man muß. Spricht er denn englisch?"

„Ich glaube nicht," sagte von Grumbach. „Soviel ich weiß, hat er vor kurzem damit angefangen, aber natürlich nicht wegen dieser Mission, die ja wie vom blauen Himmel auf ihn niederfällt, sondern der Barbys wegen, die beinah zwanzig Jahre in England waren

und halb engliſch ſind. Im übrigen hab ich mir ſagen laſſen, es geht drüben auch ohne die Sprache. Herbſtfelde, Sie waren ja voriges Jahr da. Mit gutem Deutſch und ſchlechtem Franzöſiſch kommt man überall durch.“

„Ja,“ ſagte Herbſtfelde. „Bloß ein bißchen Landesſprache muß doch noch dazu kommen. Indeſſen, es giebt ja kleine Vademekums, und da muß man dann eben nachſchlagen, bis man's hat. Sonſt ſind hundert Vokabeln genug. Als ich noch zu Hauſe war, hatten wir da ganz in unſrer Nachbarſchaft einen verdrehten alten Herrn, der — eh' ihn die Gicht unterkriegte — ſich ſo ziemlich in der ganzen Welt herumgetrieben hatte. Pro neues Land immer neue hundert Vokabeln. Unter anderm war er auch mal in Südrußland geweſen, von welcher Zeit ab — und zwar nach vorgängiger, vor einem großen Liqueurkaſten ſtattgehabten Anfreundung mit einem uralten Popen — er das Amendement zu ſtellen pflegte: ‚Hundert Vokabeln; aber bei 'nem Popen bloß fünfzig?‘ Und das muß ich ſagen, ich habe das mit den hundert in England durchaus beſtätigt gefunden. ‚Mary, please, a jug of hot water,‘ ſo viel muß man weghaben, ſonſt ſitzt man da. Denn der Naturengländer weiß gar nichts.“

„Wie lange waren Sie denn eigentlich drüben, Herbſtfelde?“

„Drei Wochen. Aber die Reiſetage mitgerechnet.“

„Und ſind Sie ſo ziemlich auf Ihre Koſten gekommen? Einblick ins Volksleben, Parlament, Oxford, Cambridge, Gladſtone?“

Herbſtfelde nickte.

„Und wenn Sie nun ſo alles zuſammennehmen, was hat da ſo den meiſten Eindruck auf Sie gemacht? Architektur, Kunſt, Leben, die Schiffe, die großen Brücken? Die Straßenjungens, wenn man in einem

Cab vorüberfährt, ſollen ja immer Rad neben einem her ſchlagen, und die Dienſtmädchen, was noch wichtiger iſt, ſollen ſehr hübſch ſein, kleine Hauben und Tändelſchürze."

„Ja, Raſpe, da treffen Sie's. Und iſt eigentlich auch das Intereſſanteſte. Denn ſogenannte Meiſterwerke giebt es ja jetzt überall, von Kirchen und dergleichen gar nicht zu reden. Und Schiffe haben wir ja jetzt auch und auch ein Parlament. Und manche ſagen, unſres ſei noch beſſer. Aber das Volk. Sehen Sie, da ſteckt es. Das Volk iſt alles."

„Na, natürlich Volk. Oberſchicht überall ein und dasſelbe. Was da los iſt, das wiſſen wir."

„Und eigentlich hab' ich die ganzen drei Wochen auf 'nem Omnibus geſeſſen und bin abends in die Matroſenkneipen an der Themſe gegangen. Ein bißchen gefährlich; man hat da ſeinen Meſſerſtich weg, man weiß nicht wie, ganz wie in Italien. Bloß in Italien giebt es vorher doch immer noch ein Liebesverhältnis, was in Old-Wapping — ſo heißt nämlich der Stadtteil an der Themſe — nicht mal nötig iſt. Und dann, wenn ich zu Hauſe war, ſprach ich natürlich mit Mary. Viel war es nicht. Denn die hundert Vokabeln, die dazu nötig ſind, die hatte ich damals noch nicht voll."

„Na, 's ging aber doch?"

„So leidlich. Und dabei hatt' ich mal 'ne Scene, die war eigentlich das Hübſcheſte. Meine Wohnung befand ſich nämlich eine Treppe hoch in einer kleinen ſtillen Querſtraße von Oxford-Street. Und Mary war gerade bei mir. Und in dem Augenblicke, wo ich mich mit dem hübſchen Kinde zu verſtändigen ſuche . . ."

„Worüber?"

„In demſelben Augenblicke ſieht ein Chineſe grinſend in mein Fenſter hinein, ſo daß er eigentlich eine Ohrfeige verdient hätte."

„Wie war denn das aber möglich?“

„Ja, das ist ja eben das, was ich das Londoner Volksleben nenne. Alles mögliche, wovon wir hier gar keine Vorstellung haben, vollzieht sich da mitten auf dem Straßendamm. Und so waren denn auch an jenem Tage zwei Chinesen, ihres Zeichens Akrobaten, in die Querstraße von Oxford-Street gekommen, und der eine, ein dicker starker Kerl, hatte einen Gurt um den Leib, und in der Öse dieses Gurtes steckte 'ne Stange, auf die der zweite Chinese hinaufkletterte. Und wie er da oben war, war er gerade in Höhe meiner Beletage und sah hinein, als ich mich eben bemühte, mich Mary klar zu machen.“

„Ja, Herbstfelde, das war nu freilich ein Pech, und wenn Sie wieder drüben sind, müssen Sie nach hinten hinaus wohnen oder höher hinauf. Aber interessant ist es doch. Und ich bezweifle nur, daß Stechlin in eine gleiche Lage kommen wird.“

„Gewiß nicht. Daran hindern ihn seine Moralitäten.“

„Und noch mehr die Barbys.“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Woldemar, von der ihm bevorstehenden Auszeichnung unterrichtet, kürzte seinen Aufenthalt in Ostpreußen um vierundzwanzig Stunden ab, hatte trotzdem aber, nach seinem Wiedereintreffen in Berlin, nur noch zwei Tage zur Verfügung. Das war wenig. Denn außer allerlei zu treffenden Reisevorbereitungen lag ihm doch auch noch ob, verschiedene Besuche zu machen, so bei den Barbys, bei denen er sich für den letzten Abend schon brieflich angemeldet hatte.

Dieser Abend war nun da. Die Koffer standen gepackt um ihn her, er selber aber lehnte sich, ziemlich abgespannt, in seinen Schaukelstuhl zurück, nochmals überschlagend, ob auch nichts vergessen sei. Zuletzt sagte er sich: „Was nun noch fehlt, fehlt; ich kann nicht mehr." Und dabei sah er nach der Uhr. Bis zu seinem am Kronprinzenufer angesagten Besuche war noch fast eine Stunde. Die wollt' er ausnutzen und sich vorher nach Möglichkeit ruhn. Aber er kam nicht dazu. Sein Bursche trat ein und meldete: „Hauptmann von Czako."

„Ah, sehr willkommen."

Und Woldemar, so wenig gelegen ihm Czako auch kam, sprang doch auf und reichte dem Freunde die Hand. „Sie kommen, um mir zu meiner englischen Reise zu gratulieren. Und wiewohl es so so damit

ſteht, Ihnen, glaub' ich's, daß Sie's ehrlich meinen. Sie gehören zu den paar Menſchen, die keinen Neid kennen."

„Na, laſſen wir das Thema lieber. Ich bin deſſen nicht ſo ganz ſicher; mancher ſieht beſſer aus, als er iſt. Aber natürlich komm' ich, um Ihnen wohl oder übel meine Glückwünſche zu bringen und meinen Reiſeſegen dazu. Donnerwetter, Stechlin, wo will das noch mit Ihnen hinaus! Sie werden natürlich Londoner Militärattaché, ſagen wir in einem halben Jahr, und in ebenſoviel Zeit haben Sie ſich drüben ſportlich eingelebt und etablieren ſich als Sieger in einem Steeple Chaſe, vorausgeſetzt, daß es ſo was noch giebt (ich glaube nämlich, man nennt es jetzt alles ganz anders). Und vierzehn Tage nach Ihrem erſten großen Sportſiege verloben Sie ſich mit Ruth Ruſſel oder mit Geraldine Cavendiſh, haben den Bedforder- oder den Devonſhire-Herzog als Rückendeckung und gehen als Generalgouverneur nach Mittelafrika, links die Zwerge, rechts die Menſchenfreſſer. Emin ſoll ja doch eigentlich aufgefreſſen ſein."

„Czako, Sie machen ſich's zu nutze, daß die Mittagsſtunde glücklich vorüber iſt, ſonſt könnten Sie's kaum verantworten. Aber rücken Sie ſich einen Seſſel 'ran, und hier ſind Zigaretten. Oder lieber Zigarre?"

„Nein, Zigaretten . . . Ja, ſehen Sie, Stechlin, ſolche Miſſion oder wenn auch nur ein Bruchteil davon . . ."

„Sagen wir Anhängſel."

„. . . Solche Miſſion iſt gerade das, was ich mir all mein Lebtag gewünſcht habe. Bloß ‚Erhörung kam nicht geſchritten'. Und doch iſt gerad' in unſerm Regiment immer was los. Immer iſt wer auf dem Wege nach Petersburg. Aber weiß der Teufel, trotz der vielen Schickerei, meine Wenigkeit iſt noch nicht 'ran gekommen.

Ich denke mir, es liegt an meinem Namen. Hier hat „Czako" ja auch schon einen Beigeschmack, einen Stich ins Komische, aber das Slavische drin giebt ihm in Berlin etwas Apartes, während es in Petersburg wahrscheinlich heißen würde: ‚Czako, was soll das? Was soll Czako? Dergleichen haben wir hier echter und besser.' Ja, ich gehe noch weiter und bin nicht einmal sicher, ob man da drüben nicht Lust bezeugen könnte, in der Wahl von ‚Czako' einen Witz oder versteckten Affront zu wittern. Aber wie dem auch sei, Winterpalais und Kreml sind mir verschlossen. Und nun gehen Sie nach London und sogar nach Windsor. Und Windsor ist doch nun mal das denkbar Feinste. Rußland, wenn Sie mir solche Frühstücksvergleiche gestatten wollen, hat immer was von Astrachan, England immer was von Colchester. Und ich glaube, Colchester steht höher. In meinen Augen gewiß. Ach, Stechlin, Sie sind ein Glückspilz, ein Wort, das Sie meiner erregten Stimmung zu gute halten müssen. Ich werde wohl an der Majorsecke scheitern, wegen verschiedener Mankos. Aber sehn Sie, daß ich das einsehe, das könnte das Schicksal doch auch wieder mit mir versöhnen."

„Czako, Sie sind der beste Kerl von der Welt. Es ist eigentlich schade, daß wir solche Leute wie Sie nicht bei unserm Regiment haben. Oder wenigstens nicht genug. ‚Fein' ist ja ganz gut, aber es muß doch auch mal ein Donnerwetter dazwischen fahren, ein Cynismus, eine Bosheit; sie braucht ja nicht gleich einen Giftzahn zu haben. Übrigens, was die Patentheit angeht, so fühl' ich deutlich, daß ich auch nur so gerade noch passiere. Nehmen Sie beispielsweise bloß das Sprachliche. Wer heutzutage nicht drei Sprachen spricht, gehört in die Ecke . . ."

„Sag' ich mir auch. Und ich habe deshalb auch mit dem Russischen angefangen. Und wenn ich dann

ſo dabei bin und über meine Fortſchritte beinah' erſtaune, dann berapple ich mich momentan wieder und ſage mir: ‚Courage gewonnen, alles gewonnen'. Und dabei laſſ' ich dann zu meinem weitern Troſt all unſre preußiſchen Helden zu Fuß und zu Pferde an mir vorüber ziehen, immer mit dem Gefühl einer gewiſſen wiſſenſchaftlichen und mitunter auch moraliſchen Überlegenheit. Da iſt zuerſt der Derfflinger. Nun, der ſoll ein Schneider geweſen ſein. Dann kam Blücher, — der war einfach ein ‚Jeu'er. Und dann kam Wrangel und trieb ſein verwegenes Spiel mit ‚mir und mich'."

„Bravo, Czako. Das iſt die Sprache, die Sie ſprechen müſſen. Und Sie werden auch nicht an der Majorsecke ſcheitern. Eigentlich läuft doch alles bloß darauf hinaus, wie hoch man ſich ſelber einſchätzt. Das iſt freilich eine Kunſt, die nicht jeder verſteht. Das Wort vom alten Fritz: ‚Denk' Er nur immer, daß Er hunderttauſend Mann hinter ſich hat,' dies Troſtwort iſt manchem von uns ein bißchen verloren gegangen, trotz unſrer Siege. Oder vielleicht auch eben deshalb. Siege produzieren unter Umſtänden auch Beſcheidenheit."

„Jedenfalls haben Sie, lieber Stechlin, zu viel davon. Aber wenn Sie erſt Ihre Ruth haben . . ."

„Ach, Czako, kommen Sie mir nicht immer mit ‚Ruth'. Oder eigentlich, ſeien Sie doch bedankt dafür. Denn dieſer weibliche Name mahnt mich, daß ich mich für heut' Abend am Kronprinzenufer angemeldet habe, bei den Barbys, wo's, wie Sie wiſſen, freilich keine Ruth giebt, aber dafür eine ‚Meluſine', was faſt noch mehr iſt."

„Verſteht ſich, Meluſine is mehr. Alles, was aus dem Waſſer kommt, iſt mehr. Venus kam aus dem Waſſer, ebenſo Hero . . . Nein, nein, entſchuldigen Sie, es war Leander."

„Egal. Laſſen Sie's, wie's iſt. Solche verwechſelte

Schillerſtelle thut einem immer wohl. Übrigens können Sie mich in meinem Coupé begleiten; vom Kronprinzenufer aus haben Sie knapp noch halben Weg bis in Ihre Kaſerne.“

* * *

Das Coupé that ſeine Schuldigkeit, und es ſchlug eben erſt acht, als Woldemar vor dem Barbyſchen Hauſe hielt und, ſich von Czako verabſchiedend, die Treppe hinauf ſtieg. Er fand nur die Familie vor, was ihm ſehr lieb war, weil er kein allgemeines Geſpräch führen, ſondern ſich lediglich für ſeine Reiſe Rats erholen wollte. Der alte Graf kannte London beſſer als Berlin, und auch Meluſine war ſchon über ſiebzehn, als man, bald nach dem Tode der Mutter, England verlaſſen und ſich auf die Graubündner Güter zurückgezogen hatte. Darüber waren nun wieder nah' an anderthalb Jahrzehnte vergangen, aber Vater und Töchter hingen nach wie vor an Hydepark und dem ſchönen Hauſe, das ſie da bewohnt hatten, und gedachten dankbar der in London verlebten Tage. Selbſt Armgard ſprach gern von dem Wenigen, deſſen ſie ſich noch aus ihrer frühen Kindheit her erinnerte.

„Wie glücklich bin ich,“ ſagte Woldemar, „Sie allein zu finden! Das klingt freilich ſehr ſelbſtiſch, aber ich bin doch vielleicht entſchuldigt. Wenn Beſuch da wäre, nehmen wir beiſpielsweiſe Wrſchowitz, und ich ließe mich hinreißen, von der Prinzeſſin von Wales und in natürlicher Konſequenz von ihren zwei Schweſtern Dagmar und Thyra zu ſprechen, ſo hätt' ich vielleicht wegen Dänenfreundlichkeit heut' Abend noch ein Duell auszufechten. Was mir doch unbequem wäre. Beſſer iſt beſſer.“

Der alte Barby nickte vergnüglich.

„Ja, Herr Graf,“ fuhr Woldemar fort, „ich komme, mich von Ihnen und den Damen zu verabſchieden, aber

ich komme vor allem auch, um mich in zwölfter Stunde noch nach Möglichkeit zu informieren. In dem Augenblick, wo der gänzlich ignorante Kandidatus in seinen Frack fährt, guckt er — so was soll vorkommen — noch einmal ins Corpus juris und liest, sagen wir zehn Zeilen, und gerad' über diese wird er nachher gefragt und sieht sich gerettet. Dergleichen könnte mir doch auch vorbehalten sein. Sie waren lange drüben und die Damen ebenso. Auf was muß ich achten, was vermeiden, was thun? Vor allem, was muß ich sehn und was nicht sehn? Das letztere vielleicht das Wichtigste von allem."

„Gewiß, lieber Stechlin. Aber ehe wir anfangen, rücken Sie hier ein und gönnen Sie sich eine Tasse Thee. Freilich, daß Sie den Thee würdigen werden, ist so gut wie ausgeschlossen; dazu sind Sie viel zu aufgeregt. Sie sind ja wie ein Wasserfall; ich erkenne Sie kaum wieder."

Woldemar wollte sich entschuldigen.

„Nur keine Entschuldigungen. Und am wenigsten über das. Alles ist heutzutage so nüchtern, daß ich immer froh bin, mal einer Aufregung zu begegnen; Aufregung kleidet besser als Indifferenz und jedenfalls ist sie interessanter. Was meinst du dazu, Melusine?"

„Papa schraubt mich. Ich werde mich aber hüten, zu antworten."

„Und so denn wieder zur Sache. Ja, lieber Stechlin, was thun, was sehn? Oder wie Sie ganz richtig bemerken, was nicht sehn? Überall etwas sehr schwieriges. In Italien vertrödelt man die Zeit mit Bildern, in England mit Hinrichtungsblöcken. Sie haben drüben ganze Kollektionen davon. Also möglichst wenig Historisches. Und dann natürlich keine Kirchen, immer mit Ausnahme von Westminster. Ich glaube, was man so mit billiger Wendung „Land und Leute" nennt, das ist

und bleibt das Beſte. Die Themſe hinauf und hinunter, Richmond-Hill (auch jetzt noch, trotzdem wir ſchon November haben) und Werbekneipen und Dudelſackspfeifer. Und wenn Sie bei Paſſierung eines ſtillen Squares einem ſogenannten ‚Straßen-Raffael‘ begegnen, dann ſtehen bleiben und zuſehen, was das ſonderbare Genie mit ſeiner linken und oft verkrüppelten Hand auf die breiten Straßenſteine hinmalt. Denn dieſe Straßen-Raffaels haben immer nur eine linke Hand.“

„Und was malt er?“

„Was? Das wechſelt. Er iſt im ſtande und zaubert Ihnen in zehn Minuten eine richtige Sixtina aufs Trottoir. Aber in der Regel iſt er mehr Ruysdael oder Hobbema. Landſchaften ſind ſeine Force; dazu Seeſtücke. Die Klippe von Dover hab' ich wohl zwanzigmal geſehn und über das Meer hin den zitternden Mondſtrahl. Da haben Sie ſchon was zur Auswahl. Und nun fragen Sie Meluſine. Die hat von London und Umgegend viel mehr geſehn als ich und weiß, glaub' ich, in Hampton-Court und Waltham-Abbey beſſer Beſcheid als an der Oberſpree, natürlich das Eierhäuschen ausgenommen. Und wenn Meluſine verſagen ſollte, nun, ſo haben wir ja noch unſere Tochter Cordelia. Cordelia war damals freilich erſt ſechs oder doch nicht viel mehr. Aber Kindermund thut Wahrheit kund. Armgard, wie wär' es, wenn du dich unſers Freundes annähmeſt.“

„Ich weiß nicht, Papa, ob Herr von Stechlin damit einverſtanden iſt oder auch nur ſein kann. Vielleicht ging' es, wenn du nur nicht von meinen ſechs Jahren geſprochen hätteſt. Aber ſo. Mit ſechs Jahren hat man eben nichts erlebt, was, in den Augen andrer, des Erzählens wert wäre.“

„Comteſſe, geſtatten Sie mir . . . die Dinge an ſich ſind gleichgültig. Alles Erlebte wird erſt was durch den, der es erlebt.“

„Ei," sagte Melusine. „So bin ich zum Erzählen noch mein Lebtag nicht aufgefordert worden. Nun wirst du sprechen müssen, Armgard."

„Und ich will auch, selbst auf die Gefahr hin einer Niederlage."

„Keine Vorreden, Armgard. Am wenigsten, wenn sie wie Selbstlob klingen."

„Also wir hatten damals eine alte Person im Hause, die schon bei Melusine Kindermuhme gewesen war, und hieß Susan. Ich liebte sie sehr, denn sie hatte wie die meisten Irischen etwas ungemein Heiteres und Gütiges. Ich ging viel mit ihr im Hydepark spazieren, wohnten wir doch in der an seiner Nordseite sich hinziehenden großen Straße. Hydepark erschien mir immer sehr schön. Aber weil es tagaus tagein dasselbe war, wollt' ich doch gern einmal was andres sehen, worauf Susan auch gleich einging, trotzdem es ihr eigentlich verboten war. ‚Ei freilich, Comtesse,' sagte sie, ‚da wollen wir nach Martins le Grand.' ‚Was ist das?' fragte ich; aber statt aller Antwort gab sie mir nur ein kleines Mäntelchen um, denn es war schon Spätherbst, so etwa wie jetzt, und dunkelte auch schon. Aus dem, was dann kam, muß ich annehmen, daß es um die fünfte Stunde war. Und so brachen wir denn auf, unsre Straße hinunter, und weil an dem Parkgitter entlang lauter große Röhren gelegt waren, um hier neu zu kanalisieren, so sprang ich auf die Röhren hinauf, und Susan hielt mich an meinem linken Zeigefinger. So gingen wir, ich immer auf den Röhren oben, bis wir an eine Stelle kamen, wo der Park aufhörte. Hier war gerad' ein Droschkenstand, und Hafer und Häcksel lagen umher und zahllose Sperlinge dazwischen. In der Mitte von dem allem aber stand ein eiserner Brunnen. Auf den wies Susan hin und sagte: ‚Look at it, dear Armgard. There stood Tyburn-Gallows.' Und wer

ſo viel geſtohlen hatte, wie gerad' ein Strick koſtete, der wurde da gehängt."

„Eine merkwürdige Kindermuhme," ſagte Stechlin. „Und erſchraken Sie nicht, Comteſſe?"

„Nein, von Erſchrecken, ſo lange Suſan bei mir war, war keine Rede. Sie hätte mich gegen eine Welt verteidigt."

„Das föhnt wieder aus."

„Und kurz und gut, wir blieben auf unſerm Weg und ſtiegen alsbald in ein zweirädriges Cab, aus dem heraus wir ſehr gut ſehen konnten, und jagten die Oxfordſtraße hinunter in die City hinein, in ein immer dichter werdendes Straßengewirr, drin ich nie vorher gekommen war und auch nachher nicht wieder gekommen bin. Bloß vor zwei Jahren, als wir auf Beſuch drüben waren und ich den alten Plätzen wieder nachging."

„Ich glaube," ſagte Meluſine, „daß du bei dieſem zweiten Beſuch eine gute Anleihe machſt. Denn von dem mit Suſan Geſehenen wirſt du zur Zeit nicht mehr viel zur Verfügung haben."

„Doch, doch. Und nun hielt unſer Hanſom-Cab vor einem großen Hauſe, das halb wie ein Palaſt und halb wie ein griechiſcher Tempel ausſah, und unter deſſen Säulengang hinweg wir in eine große, mit vielen hundert Menſchen erfüllte Halle traten. Über ihren Köpfen aber lag es wie ein Strom von Licht, und ganz nach hinten zu, wo die Lichtmaſſe ſich zu verdichten ſchien, ſtanden auf einem Podium zwei in rote Röcke gekleidete Bedienſtete mit ein paar großen Behältern links und rechts neben ſich, die wie Futterkiſten mit weit aufgeklapptem Deckel ausſahen."

„Und nun laß Stechlin raten, was es war."

„Er braucht es nicht zu raten," fuhr Armgard fort, „er weiß es natürlich ſchon. Aber er muß trotzdem aushalten. Denn er hat es ſelber ſo gewollt.

Also Podium und Rotröcke samt aufgeklappter Kiste links und rechts. Und die hell erleuchtete Uhr darüber zeigte, daß es nur noch eine Minute bis sechs war. An ein sich Herandrängen war nicht zu denken, und so flogen denn die Brief- und Zeitungspakete, die noch mit den letzten Postzügen fort sollten, in weitem Bogen über die Köpfe der in Front Stehenden weg, was aber dabei statt in die Behälter bloß auf das Podium fiel, das wurde von den Rotröcken mit einer geschickten Fußbewegung in die Futterkisten wie hineingeharkt. Und nun setzte der Uhrzeiger ein, und das Fliegen der Pakete steigerte sich, bis genau mit dem sechsten Schlag auch der Deckel jeder der beiden Kisten zuschlug."

„Reizend, Comtesse. Natürlich seh' ich mir das an, und wenn ich ein Rendezvous mit der Königin darüber versäumen müßte."

„Nichts Antimonarchisches," lachte der alte Graf. „Und so kommen Susans Unthaten schließlich noch ans Licht."

„Und meine eignen dazu. Glücklicherweise durch mich selbst."

Das Gespräch setzte sich noch eine Weile fort, und allerlei Schilderungen aus dem Klein- und Alltagsleben behielten dabei die Oberhand. Ein paarmal, weil er wohl sah, daß Woldemar gern auch andres zu hören wünschte, versuchte der alte Graf das Thema zu wechseln, aber beide Damen blieben bei „shopping" und „five o'clock tea", bis Melusine, der Woldemars Ungeduld ebenfalls nicht entgangen war, mit einemmale fragte: „Haben Sie denn je von Traitors-Gate gehört?"

„Nein," sagte Woldemar. „Ich kann es mir aber übersetzen und meine Schlüsse daraus ziehn."

„Das reicht aus. Also natürlich Tower. Nun sehen Sie, Traitors-Gate, das war meine Domäne, wenn Besuch aus Deutschland kam und ich wohl oder übel

den Führer machen mußte. Vieles im Tower langweilte mich, aber Traitors-Gate nie, vielleicht deshalb nicht, weil es ziemlich zu Anfang liegt, ſo daß ich, wenn wir's erreichten, immer noch bei Friſche war, nicht abgeſtumpft durch all die Schrecklichkeiten, die dann weiterhin folgen."

„Alſo Traitors-Gate muß ich ſehn?"

„Unbedingt. Freilich, wenn ich dann wieder erwäge, daß an dieſer berühmten Stelle nichts unmittelbar Wirkungsvolles zu ſehn iſt, ſo muß ich mich bei meinen Ratſchlägen auf Ihre Phantaſie verlaſſen können. Und ob das geht, weiß ich nicht. Wer aus der Mark iſt, hat meiſt keine Phantaſie."

Der alte Graf und Armgard ſchwiegen, und auch Meluſine ſah wohl, daß ſie mit ihrer Bemerkung etwas zu weit gegangen war. Irgend eine Reparierung ſchien alſo geboten. „Ich will's aber doch mit Ihnen wagen," nahm ſie das Geſpräch wieder auf und lachte. „Traitors-Gatte. Nun ſehen Sie, Sie kommen da vom Eingange her einen ſchmalen Gang entlang, und mit einem Male haben Sie ſtatt der grauen Steinwand ein eiſenbeſchlagenes Holzthor neben ſich. Hinter dieſem Thor aber befindet ſich ein kleiner, ganz unten in der Tiefe gelegener Waſſerhof, von dem aus eine mehrſtufige Treppe heraufführt und an eben der Stelle mündet, an der Sie ſtehn. Und nun rechnen Sie dreihundert Jahre zurück. Wem ſich die Pforte damals aufthat, um ſich hinter ihm wieder zu ſchließen, der hatte vom Leben Abſchied genommen .... Es ſind da, verzeihen Sie das Wort, lauter glibbrige Stufen und wer alles ſtieg dieſe Stufen hinauf: Eſſex, Sir Walter Raleigh, Thomas Morus und zuletzt noch jene Clanhäuptlinge, die für Prince Charlie gefochten hatten und deren Köpfe, wenige Tage ſpäter, von Temple-Bar herab, auf die City niederſahen."

„Liegt, Gott ſei Dank, weit zurück."

„Ja, weit zurück. Aber es kann wiederkommen. Und gerade das war es, was immer, wenn ich da so stand, den größten Eindruck auf mich machte. Diese Möglichkeit, daß es wiederkehre. Denn ich erinnere mich noch sehr wohl — ja, du warst es selbst, Papa, der es mir erzählte — daß Lord Palmerston einmal, unwirsch über die koburgische Nebenpolitik (ich glaube während der Krimkriegtage) sich dahin geäußert hätte: „Dieser Prince-Consort, er thäte gut, sich unser Traitors-Gate bei Gelegenheit anzusehn. Es ist zwar schon lange, daß Könige da die glibbrige Treppe hinaufgestiegen sind, aber es ist doch noch nicht so lange, daß wir uns dessen nicht mehr entsinnen könnten. Und ein Prince-Consort ist noch lange nicht ein König."

Woldemar, als Melusine dies mit überlegener Miene gesagt hatte, lächelte vor sich hin, was die Gräfin derartig verdroß, daß sie mit einer gewissen Gereiztheit hinzusetzte: „Sie lächeln. Da seh' ich doch, wie sehr ich im Rechte war, Ihnen die Phantasie abzusprechen."

„Verzeihen Sie mir . . ."

„Und nun werden Sie auch noch pathetisch. Das ist die richtige Ergänzung. Im übrigen, wie könnt' ich mit Ihnen ernsthaft zürnen! Ein berühmter deutscher Professor soll einmal irgendwo gesagt haben: ‚niemand sei verpflichtet, ein großer Mann zu sein.' Und ebensowenig wird er ‚große Phantasie' als etwas Pflichtmäßiges gefordert haben."

Woldemar küßte ihr die Hand. „Wissen Sie, Gräfin, daß Sie doch eigentlich recht hochmütig sind?"

„Vielleicht. Aber mancher entwaffnet mich wieder. Und zu diesen gehören Sie."

„Das ist nun auch wieder aus dem Ton."

„Ich weiß es nicht. Aber lassen wir's. Und ver-

ſprechen Sie mir lieber, mir von Windſor oder London aus eine Karte zu ſchreiben . . . nein, eine Karte, das geht nicht . . . alſo einen Brief, darin Sie mir ein Wort über die Engländerinnen ſagen, und ob Sie jede taillenloſe Rotblondine drüben auch ſo ſchön gefunden haben werden, wie's von den Kontinentalen, wenn ſie dies Thema berühren, faſt immer verſichert wird."

„Es wird davon abhängen, an wen ich gerade denke."

„Nach dieſer Bemerkung iſt ihnen alles verziehn."

* * *

Woldemar blieb bis neun. Er hatte gleich in den Zeilen, in denen er ſich anmeldete, die Damen wiſſen laſſen, daß er ſeinen Beſuch auf eine kurze Stunde beſchränken müſſe. So war er denn bei guter Zeit wieder daheim. Auf ſeinem Tiſche fand er ein Briefchen vor und erkannte Rex' Handſchrift. „Lieber Stechlin," ſo ſchrieb dieſer, „ich höre eben, daß Sie nach London gehn. In der Zeitung, wo's ſchon geſtanden haben ſoll, hab' ich es überſehn. Ich beglückwünſche Sie von Herzen zu dieſer Auszeichnung und lege ihnen eine Karte bei, die Sie (wenn's Ihnen paßt) bei meinem Freunde Ralph Waddington einführen ſoll. Er iſt Advokat und einer der angeſehenſten Führer unter den Irvingianern. Fürchten Sie übrigens keine Bekehrungsverſuche. Waddington iſt ein durchaus feiner Mann, alſo zurückhaltend. Er kann ihnen aber mannigfach behilflich ſein, wenn Ihnen daran gelegen ſein ſollte, ſich um das Weſen der engliſchen Diſſenter, ihre Chapels und Tabernakels zu kümmern. Er iſt ein Wiſſenſchaftler auf dieſem Gebiet. Und ich kenne ja Ihre Vorliebe für derlei Fragen."

Stechlin legte den Brief unter den Briefbeſchwerer und ſagte: „Der gute Rex! Er überſchätzt mich. Diſſenterſtudien. Es genügt mir, wenn ich einen einzigen Quäker ſehe."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Was Rex da schrieb, hatte doch ein Gutes gehabt: Woldemar, erheitert bei dem Gedanken, sich durch Ralph Waddington in ein Tabernakel eingeführt zu sehn, sah sich mit einemmale einer gewissen Abspannung entrissen und war froh darüber, denn er brauchte durchaus Stimmung, um noch einige Briefe zu schreiben. Das ging ihm nun leichter von der Hand, und als elf Uhr kaum heran war, war alles erledigt.

Der andre Morgen sah ihn selbstverständlich früh auf. Fritz war um ihn her und half, wo noch zu helfen war. „Und nun, Fritz," so waren Woldemars letzte Worte, „sieh nach dem Rechten. Schicke mir nichts nach; Zeitungen wirf weg. Und die drei Briefe hier, wenn ich fort bin, die thue sofort in den Kasten . . . Ist die Droschke schon da?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

„Na, dann mit Gott. Und jeden Tag lüften. Und paß auf die Pferde."

Damit verabschiedete sich Woldemar.

* * *

Von den drei Briefen war einer nach Stechlin hin adressiert. Er traf, weil er noch mit dem ersten Zuge fortkonnte, gleich nach Tisch bei dem Alten ein und lautete:

„Mein lieber Papa. Wenn du dieſe Zeilen erhältſt, ſind wir ſchon auf dem Wege. ‚Wir‘ das will ſagen: unſer Oberſt, unſer zweitälteſter Stabsoffizier, ich und zwei jüngere Offiziere. Aus deinen eignen Soldatentagen her kennſt du den Charakter ſolcher Abordnungen. Nachdem wir ‚Regiment Königin von Großbritannien und Irland‘ geworden ſind, war dies ‚uns drüben vorſtellen‘ nur noch eine Frage der Zeit. Dieſer Miſſion beigeſellt zu ſein, iſt ſelbſtverſtändlich eine große Ehre für mich, doppelt, wenn ich die Namen, über die wir in unſerm Regiment Verfügung haben, in Erwägung ziehe. Die Zeiten, wo man das Wort ‚hiſtoriſche Familie‘ betonte, ſind vorüber. Auch an Tante Adelheid hab' ich in dieſer Sache geſchrieben. Was mir perſönlich an Glücksgefühl vielleicht noch fehlen mag, wird ſie leicht aufbringen. Und ich freue mich deſſen, weil ich ihr, alles in allem, doch ſo viel verdanke. Daß ich mich von Berlin gerade jetzt nicht gerne trenne, ſei nur angedeutet; du wirſt den Grund davon unſchwer erraten. Mit beſten Wünſchen für dein Wohl, unter herzlichen Grüßen an Lorenzen, wie immer dein Woldemar.“

Dubslav ſaß am Kamin, als ihm Engelke den Brief brachte. Nun war der Alte mit dem Leſen durch und ſagte: „Woldemar geht nach England. Was ſagſt du dazu, Engelke?“

„So was hab' ich mir all immer gedacht.“

„Na, dann biſt du klüger geweſen als ich. Ich habe mir gar nichts gedacht. Und nu noch drei Tage, ſo ſtellt er ſich mit ſeinem Oberſt und ſeinem Major vor die Königin von England hin und ſagt: ‚Hier bin ich.‘“

„Na, gnäd'ger Herr, warum ſoll er nich?“

„Is auch 'n Standpunkt. Und vielleicht ſogar der richtige. Volksſtimme, Gottesſtimme. Na, nu geh

mal zu Pastor Lorenzen und sag ihm, ich ließ ihn bitten. Aber sage nichts von dem Brief; ich will ihn überraschen. Du bist mitunter 'ne alte Plappertasche."

* * *

Schon nach einer halben Stunde war Lorenzen da.

„Haben befohlen . . ."

„Haben befohlen. Ja, das ist gerade so das Richtige; sieht mir ähnlich . . . Nun, Lorenzen, schieben Sie sich mal 'nen Stuhl 'ran, und wenn Engelke nicht geplaudert hat (denn er hält nicht immer dicht), so hab' ich eine richtige Neuigkeit für Sie. Woldemar ist nach England . . ."

„Ah, mit der Abordnung."

„Also wissen Sie schon davon?"

„Nein, ausgenommen das eine, daß eine Deputation oder Gesandtschaft beabsichtigt sei. Das las ich und dabei hab' ich dann freilich auch an Woldemar gedacht."

Dubslav lachte. „Sonderbar. Engelke hat sich so was gedacht, Lorenzen hat sich auch so was gedacht. Nur der eigne Vater hat an gar nichts gedacht."

„Ach, Herr von Stechlin, das ist immer so. Väter sind Väter und können nie vergessen, daß die Kinder Kinder waren. Und doch hört es mal auf damit. Napoleon war mit zwanzig ein armer Leutnant und an Ansehn noch lange kein Stechlin. Und als er so alt war, wie jetzt unser Woldemar, ja, da stand er schon zwischen Marengo und Austerlitz."

„Hören Sie, Lorenzen, Sie greifen aber hoch. Meine Schwester Adelheid wird sich Ihnen übrigens wohl anschließen und von heut' ab eine neue Zeitrechnung datieren. Ich nehm' es ruhiger, trotzdem ich einsehe, daß es nach großer Auszeichnung schmeckt. Und ist er wieder zurück, dann wird er auch allerlei Gutes

davon haben. Aber so lang er drüben ist! Ich trau' der Sache nicht. Von Behagen jedenfalls keine Rede. Die Vettern sind nun mal nicht zufrieden zu stellen; vielleicht ärgern sie sich, daß es draußen in der Welt auch noch ein ‚Regiment Königin von Großbritannien und Irland' giebt. Das besorgen sie sich lieber selbst und nehmen so was, wenn andre damit kommen, wie 'ne Prätension. Wie stehen denn Sie dazu. Sie haben die Beefeaters vielleicht in Ihr Herz geschlossen wegen der vielen Dissenter. Ein Kardinal, der freilich auch noch Gourmand war, soll mal gesagt haben: ‚Schreckliches Volk; hundert Sekten und bloß eine Sauce.'"

„Ja," lachte Lorenzen, „da bin ich freilich für die ‚Beefeaters', wie Sie sagen, und gegen den Kardinal. Das mit den hundert Sekten laß' ich auf sich beruhn, (mein Geschmack, beiläufig, ist es nicht) aber unter allen Umständen bin ich für höchstens eine Sauce. Das ist das einzig Richtige, weil Gesunde. Die Dinge müssen in sich etwas sein, und wenn das zutrifft, so ist eigentlich jede ‚Sauce', und nun gar erst die Sauce im Plural, von vornherein schon gerichtet. Aber lassen wir den Kardinal und seine Gewagtheiten und nehmen wir den Gegenstand seiner Abneigung: England. Es hat für mich eine Zeit gegeben, wo ich bedingungslos dafür schwärmte. Nicht zu verwundern. Hieß es doch damals in dem ganzen Kreise, drin ich lebte: „Ja, wenn wir England nicht mehr lieben sollen, was sollen wir dann überhaupt noch lieben?' Diese halbe Vergötterung hab' ich noch ehrlich mit durchgemacht. Aber das ist nun eine hübsche Weile her. Sie sind drüben schrecklich 'runtergekommen, weil der Kult vor dem goldenen Kalbe beständig wächst; lauter Jobber und die vornehme Welt obenan. Und dabei so heuchlerisch; sie sagen ‚Christus' und meinen Kattun."

„Is leider so, wenigstens nach dem bißchen, was

ich davon weiß. Und alles in allem, und neuerdings erst recht, bin ich deshalb immer für Rußland gewesen. Wenn ich da so an unsern Kaiser Nikolaus zurückdenke und an die Zeit, wo seine Uniform als Geschenk bei uns eintraf und dann als Kirchenstück in die Garnisonskirche kam. Natürlich in Potsdam. Wir haben zwar die Reliquien abgeschafft, aber wir haben sie doch auf unsre Art, und ganz ohne so was geht es nu mal nicht. Mit dem alten Fritzen fing es natürlich an. Wir haben seinen Krückstock und den Dreimaster und das Taschentuch (na, das hätten sie vielleicht weglassen können), und zu den drei Stücken haben wir nu jetzt auch noch die Nikolaus-Uniform."

Lorenzen sah verlegen vor sich hin; etwas dagegen sagen, ging nicht, und zustimmen noch weniger.

Dubslav aber fuhr fort: „Und dann sind sie da forscher in Petersburg und geht alles mehr aus dem Vollen, auch wenn die besten Steine mitunter schon 'rausgebrochen sind. So was kommt vor; is eben noch ein Naturvolk. Ich kann das ‚Schenken' eigentlich nicht leiden, es hat so was von Bestechung und sieht aus wie 'n Trinkgeld. Und Trinkgeld ist noch schlimmer als Bestechung und paßt mir eigentlich ganz und gar nicht. Aber es hat doch auch wieder was Angenehmes, solche Tabatiere. Wenn es einem gut geht, ist es ein Familienstück, und wenn es einem schlecht geht, ist es 'ne letzte Zuflucht. Natürlich, ein ganz reinliches Gefühl hat man nicht dabei."

* * *

Lorenzen blieb eine volle Stunde. Der Alte war immer froh, wenn sich ihm Gelegenheit bot, sich mal ausplaudern zu können, und heute standen ja die denkbar besten Themata zur Verfügung: Woldemar, England, Kaiser Nikolaus und dazwischen Tante Adelheid,

über die zwar immer nur kurze Worte fielen, aber doch so, daß sie, weil spöttisch, die gute Laune des Alten wesentlich steigerten.

Und in dieser guten Laune war er auch noch, als er, um die fünfte Stunde seinen Eichenstock und seinen eingeknautschten Filzhut vom Riegel nahm, um am See hin, in der Richtung auf Globsow zu, seinen gewöhnlichen Spaziergang zu machen. Unmittelbar am Süduser, da wo die Wand steil abfiel, befand sich eine von Buchenzweigen überdachte Steinbank. Das war sein Lieblingsplatz. Die Sonne stand schon unterm Horizont, und nur das Abendrot glühte noch durch die Bäume. Da saß er nun und überdachte sein Leben, Altes und Neues, seine Kindheits- und seine Leutnantstage, die Tage kurz vor seiner Verheiratung, wo das junge blasse Fräulein, das seine Frau werden sollte, noch Lieblingshofdame bei der alten Prinzeß Karl war. All das zog jetzt wieder an ihm vorüber, und dazwischen seine Schwester Adelheid, in jenen Tagen noch leidlich gut bei Weg, aber auch schon hart und herbe wie heute, so daß sie den reizenden Kerl, den Baron Krech, bloß weil er über ein schon halbabgestorbenes ‚Verhältnis' und eine freilich noch fortlebende Spielschuld verfügte, durch ihre Tugend weggegrault hatte. Das waren die alten Geschichten. Und dann wurde Woldemar geboren, und die junge Frau starb, und der Junge wuchs heran und lernte bei Lorenzen all das dumme Zeug, das Neue (dran vielleicht doch was war), und nun fuhr er nach England 'rüber und war vielleicht schon in Köln und in ein paar Stunden in Ostende.

Dabei sah er vor sich hin und malte mit seinem Stock Figuren in den Sand. Der Wald war ganz still; auf dem See schwanden die letzten roten Lichter, und aus einiger Entfernung klangen Schläge herüber, wie wenn Leute Holz fällen. Er hörte mit halbem Ohr

hin und sah eben auf die von Globsow her heraufführende schmale Straße, als er einer alten Frau von wohl siebzig gewahr wurde, die, mit einer mit Reisig bepackten Kiepe, den leis ansteigenden Weg heraufkam, etliche Schritte vor ihr ein Kind mit ein paar Enzianstauden in der Hand. Das Kind, ein Mädchen, mochte zehn Jahr sein, und das Licht fiel so, daß das blonde wirre Haar wie leuchtend um des Kindes Kopf stand. Als die Kleine bis fast an die Bank heran war, blieb sie stehn und erwartete da das Näherkommen der alten Frau. Diese, die wohl sah, daß das Kind in Furcht oder doch in Verlegenheit war, sagte: „Geih man vorupp, Agnes; he deiht di nix."

Das Kind, sich bezwingend, ging nun auch wirklich, und während es an der Bank vorüberkam, sah es den alten Herrn mit großen klugen Augen an.

Inzwischen war auch die Alte herangekommen.

„Na, Buschen," sagte Dubslav, „habt Ihr denn auch bloß Bruchholz in Eurer Kiepe? Sonst packt Euch der Förster."

Die Alte griente. „Jott, jnädiger Herr, wenn Se doabi sinn, denn wird he joa woll nich."

„Na, ich denk' auch; is immer nich so schlimm. Und wer is denn das Kind da?"

„Dat is joa Karlinens."

„So, so, Karlinens. Is sie denn noch in Berlin? Und wird er sie denn heiraten? Ich meine den Rentsch in Globsow."

„Ne, he will joa nich."

„Is aber doch von ihm?"

„Joa, se seggt so. Awers he seggt, he wihr et nich."

Der alte Dubslav lachte. „Na, hört, Buschen, ich kann's ihm eigentlich nich verdenken. Der Rentsch is ja doch ein ganz schwarzer Kerl. Un nu seht Euch mal das Kind an."

„Dat hebb ick ehr ook all seggt. Un Karline weet et ook nich so recht un lacht man ümmer. Un se brukt em ook nich."

„Geht es ihr denn so gut?"

„Joa; man kann et binah seggen. Se plätt't ümmer. Alle so'ne plätten ümmer. Ick wihr oak dissen Summer mit Agnessen (se heet Agnes) in Berlin, un doa wihr'n wi joa tosamen in'n Cirkus. Un Karline wihr ganz fidel."

„Na, das freut mich. Und Agnes, sagt Ihr, heißt sie. Is ein hübsches Kind."

„Joa, det is se. Un is ook en gaudes Kind; se weent gliks un is immer so patschlich mit ehre lütten Hänn'. Sünne sinn immer so."

„Ja, das is richtig. Aber Ihr müßt aufpassen, sonst habt Ihr 'nen Urenkel, Ihr wißt nicht wie. Na, gu'n Abend, Buschen."

„'n Abend, gnäd'ger Herr."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Baron Berchtesgadensche Wagen fuhr am Kronprinzen-Ufer vor und die Baronin, als sie gehört hatte, daß die Herrschaften oben zu Hause seien, stieg langsam die Treppe hinauf, denn sie war nicht gut zu Fuß und ein wenig asthmatisch. Armgard und Melusine begrüßten sie mit großer Freude. „Wie gut, wie hübsch, Baronin," sagte Melusine, „daß wir Sie sehn. Und wir erwarten auch noch Besuch. Wenigstens ich. Ich habe solch Kribbeln in meinem kleinen Finger, und dann kommt immer wer. Wrschowitz gewiß (denn er war drei Tage lang nicht hier) und vielleicht auch Professor Cujacius. Und wenn nicht der, so Dr. Pusch, den Sie noch nicht kennen, trotzdem Sie ihn eigentlich kennen müßten, — noch alte Bekanntschaft aus Londoner Tagen her. Möglicherweise kommt auch Frommel. Aber vor allem, Baronin, was bringen Sie für Wetter mit? Lizzi sagte mir eben, es neble so stark, man könne die Hand vor Augen nicht sehn."

„Lizzi hat Ihnen ganz recht berichtet, der richtige London Fog, wobei mir natürlich Ihr Freund Stechlin einfällt. Aber über den sprechen wir nachher. Jetzt sind wir noch beim Nebel. Es war draußen wirklich so, daß ich immer dachte, wir würden zusammenfahren; und am Brandenburgerthor, mit den großen Kande-

labern dazwiſchen, ſah es beinah' aus wie ein Bild von Skarbina. Kennen Sie Skarbina?"

„Gewiß," ſagte Meluſine, „den kenn' ich ſehr gut. Aber allerdings erſt von der letzten Ausſtellung her. Und was, außer den Gaslaternen im Nebel, mir ſo eigentlich von ihm vorſchwebt, das iſt ein kleines Bild: langer Hotelkorridor, Thür an Thür, und vor einer der vielen Thüren ein paar Damenſtiefelchen. Reizend. Aber die Hauptſache war doch die Beleuchtung. Von irgend woher fiel ein Licht ein und vergoldete das Ganze, den Flur und die Stiefelchen."

„Richtig," ſagte die Baronin. „Das war von ihm. Und gerade das hat Ihnen ſo ſehr gefallen?"

„Ja. Was auch natürlich iſt. In meinen italieniſchen Tagen — wenn ich von ‚italieniſchen Tagen' ſpreche, ſo meine ich übrigens nie meine Verheiratungstage; während meiner Verheiratungstage hab' ich Gott ſei Dank ſo gut wie garnichts geſehn, kaum meinen Mann, aber freilich immer noch zu viel — alſo während meiner italieniſchen Tage hab' ich vor ſo vielen Himmelfahrten geſtanden, daß ich jetzt für Stiefeletten im Sonnenſchein bin."

„Ganz mein Fall, liebe Meluſine. Freilich bin ich jetzt nebenher auch noch fürs Japaniſche: Waſſer und drei Binſen und ein Storch daneben. In meinen Jahren darf ich ja von Storch ſprechen. Früher hätt' ich vielleicht Kranich geſagt."

„Nein, Baronin, das glaub' ich Ihnen nicht. Sie waren immer für das, was Sie jetzt Realismus nennen, was meiſtens mehr Ton und Farbe hat, und dazu gehört auch der Storch. Deshalb lieb' ich Sie ja gerade ſo ſehr. Ach, daß doch das Natürliche wieder obenauf käme."

„Kommt, liebe Meluſine."

Melusinens kribbelnder kleiner Finger behielt recht. Es kam wirklich Besuch, erst Wrschowitz, dann aber — statt der drei, die sie noch nebenher gemutmaßt hatte — nur Czako.

Der Empfang des einen wie des andern der beiden Herren hatte vorn im Damenzimmer stattgefunden, ohne Gegenwart des alten Grafen. Dieser erschien erst, als man zum Thee ging; er hieß seine Gäste herzlich willkommen, weil er jederzeit das Bedürfnis hatte, von dem, was draußen in der Welt vorging, etwas zu hören. Dafür sorgte denn auch jeder auf seine Weise: die Baronin durch Mitteilungen aus der oberen Gesellschaftssphäre, Czako durch Avancements und Demissionen und Wrschowitz durch „Kritikk". Alles, was zur Sprache kam, hatte für den alten Grafen so ziemlich den gleichen Wert, aber das Liebste waren ihm doch die Hofnachrichten, die die Baronin mit glücklicher Ungeniertheit zum besten gab. Wendungen wie „ich darf mich wohl Ihrer Diskretion versichert halten" waren ihr gänzlich fremd. Sie hatte nicht bloß ganz allgemein den Mut ihrer Meinung, sondern diesen Mut auch in betreff ihrer jedesmaligen Spezialgeschichte, von der man in der Regel freilich sagen durfte, daß sie desselben auch dringend bedürftig war.

„Sagen Sie, liebe Freundin," begann der alte Graf, „was wird das jetzt so eigentlich mit den Briefen bei Hofe?"

„Mit den Briefen? O, das wird immer schöner."

„Immer schöner?"

„Nun, immer schöner," lachte hier die Baronin, „ist vielleicht nicht gerade das rechte Wort. Aber es wird immer geheimnisvoller. Und das Geheimnisvolle hat nun mal das, worauf es ankommt, will sagen den Charme. Schon die beliebte Wendung ‚rätselhafte Frau' spricht dafür; eine Frau, die nicht rätselhaft ist, ist eigentlich gar keine, womit ich mir persönlich freilich eine Art Todes-

urteil ausspreche. Denn ich bin alles, nur kein Rätsel. Aber am Ende, man ist, wie man ist, und so muß ich dies Manko zu verwinden suchen .... Es heißt immer ‚üble Nachrede, drin man sich mehr oder weniger mit Vorliebe gefalle, sei was Sündhaftes'. Aber was heißt hier ‚üble Nachrede'? Vielleicht ist das, was uns so bruchstückweise zu Gehör kommt, nur ein schwaches Echo vom Eigentlichen, und bedeutet eher ein zu wenig als ein zu viel. Im übrigen, wie's damit auch sei, mein Sinn ist nun mal auf das Sensationelle gerichtet. Unser Leben verläuft, offen gestanden, etwas durchschnittsmäßig, also langweilig, und weil dem so ist, setz' ich getrost hinzu: ‚Gott sei Dank, daß es Skandale giebt'. Freilich für Armgard ist so was nicht gesagt. Die darf es nicht hören."

„Sie hört es aber doch," lachte die Comtesse, „und denkt dabei: was es doch für sonderbare Neigungen und Glücke giebt. Ich habe für dergleichen gar kein Organ. Unsre teure Baronin findet unser Leben langweilig und solche Chronik interessant. Ich, umgekehrt, finde solche Chronik langweilig und unser alltägliches Leben interessant. Wenn ich den Rudolf unsers Portier Hartwig unten mit seinem Hoop und seinen dünnen langen Berliner Beinen über die Straße laufen sehe, so find' ich das interessanter als diese sogenannte Pikanterie."

Melusine stand auf und gab Armgard einen Kuß. „Du bist doch deiner Schwester Schwester, oder mein Erziehungsprodukt, und zum erstenmal in meinem Leben muß ich meine teure Baronin ganz im Stiche lassen. Es ist nichts mit diesem Klatsch; es kommt nichts dabei heraus."

„Ach, liebe Melusine, das ist durchaus nicht richtig. Es kommt umgekehrt sehr viel dabei heraus. Ihr Barbys seid alle so schrecklich diskret und ideal, aber ich für mein Teil ich bin anders und nehme die Welt, wie sie ist; ein Bier und ein Schnaderhüpfl und mal ein Haberfeld-

treiben, damit kommt man am weitesten. Was wir da jetzt hier erleben, das ist auch solch Haberfeldtreiben, ein Stück Fehme."

„Nur keine heilige."

„Nein," sagte die Baronin, „keine heilige. Die Fehme war aber auch nicht immer heilig. Habe mir da neulich erst den Götz wieder angesehn, bloß wegen dieser Scene. Die Poppe beiläufig vorzüglich. Und der schwarze Mann von der Fehme soll im Urtext noch viel schlimmer gewesen sein, so daß man es (Goethe war damals noch sehr jung) eigentlich kaum lesen kann. Ich würde mir's aber doch getrauen. Und nun wend' ich mich an unsre Herren, die dies difficile Kampffeld, ich weiß nicht ritterlicher- oder unritterlicherweise, mir ganz allein überlassen haben. Dr. Wrschowitz, wie denken Sie darüber?"

„Ich denke darüber ganz wie gnädige Frau. Was wir da lesen wie Runenschrift . . . nein, nicht wie Runenschrift . . . (Wrschowitz unterbrach sich hier mißmutig über sein eignes Hineingeraten in's Skandinavische) — was wir da lesen in Briefen vom Hofe, das ist Krittikk. Und weil es Krittikk ist, ist es gutt. Mag es auch sein Mißbrauch von Krittikk. Alles hat Mißbrauch. Gerechtigkeit hat Mißbrauch, Kirche hat Mißbrauch, Krittikk hat Mißbrauch. Aber trotzdem. Auf die Fehme kommt es an, und das große Messer muß wieder stecken im Baum."

„Brrr," sagte Czako, was ihm einen ernsten Augenaufschlag von Wrschowitz eintrug. —

Als man sich nach einer halben Stunde von Tisch erhoben hatte, wechselte man den Raum und begab sich in das Damenzimmer zurück, weil der alte Graf etwas Musik hören und sich von Armgards Fortschritten überzeugen wollte. „Dr. Wrschowitz hat vielleicht die Güte, dich zu begleiten."

So folgte denn ein Quatremains und als man damit aufhörte, nahm der alte Barby Veranlassung, seiner

Vorliebe für solch vierhändiges Spiel Ausdruck zu geben, was Wrschowitz, dessen Künstlerüberheblichkeit keine Grenzen kannte, zu der ruhig lächelnden Gegenbemerkung veranlaßte, daß man dieser Auffassung bei Dilettanten sehr häufig begegne. Der alte Graf, wenig befriedigt von dieser „Kritikk", war doch andrerseits viel zu vertraut mit Künstlerallüren im allgemeinen und mit den Wrschowitzschen im besonderen, um sich ernstlich über solche Worte zu verwundern. Er begnügte sich vielmehr mit einer gemessenen Verbeugung gegen den Musikdoktor und zog, auf einer nebenstehenden Causeuse Platz nehmend, die gute Frau von Berchtesgaden ins Gespräch, von der er wußte, daß ihre Munterkeiten nie den Charakter „goldener Rücksichtslosigkeiten" annahmen.

Wrschowitz seinerseits war an dem aufgeklappten Flügel stehen geblieben, ohne jede Spur von Verlegenheit, so daß ein Sichkümmern um ihn eigentlich nicht nötig gewesen wäre. Trotzdem hielt es Czako für angezeigt, sich seiner anzunehmen und dabei die herkömmliche Frage zu thun „ob er, der Herr Dr. Wrschowitz, sich schon in Berlin eingelebt habe?"

„Hab' ich," sagte Wrschowitz kurz.

„Und beklagen es nicht, Ihr Zelt unter uns aufgeschlagen zu haben?"

„Au contraire. Berlin eine schöne Stadt, eine serr gutte Stadt. Eine serr gutte Stadt pour moi en particulier et pour les étrangers en général. Eine serr gutte Stadt, weil es hat Musikk und weil es hat Kritikk."

„Ich bin beglückt, Dr. Wrschowitz, speziell aus Ihrem Munde so viel Gutes über unsre Stadt zu hören. Im allgemeinen ist die slavische, besonders die tschechische Welt . . ."

„O, die tschechische Welt. Vanitas vanitatum."

„Es ist sehr selten, in nationalen Fragen einem so freien Drüberstehn zu begegnen . . . Aber wenn es Ihnen

recht ist, Dr. Wrschowitz, wir stehen hier wie zwei Schildhalter neben diesem aufgeklappten Klavier, — vielleicht daß wir uns setzen könnten. Gräfin Melusine lugt ohnehin schon nach uns aus." Und als Wrschowitz seine Zustimmung zu diesem Vorschlage Czakos ausgedrückt hatte, schritten beide Herren vom Klavier her auf den Kamin zu, vor dem sich die Gräfin auf einem Fauteuil niedergelassen hatte. Neben ihr stand ein Marmortischchen, drauf sie den linken Arm stützte.

„Nun endlich, Herr von Czako. Vor allem aber rücken Sie Stühle heran. Ich sah die beiden Herren in einem anscheinend intimen Gespräche. Wenn es sich um etwas handelte, dran ich teilnehmen darf, so gönnen Sie mir diesen Vorzug. Papa hat sich, wie Sie sehn, mit der Baronin engagiert, ich denke mir über berechtigte bajuvarische Eigentümlichkeiten, und Armgard denkt über ihr Spiel nach und all die falschen Griffe. Was müssen Sie gelitten haben, Wrschowitz. Und nun noch einmal, Hauptmann Czako, worüber plauderten Sie?"

„Berlin."

„Ein unerschöpfliches Thema für die Medisance."

„Worauf Dr. Wrschowitz zu meinem Staunen verzichtet. Denken Sie sich, gnädigste Gräfin, er schien alles loben zu wollen. Allerdings waren wir erst bei Musik und Kritik. Über die Menschen noch kein Wort."

„C. Wrschowitz, das müssen Sie nachholen. Ein Fremder sieht mehr als ein Einheimischer. Also frei weg und ohne Scheu. Wie sind die Vornehmen? Wie sind die kleinen Leute?"

Wrschowitz wiegte den Kopf hin und her, als ob er überlege, wie weit er in seiner Antwort gehen könne. Dann mit einem Male schien er einen Entschluß gefaßt zu haben und sagte: „Oberklasse gutt, Unterklasse serr gutt; Mittelklasse nicht serr gutt."

„Kann ich zustimmen," lachte Melusine. „Fehlen nur noch ein paar Details. Wie wär' es damit?"

„Mittelklassberliner findet gutt, was er sagt, aber findet nicht gutt, was sagt ein andrer."

Czako, trotzdem er sich getroffen fühlte, nickte.

„Mittelklassberliner, wenn spricht andrer, fällt in Krampf. In versteckten Krampf oder auch in nicht versteckten Krampf. In verstecktem Krampf ist er ein Bild des Jammers, in nicht verstecktem Krampf ist er ein Affront."

„Brav, Wrschowitz. Aber mehr. Ich bitte."

„Berliner, immer an der Tete. So wenigstens glaubt er. Berliner immer Held. Berliner weiß alles, findet alles, entdeckt alles. Erst Borsig, dann Stephenson, erst Rudolf Herzog, dann Herzog Rudolf, erst Pfefferküchler Hildebrand, dann Papst Hildebrand."

„Nicht geschmeichelt, aber ähnlich. Und nun, Wrschowitz, noch eins, dann sind Sie wieder frei . . . Wie sind die Damen?"

„Ach, gnädigste Gräfin . . ."

„Nichts, nichts. Die Damen."

„Die Damen. O, die Damen serr gutt. Aber nicht spezifisch. Spezifisch in Berlin bloß die Madamm."

„Da bin ich aber doch neugierig."

„Spezifisch bloß die Madamm. Ich war, gnädigste Gräfin, in Pettersburg und ich war in Moscou. Und war in Budapest. Und war auch in Saloniki. Ah, Saloniki! Schöne Damen von Helikon und schöne Damen von Libanon, hoch und schlank wie die Ceder. Aber keine Madamm. Madamm nirgendwo; Madamm bloß in Berlin."

„Aber Wrschowitz, es müssen doch schließlich Ähnlichkeiten da sein. Eine Madamm ist doch immerhin auch eine Dame, wenigstens eine Art Dame. Schon das Wort spricht es aus."

„Nein, gnäddigste Gräfin; rien du tout. Dame! Dame denkt an Galan, Dame denkt an Putz; oder vielleicht

auch an Divorçons. Aber Madamm denkt bloß an Rike draußen und mitunter auch an Paul. Und wenn sie zu Paul spricht, der ihr Jüngster ist, so sagt sie: ‚Jott, dein Vater.' Oh, die Madamm! Einige sagen, sie stürbe aus, andre sagen, sie stürbe nie."

„Wrschowitz," sagte Melusine „wie schade, daß die Baronin und Papa nicht zugehört haben, und daß unser Freund Stechlin, der solche Themata liebt, nicht hier ist. Übrigens hatten wir heut ein Telegramm von ihm. Haben Sie vielleicht auch Nachricht, Herr Hauptmann?"

„Heute, gnädigste Gräfin. Und auch ein Telegramm. Ich hab' es mitgebracht, weil ich an die Möglichkeit dachte . . ."

„Bitte, lesen."

Und Czako las: „London, Charing Croß-Hotel. Alles über Erwarten groß. Sieben unvergeßliche Tage. Richmond schön. Windsor schöner. Und die Nelsonsäule vor mir. Ihr v. St."

Melusine lachte. „Das hat er uns auch telegraphiert."

„Ich fand es wenig," stotterte Czako verlegen und als Doublette find' ich es noch weniger. Und ein Mann wie Stechlin, ein Mann in Mission! Und jetzt sogar unter den Augen Ihrer Majestät von Großbritannien und Indien."

Alles stimmte dem, „daß es wenig sei", zu. Nur der alte Graf wollte davon nichts wissen.

„Was verlangt Ihr? Es ist umgekehrt ein sehr gutes Telegramm, weil ein richtiges Telegramm; Richmond Windsor, Nelsonsäule. Soll er etwa telegraphieren, daß er sich sehnt, uns wieder zu sehn? Und das wird er nicht einmal können, so riesig verwöhnt er jetzt ist. Ihr werdet Euch alle sehr zusammennehmen müssen. Auch du, Melusine."

„Natürlich, ich am meisten."

Verlobung.
Weihnachtsreise nach Stechlin.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Drei Tage später war Woldemar zurück und meldete sich für den nächsten Abend am Kronprinzenufer an. Er traf nur die beiden Damen, die, Melusine voran, kein Hehl aus ihrer Freude machten. „Papa läßt Ihnen sein Bedauern aussprechen, Sie nicht gleich heute mitbegrüßen zu können. Er ist bei den Berchtesgadens zur Spielpartie, bei der er natürlich nicht fehlen durfte. Das ist „Dienst", weit strenger als der Ihrige. Wir haben Sie nun ganz allein, und das ist auch etwas Gutes. An Besuch ist kaum zu denken; Rex war erst gestern auf eine kurze Visite hier, etwas steif und formell wie gewöhnlich, und mit Ihrem Freunde Czako haben wir letzten Sonnabend eine Stunde verplaudern können. Wrschowitz war an demselben Abend auch da; beide treffen sich jetzt öfter und vertragen sich besser als ich bei Beginn der Bekanntschaft dachte. Wer also sollte noch kommen? . . . Und nun setzen Sie sich, um Ihr Reisefüllhorn über uns auszuschütten; — die Füllhörner, die jetzt Mode sind, sind meist Bonbontüten, und genau so was erwart' ich auch von Ihnen. Sie sollten mir in einem Briefe von den Engländerinnen schreiben. Aber wer darüber nicht schrieb, das waren Sie, wenn wir uns auch entschließen wollen, Ihr Telegramm für voll anzusehn." Und dabei lachte Melusine. „Vielleicht haben Sie uns in unsrer Eitelkeit nicht kränken wollen. Aber offen Spiel ist immer

das beſte. Wovon Sie nicht geſchrieben, davon müſſen Sie jetzt ſprechen. Wie war es drüben? Ich meine mit der Schönheit."

„Ich habe nichts einzelnes geſehn, was mich frappiert oder gar hingeriſſen hätte."

„Nichts Einzelnes. Soll das heißen, daß Sie dafür das Ganze beinah' bewundert haben, will alſo ſagen, die weibliche Totalität?"

„Faſt könnt' ich dem zuſtimmen. Ich erinnere mich, daß mir vor Jahr und Tag ſchon ein Freund einmal ſagte, .in der ganzen Welt fände man, Gott ſei Dank, ſchöne Frauen, aber nur in England ſeien die Frauen überhaupt ſchön'."

„Und das haben Sie geglaubt?"

„Es liegt eigentlich ſchlimmer, gnädigſte Gräfin. Ich hab' es nicht geglaubt; aber ich hab' es, meinem Nichtglauben zum Trotz, nachträglich beſtätigt gefunden."

„Und Sie ſchaudern nicht vor ſolcher Übertreibung?"

„Ich kann es nicht, ſo ſehr ich gerade hier eine Verpflichtung dazu fühle . . ."

„Keine Beſtechungen."

„Ich ſoll ſchaudern vor einer Übertreibung," fuhr Woldemar fort. „Aber Sie werden mir, Frau Gräfin, dies Schaudern vielleicht erlaſſen, wenn ich Erklärungen abgegeben haben werde. Der Englandſchwärmer, den ich da vorhin citierte, war ein Freund von zugeſpitzten Sätzen, und zugeſpitzte Sätze darf man nie wörtlich nehmen. Und am wenigſten auf dieſem difficilen Gebiete. Nirgends in der Welt blühen Schönheiten wie die gelben Butterblumen übers Feld hin; wirkliche Schönheiten ſind ſchließlich immer Seltenheiten. Wären ſie nicht ſelten, ſo wären ſie nicht ſchön, oder wir fänden es nicht, weil wir einen andern Maßſtab hätten. All das ſteht feſt. Aber es giebt doch Durchſchnittsvorzüge, die den Typus des Ganzen beſtimmen, und dieſem Maße nicht geradezu

frappierender, aber doch immerhin noch sehr gefälliger Durchschnittsschönheit, dem bin ich drüben begegnet."

„Ich laff' es mit dieser Einschränkung gelten, und Sie werden in Papa, mit dem wir oft darüber streiten, einen Anwalt für ihre Meinung finden. Durchschnittsvorzüge. Zugegeben. Aber was sich darin ausspricht, das beinah' Unpersönliche, das Typische . . ."

Melusine schrak in diesem Augenblick leise zusammen, weil sie draußen die Klingel gehört zu haben glaubte. Wirklich, Jeserich trat ein und meldete: Professor Cujacius. „Um Gottes willen," entfuhr es der Gräfin, und die kleine Pause benutzend, die ihr noch blieb, flüsterte sie Woldemar zu: „Cujacius . . . Malerprofessor. Er wird über Kunst sprechen; bitte, widersprechen Sie ihm nicht, er gerät dabei so leicht in Feuer oder in mehr als das." Und kaum, daß Melusine so weit gekommen war, erschien auch schon Cujacius und schritt unter rascher Verbeugung gegen Armgard auf die Gräfin zu, dieser die Hand zu küssen. Sie hatte sich inzwischen gesammelt und stellte vor: „Professor Cujacius, . . . Rittmeister von Stechlin." Beide verneigten sich gegeneinander, Woldemar ruhig, Cujacius mit dem ihm eignen superioren Apostelausdruck, der, wenn auch ungewollt, immer was Provozierendes hatte. „Bin," so ließ er sich mit einer gewissen Kondescenz vernehmen, „durch Gräfin Melusine ganz auf dem Laufenden. Abordnung, England, Windsor. Ich habe Sie beneidet, Herr Rittmeister. Eine so schöne Reise."

„Ja, das war sie, nur leider zu kurz, so daß ich intimeren Dingen, beispielsweise der englischen Kunst, nicht das richtige Maß von Aufmerksamkeit widmen konnte."

„Worüber Sie sich getrösten dürfen. Was ich persönlich an solcher Reise jedem beneiden möchte, das sind ausschließlich die großen Gesamteindrücke, der Hof und die Lords, die die Geschichte des Landes bedeuten."

„All das war auch mir die Hauptsache, mußt' es

ſein. Aber ich hätte mich dem ohnerachtet auch gern um Künſtleriſches gekümmert, ſpeziell um Maleriſches. So zum Beiſpiel um die Schule der Präraffaeliten.“

„Ein überwundener Standpunkt. Einige waren da, deren Auftreten auch von uns (ich ſpreche von den Künſtlern meiner Richtung) mit Aufmerkſamkeit und ſelbſt mit Achtung verfolgt wurde. So beiſpielsweiſe Millais . . .“

„Ah, der. Sehr wahr. Ich erinnere mich ſeines bedeutendſten Bildes, das leider nach Amerika hin verkauft wurde. Wenn ich nicht irre, zu einem enormen Preiſe.“

Cujacias nickte. „Mutmaßlich das vielgefeierte ‚Angelusbild‘, was Ihnen vorſchwebt, Herr Rittmeiſter, eine von Händlern heraufgepuffte Marktware, für die Sie glücklicherweiſe den engliſchen Millais, will alſo ſagen, den ‚a, i, s‘ = Millais nicht verantwortlich machen dürfen. Der Millet, der für eine, wie Sie ſchon bemerkten, lächerlich hohe Summe nach Amerika hin verkauft wurde, war ein ‚e, t‘ = Millet, Vollblutpariſer oder wenigſtens Franzoſe.“

Woldemar geriet über dieſe Verwechslung in eine kleine Verlegenheit, die Damen mit ihm, alles ſehr zur Erbauung des Profeſſors, deſſen raſch wachſendes Überlegenheitsgefühl unter dem Eindruck dieſes Fauxpas immer neue Blüten übermütiger Laune trieb. „Im übrigen ſei mir's verziehen,“ fuhr er, immer leuchtender werdend, fort, „wenn ich mein Urteil über beide kurz dahin zuſammenfaſſe: ‚ſie ſind einander wert‘ und die zwei großen weſtlichen Kulturvölkr mögen ſich darüber ſtreiten, wer von ihnen am meiſten genasführt wurde. Der franzöſiſche Millet iſt eine Null, ein Zwerg, neben dem der engliſche vergleichsweiſe zum Rieſen anwächſt, wohlverſtanden vergleichsweiſe. Trotzdem, wie mir geſtattet ſein mag zu wiederholen, war er zu Beginn ſeiner Laufbahn ein Gegenſtand unſrer hieſigen Aufmerkſamkeit. Und mit Recht.

Denn das Präraffaelitentum, als deſſen Begründer und Vertreter ich ihn anſehe, trug damals einen Zukunftskeim in ſich; eine große Revolution ſchien ſich anbahnen zu wollen, jene große Revolution, die Rückkehr heißt. Oder wenn Sie wollen ‚Reaktion'. Man hat vor ſolchen Wörtern nicht zu erſchrecken. Wörter ſind Kinderklappern."

„Und dieſer engliſche Millais, — den mit dem franzöſiſchen verwechſelt zu haben ich aufrichtig bedaure, — dieſer ‚a, i, s' = Millais, dieſer große Reformer, iſt, wenn ich Sie recht verſtehe, ſich ſelber untreu geworden."

„Man wird dies ſagen dürfen. Er und ſeine Schule verfielen in Excentricitäten. Die Zucht ging verloren und das ſtraft ſich auf jedem Gebiet. Was da neuerdings in der Welt zuſammengekleckſt wird, zumal in der ſchottiſchen und amerikaniſchen Schule, die ſich jetzt auch bei uns breit zu machen ſucht, das iſt der Überſchwang einer an ſich beachtenswerten Richtung. Der Zug, der unter Mitteldampf gut und erfreulich fuhr, unter Doppeldampf (und das reicht noch nicht einmal aus) iſt er entgleiſt; er liegt jetzt neben den Schienen und puſtet und keucht. Und ein Jammer nur, daß ſeine Heizer nicht mit auf dem Platze geblieben ſind. Das iſt der Fluch der böſen That . . . ich verzichte darauf, in Gegenwart der Damen das Citat zu Ende zu führen."

Eine kleine Pauſe trat ein, bis Woldemar, der einſah, daß irgend was geſagt werden müſſe, ſich zu der Bemerkung aufraffte: „Von Neueren hab' ich eigentlich nur Seeſtücke kennen gelernt; dazu die Phantaſtika des Malers William Turner, leider nur flüchtig. Er hat die ‚drei Männer im feurigen Ofen' gemalt. Stupend. Etwas Großartiges ſchien mir aus ſeinen Schöpfungen zu ſprechen, wenigſtens in allem, was das Kolorit angeht."

„Eine gewiſſe Großartigkeit," nahm Cujacius mit lächelnd überlegener Miene wieder das Wort, „iſt ihm nicht abzuſprechen. Aber aller Wahnſinn wächſt ſich leicht

ins Großartige hinein und düpiert dann regelmäßig die Menge. Mundus vult decipi. Allem voraus in England. Es giebt nur ein Heil: Umkehr, Rückkehr zur keuschen Linie. Die Koloristen sind das Unglück in der Kunst. Einige wenige waren hervorragend, aber nicht parceque, sondern quoique. Noch heute wird es mir obliegen, in unserm Verein über eben dieses Thema zu sprechen. Gewiß unter Widerspruch, vielleicht auch unter Lärm und Gepolter; denn mit den richtigen Linien in der Kunst sind auch die richtigen Formen in der Gesellschaft verloren gegangen. Aber viel Feind', viel Ehr', und jede Stelle verlangt heutzutage ihren Mann von Worms, ihren Luther. ‚Hier stehe ich'. Am elendesten aber sind die paktierenwollenden Halben. Zwischen schön und häßlich ist nicht zu paktieren."

„Und schön und häßlich," unterbrach hier Melusine, (froh, überhaupt unterbrechen zu können,) „war auch die große Frage, die wir, als wir Sie begrüßen durften, eben unter Diskussion stellten. Herr von Stechlin sollte beichten über die Schönheit der Engländerinnen. Und nun frag' ich Sie, Herr Professor, finden auch Sie sie so schön, wie einem hierlandes immer versichert wird?"

„Ich spreche nicht gern über Engländerinnen," fuhr Cujacius fort. „Etwas von Idiosynkrasie beherrscht mich da. Diese Töchter Albions, sie singen so viel und musizieren so viel und malen so viel. Und haben eigentlich kein Talent."

„Vielleicht. Aber davon dürfen Sie jetzt nicht sprechen. Bloß das eine: schön oder nicht schön?"

„Schön? Nun denn ‚nein'. Alles wirkt wie tot. Und was wie tot wirkt, wenn es nicht der Tod selbst ist, ist nicht schön. Im übrigen, ich sehe, daß ich nur noch zehn Minuten habe. Wie gerne wär' ich an einer Stelle geblieben, wo man so vielem Verständnis und Entgegenkommen begegnet. Herr von Stechlin, ich erlaube mir,

Ihnen morgen eine Radierung nach einem Bilde des richtigen engliſchen Millais zu ſchicken. Dragonerkaſerne, Halleſches Thor, — ich weiß. Übermorgen laſſ' ich die Mappe wieder abholen. Name des Bildes: ‚Sir Iſumbras'. Merkwürdige Schöpfung. Schade, daß er, der Vater des Präraffaelitentums, dabei nicht aushielt. Aber nicht zu verwundern. Nichts hält jetzt aus, und mit nächſtem werden wir die Berühmtheiten nach Tagen zählen. Tizian entzückte noch mit hundert Jahren; wer jetzt fünf Jahre gemalt hat, iſt altes Eiſen. Gnädigſte Gräfin, Comteſſe Armgard . . . Darf ich bitten, mich meinem Gönner, Ihrem Herrn Vater, dem Grafen, angelegentlichſt empfehlen zu wollen."

* * *

Woldemar, die Honneurs des Hauſes machend, was er bei ſeiner intimen Stellung durfte, hatte den Profeſſor bis auf den Korridor geleitet und ihm hier den Künſtlermantel umgegeben, den er, in unverändertem Schnitt, ſeit ſeinen Romtagen trug. Es war ein Radmantel. Dazu ein Kalabreſer von Seidenfilz.

„Er iſt doch auf ſeine Weiſe nicht übel," ſagte Woldemar, als er bei den Damen wieder eintrat. „An einem ſtarken Selbſtbewußtſein, dran er wohl leidet, darf man heutzutage nicht Anſtoß nehmen, vorausgeſetzt, daß die Thatſachen es einigermaßen rechtfertigen."

„Ein ſtarkes Selbſtbewußtſein iſt nie gerechtfertigt," ſagte Armgard, „Bismarck vielleicht ausgenommen. Das heißt alſo in jedem Jahrhundert einer."

„Wonach Cujacius günſtigſtenfalls der zweite wäre," lachte Woldemar. „Wie ſteht es eigentlich mit ihm? Ich habe nie von ihm gehört, was aber nicht viel beſagen will, namentlich nachdem ich Millais und Millet glücklich verwechſelt habe. Nun geht alles ſo in einem hin. Iſt er ein Mann, den ich eigentlich kennen müßte?"

„Das hängt ganz davon ab," sagte Melusine, „wie Sie sich einschätzen. Haben Sie den Ehrgeiz, nicht bloß den eigentlichen alten Giotto von Florenz zu kennen, sondern auch all die Giottinos, die neuerdings in Ostelbien von Rittergut zu Rittergut ziehn, um für Kunst und Christentum ein übriges zu leisten, so müssen Sie Cujacius freilich kennen. Er hat da die große Lieferung; ist übrigens lange nicht der Schlimmste. Selbst seine Gegner, und er hat deren ein gerüttelt und geschüttelt Maß, gestehen ihm ein hübsches Talent zu, nur verdirbt er alles durch seinen Dünkel. Und so hat er denn keine Freunde, trotzdem er beständig von Richtungsgenossen spricht und auch heute wieder sprach. Gerade diese Richtungsgenossen aber hat er aufs entschiedenste gegen sich, was übrigens nicht bloß an ihm, sondern auch an den Genossen liegt. Gerade die, die dasselbe Ziel verfolgen, bekämpfen sich immer am heftigsten untereinander, vor allem auf christlichem Gebiet, auch wenn es sich nicht um christliche Dogmen, sondern bloß um christliche Kunst handelt. Zu des Professors Lieblingswendungen zählt die, daß er ‚in der Tradition stehe', was ihm indessen nur Spott und Achselzucken einträgt. Einer seiner Richtungsgenossen, — als ob er mich persönlich dafür hätte verantwortlich machen wollen, — fragte mich erst neulich voll ironischer Teilnahme: ‚Steht denn Ihr Cujacius immer noch in der Tradition?' Und als ich ihm antwortete: ‚Sie spötteln darüber, hat er denn aber keine?' bemerkte dieser Spezialkollege: ‚Gewiß hat er eine Tradition, und das ist seine eigne. Seit fünfundvierzig Jahren malt er immer denselben Christus und bereist als Kunst-, aber fast auch schon als Kirchen-Fanatiker, die ihm unterstellten Provinzen, so daß man betreffs seiner beinah' sagen kann: ‚Es predigt sein Christus allerorten, ist aber drum nicht schöner geworden'."

„Melusine, du darfst so nicht weiter sprechen," unterbrach hier Armgard. „Sie wissen übrigens, Herr von Stechlin,

wie's hier steht, und daß ich meine ältere Schwester, die mich erzogen hat, (hoffentlich gut,) jetzt nachträglich mitunter meinerseits erziehen muß." Dabei reichte sie Melusine die Hand. „Eben erst ist er fort, der arme Professor, und jetzt schon so schlechte Nachrede. Welchen Trost soll sich unser Freund Stechlin daraus schöpfen? Er wird denken: heute dir, morgen mir."

„Du sollst in allem recht haben, Armgard, nur nicht in diesem letzten. Schließlich weiß doch jeder, was er gilt, ob er geliebt wird oder nicht, vorausgesetzt, daß er ein Gentleman und nicht ein Gigerl ist. Aber Gentleman. Da hab' ich wieder die Einhake-Öse für England. Das Schönheitskapitel ist erledigt, war ohnehin nur Caprice. Von all dem andern aber, das schließlich doch wichtiger ist, wissen wir noch immer so gut wie gar nichts. Wie war es in Tower? Und hab' ich recht behalten mit Traitors Gate?"

„Nur in einem Punkt, Gräfin, in Ihrem Mißtrauen gegen meine Phantasie. Die versagte da total, wenn es nicht doch vielleicht an der Sache selbst, also an Traitors Gate, gelegen hat. Denn an einer anderen Stelle konnt' ich mich meiner Phantasie beinah' berühmen und am meisten da, wo, wie mir übrigens nur zu begreiflich, auch Sie persönlich mit so viel Vorliebe verweilt haben."

„Und welche Stelle war das?"

„Waltham-Abbey."

„Waltham-Abbey? Aber davon weiß ich ja gar nichts. Waltham-Abbey kenn' ich nicht, kaum dem Namen nach."

„Und doch weiß ich bestimmt, daß mir Ihr Herr Papa gerade am Abend vor meiner Abreise sagte: „das muß Melusine wissen; die weiß ja dort überall Bescheid und kennt, glaub' ich, Waltham-Abbey besser, als Treptow oder Stralau."

„So bilden sich Renommees," lachte Melusine. „Der

Papa hat das auf gut Glück hin gesagt, hat bloß ein beliebiges Beispiel herausgegriffen. Und nun diese Tragweite! Lassen wir das aber und sagen Sie mir lieber: was ist Waltham-Abbey? Und wo liegt es?"

„Es liegt ganz in der Nähe von London und ist eine Nachmittagsfahrt, etwa wie wenn man das Mausoleum in Charlottenburg besucht oder das in der Potsdamer Friedenskirche."

„Hat es denn etwas von einem Mausoleum?"

„Ja und nein. Der Denkstein fehlt, aber die ganze Kirche kann als ein Denkmal gelten."

„Als ein Denkmal für wen?"

„Für König Harald."

„Für den, den Editha Schwanenhals auf dem Schlachtfelde von Hastings suchte?"

„Für denselben."

„Ich habe während meiner Londoner Tage das Bild von Horace Vernet gesehn, das den Moment darstellt, wo die schöne Col de Cygne zwischen den Toten umherirrt. Und ich erinnre mich auch, daß zwei Mönche neben ihr herschritten. Aber weiter weiß ich nichts. Und am wenigsten weiß ich, was daraus wurde."

„Was daraus wurde, — das ist eben der Schlußakt des Dramas. Und dieser Schlußakt heißt Waltham-Abbey. Die Mönche, deren Sie sich erinnern, und die da neben Editha herschritten, das waren Waltham-Abbeymönche, und als sie schließlich gefunden hatten, was sie suchten, legten sie den König auf dichtes Baumgezweig und trugen ihn den weiten Weg bis nach Waltham-Abbey zurück. Und da begruben sie ihn."

„Und die Stätte, wo sie ihn begruben, die haben Sie besucht?"

„Nein, nicht sein Grab; das existiert nicht. Man weiß nur, daß man ihn dort überhaupt begrub. Und als ich da, die Sonne ging eben unter, in einem uralten

Lindengange ſtand, zwiſchen Grabſteinen links und rechts und das Abendläuten von der Kirche her begann, da war es mir, als käme wieder der Zug mit den Mönchen den Lindengang herauf, und ich ſah Editha und ſah auch den König, trotzdem ihn die Zweige halb verdeckten. Und dabei (wenn auch eigentlich der Papa ſchuld iſt und nicht Sie, Gräfin) gedacht ich Ihrer in alter und neuer Dankbarkeit."

„Und daß Sie mich beſiegt haben. Aber das ſage nur ich. Sie ſagen es natürlich nicht, denn Sie ſind nicht der Mann, ſich eines Sieges zu rühmen, noch dazu über eine Frau. Waltham-Abbey kenn' ich nun, und an Ihre Phantaſie glaub' ich von heut an, trotzdem Sie mich mit Traitors Gate im Stiche gelaſſen. Daß ſie nebenher noch, und zwar Armgard zu Ehren, in Martins le Grand waren, deſſen bin ich ſicher und ebenſo, daß Sie Papas einzige Forderung erfüllt und der Kapelle Heinrichs des Siebenten Ihren Beſuch gemacht haben, dieſem Wunderwerk der Tudors. Welchen Eindruck hatten Sie von der Kapelle?

„Den denkbar großartigſten. Ich weiß, daß man die herabhängenden Trichter, die ſie ‚Tromben' nennen, unſchön gefunden hat, aber äſthetiſche Vorſchriften exiſtieren für mich nicht. Was auf mich wirkt, wirkt. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen daran. Trotzdem, das Eigentlichſte war doch noch wieder ein andres und kam erſt, als ich da zwiſchen den Sarkophagen der beiden feindlichen Königinnen ſtand. Ich wüßte nicht, daß etwas je ſo beweglich und eindringlich zu mir gepredigt hätte, wie gerade dieſe Stelle."

„Und was war es, was Sie da ſo bewegte?"

„Das Gefühl: ‚zwiſchen dieſen beiden Gegenſätzen pendelt die Weltgeſchichte.' Zunächſt freilich ſcheinen wir da nur den Gegenſatz zwiſchen Katholizismus und Proteſtantismus zu haben, aber weit darüber hinaus (weil

nicht an Ort und Zeit gebunden) haben wir bei tiefergehender Betrachtung den Gegenſatz von Leidenſchaft und Berechnung von Schönheit und Klugheit. Und das iſt der Grund, warum das Intereſſe daran nicht ausſtirbt. Es ſind große Typen, dieſe feindlichen Königinnen."

Beide Schweſtern ſchwiegen. Dann ſagte Meluſine, der daran lag, wieder ins Heitere hinüber zu lenken: „Und nun, Armgard, ſage, für welche von den beiden Königinnen biſt du?"

„Nicht für die eine und nicht für die andre. Nicht einmal für beide. Gewiß ſind es Typen. Aber es giebt andre, die mir mehr bedeuten, und, um es kurz zu ſagen, Eliſabeth von Thüringen iſt mir lieber als Eliſabeth von England. Andern leben und der Armut das Brot geben — darin allein ruht das Glück. Ich möchte, daß ich mir das erringen könnte. Aber man erringt ſich nichts. Alles iſt Gnade."

„Du biſt ein Kind," ſagte Meluſine, während ſie ſich mühte, ihrer Bewegung Herr zu werden. „Du wirſt noch Unter den Linden für Geld gezeigt werden. Auf der einen Seite ‚die Mädchen von Dahomey', auf der andern du."

Stechlin ging. Armgard gab ihm das Geleit bis auf den Korridor. Es war eine Verlegenheit zwiſchen beiden, und Woldemar fühlte, daß er etwas ſagen müſſe. „Welche liebenswürdige Schweſter Sie haben."

Armgard errötete. „Sie werden mich eiferſüchtig machen."

„Wirklich, Comteſſe?"

„Vielleicht . . . Gute Nacht."

* * *

Eine halbe Stunde ſpäter ſaß Meluſine neben dem Bett der Schweſter und beide plauderten noch. Aber

Armgard war einſylbig, und Meluſine bemerkte wohl, daß die Schweſter etwas auf dem Herzen habe.

„Was haſt du, Armgard? Du biſt ſo zerſtreut, ſo wie abweſend.“

„Ich weiß es nicht. Aber ich glaube faſt . . .“

„Nun was?“

„Ich glaube faſt, ich bin verlobt.“

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Und was die jüngere Schwester der älteren zugeflüstert hatte, das wurde wahr und schon wenige Tage nach diesem ersten Wiedersehn waren Armgard und Woldemar Verlobte. Der alte Graf sah einen Wunsch erfüllt, den er seit lange gehegt und Melusine küßte die Schwester mit einer Herzlichkeit, als ob sie selber die Glückliche wäre."

„Du gönnst ihn mir doch?"

„Ach, meine liebe Armgard," sagte Melusine, „wenn du wüßtest! Ich habe nur die Freude, du hast auch die Last."

* * *

An demselben Abende noch, wo die Verlobung stattgefunden hatte, schrieb Woldemar nach Stechlin und nach Wutz; der eine Brief war so wichtig, wie der andre, denn die Tante Domina, deren Mißstimmung so gut wie gewiß war, mußte nach Möglichkeit versöhnlich gestimmt werden. Freilich blieb es fraglich, ob es glücken würde.

Zwei Tage später waren die Antwortbriefe da, von denen diesmal der Wutzer Brief über den Stechliner siegte, was einfach daran lag, daß Woldemar von Wutz her nur Ausstellungen, von Stechlin her nur Entzücken erwartet hatte. Das traf aber nun Beides nicht zu. Was die Tante schrieb, war durchaus nicht so schlimm (sie beschränkte sich auf Wiederholung der schon mündlich von

ihr ausgesprochenen Bedenken), und was der Alte schrieb, war nicht so gut oder doch wenigstens nicht so der Situation angepaßt, wie's Woldemar gewärtigte. Natürlich war es eine Beglückwünschung, aber doch mehr noch ein politischer Exkurs. Dubslav litt als Briefschreiber daran, gern bei Nebensächlichkeiten zu verweilen und gelegentlich über die Hauptsache wegzusehn. Er schrieb:

„Mein lieber Woldemar. Die Würfel sind nun also gefallen (früher hieß es alea jacta est, aber so altmodisch bin ich denn doch nicht mehr), und da zwei Sechsen obenauf liegen, kann ich nur sagen: ich gratuliere. Nach dem Gespräch übrigens, das ich am dritten Oktober morgens mit Dir führte, während wir um unsern Stechliner Springbrunnen herumgingen (seit drei Tagen springt er nicht mehr; wahrscheinlich werden die Mäuse das Röhrenwerk angeknabbert haben) — seit jenem Oktobermorgen hab' ich so was erwartet, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Du wirst nun also Carriere machen, glücklicherweise zunächst durch Dich selbst und dann allerdings auch durch Deine Braut und deren Familie. Graf Barby — mit Rübenboden im Magdeburgischen und mit Mineralquellen im Graubündischen — höher hinauf geht es kaum, Du müßtest Dich denn bis ins Katzlersche verirren. Armgard ist auch schon viel, aber Ermyntrud doch mehr und für den armen Katzler jedenfalls zu viel. Ja, mein lieber Woldemar, Du kommst nun also zu Vermögen und Einfluß und kannst die Stechlins wieder 'raufbringen (gestern war Baruch Hirschfeld hier und in allem willfährig; die Juden sind nicht so schlimm wie manche meinen), und wenn Du dann hier einziehst und statt der alten Kathe so was in Chateaustil bauen läßt und vielleicht sogar eine Fasanenzucht anlegst, so daß erst der Post-Stephan und dann der Kaiser selbst bei Dir zu Besuch kommen kann, ja, da kannst Du möglicherweise selbst das erreichen,

was Dein alter Vater, weil Feilenhauer Torgelow mächtiger war als er, nicht erreichen konnte: den Einzug ins Reichshaus mit dem freien Blick auf Kroll. Mehr kann ich in diesem Augenblick nicht sagen, auch meine Freude nicht höher spannen, und in diesem relativen Ruhigbleiben empfind' ich zum erstenmal eine gewisse Familienähnlichkeit mit meiner Schwester Adelheid, deren Glaubensbekenntnis im letzten darauf hinausläuft: Kleinadel über Hochadel, Junker über Graf. Ja, ich fühle, Deinen Gräflichkeiten gegenüber, wie sich der Junker ein bißchen in mir regt. Die reichen und vornehmen Herren sind doch immer ganz eigene Leute, die wohl Fühlung mit uns haben, unter Umständen auch suchen, aber das Fühlunghalten nach oben ist ihnen schließlich doch viel, viel wichtiger. Es heißt wohl immer „wir Kleinen, wir machten alles und konnten alles," aber bei Lichte besehn, ist es bloß das alte: „Du glaubst zu schieben und Du wirst geschoben." Glaube mir, Woldemar, wir werden geschoben und sind bloß Sturmbock. Immer dieselbe Geschichte, wie mit Protz und Proletarier. Die Proletarier — wie sie noch echt waren, jetzt mag es wohl anders damit sein — waren auch bloß immer dazu da, die Kastanien aus dem Feuer zu holen; aber ging es dann schief, dann wanderte Bruder Habenichts nach Spandau und Bruder Protz legte sich zu Bett. Und mit Hochadel und Kleinadel ist es beinah' ebenso. Natürlich heiratet eine Ermyntrud mal einen Katzler, aber eigentlich augt sie doch mehr nach einem Stuart oder Wasa, wenn es deren noch giebt. Wird aber wohl nich. Entschuldige diesen Herzenserguß, dem Du nicht mehr Gewicht beilegen mußt, als ihm zukommt. Es kam mir das alles so von ungefähr in die Feder, weil ich grade heute wieder gelesen habe, wie man einen von uns, der durch Eintreten eines Ippe-Büchsenstein hätte gerettet werden können, schändlich im Stich gelassen hat. Ippe-Büchsenstein ist natürlich nur Begriff. Alles in allem:

ich habe zu Dir das Vertrauen, daß Du richtig gewählt haſt, und daß man Dich nicht im Stiche laſſen wird. Außerdem, ein richtiger Märker hat Augen im Kopf und is beinah' ſo helle wie 'n Sachſe.

Wie immer Dein alter Vater Dubslav von Stechlin."

* * *

Es war Ende November, als Woldemar dieſen Brief erhielt. Er überwand ihn raſch, und am dritten Tag las er alles ſchon mit einer gewiſſen Freudigkeit. Ganz der Alte; jede Zeile voll Liebe, voll Güte, voll Schnurrigkeiten. Und eben dieſe Schnurren, trafen ſie nicht eigentlich auch den Nagel auf den Kopf? Sicherlich. Was aber das beſte war, ſo ſehr das alles im allgemeinen paſſen mochte, auf die Barbys paßte ſo gut wie nichts davon; die waren doch anders, die ſuchten nicht Fühlung nach oben und nicht nach unten, die marchandierten nicht mit links und nicht mit rechts, die waren nur Menſchen, und daß ſie nur das ſein wollten, das war ihr Glück und zugleich ihr Hochgefühl. Woldemar ſagte ſich denn auch, daß der Alte, wenn er ſie nur erſt kennen gelernt haben würde, mit fliegenden Fahnen ins Barbyſche Lager übergehen würde. Der alte Graf, Armgard und vor allem Meluſine. Die war genau das, was der Alte brauchte, wobei ihm das Herz aufging.

Den Weihnachtsabend verbrachte Woldemar am Kronprinzenufer. Auch Wrſchowitz und Cujacius — von denen jener natürlich unverheiratet, dieſer wegen beſtändiger Streiterei von ſeiner Frau geſchieden war — waren zugegen. Cujacius hatte gebeten, ein Krippentransparent malen zu dürfen, was denn auch, als es erſchien, auf einen Nebentiſch geſtellt und allſeitig bewundert wurde. Die drei Könige waren Porträts: der alte Graf, Cujacius ſelbſt und Wrſchowitz (als Mohrenkönig); letzterer, trotz Wollhaar und aufgeworfener Lippe, von frappanter Ähn-

lichkeit. Auch in der Maria ſuchte man nach Anlehnungen und fand ſie zuletzt; es war Lizzi, die, wie ſo viele Berliner Kammerjungfern, einen ſittig verſchämten Ausdruck hatte. Nach dem Thee wurde muſiziert, und Wrſchowitz ſpielte, — weil er dem alten Grafen eine Aufmerkſamkeit zu erweiſen wünſchte, — die Polonaiſe von Oginski, bei deren erſter, nunmehr um ſiebzig Jahre zurückliegenden Aufführung, einem alten on dit zufolge, der polniſch gräfliche Komponiſt im Schlußmomente ſich erſchoſſen haben ſollte. Natürlich aus Liebe. „Brav, brav," ſagte der alte Graf und war, während er ſich beinah' überſchwenglich bedankte, ſo ſehr aus dem Häuschen, daß Wrſchowitz ſchließlich ſchelmiſch bemerkte: „Den Piffpaffſchluß muß ich mir verſagen, Herr Graff, trotzdem meine Vererrung (Blick auf Armgard) ſerr groß iſt, faſt ſo groß wie die Vererrung des Herrn Graffen vor Graff Oginski."

So verlief der Heiligabend.

Schon vorher war man übereingekommen, am zweiten Feiertage zu dritt einen Ausflug nach Stechlin zu machen, um dort die künftige Schwiegertochter dem Schwiegervater vorzuſtellen. Noch am Chriſtabend ſelbſt, trotzdem Mitternacht ſchon vorüber, ſchrieb denn auch Woldemar einige Zeilen nach Stechlin hin, in denen er ſich ſamt Braut und Schwägerin für den zweiten Feiertag abend anmeldete.

Rechtzeitig trafen Woldemars Zeilen in Stechlin ein. „Lieber Papa. Wir haben vor, am zweiten Feiertage mit dem Spätnachmittagszuge von hier aufzubrechen. Wir ſind dann um ſieben auf dem Granſeer Bahnhof und um neun oder nicht viel ſpäter bei dir. Armgard iſt glücklich, dich endlich kennen zu lernen, *den* kennen zu lernen, den ſie ſeit lange verehrt. Dafür, mein lieber Papa, hab' ich Sorge getragen. Graf Barby, der nicht gut bei Wege iſt, was ihn hindert mitzukommen, will dir angelegentlich empfohlen ſein. Desgleichen Gräfin

Ghiberti, die uns als Dame d'honneur begleiten wird. Armgard ist in Furcht und Aufregung wie vor einem Examen. Sehr ohne Not. Kenn' ich doch meinen Papa, der die Güte und Liebe selbst ist. Wie immer dein Woldemar."

Engelke stand neben seines Herrn Stuhl, als dieser die Zeilen halblaut, aber doch in aller Deutlichkeit vorlas. „Nun, Engelke, was sagst du dazu?"

„Ja, gnäd'ger Herr, was soll ich dazu sagen. Es is ja doch, was man so 'ne ‚gute Nachricht' nennt."

„Natürlich is es 'ne gute Nachricht. Aber hast du noch nicht erlebt, daß einen gute Nachrichten auch genieren können?"

„Jott, gnäd'ger Herr, ich kriege keine."

„Na, denn sei froh; dann weißt du nicht, was ‚gemischte Gefühle' sind. Sieh, ich habe jetzt gemischte Gefühle. Da kommt nun mein Woldemar. Das is gut Und da bringt er seine Braut mit, das is wieder gut. Und da bringt er seine Schwägerin mit, und das is wahrscheinlich auch gut. Aber die Schwägerin ist eine Gräfin mit einem italienischen Namen, und die Braut heißt Armgard, was doch auch schon sonderbar ist. Und beide sind in England geboren, und ihre Mutter war aus der Schweiz, von einer Stelle her, von der man nicht recht weiß, wozu sie gehört, weil da alles schon durcheinander geht. Und überall haben sie Besitzungen, und Stechlin ist doch blos 'ne Kathe. Sieh, Engelke, das is genierlich und giebt das, was ich ‚gemischte Gefühle' nenne."

„Nu ja, nu ja."

„Und dann müssen wir doch auch repräsentieren. Ich muß ihnen doch irgend einen Menschen vorsetzen. Ja, wen soll ich ihnen vorsetzen? Viel is hier nich. Da hab' ich Adelheiden. Natürlich, die muß ich einladen, und sie wird auch kommen, trotzdem Schnee gefallen ist;

aber sie kann ja 'nen Schlitten nehmen. Vielleicht ist ihr Schlitten besser als ihr Wagen. Gott, wenn ich an das Verdeck denke mit der großen Lederflicke, da wird mir auch nicht besser. Und dabei denkt sie, ‚sie is was', was am Ende auch wieder gut is, denn wenn der Mensch erst denkt, ‚es is gar nichts mit ihm', dann is es auch nichts."

„Und dann, gnäd'ger Herr, sie is ja doch 'ne Domina und hat 'nen Rang. Und ich hab' auch mal gelesen, sie sei eigentlich mehr als ein Major."

„Na, jedenfalls ist sie mehr als ihr Bruder; so 'n vergessener Major is ein Jammer. Aber Adelheid selbst, so auf 'n ersten Anhieb, is auch bloß so so. Wir müssen jedenfalls noch wen dazu haben. Schlage was vor. Baron Beetz und der alte Zühlen, die die besten sind, die wohnen zu weit ab, und ich weiß nicht, seit wir die Eisenbahnen haben, laufen die Pferde schlechter. Oder es kommt einem auch bloß so vor. Also die guten Nummern fallen aus. Und da sind wir denn wieder bei Gundermann."

„Ach, gnäd'ger Herr, den nich. Un er soll ja auch so zweideutig sein. Uncke hat es mir gesagt: Uncke hat freilich immer das Wort ‚zweideutig'. Aber es wird wohl stimmen. Un dann die Frau Gundermann. Das is 'ne richtige Berlinsche. Verlaß is auf ihm nich und auf ihr nich."

„Ja, Engelke, du sollst mir helfen und machst es bloß noch schlimmer. Wir könnten es mit Ratzler versuchen, aber da ist das Kind krank, und vielleicht stirbt es. Und dann haben wir natürlich noch unsern Pastor; nu der ginge, bloß daß er immer so still dasitzt, wie wenn er auf den heiligen Geist wartet. Und mitunter kommt er; aber noch öfter kommt er nicht. Und solche Herrschaften, die dran gewöhnt sind, daß einer in einem fort was Feines sagt, ja, was sollen die mit unserm Lorenzen? Er ist ein Schweiger."

„Aber er ſchweigt doch immer noch beſſer, als die Gundermannſche red't."

„Das is richtig. Alſo Lorenzen, und vielleicht, wenn das Kind ſich wieder erholt, auch Katzler. Ein Schelm giebt mehr, als er hat. Und dann, Engelke, ſolche Damen, die überall 'rum in der Welt waren, da weiß man nie, wie der Haſe läuft. Es iſt möglich, daß ſie ſich für Krippenſtapel intereſſieren. Oder höre, da fällt mir noch was ein. Was meinſt du zu Koſeleger?"

„Den hatten wir ja noch nie."

„Nein, aber Not lehrt beten. Ich mache mir eigentlich nicht viel aus ihm, indeſſen is und bleibt er doch immer ein Superintendent, und das klingt nach was. Und dann war er ja mit 'ner ruſſiſchen Großfürſtin auf Reiſen, und ſolche Großfürſtin is eigentlich noch mehr als 'ne Prinzeſſin. Alſo ſprich mal mit Kluckhuhn, der ſoll 'nen Boten ſchicken. Ich ſchreibe gleich 'ne Karte."

* * *

Katzler ſagte ab oder ließ es doch unbeſtimmt, ob er kommen könne, Koſeleger dagegen, was ein Glück war, nahm an, und auch Schweſter Adelheid antwortete durch den Boten, den Dubslav geſchickt hatte: „daß ſie den zweiten Feiertag in Stechlin eintreffen und ſo weit wie dienlich und ſchicklich nach dem Rechten ſehn würde." Adelheid war in ihrer Art eine gute Wirtin und ſtammte noch aus den alten Zeiten, wo die Damen bis zum „Schlachten" und „Aal-abziehen" herunter alles lernten und alles konnten. Alſo nach dieſer Seite hin entſchlug ſich Dubslav jeder Befürchtung. Aber wenn er ſich dann mit einem Male vergegenwärtigte, daß es ſeiner Schweſter vielleicht in den Sinn kommen könne, ſich auf ihren Uradel oder auf die Vorzüge ſechshundertjähriger märkiſcher „Eingeſeſſenheit" zu beſinnen, ſo fiel alles, was er ſich in dem mit Engelke geführten Geſpräch an Troſt zuge-

ſprochen hatte, doch wieder von ihm ab. Ihm bangte vor der Möglichkeit einer ſeitens ſeiner Schweſter „aufgeſetzten hohen Miene“ wie vor einem Geſpenſt, und desgleichen vor der Koſtümfrage. Wohl war er ſich, ob er nun ſeine rote Landſtandsuniform oder ſeinen hochkragigen ſchwarzen Frack anlegte, ſeiner eignen altmodiſchen Erſcheinung voll bewußt, aber nebenher, was ſeine Perſon anging, doch auch wieder einer gewiſſen Patriarchalität. Einen gleichen Troſt konnt' er dem äußern Menſchen ſeiner Schweſter Adelheid nicht entnehmen. Er wußte genau, wie ſie kommen würde: ſchwarzes Seidenkleid, Rüſche mit kleinen Knöpfelchen oben und die Siebenkurfürſtenbroſche. Was ihn aber am meiſten ängſtigte, war der Moment nach Tiſch, wo ſie, wenn ſie ſich einigermaßen behaglich zu fühlen anfing, ihre Wutzer Geſamtchauſſure auf das Kamingitter zu ſtellen und die Wärme von unten her einzuſaugen pflegte.

* * *

Gleich nach ſieben trafen Woldemar und die Barbyſchen Damen auf dem Granſeer Bahnhof ein und fanden Martin und den Stechlinſchen Schlitten vor, letzterer inſoweit ein Prachtſtück, als er ein richtiges Bärenfell hatte, während andrerſeits Geläut und Schneedecken und faſt auch die Pferde mehr oder weniger zu wünſchen übrig ließen. Aber Meluſine ſah nichts davon und Armgard noch weniger. Es war eine reizende Fahrt; die Luft ſtand, und am ſtahlblauen Himmel oben blinkten die Sterne. So ging es zwiſchen den eingeſchneiten Feldern hin, und wenn ihre Kappen und Hüte hier und dort die herniederhängenden Zweige ſtreiften, fielen die Flocken in ihren Schlitten. In den Dörfern war überall noch Leben, und das Anſchlagen der Hunde, das vom nächſten Dorf her beantwortet wurde, klang übers Feld. Alle drei Schlitteninſaſſen waren glücklich, und ohne daß ſie

viel gesprochen hätten, bogen sie zuletzt, eine weite Kurve machend, in die Kastanienallee ein, die sie nun rasch, über Dorfplatz und Brücke fort, bis auf die Rampe von Schloß Stechlin führte. Dubslav und Engelke standen hier schon im Portal und waren den Damen beim Aussteigen behilflich. Beim Eintritt in den großen Flur war für diese das erste, was sie sahen, ein mächtiger, von der Decke herabhängender Mistelbusch; zugleich schlug die Treppenuhr, deren Hippenmann wie verwundert und beinah' verdrießlich auf die fremden Gäste herniedersah. Viele Lichter brannten, aber es wirkte trotzdem alles wie dunkel. Woldemar war ein wenig befangen, Dubslav auch. Und nun wollte Armgard dem Alten die Hand küssen. Aber das gab diesem seinen Ton und seine gute Laune wieder. „Umgekehrt wird ein Schuh draus."

„Und zuletzt ein Pantoffel," lachte Melusine.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„Das ist eine Dame und ein Frauenzimmer dazu," sagte sich Dubslav still in seinem alten Herzen, als er jetzt Melusine den Arm bot, um sie vom Flur her in den Salon zu führen. „So müssen Weiber sein."

Auch Adelheid mühte sich, Entgegenkommen zu zeigen, aber sie war wie gelähmt. Das Leichte, das Heitre, das Sprunghafte, das die junge Gräfin in jedem Wort zeigte, das alles war ihr eine fremde Welt, und daß ihr eine innere Stimme dabei beständig zuraunte: „Ja, dies Leichte, das du nicht hast, das ist das Leben, und das Schwere, das du hast, das ist eben das Gegenteil davon," — das verdroß sie. Denn trotzdem sie beständig Demut predigte, hatte sie doch nicht gelernt, sich in Demut zu überwinden. So war denn alles, was über ihre Lippen kam, mehr oder weniger verzerrt, ein Versuch zu Freundlichkeiten, die schließlich in Herbigkeiten ausliefen. Lorenzen, der erschienen war, half nach Möglichkeit aus, aber er war kein Damenmann, noch weniger ein Causeur, und so kam es denn, daß Dubslav mit einer Art Sehnsucht nach dem Oberförster ausblickte, trotzdem er doch seit Mittag wußte, daß er nicht kommen würde. Das jüngste Töchterchen war nämlich gestorben und sollte den andern Tag schon auf einem kleinen, von Weihnachtsbäumen umstellten Privatfriedhofe, den sich Ratzler zwischen Garten und Wald angelegt hatte, begraben werden. Es war das

vierte Töchterchen in der Reihe; jede lag in einer Art Gartenbeet und hatte, wie ein Samenkorn, dessen Aufgehen man erwartet, ein Holztäfelchen neben sich, drauf der Name stand. Als Dubslavs Einladung eingetroffen war, war Ermyntrud, wie gewöhnlich, in Katzler gedrungen, der Einladung zu folgen. „Ich wünsche nicht, daß du dich deinen gesellschaftlichen Pflichten entziehst, auch heute nicht, trotz des Ernstes der Stunde. Gesellschaftlichkeiten sind auch Pflichten. Und die Barbyschen Damen — ich erinnere mich der Familie — werden gerade wegen der Trauer, in der wir stehn, in deinem Erscheinen eine besondre Freundlichkeit sehn. Und das ist genau das, was ich wünsche. Denn die Comtesse wird über kurz oder lang unsre nächste Nachbarin sein." Aber Katzler war fest geblieben und hatte betont, daß es Höheres gäbe als Gesellschaftlichkeiten, und daß er durchaus wünsche, daß dies gezeigt werde. Der Prinzessin Auge hatte während dieser Worte hoheitsvoll auf Katzler geruht, mit einem Ausdruck, der sagen zu wollen schien: „Ich weiß, daß ich meine Hand keinem Unwürdigen gereicht habe."

Katzler also fehlte. Doch auch Koseleger, trotz seiner Zusage, war noch nicht da, so daß Dubslav in die sonderbare Lage kam, sich den Quaden-Hennersdorfer, aus dem er sich eigentlich nichts machte, herbeizuwünschen. Endlich aber fuhr Koseleger vor, sein etwas verspätetes Kommen mit Dienstlichkeiten entschuldigend. Unmittelbar danach ging man zu Tisch, und ein Gespräch leitete sich ein. Zunächst wurde von der Nordbahn gesprochen, die, seit der neuen Kopenhagener Linie, den ihr von früher her anhaftenden Schreckensnamen siegreich überwunden habe. Jetzt heiße sie die „Apfelsinenbahn", was doch kaum noch übertroffen werden könne. Dann lenkte man auf den alten Grafen und seine Besitzungen im Graubündischen über, endlich aber auf den langen Aufenthalt

der Familie drüben in England, wo beide Töchter geboren seien.

Dies Gespräch war noch lange nicht erledigt, als man sich von Tisch erhob, und so kam es, daß sich das Plaudern über eben dasselbe Thema beim Kaffee, der im Gartensalon und zwar in einem Halbzirkel um den Kamin herum eingenommen wurde, fortsetzte. Dubslav sprach sein Bedauern aus, daß ihn in seiner Jugend der Dienst und später die Verhältnisse daran gehindert hätten, England kennen zu lernen; es sei nun doch mal das vorbildliche Land, eigentlich für alle Parteien, auch für die Konservativen, die dort ihr Ideal mindestens ebenso gut verwirklicht fänden wie die Liberalen. Lorenzen stimmte lebhaft zu, während andrerseits die Domina ziemlich deutliche Zeichen von Ungeduld gab. England war ihr kein erfreuliches Gesprächsthema, was selbstverständlich ihren Bruder nicht hinderte, dabei zu verharren.

„Ich möchte mich," fuhr Dubslav fort, „in dieser Angelegenheit an unsern Herrn Superintendenten wenden dürfen. Waren Sie drüben?"

„Leider nein, Herr von Stechlin, ich war nicht drüben, sehr zu meinem Bedauern. Und ich hätt' es so leicht haben können. Aber es ist immer wieder die alte Geschichte: was man in ein paar Stunden und mitunter in ein paar Minuten erreichen kann, das verschiebt man, eben weil es so nah' ist, und mit einemmal ist es zu spät. Ich war Jahr und Tag im Haag, und von da nach Dover hinüber war nicht viel mehr als nach Potsdam. Trotzdem unterblieb es, oder richtiger gerade deshalb. Daß ich den Tunnel oder den Tower nicht gesehn, das könnt' ich mir verzeihn. Aber das Leben drüben! Wenn irgendwo das vielcitierte Wort von dem ‚in einem Tage mehr gewinnen, als in des Jahres Einerlei' hinpaßt, so da drüben. Alles modern und zugleich alles alt, eingewurzelt, stabilisiert. Es steht einzig da; mehr als irgend

ein andres Land ist es ein Produkt der Zivilisation, so sehr, daß die Neigungen der Menschen kaum noch dem Gesetze der Natur folgen, sondern nur noch dem einer verfeinerten Sitte."

Die Domina fühlte sich von dem allem mehr und mehr unangenehm berührt, besonders als sie sah, daß Melusine, zu dem was Koseleger ausführte, beständig zustimmend nickte. Schließlich wurd' es ihr zuviel. „Alles, was ich da so höre," sagte sie, „kann mich für dieses Volk nicht einnehmen, und weil sie rundum von Wasser umgeben sind, ist alles so kalt und feucht, und die Frauen, bis in die höchsten Stände hinauf, sind beinah' immer in einem Zustand, den ich hier nicht bei Namen nennen mag. So wenigstens hat man mir erzählt. Und wenn es dann neblig ist, dann kriegen sie das, was sie den Spleen nennen, und fallen zu Hunderten ins Wasser, und keiner weiß, wo sie geblieben sind. Denn, wie mir unser Rentmeister Fix, der drüben war, aufs Wort versichert hat, sie stehen in keinem Buch und haben auch nicht einmal das, was wir Einwohner-Meldeamt nennen, so daß man beinah' sagen kann, sie sind so gut wie gar nicht da. Und wie sie kochen und braten! Alles fast noch blutig, besonders das, was wir hier ‚englische Beefsteaks' nennen. Und kann auch nicht anders sein, weil sie so viel mit Wilden umgehn und gar keine Gelegenheit haben, sich einer feineren Gesittung anzuschließen."

Koseleger und Melusine wechselten verständnisvoll Blicke. Die Domina aber sah nichts davon und fuhr unentwegt fort: „Fix ist ein guter Beobachter, auch von Sittenzuständen, und einer ihrer Könige, worüber ich auch schon als Mädchen einen Aufsatz machen mußte, hat fünf Frauen gehabt, meist Hofdamen. Und eine hat er köpfen lassen und eine hat er wieder nach Hause geschickt. Und war noch dazu eine Deutsche. Und sie sollen auch keinen eigentlichen Adel

mehr haben, weil mal ein Krieg war, drin sie sich umschichtig enthaupteten, und als alle weg waren, haben sie gewöhnliche Leute 'rangezogen und ihnen die alten Namen gegeben, und wenn man denkt, es ist ein Graf, so ist es ein Bäcker oder höchstens ein Bierbrauer. Aber viel Geld sollen sie haben und ihre Schiffe sollen gut sein und dauerhaft und auch sehr sauber, fast schon wie holländisch; aber in ihrem Glauben sind sie zersplittert und fangen auch schon wieder an katholisch zu werden."

Der alte Dubslav, als die Schwester mit ihrem Vortrag über England einsetzte, hatte sich mit einem ‚Schicksal, nimm deinen Lauf' sofort resigniert. Woldemar aber war immer wieder und wieder bemüht gewesen, einen Themawechsel eintreten zu lassen, worin er vielleicht auch reüssiert hätte, wenn nicht Koseleger gewesen wäre. Dieser — entweder weil er als ästhetischer Feinschmecker an Adelheids Auslassungen ein aufrichtiges Gefallen fand oder aber weil er die von ihm selbst angeregte Frage hinsichtlich „Natur und Sitte" (die sein Steckenpferd war) gern weiter spinnen wollte — hielt an England fest und sagte: „Die Frau Domina scheint mir davon auszugehn, daß gerade der mitunter schon an den Wilden grenzende Naturmensch drüben in vollster Blüte steht. Und ich will das auch nicht in jedem Punkte bestreiten. Aber daneben begegnen wir einem Lebens- und Gesellschafts-Raffinement, das ich, trotz manchem Anfechtbaren, als einen höchsten Kulturausdruck bezeichnen muß. Ich erinnere mich unter anderm eines gerade damals geführten Prozesses, über den ich, als ich im Haag lebte, meiner kaiserlichen Hoheit täglich Bericht erstatten mußte (High life-Prozesse gingen ihr über alles), und der Gegenstand, um den sich's dabei handelte, war so recht der Ausdruck eines verfeinerten oder meinetwegen auch überfeinerten Kulturlebens. So recht das Gegenteil von bloßem Naturburschentum. Es ist freilich eine ziemlich lange Geschichte . . ."

„Schade," sagte Dubslav. „Aber trotzdem, — wenn überhaupt erzählbar . . ."

„O, gewiß, gewiß; das denkbar Harmloseste . . ."

„Nun denn, lieber Superintendent, wenn wirklich so harmlos, so mach' ich mich ohne weiteres zum Anwalt unsrer gewiß neugierigen Damen, meine Schwester, die Domina, mit eingeschlossen. Wie war es? Wie verlief die Geschichte, für die sich eine kaiserliche Hoheit so lebhaft interessieren konnte?"

„Nun wenn es denn sein soll," nahm Koseleger langsam und wie bloß einer Pression nachgebend, das Wort, „es lebte da zu jener Zeit eine schöne Herzogin in London, die's nicht ertragen konnte, daß die Jahre nicht spurlos an ihr vorübergehen wollten; Fältchen und Krähenfüße zeigten sich. In dieser Bedrängnis hörte sie von ungefähr von einer ‚plastischen Künstlerin', die durch Auftrag einer Wachspaste die Jugend wieder herzustellen wisse. Diese Künstlerin wurde gerufen, und die Wiederherstellung gelang auch. Aber nun traf eines Tages die Rechnung ein, ‚die Bill', wie sie da drüben sagen. Es war eine Summe, vor der selbst eine Herzogin erschrecken durfte. Und da die Künstlerin auf ihrer Forderung beharrte, so kam es zu dem angedeuteten Prozeß, der sich alsbald zu einer cause célèbre gestaltete."

„Sehr begreiflich," versicherte Dubslav, und Melusine stimmte zu.

Zahlreiche Personen traten in der Verhandlung auf, und als Sachverständige wurden zuletzt auch Konkurrentinnen auf diesem Spezialgebiete der ‚plastischen Kunst' vernommen. Alle fanden die Forderung erheblich zu hoch und der Sieg schien sich rasch der Herzogin zuneigen zu wollen. Aber in eben diesem Augenblicke trat die sich arg bedrängt sehende Künstlerin an den Vorsitzenden des Gerichtshofes heran und bat ihn, an die erschienenen Fachgenossinnen einfach die Frage nach der Dauer der durch

ihre Kunst wiederhergestellten Jugend und Schönheit richten zu wollen, eine Bitte, der der Oberrichter auch sofort nachkam. Was darauf geantwortet wurde, lautete hinsichtlich der Dauer sehr verschieden. Als aber, trotz der Verschiedenheit dieser Angaben, keine der Konkurrentinnen mehr als ein Vierteljahr zu garantieren wagte, wandte sich die Verklagte ruhig an den hohen Gerichtshof und sagte nicht ohne Würde: ‚Meine Herren Richter, meine Mitkünstlerinnen, wie Sie soeben vernommen, helfen auf Zeit; was ich leiste, ist ‚beautifying for ever'. Alles war von diesem Worte hingerissen, der hohe Gerichtshof mit, und die Herzogin hatte die Riesensumme zu zahlen."

„Und wäre dergleichen hierlandes möglich?" fragte Melusine.

„Ganz unmöglich," entgegnete der für alles Fremde schwärmende Roseleger. „Es kann hier einfach deshalb nicht vorkommen, weil uns der dazu nötige höhere Kulturzustand und die dem entsprechende Anschauung fehlt. In unserm guten Preußen, und nun gar erst in unser Mark, sieht man in einem derartigen Hergange nur das Karrikierte, günstigsten Falls das Groteske, nicht aber jenes Hochmaß gesellschaftlicher Verfeinerung, aus dem allein sich solche Dinge, die man im übrigen um ihres Raffinements willen belächeln oder verurteilen mag, entwickeln können."

Die meisten waren einverstanden, allen voraus Dubslav, dem dergleichen immer einleuchtete, während die Domina von „Horreur" sprach und sichtlich unmutig den Kopf hin und her bewegte. Woldemar erneute natürlich seine Versuche, die der Tante so mißfällige Konversation auf andres überzulenken, bei welcher Gelegenheit er nach dem Berühren verschiedenster Themata zuletzt auch auf den Coventgardenmarkt und den englischen Gemüsebau zu sprechen kam. Das paßte der Domina.

„Ja, Gemüsebau," sagte sie, „das ist eine wunderbare Sache, daran hat man eine wirkliche Freude. Kloster

Wutz ist eigentlich eine Gartengegend: unser Spargel ist denn auch weit und breit der beste, und meine gute Schmargendorff hat Artischocken gezogen so groß wie 'ne Sonnenblume. Freilich, es will sie keiner so recht, und alle sagen immer: ‚es dauert so lange, wenn man so jedes Blatt nehmen muß, und eigentlich hat man nichts davon, auch wenn die Sauce noch so dick ist.' Viel mehr Glück hat unsre alte Schimonski mit ihren großen Erdbeeren — ich meine natürlich nicht die Schimonski selber; sie selber kann gar nichts, aber sie hat eine sehr geschickte Person — und ein Berliner Händler kauft ihr alles ab, bloß daß die Schnecken oft die Hälfte jeder Erdbeere wegfressen. Man sollte nicht glauben, daß solche Tiere solchen feinen Geschmack haben. Aber wenn es wegen der Schnecken auch unsicher ist, Dubslav, du solltest solche Zucht doch auch versuchen. Wenn es einschlägt, ist es sehr vorteilhaft. Die Schimonski wenigstens hat mehr davon als von ihren Hühnern, trotzdem sie gut legen. Denn mal sind sie billig, die Eier, und dann wieder verderben sie, und die schlechten werden einem berechnet und abgezogen, und die Streiterei nimmt kein Ende."

Kurz vor elf brach das Gespräch ab, und man zog sich zurück. Der alte Dubslav ließ es sich nicht nehmen, die Damen persönlich treppauf bis an ihre Zimmer zu führen und sich da unter Handkuß von ihnen zu verabschieden. Es waren dieselben zwei Räume, die vor gerade einem Vierteljahr Rex und Czako bewohnt hatten, das größere Zimmer jetzt für Melusine, das kleinere für Armgard bestimmt. Aber als nun beide vor ihren Reisetaschen standen und sich oberflächlich daran zu thun machten, sagte Melusine: „Dies Himmelbett ist also für mich. Wenn es dir gleich ist, beziehe du lieber dies Ehrenlager und lasse mir das kleine Schlafzimmer. Zusammen sind wir ja doch; die Thür steht auf."

„Ja Melusine, wenn du's durchaus wünscht, dann

natürlich. Aber ich verstehe dich nicht recht. Man will dich auszeichnen, und wenn du das ablehnst, so kann es auffallen. Man muß doch in einem Hause, wo man noch halb fremd ist, alles so thun, wie's gewünscht wird."

Melusine ging auf die Schwester zu, sah sie halb verlegen, halb schelmisch an und sagte: „Natürlich hast du recht. Aber ich bitte dich trotzdem darum. Und es braucht es ja auch keiner zu merken. Direkte Kontrolle wird ja wohl ausgeschlossen sein, und ich mache keine tiefere Nute wie du."

„Gut, gut," lachte Armgard. „Aber sage, was soll das alles? Du bist doch sonst so leichtlebig. Und wenn es dir hier in dem ersten Zimmer, weil es so nah' an der scharfen Flurecke liegt, wirklich etwas ängstlich zu Mute sein sollte, nun so können wir ja zuriegeln."

„Das hilft nichts, Armgard. In solchen alten Schlössern giebt es immer Tapetenthüren. Und was das hier angeht," und sie wies dabei auf das Bett, „alle Spukgeschichten sind immer gerad' in Himmelbetten passiert; ich habe noch nie gehört, daß Gespenster an eine Birkenmaserbettstelle herangetreten wären. Und hast du nicht unten den mistle-toe gesehn? Mistelbusch ist auch noch so Überbleibsel aus heidnischer Zeit her, bei den alten Deutschen gewiß und bei den Wenden wohl auch, für den Fall, daß die Stechlins wirkliche Wenden sind. Wenn ich Tante Adelheid ansehe, glaub' ich es beinah'. Und wie sie von den Hühnern sprach und den Eiern. Alles so wendisch. Ich glaube ja nicht eigentlich an Gespenster, wiewohl ich auch nicht ganz dagegen bin, aber wie dem auch sein möge, wenn ich mir denke, Tante Adelheid erschiene mir hier und brächte mir eine Erdbeere, die die Schnecken schon angeknabbert haben, so wäre das mein Tod."

Armgard lachte.

„Ja, du lachst, aber hast du denn die Augen von

ihr gesehn? Und hast du ihre Stimme gehört? Und die Stimme, wie du doch weißt, ist die Seele."

„Gewiß. Aber, Seele oder nicht, sie kann dir doch nichts thun mit ihrer Stimme und dir auch nicht erscheinen. Und wenn sie trotzdem kommt, nun so rufst du mich."

„Am liebsten wär' es mir, du bliebst gleich bei mir."

„Aber Melusine . . ."

„Nun gut, nun gut. Ich sehe wohl ein, daß das nicht gut geht. Aber was anders! Ich habe da vorhin eine Bibel oder vielleicht auch bloß ein Gesangbuch liegen sehn, da auf dem Brettchen, wo die kleine Puppe steht. Beiläufig auch was Sonderbares, diese Puppe. Bitte, nimm die Bibel von der Etagere fort und lege sie mir hier auf den Nachttisch. Und das Licht laß brennen. Und wenn du im Bett liegst, sprich immer zu, bis ich einschlafe."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Am andern Morgen traf man sich beim Frühstück. Es war ziemlich spät geworden, ohne daß Dubslav, wie das sonst wohl auf dem Lande Gewohnheit ist, ungeduldig geworden wäre. Nicht dasselbe ließ sich von Tante Adelheid sagen. „Ich finde das lange Wartenlassen nicht gerade passend, am wenigsten Personen gegenüber, denen man Respekt bezeigen will. Oder geh' ich vielleicht zu weit, wenn ich hier von Respektbezeigung spreche?" So hatte sich Adelheid zu Dubslav geäußert. Als nun aber die Barbyschen Damen wirklich erschienen, bezwang sich die Domina und stellte all die Fragen, die man an solchem Begrüßungsmorgen zu stellen pflegt. In aller Unbefangenheit antworteten die Schwestern, am unbefangensten Melusine, die bei der Gelegenheit dem alten Dubslav erzählte, daß sie nicht umhin gekonnt hätte, sich die Bibel an ihr Bett zu legen.

„Und mit der Absicht, drin zu lesen?"

„Beinah'. Aber es wurde nichts daraus. Armgard plauderte so viel, freilich auf meinen Wunsch. Ich hörte von der Treppe her immer die Uhr schlagen und las dabei beständig das Wort ‚Museum'. Aber das war natürlich schon im Traum. Ich schlief schon ganz fest. Und heute früh bin ich wie der Fisch im Wasser."

Dubslav hätte dies gern bestätigt, dabei nach einem Spezialfisch suchend, der so recht zum Vergleich für Melu-

ſine gepaßt hätte. Die Blicke ſeiner Schweſter aber, die zu fragen ſchienen „haſt du gehört?“ ließen ihn wieder davon abſtehn, und nachdem noch einiges über den großen Oberflur und ſeine Bilder und Schränke geſprochen worden war, wurde, genau wie vor einem Vierteljahr, wo Rex und Czako zu Beſuch da waren, ein Programm verabredet, das dem damaligen ſehr ähnlich ſah: Ausſichtsturm, See, Globſow; dann auf dem Rückwege die Kirche, vielleicht auch Krippenſtapel. Und zuletzt das „Muſeum.“ Aber manches davon war unſicher und hing vom Wetter ab. Nur den See wollte man unter allen Umſtänden ſehn. Engelke wurde beauftragt, mit Plaids und Decken vorauszugehn und ein paar Leute zum Wegſchaufeln des Schnees mitzunehmen, lediglich für den Fall, daß die Damen vielleicht Luſt bezeigen ſollten, die Sprudel- und Trichterſtelle genauer zu ſtudieren. „Und wenn wir auf unſerm Hofe keine Leute haben, ſo geh' ins Schulzenamt und bitte Rolf Krake, daß er aushilft.“

Meluſine, die dieſer Befehlserteilung zugehört hatte, war überraſcht, in einem märkiſchen Dorfe dem Namen „Rolf Krake“ zu begegnen, und erfuhr denn auch alsbald den Zuſammenhang der Dinge. Sie war ganz enchantiert davon und ſagte: „Das iſt hübſch. Aller aufgeſteifter Patriotismus iſt mir ein Greuel, aber wenn er dieſe Formen annimmt und ſich in Humor und ſelbſt in Ironie kleidet, dann iſt er das beſte was man haben kann. Ein Mann, der ſolchen Beinamen hat, der lebt, der iſt in ſich eine Geſchichte.“ Dubslav küßte ihr die Hand, Adelheid aber wandte ſich demonſtrativ ab; ſie wollte nicht Zeuge dieſer ewigen Huldigungen ſein. „Wenn man ein alter Major iſt, iſt man eben ein alter Major und nicht ein junger Leutnant. Dubslav iſt zwanzig, aber zwanzig Jahr a. D.“

Es war gegen zehn, als man aufbrach, um zunächſt auf den Ausſichtsturm zu ſteigen, und nachdem man von

der obersten Etage her die Waldlandschaft, die sich auch in ihrem Schneeschmuck wundervoll ausnahm, gebührend bewundert und dann den Abstieg glücklich bewerkstelligt hatte, passierte man den Schloßhof mit der Glaskugel, um über den Dorfplatz fort in die nach dem See hinunterführende große Straße einzubiegen. Auf dem Dorfplatze war alles winterlich still, nur vor dem Kruge standen drei Menschen: Engelke, der die Schneeschipper vorausgeschickt hatte, mit seinen Plaids über den Arm, neben ihm Schulze Kluckhuhn und neben diesem Gendarm Uncke, das Karabinergewehr über die Schulter gehängt.

„Da treffen wir ja die ganze hohe Obrigkeit," sagte Dubslav. „Engelke kann ich auch mitrechnen, der regiert mich, is also eigentlich die Feudalitätsspitze."

Während dieser Worte waren die Herrschaften an die Gruppe herangetreten.

„Freut mich, daß ich Sie treffe, Kluckhuhn. Ich denke Sie begleiten uns . . . Frau Gräfin, darf ich Ihnen hier unsern Dorfherrscher vorstellen? Schulze Kluckhuhn, alter Vierundsechziger."

Und nun ordnete sich der Zug. Dubslav und Uncke schlossen ab, Woldemar, Armgard und Tante Adelheid hielten die Mitte; Melusine schritt voran, Rolf Krake neben ihr.

„Ich bin froh," sagte Melusine, „Sie bei dieser Partie mit dabei zu sehn. Der alte Herr von Stechlin hat mir schon von Ihnen erzählt und daß Sie vierundsechzig mit dabei gewesen. Und ich weiß auch Ihren Namen; das heißt den zweiten. Und ich darf sagen, ich freue mich immer, wenn ich so was Hübsches höre."

„Ach, Rolf Krake," lachte Kluckhuhn. „Ja, Frau Gräfin, wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Das heißt, von ‚Schaden' darf ich eigentlich nicht reden, den hab' ich nicht so recht davon gehabt; ich bin

nicht mal angeschossen worden. Und doch is so was billig, wenn's erst losgeht."

„Ja, Schulze Kluckhuhn, unsereinem ist so was leider immer verschlossen oder, wie die Leute hier sagen, verpurrt. Und doch ist das das eigentliche Leben. So immer bloß einsitzen und ein bißchen Charpie zupfen, das ist gar nichts. Mit dabei sein, das macht glücklich. Es war aber trotzdem wohl ein eigenes Gefühl, als Sie da so von Düppel nach Alsen 'rüberfuhren und das unheimliche Schiff, der Rolf Krake, so dicht daneben lag."

„Ja, das war es, Frau Gräfin, ein ganz eigenes Gefühl. Und mitunter erscheint mir der Rolf Krake noch im Traum. Un is auch nicht zu verwundern. Denn Rolf Krake war wie ein richtiges Gespenst. Und wenn solch Gespenst einen packt, ja, da ist man weg. . . . Und dabei bleib' ich, Frau Gräfin, sechsundsechzig war nicht viel und siebzig war auch nicht viel."

„Aber die großen Verluste . . ."

„Ja, die Verluste waren groß, das ist richtig. Aber Verluste, Frau Gräfin, das is eigentlich gar nichts. Natürlich wen es trifft, für den is es was. Aber ich meine jetzt das, was man dabei so das Moralische nennt; und darauf kommt es an, nicht auf die Verluste, nicht auf viel oder wenig. Wenn einer eine Böschung 'rauf klettert und nu steht er oben und schleicht sich 'ran, immer mit 'nem Pulversack und 'nem Zünder in der Hand und nu legt er an und nu fliegt alles in die Luft und er mit. Und nu ist die Festung oder die Schanze offen. Ja, Frau Gräfin, das ist was. Und das hat unser Pionier Klinke gethan. Der war moralisch. Ich weiß nicht, ob Frau Gräfin mal von ihm 'gehört haben, aber dafür leb' ich und sterb' ich: immer bloß das Kleine, da zeigt sich's, was einer kann. Wenn ein Bataillon 'ran muß un ich stecke mitten drin, ja, was will ich da machen? Da muß ich

mit. Und baff, da lieg' ich. Und nu bin ich ein Held. Aber eigentlich bin ich keiner. Es ist alles bloß ‚Muß' und solche Mußhelden giebt es viele. Das is, was ich die großen Kriege nenne. Klinke mit seinem Pulversack, ja, der war bloß was Kleines, aber er war doch groß. Und ebenso (wenn er auch unser Feind war) dieser Rolf Krake."

So ging historisch-retrospektiv das Gespräch an der Tete, während Dubslav und Uncke, die den Zug abschlossen, mit ihrem Thema mehr in der Gegenwart standen.

„Is mir lieb, Uncke, Sie mal wieder zu treffen. Seit Rheinsberg hab' ich Sie nicht mehr gesehn. Ich denke mir, Torgelow is nu wohl schon im besten Gange. So wie Bebel. Ich kriege natürlich jeden Tag meine Zeitung, aber es is mir immer zu viel und das große Format und das dünne Papier. Da kuck' ich denn nich immer ganz genau zu. Hat er denn schon gesprochen?"

„Ja, Herr Major, gesprochen hat er schon. Aber nich viel. Un war auch kein rechter Beifall. Auch nich mal bei seinen eignen Leuten."

Er wird wohl die Sache noch nicht recht weg haben. Ich meine das, was sie jetzt das Parlamentarische nennen. Das schad't aber nichts und ist eigentlich egal. Wichtiger is, wie sie hier in unserm Ruppiner Winkel, in unserm Rheinsberg-Wutz über ihn denken. Sind sie denn da mit ihm zufrieden?"

„Auch nicht, Herr Major. Sie sagen, er sei zweideutig."

„Ja, Uncke, so heißt es überall. Das is nu mal so, das is nicht zu ändern. In Frankreich heißt es immer gleich ‚Verrat' und hier sagen sie ‚zweideutig'. Da war auch einer von uns, den ich nicht nennen will, von dem hieß es auch so . . ."

„Von dem hieß es auch so. Ja, Herr Major. Und Pyterke, der immer gut Bescheid weiß, der sagte mir schon

damals in Rheinsberg: ‚Uncke, glauben Sie mir, da hat ſich der Herr Major eine Schlange an ſeinem Buſen groß gezogen.‘“

„Kann ich mir denken; klingt ganz nach Pyterke. Der ſpricht immer ſo gebildet. Aber is es auch richtig?“

„Is ſchon richtig, Herr Major. Herr Major denken immer das Gute von ’nem Menſchen, weil Sie ſo viel zu Hauſe ſitzen und ſelber ſo ſind. Aber wer ſo ’rum kommt wie ich. Alle lügen ſie. Was ſie meinen, das ſagen ſie nich und was ſie ſagen, das meinen ſie nich. Is kein Verlaß mehr; alles zweideutig.“

„Ja, ſo rund ’raus, Uncke, das war früher, aber das geht jetzt nicht mehr. Man darf keinem ſo alles auf die Naſe binden. Das is eben, was ſie jetzt ‚politiſches Leben‘ nennen.“

„Ach, Herr Major, das mein’ ich ja gar nicht. Das Politiſche . . . Jott, wenn einer ſich ins Politiſche zweideutig macht, na, dann muß ich ihn anzeigen, das is Dienſt. Darum gräm’ ich mich aber nich. Aber was nich Dienſt is, was man ſo bloß noch nebenbei ſieht, das kann einen mitunter leid thun. So bloß als Menſch.“

„Aber, lieber Uncke, was is denn eigentlich los? Wenn man Sie ſo hört, da ſollte man ja wahrhaftig glauben, es ginge zu Ende . . . Nu ja, in der Welt draußen da klappt nich immer alles. Aber ſo im Schoß der Familie . . .“

„Jott, Herr Major, das is es ja eben. In dieſem Schoß der Familie, da is es ja gerad’ am ſchlimmſten. Und ſogar in dem jüdiſchen Schoß, der doch immer noch der beſte war.“

„Beiſpiele, Uncke, Beiſpiele.“

„Da haben wir nu hier, um bloß ein Beiſpiel zu geben, unſern guten alten Baruch Hirſchfeld in Granſee. Frommer alter Jude . . .“

„Kenn’ ich. Kenn’ ich ganz gut, beinah’ zu gut.

Nu, der hat 'nen Sohn und mit dem is er mitunter verschiedner Meinung. Aber dagegen is doch nicht viel zu sagen; das is in der ganzen Welt so. Der Alte hängt noch am Alten und der Junge, nu, der is eben ein Jungscher und bramarbasiert ein bißchen. Ich weiß nicht recht, zu welcher Partei er sich hält, er wird aber wohl für Torgelow gestimmt haben. Nu, mein Gott, warum nicht? Das thun jetzt viele. Daran muß man sich gewöhnen. Das is eben das Politische."

„Nein, Herr Major. Herr Major wollen verzeihn, aber bei diesem Isidor is es nicht das Politische. Komme ja jeden dritten Tag hin und seh' den Alten in seinem Laden und höre, was er da redt und redt. Und der Junge redt auch und redt immer ‚von's Prinzip'. Das Prinzip is ihm aber egal. Er will bloß mogeln und den Alten an die Wand drücken. Und das ist das, was ich das Zweideutige nenne."

* * *

Armgard, Woldemar und Tante Adelheid hatten die Mitte genommen. Als sie bis in die Nähe der Seespitze gekommen waren, immer unter einem verschneiten Buchen- und Eichengange hin, wurden sie durch ein Geräusch wie von brechenden kleinen Ästen aufmerksam gemacht, und ihr Auge nach oben richtend, gewahrten sie, wie zwei Eichhörnchen über ihnen spielten und in beständigem Sichhaschen von Baum zu Baum sprangen. Die Zweige knickten, und der Schnee stäubte hernieder. Armgard mochte sich von dem Schauspiel nicht trennen, lachte, wenn die momentan verschwundenen Tierchen mit einem Male wieder zum Vorschein kamen und gab ihre Beobachtung erst auf, als die Domina, nicht direkt unfreundlich, aber doch ziemlich ungeduldig und jedenfalls wie gelangweilt, zu ihr bemerkte: „Ja, Comtesse, die springen; es sind eben Eichhörnchen." Einige Minuten später hatten alle die

Bank erreicht, von der aus man den beſten Blick auf den zugefrorenen See hatte. Das Eis zeigte ſich hoch mit Schnee bedeckt, aber in ſeiner Mitte war doch ſchon eine gefegte Stelle, zu der vom Ufer her eine ſchmale, gleichfalls freigeſchaufelte Straße hinüberführte. Engelke legte die Decken über die Bank, und die Damen, die von dem halbſtündigen und zuletzt etwas anſteigenden Wege müde geworden waren, nahmen alle drei Platz, während ſich Rolf Krake und Uncke wie Schildhalter zu beiden Seiten der Bank aufſtellten. Dubslav dagegen plazierte ſich in Front und machte, während er einen landläufigen Führerton anſchlug, den Cicerone. „Hab' die Ehr', Ihnen hier die große Sehenswürdigkeit von Dorf und Schloß Stechlin zu präſentieren, unſern See, meinen See, wenn Sie mir das Wort geſtatten wollen. Alle möglichen berühmten Naturforſcher waren hier und haben ſich höchſt ſchmeichelhaft über den See geäußert. Immer hieß es: ‚es ſtehe wiſſenſchaftlich feſt'. Und das iſt jetzt das Höchſte. Früher ſagte man: ‚es ſteht in den Akten'. Ich laſſe dabei dahingeſtellt ſein, wovor man ſich tiefer verbeugen muß."

„Ja," ſagte Meluſine, „das iſt nun alſo der große Moment. Orientiert bin ich. Aber wie das mit allem Großen geht, ich empfinde doch auch etwas von Enttäuſchung."

„Das iſt, weil wir Winter haben, gnädigſte Gräfin. Wenn Sie die offene Seefläche vor ſich hätten und in der Vorſtellung ſtünden: ‚jetzt bildet ſich der Trichter und jetzt ſteigt es herauf', ſo würden Sie mutmaßlich nichts von Enttäuſchung empfinden. Aber jetzt! Das Eis macht ſtill und duckt das Revolutionäre. Da kann ſelbſt unſer Uncke nichts notieren. Nicht wahr, Uncke?"

Uncke ſchmunzelte.

„Im übrigen ſeh' ich zu meiner Freude — und das verdanken wir wieder unſerm guten Kluckhuhn, der an alles denkt und alles vorſieht — daß die Schneeſchipper

auch ein paar ihrer Pickäxte mitgebracht haben. Ich taxiere das Eis auf nicht dicker als zwei Fuß, und wenn sich die Leute dran machen, so haben wir in zehn Minuten eine große Lune, und der Hahn, wenn er nur sonst Lust hat, kommt aus seiner Tiefe herauf. Befehlen Frau Gräfin?"

„Um Gottes willen, nein. Ich bin sehr für solche Geschichten und bin glücklich, daß die Familie Stechlin diesen See hat. Aber ich bin zugleich auch abergläubisch und mag kein Eingreifen ins Elementare. Die Natur hat jetzt den See überdeckt; da werd' ich mich also hüten, irgend was ändern zu wollen. Ich würde glauben, eine Hand führe heraus und packte mich."

Adelheid war bei diesen Worten immer gerader und länger geworden und rückte mit Ostentation von Melusine weg, mehr der Banklehne zu, wo, halb wie das gute Gewissen, halb wie die göttliche Weltordnung, Uncke stand und durch seine bloße Gegenwart den Gemütszustand der Domina wieder beschwichtigte. Nur von Zeit zu Zeit sah sie fragend, forschend und vorwurfsvoll auf ihren Bruder.

Dieser wußte genau, was in seiner Schwester Seele vorging. Es erheiterte ihn ungemein, aber es beunruhigte ihn doch auch. Wenn diese Gefühle wuchsen, wohin sollte das führen? Die Möglichkeit einer schrecklichen Scene, die sein Haus mit einer nicht zu tilgenden Blame behaftet hätte, trat dabei vor seine Seele.

Der Himmel hatte aber ein Einsehn. Schon seit einer Viertelstunde lag ein grauer Ton über der Landschaft und plötzlich fielen Flocken, erst vereinzelte, dann dicht und reichlich. Den Weg bis Globsow fortzusetzen, daran war unter diesen Umständen gar nicht mehr zu denken, und so brach man denn auf, um ins Schloß zurückzukehren. Auch auf einen Besuch in der Kirche, weil es da zu kalt sei, wurde verzichtet.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Heimweg war gemeinschaftlich angetreten worden, aber doch nur bis an die Dorfstraße. Hier teilte man sich in drei Gruppen, eine jede mit verschiedenem Ziel: Dubslav, Tante Adelheid und Armgard gingen auf das Herrenhaus, Uncke und Rolf Krake auf das Schulzenamt, Woldemar und Melusine dagegen auf die Pfarre zu. Woldemar freilich nur bis an den Vorgarten, wo er sich von Melusine verabschiedete.

Lorenzen, so lang er Woldemar und Melusine sich seiner Pfarre nähern sah, hatte verlegen am Fenster gestanden, kam aber, als das Paar sich draußen trennte, so ziemlich wieder zu sich. Er war nun schon so lange jeder Damenunterhaltung entwöhnt, daß ihm ein Besuch wie der der Gräfin zunächst nur Verlegenheit schaffen konnte, wenn's denn aber durchaus sein mußte, so war ihm ein Tete-a-Tete mit ihr immer noch lieber, als eine Plauderei zu dritt. Er ging ihr denn auch bis in den Flur entgegen, war ihr hier beim Ablegen behilflich und sprach ihr — weil er jede Scheu rasch von sich abfallen fühlte — ganz aufrichtig seine Freude aus, sie in seiner Pfarre begrüßen zu dürfen. „Und nun bitt' ich Sie, Frau Gräfin, sich's unter meinen Büchern hier nach Möglichkeit bequem machen zu wollen. Ich bin zwar auch Inhaber einer Putzstube, mit einem dezenten Teppich und einem kalten Ofen; aber ich könnte das gesundheitlich

nicht verantworten. Hier haben wir wenigstens eine gute Temperatur."

„Die immer die Hauptsache bleibt. Ach, eine gute Temperatur! Gesellschaftlich ist sie beinah' alles und dabei leider doch so selten. Ich kenne Häuser, wo, wenn Sie den Widersinn verzeihen wollen, der kalte Ofen gar nicht ausgeht. Aber erlassen Sie mir gütigst den Sofaplatz hier; ich fühle mich dazu noch nicht ‚alte Dame' genug und möcht' auch gern en vue der beiden Bilder bleiben, trotzdem ich das eine davon schon so gut wie kenne."

„Die Kreuzabnahme?"

„Nein! das andre."

„Die Lind also?"

„Ja."

„So haben Sie das schöne Bild in der Nationalgalerie gesehn?"

„Auch das. Aber doch freilich erst seit ganz kurzem, während ich von Ihrer Aquarellkopie schon seit ein paar Monaten weiß. Das war auf einer Dampfschiffahrt, die wir nach dem sogenannten ‚Eierhäuschen' machten und der Ausplauderer über das Bild da vor mir, war niemand anders als Ihr Zögling Woldemar, auf den Sie stolz sein können. Er freilich würde den Satz umkehren, oder sage ich lieber, er that es. Denn er sprach mit solcher Liebe von Ihnen, daß ich Sie von jenem Tag an auch herzlich liebe, was Sie sich schon gefallen lassen müssen. Ein Glück nur, daß er sich draußen verabschiedet hat und nicht hören kann, was ich hier sage . . ."

Lorenzen lächelte.

„Sonst hätten sich diese Bekenntnisse verboten. Aber da sie nun mal gemacht sind und man nie weiß, wann und wie man wieder zusammenkommt, so lassen Sie mich darin fortfahren. Woldemar erzählte mir — Pardon für meine Indiskretion — von Ihrer Schwärmerei für die

Lind. Und da horchten wir denn auf und beneideten Sie faſt. Nichts beneidenswerter als eine Seele, die ſchwärmen kann. Schwärmen iſt fliegen, eine himmliſche Bewegung nach oben."

Lorenzen ſtutzte. Das war doch mehr, als eine bloß liebenswürdige Dame aus der Geſellſchaft.

„Und um es kurz zu machen," fuhr Meluſine fort, „Woldemar ſprach bei dieſer Gelegenheit wie von Ihrer erſten Liebe" (und dabei wies ſie lächelnd auf das Bildchen der Lind) „ſo auch von Ihrer letzten, — nein, nein, nicht von Ihrer letzten; Sie werden immer eine neue finden — ſprach alſo von Ihrer Begeiſterung für den herrlichen Mann da weit unten am Tajo, von Ihrer Begeiſterung für den Joao de Deus. Und als er ausgeſprochen hatte, da haben wir uns alle, die wir zugegen waren, um den ‚Un Santo' geſchart und einen geheimen Bund geſchloſſen. Erſt um den ‚Un Santo' und zum zweiten um Sie ſelbſt. Und nun frag' ich Sie, wollen Sie mitthun in dieſem unſerm Bunde, der ohne Sie gar nicht exiſtierte. Mir iſt manches verquer gegangen. Aber ich bin, denk' ich, dem Tage nahe, der mich ahnen läßt, daß unſre Prüfungen auch unſre Segnungen ſind und daß mir alles Leid nur kam, um den Stab, der trägt und ſtützt, feſter zu umklammern. Ich darf leider nicht hinzuſetzen, daß dieſer Stab (möglich, daß er ſich einſt dazu auswächſt) das Kreuz ſei. Meiner ganzen Natur nach bin ich ungläubig. Aber ich hoffe, ſagen zu dürfen: ich bin wenigſtens demütig."

„Wenigſtens demütig," wiederholte Lorenzen langſam, zugleich halb verlegen vor ſich hinblickend, und Meluſine, die Zweifel, die ſich in der Wiederholung dieſer Worte ziemlich deutlich ausſprachen, mit ſcharfem Ohre heraushörend, fuhr in plötzlich verändertem und beinah' heiterem Tone fort: „Wie grauſam Sie ſind. Aber Sie haben recht. Demütig. Und daß ich mich deſſen

auch noch berühme. Wer iſt demütig? Wir alle ſind im letzten doch eigentlich das Gegenteil davon. Aber das darf ich ſagen, ich habe den Willen dazu."

„Und ſchon der gilt, Frau Gräfin. Nur freilich iſt Demut nicht genug; ſie ſchafft nicht, ſie fördert nicht nach außen, ſie belebt kaum."

„Und iſt doch mindeſtens der Anfang zum Beſſern, weil ſie mit dem Egoismus aufräumt. Wer die Staffel hinauf will, muß eben von unten an dienen. Und ſoviel bleibt, es birgt ſich in ihr die Löſung jeder Frage, die jetzt die Welt bewegt. Demütig ſein heißt chriſtlich ſein, chriſtlich in meinem, vielleicht darf ich ſagen in unſrem Sinne. Demut erſchrickt vor dem zweierlei Maß. Wer demütig iſt, der iſt duldſam, weil er weiß, wie ſehr er ſelbſt der Duldſamkeit bedarf; wer demütig iſt, der ſieht die Scheidewände fallen und erblickt den Menſchen im Menſchen."

„Ich kann Ihnen zuſtimmen," lächelte Lorenzen. „Aber wenn ich, Frau Gräfin, in Ihren Mienen richtig leſe, ſo ſind dieſe Bekenntniſſe doch nur Einleitung zu was andrem. Sie halten noch das Eigentliche zurück und verbinden mit Ihrer Ausſprache, ſo ſonderbar es klingen mag, etwas Spezielles und beinah' Praktiſches."

„Und ich freue mich, daß Sie das herausgefühlt haben. Es iſt ſo. Wir kommen da eben von Ihrem Stechlin her, von Ihrem See, dem Beſten, was ſie hier haben. Ich habe mich dagegen gewehrt, als das Eis aufgeſchlagen werden ſollte, denn alles Eingreifen oder auch nur Einblicken in das, was ſich verbirgt, erſchreckt mich. Ich reſpektiere das Gegebene. Daneben aber freilich auch das Werdende, denn eben dies Werdende wird über kurz oder lang abermals ein Gegebenes ſein. Alles Alte, ſo weit es Anſpruch darauf hat, ſollen wir lieben, aber für das Neue ſollen wir recht eigentlich leben. Und vor allem ſollen wir, wie der Stechlin uns lehrt, den großen

Zuſammenhang der Dinge nie vergeſſen. Sich abſchließen, heißt ſich einmauern, und ſich einmauern iſt Tod. Es kommt darauf an, daß wir gerade das beſtändig gegenwärtig haben. Mein Vertrauen zu meinem Schwager iſt unbegrenzt. Er hat einen edeln Charakter, aber ich weiß nicht, ob er auch einen feſten Charakter hat. Er iſt feinen Sinnes, und wer fein iſt, iſt oft beſtimmbar. Er iſt auch nicht geiſtig bedeutend genug, um ſich gegen abweichende Meinungen, gegen Irrtümer und Standesvorurteile wehren zu können. Er bedarf der Stütze. Dieſe Stütze ſind Sie meinem Schwager Woldemar von Jugend auf geweſen. Und um was ich jetzt bitte, das heißt: ‚Seien Sie's ferner'."

„Daß ich Ihnen ſagen könnte, wie freudig ich in Ihren Dienſt trete, gnädigſte Gräfin. Und ich kann es um ſo leichter, als Ihre Ideale, wie Sie wiſſen, auch die meinigen ſind. Ich lebe darin und empfind' es als eine Gnade, da, wo das Alte verſagt, ganz in einem Neuen aufzugehn. Um ein ſolches ‚Neues' handelt es ſich. Ob ein ſolches ‚Neues' ſein ſoll (weil es ſein muß) oder ob es nicht ſein ſoll, um dieſe Frage dreht ſich alles. Es giebt hier um uns her eine große Zahl vorzüglicher Leute, die ganz ernſthaft glauben, das uns Überlieferte — das Kirchliche voran (leider nicht das Chriſtliche) — müſſe verteidigt werden, wie der ſalomoniſche Tempel. In unſerer Oberſphäre herrſcht außerdem eine naive Neigung, alles ‚Preußiſche' für eine höhere Kulturform zu halten."

„Genau wie Sie ſagen. Aber ich möchte doch, um der Gerechtigkeit willen, die Frage ſtellen dürfen, ob dieſer naive Glaube nicht eine gewiſſe Berechtigung hat?"

„Er hatte ſie mal. Aber das liegt zurück. Und kann nicht anders ſein. Der Hauptgegenſatz alles Modernen gegen das Alte beſteht darin, daß die Menſchen nicht mehr durch ihre Geburt auf den von ihnen einzunehmenden Platz geſtellt werden. Sie haben jetzt die Freiheit, ihre

Fähigkeiten nach allen Seiten hin und auf jedem Gebiete zu bethätigen. Früher war man dreihundert Jahre lang ein Schloßherr oder ein Leinenweber; jetzt kann jeder Leinenweber eines Tages ein Schloßherr sein."

„Und beinah' auch umgekehrt," lachte Melusine. „Doch laſſen wir dies heikle Thema. Viel, viel lieber hör' ich ein Wort von Ihnen über den Wert unſrer Lebens- und Geſellſchaftsformen, über unſre Geſamtanſchauungsweiſe, deren beſondere Zuläſſigkeit Sie, wie mir ſcheint, ſo nachdrücklich anzweifeln."

„Nicht abſolut. Wenn ich zweifle, ſo gelten dieſe Zweifel nicht ſo ſehr den Dingen ſelbſt, als dem Hochmaß des Glaubens daran. Daß man all dieſe Mittelmaßdinge für etwas Beſonderes und Überlegenes und deshalb, wenn's ſein kann, für etwas ewig zu Konſervierendes anſieht, das iſt das Schlimme. Was mal galt, ſoll weiter gelten, was mal gut war, ſoll weiter ein Gutes oder wohl gar ein Beſtes ſein. Das iſt aber unmöglich, auch wenn alles, was keineswegs der Fall iſt, einer gewiſſen Herrlichkeitsvorſtellung entſpräche . . . Wir haben, wenn wir rückblicken, drei große Epochen gehabt. Deſſen ſollen wir eingedenk ſein. Die vielleicht größte, zugleich die erſte, war die unter dem Soldatenkönig. Das war ein nicht genug zu preiſender Mann, ſeiner Zeit wunderbar angepaßt und ihr zugleich voraus. Er hat nicht bloß das Königtum ſtabiliert, er hat auch, was viel wichtiger, die Fundamente für eine neue Zeit geſchaffen und an die Stelle von Zerfahrenheit, ſelbſtiſcher Vielherrſchaft und Willkür Ordnung und Gerechtigkeit geſetzt. Gerechtigkeit, das war ſein beſter ‚rocher de bronce'."

„Und dann?"

„Und dann kam Epoche zwei. Die ließ, nach jener erſten, nicht lange mehr auf ſich warten und das ſeiner Natur und ſeiner Geſchichte nach gleich ungeniale Land ſah ſich mit einem Male von Genie durchblitzt."

„Muß das ein Staunen gewesen sein.“

„Ja. Aber doch mehr draußen in der Welt als daheim. Anstaunen ist auch eine Kunst. Es gehört etwas dazu, Großes als groß zu begreifen . . Und dann kam die dritte Zeit. Nicht groß und doch auch wieder ganz groß. Da war das arme, elende, halb dem Untergange verfallene Land nicht von Genie, wohl aber von Begeisterung durchleuchtet, von dem Glauben an die höhere Macht des Geistigen, des Wissens und der Freiheit.“

„Gut, Lorenzen. Aber weiter.“

„Und all das, was ich da so hergezählt, umfaßte zeitlich ein Jahrhundert. Da waren wir den andern voraus, mitunter geistig und moralisch gewiß. Aber der ‚Non soli cedo-Adler‘ mit seinem Blitzbündel in den Fängen, er blitzt nicht mehr, und die Begeisterung ist tot. Eine rückläufige Bewegung ist da, längst Abgestorbenes, ich muß es wiederholen, soll neu erblühn. Es thut es nicht. In gewissem Sinne freilich kehrt alles einmal wieder, aber bei dieser Wiederkehr werden Jahrtausende übersprungen; wir können die römischen Kaiserzeiten, Gutes und Schlechtes, wieder haben, aber nicht das spanische Rohr aus dem Tabakskollegium und nicht einmal den Krückstock von Sanssouci. Damit ist es vorbei. Und gut, daß es so ist. Was einmal Fortschritt war, ist längst Rückschritt geworden. Aus der modernen Geschichte, der eigentlichen, der lesenswerten, verschwinden die Bataillen und die Bataillone (trotzdem sie sich beständig vermehren) und wenn sie nicht selbst verschwinden, so schwindet doch das Interesse daran. Und mit dem Interesse das Prestige. An ihre Stelle treten Erfinder und Entdecker, und James Watt und Siemens bedeuten uns mehr als du Guesclin und Bayard. Das Heldische hat nicht direkt abgewirtschaftet und wird noch lange nicht abgewirtschaftet haben, aber sein Kurs hat nun mal seine besondere Höhe verloren, und anstatt sich in diese Thatsache zu finden, ver-

ſucht es unſer Regime, dem Niederſteigenden eine künſtliche Hauſſe zu geben."

„Es iſt, wie Sie ſagen. Aber gegen wen richtet ſich's? Sie ſprachen von ‚Regime'. Wer iſt dies Regime? Menſch oder Ding? Iſt es die von alter Zeit her übernommene Maſchine, deren Räderwerk tot weiterklappert, oder iſt es Der, der an der Maſchine ſteht? Oder endlich iſt es eine beſtimmte abgegrenzte Vielheit, die die Hand des Mannes an der Maſchine zu beſtimmen, zu richten trachtet? In allem, was Sie ſagen, klingt eine ſich auflehnende Stimme. Sind Sie gegen den Adel? Stehen Sie gegen die ‚alten Familien'?"

„Zunächſt: nein. Ich liebe, hab' auch Urſach' dazu, die alten Familien und möchte beinah' glauben, jeder liebt ſie. Die alten Familien ſind immer noch populär, auch heute noch. Aber ſie verthun und verſchütten dieſe Sympathien, die doch jeder braucht, jeder Menſch und jeder Stand. Unſre alten Familien kranken durchgängig an der Vorſtellung, ‚daß es ohne ſie nicht gehe', was aber weit gefehlt iſt, denn es geht ſicher auch ohne ſie; ſie ſind nicht mehr die Säule, die das Ganze trägt, ſie ſind das alte Stein- und Moosdach, das wohl noch laſtet und drückt, aber gegen Unwetter nicht mehr ſchützen kann. Wohl möglich, daß ariſtokratiſche Tage mal wiederkehren, vorläufig, wohin wir ſehen, ſtehen wir im Zeichen einer demokratiſchen Weltanſchauung. Eine neue Zeit bricht an. Ich glaube, eine beſſere und eine glücklichere. Aber wenn auch nicht eine glücklichere, ſo doch mindeſtens eine Zeit mit mehr Sauerſtoff in der Luft, eine Zeit, in der wir beſſer atmen können. Und je freier man atmet, je mehr lebt man. Was aber Woldemar angeht, *meiner* ſind Sie ſicher, Frau Gräfin. Bleibt freilich, als Hauptfaktor, noch die Comteſſe. Für die müſſen *Sie* die Bürgſchaft übernehmen. Die Frauen beſtimmen ſchließlich doch alles."

„So heißt es immer. Und wir sind eitel genug, es zu glauben. Aber das führt uns auf ganz neue Gebiete. Vorläufig Ihre Hand zur Besieglung. Und nun erlauben Sie mir, nach diesem unserm revolutionären Diskurse, zu den Hütten friedlicher Menschen zurückzukehren. Ich habe mich bei dem alten Herrn nur auf eine halbe Stunde beurlaubt und rechne darauf, daß Sie mich, wenn nicht bis ins ‚Museum' selbst (das dem Programm nach besucht werden sollte), so doch wenigstens bis auf die Schloßrampe begleiten."

Dreißigstes Kapitel.

Lorenzen that, wie gewünscht, und auf dem Wege zum Schloß plauderten beide weiter, wenn auch über sehr andere Dinge.

„Was ist es eigentlich mit diesem ‚Museum'?" fragte Melusine; „kann ich mir doch kaum was Rechtes darunter vorstellen. Eine alte Pappтafel mit Inschrift hängt da schräg über der Saalthür, alles dicht neben meinem Schlafzimmer und ich habe mich etwas davor geängstigt."

„Sehr mit Unrecht, gnädigste Gräfin. Die primitive Pappтafel, die freilich verwunderlich genug aussieht, sollte wohl nur andeuten, daß es sich bei der ganzen Sache mehr um einen Scherz als um etwas Ernsthaftes handelt. Etwa wie bei Sammlung von Meerschaumpfeifen und Tabaksdosen. Und Sie werden auch vorwiegend solchen Seltsamkeiten begegnen. Anderseits aber ist es auch wieder ein richtiges historisches Museum, trotzdem es nur halb das geworden ist, worauf Herr von Stechlin anfänglich aus war."

„Und das war?"

„Das war mehr etwas Groteskes. Es mögen nun wohl schon zwanzig Jahre sein, da las er eines Tages in der Zeitung von einem Engländer, der historische Thüren sammle und neuerdings sogar für eine enorme Summe, ich glaube es waren tausend Pfund, die Gefängnißthür erstanden habe, durch die Ludwig XVI. und dann

ſpäter Danton und Robespierre zur Guillotinierung abgeführt worden ſeien. Und dieſe Notiz machte ſolchen Eindruck auf unſern liebenswürdigen Stechliner Schloßherrn, daß er auch ſolche hiſtoriſche Thürenſammlung anzulegen beſchloß. Er iſt aber nicht weit damit gekommen und hat ſich mit dem Küſtriner Schloßfenſter begnügen müſſen, an dem Kronprinz Friedrich ſtand, als Katte zur Enthauptung vorüber geführt wurde. Doch auch das iſt unſicher, ja, die meiſten wollen nichts davon wiſſen. Nur Krippenſtapel hält noch daran feſt."

„Krippenſtapel?"

„Ja. Der Name frappiert Sie. Das iſt nämlich unſer Lehrer hier, Liebling des alten Herrn und ſein Berater in derlei Dingen. Der hat ihm denn auch das gegenwärtige ‚Muſeum', das man als Abſchlagszahlung auf die ‚hiſtoriſchen Thüren' anſehen kann, zuſammengeſtellt. Außer dem angezweifelten Fenſter werden Frau Gräfin noch ein paar phantaſtiſche Regentraufen finden und vor allem viele Wetterhähne, die von alten märkiſchen Kirchtürmen herabgenommen wurden. Einige ſollen ganz intereſſant ſein. Ich habe keinen Sinn dafür. Aber Krippenſtapel hat einen Katalog angefertigt."

Unter dieſen Worten waren beide bis an die Rampe gekommen, auf der Engelke ſchon ſtand und auf die Gräfin wartete. Lorenzen empfahl ſich. Aber auch Meluſine wollte nicht gleich in's Muſeum hinauf, zog es vielmehr vor, erſt unten in das große Geſellſchaftszimmer einzutreten und ſich da zu wärmen.

Engelke machte ſich auch ſofort am Kamin zu ſchaffen, was der Gräfin gut paßte, weil ſie noch manches fragen wollte.

„Das iſt recht, Engelke, daß Sie Kohlen aufſchütten und auch Kienäpfel. Ich freue mich immer, wenn es ſo luſtig brennt. Und oben im ‚Muſeum' wird es wohl noch kalt ſein."

„Ja, kalt ist es, Frau Gräfin. Aber mit der Kälte, na, das ging' am Ende noch, und der viele Staub, der oben liegt, das ginge vielleicht auch noch; Staub wärmt. Und die Dachtraufen und Wetterhähne thun auch keinem Menschen was . . ."

„Aber was ist denn sonst noch?"

„Ach, ich meine bloß die verdammten Dinger, die Spinnen . . ."

„Um Gottes willen, Spinnen?" erschrak Melusine.

„Ja, Spinnen, Frau Gräfin. Aber so ganz schlimme sind sie dabei. Solche mit 'm Kreuz oben hab' ich bei uns noch nicht gesehn. Bloß solche, die Schneider heißen."

„Ach, das sind die, die die langen Beine haben."

„Ja, lange Beine haben sie. Aber sie thun einem nichts. Und eigentlich sind es sehr ängstliche Tiere und verkriechen sich, wenn sie hören, daß aufgeschlossen wird, und bloß wenn Krippenstapel kommt, dann kommen sie alle 'raus un kucken sich um. Krippenstapeln, den kennen sie ganz gut, und ich hab' auch mal gesehn, daß er ihnen Fliegen mitbringt, und machen sich dann gleich drüber her."

„Aber das ist ja grausam. Ist es denn ein guter Mensch?"

„O, sehr gut, Frau Gräfin. Und als ich ihm mal so was sagte, sagte er: ‚Ja, Engelke, das is nu mal so; einer frißt den andern auf'."

Das Gespräch setzte sich noch eine Weile fort; dann sagte Melusine: „Nun, Engelke, ist es aber wohl die höchste Zeit für das Museum, sonst komm' ich zu spät und seh' und höre gar nichts mehr. Ich bin nun auch wieder warm geworden." Dabei erhob sie sich und stieg die Doppeltreppe hinauf und klopfte. Sie wollte nicht gleich eintreten.

Auf ihr Klopfen wurde sehr bald von innen her geöffnet, und Krippenstapel, mit der Hornbrille, stand vor ihr. Er verbeugte sich und trat zurück, um den Platz

freizugeben. Über Melusine, deren Angst vor ihm wiederkehrte, lächelte, was eine momentane Verlegenheit schuf. Inzwischen war aber auch Dubslav herangekommen. „Ich fürchtete schon, daß Lorenzen Sie nicht herausgeben würde. Seine Gelegenheiten, hier in Stechlin ein Gespräch zu führen, sind nicht groß und nun gar ein Gespräch mit Gräfin Melusine! Nun, er hat es gnädig gemacht. Jetzt aber, Gräfin, halten Sie gefälligst Umschau; vielleicht daß Lorenzen schon geplaudert hat oder gar Engelke."

„So ganz im Dunkeln bin ich nicht mehr; ein Küstriner Schloßfenster, ein paar Kirchendachreliquien und dazu Wetterhähne, — lauter Gegenstände (denn ich bin auch ein bißchen fürs Aparte), zu deren Auswahl ich Ihnen gratuliere."

„Wofür ich der Frau Gräfin dankbar bin, ohne sonderlich überrascht zu sein. Ich wußte, Damen wie Gräfin Ghiberti haben Sinn für derlei Dinge. Darf ich Ihnen übrigens zunächst hier diesen Lebuser Bischof zeigen und hier weiter einen Heiligen oder vielleicht Anachoreten? Beide, Bischof und Anachoret, sind sehr unähnlich untereinander, schon in Bezug auf Leibesumfang, — der richtige Gegensatz von Refektorium und Wüste. Wenn ich den Heiligen hier so sehe, taxier' ich ihn höchstens auf eine Dattel täglich. Und nun denk' ich, wir fahren in unsrer Besichtigung fort. Krippenstapel war nämlich eben dabei, der Comtesse Armgard unsern Derfflingerschen Dragoner mit der kleinen Standarte und der Jahreszahl 1675 zu zeigen. Bitte, Gräfin Melusine, bemerken Sie hier die Zahl, dicht unter dem brandenburgischen Adler. Es wirkt, wie wenn er die Nachricht vom Siege bei Fehrbellin überbringen wolle. Daß es ein Dragoner ist, ist klar; der Filzhut mit der breiten Krempe hebt jeden Zweifel, und ich hab' es für mein gutes Recht gehalten, ihn auch speziell als Derfflingerschen Dragoner festzusetzen. Aber mein Freund Krippenstapel will davon nichts wissen, und

wir liegen darüber ſeit Jahr und Tag in einer ernſten Fehde. Glücklicherweiſe unſre einzige. Nicht wahr Krippenſtapel?"

Dieſer lächelte und verbeugte ſich.

„Die beiden Damen," fuhr Dubslav fort, „mögen aber nicht etwa glauben, daß ich mich für berechtigt halte, die freie Wiſſenſchaft hier in meinem Muſeum in Banden zu ſchlagen. Grad' umgekehrt. Ich kann alſo nur wiederholen: ‚Krippenſtapel, Sie haben das Wort'. Und nun, bitte, ſetzen Sie den Damen Ihrerſeits auseinander, warum es nach ganz beſtimmten Begleiterſcheinungen ein Derfflingerſcher n i c h t ſein kann. Bilderbücher aus der Zeit her hat man nicht, und die großen Gobelins laſſen einen im Stich und beweiſen gar nichts."

Unter dieſen Worten hatte Krippenſtapel die den Gegenſtand des Streits bildende Wetterfahne wieder in die Hand genommen, und als er ſah, daß die Gräfin, — die, wie das in ihrer Natur lag, den vor zehn Minuten noch ſo gefürchteten ‚Fliegentöter' längſt in ihr Herz geſchloſſen hatte — ihm freundlich zunickte, ließ er auf Geltendmachung ſeines Standpunkts auch nicht lange mehr warten und ſagte: „Ja, Frau Gräfin, der Streit ſchwebt nun ſchon ſo lange, wie wir den Dragoner überhaupt haben, und Herr von Stechlin wäre wohl ſchon längſt in das gegneriſche Lager, in dem ich und Oberlehrer Tuchеband ſtehn, übergegangen, wenn er nicht an meiner wiſſenſchaftlichen Ereiferung ſeine beſtändige Freude hätte. Tuchеband, einer unſrer Beſten und ein Mann, der nicht leicht vorbei ſchießt, hat auch in dieſer Frage gleich das Richtige getroffen. Er hat nämlich den Ort in Erwägung gezogen, von wo dieſe Wetterfahne ſtammt. Sie ſtammt aus dem wenigſtens damals noch der alten Familie von Mörner zugehörigen Dorfe Zellin in der Neumark. Das Regiment aber, das ſich bei Fehrbellin vor allen andern auszeichnete, war das Dragoner-Regiment Mörner. Es iſt alſo kein

Derfflingerſcher, ſondern ein Mörnerſcher Dragoner, der, in fliegender Eile, die Nachricht von dem erfochtenen Siege nach Zellin bringt."

„Bravo," ſagte Meluſine. „Wenn ich je eine richtige Schlußfolgerung gehört habe (die meiſten ſind Blender), ſo haben wir ſie hier. Herr von Stechlin, ich kann Ihnen nicht helfen, Sie ſind beſiegt."

Dubslav war einverſtanden und küßte Meluſine die Hand, ohne ſich um die mißbilligenden Blicke ſeiner Schweſter zu kümmern, die jetzt ihrerſeits auf endliche Vorführung der ‚beiden Mühlen' drang, ihrer zwei Lieblingsſtücke. Dieſe beiden Mühlen, ſo verſicherte ſie, ſeien das einzige, was hier überhaupt einen Anſpruch auf ‚Muſeum' erheben dürfe. Beinah' war es wirklich ſo, wie ſelbſt Krippenſtapel zugab, trotzdem ſich, bis wenigſtens ganz vor kurzem, nichts von hiſtoriſcher Kontroverſe (die doch ſchließlich immer die Hauptſache bleibt) daran geknüpft hatte. Neuerdings freilich hatte ſich das geändert. Zwei Berliner Herren vom Gewerbemuſeum waren über die Mühlen in Streit geraten, ſpeziell über ihren Urſprungsort. Zwar hatte man ſich vorläufig dahin geeinigt, daß die Waſſermühle holländiſch, die Windmühle dagegen (eine richtige alte Bockmühle) eine Nürnberger Arbeit ſei; Krippenſtapel aber hatte bei dieſem Friedensſchluſſe nur gelächelt. Er war viel zu ſehr ernſter Wiſſenſchaftsmenſch, als daß er nicht hätte herausfühlen ſollen, wie dieſe ſogenannte ‚Beilegung' nichts als eine Verkleiſterung war. Der Ausbruch neuer Streitigkeiten ſtand nahe bevor.

Die waren aber zunächſt wenigſtens ausgeſchloſſen, da beide Schweſtern, Armgard wie Meluſine, wie Kinder vor einem Lieblingsſpielzeug, in einem ganz ausbündigen Vergnügen aufgingen. Die Windmühle klapperte, daß es eine Luſt war, und das Rad der Waſſermühle, wenn es grad' in der Sonne blitzte, gab einen ſolchen Silberſchein, daß es

aussah, als fiele das blinkende Wasser wirklich über die Schaufelbretter. All das wurde gesehn und bewundert, und was nicht gesehn wurde, nahm man auf Treu' und Glauben mit in den Kauf. Von den Spinnen kam keine zum Vorschein; nur hier und da hingen lange graue Gewebe, was jedoch nur feierlich aussah, und als Mittag heran war, verließ man das „Museum", um sich erst eine Stunde zu ruhn und dann bei Tische wiederzusehn. Die Gräfin aber, ehe sie den großen, wüsten Raum verließ, trat noch einmal an Krippenstapel heran, um ihn, unter gewinnendstem Lächeln, zu bitten, ihr, sobald ein ernsterer Streit über die beiden Mühlen entbrennen sollte, die betreffenden Schriftstücke nicht vorzuenthalten.

Krippenstapel versprach alles.

* * *

Auf drei war das Mittagsmahl angesetzt. Schon eine Viertelstunde vorher erschien Lorenzen und traf den alten Dubslav in einer gewissen stattlichen Herrichtung an oder, wie er sich selbst zu Engelke geäußert hatte, „ganz feudal".

„Ach, daß ist gut, Lorenzen, daß Sie schon kommen. Ich habe noch allerhand auf dem Herzen. Es muß doch was geschehn, eine richtige Begrüßung (denn das gestern abend war zu wenig) oder aber ein solennes Abschiedswort, kurzum irgend was, das in das Gebiet der Toaste gehört. Und da müssen Sie helfen. Sie sind ein Mann von Fach, und wer jeden Sonntag predigen kann, kann doch schließlich auch 'ne Tischrede halten."

„Ja, das sagen Sie so, Herr von Stechlin. Mitunter ist eine Tischrede leicht und eine Predigt schwer, aber es kann auch umgekehrt liegen. Außerdem, wenn Sie sich nur erst mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, daß es so sein muß, dann geht es auch. Sie werden sehn, das Herz, wie immer, macht den Redner.

Und dazu dieſe Damen, beide von ſo ſeltener Liebenswürdigkeit. Was die Gräfin angeht . . .“

„Ja,“ lachte der Alte, „was die Gräfin angeht . . . Sie machen ſich's bequem, Paſtor. Die Gräfin, — wenn ſich's um die handelte, da könnt' ich's vielleicht auch. Aber die Comteſſe, die hat ſo was Ernſtes. Und dann iſt ſie zum Übrigen auch noch meine Schwiegertochter oder ſoll es wenigſtens werden, und da muß ich doch ſprechen wie 'ne Reſpektsperſon. Und das iſt ſchwer, vielleicht, weil ſich in meiner Vorſtellung die Gräfin immer vor die Comteſſe ſchiebt.“

Dubslav ſprach noch ſo weiter. Aber es half ihm nichts; Lorenzen war in ſeinem Widerſtande nicht zu beſiegen, und ſo kam denn die Tiſch- und endlich auch die gefürchtete Redezeit heran. Der Alte hatte ſich ſchließlich drin gefunden. „Meine lieben Gäſte,“ hob er an, „geliebte Braut, hochverehrte Brautſchweſter! Ein andres Wort, um meine Beziehungen zu Gräfin Meluſine zu bezeichnen, hat vorläufig die deutſche Sprache nicht, was ich bedaure. Denn das Wort ſagt mir lange nicht genug. Wenige Stunden erſt iſt es, daß ich Sie, meine Damen, an dieſer Stelle begrüßen durfte, noch kein voller Tag, und ſchon iſt der Abſchied da. Währenddem hab ich kein ‚Du‘ beantragt, aber es liegt doch in der Luft, mehr noch auf meiner Lippe . . . Teuerſte Armgard! dies alte Haus Stechlin alſo ſoll Ihre dereinſtige Heimſtätte werden; Sie werden ſie zu neuem Leben erheben. Unter meinem Regime war es nicht viel damit. Auch heute nicht. Ich habe nur das gute Gewiſſen, Ihnen während dieſer kurzen Spanne Zeit alles gezeigt zu haben, was gezeigt werden konnte: mein Muſeum und meinen See. Die Sprudelſtelle (die Winterhand lag darauf) hat geſchwiegen, aber mein Derfflingerſcher Dragoner — in Krippenſtapels Abweſenheit darf ich ihn ja wieder ſo nennen — hat dafür um ſo deutlicher zu Ihnen geſprochen. Er hat die Zahl 1675

in seiner Standarte und trägt die Siegesnachricht von Fehrbellin ins märkische Land. Erleb' ich's noch und giebt Krippenstapel seine Zustimmung, so stell' ich, kurz oder lang, auch meinerseits einen Dragoner auf meinen Dachreiter (einen Turm hab' ich nicht) und zwar einen Dragoner vom Regiment Königin von Großbritannien und Irland, und auch er trägt eine Siegesbotschaft ins Land. Nicht die von Königgrätz und nicht die von Mars-la-Tour, aber die von einem gleich gewichtigen Siege. Das Haus Barby lebe hoch und meine liebe Schwiegertochter Armgard!"

Alle waren bewegt. Am meisten Lorenzen. Als er an den Alten heran trat, flüsterte er ihm zu: „Sehn Sie. Ich wußt' es." Armgard küßte dem Alten die Hand. Melusine strahlte. „Ja, die alte Garde!" sagte sie. Nur Schwester Adelheid konnte sich in dieser allgemeinen Freude nicht gut zurechtfinden. Alle Feierungen mußten eben das Maß halten, das sie vorschrieb. Sie hatte den landesüblichen Zug: „Nur nicht zuviel von irgend was, am wenigsten aber von Huldigungen oder gar von Hingebung."

Als man wieder saß, sagte Melusine: „Krippenstapel wird übrigens verstimmt sein, wenn er von Ihrem Trinkspruche hört. Es war doch eigentlich eine erneute feierliche Proklamierung des Derfflingerschen. Und was bei solcher Gelegenheit gesagt wird, das gilt . . . Interessiert sich übrigens irgendwer für dies Ihr Museum?"

„Dann und wann ein Mann von Fach. Sonst niemand."

„Was sie verdrießt."

„Nein, gnädigste Gräfin. Nicht im geringsten. Ich nehme nicht vieles ernsthaft, und am wenigsten ernsthaft nehm' ich mein Museum. Es ist freilich von mir ausgegangen und interessierte mich auch eine Weile, hinterher aber hat sich eigentlich alles ohne mich gemacht. Das

ist so die Regel. Ist überhaupt erst ein Anfang da, so laufen die Dinge von selber weiter, und die Leute lassen einen nicht wieder los, halten einen fest, man mag wollen oder nicht. Ich hätte vielleicht alles schon längst wieder aufgegeben, man will's aber nicht. Einigen gereicht es zur Befriedigung, mich für einen Querkopf halten zu können und andre sprechen wenigstens von Originalitätshascherei. Man muß eben allerhand über sich ergehen lassen."

Einunddreißigſtes Kapitel.

Um fünf Uhr brachen Woldemar und die Barbyſchen Damen auf, um den Zug, der um ſieben Uhr Granſee paſſierte, nicht zu verſäumen. Es dunkelte ſchon, aber der Schnee ſorgte für einen Lichtſchimmer; ſo ging es über die Bohlenbrücke fort in die Kaſtanienallee mit ihrem kahlen und übereiſten Gezweige hinein.

Lorenzen war noch im Schloſſe zurückgeblieben und ſetzte ſich, um wieder warm zu werden, — auf der Rampe war's kalt und zugig geweſen — in die Nähe des Kamins, dem alten Dubslav gegenüber. Dieſer hatte ſeinen Meerſchaum angezündet und ſah behaglich in die Flamme, blieb aber ganz gegen ſeine Gewohnheit ſchweigſam, weil eben noch eine dritte Perſon da war, die von den liebenswürdigen Damen, über die ſich auszulaſſen es ihn in ſeiner Seele drängte, ganz augenſcheinlich nichts hören wollte. Dieſe dritte Perſon war natürlich Tante Adelheid. Die wollte nicht ſprechen. Andrerſeits mußte durchaus der Verſuch einer Konverſation gemacht werden, und ſo griff denn Dubslav zu den Gundermanns hinüber, um in ein paar Worten ſein Bedauern darüber auszudrücken, daß er die Siebenmühlner nicht habe mit heranziehn können. „Engelke ſei ſo ſehr dagegen geweſen.“ All dies Bedauern, — wie's der ganzen Sachlage nach nicht anders ſein konnte, — kam flau genug heraus, aber die Domina war ſo hochgradig verſtimmt, daß ihr ſelbſt ſo nüchterne, das Verbindliche

nur ganz leiſe, nur ganz obenhin ſtreifende Worte ſchon zuwider waren. „Ach, laß doch dieſe geborne Helfrich,“ ſagte ſie, „dieſe Tochter von dem alten Hauptmann, der die Schlacht bei Leipzig gewonnen haben ſoll. So wenigſtens erzählt ſie beſtändig. Eine ſchreckliche Frau, die gar nicht in unſre Geſellſchaft paßt. Und dabei ſo laut. Ich kann es nicht leiden, wenn wir ſo mit Gewalt nach oben blicken ſollen, aber dieſe Helfrich, das muß ich ſagen, iſt denn doch auch nicht mein Geſchmack. Ich halte das Unter-ſich-bleiben für das einzig Richtige. Beſcheidene Verhältniſſe, aber beſtimmt gezogene Grenzen.“

Lorenzen hütete ſich zu widerſprechen, verſuchte vielmehr umgekehrt durch ein halbes Eingehn auf Adelheid und ihren Ton, eine beſſere Laune wieder herzuſtellen. Als er aber ſah, daß er damit ſcheiterte, brach er auf.

Und nun waren die beiden alten Geſchwiſter allein.

Dubslav ging im Zimmer unruhig auf und ab und trat nur dann und wann an den Tiſch heran, auf dem noch vom Kaffee her die Liqueurflaſchen ſtanden. Er wollte was ſagen, traute ſich's aber nicht recht, und erſt als er zu zwei Curaçaos auch noch einen Benediktiner hinzugefügt hatte, wandte er ſich an die Schweſter, die, ſchweigſam wie er ſelbſt, ihre kleine goldene Kette hin und her zog.

„Ja,“ ſagte er „jetzt ſind ſie nun wohl ſchon in Woltersdorf.“

„Ich vermute drüber 'raus. Woldemar wird die Pferde natürlich ausholen laſſen. Es ſind, glaub' ich, Damen, die nicht gerne langſam fahren.“

„Du ſagſt das ſo, Adelheid, als ob du's tadeln wollteſt, überhaupt als ob dir die Damen nicht ſonderlich gefallen hätten. Das ſollte mir leid thun. Ich bin ſehr glücklich über die Partie. Gewiß, ſowohl die Gräfin wie die Comteſſe ſind verwöhnt; das merkt man. Aber ich möchte ſagen, je verwöhnter ſie ſind . . .“

„Desto besser gefallen sie dir. Das sieht dir ähnlich. Ich liebe mehr unsre Leute. Beide sind doch beinah' wie Fremde."

„Nun, das ist nicht schlimm."

„Doch. Mir widersteht das Fremde. Laß dir erzählen. Da war ich vorigen Sommer mit der Schmargendorff in Berlin und ging zu Josty, weil die Schmargendorff, die so was liebt, gern eine Tasse Schokolade trinken wollte."

„Du hoffentlich auch."

„Allerdings. Ich auch. Aber ich kam nicht recht dazu, nippte bloß, weil ich mich über die Maßen ärgern mußte. Denn an dem Tische neben mir saß ein Herr und eine Dame, wenn es überhaupt eine Dame war. Aber Engländer waren es. Er steckte ganz in Flanell und hatte die Beinkleider umgekrempelt, und die Dame trug einen Rock und eine Bluse und einen Matrosenhut. Und der Herr hatte ein Windspiel, das immer zitterte, trotzdem fünfundzwanzig Grad Wärme waren."

„Ja, warum nicht?"

„Und zwischen ihnen stand eine Tablette mit Wasser und Cognac, und die Dame hielt außerdem noch eine Zigarette zwischen den Fingern und sah in die Ringelwölkchen hinein, die sie blies."

„Scharmant. Das muß ja reizend ausgesehn haben."

„Und ich verwette mich, diese Melusine raucht auch."

„Ja, warum soll sie nicht? Du schlachtest Gänse. Warum soll Melusine nicht rauchen?"

„Weil Rauchen männlich ist."

„Und schlachten weiblich . . . Ach, Adelheid, wir können uns über so was nicht einigen. Ich gelte schon für leidlich altmodisch, aber du, du bist ja geradezu petrefakt."

„Ich verstehe das Wort nicht und wünsche nur, daß es etwas ist, dessen du dich nicht zu schämen hast. Es

klingt sonderbar genug. Aber ich weiß, du liebst dergleichen und liebst gewiß auch (und hast so deine Vorstellungen dabei) den Namen Melusine."

„Kann ich beinah' sagen."

„Ich dacht' es mir."

„Ja, Schwester, du hast gut reden. So sicher wie du wohnt eben nicht jeder. Adelheid! das ist ein Name, der paßt immer. Und im Kirchenbuche, wie mir Lorenzen erst neulich gezeigt hat, steht sogar Adelheide. Das Schluß-e ist bei der schlechten Wirtschaft in unserm Hause so mit drauf gegangen. Die Stechline haben immer alles verurscht."

„Ich bitte dich, wähle doch andere Worte."

„Warum? Verurscht ist ein ganz gutes Wort. Und außerdem, schon der alte Kortschädel sagte mir mal, man müsse gegen Wörter nicht so streng sein und gegen Namen erst recht nicht, da sitze manch einer in einem Glashause. Hältst du Rentmeister Fix für einen schönen Namen? Und als ich noch bei den Kürassieren in Brandenburg war, in meinem letzten Dienstjahr, da hatten wir dicht bei uns einen kleinen Mann von der Feuerversicherung, der hieß Briefbeschwerer. Ja, Adelheid, wenn ich dem gegenüber so verfahren wäre, wie du jetzt mit Gräfin Melusine, so hätt' ich mir den Mann als eine halbe Bombe vorstellen müssen oder als einen Kugelmann. Denn damals, es war Anno vierundsechzig, waren alle ‚Briefbeschwerer' bloß ‚Kugelmänner': 'ne Flintenkugel oben und zwei Flintenkugeln unten. Und natürlich 'ne Kartätschenkugel als Bauch in der Mitte. Das Feuerversicherungsmännchen aber, das zufällig so sonderbar hieß, das war so dünn wie 'n Strich."

„Ja, Dubslav, was soll das nun alles wieder? Du giebst da deinem Zeisig mal wieder ein gut Stück Zucker. Ich sage Zeisig, weil ich nicht verletzlich werden will."

„Küss' die Hand . . ."

„Und was ich dir zur Sache darauf zu sagen habe, das ist das. Ich habe nichts dagegen, daß jemand Briefbeschwerer heißt, und überlass' es ihm, ob er ein Strich oder ein Kugelmann sein will. Aber ich habe sehr viel gegen Melusine. Briefbeschwerer, nu, das ist bloß ein Zufall, Melusine aber ist kein Zufall, und ich kann dir bloß sagen, diese Melusine ist eben eine richtige Melusine. Alles an dieser Person . . ."

„Ich bitte dich, Adelheid . . ."

„Alles an dieser Dame, wenn sie durchaus so etwas sein soll, ist verführerisch. Ich habe so was von Koketterie noch nie gesehn. Und wenn ich mir dann unsern armen Woldemar daneben denke! Der is ja solcher Eva gegenüber von Anfang an verloren. Eh' er noch weiß, was los ist, ist er schon umstrickt, trotzdem er doch bloß ihr Schwager ist. Oder vielleicht auch grade deshalb. Und dazu das ewige Sich-biegen und -wiegen in den Hüften. Alles wie zum Beweise, daß es mit der Schlange denn doch etwas auf sich hat. Und wie sie nun gar erst mit dem Lorenzen umsprang. Aber freilich, der ist wo möglich noch leichter zu fangen, als Woldemar. Er sah sie immer an wie 'ne Offenbarung. Und sie ist auch so was. Darüber is kein Zweifel. Aber wovon?"

Hochzeit.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Zu guter Zeit waren die Reisenden wieder in Berlin zurück. Woldemar hatte Braut und Schwägerin bis an das Kronprinzen-Ufer begleitet, mußte jedoch auf Verbleib im Barbyschen Hause verzichten, weil im Kasino eine kleine Festlichkeit stattfand, der er beiwohnen wollte.

Der alte Graf ging, als unten die Droschke hielt, mühsamlich auf seinem Zimmerteppich auf und ab, weil ihn sein Fuß, wie stets wenn das Wetter umschlug, mal wieder mit einer ziemlich heftigen Neuralgie quälte.

„Nun, da seid ihr ja wieder. Der Zug muß Verspätung gehabt haben. Und wo ist Woldemar?“

Man gab ihm Auskunft und daß Woldemar wegen seines Nichterscheinens um Entschuldigung bäte. „Gut, gut. Und nun setzt euch und erzählt. Mit dem Conte, das ließ damals allerlei zu wünschen übrig . . . verzeih, Melusine. Da möcht' ich denn begreiflicherweise, daß es uns diesmal besser ginge. Woldemar macht mir natürlich kein Kopfzerbrechen, aber die Familie, der alte Stechlin. Armgard braucht selbstverständlich auf eine so delikate Frage nicht zu antworten, wenn sie nicht will, wiewohl erfahrungsmäßig ein Unterschied ist zwischen Schwiegermüttern und Schwiegervätern. Diese sind mitunter verbindlicher als der Sohn.“

Armgard lachte. „Mir Papa, passiert so was Nettes nicht. Aber mit Melusine war es wieder das

Herkömmliche. Der alte Stechlin fing an und der Pastor folgte. Wenigstens schien es mir so."

„Dann bin ich beruhigt, vorausgesetzt, daß Melusine über den neuen Schwiegervater ihren richtigen alten Vater nicht vergißt."

Sie ging auf ihn zu und küßte ihm die Hand.

„Dann bin ich beruhigt," wiederholte der Alte. „Melusine gefällt fast immer. Aber manchem gefällt sie freilich auch nicht. Es giebt so viele Menschen, die haben einen natürlichen Haß gegen alles, was liebenswürdig ist, weil sie selber unliebenswürdig sind. Alle beschränkten und aufgesteiften Individuen, alle, die eine bornierte Vorstellung vom Christentum haben — das richtige sieht ganz anders aus — alle Pharisäer und Gernegroß, alle Selbstgerechten und Eiteln fühlen sich durch Personen wie Melusine gekränkt und verletzt, und wenn sich der alte Stechlin in Melusine verliebt hat, dann lieb' ich ihn schon darum, denn er ist dann eben ein guter Mensch. Mehr brauch' ich von ihm gar nicht zu wissen. Übrigens konnt' es kaum anders sein. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Aber auch umgekehrt: wenn ich den Apfel kenne, kenn' ich auch den Stamm . . . Und wer war denn noch da? Ich meine, von Verwandtschaft?"

„Nur noch Tante Adelheid von Kloster Wutz," sagte Armgard.

„Das ist die Schwester des Alten?"

„Ja, Papa. Ältere Schwester. Wohl um zehn Jahr älter und auch nur Halbschwester. Und eine Domina."

„Sehr fromm?"

„Das wohl eigentlich nicht."

„Du bist so einsilbig. Sie scheint dir nicht recht gefallen zu haben."

Armgard schwieg.

„Nun, Meluſine, dann ſprich du. Nicht fromm alſo; das iſt gut. Aber vielleicht hautaine?“

„Faſt könnte man's ſagen,“ antwortete Meluſine. „Doch paßt es auch wieder nicht recht, ſchon deshalb nicht, weil es ein franzöſiſches Wort iſt. Tante Adelheid iſt eminent unfranzöſiſch.“

„Ah, ich verſteh'. Alſo komiſche Figur.“

„Auch das nicht ſo recht, Papa. Sagen wir einfach, zurückgeblieben, vorweltlich.“

Der alte Graf lachte. „Ja, das iſt in allen alten Familien ſo, vor allem bei reichen und vornehmen Juden. Kenne das noch von Wien her, wo man überhaupt ſolche Fragen ſtudieren kann. Ich verkehrte da viel in einem großen Banquierhauſe, drin alles nicht bloß voll Glanz, ſondern auch voll Orden und Uniformen war. Faſt zuviel davon. Aber mit einem Male traf ich in einer Ecke, ganz einſam und doch beinah' vergnüglich, einen merkwürdigen Urgreis, der wie der alte Gobbo — der in dem Stück von Shakeſpeare vorkommt — ausſah und als ich mich ſpäter bei einem Tiſchnachbar erkundigte, ‚wer denn das ſei‘, da hieß es: ‚Ach, das iſt ja Onkel Manaſſe‘. Solche Onkel Manaſſes giebt es überall, und ſie können unter Umſtänden auch ‚Tante Adelheid‘ heißen.“

Daß der alte Graf das ſo leicht nahm, erfreute die Töchter ſichtlich, und als Jeſerich bald danach das Theezeug brachte, wurd' auch Armgard mitteilſamer und erzählte zunächſt von Superintendent Koſeleger und Paſtor Lorenzen, danach vom Stechlinſee (der ganz überfroren geweſen ſei, ſo daß ſie die berühmte Stelle nicht hätten ſehen können) und zuletzt von dem Muſeum und den Wetterfahnen.

Dieſe waren das, was den alten Grafen am meiſten intereſſierte. „Wetterfahnen, ja, die müſſen geſammelt werden, nicht bloß alte Dragoner in Blech geſchnitten,

ſondern auch allermodernſte Silhouetten, ſagen wir aus der Diplomatenloge. Da kommt dann ſchon eine ganz hübſche Galerie zuſammen. Und wißt ihr, Kinder, das mit dem Muſeum giebt mir erſt eine richtige Vorſtellung von dem Alten und eine volle Befriedigung, beinah' mehr noch, als daß ihm Meluſine gefallen hat. Ich bin ſonſt nicht für Sammler. Aber wer Wetterfahnen ſammelt, das will doch was ſagen, das iſt nicht bloß eine gute Seele, ſondern auch eine kluge Seele, denn es is da ſo was drin, wie ein Fingerknips gegen die Geſellſchaft. Und wer den machen kann, das iſt mein Mann, mit dem kann ich leben."

* * *

Man blieb nicht lange mehr beiſammen; beide Schweſtern, ziemlich ermüdet von der Tagesanſtrengung, zogen ſich früh zurück, aber ihr Geſpräch über Schloß Stechlin und die beiden Geiſtlichen und vor allem über die Domina (gegen die Meluſine heftig eiferte) ſetzte ſich noch in ihrem Schlafzimmer fort.

„Ich glaube," ſagte Armgard, „du legſt zu viel Gewicht auf das, was du das Äſthetiſche nennſt. Und Woldemar thut es leider auch. Er läßt auf ſeine Mark Brandenburg ſonſt nichts kommen, aber in dieſem Punkte ſpricht er beinah' ſo wie du. Wohin er blickt, überall vermißt er das Schönheitliche. Das Wenige, was danach ausſieht, ſo klagt er beſtändig, ſei bloß Nachahmung. Aus eignem Trieb heraus würde hier nichts derart geboren."

„Und daß er ſo klagt, das iſt das, was ich ſo ziemlich am meiſten an ihm ſchätze. Du meinſt, daß ich, wenn ich von der Domina ſpreche, zu viel Gewicht auf dieſe doch bloß äußerlichen Dinge lege. Glaube mir, dieſe Dinge ſind nicht bloß äußerlich. Wer kein feines Gefühl hat, ſei's in Kunſt, ſei's im Leben, der exiſtiert für mich

überhaupt nicht und für meine Freundschaft und Liebe nun schon ganz gewiß nicht. Da hast du mein Programm. Unser ganzer Gesellschaftszustand, der sich wunder wie hoch dünkt, ist mehr oder weniger Barbarei; Lorenzen, von dem du doch so viel hältst, hat sich ganz in diesem Sinne gegen mich ausgesprochen. Ach, wie weit voraus war uns doch die Heidenzeit, die wir jetzt so verständnislos bemängeln! Und selbst unser ‚dunkles Mittelalter' — schönheitlich stand es höher als wir, und seine Scheiterhaufen, wenn man nicht gleich selbst an die Reihe kam, waren gar nicht so schlimm."

„Ich erlebe noch," lachte Armgard, „daß du 'nen neuen Kreuzzug oder ähnliches predigst. Aber wir sind von unserm eigentlichen Thema ganz abgekommen, von der Domina. Du sagtest, ihre Gefühle widersprächen sich untereinander. Welche Gefühle?"

„Darauf ist leicht Antwort geben. Erst beglückwünscht sie sich zu sich selbst, und hinterher ärgert sie sich über sich selbst. Und daß sie das muß, daran sind wir schuld, und das kann sie uns nicht verzeihn."

„Ich würde vielleicht zustimmen, wenn das, was du da sagst, nicht so sehr eitel klänge . . . Sie hat übrigens einen guten Verstand."

„Den hat sie, gewiß, den haben sie alle hier oder doch die meisten. Aber ein guter Verstand, so viel er ist, ist auch wieder recht wenig und schließlich — ich muß leider zu diesem Berolinismus greifen — ist diese gute Domina doch nichts weiter als eine Stakete, lang und spitz. Und nicht mal grüngestrichen."

„Und der Alte? Der wenigstens wird doch vor deiner Kritik bestehn."

„O, der; der ist hors concours und geht noch über Woldemar hinaus. Was meinst du, wenn ich den Alten heiratete?"

„Sprich nicht so, Melusine. Ich weiß ja recht gut, wie das alles von dir gemeint ist, Übermut und wieder

Übermut. Aber er ist doch am Ende noch nicht so steinalt. Und du, so lieb ich dich habe, du bist schließlich imstande, dich in solche Kompliziertheiten von Schwiegervater und Schwager, alles in einem, und wo möglich noch allerhand dazu, zu verlieben."

„Jedenfalls mehr als in den, der diese Kompliziertheiten darstellt oder gar erst schaffen soll . . . Also, sei ruhig, freundlich Element."

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Das war in den letzten Dezembertagen; auf Ende Februar hatte man die Hochzeit des jungen Paares feſtgeſetzt. In der Zwiſchenzeit war ſeitens des alten Grafen erwogen worden, ob die Trauung nicht doch vielleicht auf einem der Barbyſchen Elbgüter ſtattfinden ſolle, die Braut ſelbſt aber war dagegen geweſen und hatte mit einer ihr ſonſt nicht eignen Lebhaftigkeit verſichert: ſie hänge an der Armee, weshalb ſie — ganz abgeſehn von ihrem teuren Frommel — die Berliner Garniſonkirche weit vorziehe. Daß dieſe, nach Anſicht vieler, bloß ein großer Schuppen ſei, habe für ſie gar keine Bedeutung; was ihr an der Garniſonkirche ſo viel gelte, das ſeien die großen Erinnerungen und ein Gotteshaus, drin die Schwerins und die Zietens ſtänden (und wenn ſie nicht drin ſtänden, ſo doch andre, die kaum ſchlechter wären) — eine hiſtoriſch ſo bevorzugte Stelle wäre ihr an ihrem Trautage viel lieber als ihre Familienkirche, trotz der Särge ſo vieler Barbys unterm Altar. Woldemar war ſehr glücklich darüber, ſeine Braut ſo preußiſch-militäriſch zu finden, die denn auch, als einmal die Zukunft und mit ihr die Frage nach ‚Verbleib oder Nichtverbleib' in der Armee durchgeſprochen wurde, lachend erwidert hatte: „Nein Woldemar, nicht jetzt ſchon Abſchied; ich bin ſehr für Freiheit, aber doch beinah' mehr noch für Major."

* * *

Auf drei Uhr war die Trauung festgesetzt. Schon eine halbe Stunde vorher erschien der Brautwagen und hielt vor dem Schickedanzschen Hause, dessen Flur auszuschmücken, sich die Frau Versicherungssekretärin nicht hatte nehmen lassen. Von der Treppe bis auf das Trottoir hinaus waren zu beiden Seiten Blumenestraden aufgestellt, auf denen die Lieblinge der Frau Schickedanz in einer Schönheit und Fülle standen, als ob es sich um eine Maiblumenausstellung gehandelt hätte. Hinter den verschiedenen Estraden aber hatten alle Hausbewohner Aufstellung genommen, Lizzi, Frau Imme und sämtliche Hartwichs und natürlich auch Hedwig, die, nach ganz kurzem Dienst im Kommerzienrat Seligmannschen Hause, vor etwa acht Tagen ihre Stelle wieder aufgegeben hatte.

„Gott, Hedwig, war es denn wieder so was?"

„Nein, Frau Imme, diesmal war es mehr."

* * *

Frommel traute. Die Kirche war dicht besetzt, auch von bloß Neugierigen, die sich, ehe die große Orgel einsetzte, die merkwürdigsten Dinge mitzuteilen hatten. Die Barbys seien eigentlich Italiener aus der Gegend von Neapel, und der alte Graf, was man ihm auch noch ansehe, sei in seinen jungen Jahren unter den Carbonaris gewesen; aber mit einem Male hab' er geschwenkt und sei zum Verräter an seiner heiligen Sache geworden. Und weil in solchem Falle jedesmal einer zur Vollstreckung der Gerechtigkeit ausgelost würde (was der Graf auch recht gut gewußt habe), hab' er vorsichtigerweise seine schöne Heimat verlassen und sei nach Berlin gekommen und sogar an den Hof. Und Friedrich Wilhelm IV., der ihn sehr gern gemocht, hab' auch immer italienisch mit ihm gesprochen.

* * *

Das Hochzeitsmahl fand im Barbyschen Hause statt, notgedrungen en petit comité, da das große Mittelzimmer, auch bei geschicktester Anordnung, immer nur etwa zwanzig Personen aufnehmen konnte. Der weitaus größte Teil der Gesellschaft setzte sich aus uns schon bekannten Personen zusammen, obenan natürlich der alte Stechlin. Er war gern gekommen, trotzdem ihm die Weltabgewandtheit, in der er lebte, den Entschluß anfänglich erschwert hatte. Tante Adelheid fehlte. „Trösten wir uns," sagte Melusine mit einer ihr kleidenden Überheblichkeit. Selbstverständlich waren die Berchtesgadens da, desgleichen Rex und Czako, sowie Cujacius und Wrschowitz. Außerdem ein, behufs Abschluß seiner landwirtschaftlichen Studien, erst seit kurzem in Berlin lebender junger Baron von Planta, Neffe der verstorbenen Gräfin, zu dem sich zunächst ein Premierlieutenant von Szilagy (Freund und früherer Regimentskamerad von Woldemar) und des weiteren ein Dr. Pusch gesellte, den die Barbys noch von ihren Londoner Tagen her gut kannten. Dem Brautpaare gegenüber saßen die beiden Väter, beziehungsweise Schwiegerväter. Da weder der eine noch der andre zu den Rednern zählte, so ließ Frommel das Brautpaar in einem Toaste leben, drin Ernst und Scherz, Christlichkeit und Humor in glücklichster Weise verteilt waren. Alles war entzückt, der alte Stechlin, Frommels Tischnachbar, am meisten. Beide Herren hatten sich schon vorher angefreundet, und als nach Erledigung des offiziellen Toastes das Tischgespräch ganz allgemein wieder in Konversation mit dem Nachbar überging, sahen sich Frommel und der alte Stechlin in Anknüpfung einer intimeren Privatunterhaltung nicht weiter behindert.

„Ihr Herr Sohn," sagte Frommel, „wovon ich mich persönlich überzeugen konnte, wohnt sehr hübsch. Darf ich daraus schließen, daß Sie sich bei ihm einlogiert haben?"

„Nein, Herr Hofprediger. So bei Kindern wohnen iſt immer mißlich. Und mein Sohn weiß das auch; er kennt den Geſchmack oder meinetwegen auch bloß die Schrullenhaftigkeit ſeines Vaters, und ſo hat er mich, was immer das beſte bleibt, in einem Hotel untergebracht."

„Und Sie ſind da zufrieden?"

„Im höchſten Maße, wiewohl es ein bißchen über mich hinausgeht. Ich bin noch aus der Zeit von Hotel de Brandebourg, an dem mich immer nur die Franzöſierung ärgerte, — ſonſt alles vorzüglich. Aber ſolche Gaſthäuſer ſind eben, ſeit wir Kaiſer und Reich ſind, mehr oder weniger altmodiſch geworden, und ſo bin ich denn durch meinen Sohn im Hotel Briſtol untergebracht worden. Alles erſten Ranges, kein Zweifel, wozu noch kommt, daß mich der bloße Name ſchon erheitert, der neuerdings jeden Mitbewerb ſo gut wie ausſchließt. Als ich noch Lieutenant war, freilich lange her, mußten alle Witze von Glasbrenner oder von Beckmann ſein. Beckmann war erſter Komiker, und wenn man in Geſellſchaft ſagte: ‚da hat ja wieder der Beckmann . . .' ſo war man mit ſeiner Geſchichte ſo gut wie 'raus. Und wie damals mit den Witzen, ſo heute mit den Hotels. Alle müſſen ‚Briſtol' heißen. Ich zerbreche mir den Kopf darüber, wie gerade Briſtol dazu kommt. Briſtol iſt doch am Ende nur ein Ort zweiten Ranges, aber Hotel Briſtol iſt immer prima. Ob es hier wohl Menſchen giebt, die Briſtol je geſehn haben? Viele gewiß nicht, denn Schiffskapitäne, die zwiſchen Briſtol und New-York fahren, ſind in unſerm guten Berlin immer noch Raritäten. Übrigens darf ich bei allem Reſpekt vor meinem berühmten Hotel ſagen, unberühmte ſind meiſt intereſſanter. So zum Beiſpiel bayriſche Wirtshäuſer im Gebirge, wo man eine dicke Wirtin hat, von der es heißt, ſie ſei mal ſchön geweſen, und ein Kaiſer oder

König habe ihr den Hof gemacht. Und dazu dann Forellen und ein Landjäger, der eben einen Wilderer oder Haberfeldtreiber über den ſtillen See bringt. An ſolchen Stellen iſt es am ſchönſten. Und iſt der See aufgeregt, ſo iſt es noch ſchöner. Das alles würde mir unſer Baron Berchtesgaden, der da drüben ſitzt, gewiß gern beſtätigen und Sie, Herr Hofprediger, beſtätigen es mir ſchließlich auch. Denn mir fällt eben ein, Sie waren ja mit unſerm guten Kaiſer Wilhelm, dem letzten Menſchen, der noch ein wirklicher Menſch war, immer in Gaſtein zuſammen und viel an ſeiner Seite. Jetzt hat man ſtatt des wirklichen Menſchen den ſogenannten Übermenſchen etabliert; eigentlich giebt es aber bloß noch Untermenſchen, und mitunter ſind es gerade die, die man durchaus zu einem „Über“ machen will. Ich habe von ſolchen Leuten geleſen und auch welche geſehn. Ein Glück, daß es, nach meiner Wahrnehmung, immer entſchieden komiſche Figuren ſind, ſonſt könnte man verzweifeln. Und daneben unſer alter Wilhelm! Wie war er denn ſo, wenn er ſo ſtill ſeine Sommertage verbrachte? Können Sie mir was von ihm erzählen? So was, woran man ihn ſo recht eigentlich erkennt.“

„Ich darf ſagen ‚ja‘, Herr von Stechlin. Habe ſo was mit ihm erlebt. Eine ganz kleine Geſchichte; aber das ſind gerade die beſten. Da hatten wir mal einen ſchweren Regentag in Gaſtein, ſo daß der alte Herr nicht ins Freie kam, und ſtatt draußen in den Bergen, in ſeinem großen Wohnzimmer ſeinen gewohnten Spaziergang machen mußte, ſo gut es eben ging. Unter ihm aber (was er wußte) lag ein Schwerkranker. Und nun denken Sie ſich, als ich bei dem guten alten Kaiſer eintrete, ſeh' ich ihn, wie er da lange Läufer und Teppiche zuſammenſchleppt und übereinander packt, und als er mein Erſtaunen ſieht, ſagt er mit einem unbe-

ſchreiblichen und mit unvergeßlichen Lächeln: „Ja, lieber Frommel, da unter mir liegt ein Kranker; ich mag nicht, daß er die Empfindung hat, ich trample ihm da ſo über den Kopf hin . . .‘ Sehn Sie, Herr von Stechlin, da haben Sie den alten Kaiſer.“

Dubslav ſchwieg und nickte. „Wie beneid' ich Sie, ſo was erlebt zu haben,“ hob er nach einer Weile an. „Ich kannt' ihn auch ganz gut, das heißt in Tagen, wo er noch Prinz Wilhelm war, und dann oberflächlich auch ſpäter noch. Aber ſeine eigentliche Zeit iſt doch ſeine Kaiſerzeit.“

„Gewiß, Herr von Stechlin. Es wächſt der Menſch mit ſeinen größern Zwecken.“

„Richtig, richtig,“ ſagte Dubslav, „das ſchwebte mir auch vor; ich konnt' es bloß nicht gleich finden. Ja, ſo war er, und ſo einen kriegen wir nicht wieder. Übrigens ſag' ich das in aller Reverenz. Denn ich bin kein Frondeur. Fronde mir gräßlich und paßt nicht für uns. Bloß mitunter, da paßt ſie doch vielleicht.“

* * *

Inzwiſchen war die ſiebente Stunde herangekommen und um halb acht ging der Zug, mit dem das junge Paar noch bis Dresden wollte, dieſer herkömmlich erſten Etappe für jede Hochzeitsreiſe nach dem Süden. Man erhob ſich von der Tafel, und während die Gäſte, bunte Reihe machend, untereinander zu plaudern begannen, zogen ſich Woldemar und Armgard unbemerkt zurück. Ihr Reiſegepäck war ſeit einer Stunde ſchon voraus, und nun hielt auch der vierſitzige Wagen vor dem Barbyſchen Hauſe. Die Baronin und Meluſine hatten ſich zur Begleitung des jungen Paares miteinander verabredet und nahmen jetzt, ohne daß Woldemar und Armgard es hindern konnten, die beiden

Rückſitze des Wagens ein. Das ergab aber, beſonders zwiſchen den zwei Schweſtern, eine vollkommene Rang- und Höflichkeitsſtreiterei. „Ja, wenn es jetzt in die Kirche ginge,“ ſagte Armgard, „ſo hätteſt du recht. Aber unſer Wagen iſt ja ſchon wieder ein ganz einfacher Landauer geworden, und Woldemar und ich ſind, vier Stunden nach der Trauung, ſchon wider wie zwei gewöhnliche Menſchen. Und ſich deſſen bewußt zu werden, damit kann man nicht früh genug anfangen.“

„Armgard, du wirſt mir zu geſcheit,“ ſagte Meluſine.

Man einigte ſich zuletzt, und als der Wagen am Anhalter Bahnhof eintraf, waren Rex und Czako bereits da, — beide mit Rieſenſträußen, — zogen ſich aber unmittelbar nach Überreichung ihrer Bouquets wieder zurück. Nur die Baronin und Meluſine blieben noch auf dem Bahnſteig und warteten unter lebhafter Plauderei bis zum Abgange des Zuges. In dem von dem jungen Paare gewählten Coupé befanden ſich noch zwei Reiſende; der eine, blond und artig und mit goldener Brille, konnte nur ein Sachſe ſein, der andre dagegen, mit Pelz und Juchtenkoffer, war augenſcheinlich ein „Internationaler“ aus dem Oſten oder ſelbſt aus dem Südoſten Europas.

Nun aber hörte man das Signal, und der Zug ſetzte ſich in Bewegung.

* * *

Die Baronin und Meluſine grüßten noch mit ihren Tüchern. Dann beſtiegen ſie wieder den draußen haltenden Wagen. Es war ein herrliches Wetter, einer jener Vorfrühlingstage, wie ſie ſich gelegentlich ſchon im Februar einſtellen.

„Es iſt ſo ſchön,“ ſagte Meluſine. „Benutzen wir's. Ich denke, liebe Baronin, wir fahren hier zu-

nächſt am Kanal hin in den Tiergarten hinein und dann an den Zelten vorbei bis in Ihre Wohnung."

Eine Weile ſchwiegen beide Damen; im Augenblick aber, wo ſie von dem holprigen Pflaſter in den ſtillen Asphaltweg einbogen, ſagte die Baronin: „Ich begreife Stechlin nicht, daß er nicht ein Coupé apart genommen."

Meluſine wiegte den Kopf.

„Den mit der goldenen Brille," fuhr die Baronin fort, „den nehm' ich nicht ſchwer. Ein Sachſe thut keinem was und iſt auch kaum eine Störung. Aber der andre mit dem Juchtenkoffer. Er ſchien ein Ruſſe, wenn nicht gar ein Rumäne. Die arme Armgard. Nun hat ſie ihren Woldemar und hat ihn auch wieder nicht."

„Wohl ihr."

„Aber Gräfin . . ."

„Sie ſind verwundert, liebe Baronin, mich das ſagen zu hören. Und doch hat's damit nur zu ſehr ſeine Richtigkeit: gebranntes Kind ſcheut das Feuer."

„Aber Gräfin . . ."

„Ich verheiratete mich, wie Sie wiſſen, in Florenz und fuhr an demſelben Abende noch bis Venedig. Venedig iſt in einem Punkte ganz wie Dresden: nämlich erſte Station bei Vermählungen. Auch Ghiberti — ich ſage immer noch lieber ‚Ghiberti' als ‚mein Mann'; ‚mein Mann' iſt überhaupt ein furchtbares Wort — auch Ghiberti alſo hatte ſich für Venedig entſchieden. Und ſo hatten wir denn den großen Apenninentunnel zu paſſieren."

„Weiß, weiß. Endlos."

„Ja, endlos. Ach, liebe Baronin, wäre doch da wer mit uns geweſen, ein Sachſe, ja ſelbſt ein Rumäne. Wir waren aber allein. Und als ich aus dem Tunnel heraus war, wußt' ich, welchem Elend ich entgegenlebte."

„Liebſte Meluſine, wie beklag' ich Sie; wirklich,

teuerſte Freundin, und ganz aufrichtig. Aber ſo gleich ein Tunnel. Es iſt doch auch wie ein Schickſal."

* * *

Rex und Czako hatten ſich unmittelbar nach Überreichung ihrer Bouquets vom Bahnhof her in die Königgrätzerſtraße zurückgezogen, und hier angekommen, ſagte Czako: „Wenn es Ihnen recht iſt, Rex, ſo gehen wir bis in das Reſtaurant Bellevue."

„Taſſe Kaffee?"

„Nein; ich möchte gern was ordentliches eſſen. Drei Löffel Suppe, 'ne Forelle en miniature und ein Poulardenflügel, — das iſt zu wenig für meine Verhältniſſe. Rund heraus, ich habe Hunger."

„Sie werden ſich zu gut unterhalten haben."

„Nein, auch das nicht. Unterhaltung ſättigt außerdem, wenigſtens Menſchen, die wie ich, wenn Sie auch drüber lachen, aufs Geiſtige geſtellt ſind. Ein bißchen mag ich übrigens an meinem elenden Zuſtande ſelbſt ſchuld ſein. Ich habe nämlich immer nur die Gräfin angeſehn und begreife nach wie vor unſren Stechlin nicht. Nimmt da die Schweſter! Er hatte doch am Ende die Wahl. Der kleine Finger der Gräfin (und ihr kleiner Zeh' nun ſchon ganz gewiß) iſt mir lieber als die ganze Comteſſe."

„Czako, Sie werden wieder frivol."

Vierunddreißigstes Kapitel.

Unter den Hochzeitsgästen hatte sich, wie schon kurz erwähnt, auch ein Dr. Pusch befunden, ein gewandter und durchaus weltmännisch wirkender Herr mit gepflegtem, aber schon angegrautem Backenbart. Er war vor etwa fünfundzwanzig Jahren an der Assessorecke gescheitert und hatte damals nicht Lust gehabt, sich ein zweites Mal in die Zwickmühle nehmen zu lassen. „Das Studium der Juristerei ist langweilig und die Carriere hinterher miserabel" — so war er denn als Korrespondent für eine große rheinische Zeitung nach England gegangen und hatte sich dort auf der deutschen Botschaft einzuführen gewußt. Das ging so durch Jahre. Ziemlich um dieselbe Zeit aber, wo der alte Graf seine Londoner Stellung aufgab, war auch Dr. Pusch wieder flügge geworden und hatte sich nach Amerika hinüber begeben. Er fand indessen das Freie dort freier, als ihm lieb war, und kehrte sehr bald, nachdem er es erst in New-York, dann in Chicago versucht hatte, nach Europa zurück. Und zwar nach Deutschland. „Wo soll man am Ende leben?" Unter dieser Betrachtung nahm er schließlich in Berlin wieder seinen Wohnsitz. Er war ungeniert von Natur und ein klein wenig überheblich. Als wichtigstes Ereignis seiner letzten sieben Jahre galt ihm sein Übertritt vom Pilsener zum Weihenstephan. „Sehen Sie, meine Herren, vom Weihenstephan zum Pilsener, das kann

jeder; aber das Umgekehrte, das iſt was. Chineſen werden chriſtlich, gut. Aber wenn ein Chriſt ein Chineſe wird, das iſt doch immer noch eine Sache von Belang."

Puſch, als er ſich in Berlin niederließ, hatte ſich auch bei den Barbys wieder eingeführt; Meluſine entſann ſich ſeiner noch, und der alte Graf war froh, die zurückliegenden Zeiten wieder durchſprechen und von Sandrigham und Hatfieldhouſe, von Chatsworth und Pembroke-Lodge plaudern zu können. Eigentlich paßte der etwas weitgehende Ungeniertheitston, in dem der Doktor ſeiner Natur wie ſeiner New-Yorker Schulung nach zu ſprechen liebte, nicht ſonderlich zu den Gepflogenheiten des alten Grafen; aber es lag doch auch wieder ein gewiſſer Reiz darin, ein Reiz, der ſich noch verdoppelte durch das, was Puſch aus aller Welt Enden mitzuteilen wußte. Brillanter Korreſpondent, der er war, unterhielt er Beziehungen zu den Miniſterien und, was faſt noch ſchwerer ins Gewicht fiel, auch zu den Geſandtſchaften. Er hörte das Gras wachſen. Auf Titulaturen ließ er ſich nicht ein; die vielen Telegramme hatten einen gewiſſen allgemeinen Telegrammſtil in ihm gezeitigt, deſſen er ſich nur entſchlug, wenn er ins Ausmalen kam. Es war im Zuſammenhang damit, daß er gegen Worte wie: „Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat" einen förmlichen Haß unterhielt. Herzog von Ujeſt oder Herzog von Ratibor waren ihm, trotz ihrer Kürze, immer noch zu lang, und ſo warf er denn ſtatt ihrer einfach mit ‚Hohenlohes' um ſich. In der That, er hatte mancherlei Schwächen. Aber dieſe waren doch auch wieder von eben ſo vielen Tugenden begleitet. So beiſpielsweiſe ſah er über alles, was ſich an Liebesgeſchichten ereignete, mit einer beinah' vornehmen Gleichgültigkeit hinweg, was manchem ſehr zu paß kam. Ob dies Drüberhinſehn bloß Geſchäftsmaxime war, oder ob er all dergleichen einfach alltäglich und deshalb mehr

oder weniger langweilig fand, war nicht recht festzustellen; er kultivierte dafür mit Vorliebe das Finanzielle, vielleicht davon ausgehend, daß, wer die Finanzen hat, auch selbstverständlich alles andere hat, besonders die Liebe.

Das war Dr. Pusch. Er schloß sich, als man aufbrach, einer Gruppe von Personen an, die den „angerissenen Abend" noch in einem Lokal verbringen wollten.

„Ja, wo?"

„Natürlich Siechen."

„Ach, Siechen. Siechen ist für Philister."

„Nun denn also, beim ‚schweren Wagner'."

„Noch philiströser. Ich bin für Weihenstephan."

„Und ich für Pilsener."

Man einigte sich schließlich auf ein Lokal in der Friedrichstraße, wo man beides haben könne.

Die Herren, die dahin aufbrachen, waren außer Pusch noch der junge Baron Planta, dann Cujacius und Wrschowitz und abschließend Premierleutnant von Szilagy, der, wie schon angedeutet, früher bei den Gardedragonern gestanden, aber wegen einer großen Generalbegeisterung für die Künste, das Malen und Dichten obenan, schon vor etlichen Jahren seinen Abschied genommen hatte. Mit seinen Genrebildern war er nicht recht von der Stelle gekommen, weshalb er sich neuerdings der Novellistik zugewandt und einen Sammelband unter dem bescheidenen Titel „Bellis perennis" veröffentlicht hatte. Lauter kleine Liebesgeschichten.

Alle fünf Herren, mit alleiniger Ausnahme des jungen Graubündner Barons, erwiesen sich von Anfang an als ziemlich aufgeregt und jeder ihnen Zuhörende hätte sofort das Gefühl haben müssen, daß hier viel Explosionsstoff aufgehäuft sei. Trotzdem ging es zunächst gut; Wrschowitz hielt sich in Grenzen, und selbst Cujacius, der nicht gern andern das Wort ließ, freute sich über Puschs

Schwadronage, vielleicht weil er nur das heraushörte, was ihm gerade paßte.

Leutnant von Szilagy — man kam vom Hundertſten aufs Tauſendſte — wurde bei den Fragen, die hin und her gingen, von ungefähr auch nach ſeinem Novellenbande gefragt und ob er Freude daran gehabt habe.

„Nein, meine Herren," ſagte Szilagy, „das kann ich leider nicht ſagen. Ich habe Bellis perennis auf eigne Koſten herſtellen laſſen und hundertzehn Rezenſionsexemplare verſchickt, unter Beilegung eines Zettels; der iſt denn auch von einigen Zeitungen abgedruckt worden, aber nur von ganz wenigen. Im übrigen ſchweigt die Kritik."

„O, Krittikk," ſagte Wrſchowitz. „Ich liebe Krittikk. Aber gutte Krittikk ſchweigt."

„Und doch," fuhr Szilagy fort, der ſich in dem etwas delphiſchen Ausſpruch des guten Wrſchowitz nicht gleich zurecht finden konnte, „doch ſind dieſe ſchmerzlichen Gefühle nichts gegen das, was vorausgegangen. Ich unterhielt nämlich vor Erſcheinen des Buches ſelbſt die Hoffnung in mir, einige dieſer kleinen Arbeiten in einem Parteiblatt und, als dies mißlang, in einem Familienjournal unterbringen zu können. Aber ich ſcheiterte . . ."

„Ja, natürlich ſcheiterten Sie," ſagte Puſch, „das ſpricht für Sie. Laſſen Sie ſich ſagen und raten, denn ich weiß in dieſen Dingen einigermaßen Beſcheid. War nämlich drüben, ja ich darf beinah' ſagen, ich war doppelt drüben, erſt drüben in England und dann drüben in Amerika. Da verſteht man's. Ja, du lieber Himmel, dies bedruckte Löſchpapier! Man lebt davon und es regiert eigentlich die Welt. Aber, aber . . . Und dabei, wenn ich recht gehört habe, ſprachen Sie von Parteiblatt, — furchtbar. Und dann ſprachen Sie von Familienjournal, — zweimal furchtbar!"

„Haben Sie ſelbſt Erfahrungen gemacht auf dieſem ſchwierigen Gebiete?"

„Nein, Herr von Szilagy, so tief ließ mich die Gnade nicht sinken. Aber ich treibe mein Wesen über dem Strich, und wenn man so Wand an Wand wohnt, da weiß man doch einigermaßen, wie's bei dem Nachbar aussieht. Ach, und außerdem, wie so mancher hat mir sein Herz ausgeschüttet und mir dabei seine liebe Not geklagt! Wer's nicht leicht nimmt, der ist verloren. Roman, Erzählung, Kriminalgeschichte. Jeder, der der großen Masse genügen will, muß ein Loch zurückstecken. Und wenn er das redlich gethan hat, dann immer noch eins. Es giebt eine Normalnovelle. Etwa so: tiefverschuldeter adeliger Assessor und ‚Sommerleutnant' liebt Gouvernante von stupender Tugend, so stupende, daß sie, wenn geprüft, selbst auf diesem schwierigsten Gebiete bestehen würde. Plötzlich aber ist ein alter Onkel da, der den halb entgleisten Neffen an eine reiche Cousine standesgemäß zu verheiraten wünscht. Höhe der Situation! Drohendster Konflikt. Aber in diesem bedrängten Moment entsagt die Cousine nicht nur, sondern vermacht ihrer Rivalin auch ihr Gesamtvermögen. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch . . . Ja, Herr von Szilagy, wollen Sie damit konkurrieren?"

Alles stimmte zu; nur Baron Plania meinte: „Ihr Pusch, pardon, aber ich glaube beinah', Sie übertreiben. Und Sie wissen es auch."

Pusch lachte: „Wenn man etwas derart sagt, übertreibt man immer. Wer ängstlich abwägt, sagt gar nichts. Nur die scharfe Zeichnung, die schon die Karrikatur streift, macht eine Wirkung. Glauben Sie, daß Peter von Amiens den ersten Kreuzzug zusammen getrommelt hätte, wenn er so etwa beim Erdbeerpflücken einem Freunde mitgeteilt hätte, das Grab Christi sei vernachlässigt, und es müsse für ein Gitter gesorgt werden?!"

„Sehr gutt, sehr gutt."

„Und ſo auch, meine Herren, wenn ich von moderner Litteratur ſpreche. Herr von Szilagy, den wir ſo glücklich ſind, unter uns zu ſehn, ſoll aufgerichtet, ſeine Seele ſoll mit neuem Vertrauen erfüllt werden. Oder aber mit Heiterkeit, was noch beſſer iſt. Er ſoll wieder lachen können. Und wenn man ſolche Wirkung erzielen will, ja, dann muß man eben deutlich und zugleich etwas phantaſtiſch ſprechen. Indeſſen auch ernſthaft angeſehen, wie ſteht es denn mit der Herſtellung (ich vermeide mit Vorbedacht das Wort ‚Schöpfung') oder gar mit dem Verſchleiß der meiſten dieſer Dinge! Laſſen Sie mich in einem Bilde ſprechen. Da haben wir jetzt in unſern Blumenläden allerlei Kränze, voran den aus Eichenlaub und Lorbeer beſtehenden und meiſt noch behufs beſſerer Dauerbarkeit auf eine herzhafte Weidenrute geflochtenen Urkranz. Und un treten Sie, je nach der Situation, an die ſich Ihe[n] mit betrübter oder auch mit lächelnder Miene nähernd[e] Kranzbinderin hera[n] um zu Begräbnis oder Trauung Ihre Beſtellung zu machen, zu drei Mark oder zu fünf oder zu zehn. Und genau dieſer Beſtellung entſprechend, werden in den vorgeſchilderten Urkranz etliche Georginen oder Teichroſen eingebunden und bei ſtattgehabter Höchſtbewilligung ſogar eine Orchidee von ganz unglaublicher Form und Farbe."

„Kenne die Orchidee," rief Wrſchowitz in höchſter Ekſtaſe „lila mit gelb."

Puſch nickte, zugleich in ſteigendem Übermut fortfahrend: „Und genau ſo mit der Urnovelle. Die liegt fertig da wie der Urkranz; nichts fehlt, als der Aufputz, der nunmehr freundſchaftlich verabredet wird. Bei Höchſtbewilligung wird ein Verſtoß gegen die Sittlichkeit eingeflochten. Das iſt dann die große Orchidee, lila mit gelb, wie Freund Wrſchowitz ſehr richtig hervorgehoben hat."

„Unter dieſen Umſtänden," bemerkte hier Baron

Planta, „will es mir als ein wahres Glück erſcheinen, daß Herr von Szilagy, wie ich höre, mehrere Eiſen im Feuer hat. Was ihm die Novelliſtik ſchuldig bleibt, muß ihm die Malerei bringen.“

„Was ſie leider bisher nicht that und mutmaßlich auch nie thuen wird,“ lachte Szilagy halb wehmütig, „trotzdem ich vom Genrebild aus, mit dem ich anfing, eine Schwenkung gemacht und mich unter Anleitung meines Freundes Salzmann neuerdings der Marinemalerei zugewandt habe. Mitunter auch Bataillen. Und was die blauen Töne betrifft, ſo darf ich vielleicht behaupten, hinter keinem zurückgeblieben zu ſein. Habe mich außerdem in Gudin und William Turner vergafft. Aber trotzdem . . .“

„Aber trotzdem ohne rechten Erfolg,“ unterbrach hier Cujacius, „was mich nicht Wunder nimmt. Was wollen Sie mit Gudin oder gar mit Turner? Wer das Meer malen will, muß nach Holland gehn und die alten Niederländer ſtudieren. Und unter den Modernen vor allem die Skandinaven: die Norweger, die Dänen.“

Wrſchowitz zuckte zuſammen.

„Wir haben da beiſpielsweiſe den Melby, Däne pur sang, der ſehr gut und beinah' bedeutend iſt.“

„O nein, nein,“ platzte jetzt Wrſchowitz mit immer mehr erzitternder Stimme heraus. „Nicht ſehr gut, nicht bedeutend, auch nicht einmal beinah bedeutend.“

„Der ſehr bedeutend iſt,“ wiederholte Cujacius. „Grade darin bedeutend, daß er nicht bedeutend ſein will. Er erhebt keine falſchen Prätenſionen; er iſt ſchlicht, ohne Phantaſtereien, aber ſtimmungsvoll; und wenn ich Bilder von ihm ſehe, beſonders ſolche wo das graublaue Meer an einer Klippe brandet, ſo berührt mich das jedesmal ſpezifiſch ſkandinaviſch, etwa wie der oſſianiſche Meereszauber in den Kompoſitionen unſers trefflichen Riels Gade.“

„Niels Gade? Von Niels Gade ſpricht man nicht.“

„Ich ſpreche von Niels Gade. Seine Kompoſitionen reichen bis an Mendelsſohn heran.“

„Was ihn nicht größer macht.“

„Doch, mein Herr Doktor. Wirkliche Kunſtgrößen zu ſtürzen, dazu reichen Überheblichkeiten nicht aus.“

„Was Sie nicht abhielt, mein Herr Profeſſor, den großen Gudin culbütieren zu wollen.“

„Über Malerei zu ſprechen, ſteht mir zu.“

„Über Muſik zu ſprechen, ſteht mir zu.“

„Sonderbar. Immer Perſonen aus unkontrollierbaren Grenzbezirken führen bei uns das große Wort.“

„Ich bin Tſcheche. Weiß aber, daß es ein deutſches Sprichwort giebt: ‚Der Deutſche lügt, wenn er höflich wird‘.“

„Weshalb ich unter Umſtänden darauf verzichte.“

„En quoi vous reussissez à merveille.“

„Aber meine Herren,“ warf Puſch hier ein, den die ganze Streiterei natürlich entzückte, „könnten wir nicht das Kriegsbeil begraben? Proponiere: Begegnung auf halbem Wege; shaking hands. Nehmen Sie zurück, hüben und drüben.“

„Nie,“ donnerte Cujacius.

„Jamais,“ ſagte Wrſchowitz.

Und damit erhoben ſich alle. Cujacius und Puſch hatten die Tete, Wrſchowitz und Baron Planta folgten in einiger Entfernung. Szilagy war vorſichtigerweiſe abgeſchwenkt.

Wrſchowitz, immer noch in großer Erregung, mühte ſich dem jungen Graubündner auseinander zu ſetzen, daß Cujacius ganz allgemein den Ruf eines Krakehlers habe. „Je vous assure, Monsieur le Baron, il est un fou et plus que ça — un blagueur.“

Baron Planta ſchwieg und ſchien ſeinen Begleiter im Stich laſſen zu wollen. Aber er bekehrte ſich, als er einen Augenblick danach von der Front her die mit immer ſteigender Heftigkeit ausgeſtoßenen Worte hörte: Kaſchube, Wende, Böhmake.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Um dieſelbe Stunde, wo ſich die fünf Herren von der Barbyſchen Hochzeitstafel entfernt hatten, waren auch Baron Berchtesgaden und Hofprediger Frommel aufgebrochen, ſo daß ſich, außer dem Brautvater, nur noch der alte Stechlin im Hochzeitshauſe befand. Dieſer hatte ſich — Meluſine war vom Bahnhofe noch nicht wieder da — vom Eßſaal her zunächſt in das verwaiſte Damenzimmer und von dieſem aus auf die Loggia zurückgezogen, um da die Lichter im Strom ſich ſpiegeln zu ſehn und einen Zug friſche Luft zu thun. An dieſer Stelle fand ihn denn auch ſchließlich der alte Graf und ſagte, nachdem er ſeinem Staunen über den geſundheitlich etwas gewagten Aufenthalt Ausdruck gegeben hatte: „Nun aber, mein lieber Stechlin, wollen wir endlich einen kleinen Schwatz haben und uns näher mit einander bekannt machen. Ihr Zug geht erſt zehn ein halb; wir haben alſo noch beinah' anderthalb Stunden."

Und dabei nahm er Dubslavs Arm, um ihn in ſein Wohnzimmer, das bis dahin als Eſtaminet gedient hatte, hinüberzuführen.

„Erlauben Sie mir," fuhr er hier fort, „daß ich zunächſt mein halb eingewickeltes und halb eingeſchientes Elefantenbein auf einen Stuhl ſtrecke; es hat mich all die Zeit über ganz gehörig gezwickt, und namentlich das Stehen vor dem Altar iſt mir blutſauer geworden.

Bitte, rücken Sie heran. Es ging während unſers kleinen Diners alles ſo raſch, und ich wette, Sie ſind bei dem Kaffee ganz erheblich zu kurz gekommen. Der Moment, wo das Bier herumgereicht wird, iſt in den Augen des modernen Menſchen immer das wichtigſte; da wird dann der Kaffeezeit manches abgeknapſt.“

Und dabei drückte er auf den Knopf der Klingel.

„Jeſerich, noch eine Taſſe für Herrn von Stechlin und natürlich einen Cognac oder Curaçao oder lieber die ganze ‚Benedektinerabtei‘, — Witz von Cujacius, für den Sie mich alſo nicht verantwortlich machen dürfen . . . Leider werde ich Ihnen bei dieſem ‚zweiten Kaffee‘ nicht Geſellſchaft leiſten können; ich habe mich ſchon bei Tiſche mit einer lügneriſch und bloß anſtandshalber in einen Champagnerkübel geſtellten Apollinarisflaſche begnügen müſſen. Aber was hilft es, man will doch nicht auffallen mit all ſeinen Gebreſten.“

Dubslav war der Aufforderung des alten Grafen nachgekommen und ſaß, eine Lampe mit grünem Schirm zwiſchen ſich und ihm, ſeinem Wirte gerade gegenüber. Jeſerich kam mit der Tablette.

„Den Cognac,“ fuhr der alte Barby fort, „kann ich Ihnen empfehlen; noch Beziehungen aus Zeiten her, wo man mit einem Franzoſen ungeniert ſprechen und nach einer guten Firma fragen konnte. Waren Sie ſiebzig noch mit dabei?“

„Ja, ſo halb. Eigentlich auch das kaum. Aus meinem Regiment war ich lange heraus. Nur als Johanniter.“

„Ganz wie ich ſelber.“

„Eine wundervolle Zeit dieſer Winter ſiebzig,“ fuhr Dubslav fort, „auch rein perſönlich angeſehn. Ich hatte damals das, was mir zeitlebens, wenn auch nicht abſolut, ſo doch mehr als wünſchenswert gefehlt hatte: Fühlung mit der großen Welt. Es heißt immer, der Adel ge-

höre auf ſeine Scholle, und je mehr er mit der verwachſe, deſto beſſer ſei es. Das iſt auch richtig. Aber etwas ganz Richtiges giebt es nicht. Und ſo muß ich denn ſagen, es war doch 'was Erquickliches, den alten Wilhelm ſo jeden Tag vor Augen zu haben. Hab' ihn freilich immer nur flüchtig geſehn, aber auch das war ſchon eine Herzensfreude. Sie nennen ihn jetzt den ‚Großen' und ſtellen ihn neben Fridericus Rex. Nun, ſo einer war er ſicherlich nicht, an den reicht er nicht 'ran. Aber als Menſch war er ihm über, und das giebt, mein' ich, in gewiſſem Sinne den Ausſchlag, wenn auch zur ‚Größe' noch was anders gehört. Ja, der alte Fritz! Man kann ihn nicht hoch genug ſtellen; nur in einem Punkte find' ich trotzdem, daß wir eine falſche Poſition ihm gegenüber einnehmen, gerade wir vom Adel. Er war nicht ſo ſehr für uns, wie wir immer glauben oder wenigſtens nach außen hin verſichern. Er war für ſich und für das Land oder, wie er zu ſagen liebte, ‚für den Staat'. Aber daß wir als Stand und Kaſte ſo recht was von ihm gehabt hätten, das iſt eine Einbildung."

„Überraſcht mich, aus Ihrem Munde zu hören."

„Iſt aber doch wohl richtig. Wie lag es denn eigentlich? Wir hatten die Ehre, für König und Vaterland hungern und durſten und ſterben zu dürfen, ſind aber nie gefragt worden, ob uns das auch paſſe. Nur dann und wann erfuhren wir, daß wir ‚Edelleute' ſeien und als ſolche mehr ‚Ehre' hätten. Aber damit war es auch gethan. In ſeiner innerſten Seele rief er uns eigentlich genau dasſelbe zu, wie den Grenadieren bei Torgau. Wir waren Rohmaterial und wurden von ihm mit meiſt ſehr kritiſchem Auge betrachtet. Alles in allem, lieber Graf, find' ich unſer Jahr dreizehn eigentlich um ein Erhebliches größer, weil alles, was geſchah, weniger den Befehlscharakter trug und mehr Freiheit und Selbſt-

entſchließung hatte. Ich bin nicht für die patentierte Freiheit der Parteiliberalen, aber ich bin doch für ein beſtimmtes Maß von Freiheit überhaupt. Und wenn mich nicht alles täuſcht, ſo wird auch in unſern Reihen allmählich der Glaube lebendig, daß wir uns dabei, — beſonders auch rein praktiſch-egoiſtiſch, — am beſten ſtehn."

Der alte Barby freute ſich ſichtlich dieſer Worte. Dubslav aber fuhr fort: „Übrigens, das muß ich ſagen dürfen, lieber Graf, Sie wohnen hier brillant an Ihrem Kronprinzenufer; ein entzückender Blick, und Fremde würden vielleicht kaum glauben, daß an unſrer alten Spree ſo was hübſches zu finden ſei. Die Niederlaſſungs- und ſpeziell die Wohnungsfrage ſpielt doch, wo ſich's um Glück und Behagen handelt, immer ſtark mit, und gerade Sie, der Sie ſo lange draußen waren, werden, ehe Sie hier dies Vis-a-vis von unſrer Jungfernheide wählten, nicht ohne Bedenken geweſen ſein. In Bezug auf die Landſchaft gewiß und in Bezug auf die Menſchen vielleicht."

„Sagen wir, auch da gewiß. Ich hatte wirklich ſolche Bedenken. Aber ſie ſind niedergekämpft. Vieles gefiel mir durchaus nicht, als ich, nach langen, langen Jahren, aus der Fremde wieder nach hier zurückkam, und vieles gefällt mir auch noch nicht. Überall ein zu langſames Tempo. Wir haben in jedem Sinne zu viel Sand um uns und in uns, und wo viel Sand iſt, da will nichts recht vorwärts, immer bloß hüh und hott. Aber dieſer Sandboden iſt doch auch wieder tragfähig, nicht glänzend, aber ſicher. Er muß nur, und vor allem der moraliſche, die richtige Witterung haben, alſo zu rechter Zeit Regen und Sonnenſchein. Und ich glaube, Kaiſer Friedrich hätt' ihm dieſe Witterung gebracht."

„Ich glaub' es nicht," ſagte Dubslav.

„Meinen Sie, daß es ihm ſchließlich doch nicht ein rechter Ernſt mit der Sache war?"

„O nein, nein. Es war ihm Ernſt, ganz und gar. Aber es würd' ihm zu ſchwer gemacht worden ſein. Rund heraus, er wäre geſcheitert."

„Woran?"

„An ſeinen Freunden vielleicht, an ſeinen Feinden gewiß. Und das waren die Junker. Es heißt immer, das Junkertum ſei keine Macht mehr, die Junker fräßen den Hohenzollern aus der Hand und die Dynaſtie züchte ſie bloß, um ſie für alle Fälle parat zu haben. Und das iſt eine Zeit lang vielleicht auch richtig geweſen. Aber heut iſt es nicht mehr richtig, es iſt heute grundfalſch. Das Junkertum (trotzdem es vorgiebt, ſeine Strohdächer zu flicken, und ſie gelegentlich vielleicht auch wirklich flickt) dies Junkertum — und ich bin inmitten aller Loyalität und Devotion doch ſtolz, dies ſagen zu können — hat in dem Kampf dieſer Jahre koloſſal an Macht gewonnen, mehr als irgend eine andre Partei, die Sozialdemokratie kaum ausgeſchloſſen, und mitunter iſt mir's, als ſtiegen die ſeligen Quitzows wieder aus dem Grabe herauf. Und wenn das geſchieht, wenn unſre Leute ſich auf das beſinnen, worauf ſie ſich ſeit über vierhundert Jahren nicht mehr beſonnen haben, ſo können wir was erleben. Es heißt immer: ‚unmöglich'. Ah bah, was iſt unmöglich? Nichts iſt unmöglich. Wer hätte vor dem 18. März den ‚18. März' für möglich gehalten, für möglich in dieſem echten und rechten Philiſterneſt Berlin! Es kommt eben alles mal an die Reihe; das darf nicht vergeſſen werden. Und die Armee! Nun ja. Wer wird etwas gegen die Armee ſagen? Aber jeder glückliche General iſt immer eine Gefahr! Und unter Umſtänden auch noch andre. Sehen Sie ſich den alten Sachſenwalder an, unſren Zivil-Wallenſtein. Aus dem hätte ſchließlich doch Gott weiß was werden können."

„Und Sie glauben," warf der Graf hier ein, „an

dieſer ſcharfen Quitzow-Ecke wäre Kaiſer Friedrich geſcheitert?"

„Ich glaub' es."

„Hm, es läßt ſich hören. Und wenn ſo, ſo wär' es ſchließlich ein Glück, daß es nach den 99 Tagen anders kam und wir nicht vor dieſe Frage geſtellt wurden."

„Ich habe mit meinem Woldemar, der einen ſtark liberalen Zug hat (ich kann es nicht loben und mag's nicht tadeln) oft über dieſe Sache geſprochen. Er war natürlich für Neuzeit, alſo für Experimente . . . Nun hat er inzwiſchen das beſſere Teil erwählt, und während wir hier ſprechen, iſt er ſchon über Trebbin hinaus. Sonderbar, ich bin nicht allzu viel gereiſt, aber immer, wenn ich an dieſem märkiſchen Neſte vorbei kam, hatt' ich das Gefühl: ‚jetzt wird es beſſer, jetzt biſt du frei'. Ich kann ſagen, ich liebe die ganze Sandbüchſe da herum, ſchon bloß aus dieſem Grunde."

Der alte Graf lachte behaglich. „Und Trebbin wird ſich von dieſer Ihrer Schwärmerei nichts träumen laſſen. Übrigens haben Sie recht. Jeder lebt zu Hauſe mehr oder weniger wie in einem Gefängnis und will weg. Und doch bin ich eigentlich gegen das Reiſen überhaupt und ſpeziell gegen die Hochzeitsreiſerei. Wenn ich ſo Perſonen in ein Coupé nach Italien einſteigen ſehe, kommt mir immer ein Dankgefühl, dieſes ‚höchſte Glück auf Erden' nicht mehr mitmachen zu müſſen. Es iſt doch eigentlich eine Qual, und die Welt wird auch wieder davon zurückkommen; über kurz oder lang wird man nur noch reiſen, wie man in den Krieg zieht oder in einen Luftballon ſteigt, bloß von Berufs wegen. Aber nicht um des Vergnügens willen. Und wozu denn auch? Es hat keinen rechten Zweck mehr. In alten Zeiten ging der Prophet zum Berge, jetzt vollzieht ſich das Wunder und der Berg kommt zu uns. Das Beſte vom Parthenon ſieht man in London und das Beſte von Per-

gamum in Berlin, und wäre man nicht so nachsichtig mit den lieben, nie zahlenden Griechen verfahren, so könnte man sich, (am Kupfergraben,) im Laufe des Vormittags in Mykenä und nachmittags in Olympia ergehn."

„Ganz Ihrer Meinung, teuerster Graf. Aber doch zugleich auch ein wenig betrübt, Sie so dezidiert gegen alle Reiserei zu finden. Ich stand nämlich auf dem Punkte, Sie nach Stechlin hin einzuladen, in meine alte Kathe, die meine guten Globsower unentwegt ein ‚Schloß' nennen."

„Ja, lieber Stechlin, Ihre ‚Kathe', das ist was andres. Und um Ihnen ganz die Wahrheit zu sagen, wenn Sie mich nicht eingeladen hätten (eigentlich ist es ja noch nicht geschehn, aber ich greife bereits vor), so hätt' ich mich bei Ihnen angemeldet. Das war schon lange mein Plan."

In diesem Augenblicke ging draußen die Klingel. Es war Melusine.

„Bringe den Vätern, respektive Schwiegervätern allerschönste Grüße. Die Kinder sind jetzt mutmaßlich schon über Wittenberg, die große Luther- beziehungsweise Apfelkuchenstation hinaus und in weniger als zwei Stunden fahren sie in den Dresdener Bahnhof ein. O diese Glücklichen! Und dabei verwett' ich mich, Armgard hat bereits Sehnsucht nach Berlin zurück. Vielleicht sogar nach mir."

„Kein Zweifel," sagte Dubslav. Die Gräfin selbst aber fuhr fort: „Ehe man nämlich ganz Abschied von dem alten Leben nimmt, sehnt man sich noch einmal gründlich danach zurück. Freilich, Schwester Armgard wird weniger davon empfinden als andere. Sie hat eben den liebenswürdigsten und besten Mann und ich könnt' ihn ihr beinah' beneiden, trotzdem ich noch im Abschiedsmoment einen wahren Schreck kriegte, als ich ihn sagen hörte, daß er morgen vormittag mit ihr vor die Sixtinische

Madonna treten wolle. Worte, bei denen er noch dazu wie verklärt aussah. Und das sind' ich einfach unerhört. Warum, werden Sie mich vielleicht fragen. Nun denn, weil es erstens eine Beleidigung ist, sich auf eine Madonna so extrem zu freuen, wenn man eine Braut oder gar eine junge Frau zur Seite hat, und zweitens, weil dieser geplante Galeriebesuch einen Mangel an Disposition und Ökonomie bedeutet, der mich für Woldemars ganze Zukunft besorgt machen kann. Diese Zukunft liegt doch am Ende nach der agrarischen Seite hin und richtige ‚Dispositionen' bedeuten in der Landwirtschaft so gut wie alles."

Der alte Graf wollte widersprechen, aber Melusine ließ es nicht dazu kommen und fuhr ihrerseits fort: „Jedenfalls, — das ist nicht wegzudisputieren, — fährt unser Woldemar jetzt in das Land der Madonnen hinein und will da mutmaßlich mit leidlich frischen Kräften antreten; wenn er sich aber schon in Deutschland etappenweise verthut, so wird er, wenn er in Rom ist, wohl sein Programm ändern und im Café Cavour eine Berliner Zeitung lesen müssen, statt nebenan im Palazzo Borghese Kunst zu schwelgen. Ich sage mit Vorbedacht: eine Berliner Zeitung, denn wir werden jetzt Weltstadt und wachsen mit unserer Presse schon über Charlottenburg hinaus . . . Übrigens läßt, wie das junge Paar, so auch die Baronin bestens grüßen. Eine reizende Frau, Herr von Stechlin, die grad Ihnen ganz besonders gefallen würde. Glaubt eigentlich gar nichts und geriert sich dabei streng katholisch. Das klingt widersinnig und ist doch richtig und reizend zugleich. All die Süddeutschen sind überhaupt viel netter als wir, und die nettesten, weil die natürlichsten, sind die Bayern."

Sonnenuntergang.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Der alte Dubslav, als er bald nach elf auf seinem Gransee Bahnhof eintraf, fand da Martin und seinen Schlitten bereits vor. Engelke hatte zum Glück für warme Sachen gesorgt, denn es war inzwischen recht kalt geworden. Im ersten Augenblicke that dem Alten, in dessen Coupé die herkömmliche Stickluft gebrütet hatte, der draußen wehende Ostwind überaus wohl, sehr bald aber stellte sich ein Fröfteln ein. Schon tags zuvor, bei Beginn seiner Reise, war ihm nicht so recht zu Mute gewesen, Kopfweh, Druck auf die Schläfe; jetzt war derselbe Zustand wieder da. Trotzdem nahm er's leicht damit und sah in das Sterngeflimmer über ihm. Die wie Riesenbesen aufragenden Pappeln warfen dunkle, groteske Schatten über den Weg, während er die nach links und rechts hin liegenden toten Schneefelder mit den wechselnden Bildern alles dessen, was ihm der zurückliegende Tag gebracht hatte, belebte. Da sah er wieder die mit rotem Teppich belegte Hotel-Marmortreppe mit dem Oberkellner in Gesandtschaftsattachéhaltung, und im nächsten Augenblicke den Garnisonkirchenküster, den er anfänglich für einen zur Feier eingeladenen Konsistorialrat gehalten hatte. Daneben aber stand die blasse, schöne Braut und die reizende, biegsame und schmiegsame Melusine. „Ja, der alte Barby, wenn er auf die sieht, der hat's gut, der

kann es aushalten. Immer einen guten und klugen Menschen um sich haben, immer was hören und sehen, was einen anlacht und erquickt, das ist was. Aber ich! Ich für meinen Teil, gleichviel ob mit oder ohne Schuld, ich war immer nur auf ein Pflichtteil gesetzt, — als Kind, weil ich faul war, und als Leutnant, weil ich nicht recht was hatte. Dann kam ein Lichtblick. Aber gleich darnach starb sie, die mir Stab und Stütze hätte sein können, und durch all die dreißig Jahre, die seitdem kamen und gingen, blieb mir nichts, als Engelke (der noch das beste war) und meine Schwester Adelheid. Gott verzeih mir's, aber ein Trost war die nicht; immer bloß herbe wie 'n Holzapfel."

Unter solchen Betrachtungen fuhr er in das Dorf ein und hielt gleich darnach vor der Thür seines alten Hauses. Engelke war schon da, half ihm und that sein Bestes, ihn aus der schweren Wolfsschur herauszuwickeln. Der immer noch Fröstelnde stapfte dabei mit den Füßen, warf seinen Staatshut — den er unterwegs, weil er ihn drückte, wohl hundertmal verwünscht hatte — mit ersichtlicher Befriedigung beiseite und sagte gleich danach beim Eintreten in sein Zimmer: „Ach, das is recht, Engelke. Du hast ein Feuer gemacht; du weißt, was einem alten Menschen gut thut. Aber es reicht noch nicht aus. Ob wohl unten noch heißes Wasser ist? So 'n fester Grog, der sollte mir jetzt passen; ich friere Stein und Bein."

„Heiß Wasser is nicht mehr, gnädiger Herr. Aber ich kann ja 'ne Kasserolle' aufstellen. Oder noch besser, ich hole den Petroleumkocher."

„Nein, nein, Engelke, nicht so viel Umstände. Das mag ich nicht. Und den Petroleumkocher, den erst recht nich; da kriegt man bloß Kopfweh, und ich habe schon genug davon. Aber bringe mir den Cognac und kaltes Wasser. Und wenn man dann so halb und halb

nimmt, dann is es so gut, als wär' es ganz heiß gewesen."

Engelke brachte, was gefordert, und eine Viertelstunde danach ging Dubslav zu Bett.

* * *

Er schlief auch gleich ein. Aber bald war er wieder wach und druste nur noch so hin. So kam endlich der Morgen heran.

Als Engelke zu gewohnter Stunde das Frühstück brachte, schleppte sich Dubslav mühsamlich von seinem Schlafzimmer bis an den Frühstückstisch. Aber es schmeckte ihm nicht. „Engelke, mir ist schlecht; der Fuß ist geschwollen, und das mit dem Cognac gestern abend war auch nicht richtig. Sage Martin, daß er nach Granſee fährt und Doktor Sponholz mitbringt. Und wenn Sponholz nicht da ist — der arme Kerl kutschiert in einem fort rum; ohne Landpraxis geht es nicht — dann soll er warten, bis er kommt."

Es traf sich so, wie Dubslav vermutet hatte; Sponholz war wirklich auf Landpraxis und kam erst nachmittags zurück. Er aß einen Bissen und stieg dann auf den Stechliner Wagen.

„Na, Martin, was macht denn der gnäd'ge Herr?"

„Joa, Herr Doktor, ick möt doch seggen, he seiht en beten verännert ut; em wihr schon nich so recht letzten Sünndag un doa müßt' he joa nu grad nach Berlin. Un ick weet schon, wenn ihrst een' nach Berlin muß, denn is ok ümmer wat los. Ick weet nich, wat se doa mit 'n ollen Minschen moaken."

„Ja, Martin, das ist die große Stadt. Da übernehmen sie sich denn. Und dann war ja auch Hochzeit. Da werden sie wohl ein bißchen gepichelt haben. Und vorher die kalte Kirche. Und dazu so viele feine Damen. Daran ist der gnäd'ge Herr nicht mehr ge-

wöhnt, und dann will er ſich berappeln und ſtrengt ſich an, und da hat man denn gleich was weg.“

Es dämmerte ſchon, als der kleine Jagdwagen auf der Rampe vorfuhr. Sponholz ſtieg aus und Engelke nahm ihm den grauen Mantel mit Doppelkragen ab und auch die hohe Lammfellmütze, darin er — freilich das einzige an ihm, das dieſe Wirkung ausübte — wie ein Perſer ausſah.

So trat er denn bei Dubslav ein. Der alte Herr ſaß an ſeinem Kamin und ſah in die Flamme.

„Nun, Herr von Stechlin, da bin ich. War über Land. Es geht jetzt ſcharf. Jeder dritte huſtet und hat Kopfweh. Natürlich Influenza. Ganz verdeubelte Krankheit.“

„Na, die wenigſtens hab' ich nicht.“

„Kann man nicht wiſſen. Ein bißchen fliegt jedem leicht an. Nun, wo ſitzt es?“

Dubslav wies auf ſein rechtes Bein und ſagte: „Stark geſchwollen. Und das andre fängt auch an.“

„Hm. Na, wollen mal ſehen. Darf ich bitten?“

Dubslav zog ſein Beinkleid herauf, den Strumpf herunter und ſagte: „Da is die Beſcherung. Gicht iſt es nicht. Ich habe keine Schmerzen . . . Alſo was andres.“

Sponholz tippte mit dem Finger auf dem geſchwollenen Fuß herum und ſagte dann: „Nichts von Belang, Herr von Stechlin. Einhalten, Diät, wenig trinken, auch wenig Waſſer. Das verdammte Waſſer drückt gleich nach oben, und dann haben ſie Atemnot. Und von Medizin bloß ein paar Tropfen. Bitte, bleiben Sie ſitzen; ich weiß ja Beſcheid hier.“ Und dabei ging er an Dubslavs Schreibtiſch heran, ſchnitt ſich ein Stück Papier ab und ſchrieb ein Rezept. „Ihr Kutſcher, das wird das beſte ſein, kann bei der Apotheke gleich mit vorfahren.

Im Vorflur, nach Verabschiedung von Dubslav, fuhr Sponholz alsbald wieder in seinen Mantel. Engelke half ihm und sagte dabei: „Na, Herr Doktor?"

„Nichts, nichts, Engelke!"

Martin mit seinem Jagdwagen hielt noch wartend auf der Rampe draußen und so ging es denn in rascher Fahrt wieder nach der Stadt zurück, von wo der alte Kutscher die Tropfen gleich mitbringen sollte.

Der Winterabend dämmerte schon, als Martin zurück war und die Medizin an Engelke abgab. Der brachte sie seinem Herrn.

„Sieh mal," sagte dieser, als er das rundliche Fläschchen in Händen hielt, „die Granseer werden jetzt auch fein. Alles in rosa Seidenpapier gewickelt." Auf einem angebundenen Zettel aber stand: „Herrn Major von Stechlin. Dreimal täglich zehn Tropfen." Dubslav hielt die kleine Flasche gegen das Licht und tröpfelte die vorgeschriebene Zahl in einen Löffel Wasser. Als er sie genommen hatte, bewegte er die Lippen hin und her, etwa wie wenn ein Kenner eine neue Weinsorte probt. Dann nickte er und sagte: „Ja, Engelke, nu geht es los. Fingerhut."

* * *

Der alte Dubslav nahm durch mehrere Tage hin seine Tropfen ganz gewissenhaft und fand auch, daß sich's etwas bessere. Die Geschwulst ging um ein Geringes zurück. Aber die Tropfen nahmen ihm den Appetit, so daß er noch weniger aß, als ihm gestattet war.

Es war ein schöner Frühmärzentag, die Mittagszeit schon vorüber. Dubslav saß an der weit offenstehenden Glasthür seines Gartensalons und las die Zeitung. Es schien indes, daß ihm das, was er las, nicht sonderlich gefiel. „Ach, Engelke, die Zeitung ist

ja ſo weit ganz gut; nur ſo für den ganzen Tag iſt ſie doch zu wenig. Du könnteſt mir lieber ein Buch bringen."

„Was für eines?"

„Is egal."

„Da liegt ja noch das kleine gelbe Buch: „Keine Lupine mehr!"

„Nein, nein; nicht ſo was. Lupine, davon hab' ich ſchon ſo viel geleſen; das wechſelt in einem fort und eins iſt ſo dumm wie das andre. Die Landwirtſchaft kommt doch nicht wieder obenauf oder wenigſtens nicht durch ſo was. Bringe mir lieber einen Roman; früher in meiner Jugend ſagte man Schmöker. Ja, damals waren alle Wörter viel beſſer als jetzt. Weißt du noch, wie ich mir in dem Jahre, wo ich Zivil wurde, den erſten Schniepel machen ließ? Schniepel is auch ſolch Wort und doch wahrhaftig beſſer als Frack. Schniepel hat ſo was Fideles: Einſegnung, Hochzeit, Kindtaufe."

„Gott, gnädiger Herr, immer is es doch auch nicht ſo. Die meiſten Schniepel ſind doch, wenn einer begraben wird."

„Richtig, Engelke. Wenn einer begraben wird. Das war ein guter Einfall von dir. Früher würd' ich geſagt haben ‚zeitgemäß'; jetzt ſagt man ‚opportun'. Haſt du ſchon mal davon gehört?"

„Ja, gnädiger Herr, gehört hab' ich ſchon mal davon."

„Aber nich verſtanden. Na, ich eigentlich auch nich. Wenigſtens nicht ſo recht. Und du, du warſt ja nich mal auf Schulen."

„Nein, gnädiger Herr."

„Alles in allem, ſei froh drüber . . . Aber Engelke, wenn du mir nu ein Buch gebracht haſt, dann will ich mich mit meinem Stuhl doch lieber gleich auf die Veranda 'rausrücken. Es iſt wie Frühling heut. Solche guten Tage muß man mitnehmen. Und bringe mir

auch 'ne Decke. Früher war ich nich ſo für's Pimplige; jetzt aber heißt es: beſſer bewahrt als beklagt."

* * *

In dem ganzen Dreieck zwiſchen Rheinsberg, Kloſter Wutz und Gransee hatte ſich die Nachricht von des alten Dubslav ernſter Erkrankung mehr und mehr herumgeſprochen, und es war wohl im Zuſammenhange damit, daß ungefähr um dieſelbe Stunde, wo Dubslav und Engelke ſich über „Schniepel" und „opportun" unterhielten, ein Einſpänner auf die Stechliner Rampe fuhr, ein etwas ſonderbares Gefährt, dem der alte Baruch Hirſchfeld langſam und vorſichtig entſtieg. Engelke war ihm dabei behilflich und meldete gleich danach, daß der Alte da ſei.

„Der alte Baruch! Um Gottes willen, Engelke, was will denn der? Es iſt ja doch glücklicherweiſe nichts los. Und ſo ganz aus freien Stücken. Na, laß ihn kommen."

Und Baruch Hirſchfeld trat gleich darauf ein.

Dubslav, in ſeine Decke gewickelt, begrüßte den Alten. „Aber, Baruch, um alles in der Welt, was giebt es? Was bringen Sie? Gleichviel übrigens, ich freue mich, Sie zu ſehn. Machen Sie ſich's ſo bequem, wie's auf den drei Latten eines Gartenſtuhls überhaupt möglich iſt. Und dann noch einmal: Was giebt es? Was bringen Sie?"

„Herr Major wollen entſchuldigen, es giebt nichts, und ich bringe auch nichts. Ich kam da bloß ſo vorbei, Geſchäfte mit Herrn von Gundermann, und da wollt' ich mir doch die Freiheit genommen haben, mal nach der Geſundheit zu fragen. Habe gehört, der Herr Major ſeien nicht ganz gut bei Wege."

„Nein, Baruch, nicht ganz gut bei Wege, beinahe ſchon ſchlecht genug. Aber laſſen wir das ſchlimme

Neue; das Alte war doch eigentlich beſſer (das heißt dann und wann), und manchmal denk' ich ſo an alles zurück, was wir ſo gemeinſchaftlich miteinander durchgemacht haben."

„Und immer glatt, Herr Major, immer glatt, ohne Schwierigkeiten."

„Ja," lachte Dubslav, „gemacht hab' ich keine Schwierigkeiten, aber gehabt hab' ich genug. Und das weiß keiner beſſer als mein Freund Baruch. Und nun ſagen Sie mir vor allem, was macht Ihr Iſidor, der große Volksfreund? Iſt er mit Torgelow noch zufrieden? Oder ſieht er, daß ſie da auch mit Waſſer kochen? Ich wundere mich bloß, daß ein Sohn von Baruch Hirſchfeld, Sohn und Firmateilhaber, ſo ſehr für den Umſturz iſt."

„Nicht für den Umſturz, Herr Major. Iſidor, wenn ich ſo ſagen darf, iſt für die alte Valuta. Aber nebenher hat er ein Herz für die Menſchheit."

„Hat er? Na, das iſt recht."

„Und das Herz für die Menſchheit, das haben wir alle, Herr Major. Und kommt uns dabei was heraus, ſo haben wir, wenn ich ſo ſagen darf, die Dividende. Gott der Gerechte, wir brauchen's. Und weil ich rede von Dividende, will ich auch reden von Hypothek. Wir haben da ſeit letzten Freitag 'n Kapital, Granſeer Bürger, und will's hergeben zu dreiundeinhalb."

„Nu, Baruch, das iſt hübſch. Aber im Augenblick bin ich's nicht benötigt. Vielleicht ſpäter mal mein Woldemar. Der hat, wie Sie wiſſen, 'ne reiche Partie gemacht, und wer viel erheiratet, der braucht auch viel. Man denkt immer, ‚dann hört es auf', aber das iſt falſch, dann fängt es erſt recht an. Unter allen Umſtänden ſeien Sie bedankt, daß Sie mal haben ſehen wollen, wie's mit mir ſteht. Ich kann leider nur wiederholen, ſchlecht genug. Aber eine Weile dauert es wohl

noch. Und wenn auch nicht, mit meinem Sohne wird ſich, denk' ich, gerade ſo wie zwiſchen uns zwei beiden, alles glatt abwickeln, glatter noch, und vielleicht können ſie gemeinſchaftlich mal was Nettes herauswirtſchaften, was Ordentliches, was Großes, was ſich ſehen laſſen kann. Das heißt dann neue Zeit. Und nun, Baruch, müſſen Sie noch ein Glas Sherry nehmen. In unſerm Alter iſt das immer das beſte. Das heißt für Sie, der Sie noch gut im Gange ſind. Ich darf bloß noch mit anſtoßen."

Eine Viertelſtunde ſpäter fuhr Baruch auf ſeinem Wägelchen wieder in den Stechliner Wald hinein und dachte wenig befriedigt über alles nach, was er da drinnen gehört hatte. Die geträumten Schloß Stechlin-Tage ſchienen mit einemmale für immer vorüber. Alles, was der alte Herr da ſo nebenher von „gemeinſchaftlich herauswirtſchaften" geſagt hatte, war doch bloß ein Stich, eine Pike geweſen.

Ja, Baruch fühlte was wie Verſtimmung. Aber Dubslav auch. Es war ihm zu Sinn, als hätt' er ſeinen alten Granſeer Geld- und Geſchäftsfreund (trotzdem er deſſen letzte Pläne nicht einmal ahnte), zum erſtenmal auf etwas Heimlichem und Verſtecktem ertappt, und als Engelke kam, um die Sherryflaſche wieder wegzuräumen, ſagte er: „Engelke, mit Baruch is es auch nichts. Ich dachte wunder, was das für ein Heiliger wär', und nun is der Pferdefuß doch ſchließlich 'rausgekommen. Wollte mir da Geld auf Hypothek beinah' aufzwingen, als ob ich nicht ſchon genug davon hätte ... Sonderbar, Uncke, mit ſeinem ewigen ‚zweideutig', wird am Ende doch recht behalten. Überhaupt ſolche Polizeimenſchen mit 'nem Karabiner über die Schulter, das ſind, bei Lichte beſehn immer die feinſten Menſchenkenner. Ich ärgere mich, daß ich's nicht eher gemerkt habe. So dumm zu ſein! Aber das mit der

„Krankheit' heute, das war mir doch zu viel. Wenn ſich die Menſchen erſt nach Krankheit erkundigen, dann iſt es immer ſchlimm. Eigentlich is es jedem gleich, wie's einem geht. Und ich habe ſogar welche gekannt, die ſahen ſich, wenn ſie ſo fragten, immer ſchon die Möbel und Bilder an und dachten an nichts wie an Auktion."

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Auch die nächsten Tage waren beinahe sommerlich, thaten dem Alten wohl und erleichterten ihm das Atmen. Er begann wieder zu hoffen, sprach mit Wirtschaftsinspektor und Förster und war nicht bloß voll wiedererwachten Interesses, sondern überhaupt guter Dinge.

So kam Mitte März heran. Der Himmel war blau, Dubslav saß auf seiner Veranda, den kleinen Springbrunnen vor sich, und sah dabei das leichte weiße Gewölk ziehen. Vom Park her vernahm er den ersten Finkenschlag. Er mochte wohl schon eine Stunde so gesessen haben, als Engelke kam und den Doktor meldete.

„Das ist recht, Sponholz, daß Sie kommen. Nicht um mir zu helfen (das ist immer schlimm, wenn einem erst geholfen werden soll), nein, um zu sehen, daß Sie mir schon geholfen haben. Diese Tropfen. Es ist doch was damit. Wenn sie nur nicht so schlecht schmeckten; ich muß mir immer einen Ruck geben. Und daß sie so grün sind. Grün ist Gift, heißt es bei den Leuten. Eigentlich eine ganz dumme Vorstellung. Wald und Wiese sind auch grün und doch so ziemlich unser Bestes."

„Ja, es ist ein Spezifikum. Und ich bin froh, daß die Digitalis hier bei Ihnen mal wieder zeigt, was sie kann. Und bin doppelt froh, weil ich mich auf sechs Wochen von Ihnen verabschieden muß."

„Auf sechs Wochen. Aber, Doktor, das is ja 'ne

halbe Ewigkeit. Haben Sie Schulden gemacht und ſollen in Priſon?"

„Man könnte beinahe ſo was denken. Denn ſo lange Granſee hiſtoriſch beglaubigt daſteht, iſt noch kein Doktor auf ſechs Wochen weg geweſen, noch dazu ein Kreisphyſikus. Eine Doktorexiſtenz geſtattet ſolchen Luxus nicht. Wie lebt man denn hier? Und wie hat man gelebt? Immer Furunkel aufgeſchnitten, immer Karbolwatte, immer in den Wagen geſtiegen, immer einem alten Erdenbürger ſeinen Entlaſſungsſchein ausgeſtellt oder einen neuen Erdenbürger geholt. Und nun ſechs Wochen weg. Wie ich meinen Kreis wiederfinden werde ... nu, vielleicht hat Gott ein Einſehen."

„Er iſt doch wohl eigentlich der beſte Aſſiſtenzarzt."

„Und vor allem der billigſte. Der andre, den ich mir aus Berlin habe verſchreiben müſſen (ach, und ſo viel Schreiberei), der iſt teurer. Und meine Reiſe kommt mir ohnedies ſchon teuer genug."

„Aber wohin denn, Doktor?"

„Nach Pfäffers."

„Pfäffers. Kenn' ich nicht. Und was wollen Sie da? Warum? Wozu?"

„Meine Frau laboriert an einem Rheumatismus, hochgradig, ſchon nicht mehr ſchön. Und da iſt denn Pfäffers der letzte Trumpf. Schweizerbad mit allen Schikanen und wahrſcheinlich auch mit allen Koſten. Ein Granſeer, der allerdings für Geld gezeigt werden kann, war mal an dieſem merkwürdigen Ort und hat mir denn auch 'ne Beſchreibung davon gemacht. Habe natürlich auch noch im Bädeker nachgeſchlagen und unter anderm einen Fluß da verzeichnet gefunden, der Tamina heißt. Erinnert ein bißchen an Zauberflöte und klingt ſoweit ganz gut. Aber trotzdem eine tolle Geſchichte, dies Pfäffers. Soweit es nämlich als Bad in Betracht kommt, iſt es nichts als ein Felſenloch, ein großer Back-

ofen, in den man hineingeschoben wird. Und da hockt man denn, wie die Indianer hocken, und die Dämpfe steigen siedeheiß von unten herauf. Wer da nicht wieder zustande kommt, der kann überhaupt einpacken. Übrigens will ich für meine Person gleich mit hineinkriechen. Denn das darf ich wohl sagen, wer so fünfunddreißig Jahre lang durch Kreis Gransee hin und her kutschiert ist, mitunter bei Ostwind, der hat sich sein Gliederreißen ehrlich verdient. Sonderbar, daß der Hauptteil davon auf meine Frau gefallen ist."

„Ja, Sponholz, in einer christlichen Ehe . . ."

„Freilich, Herr Major, freilich. Wiewohl das mit ‚christlicher Ehe' auch immer bloß so so ist. Da hatten wir, als ich noch Militär war, einen Compagniechirurgus, richtige alte Schule, der sagte, wenn er von so was hörte: ‚Ja, christliche Ehe, ganz gut, kenn' ich. Is wie Schinken in Burgunder. Das eine is immer da, aber das andere fehlt.'"

„Ja," sagte Dubslav, „diese richtigen alten Compagniechirurgusse, die hab' ich auch noch gekannt. Blutige Cyniker, jetzt leider ausgestorben . . . Und in solchem Pfäfferschen Backofen wollen Sie sechs Wochen zubringen?"

„Nein, Herr von Stechlin, nicht so lange. Bloß vier, höchstens vier. Denn es strengt sehr an. Aber wenn man nu doch mal da ist, ich meine in der Schweiz und da herum, wo sie stellenweise schon italienisch sprechen, da will man doch schließlich auch gern in das gelobte Land Italia hineinkucken. Und da haben wir denn also, meine Frau und ich, vor, von diesem Pfäffers aus erst noch durch die Viamala zu fahren, den Splügen hinauf oder auf irgend einen andern Paß. Und wenn wir dann einen Blick in all die Herrlichkeit drüben hinein gethan haben, dann kehren wir wieder um, und ich für meine Person ziehe mir wieder meinen grauen Mantel an (denn

für die Reiſe hab' ich mir einen neuen Paletot bauen laſſen) und kutſchiere wieder durch Kreis Granſee."

„Na, Sponholz, das freut mich aber wirklich, daß Sie mal 'rauskommen. Und bloß wenn Sie durch die Viamala fahren, da müſſen Sie ſich in acht nehmen."

„Waren Sie denn mal da, Herr Major?"

„Bewahre. Meine Weltfahrten, mit ganz ſchwachen Ausnahmen, lagen immer nur zwiſchen Berlin und Stechlin. Höchſtens mal Dresden und ein bißchen ins Bayriſche. Wenn man ſo gar nicht mehr weiß, wo man hin ſoll, fährt man natürlich nach Dresden. Alſo Viamala nie geſehen. Aber ein Bild davon. Im allgemeinen iſt Bilderankucken auch nicht gerade mein Fall, und wenn die Muſeums von mir leben ſollten, dann thäten ſie mir leid. Indeſſen wie ſo der Zufall ſpielt, mal ſieht man doch ſo was, und war da auf dem Viamala-Bilde 'ne Felſenſchlucht mit Figuren von einem ſehr berühmten Malermenſchen, der, glaub' ich, Böcking oder Böckling hieß."

„Ah ſo. Einer, wenn mir recht iſt, heißt Böcklin."

„Wohl möglich, daß es der geweſen iſt. Ja, ſogar ſehr wahrſcheinlich. Nun ſehen Sie, Doktor, da war denn alſo auf dieſem Bilde dieſe Viamala, mit einem kleinen Fluß unten, und über den Fluß weg lief ein Brückenbogen, und ein Zug von Menſchen (es können aber auch Ritter geweſen ſein) kam grade die Straße lang. Und alle wollten über die Brücke."

„Sehr intereſſant."

„Und nun denken Sie ſich, was geſchieht da? Grade neben dem Brückenbogen, dicht an der rechten Seite, thut ſich mit einem Male der Felſen auf, etwa wie wenn morgens ein richtiger Spießbürger ſeine Laden aufmacht und nachſehen will, wie's Wetter iſt. Der aber, der an dieſer Brücke da von ungefähr 'rauskuckte, hören Sie, Sponholz, das war kein Spießbürger, ſondern

ein richtiger Lindwurm oder ſo was ähnliches aus der ſogenannten Zeit der Saurier, alſo ſo weit zurück, daß ſelbſt der älteſte Adel, (die Stechline mit eingeſchloſſen,) nicht dagegen ankann, und dies Vieſt, als der herankommende Zug eben den Fluß paſſieren wollte, war mit ſeinem aufgeſperrten Rachen bis dicht an die Menſchen und die Brücke heran, und ich kann Ihnen bloß ſagen, Sponholz, mir ſtand, als ich das ſah, der Atem ſtill, weil ich deutlich fühlte, nu noch einen Augenblick, dann ſchnappt er zu und die ganze Beſcherung is weg."

„Ja, Herr von Stechlin, da hat man bloß den Troſt, daß die Saurier, ſo viel ich weiß, ſeitdem ausgeſtorben ſind. Aber meiner Frau will ich dieſe Geſchichte doch lieber nicht erzählen; die kriegt nämlich mitunter Ohnmachten. In Doktorhäuſern iſt immer was los."

Dubslav nickte.

„Und nur das eine möcht' ich Ihnen noch ſagen, Herr von Stechlin, mit der Digitalis immer ruhig ſo weiter, und wenn der Appetit nicht wieder kommt, lieber nur zweimal täglich. Und nie mehr als zehn Tropfen. Und wenn Sie ſich unpaß fühlen, mein Stellvertreter iſt von allem unterrichtet. Er wird Ihnen gefallen. Neue Schule, moderner Menſch; aber doch nicht zu viel davon (ſo wenigſtens hoff' ich) und jedenfalls ſehr geſcheit. An ſeinem Namen, — er heißt nämlich Moſcheles, — dürfen Sie nicht Anſtoß nehmen. Er iſt aus Brünn gebürtig und da heißen die meiſten ſo."

Der Alte drückte mit allem ſeine Zuſtimmung aus, auch mit dem Namen, trotzdem dieſer ihm quälende Erinnerungen weckte. Schon vor etlichen fünfzig Jahren habe er Muſikſtücke ſpielen müſſen, die alle auf den Namen „Moſcheles" liefen. Aber das wolle er den Anſichtſtehenden nicht weiter entgelten laſſen.

Und nach dieſen beruhigenden Verſicherungen em-

pfahl ſich Sponholz und fuhr zu weiteren Abſchiedsbeſuchen in die Grafſchaft hinein.

* * *

Am zweitfolgenden Tage brachen die Sponholzſchen Eheleute von Granſee nach Pfäffers hin auf; die Frau, ſehr leidend, war ſchweigſam, er aber befand ſich in einem hochgradigen Reiſefieber, was ſich, als ſie draußen auf dem Bahnhof angelangt waren, in immer wachſender Geſprächigkeit äußerte.

Mehrere Freunde (meiſt Logenbrüder) hatten ihn bis hinaus begleitet. Sponholz kam hier ſofort vom Hundertſten aufs Tauſendſte. „Ja, unſer guter Stechlin, mit dem ſteht es ſo ſo . . . Baruch hat ihn auch geſehn und ihn einigermaßen verändert gefunden . . . Und Sie, Kirſtein, Sie ſchreiben mir natürlich, wenn der junge Burmeiſter eintritt; ich weiß, er will nicht recht (bloß der Vater will) und ſoll ſogar von ‚Hokuspokus' geſprochen haben. Aber dergleichen muß man leicht nehmen. Unwiſſenheit, Verkennungen, über ſo was ſind wir weg; viel Feind', viel Ehr' . . . Nur, es noch einmal zu ſagen, der Alte drüben in Stechlin macht mir Sorge. Man muß aber hoffen; bei Gott kein Ding unmöglich iſt. Und zu Moſcheles hab' ich Vertrauen; ihn auskultieren zu ſehn, iſt ein wahres Vergnügen für 'nen Fachmann."

So klang, was Sponholz noch in letzter Minute vom Coupéfenſter aus zum beſten gab. Alles, am meiſten aber das über den alten Stechlin Geſagte, wurde weitergetragen und drang bis auf die Dörfer hinaus, ſo namentlich auch bis nach Quaden-Hennersdorf zu Superintendent Koſeleger, der ſeit kurzem mit Ermyntrud einen lebhaften Verkehr unterhielt und, angeregt durch die mit jedem Tage kirchlicher werdende Prinzeſſin, einen energiſchen Vorſtoß gegen den Unglauben und die

in der Grafschaft überhandnehmende Lazheit plante. Koseleger sowohl wie die Prinzessin wollten zu diesem Zwecke beim alten Dubslav als ‚nächstem Objekt' einsetzen, und hielten sein Asthma für den geeignetsten Zeitpunkt. In einem Briefe der Prinzessin an Koseleger hieß es dementsprechend: „Ich will die gute Gesinnung des alten Herrn in nichts anzweifeln; außerdem hat er etwas ungemein Affables. Ich bin ihm menschlich durchaus zugethan. Aber sein Prinzip, das nichts Höheres kennt, als ‚leben und leben lassen', hat in unsrer Gegend alle möglichen Irrtümer und Sonderbarkeiten ins Kraut schießen lassen. Nehmen Sie beispielsweise diesen Krippenstapel. Und nun den Lorenzen selbst! Katzler, mit dem ich gestern über unsern Plan sprach, hat mich gebeten, mit Rücksicht auf die Krankheit des alten Herrn wenigstens vorläufig von allem Abstand zu nehmen, aber ich hab' ihm widersprechen müssen. Krankheit (so viel ist richtig) macht schroff und eigensinnig, aber in bedrängten Momenten auch wiederum ebenso gefügig, und es sind wohl auch hier wieder gerade die Auferlegungen und Bitternisse, daraus ein Segen für den Kranken, und jedenfalls für die Gesamtheit unsres Kreises entspringen wird. Unter allen Umständen aber muß uns das Bewußtsein trösten, unsre Pflicht erfüllt zu haben."

* * *

Es war eine Woche nach Sponholz' Abreise, daß Ermyntrud diese Zeilen schrieb, und schon am andern Vormittage fuhr Koseleger, der mit der Prinzessin im wesentlichen derselben Meinung war, auf die Stechliner Rampe. Gleich danach trat Engelke bei Dubslav ein und meldete den Herrn Superintendenten.

„Superintendent? Koseleger?"

„Ja, gnäd'ger Herr. Superintendent Koſeleger. Er ſieht ſehr wohl aus, und ganz blank."

„Was es doch für merkwürdige Tage giebt. Heute, (du ſollſt ſehn), iſt wieder ſo einer. Mit Moſcheles fing's an. Sage dem Herrn Superintendenten, ich ließe bitten."

„Ich komme hoffentlich zu guter Stunde, Herr von Stechlin."

„Zur allerbeſten, Herr Superintendent. Eben war der neue Doktor hier. Und eine Viertelſtunde, wenn's mit dem „praesente medico" nur ein ganz klein wenig auf ſich hat, muß ſolche Doktorgegenwart doch wohl noch nachwirken."

„Sicher, ſicher. Und dieſer Moſcheles ſoll ſehr geſcheit ſein. Die Wiener und Prager verſtehn es; namentlich alles, was nach der Seite hin liegt."

„Ja," ſagte Dubslav, „nach der Seite hin," und wies auf Bruſt und Herz. „Aber, offen geſtanden, nach mancher andern Seite hin iſt mir dieſer Moſcheles nicht ſehr ſympathiſch. Er faßt ſeinen Stock ſo ſonderbar an und ſchlenkert auch ſo."

„Ja, ſo was muß man unter Umſtänden mit in den Kauf nehmen. Und dann heißt es ja auch, der Major von Stechlin habe mehr oder weniger einen philoſemitiſchen Zug."

„Den hat der Major von Stechlin auch wirklich, weil er Unchriſtlichkeiten nicht leiden kann und Prinzipienreitereien erſt recht nicht. Ich gehöre zu denen, die ſich immer den Einzelfall anſehn. Aber freilich, mancher Einzelfall gefällt mir nicht. So zum Beiſpiel der hier mit dem neuen Doktor. Und auch mein alter Baruch Hirſchfeld, den der Herr Superintendent mutmaßlich kennen werden, auch der gefällt mir nicht mehr ſo recht. Ich hielt große Stücke von ihm, aber — vielleicht daß ſein

Sohn Iſidor ſchuld iſt — mit einem Mal iſt der Pferdefuß 'rausgekommen."

„Ja," lachte Koſeleger, „der kommt immer mal 'raus. Und nicht bloß bei Baruch. Ich muß aber ſagen, das alles hat mit der Raſſe viel, viel weniger zu ſchaffen, als mit dem jeweiligen Beruf. Da war ich eben bei der Frau von Gundermann . . ."

„Und da war auch ſo was?"

„In gewiſſem Sinne, ja. Natürlich ein bißchen anders, weil es ſich um etwas Weibliches handelte. ‚Stütze der Hausfrau'. Und da bändelt ſich denn leicht was an. Eben dieſe ‚Stütze der Hausfrau' war bis vor kurzem noch Erzieherin, und mit Erzieherinnen, alten und jungen, hat's immer einen Haken, wie mit den Lehrern überhaupt. Es liegt im Beruf. Und der Seminariſt ſteht oben an."

„Ich kann mich nicht erinnern," ſagte Dubslav, „in unſerer Gegend irgend was gröblich Verletzliches erlebt zu haben."

„O, ich bin mißverſtanden," beſchwichtigte Koſeleger und rieb ſich mit einem gewiſſen Behagen ſeine wohlgepflegten Hände. „Nichts von Vergehungen auf erotiſchem Gebiet, wiewohl es bei den Gundermanns, (die gerad' in dieſem Punkte viel heimgeſucht werden,) auch diesmal wieder, ich möchte ſagen dieſe kleine Nebenform angenommen hatte. Nein, der große Seminariſtenpferdefuß, an den ich bei meiner erſten Bemerkung dachte, trägt ganz andere Signaturen: Unbotmäßigkeit, Überſchätzung und infolge davon ein eigentümliches Beſtreben, ſich von den Heilsgütern loszulöſen, und die Befriedigung des inneren Menſchen in einer falſchen Wiſſenſchaftlichkeit zu ſuchen."

„Ich will das nicht loben; aber auch ſolche ‚falſche Wiſſenſchaftlichkeit' zählt, dächt ich, in unſerer alten Grafſchaft zu den allerſeltenſten Ausnahmen."

„Nicht ſo ſehr als Sie vermuten, Herr Major,

und aus Ihrer eigenen Stechliner Schule sind mir Klagen kirchlich gerichteter Eltern über solche Dinge zugegangen. Allerdings Altlutheraner aus der Globsower Gegend. Indessen so lästig diese Leute zu Zeiten sind, so haben sie doch andrerseits den Ernst des Glaubens und finden, wie sie sich in einem Skriptum an mich ausgedrückt haben, in der Krippenstapelschen Lehrmethode diesen Ernst des Glaubens arg vernachlässigt."

Dubslav wiegte den Kopf hin und her, und hätte trotz allen Respekts vor dem Vertreter einer kirchlichen Behörde wahrscheinlich ziemlich scharf und spitz geantwortet, wenn ihm nicht alles, was er da hörte, gleichzeitig in einem heiteren Licht erschienen wäre. Krippenstapel, sein Krippenstapel, er, der den alten Fritzen so gut wie den Katechismus, aber den Katechismus auch reichlich so gut wie den alten Fritzen kannte, — Krippenstapel, sein großartiger Bienenvater, sein korrespondierendes Mitglied märkisch-historischer Vereine, die Seele seines ‚Museums', sein guter Freund, dieser Krippenstapel sollte den ‚Ernst des Glaubens' verkannt haben, bei ihm sollte der Seminaristenhochmut zu gemeingefährlichem Ausbruch gekommen sein. Wohl entsann er sich, in eigenster Person (was ihn in diesem Augenblick ein wenig verstimmte) gelegentlich sehr ähnliches gesagt zu haben. Aber doch immer nur scherzhaft. Und wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht mehr dasselbe. Traf dieser Satz je zu, so hier. Er erhob sich also mit einiger Anstrengung von seinem Platz, ging auf Koseleger zu, schüttelte ihm die Hand und sagte: „Herr Superintendent, so wie Sie's da sagen, so kann es nicht sein. Von richtigen Altlutheranern giebt es hier überhaupt nichts, und am wenigsten in Globsow; die glauben sozusagen gar nichts. Ich wittere da was von Intrigue. Da stecken andere dahinter. Bei meinem alten Baruch ist der Pferdefuß 'rausgekommen, aber bei meinem alten Krippenstapel

iſt er nicht 'rausgekommen und wird auch nicht 'rauskommen, weil er überhaupt nicht da iſt. Meinen alten Krippenſtapel, den kenn' ich."

Koſeleger, Weltmann, wie er war, lenkte raſch ein, ſprach von Konventiklerbeſchränktheit und gab die Möglichkeit einer Intrigue zu.

„Natürlich wird es einem ſchwer, in dieſem Erdenwinkel an derlei Dinge zu glauben, denn ‚Intrigue' zählt ganz eminent zu den höheren Kulturformen. Intrigue hat hier in unſerer alten Grafſchaft, glaub' ich, noch keinen Boden. Aber andrerſeits iſt es doch freilich wahr, daß heutzutage die Verwerflichkeiten, ja ſelbſt die Verbrechen und Laſter, nicht bloß im Gefolge der Kultur auftreten, ſondern umgekehrt ihr voranſchreiten, als beklagenswerte Herolde falſcher Geſittung! Bedenken Sie, was wir neuerdings in unſern Äquatorialprovinzen erlebt haben. Die Ziviliſation iſt noch nicht da und ſchon haben wir ihre Gräuel. Man erſchauert, wenn man davon lieſt und freut ſich der kleinen und alltäglichen Verhältniſſe, drin der Wille Gottes uns gnädig ſtellte."

Nach dieſen Worten, die was von einem guten Abgang hatten, erhob ſich Koſeleger und der Alte, ſeinerſeits ſeinen Arm in den des Superintendenten einhakend, „um ſich", wie er ſagte, „auf die Kirche zu ſtützen", begleitete ſeinen Beſuch bis wieder auf die Rampe hinaus und grüßte noch mit der Hand, als der Wagen ſchon über die Bohlenbrücke fuhr. Dann wandte er ſich raſch an Engelke, der neben ihm ſtand, und ſagte:

„Engelke, ſchade, daß ich mit dir nicht wetten kann. Luſt hätt' ich. Heute kommt noch wer, du wirſt es ſehn. Eine Woche lang läßt ſich keine Katze blicken, aber wenn unſer Schickſal erſt mal 'nen Entſchluß gefaßt hat, dann kann es ſich auch wieder nicht genug thun. Man gewinnt dreimal das große Los oder man

ſtößt ſich dreimal den Kopp. Und immer an derſelben Stelle.“

* * *

Es ſchlug zwölf, als Dubslav vom Portal her wieder den Flur paſſierte. Dabei ſah er nach dem Hippenmann hinauf und zählte die Schläge. „Zwölf“, ſagte er „und um zwölf iſt alles aus und dann fängt der neue Tag an. Es giebt freilich zwei Zwölfen, und die Zwölf, die da oben jetzt ſchlägt, das is die Mittagszwölf. Aber Mittag! . . . Wo biſt du Sonne geblieben!“ All dem weiter nachhängend, wie er jetzt öfter that, kam er an ſeinen Kaminplatz und nahm eine Zeitung in die Hand. Er ſah jedoch kaum drauf hin und beſchäftigte ſich, während er zu leſen ſchien, eigentlich nur mit der Frage, „wer wohl heute noch kommen könne“, und dabei neben andren Perſonen aus ſeiner Umgebung auch an Lorenzen denkend, kam er zu dem Schlußreſultat, daß ihm Lorenzen „mit all ſeinem neuen Unſinn“ doch am Ende lieber ſei als Roſeleger mit ſeinen Heilsgütern, von denen er wohl zwei-, dreimal geſprochen hatte. „Ja, die Heilsgüter, die ſind ganz gut. Verſteht ſich. Ich werde mich nicht ſo verſündigen. Die Kirche kann was, is was, und der alte Luther, nu der war ſchon ganz gewiß was, weil er ehrlich war und für ſeine Sache ſterben wollte. Nahe dran war er. Eigentlich kommt's doch immer bloß darauf an, daß einer ſagt, ‚dafür ſterb' ich‘. Und es dann aber auch thut. Für was, is beinah' gleich. Daß man überhaupt ſo was kann, wie ſich opfern, das iſt das Große. Kirchlich mag es ja falſch ſein, was ich da ſo ſage; aber was ſie jetzt ‚ſittlich‘ nennen (und manche ſagen auch ‚ſchönheitlich‘, aber das is ein zu dolles Wort), alſo was ſie jetzt ſittlich nennen, ſo bloß auf das hin angeſehn, da is das perſönliche ſich einſetzen und für was ſterben können

und wollen doch das Höchste. Mehr kann der Mensch nich. Aber Roseleger. Der will leben."

Und während er noch so vor sich hin seinen Faden spann, war sein gutes altes Faktotum eingetreten, an das er denn auch ohne weiteres und bloß zu eignem Ergötzen die Frage richtete: „Nich wahr, Engelke?"

Der aber hörte gar nichts mehr, so sehr war er in Verwirrung, und stotterte nur aus sich heraus: „Ach Gott, gnäd'ger Herr, nu is es doch so gekommen."

„Wie? Was?"

„Die Frau Gemahlin von unserm Herrn Oberförster . . ."

„Was? Die Prinzessin?"

„Ja, die Frau Katzler, Durchlaucht."

„Alle Wetter, Engelke . . . Da haben wir's. Aber ich hab' es ja gesagt, ich wußt' es. Wie so 'n Tag anfängt, so bleibt er, so geht es weiter . . . Und wie das hier durcheinander liegt, alles wie Kraut und Rüben. Nimm die Zudecke weg, ach was Zudecke, die reine Pferdedecke; wir müssen eine andre haben. Und nimm auch die grünen Tropfen weg, daß es nicht gleich aussieht wie 'ne Krankenstube . . . Die Prinzessin . . . Aber rasch, Engelke, flink . . . Ich lasse bitten, ich lasse die Frau Oberförsterin bitten."

Dubslav rückte sich, so gut es ging, zurecht; im übrigen aber hielt er's in seinem desolaten Zustande doch für besser, in seinem Rollstuhl zu bleiben, als der Prinzessin entgegen zu gehn oder sie durch ein Sicherheben von seinem Sitz mehr oder weniger feierlich zu begrüßen. Ermyntrud paßte sich seinen Intentionen denn auch an und gab durch eine g[illegible]messene Handbewegung zu verstehen, daß sie nicht zu stören wünsche. Gleich danach legte sie den rechten Arm auf die Lehne eines nebenstehenden Stuhles und sagte: „Ich komme, Herr von

Stechlin, um nach Ihrem Befinden zu fragen; Katzler (sie nannte ihn, unter gefliſſentlichſter Vermeidung des allerdings plebejen „mein Mann", immer nur bei ſeinem Familiennamen) hat mir von Ihrem Unwohlſein erzählt und mir Empfehlungen aufgetragen. Ich hoffe, es geht beſſer."

Dubslav dankte für ſo viel Freundlichkeit und bat, das um ihn her herrſchende Übermaß von Unordnung entſchuldigen zu wollen. „Wo die weibliche Hand fehlt, fehlt alles." Er fuhr ſo noch eine Weile fort, in allerlei Worten und Wendungen, wie ſie ihm von alter Zeit her geläufig waren; eigentlich aber war er wenig bei dem, was er ſagte, ſondern hing ausſchließlich an dem halb Nonnen-, halb Heiligenbildartigen ihrer Erſcheinung, das durch einen großen, aus mattweißen Kugeln beſtehenden Halsſchmuck ſamt Elfenbeinkreuz, noch geſteigert wurde. Sie mußte jedem, auch dem Kritiſchſten, auffallen, und Dubslav, der — ſo ſehr er dagegen ankämpfte — ganz unter der Vorſtellung ihrer Prinzeſſinnenſchaft ſtand, vergaß auf Augenblicke Krankheit und Alter und fühlte ſich nur noch als Ritter ſeiner Dame. Daß ſie ſtehen blieb, war ihm im erſten Augenblicke ſtörend, bald aber war es ihm recht, weil ihm einleuchtete, daß ihr „Bild" erſt dadurch zu voller Wirkung kam. Ermyntrud ſelbſt war ſich deſſen auch voll bewußt und Frau genug, auf dieſe Vorzüge nicht ohne Not zu verzichten.

„Ich höre, daß Doktor Sponholz, den ich als Arzt ſehr ſchätzen gelernt habe, ſeine Kranken, während er in Pfäffers iſt, einem jungen Stellvertreter anvertraut hat. Junge Ärzte ſind meiſt klüger als die alten, aber doch weniger Ärzte. Man bringt außerdem dem Alter mehr Vertrauen entgegen. Alte Doktoren ſind wie Beichtiger, vor denen man ſich gern offenbart. Freilich können ſie den geiſtlichen Zuſpruch nicht voll erſetzen, der in jeder ernſtlichen Krankheit doch das

eigentlich Heilsame bleibt. Ärzte selbst — ich hab' einen Teil meiner Jugend in einem Diakonissenhause verbracht — Ärzte selbst, wenn sie ihren Beruf recht verstehn, urteilen in diesem Sinne. Sogenannte Medikamente sind und bleiben ein armer Notbehelf; alle wahre Hilfe fließt aus dem Wort. Aber freilich, das richtige Wort wird nicht überall gesprochen."

Dubslav sah etwas unruhig um sich her. Es war ganz klar, daß die Prinzessin gekommen war, seine Seele zu retten. Aber woher kam ihr die Wissenschaft, daß seine Seele dessen bedürftig sei? Das verlohnte sich doch in Erfahrung zu bringen, und so bezwang er sich denn und sagte: „Gewiß, Durchlaucht, das Wort ist die Hauptsache. Das Wort ist das Wunder; es läßt uns lachen und weinen, es erhebt uns und demütigt uns, es macht uns krank und macht uns gesund. Ja es giebt uns erst das wahre Leben hier und dort. Und dies letzte höchste Wort, das haben wir in der Bibel. Daher nehm' ich's. Und wenn ich manches Wort nicht verstehe, wie wir die Sterne nicht verstehn, so haben wir dafür die Deuter."

„Gewiß. Aber es giebt der Deuter so viele."

„Ja," lachte Dubslav, „und wer die Wahl hat, hat die Qual. Aber ich persönlich, ich habe keine Wahl. Denn genau so wie mit dem Körper, so steht es für mich auch mit der Seele. Man behilft sich mit dem, was man hat. Nehm' ich da zunächst meinen armen, elenden Leib. Da sitzt es mir hier und steigt und drückt und quält mich, und ängstigt mich, und wenn die Angst groß ist, dann nehm' ich die grünen Tropfen. Und wenn es mich immer mehr quält, dann schick' ich nach Gransee hinein, und dann kommt Sponholz. Das heißt, wenn er gerade da ist. Ja, dieser Sponholz ist auch ein Wissender und ein ‚Deuter'. Sehr wahrscheinlich, daß es klügere und bessere giebt; aber in Er-

mangelung dieſer beſſeren muß er für mich ausreichen."

Ermyntrud nickte freundlich und ſchien ihre Zuſtimmung ausdrücken zu wollen.

„Und," fuhr Dublav fort, „ich muß es wiederholen, genau ſo wie mit dem Leib, ſo auch mit der Seele. Wenn ſich meine arme Seele ängſtigt, dann nehm' ich mir Troſt und Hilfe, ſo gut ich ſie gerade finden kann. Und dabei denk' ich dann, der nächſte Troſt iſt der beſte. Den hat man am ſchnellſten, und wer ſchnell giebt, der giebt doppelt. Eigentlich muß man es lateiniſch ſagen. Ich rufe mir Sponholz, weil ich ihn, wenn benötigt, in ziemlicher Nähe habe; den andern aber, den Arzt für die Seele, den hab' ich glücklicherweiſe noch näher und brauche nicht mal nach Granſee hineinzuſchicken. Alle Worte, die von Herzen kommen, ſind gute Worte, und wenn ſie mir helfen (und ſie helfen mir), ſo frag' ich nicht viel danach, ob es ſogenannte ‚richtige' Worte ſind oder nicht."

Ermyntrud richtete ſich höher auf; ihr bis dahin verbindliches Lächeln war ſichtlich in raſchem Hinſchwinden.

„Überdies," ſo ſchloß Dubslav ſeine Bekenntnisrede, „was ſind die richtigen Worte? Wo ſind ſie?"

„Sie haben Sie, Herr von Stechlin, wenn Sie ſie haben wollen. Und Sie haben ſie nah, wenn auch nicht in Ihrer unmittelbarſten Nähe. Mich perſönlich haben dieſe Worte während ſchwerer Tage geſtützt und aufgerichtet. Ich weiß, er hat Feinde, voran im eignen Lager. Und dieſe Feinde ſprechen von ‚ſchönen Worten'. Aber ſoll ich mich einem Heilswort verſchließen, weil es ſich in Schönheit kleidet? Soll ich eine mich ſegnende Hand zurückweiſen, weil es eine weiche Hand iſt? Sie haben Sponholz genannt. Unſer Superintendent liegt wohl weit über dieſen hinaus und wenn es nicht eitel und vermeſſen wäre, würd' ich eine gnäd'ge Fügung darin

zu ſehn glauben, daß er an dieſe ſterile Küſte verſchlagen werden mußte, gerade mir eine Hilfe zu ſein. Aber, was er an mir that, kann er auch an andern thun. Er hat eben das, was zum Siege führt; wer die Seele hat, hat auch den Leib."

Unter dieſen Worten war Ermyntrud von ihrem Stuhl an Dubslav herangetreten und neigte ſich über ihn, um ihm, halb wie ſegnend, die Stirn zu küſſen. Das Elfenbeinkreuz berührte dabei ſeine Bruſt. Sie ließ es eine Weile da ruhen. Dann aber trat ſie wieder zurück, und ſich zweimal unter hoheitsvollem Gruß verneigend, verließ ſie das Zimmer. Engelke, der draußen im Flur ſtand, eilte vorauf, ihr beim Einſteigen in den kleinen Katzlerſchen Jagdwagen behilflich zu ſein.

Als Dubslav wieder allein war, nahm er das Schüreiſen, das grad' vor ihm auf dem Kaminſtein lag, und fuhr in die halb niedergebrannten Scheite. Die Flamme ſchlug auf und etliche Funken ſtoben. „Arme Durchlaucht. Es iſt doch nicht gut, wenn Prinzeſſinnen in Oberförſterhäuſer einziehn. Sie ſind dann aus ihrem Fahrwaſſer heraus und greifen nach allem möglichen, um in der ſelbſtgeſchaffenen Alltäglichkeit nicht unterzugehn. Einen beſſern Troſtſpender als Koſeleger konnte ſie freilich nicht finden; er gab ihr den Troſt, deſſen er ſelber bedürftig iſt. Im übrigen mag ſie ſich aufrichten laſſen, von wem ſie will. Der Alte auf Sansſouci, mit ſeinem ‚nach der eignen Façon ſelig werden', hat's auch darin getroffen. Gewiß. Aber wenn ich euch eure Façon laſſe, ſo laßt mir auch die meine. Wollt nicht alles beſſer wiſſen, kommt mir nicht mit Anzettelungen, erſt gegen meinen guten Krippenſtapel, der kein Wäſſerchen trübt, und nun gar gegen meinen klugen Lorenzen, der euch alle in die Taſche ſteckt. An ihn perſönlich wagen ſie ſich nicht 'ran, und da kommen ſie nun zu mir und wollen mich umſtimmen und denken, weil ich krank bin,

muß ich auch ſchwach ſein. Aber da kennen ſie den alten Stechlin ſchlecht, und er wird nun wohl ſeinen märkiſchen Dickkopf aufſetzen. Auch ſogar gegen Ippe-Büchſenſtein und die Elfenbeinkugeln, die ja ſchon der reine Roſenkranz ſind. Und es wird auch noch ſo was. Eigentlich bin ich übrigens ſelber ſchuld. Ich habe mir durch den prinzeßlichen Augenaufſchlag und die vier Kindergräber im Garten zu ſehr imponieren laſſen. Aber es fällt doch allmählich wieder ab, und ein Glück, daß ich meinen Engelke habe."

Vor Erregung war er aus ſeinem Rollſtuhl aufgeſtanden und drückte auf den Klingelknopf. „Engelke, geh zu Lorenzen und ſag ihm, ich ließ ihn bitten. Der ſoll dann aber heut auch der letzte ſein . . . Denke dir, Engelke, ſie wollen mich bekehren!"

„Aber, gnäd'ger Herr, das is ja doch das beſte."

„Gott, nu fängt der auch noch an."

Achtunddreißigstes Kapitel.

Lorenzen kam nicht; er war nach Rheinsberg, wo die Geistlichen aus dem östlichen Teil der Grafschaft eine Konferenz hatten. Aber statt Lorenzen kam Doktor Moscheles und sprach von allem möglichen, erst ganz kurz von Dubslavs Zustand, den er nicht gut und nicht schlecht fand, dann von Koseleger, von Katzler, auch von Sponholz (von dem ein Brief eingetroffen war), am ausführlichsten aber von Rechtsanwalt Katzenstein und von Torgelow. „Ja, dieser Torgelow," sagte Moscheles. „Es war ein Mißgriff, ihn zu wählen. Und wenn es noch nötig gewesen wäre, wenn die Partei keinen Besseren gehabt hätte! Aber da haben sie denn doch noch ganz andre Leute." Dubslav war davon wenig angenehm berührt, weil er aus der persönlichen Niedrigstellung Torgelows die Hochstellung der Torgelowschen Partei heraushörte.

Der Besuch hatte wohl eine halbe Stunde gedauert. Als Moscheles wieder fort war, sagte Dubslav: „Engelke, wenn er wiederkommt, so sag' ihm, ich sei nicht da. Das wird er natürlich nicht glauben; weiß er doch am besten, daß ich an mein Zimmer und meinen Rollstuhl gebunden bin. Aber trotzdem; ich mag ihn nicht. Es war eine Dummheit von Sponholz, sich grade diesen auszusuchen, solchen Allerneuesten, der nach Sozialdemokratie schmeckt und dabei seinen Stock so sonderbar

anfaßt, immer grad' in der Mitte. Und dazu auch noch 'nen roten Schlips."

„Es sind aber schwarze Käfer drin."

„Ja, die sind drin, aber ganz kleine. Das machen sie so, damit es nicht jeder gleich merkt, wes Geistes Kind so einer ist, und wohin er eigentlich gehört. Aber ich merk' es doch, auch wenn er an Kaiser Wilhelms Geburtstag mit 'ner papiernen Kornblume kommt. Also du sagst ihm, ich sei nicht da."

Engelke widersprach nicht, hatte jedoch so seine Gedanken dabei. „Der alte Doktor ist weg und den neuen will er nicht. Un den aus Wutz will er auch nich, weil der so viel mit der Domina zusammenhockt. Un dabei kommt er doch immer mehr 'runter. Er denkt: ‚Es is noch nich so schlimm.' Aber es is schlimm. Is genau so wie mit Bäcker Knaack. Un Kluckhuhn sagte mir schon vorige Woche: ‚Engelke, glaube mir, es wird nichts; ich weiß Bescheid.'"

* * *

Das war am Montag. Am Freitag fuhr Moscheles wieder vor und verfärbte sich, als Engelke sagte, ‚der gnäd'ge Herr sei nicht da'.

„So, so. Nicht da."

Das war doch etwas stark. Moscheles stieg also wieder auf seinen Wagen und bestärkte sich, während er nach Gransee zurückfuhr, in seinen durchaus ablehnenden Anschauungen über den derzeitigen Gesellschaftszustand. „Einer ist wie der andre. Was wir brauchen, is ein Generalkladderadatsch, Krach, tabula rasa." Zugleich war er entschlossen, von einem erneuten Krankenbesuch abzustehen. „Der gnäd'ge Herr auf, von und zu Stechlin kann mich ja rufen lassen, wenn er mich braucht. Hoffentlich unterläßt er's."

Dieſer Wunſch erfüllte ſich denn auch. Dubslav ließ ihn nicht rufen, wiewohl guter Grund dazu geweſen wäre, denn die Beſchwerden wuchſen plötzlich wieder, und wenn ſie zeitweilig nachließen, waren die geſchwollenen Füße ſofort wieder da. Engelke ſah das alles mit Sorge. Was blieb ihm noch vom Leben, wenn er ſeinen gnäd'gen Herrn nicht mehr hatte? Jeder im Haus mißbilligte des Alten Eigenſinn, und Martin, als er eines Tages vom Stall her in die nebenan gelegene niedrige Stube trat, wo ſeine Frau Kartoffeln ſchälte, ſagte zu dieſer: „Ick weet nich, Mutter, worüm he den jungſchen Dokter rutgrulen dâd. De Jungſche is doch klöger, as de olle Sponholz is. Doa möt man blot de Globſower über Sponholzen hüren. ‚Joa, oll Sponholz', ſo ſeggen ſe, ‚de is joa ſo wiet ganz good, awers he ſeggt man ümmer: Kinnings, krank is he egentlich nich, he brukt man blot 'ne Supp' mit en beten wat in!' Joa, Sponholz, de kann ſo wat ſeggen, de hett wat dato. Awers de Globſower! Wo ſalln de 'ne Supp' herkregen mit en beten wat in?"

So verging Tag um Tag, und Dubslav, dem herzlich ſchlecht war, ſah nun ſelber, daß er ſich in jedem Punkt übereilt hatte. Moſcheles war doch immerhin ein richtiger Stellvertreter geweſen, und wenn er jetzt einen andern nahm, ſo traf das Sponholzen auch mit. Und das mocht' er nicht. In dieſer Notlage ſann er hin und her, und eines Tages, als er mal wieder in rechter Bedrängnis und Atemnot war, rief er Engelke und ſagte: „Engelke, mir is ſchlecht. Aber rede mir nich von dem Doktor. Ich mag unrecht haben, aber ich will ihn nicht. Sage, wie ſteht das eigentlich mit der Buſchen? Die ſoll ja doch letzten Herbſt unſ' Koſſät Rohrbeckens Frau wieder auf die Beine gebracht haben."

„Ja, die Buſchen . . ."

„Na, was meinſt du?"

„Ja, die Buſchen, die weiß Beſcheid. Verſteht ſich. Man bloß, daß ſie 'ne richtige alte Hexe is, und um Walpurgis weiß keiner, wo ſie is. Und die Mächens gehen Sonnabends auch immer hin, wenn's ſchummert, und Uncke hat auch ſchon welche notiert und beim Landrath Anzeige gemacht. Aber ſie ſtreiten alle Stein und Bein; und ein paar haben auch ſchon geſchworen, ſie wüßten von gar nichts."

„Kann ich mir denken und vielleicht war's auch nich ſo ſchlimm. Und dann, Engelke, wenn du meinſt, daß ſie ſo gut Beſcheid weiß, da wär's am Ende das beſte, du gingſt mal hin oder ſchickteſt wen. Denn deine alten Beine wollen auch nich mehr ſo recht, und außerdem is Schlackerwetter. Und wenn du mir auch noch krank wirſt, ſo hab' ich ja keine Katze mehr, die ſich um mich kümmert. Woldemar is weit weg. Und wenn er auch in Berlin wäre, da hat er ja doch ſeinen Dienſt und ſeine Schwadron und kann nich den ganzen Tag bei ſeinem alten Vater ſitzen. Und außerdem, Krankenpflegen iſt überhaupt was Schweres; darum haben die Katholiken auch 'nen eignen Segen dafür. Ja, die verſtehn es. So was verſtehn ſie beſſer als wir."

„Nei, gnäd'ger Herr, beſſer doch wohl nich."

„Na, laſſen wir's. So was is immer ſchwer feſtzuſtellen, und weil heutzutage ſo vieles ſchwer feſtzuſtellen iſt, haben ſich ja die Menſchen auch das angeſchafft, was ſie 'ne ‚Enquete' nennen. Keiner kann ſich freilich ſo recht was dabei denken. Ich gewiß nicht. Weißt du, was es iſt?"

„Nei, gnäd'ger Herr."

„Siehſt du! Du biſt eben ein vernünftiger Menſch, das merkt man gleich, und haſt auch ein Einſehn davon, daß es eigentlich am beſten wäre, wenn ich zu der Buſchen ſchicke. Was die Leute von ihr reden, geht

mich nichts an. Und dann bin ich auch kein Mächen. Und Uncke wird mich ja wohl nicht aufschreiben."

Engelke lächelte: „Na, gnäd'ger Herr, dann werd' ich man unten mit unse' Mamsell Pritzbur sprechen; die kann denn die lütte Marie 'rausschicken. Marieken is letzten Michaelis erst eingesegnet, aber sie war auch schon da."

* * *

Noch an demselben Nachmittag erschien die Buschen im Herrenhause. Sie hatte sich für den Besuch etwas zurecht gemacht und trug ihre besten Kleider, auch ein neues schwarzes Kopftuch. Aber man konnte nicht sagen, daß sie dadurch gewonnen hätte. Fast im Gegenteil. Wenn sie so mit 'nem Sack über die Schulter oder mit 'ner Kiepe voll Reisig aus dem Walde kam, sah man nichts als ein altes, armes Weib; jetzt aber, wo sie bei dem alten Herrn eintrat und nicht recht wußte, warum man sie gerufen, sah man ihr die Verschlagenheit an, und daß sie für all und jedes zu haben sei.

Sie blieb an der Thür stehen.

„Na, Buschen, kommt man 'ran oder stellt Euch da ans Fenster, daß ich Euch besser sehn kann. Es ist ja schon ganz schummrig."

Sie nickte.

„Ja, mit mir is nich mehr viel los, Buschen. Und nu is auch noch Sponholz weg. Und den neuen Berlinschen, den mag ich nicht. Ihr sollt ja Kossät Rohrbeckens Frau damals wieder auf die Beine gebracht haben. Mit mir is es auch so was. Habt Ihr Courage, mich in die Kur zu nehmen? Ich zeig' Euch nicht an. Wenn einem einer hilft, is das andre alles gleich. Also nichts davon. Und es soll Euer Schaden nicht sein."

„Ick weet joa, gnäd'ger Herr . . . Se wihren joa

nich. Un denn de Lüd', de denken ümmer, ick kann hexen un all so wat. Ick kann awer joar nix un hebb man blot en beten Liebstöckel un Wacholder un Allermannsharnisch. Un alles blot, wie't sinn muß. Un de Gerichten können mi nix dohn."

„Is mir lieb. Und geht mich übrigens auch nichts an. Mit so was komm' ich Euch nich. Kann ‚Gerichte' selber nich gut leiden. Und nu sagt mir, Buschen, wollt' Ihr den Fuß sehn? Einer is genug. Der andre sieht ebenso aus. Oder doch beinah'."

„Nei, jnäd'ger Herr. Loaten's man. Ick weet joa, wi dat is. Ihrst sitt et hier up de Bost, un denn sackt et sich, un denn sitt et hier unnen. Un is all een un dat sülwige. Dat möt allens 'rut, un wenn et 'rut is, denn drückt et nich mihr, un denn künnen Se wedder gapsen."

„Gut. Leuchtet mir ein. ‚Et muß 'rut', sagt Ihr. Und das sag' ich auch. Aber womit wollt Ihr's ‚'rutbringen'? Das is die Sache. Welche Mittel, welche Wege?"

„Joa, de Mittel hebb ick. Un hebben wi ihrst de Mittel, denn finnen sich ook de Weg'. Ick schick' hüt noch Agnessen mit twee Tüten; Agnes, dat is Karlinen ehr lütt Deern."

„Ich weiß, ich weiß."

„Un Agnes, de sall denn unnen in de Küch' goahn, to Mamsell Pritzbur, un de Pritzburn de sall denn den Thee moaken för'n jnäd'gen Herrn. Morgens ut de witte Tüt', un abens ut de blue Tüt'. Un ümmer man 'nen gestrichnen Eßlöffel vull un nich to veel Woater; awers bullern möt et. Und wenn de Tüten all sinn, denn is et 'rut. Dat Woater nimmt dat Woater weg."

„Na gut, Buschen. Wir wollen das alles so machen. Und ich bin nicht bloß ein geduldiger Kranker, ich bin

auch ein gehorsamer Kranker. Nun will ich aber bloß noch wissen, was Ihr mir da in Euern Tüten schicken wollt, in der weißen und in der blauen. Is doch kein Geheimnis?"

„Nei, jnäd'ger Herr."

„Na also."

„In de witte Tüt' is Bärlapp un in de blue Tüt' is, wat de Lüd' hier Katzenpoot nennen."

„Versteh', Versteh'," lächelte Dubslav, und dann sprach er wie zu sich selbst: „Nu ja, nu ja, das kann schon helfen. Dazwischen liegt eigentlich die ganze Weltgeschichte. Mit Bärlapp zum Einstreuen fängt die süße Gewohnheit des Daseins an und mit Katzenpfötchen hört es auf. So verläuft es. Katzenpfötchen . . . die gelben Blumen, draus sie die letzten Kränze machen . . . Na, wir wollen sehn."

* * *

An demselben Abend kam Agnes und brachte die beiden Tüten, und es geschah, was beinah' über alles Erwarten hinaus lag: es wurde wirklich besser. Die Geschwulst schwand, und Dubslav atmete leichter. „Dat Woater nimmt dat Woater", an diesem Hexenspruch, — den er, wenn er mit Engelke plauderte, gern citierte, — richteten sich seine Hoffnungen und seine Lebensgeister wieder auf. Er war auch wieder für Bewegung und ließ, wenn es das Wetter irgendwie gestattete, seinen Rollstuhl nicht bloß auf die Veranda hinausschieben, sondern fuhr auch um das Rundell herum und sah dem kleinen Springbrunnen zu, der wieder sprang. Ja, es kam ihm vor, als ob er höher spränge. „Findest du nich auch, Engelke? Vor vier Wochen wollt' er nich. Aber es geht jetzt wieder. Alles geht wieder, und es ist eigentlich dumm, ohne Hoffnung zu leben; wozu hat man sie denn?"

Engelke nickte bloß und legte die Zeitungen, die gekommen waren, auf einen neben dem Frühstückstisch stehenden Gartenstuhl, zu unterst die „Kreuzzeitung" als Fundament, auf diese dann die „Post" und zuletzt die Briefe. Die meisten waren offen, Anzeigen und Anpreisungen, nur einer war geschlossen, ja sogar gesiegelt. Poststempel: Berlin. „Gieb mir mal das Papiermesser, daß ich ihn manierlich aufschneiden kann. Er sieht nach was aus, und die Handschrift is wie von 'ner Dame, bloß ein bißchen zu dicke Grundstriche."

„Is am Ende von der Gräfin."

„Engelke," sagte Dubslav, „du wirst mir zu klug. Natürlich is er von der Gräfin. Hier is ja die Krone."

Wirklich es war ein Brief von Melusine, samt einer Einlage. Melusinens Zeilen aber lauteten am Schluß: „Und nun bitt' ich, Ihnen einen Brief beilegen zu dürfen, den unsre liebe Baronin Berchtesgaden gestern aus Rom erhalten hat und zwar von Armgard, deren volles Glück ich aus diesem Brief und allerhand kleinen, ihrem Charakter eigentlich fernliegenden Übermütigkeiten erst so recht ersehn habe."

Dubslav nickte. Dann nahm er die Einlage und las:

„Rom, im März.

Teuerste Baronin!

An wen könnt' ich von hier aus lieber schreiben als an Sie? Vatikan und Lateran und Grabmal Pio Nonos, und wenn ich Glück habe, bin ich auch noch mit dabei, wenn am Gründonnerstage der große Segen gespendet wird. Man muß eben alles mitnehmen. Von Rom zu schwärmen ist geschmacklos und überflüssig dazu, weil man an die Schwärmerei seiner Vorgänger doch nie heranreicht. Aber von unserer

Reise will ich Ihnen statt dessen erzählen. Wir nahmen den Weg über den Brenner und waren am selben Abend noch in Verona. ‚Torre di Londra'. Was mich andern Tags in der Capuletti- und Montecchi-Stadt am meisten interessierte, war ein großer Parkgarten, der ‚Giardino Giusti', mit über zweihundert Cypressen, alle fünfhundert Jahre alt und viele beinah' so hoch wie das Berliner Schloß. Ich ging mit Woldemar auf und ab, und dabei berechneten wir uns, ob wohl die schöne Julia hier auch schon auf und ab gegangen sei? Nur eins störte uns. Zu solcher Prachtavenue von Trauerbäumen gehört als Abschluß notwendig ein Mausoleum. Das fehlt aber. Im ‚Giardino Giusti' trafen wir Hauptmann von Gaza vom ersten Garderegiment, der, von Neapel kommend, bereits alle Schönheit Italiens gesehen hatte. Wir fragten ihn, ob Verona, wie einem beständig versichert wird, wirklich die ‚italienischste der italienischen Städt' sei? Hauptmann von Gaza lachte. ‚Von Potsdam', so meinte er, ‚könne man vielleicht sagen, daß es die preußischste Stadt sei. Aber Verona die italienischste? Nie und nimmer.'

„Über das vielgefeierte Venedig an dieser Stelle nur das eine. Unser Hotel lag in Nähe einer mit Barok überladenen Kirche: San Moisé. Daß es einen Sankt Moses giebt, war mir fremd und verwunderlich zugleich. Aber gleich danach dacht ich an unsere Gendarmentürme und war beruhigt. Moses geht doch immer noch vor Gendarm."

„Florenz überspring' ich und erzähle Ihnen dafür lieber vom Trasimenischen See, den wir auf unserer Eisenbahnfahrt passierten. Woldemar, ein ganz klein wenig „Taschen-Moltke", mochte nicht darauf verzichten, den großen Hannibal auf Herz und Nieren zu prüfen, und so stiegen wir denn in Nähe des

Sees aus, an einer kleinen Station, die, glaub' ich, Borghetto-Tuoro heißt. Es war auch für einen Laien über Erwarten interessant, und selbst ich, die ich sonst gar keinen Sinn für derlei Dinge habe, verstand alles, und fand mich leicht in jeglichem zurecht. Ja, ich hatte das Gefühl, daß ich in diesem hochgelegenen Engpaß ebenfalls über die Römer gesiegt haben würde. Der See hat viele Zu- und Abflüsse. Einer dieser Abflüsse (mehr Kanal als ‚Fluß') nennt sich der ‚Emissarius', was mich sehr erheiterte. Noch interessanter aber erschien mir ein anderer Flußlauf, der, weil er am Schlachttage von Blut sich rötete, der ‚Sanguinetto' heißt. Das Diminutiv steigert hier ganz entschieden die Wirkung. Der See ist übrigens sehr groß, zehn Meilen Umfang, und dabei flach, weshalb der erste Napoleon ihn auspumpen lassen wollte. Da hätte sich dann ein neues Herzogtum gründen lassen . . ."

„Schau, Schau," sagte der alte Dubslav, „wer der blassen Comtesse das zugetraut hätte! Ja, reisen und in den Krieg ziehen, da lernt man, da wird man anders."

Und er legte den Brief beiseite.

Zugleich aber war ein stilles Behagen über ihn gekommen und er überdachte, wie manche Freude das Leben doch immer noch habe. Vor ihm, in den Parkbäumen, schlugen die Vögel, und ein Buchfink kam bis auf den Tisch und sah ihn an, ganz ohne Scheu. Das that ihm ungemein wohl. „Etwas ganz besonders Schönes im Leben ist doch das Vertrauen, und wenn's auch bloß ein Piepvogel is, der's einem entgegenbringt. Einige haben eine schwarze Milz und sagen: alles sei von Anfang an auf Mord und Totschlag gestellt. Ich kann es aber nicht finden."

Engelke kam, um abzuräumen. „Is ein schöner Tag heut," sagte Dubslav, „und die Krokusse kommen

auch schon 'raus. Eigentlich hab' ich nich geglaubt, daß ich so was Hübsches noch mal sehn würde. Und wenn ich dann denke, daß ich das alles der Buschen verdanke! Merkwürdige Welt! Sponholz hatte bloß immer seine grünen Tropfen, und Moscheles hatte nichts als seinen ewigen Torgelow, und nu kommt die Buschen und mit einem Mal is es besser. Ja, wirklich merkwürdig. Und nu krieg' ich auch noch, wenn auch bloß leihweise, solchen hübschen Brief von einer hübschen jungen Frau. Noch dazu Schwiegertochter. Ja, Engelke, so geht's; nich zu glauben. Und da hättest du vorhin den Buchfinken sehen sollen, wie mich der ansah. Bloß als du kamst, da flog er weg; er muß sich vor dir gegrault haben.

„Ach, gnäd'ger Herr, vor mir grault sich keine Kreatur."

„Will dir's glauben. Und du sollst sehn, heute haben wir 'nen guten Tag, und es kommt auch noch wer, an dem man sich freuen kann. Wie mir schlecht war, da kam Koseleger und die Prinzessin Aber heute kam ein Buchfink. Und ich bin ganz sicher, der hat noch ein Gefolge."

* * *

Dubslavs Ahnungen behielten recht; und als der Nachmittag da war, kam Lorenzen, der sich, seitdem der Alte seinen Katzenpfötchenthee trank, nur selten und immer bloß flüchtig hatte sehen lassen. Aber das war rein zufällig und sollte nicht eine Mißbilligung darüber ausdrücken, daß sich der Alte bei der Buschen in die Kur gegeben.

„Nun endlich," empfing ihn Dubslav, als Lorenzen eintrat. „Wo bleiben Sie? Da heißt es immer, wir Junker waren kleine Könige. Ja, wer's glaubt! Alle kleinen Könige haben ein Cortege, das sich in Huldigungen

und Purzelbäumen überschlägt. Aber von solchem Gefolge habe ich noch nicht viel gesehen. Baruch ist freilich hier gewesen und dann Koseleger und dann die Prinzessin, aber der, der so halb ex officio kommen sollte, der kommt nicht und schickt höchstens mal die Kulicke oder die Elfriede mit 'ner Anfrage. Sterben und verderben kann man. Und das heißt dann Seelsorge."

Lorenzen lächelte. „Herr von Stechlin, Ihre Seele macht mir, trotz dieser meiner Vernachlässigung keine Sorge, denn sie zählt zu denen, die jeder Spezialempfehlung entbehren können. Lassen Sie mich sehr menschlich, ja für einen Pfarrer beinah lästerlich sprechen. Aber ich muß es. Ich lebe nämlich der Überzeugung, der liebe Gott, wenn es mal so weit ist, freut sich, Sie wiederzusehen. Ich sage, wenn es so weit ist. Aber es ist noch nicht so weit."

„Ich weiß nicht, Lorenzen, ob Sie recht haben. Jedenfalls aber befind' ich mich in meinem derzeitig erträglichen Zustande nur mit Hilfe der Buschen, und ob mich das nach obenhin besonders empfehlen kann, ist mir zweifelhaft. Aber lassen wir die heikle Frage. Erzählen Sie mir lieber etwas recht Hübsches und Heiteres, auch wenn es nebenher etwas ganz Altes ist, etwa das, was man früher Miscellen nannte. Das ist mir immer das liebste gewesen und ist es noch. Was ich da so in den Zeitungen lese, voran das Politische, das weiß ich schon immer alles, und was ich von Ergelke höre, das weiß ich auch. Beiläufig — natürlich nur vom alleregoistischsten Zeitungsleserstandpunkt aus — ein wahres Glück, daß es Unglücksfälle giebt, sonst hätte man von der Zeitungslektüre so gut wie gar nichts. Aber Sie, Sie lesen auch sonst noch allerlei, mitunter sogar Gutes (freilich nur selten), und haben ein wundervolles Gedächtnis für Räubergeschichten und Anekdoten aus allen fünf Weltteilen. Außerdem sind Sie Friederikus-Rex-

Mann, was ich Ihnen eigentlich am höchsten anrechne, denn die Friederikus-Rex-Leute, die haben alle Herz und Verstand auf dem rechten Fleck. Also suchen Sie nach irgend was der Art, nach einer alten Zieten- oder Blücheranekdote, kann meinetwegen auch Wrangel sein — ich bin dankbar für alles. Je schlechter es einem geht je schöner kommt einem so was kavalleristisch Frisches und Übermütiges vor. Ich spiele mich persönlich nicht auf Heldentum aus, Renommieren ist ein elendes Handwerk; aber das darf ich sagen: ich liebe das Heldische. Und Gott sei Dank kommt dergleichen immer noch vor."

„Gewiß kommt so was immer noch vor. Aber, Herr von Stechlin, all dies Heldische . . ."

„Nun aber Lorenzen, Sie werden doch nicht gegen das Heldische sein? So weit sind Sie doch noch nicht! Und wenn es wäre, da würd' ich ernstlich böse."

„Das läßt Ihre Güte nicht zu."

„Sie wollen mich einfangen. Aber diesmal glückt es nicht. Was haben Sie gegen das Heldische?"

„Nichts, Herr von Stechlin, gar nichts. Im Gegenteil. Heldentum ist gut und groß. Und unter Umständen ist es das allergrößte. Lasse mir also den Heroenkultus durchaus gefallen, das heißt, den echten und rechten. Aber was sie da von mir hören wollen, das ist, Verzeihung für das Wort, ein Heldentum zweiter Güte. Mein Heldentum — soll heißen, was ich für Heldentum halte — das ist nicht auf dem Schlachtfelde zu Hause, das hat keine Zeugen oder doch immer nur solche, die mit zu Grunde gehn. Alles vollzieht sich stumm, einsam, weltabgewandt. Wenigstens als Regel. Aber freilich, wenn die Welt dann ausnahmsweise davon hört, dann horch' ich mit auf, und mit gespitzterem Ohr, wie ein Kavalleriepferd, das die Trompete hört."

„Gut. Meinetwegen. Aber Beispiele."

„Kann ich geben. Da ſind zunächſt die fanatiſchen Erfinder, die nicht ablaſſen von ihrem Ziel, unbekümmert darum, ob ein Blitz ſie niederſchlägt oder eine Exploſion ſie in die Luft ſchleudert; da ſind des weiteren die großen Kletterer und Steiger, ſei's in die Höh', ſei's in die Tiefe, da ſind zum dritten, die, die den Meeresgrund abſuchen wie 'ne Wieſe, und da ſind endlich die Welteilbdurchquerer und die Nordpolfahrer."

„Ach, der ewige Nanſen. Nanſen, der, weil er die diesſeits verlorene Hoſe jenſeits in Grönland wiederfand, auf den Gedanken kam: ‚Was die Hoſe kann, kann ich auch.' Und daraufhin fuhr er über den Pol. Oder wollte wenigſtens."

Lorenzen nickte.

„Nun ja, das war klug gedacht. Und daß dieſer Nanſen ſich an die Sache 'ran machte, das reſpektier' ich, auch wenn ſchließlich nichts draus wurde. Bleibt immer noch ein Bravourſtück. Gewiß, da ſitzt nu ſo wer im Eiſe, ſieht nichts, hört nichts, und wenn wer kommt, iſt es höchſtens ein Eisbär. Indeſſen, er freut ſich doch, weil es wenigſtens was Lebendiges iſt. Ich darf ſagen, ich hab' einen Sinn für dergleichen. Aber trotzdem, Lorenzen, die Garde bei St. Privat iſt doch mehr."

„Ich weiß nicht, Herr von Stechlin. Echtes Heldentum, oder um's noch einmal einzuſchränken, ein ſolches, das mich perſönlich hinreißen ſoll, ſteht immer im Dienſt einer Eigenidee, eines allereigenſten Entſchluſſes. Auch dann noch (ja mitunter dann erſt recht), wenn dieſer Entſchluß ſchon das Verbrechen ſtreift. Oder, was faſt noch ſchlimmer, das Häßliche. Kennen Sie den Cooperſchen ‚Spy'? Da haben Sie den Spion als Helden. Mit andern Worten, ein Niedrigſtes als Höchſtes. Die Geſinnung entſcheidet. Das ſteht mir feſt. Aber es giebt der Beiſpiele noch andere, noch beſſere!"

„Da bin ich neugierig," ſagte Dubslav. „Alſo wenn's ſein kann: Name."

„Name: Greeley, Leutnant Greeley; Yankee pur sang. Und im übrigen auch einer aus der Nordpolfahrergruppe.“

„Will alſo ſagen: Nanſen der Zweite.“

„Nein, nicht der Zweite. Was er that, war viele Jahre vor Nanſen.“

„Und er kam höher hinauf? Weiter nach dem Pol zu. Oder waren ſeine Eisbär-Rencontres von noch ernſthafterer Natur?“

„All das würde mir nicht viel beſagen. Das herkömmlich Heldiſche fehlt in ſeiner Geſchichte völlig. Was an ſeine Stelle tritt, iſt ein ganz andres. Aber dies andre, das gerade macht es.“

„Und das war?“

„Nun denn, — ich erzähle nach dem Gedächtnis und im Einzelnen und Nebenſächlichen irr' ich vielleicht .. Aber in der Hauptſache ſtimmt es ... Alſo zuletzt, nach langer Irrfahrt, waren's noch ihrer fünf: Greeley ſelbſt und vier ſeiner Leute. Das Schiff hatten ſie verlaſſen, und ſo zogen ſie hin über Eis und Schnee. Sie wußten den Weg, ſoweit ſich da von Weg ſprechen läßt, und die Sorge war nur, ob das bißchen Proviant, das ſie mit ſich führten, Schiffszwieback und geſalzenes Fleiſch, bis an die nächſte menſchenbewohnte Stelle reichen würde. Jedem war ein höchſtes und doch zugleich auch wieder geringſtes Maß als tägliche Proviſion zubewilligt, und wenn man dies Maß einhielt und kein Zwiſchenfall kam, ſo mußt' es reichen. Und einer, der noch am meiſten bei Kräften war, ſchleppte den geſamten Proviant. Das ging ſo durch Tage. Da nahm Leutnant Greeley wahr, daß der Proviant ſchneller hinſchmolz als berechnet, und nahm auch wahr, daß der Proviantträger ſelbſt, wenn er ſich nicht beobachtet glaubte, von den Rationen nahm. Das war eine ſchreckliche Wahrnehmung. Denn ging es ſo fort, ſo waren ſie ſamt und ſonders ver-

loren. Da nahm Greeley die drei andern beiſeit und beriet mit ihnen. Eine Möglichkeit gewöhnlicher Beſtrafung gab es nicht, und auf einen Kampf ſich einzulaſſen, ging auch nicht. Sie hatten dazu die Kräfte nicht mehr. Und ſo hieß es denn zuletzt, und es war Greeley der es ſagte: ‚Wir müſſen ihn hinterrücks erſchießen.‘ Und als ſie bald nach dieſer Kriegsgerichtsſcene wieder aufbrachen, der heimlich Verurtheilte vorn an der Tete, trat Greeley von hintenher an ihn heran und ſchoß ihn nieder. Und die That war nicht umſonſt gethan; ihre Rationen reichten aus, und an dem Tage, wo ſie den letzten Biſſen verzehrten, kamen ſie bis an eine Station.“

„Und was wurde weiter?“

„Ich weiß nicht mehr, ob Greeley ſelbſt bei ſeiner Rückkehr nach New-York als Ankläger gegen ſich auftrat; aber das weiß ich, daß es zu einer großen Verhandlung kam.“

„Und in dieſer . . .“

„. . . In dieſer wurd' er freigeſprochen und im Triumph nach Hauſe getragen.“

„Und Sie ſind einverſtanden damit?“

„Mehr; ich bin voll Bewunderung. Greeley, ſtatt zu thun, was er that, hätte zu den Gefährten ſagen können: ‚Unſer Exempel wird falſch, und wir gehen an des einen Schuld zu Grunde; töten mag ich ihn nicht, — ſterben wir alſo alle.‘ Für ſeine Perſon hätt' er ſo ſprechen und handeln können. Aber es handelte ſich nicht bloß um ihn; er hatte die Führer- und die Befehlshaberrolle, zugleich die Richter-Pflicht und hatte die Majorität von drei gegen eine Minorität von einem zu ſchützen. Was dieſer eine gethan, an und für ſich ein Nichts, war unter den Umſtänden, unter denen es geſchah, ein fluchwürdiges Verbrechen. Und ſo nahm er denn gegen die geſchehene ſchwere That die ſchwere Gegenthat auf ſich. In ſolchem Augenblicke richtig fühlen und in der Über-

zeugung des Richtigen fest und unbeirrt ein furchtbares Etwas thun, ein Etwas, das, aus seinem Zusammenhange gerissen, allem göttlichen Gebot, allem Gesetz und aller Ehre widerspricht, das imponiert mir ganz ungeheuer und ist in meinen Augen der wirkliche, der wahre Mut. Schmach und Schimpf, oder doch der Vorwurf des Schimpflichen, haben sich von jeher an alles Höchste geknüpft. Der Bataillonsmut, der Mut in der Masse (bei allem Respekt davor), ist nur ein Herdenmut."

Dubslav sah vor sich hin. Er war augenscheinlich in einem Schwankezustand. Dann aber nahm er die Hand Lorenzens und sagte: „Sie sollen recht haben."

Neununddreißigstes Kapitel.

Dubslav hatte nach Lorenzens Besuch eine gute Nacht. „Wenn man mal so was andres hört, wird einem gleich besser.“ Aber auch der Katzenpfötchenthee fuhr fort, seine Wirkung zu thun, und was dem Kranken am meisten half, war, daß er die grünen Tropfen fortließ.

„Hör, Engelke, am Ende wird es noch mal was. Wie gefallen dir meine Beine? Wenn ich drücke, keine Kute mehr.“

„Gewiß, gnäd'ger Herr, es wird nu wieder, un das macht alles der Thee. Ja, die Buschen versteht es, das hab' ich immer gesagt. Und gestern abend, als Lorenzen hier war, war auch lütt Agnes hier un hat unten in der Küche gefragt, ‚wie's denn eigentlich mit dem gnädigen Herrn stünn'? Und die Mamsell hat ihr gesagt, ‚es stünde gut'.“

„Na, das is recht, daß die Alte, wie 'n richtiger Doktor, sich um einen kümmert und von allem wissen' will. Und daß sie nicht selber kommt, ist noch besser. So 'n bißchen schlecht Gewissen hat sie doch woll. Ich glaube, daß sie viel auf 'm Kerbholz hat, und daß die Karline so is, wie sie is, daran is doch auch bloß die Alte schuld. Und das Kind wird vielleicht auch noch so; sie dreht sich schon wie 'ne Puppe, und dazu das lange blonde Zoddelhaar. Ich muß dabei immer an

Bellchen denken, — weißt du noch, als die gnäd'ge Frau noch lebte. Bellchen hatte auch solche Haare. Und war auch der Liebling. Solche sind immer Liebling. Krippenstapel, hör' ich, soll sie auch in der Schule verwöhnen. Wenn die andern ihn noch anglotzen, dann schießt sie schon los. Es ist ein kluges Ding."

„Engelke bestätigte, was Dubslav sagte, und ging dann nach unten, um dem gnäd'gen Herrn sein zweites Frühstück zu holen: ein weiches Ei und eine Tasse Fleischbrühe. Als er aber aus dem Gartenzimmer auf den großen Hausflur hinaustrat, sah er, daß ein Wagen vorgefahren war, und statt in die Küche zu gehen, ging er doch lieber gleich zu seinem Herrn zurück, um mit verlegenem Gesicht zu melden, daß das gnäd'ge Fräulein da sei.

„Wie? Meine Schwester?"

„Ja, das gnäd'ge Frölen."

„I, da soll doch gleich 'ne alte Wand wackeln," sagte Dubslav, der einen ehrlichen Schreck gekriegt hatte, weil er sicher war, daß es jetzt mit Ruh' und Frieden auf Tage, vielleicht auf Wochen, vorbei sei. Denn Adelheid mit ihren sechsundsiebzig setzte sich nicht gern auf eine Kleinigkeit hin in Bewegung, und wenn sie die beinahe vier Meilen von Kloster Wutz her herüberkam, so war das kein Nachmittagsbesuch, sondern Einquartierung. Er fühlte, daß sich sein ganzer Zustand mit einem Male wieder verschlechterte, und daß eine halbe Atemnot im Nu wieder da war.

Er hatte aber nicht lange Zeit, sich damit zu beschäftigen, denn Engelke öffnete bereits die Thür, und Adelheid kam auf ihn zu. „Tag, Dubslav. Ich muß doch mal sehn. Unser Rentmeister Fix ist vorgestern hier in Stechlin gewesen und hat dabei von deinem letzten Unwohlsein gehört. Und daher weiß ich es. Eh'

du persönlich deine Schwester so was wissen läßt oder einen Boten schickst . . ."

„Da muß ich schon tot sein," ergänzte der alte Stechlin und lachte. „Nun, laß es gut sein, Adelheid, mach dir's bequem und rücke den Stuhl da heran."

„Den Stuhl da? Aber, Dubslav, was du dir nur denkst! Das ist ja ein Großvaterstuhl oder doch beinah'." Und dabei nahm sie statt dessen einen kleinen, leichten Rohrsessel und ließ sich drauf nieder. „Ich komme doch nicht zu dir, um mich hier in einen großen Polsterstuhl mit Backen zu setzen. Ich will meinen lieben Kranken pflegen, aber ich will nicht selber eine Kranke sein. Wenn es so mit mir stünde, wär' ich zu Hause geblieben. Du rechnest immer, daß ich zehn Jahre älter bin als du. Nun ja, ich bin zehn Jahre älter. Aber was sind die Jahre? Die Wutzer Luft ist gesund, und wenn ich die Grabsteine bei uns lese, unter achtzig ist da beinah' keine von uns abgegangen. Du wirst erst siebenundsechzig. Aber ich glaube, du hast dein Leben nicht richtig angelegt, ich meine deine Jugend, als du noch in Brandenburg warst. Und von Brandenburg immer 'rüber nach Berlin. Na, das kennt man. Ich habe neulich was Statistisches gelesen."

„Damen dürfen nie Statistisches lesen," sagte Dubslav, „es ist entweder zu langweilig oder zu interessant, — und das ist dann noch schlimmer. Aber nun klingle (verzeih, mir wird das Aufstehn so schwer), daß uns Engelke das Frühstück bringt; du kommst à la fortune du pot und mußt fürlieb nehmen. Mein Trost ist, daß du drei Stunden unterwegs gewesen. Hunger ist der beste Koch."

Beim Frühstück, das bald danach aufgetragen wurde — die Jahreszeit gestattete, daß auch eine Schale mit Kiebitzeiern aufgesetzt werden konnte — verbesserte sich

die Stimmung ein wenig; Dubslav ergab sich in sein Schicksal, und Adelheid wurde weniger herbe.

„Wo hast du nur die Kiebitzeier her?“ sagte sie. „Das ist was Neues. Als ich noch hier lebte, hatten wir keine.“

„Ja, die Kiebitze haben sich seit kurzem hier eingefunden, an unserm Stechlin, da, wo die Binsen stehn; aber bloß auf der Globsower Seite. Nach der andern Seite hin wollen sie nicht. Ich habe mir gedacht, es sei vielleicht ein Fingerzeig, daß ich nun auch welche nach Friedrichsruh schicken soll. Aber das geht nicht; dann gelt' ich am Ende gleich für eingeschworen, und Uncke notiert mich. Wer dreimal Kiebitzeier schickt, kommt ins schwarze Buch. Und das kann ich schon Woldemars wegen nicht.“

„Is auch recht gut so. Was zu viel ist, ist zu viel. Er soll sich ja mit der Lucca zusammen haben photographieren lassen. Und während sie da oben in der Regierung und mitunter auch bei Hofe so was thun, fordern sie Tugend und Sitte. Das geht nicht. Bei sich selber muß man anfangen. Und dann ist er doch auch schließlich bloß ein Mensch, und alle Menschenanbetung ist Götzendienst. Menschenanbetung ist noch schlimmer als das goldene Kalb. Aber ich weiß wohl, Götzendienst kommt jetzt wieder auf, und Hexendienst auch, und du sollst ja auch — so wenigstens hat mir Fix erzählt — nach der Buschen geschickt haben.“

„Ja, es ging mir schlecht.“

„Gerade, wenn's einem schlecht geht, dann soll man Gott und Jesum Christum erkennen lernen, aber nicht die Buschen. Und sie soll dir Katzenpfötchenthee gebracht haben und soll auch gesagt haben: ‚Wasser treibt das Wasser.‘ Das mußt du doch heraushören, daß das ein unchristlicher Spruch ist. Das ist, was sie ‚besprechen‘ nennen oder auch ‚böten‘. Und wo das

alles herſtammt, ... Dubslav, Dubslav, ... Warum biſt du nicht bei den grünen Tropfen geblieben und bei Sponholz? Seine Frau war eine Pfarrerstochter aus Kuhdorf."

„Hat ihr auch nichts geholfen. Und nu ſitzt ſie mit ihm in Pfäffers, einem Schweizerbadeort, und da ſchmoren ſie gemeinſchaftlich in einem Backofen. Er hat es mir ſelbſt erzählt, daß es ein Backofen is."

* * *

Der erſte Tag war immerhin ganz leidlich verlaufen. Adelheid erzählte von Fix, von der Schmargendorff und der Schimonski und zuletzt auch von Maurermeiſter Lebenius in Berlin, der in Wutz eine Ferienkolonie gründen wolle. „Gott, wir kriegen dann ſo viel armes Volk in unſern Ort und noch dazu lauter Berliner Bälge mit Plieraugen. Aber die grünen Wieſen ſollen ja gut dafür ſein und unſer See ſoll Jod haben, freilich wenig, aber doch ſo, daß man's noch gerade finden kann." Adelheid ſprach in einem fort, derart, daß Dubslav kaum zu Wort kommen konnte. Gelang es ihm aber, ſo fuhr ſie raſch dazwiſchen, trotzdem ſie beſtändig verſicherte, daß ſie gekommen ſei, ihn zu pflegen, und nur, wenn er auf Woldemar das Geſpräch brachte, hörte ſie mit einiger Aufmerkſamkeit zu. Freilich, die italieniſchen Reiſemitteilungen als ſolche waren ihr langweilig, und nur bei Nennung beſtimmter Namen, unter denen „Tintoretto" und „Santa Maria Novella" obenan ſtanden, erheiterte ſie ſich ſichtlich. Ja, ſie kicherte dabei faſt ſo vergnügt wie die Schmargendorff. Ein wirkliches, nicht ganz flüchtiges Intereſſe (wenn auch freilich kein freundliches) zeigte ſie nur, wenn Dubslav von der jungen Frau ſprach und hinzuſetzte: „Sie hat ſo was Unberührtes."

„Nu ja, nu ja. Das liegt aber doch zurück.“

„Wer keusch ist, bleibt keusch.“

„Meinst du das ernsthaft?“

„Natürlich mein' ich es ernsthaft. Über solche Dinge spaß' ich überhaupt nicht.“

Und nun lachte Adelheid herzlich und sagte: „Dubslav, was hast du nur wieder für Bücher gelesen? Denn aus dir selbst kannst du doch so was nicht haben. Und von deinem Pastor Lorenzen auch nicht. Der wird ja wohl nächstens 'ne ‚freie Gemeinde‘ gründen.“

So war der erste Tag dahingegangen. Alles in allem, trotz kleiner Ärgerlichkeiten, unterhaltlich genug für den Alten, der, unter seiner Einsamkeit leidend, meist froh war, irgend einen Plauderer zu finden, auch wenn dieser im übrigen nicht gerade der richtige war. Aber das alles dauerte nicht lange. Die Schwester wurde von Tag zu Tag rechthaberischer und herrischer und griff unter der Vorgabe, „daß ihr Bruder anders verpflegt werden müsse“, in alles ein, auch in Dinge, die mit der Verpflegung gar nichts zu thun hatten. Vor allem wollte sie ihm den Katzenpfötchenthee wegdisputieren, und wenn abends die kleine Meißener Kanne kam, gab es jedesmal einen erregten Disput über die Buschen und ihre Hexenkünste.

So waren denn noch keine acht Tage um, als es für Dubslav feststand, daß Adelheid wieder fort müsse. Zugleich sann er nach, wie das wohl am besten zu machen sei. Das war aber keine ganz leichte Sache, da die „Kündigung“ notwendig von ihr ausgehen mußte. So wenig er sich aus ihr machte, so war er doch zu sehr Mann der Form und einer feineren Gastlichkeit, als daß er's zuwege gebracht hätte, seinerseits auf Abreise zu dringen.

Es war um die vierte Stunde, das Wetter schön,

aber auch frisch. Adelheid hing sich ihren Pelzkragen um, ein altes Familienerbstück, und ging zu Krippenstapel, um sich seine Bienenstöcke zeigen zu lassen. Sie hoffte bei der Gelegenheit auch was über den Pastor zu hören, weil sie davon ausging, daß ein Lehrer immer über den Prediger und der Prediger immer über den Lehrer zu klagen hat. Jedes Landfräulein denkt so. Die Bienen nahm sie so mit in den Kauf.

Es begann zu dunkeln, und als die Domina schließlich aus dem Herrenhause fort war, war das eine freie Stunde für Dubslav, der nun nicht länger säumen mochte, seine Mine zu legen.

„Engelke," sagte er, „du könntest in die Küche gehn und die Marie zur Buschen schicken. Die Marie weiß ja Bescheid da. Und da kann sie denn der alten Hexe sagen, lütt Agnes solle heut abend mit heraufkommen und hier schlafen und immer da sein, wenn ich was brauche."

Engelke stand verlegen da.

„Nu, was hast du? Bist du dagegen?"

„Nein, gnäd'ger Herr, dagegen bin ich wohl eigentlich nich. Aber ich schlafe doch auch nebenan, und dann is es ja, wie wenn ich für gar nichts mehr da wär' und fast so gut wie schon abgesetzt. Und das Kind kann doch auch nich all das, was nötig is; Agnes is ja doch noch 'ne lütte Krabb'."

„Ja, das is sie. Und du sollst auch in der andern Stube bleiben und alles thun wie vorher. Aber trotzdem, die Agnes soll kommen. Ich brauche das Kind. Und du wirst auch bald sehn, warum."

Und so kam denn auch Agnes, aber erst sehr spät, als sich Adelheid schon zurückgezogen hatte, dabei nicht ahnend, welche Ränke mittlerweile gegen sie gesponnen waren. Auf diese Verheimlichung kam es aber gerade an. Dubslav hatte sich nämlich wie Franz Moor — an

den er ſonſt wenig erinnerte — herausgeklügelt, daß Überraſchung und Schreck bei ſeinem Plan mitwirken müßten.

Agnes ſchlief in einer nebenan aufgeſtellten eiſernen Bettſtelle. Dubslav, gerade ſo wie ſeine Schweſter, hatte das etwas auffällig herausgeputzte Kind bei ſeinem Erſcheinen im Herrenhauſe gar nicht mehr geſehen; es trug ein langes, himmelblaues Wollkleid ohne Taille, dazu Knöpfſtiefel und lange rote Strümpfe, — lauter Dinge, die Karline ſchon zu letzten Weihnachten geſchenkt hatte. Gleich damals, am erſten Feiertag, hatte das Kind den Staat denn auch wirklich angezogen, aber bloß ſo ſtill für ſich, weil ſie ſich genierte, ſich im Dorfe damit zu zeigen; jetzt dagegen, wo ſie bei dem gnäd'gen Herrn in Krankenpflege gehen ſollte, jetzt war die richtige Zeit dafür da.

Die Nacht verging ſtill; niemand war geſtört worden. Um ſieben erſt kam Engelke und ſagte: „Nu, lütt Deern, ſteih upp, is all seben.“ Agnes war auch wirklich wie der Wind aus dem Bett, fuhr mit einem mitgebrachten Hornkamm, dem ein paar Zähne fehlten, durch ihr etwas gekrauſtes langes Blondhaar, putzte ſich wie ein Kätzchen, und zog dann den himmelblauen Hänger, die roten Strümpfe und zuletzt auch die Knöpfſtiefel an. Gleich danach brachte ihr Engelke einen Topf mit Milchkaffee, und als ſie damit fertig war, nahm ſie ihr Strickzeug und ging in das große Zimmer nebenan, wo Dubslav bereits in ſeinem Lehnſtuhl ſaß und auf ſeine Schweſter wartete. Denn um acht nahmen ſie das erſte Frühſtück gemeinſchaftlich.

„So, Agnes, das is recht, daß du da biſt. Haſt du denn ſchon deinen Kaffee gehabt?“

Agnes knickſte.

„Nu ſetz dich da mal ans Fenſter, daß du bei deiner Arbeit beſſer ſehn kannſt; du haſt ja ſchon dein

Strickzeug in der Hand. Solch junges Ding wie du muß immer was zu thun haben, sonst kommt sie auf dumme Gedanken. Nicht wahr?"

Agnes knickste wieder, und da sie sah, daß ihr der Alte weiter nichts zu sagen hatte, ging sie bis an das ihr bezeichnete Fenster, dran ein länglicher Eichentisch stand, und fing an zu stricken. Es war ein sehr langer Strumpf, brandrot und, nach seiner Schmalheit zu schließen, für sie selbst bestimmt.

Sie war noch nicht lange bei der Arbeit, als Adelheid eintrat und auf ihren im Lehnstuhl sitzenden Bruder zuschritt. Bei der geringen Helle, die herrschte, traf sich's, daß sie von dem Gast am Fenster nicht recht was wahrnahm. Erst als Engelke mit dem Frühstück kam und die plötzlich geöffnete Thür mehr Licht einfallen ließ, bemerkte sie das Kind und sagte: „Da sitzt ja wer. Wer ist denn das?"

„Das ist Agnes, das Enkelkind von der Buschen."

Adelheid bewahrte mit Mühe Haltung. Als sie sich wieder zurechtgefunden, sagte sie: „So, Agnes. Das Kind von der Karline?"

Dubslav nickte.

„Das ist mir ja 'ne Überraschung. Und wo hast du sie denn, seit ich hier bin, versteckt gehalten? Ich habe sie ja die ganze Woche über noch nicht gesehn."

„Konntest du auch nicht, Adelheid; sie ist erst seit gestern Abend hier. Mit Engelke ging das nicht mehr, wenigstens nicht auf die Dauer. Er ist ja so alt wie ich. Und immer 'raus in der Nacht und 'rauf und 'runter und mich umdrehn und heben. Das konnt' ich nich mehr mit ansehn."

„Und da hast du dir die Agnes kommen lassen? Die soll dich nun 'rumdrehn und heben? Das Kind, das Wurm. Haha. Was du dir doch alles für Geschichten machst."

„Agnes," sagte hier Dubslav, „du könntest mal zu Mamsell Pritzbur in die Küche gehn und ihr sagen, ich möchte heute Mittag 'ne gefüllte Taube haben. Aber nich so mager und auch nich so wenig Füllung, und daß es nich nach alter Semmel schmeckt. Und dann kannst du gleich bei der Mamsell unten bleiben und dir 'ne Geschichte von ihr erzählen lassen, vom ‚Schäfer und der Prinzessin' oder vom ‚Fischer un sine Fru'; Rotkäppchen wirst du wohl schon kennen."

Agnes stand auf, trat unbefangen an den Tisch, wo Bruder und Schwester saßen, und machte wiederholt ihren Knicks. Dabei hielt sie das Strickzeug und den langen Strumpf in der Hand.

„Für wen strickst du denn den?" fragte die Domina.

„Für mich."

Dubslav lachte. Adelheid auch. Aber es war ein Unterschied in ihrem Lachen. Agnes nahm übrigens nichts von diesem Unterschied wahr, sah vielmehr ohne Furcht um sich und ging aus dem Zimmer, um unten in der Küche die Bestellung auszurichten.

Als sie hinaus war, wiederholte sich Adelheids krampfhaftes Lachen. Dann aber sagte sie: „Dubslav, ich weiß nicht, warum du dir, so lang ich hier bin, gerade diese Hilfskraft angenommen hast. Ich bin deine Schwester und eine Märkische von Adel. Und bin auch die Domina von Kloster Wutz. Und meine Mutter war eine Radegast. Und die Stechline, die drüben in der Gruft unterm Altar stehn, die haben, soviel ich weiß, auf ihren Namen gehalten und sich untereinander die Ehre gegeben, die jeder beanspruchen durfte. Du nimmst hier das Kind der Karline in dein Zimmer und setzt es ans Fenster, fast als ob's da jeder so recht sehn sollte. Wie kommst du zu dem Kind? Da kann sich Woldemar freuen und seine Frau auch, die so was ‚Unberührtes' hat. Und Gräfin Melusine! Na, die wird

ſich wohl auch freun. Und die darf auch. Aber ich wiederhole meine Frage, wie kommſt du zu dem Kind?"

„Ich hab' es kommen laſſen."

„Haha. Sehr gut; ‚kommen laſſen'. Der Klapperſtorch hat es dir wohl von der grünen Wieſe gebracht und natürlich auch gleich für die roten Beine geſorgt. Aber ich kenne dich beſſer. Die Leute hier thun immer ſo, wie wenn du dem alten Kortſchädel ſittlich überlegen geweſen wärſt. Ich für meine Perſon kann's nicht finden und ſagte dir gern meine Meinung darüber. Aber ich nehme häßliche Worte nicht gern in den Mund."

„Adelheid, du regſt dich auf. Und ich frage mich, warum? Du biſt ein bißchen gegen die Buſchen, — nun gut, gegen die Buſchen kann man ſein; und du biſt ein bißchen gegen die Karline, — nun gut, gegen die Karline kann man auch ſein. Aber ich ſehe dir's an, das eigentliche, was dich aufregt, das iſt nicht die Buſchen und iſt auch nicht die Karline, das ſind bloß die roten Strümpfe. Warum biſt du ſo ſehr gegen die roten Strümpfe?"

„Weil ſie ein Zeichen ſind."

„Das ſagt gar nichts, Adelheid. Ein Zeichen iſt alles. Wovon ſind ſie ein Zeichen? Darauf kommt es an."

„Sie ſind ein Zeichen von Ungehörigkeit und Verkehrtheit. Und ob du nun lachen magſt oder nicht, — denn an einem Strohhalm ſieht man eben am beſten, woher der Wind weht — ſie ſind ein Zeichen davon, daß alle Vernunft aus der Welt iſt und alle geſellſchaftliche Scheidung immer mehr aufhört. Und das alles unterſtützt du. Du denkſt wunder, wie feſt du biſt; aber du biſt nicht feſt und kannſt es auch nicht ſein, denn du ſteckſt in allerlei Schrullen und Eitelkeiten. Und wenn ſie dir um den Bart gehn oder dich bei deinen Liebhabereien faſſen, dann läßt du das, worauf es an-

kommt, ohne weiteres im Stich. Es soll jetzt viele solche geben, denen ihr Humor und ihre Rechthaberei viel wichtiger ist als Gläubigkeit und Apostolikum. Denn sie sind sich selber ihr Glaubensbekenntnis. Aber, glaube mir, dahinter steckt der Versucher, und wohin der am Ende führt, das weißt du, — so viel wird dir ja wohl noch geblieben sein."

„Ich hoffe," sagte Dubslav.

„Und weil du bist wie du bist, freust du dich, daß diese Zierpuppe (schon ganz wie die Karline) rote Strümpfe trägt und sich neue dazu strickt. Ich aber wiederhole dir, diese roten Strümpfe, die sind ein Zeichen, eine hochgehaltene Fahne."

„Strümpfe werden nicht hochgehalten."

„Noch nicht, aber das kann auch noch kommen. Und das ist dann die richtige Revolution, die Revolution in der Sitte, — das, was sie jetzt das ‚Letzte' nennen. Und ich begreife dich nicht, daß du davon kein Einsehn hast, du, ein Mann von Familie, von Zugehörigkeit zu Thron und Reich. Oder der sich's wenigstens einbildet."

„Nun gut, nun gut."

„Und da reist du herum, wenn sie den Torgelow oder den Katzenstein wählen wollen, und hältst deine Reden, wiewohl du eigentlich nicht reden kannst . . ."

„Das is richtig. Aber ich hab' auch keine gehalten . . ."

„Und hältst deine Reden für König und Vaterland und für die alten Güter und sprichst gegen die Freiheit. Ich versteh' dich nicht mit deinem ewigen ‚gegen die Freiheit'. Laß sie doch mit ihrer ganzen dummen Freiheit machen, was sie wollen. Was heißt Freiheit? Freiheit ist gar nichts; Freiheit ist, wenn sie sich versammeln und Bier trinken und ein Blatt gründen. Du hast bei den Kürassieren gestanden und mußt doch wissen,

daß Torgelow und Katzenſtein (was keinen Unterſchied macht) uns nicht erſchüttern werden, uns nicht und unſern Glauben nicht und Stechlin nicht und Wutz nicht. Die Globſower, ſo lange ſie bloß Globſower ſind, können gar nichts erſchüttern. Aber wenn erſt der Buſchen ihre Enkelkinder, denn die Karline wird doch wohl ſchon mehrere haben, ihre Knöpfſtiefel und ihre roten Strümpfe tragen, als müßt es nur ſo ſein, ja, Dubslav, dann iſt es vorbei. Mit der Freiheit, laß mich das wiederholen, hat es nicht viel auf ſich; aber die roten Strümpfe, das iſt was. Und dir trau ich ganz und gar nicht, und der Karline natürlich erſt recht nicht, wenn es auch vielleicht ſchon eine Weile her iſt."

„Sagen wir ‚vielleicht'."

„O, ich kenne das. Du willſt das wegwitzeln, das iſt ſo deine Art. Aber unſer Kloſter iſt nicht ſo aus der Welt, daß wir nicht auch Beſcheid wüßten."

„Wozu hättet ihr ſonſt euern Fix?"

„Kein Wort gegen den."

Und in großer Erregung brach das Geſpräch ab. Noch am ſelben Nachmittag aber verabſchiedete ſich Adelheid von ihrem Bruder und fuhr nach Wutz zurück.

Verweile doch.
Tod. Begräbnis.
Neue Tage.

Vierzigſtes Kapitel.

Agnes, während oben die gereizte Scene zwiſchen Bruder und Schweſter ſpielte, war unten in der Küche bei Mamſell Pritzbur und erzählte von Berlin, wo ſie vorigen Sommer bei ihrer Mutter auf Beſuch geweſen war. „Eins war da," ſagte ſie, „das hieß das Aquarium. Da lag eine Schlange, die war ſo dick wie 'n Bein."

„Aber haſt du denn ſchon Beine geſehn?" fragte die Pritzbur.

„Aber, Mamſell Pritzbur, ich werde doch wohl ſchon Beine geſehn haben . . . Und dann, an einem andern Tag, da waren wir in einem ‚Tiergarten', aber in einem richtigen, mit allerlei Tieren drin. Und den nennen ſie den ‚Zoologiſchen'."

„Ja, davon hab' ich auch ſchon gehört."

„Und in dem ‚Zoologiſchen', da war ein ganz kleiner See, noch viel kleiner als unſer Stechlin, und in dem See ſtanden allerlei Vögel. Und einer, ganz wie 'n Storch, ſtand auf einem Bein."

Als die Mädchen das Wort „Storch" hörten, kamen ſie näher heran.

„Aber die Beine von dem Vogel, oder es waren wohl mehrere Vögel, die waren viel größer als Storchenbeine und auch viel dicker und viel röter."

„Und thaten ſie dir nichts?"

„Nein, sie thaten mir nichts. Bloß, wenn sie so 'ne Weile gestanden hatten, dann stellten sie sich auf das andre Bein. Und ich sagte zu Mutter: ‚Mutter, komm; der eine sieht mich immer so an.' Und da gingen wir an eine andere Stelle, wo der Bär war."

Das Kind erzählte noch allerlei. Die Mädchen und auch die Mamsell freuten sich über Agnes, und sie trug ihnen ein paar Lieder vor, die ihre Mutter, die Karline, immer sang, wenn sie plättete, und sie tanzte auch, während sie sang, wobei sie das himmelblaue Kleid zierlich in die Höhe nahm, ganz so, wie sie's in der Hasenhaide gesehen hatte.

So kam der Nachmittag heran, und als es schon dunkelte, sagte Engelke: „Ja, gnäd'ger Herr, wie is das nu mit Agnessen? Sie is immer noch bei Mamsell Pritzbur unten, un die Mächens, wenn sie so singt und tanzt, kucken ihr zu. Sie wird woll auch so was wie die Karline. Soll sie wieder nach Haus, oder soll sie hier bleiben?"

„Natürlich soll sie hier bleiben. Ich freue mich, wenn ich das Kind sehe. Du hast ja ein gutes Gesicht, Engelke, aber ich will doch auch mal was andres sehn als dich. Wie das lütte Balg da so saß, so steif wie 'ne Prinzeß, hab' ich immer hingekuckt und ihr wohl 'ne Viertelstunde zugesehn, wie da die Stricknadeln immer so hin und her gingen und der rote Strumpf neben ihr baumelte. So was Hübsches hab' ich nicht mehr gesehn, seit zu Weihnachten die Grafschen hier waren, die blasse Comtesse und die Gräfin. Hat sie dir auch gefallen?"

Engelke griente.

„Na, ich sehe schon. Also Agnes bleibt. Und sie kann ja auch nachts mal aufstehn und mir eine Tasse von dem Thee bringen, oder was ich sonst grade brauche, und du alte Seele kannst ausschlafen. Ach,

Engelke, das Leben is doch eigentlich schwer. Das heißt, wenn's auf die Neige geht; vorher is es so weit ganz gut. Weißt du noch, wenn wir von Brandenburg nach Berlin ritten? In Brandenburg war nich viel los; aber in Berlin, da ging es."

„Ja, gnäd'ger Herr. Aber nu kommt es."

„Ja, nu kommt es. Nu is Katzenpfötchen dran. So was gab es damals noch gar nicht. Aber ich will nichts sagen, sonst wird die Buschen ärgerlich, und mit alten Weibern muß man gut stehn; das is noch wichtiger als mit jungen. Und, wie gesagt, die Agnes bleibt. Ich sehe so gern was Zierliches. Es is ein reizendes Kind."

„Ja, das is sie. Aber . . ."

„Ach, laß die ‚aber's'. Du sagst, sie wird wie die Karline. Möglich is es. Aber vielleicht wird sie auch 'ne Nonne. Man kann nie wissen."

* * *

Agnes blieb also bei Dubslav. Sie saß am Fenster und strickte. Mal in der Nacht, als ihm recht schlecht war, hätte er nach dem Kinde rufen wollen. Aber er stand wieder davon ab. „Das arme Kind, was soll ich ihm den Schlaf stören? Und helfen kann es mir doch nicht."

So verging eine Woche. Da sagte der alte Dubslav: „Engelke, das mit der Agnes, das kann ich nich mehr mit ansehn. Sie sitzt da jeden Morgen und strickt. Das arme Wurm muß ja hier umkommen. Und alles bloß, weil ich alter Sünder ein freundliches Gesicht sehn will. Das geht so nich mehr weiter. Wir müssen sehn, daß wir was für das Kind thun können. Haben wir denn nicht ein Buch mit Bildern drin oder so was?"

„Ja, gnäd'ger Herr, da sind ja noch die vier Bände, die wir letzte Weihnachten bei Buchbinder Zippel

in Gransee haben einbinden lassen. Eigentlich war es bloß 'ne ‚Landwirtschaftliche Zeitung', und alle, die mal 'nen Preis gewonnen haben, die waren drin. Und Bismarck war auch drin un Kaiser Wilhelm auch."

„Ja, ja, das is gut; das gieb ihr. Und brauchst ihr auch nich zu sagen, daß sie keine Eselsohren machen soll; die macht keine."

Wirklich, die „Landwirtschaftliche Zeitung" lag am andern Morgen da, und Agnes war sehr glücklich, mal was andres zu haben als ihr Strickzeug und die schönen Bilder ansehn zu können. Denn es waren auch Schlösser drin und kleine Teiche, drauf Schwäne fuhren, und auf einem Bilde, das eine Beilage war, waren sogar Husaren. Engelke brachte jeden Morgen einen neuen Band, und mal erschien auch Elfriede, die Lorenzen, um nach Dubslavs Befinden fragen zu lassen, von der Pfarre herübergeschickt hatte. „Die kann sich ja die Bilder mit ansehn," sagte Dubslav; „am Ende macht es ihr selber auch Spaß, und vielleicht kann sie dem kleinen Ding, der Agnes, alles so nebenher erklären, und dann is es so gut wie 'ne Schulstunde."

Elfriede war gleich dazu bereit. Und nun standen die beiden Kinder nebeneinander und blätterten in dem Buch, und die Kleine sog jedes Wort ein, was die Große sagte. Dubslav aber hörte zu und wußte nicht, wem von beiden er ein größeres Interesse zuwenden sollte. Zuletzt aber war es doch wohl Elfriede, weil sie den wehmütigen Zauber all derer hatte, die früh abberufen werden. Ihr zarter, beinahe körperloser Leib schien zu sagen: „Ich sterbe." Aber ihre Seele wußte nichts davon; die leuchtete und sagte: „ich lebe."

* * *

Das mit den Bilderbüchern dauerte mehrere Tage. Dann sagte Dubslav: „Engelke, das Kind fängt heute

ſchon wieder von vorn an; es iſt mit allen vier Bänden, ſo dick ſie ſind, ſchon zweimal durch; ich ſehe, wir müſſen uns was Neues ausbaldowern. Das is nämlich ein Wort aus der Diebsſprache; ſo weit ſind wir nu ſchon. Übrigens iſt mir was Gutes eingefallen: hol ihr eine von unſern Wetterfahnen herunter. Die ſtehn ja da bloß ſo 'rum, un wenn ich tot bin und alles abgeſchätzt wird — was ſie ‚ordnen' nennen —, dann kommt Kupperſchmied Reuter aus Granſee und taxiert es auf fünfundſiebzig Pfennig."

„Aber, gnäd'ger Herr, unſ' Woldemar . . ."

„Nu ja, Woldemar. Woldemar iſt gut, natürlich, und die Comteſſe, ſeine junge Frau, is auch gut. Alles is gut, und ich hab' es auch nicht ſo ſchlimm gemeint; man red't bloß ſo. Nur ſo viel is richtig: meine Sammlung oben is für Spinnweb und weiter nichts. Alles Sammeln iſt überhaupt verrückt, und wenn Woldemar ſich nich mehr drum kümmert, ſo is es eigentlich bloß Wiederherſtellung von Sinn und Verſtand. Jeder hat ſeinen Sparren, und ich habe meinen gehabt. Bring aber nich gleich alles 'runter. Nur die Mühle bring un den Dragoner."

Engelke gehorchte.

Den erſten Tag, wie ſich denken läßt, war Agnes ganz für den Dragoner, der, als man ihn vor Jahr und Tag von ſeinem Zelliner Kirchturm heruntergeholt hatte, friſch aufgepinſelt worden war: ſchwarzer Hut, blauer Rock, gelbe Hoſen. Aber ſehr bald hatte ſich das Kind an der Buntheit des Dragoners ſattgeſehen, und nun kam ſtatt ſeiner die Mühle an die Reihe. Die hielt länger vor. Meiſtens, — wenn ſie nur überhaupt erſt im Gange war, — brauchte das Kind bloß zu puſten, um die Mühlflügel in ziemlich raſcher Bewegung zu halten, und der ſchnarrende Ton der etwas eingeroſteten Drehvorrichtung war dann jedesmal eine

Luſt und ein Entzücken. Es waren glückliche Tage für Agnes. Aber faſt noch glücklichere für den Alten.

* * *

Ja, der alte Dubslav freute ſich des Kindes. Aber ſo wohlthuend ihm ſeine Gegenwart war, ſo war es auf die Dauer doch nicht viel was andres, als ob ein Goldlack am Fenſter geſtanden oder ein Zeiſig gezwitſchert hätte. Sein Auge richtete ſich gerne darauf, als aber eine Woche und dann eine zweite vorüber war, wurd' ihm eine gewiſſe Verarmung fühlbar, und das ſo ſtark, daß er faſt mit Sehnſucht an die Tage zurückdachte, wo Schweſter Adelheid ſich ihm bedrücklich gemacht hatte. Das war ſehr unbequem geweſen, aber ſie beſaß doch nebenher einen guten Verſtand, und in allem, was ſie ſagte, war etwas, worüber ſich ſtreiten und ein Feuerwerk von Anzüglichkeiten und kleinen Witzen abbrennen ließ. Etwas, was ihm immer eine Hauptſache war. Dubslav zählte zu den Friedliebendſten von der Welt, aber er liebte doch andrerſeits auch Friktionen, und ſelbſt ärgerliche Vorkommniſſe waren ihm immer noch lieber als gar keine.

* * *

Kein Zweifel, der alte Schloßherr auf Stechlin ſehnte ſich nach Menſchen, und da waren es denn wahre Feſttage, wenn Beſucher aus Näh' oder Ferne ſich einſtellten.

Eines Tages — es ſchummerte ſchon — erſchien Krippenſtapel. Er hatte ſeinen beſten Rock angezogen und hielt ein übermaltes Gefäß, mit einem Deckel darauf, in ſeinem linken Arm.

„Nun, das iſt recht, Krippenſtapel. Ich freue mich, daß Sie mal nachſehn, ob unſer Muſeum oben noch ſeinen ‚Chef' hat. Ich ſage ‚Chef'. Der Direktor ſind

Sie ja selber. Und nun kommen Sie auch gleich noch mit 'ner Urne. Hat gewiß ihr Freund Tucheband irgendwo ausgegraben. Oder is es bloß 'ne Terrine? Himmelwetter, Krippenstapel, Sie werden mir doch nich 'ne Krankensuppe gekocht haben?"

„Nein, Herr Major, keine Krankensuppe. Gewiß nicht. Und doch is es einigermaßen so was. Es ist nämlich 'ne Wabe. Habe da heute mittag einen von meinen Stöcken ausgenommen und wollte mir erlaubt haben, Ihnen die beste Wabe zu bringen. Es ist beinah' so was wie der mittelalterliche Zehnte. Der Zehnte, wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, war eigentlich was Feineres als Geld."

„Find' ich auch. Aber die heutige Menschheit hat für so was Feines gar keinen Sinn mehr. Immer alles bar und nochmal bar. O, das gemeine Geld! Das heißt, wenn man keins hat; wenn man's hat, ist es so weit ganz gut. Und daß Sie gleich an Ihren alten Patron — ein Wort, das übrigens vielleicht zu hoch gegriffen ist, und unser Verhältnis nicht recht ausdrückt, — gedacht haben! Lorenzen wird es hoffentlich nicht übel nehmen, daß ich Sie, wenn ich mich Ihren „Patron" nenne, so gleichsam avancieren lasse. Ja, das mit der Wabe. Freut mich aufrichtig. Aber ich werde mich wohl nicht drüber her machen dürfen. Immer heißt es: ‚das nicht'. Erst hat mir Sponholz alles verboten und nu die Buschen, und so leb' ich eigentlich bloß noch von Bärlapp und Katzenpfötchen."

„Am Ende geht es doch," sagte Krippenstapel. „Ich weiß wohl, in eine richtige Kur darf der Laie nicht eingreifen. Aber der Honig macht vielleicht 'ne Ausnahme. Richtiger Honig ist wie gute Medizin und hat die ganze Heilkraft der Natur."

„Is denn aber nicht auch was drin, was besser fehlte?"

„Nein, Herr Major. Ich ſehe die Bienen oft ſchwärmen und ſammeln, und ſeh' auch, wie ſie ſammeln und wo ſie ſammeln. Da ſind voran die Linden und Akazien und das Heidekraut. Nu, die ſind die reine Unſchuld; davon red' ich gar nicht erſt. Aber nun ſollten Sie die Biene ſehn, wenn ſie ſich auf eine giftige Blume, ſagen wir zum Beiſpiel auf den Venuswagen niederläßt. Und in jedem Venuswagen, beſonders in dem roten (aber doch auch in dem blauen), ſitzt viel Gift."

„Venuswagen; kann ich mir denken. Und wie ſammelt da die Biene?"

„Sie nimmt nie das Gift, ſie nimmt immer bloß die Heilkraft."

„Na, Sie müſſen es wiſſen, Krippenſtapel. Und auf Ihre Verantwortung hin will ich mir den Honig auch ſchmecken laſſen, und die Buſchen muß ſich drin finden und ſich wohl oder übel zufrieden geben. Übrigens fällt mir bei der Alten natürlich auch das Kind ein. Da ſitzt es am Fenſter. Na, komm mal her, Agnes, und ſage, daß du hier auch was lernſt. Ich hab' ihr nämlich Bücher gegeben, mit allerlei Bildern drin, und ſeit vorgeſtern auch eine Götterlehre, das heißt aber noch eine aus guter, anſtändiger Zeit und jeder Gott ordentlich angezogen. Und da lernt ſie, glaub' ich, ganz gut. Nicht wahr, Agnes?"

Agnes knickſte und ging wieder auf ihren Platz.

„Und dann hab' ich dem Kind auch unſern Dragoner und die Mühle gegeben. Alſo unſre beſten Stücke, ſo viel iſt richtig. Ich denke mir aber, mein Muſeumsdirektor wird über dieſen Eingriff nicht böſe ſein. Eigentlich is es doch beſſer, das Kind hat was davon als die Spinnen. Und was macht denn Ihr Oberlehrer in Templin? Hat er wieder was gefunden?"

„Ja, Herr Major. Münzenfund."

„Na, das is immer das beste. Vermutlich Georgsthaler oder so was; Dreißigjähriger Krieg. Es war ja 'ne gräßliche Zeit. Aber daß sie damals aus Angst und Not so viel verbuddelt haben, das is doch auch wieder ein Segen. Is es denn viel?"

„Wie man's nehmen will, Herr Major; praktisch und profan angesehen ist es nicht viel, aber wissenschaftlich angesehen ist es allerdings viel. Nämlich drei römische Münzen, zwei von Diokletian und eine von Caracalla."

„Na, die passen wenigstens. Diokletian war ja wohl der mit der Christenverfolgung. Aber ich glaube, es war am Ende nicht so schlimm. Verfolgt wird immer. Und mitunter sind die Verfolgten obenauf."

Dabei lachte der Alte. Dann rief er Engelke, daß er den Honig herausnehme. Krippenstapel aber verabschiedete sich, seine leere Terrine vorsichtig im Arm.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Dubslav hatte ſich über Krippenſtapels Beſuch und ſein Geſchenk aufrichtig gefreut, weil es ja das Beſte war, was ihm die alte treue Seele bringen konnte. Er beſtand denn auch darauf (trotzdem Engelke, der ein Vorurteil gegen alles Süße hatte, dagegen war), daß ihm die Wabe jeden Morgen auf den Frühſtückstiſch geſtellt werde.

„Siehſt du, Engelke," ſagte er nach einer Woche, „daß ich mich wieder wohler fühle, das macht die Wabe. Denn man muß jedes Fiſſelchen miteſſen, Wachs und alles, das hat er mir eigens geſagt. Das is grad' ſo wie beim Apfel die Schale; das hat die Natur ſo gewollt und is ein Fingerzeig und muß reſpektiert werden."

„Ich bin aber doch für abſchälen," ſagte Engelke. „Wenn man ſo ſieht, was mitunter alles dran iſt . . ."

„Ja, Engelke, ich weiß nicht, du biſt jetzt ſo fein geworden. Aber ich bin noch ganz altmodiſch. Und dann glaub' ich nebenher wirklich, daß in dem Wachs die richtige ‚geſamte Heilkraft der Natur' ſteckt, faſt noch mehr als in dem Honig. Krippenſtapel übrigens is jetzt auch ſo furchtbar gebildet und hat ſo viele feine Wendungen, wie zum Beiſpiel die mit der ‚geſamten Heilkraft'. Aber ſo fein wie du is er doch noch lange nicht, darauf will ich mich verſchwören. Und auch darauf, daß er ſich keine Birne ſchält."

In dieſer guten Laune verblieb Dubslav eine ganze Weile, ſich mehr und mehr zurechtlegend, daß er ſich die Quälerei mit all dem andern Zeug eigentlich hätte ſparen können; „denn wenn alles drin iſt, ſo iſt doch auch Bärlapp und Katzenpfötchen drin und natürlich auch Fingerhut oder wie Sponholz ſagt: ‚Die Digitalis‘.“ Engelke freilich wollte von dieſen Sophiſtereien nichts wiſſen, ſein Herr aber ließ ſich durch ſolche Zweifel nicht ſtören und fuhr vielmehr fort: „Und dann, Engelke, macht es doch auch einen Unterſchied, von wem eine Sache kommt. Die Katzenpfötchen kommen von der Buſchen, und die Wabe kommt von Krippenſtapel. Das heißt alſo, hinter der Wabe ſteht ein guter Geiſt, und hinter den Katzenpfötchen ſteht ein böſer Geiſt. Und das kannſt du mir glauben, an ſolchen Rätſelhaftigkeiten liegt ſehr viel im Leben, und wenn mir Lorenzen ſeine Patſche giebt, ſo iſt das ganz was anders, wie wenn mir Koſeleger ſeine Hand giebt. Koſeleger hat ſolche weichen Finger und auf dem vierten einen großen Ring.“

„Aber er is doch ein Superintendent.“

„Ja, Superintendent is er. Und er kommt auch noch höher. Und wenn es nach der Prinzeſſin geht, wird er Papſt. Und dann wollen wir uns Ablaß bei ihm holen; aber viel geb' ich nicht.“

* * *

Als Dubslav und Engelke dies Geſpräch führten, ſaß Agnes wie gewöhnlich am Fenſter, mit halbem Ohre hinhörend, und ſo wenig ſie davon verſtand, ſo verſtand ſie doch gerade genug. Krippenſtapel war ein guter Geiſt und ihre Großmutter war ein böſer Geiſt. Aber das alles war ihr nicht mehr, als ob ihr ein Märchen erzählt würde. Sie hatte ſchon ſo vieles in ihrem Leben gehört und war wohl dazu beſtimmt, noch viel, viel andres zu hören. Ihr Geſichtsausdruck blieb denn

auch derſelbe. Sie träumte bloß ſo hin, und daß ſie dies Weſen hatte, das war es recht eigentlich, was den alten Herrn ſo an ſie feſſelte. Das Auge, womit ſie die Menſchen anſah, war anders als das der andern.

* * *

Engelke hatte ſich in die nebenan gelegene Dienſtſtube zurückgezogen; ein heller Schein fiel von der Veranda her durch die Balkonthür und gab dem etwas dunklen Zimmer mehr Licht, als es für gewöhnlich zu haben pflegte. Dubslav hielt die Kreuzzeitung in Händen und ſchlug nach einem Brummer, der ihn immer und immer wieder umſummte. „Verdammte Beſtie," und er holte von neuem aus. Aber ehe er zuſchlagen konnte, kam Engelke und fragte, ob Uncke den gnädigen Herrn ſprechen dürfe.

„Uncke, unſer alter Unke?"

„Ja, gnäd'ger Herr."

„Na, natürlich. Kriegt man doch mal wieder 'nen vernünftigen Menſchen zu ſehn. Was er nur bringen mag? Vielleicht Verhaftung irgendwo: Demokratenneſt ausgenommen."

Agnes horchte. Verhaftung! Demokratenneſt ausgenommen! Das war doch noch beſſer als ein Märchen „vom guten und böſen Geiſt."

* * *

Inzwiſchen war Uncke eingetreten, Backenbart und Schnurrbart, wie gewöhnlich, feſt angeklebt. In der Nähe der Thür blieb er ſtehen und grüßte militäriſch. Dubslaw aber rief ihm zu: „Nein, Uncke, nicht da. So weit reicht mein Ohr nicht und meine Stimme erſt recht nicht. Und ich denke doch, Sie bringen was. Was Reguläres. Alſo 'ran hier. Und wenn

es nicht was ganz Dienſtliches is, ſo nehmen Sie den Stuhl da."

Uncke trat auch näher, nahm aber keinen Stuhl und ſagte: „Herr Major wollen entſchuldigen. Ich komme ſo bloß . . . Der alte Baruch Hirſchfeld hat mir erzählt, und die alte Buſchen hat mir erzählt . . ."

„Ach ſo, von wegen meiner Füße."

„Zu Befehl, Herr Major."

„Ja, Uncke, wollte Gott es ſtünde beſſer. Immer denk' ich, wenn wieder ein Neuer kommt, ‚nu wird es'. Aber es will nicht mehr; es hilft immer bloß drei Tage. Die Buſchen hilft nicht mehr, und Krippenſtapel hilft nicht mehr, und Sponholz hilft ſchon lange nicht mehr; der kutſchiert ſo in der Welt 'rum. Bleibt alſo bloß noch der liebe Gott."

Uncke begleitete dies Wort mit einer Kopfbewegung, die ſeine reſpektvolle Stellung (aber doch auch nicht mehr) zum lieben Gott ausdrücken ſollte. Dubslav ſah es und erheiterte ſich. Dann fuhr er in raſch wachſender guter Laune fort: „Ja, Uncke, wir haben ſo manchen Tag miteinander gelebt. Denke gern daran zurück — ſind noch einer von den alten. Und der Pyterke auch. Was macht er denn?"

„Ah, Herr Major, immer noch tüchtig da; ſchneidig," und dabei rückte er ſich ſelbſt zurecht, wie wenn er die überlegene Stattlichkeit ſeines Kollegen wenigſtens andeuten wolle.

Dubslav verſtand es auch ſo und ſagte: „Ja, der Pyterke; natürlich immer hoch zu Roß. Und Sie, Uncke ja, Sie müſſen laufen wie 'n Landbriefträger. Es hat aber auch ſein Gutes; zu Fuß macht geſchmeidig, zu Pferde macht ſteif. Und macht auch faul. Und überhaupt, Gebrüder Beeneke is ſchon immer das Beſte. Da kann man nicht zu Fall kommen. Aber jeder will heutzutage hoch 'raus. Das is, was ſie jetzt die ‚Signa-

tur der Zeit' nennen. Haben Sie den Ausdruck ſchon gehört, Uncke?"

„Zu Befehl, Herr Major."

„Und die Sozialdemokratie will auch hoch 'raus und ſo zu Pferde ſitzen wie Pyterke, bloß noch viel höher. Aber das geht nicht gleich ſo. Gut Ding will Weile haben. Und Torgelow, wenn er auch vielleicht reden kann, reiten kann er noch lange nicht. Sagen Sie, was macht er denn eigentlich? Ich meine Torgelow. Sind denn unſre kleinen Leute jetzt mehr zufrieden mit ihm?"

„Nein, Herr Major, ſie ſind immer noch nicht zufrieden mit ihm. Er wollte da neulich in Berlin reden und hat auch wirklich was zu Graf Poſadowsky geſagt. Und das is ſo dumm geweſen, daß es die andern geniert hat. Und da haben ſie ihn bedeutet: ‚Torgelow, nu biſt du ſtill; ſo geht das hier nich'."

„Ja," lachte Dubslav, „und wo der nu ſteht, da ſollte ich eigentlich ſtehen. Aber es is doch beſſer ſo. Nu kann Torgelow zeigen, daß er nichts kann. Und die andern auch. Und wenn ſie's alle gezeigt haben, na, dann ſind wir vielleicht wieder dran und kommen noch mal oben auf, und jeder kriegt Zulage. Sie auch, Uncke, und Pyterke natürlich auch."

Uncke ſchmunzelte und legte ſeine zwei Dienſtfinger an die Schläfe.

„. . . Vorläufig aber müſſen wir abwarten und den ſogenannten ‚Ausbruch' verhüten und dafür ſorgen, daß unſere Globſower zufrieden ſind. Und wenn wir klug ſind, glückt es vielleicht auch. Glauben Sie nicht auch, Uncke, daß es kleine Mittel giebt?"

„Zu Befehl, Herr Major, kleine Mittel giebt es. Es hat's ſchon."

„Und welche meinen Sie?"

„Musik, Herr Major, und verlängerte Polizeistunde.“

„Ja,“ lachte Dubslav, „so was hilft. Musik und 'nen Schottschen, dann sind die Mädchen zufrieden.“

„Und,“ bestätigte Uncke, „wenn die Mädchens zufrieden sind, Herr Major, dann sind alle zufrieden.“

* * *

Uncke hatte zusagen müssen, mal wieder vorzusprechen, aber es kam nicht dazu, weil Dubslavs Zustand sich rasch verschlimmerte. Von Besuchern wurde keiner mehr angenommen, und nur Lorenzen hatte Zutritt. Aber er kam meist nur, wenn er gerufen wurde.

„Sonderbar,“ sagte der Alte, während er in den Frühlingstag hinausblickte, „dieser Lorenzen is eigentlich gar kein richtiger Pastor. Er spricht nicht von Erlösung und auch nicht von Unsterblichkeit, und is beinah', als ob ihm so was für alltags wie zu schade sei. Vielleicht is es aber auch noch was andres, und er weiß am Ende selber nicht viel davon. Anfangs hab' ich mich darüber gewundert, weil ich mir immer sagte: Ja, solch Talar- und Bäffchenmann, der muß es doch schließlich wissen; er hat so seine drei Jahre studiert und eine Probepredigt gehalten, und ein Konsistorialrat oder wohl gar ein Generalsuperintendent hat ihn eingesegnet und ihm und noch ein paar andern gesagt: ‚Nun gehet hin und lehret alle Heiden'. Und wenn man das so hört, ja, da verlangt man denn auch, daß einer weiß, wie's mit einem steht. Is gerade wie mit den Doktors. Aber zuletzt begiebt man sich und hat die Doktors am liebsten, die einem ehrlich sagen: ‚Hören Sie, wir wissen es auch nicht, wir müssen es abwarten.' Der gute Sponholz, der nun wohl schon an der Brücke mit dem Ichthyosaurus vorbei ist, war beinah' so einer, und Lorenzen is nu schon ganz gewiß so. Seit beinah'

zwanzig Jahren kenn' ich ihn, und noch hat er mich nicht ein einziges Mal bemogelt. Und daß man das von einem ſagen kann, das iſt eigentlich die Hauptſache. Das andre . . . ja, du lieber Himmel, wo ſoll es am Ende herkommen? Auf dem Sinai hat nun ſchon lange keiner mehr geſtanden, und wenn auch, was der liebe Gott da oben geſagt hat, das ſchließt eigentlich auch keine großen Rätſel auf. Es iſt alles ſehr diesſeitig geblieben; du ſollſt, du ſollſt, und noch öfter ‚du ſollſt nicht'. Und klingt eigentlich alles, wie wenn ein Nürnberger Schultheiß geſprochen hätte."

Gleich danach kam Engelke und brachte die Mittagspoſt. „Engelke, du könnteſt mal wieder die Marie zu Lorenzen 'rüberſchicken — ich ließ' ihn bitten."

Lorenzen kam denn auch und rückte ſeinen Stuhl an des Alten Seite.

„Das iſt recht, Paſtor, daß Sie gleich gekommen ſind, und ich ſehe wieder, wie ſich alles Gute ſchon gleich hier unten belohnt. Sie müſſen nämlich wiſſen, daß ich mich heute ſchon ganz eingehend mit Ihnen beſchäftigt und Ihr Charakterbild, das ja auch ſchwankt wie ſo manch andres, nach Möglichkeit feſtgeſtellt habe. Würde mir das Sprechen wegen meines Aſthmas nicht einigermaßen ſchwer, ich wär' imſtande, gegen mich ſelber in eine Art Indiskretion zu verfallen und Ihnen auszuplaudern, was ich über Sie gedacht habe. Habe ja, wie Sie wiſſen, 'ne natürliche Neigung zum Ausplaudern, zum Plaudern überhaupt, und Kortſchädel, der ſich im übrigen durch franzöſiſche Vokabeln nicht auszeichnete, hat mich ſogar einmal einen ‚Cauſeur' genannt. Aber freilich ſchon lange her, und jetzt iſt es damit total vorbei. Zuletzt ſtirbt ſelbſt die alte Kindermuhme in einem aus."

„Glaub' ich nicht. Wenigſtens Sie, Herr von Stechlin, ſorgen für den Ausnahmefall."

„Ich will es gelten lassen und mich auch gleich legitimieren. Haben Sie denn in Ihrer Zeitung gelesen, wie sie da neulich wieder dem armen Bennigsen zugesetzt haben? Mir mißfällt es, wiewohl Bennigsen nicht gerade mein Mann ist."

„Auch meiner nicht. Aber, er sei, wie er sei, er ist doch ein Excelsior-Mann. Und wer hierlandes für ein freudiges ‚excelsior' ist, der ist bei den Ostelbiern (Pardon, Sie gehören ja selbst mit dazu) von vornherein verdächtig und ein Gegenstand tiefen Mißtrauens. Jedes höher gesteckte Ziel, jedes Wollen, das über den Kartoffelsack hinausgeht, findet kein Verständnis, sicherlich keinen Glauben. Und bringt einer irgend ein Opfer, so heißt es bloß, daß er die Wurst nach der Speckseite werfe."

Dubslav lachte. „Lorenzen, Sie sitzen wieder auf Ihrem Steckenpferd. Aber ich selber bin freilich schuld. Warum kam ich auf Bennigsen! Da war das Thema gegeben, und Ihr Ritt ins Bebelsche (denn weitab davon sind Sie nicht) konnte beginnen. Aber daß Sie's wissen, ich hab' auch mein Steckenpferd und das heißt: König und Kronprinz oder alte Zeit und neue Zeit. Und darüber hab' ich seit lange mit Ihnen sprechen wollen, nicht akademisch, sondern märkisch-praktisch, so recht mit Rücksicht auf meine nächste Zukunft. Denn es heißt nachgrade bei mir: ‚Was du thun willst, thue bald.'"

Lorenzen nahm des Alten Hand und sagte: „Gewiß kommen andre Zeiten. Aber man muß mit der Frage, was kommt und was wird, nicht zu früh anfangen. Ich seh' nicht ein, warum unser alter König von Thule hier nicht noch lange regieren sollte. Seinen letzten Trunk zu thun und den Becher dann in den Stechlin zu werfen, damit hat es noch gute Wege."

„Nein, Lorenzen, es dauert nicht mehr lange; die Zeichen sind da, mehr als zu viel. Und damit alles klappt und paßt, geh' ich nun auch gerad' ins Sieben-

undſechzigſte, und wenn ein richtiger Stechlin ins Siebenundſechzigſte geht, dann geht er auch in Tod und Grab. Das is ſo Familientradition. Ich wollte, wir hätten eine andre. Denn der Menſch is nun mal feige und will dies ſchändliche Leben gern weiterleben."

„Schändliches Leben! Herr von Stechlin, Sie haben ein ſehr gutes Leben gehabt."

„Na, wenn es nur wahr iſt! Ich weiß nicht, ob alle Globſower ebenſo denken. Und die bringen mich wieder auf mein Hauptthema."

„Und das lautet?"

„Das lautet: ‚Teuerſter Paſtor, ſorgen Sie dafür, daß die Globſower nicht zu ſehr obenauf kommen.'"

„Aber, Herr von Stechlin, die armen Leute . . ."

„Sagen Sie das nicht. Die armen Leute! Das war mal richtig; heuztutage aber paßt es nicht mehr. Und ſolch unſichere Paſſagiere wie mein Woldemar und wie mein lieber Lorenzen (von dem der Junge, Pardon, all den Unſinn hat), ſolche unſichere Paſſagiere, ſtatt den Riegel vorzuſchieben, kommen den Lorgelowſchen auf halbem Wege entgegen und ſagen: ‚Ja, ja, Töffel, du haſt auch eigentlich ganz recht,' oder, was noch ſchlimmer iſt: ‚Ja, ja, Jochem, wir wollen mal nachſchlagen.'"

„Aber, Herr von Stechlin."

„Ja, Lorenzen, wenn Sie auch noch ſolch gutes Geſicht machen, es iſt doch ſo. Die ganze Geſchichte wird auf einen andern Leiſten gebracht, und wenn dann wieder eine Wahl iſt, dann fährt der Woldemar 'rum und erzählt überall, ‚Katzenſtein ſei der rechte Mann'. Oder irgend ein andrer. Aber das iſt Mus wie Mine; — verzeihen Sie den etwas fortgeſchrittenen Ausdruck. Und wenn dann die junge gnädige Frau Beſuch kriegt oder wohl gar einen Ball giebt, da will ich Ihnen

ganz genau ſagen, wer dann hier in dieſem alten Kaſten, der dann aber renoviert ſein wird, antritt. Da iſt in erſter Reihe der Miniſter von Ritzenberg geladen, der, wegen Kaltſtellung unter Bismarck, von langer Hand her eine wahre Wut auf den alten Sachſenwalder hat, und eröffnet die Polonaiſe mit Armgard. Und dann iſt da ein Profeſſor, Kathederſozialiſt, von dem kein Menſch weiß, ob er die Geſellſchaft einrenken oder aus den Fugen bringen will, und führt eine Adelige, mit kurzgeſchnittenem Haar (die natürlich ſchriftſtellert) zur Quadrille. Und dann bewegen ſich da noch ein Afrikareiſender, ein Architekt und ein Portraitmaler, und wenn ſie nach den erſten Tänzen eine Pauſe machen, dann ſtellen ſie ein lebendes Bild, wo ein Wilddieb von einem Edelmann erſchoſſen wird, oder ſie führen ein franzöſiſches Stück auf, das die Dame mit dem kurzgeſchnittenen Haar überſetzt hat, ein ſogenanntes Ehebruchsdrama, drin eine Advokatenfrau gefeiert wird, weil ſie ihren Mann mit einem Taſchenrevolver über den Haufen geſchoſſen hat. Und dann giebt es Muſikſtücke, bei denen der Klavierſpieler mit ſeiner langen Mähne über die Täſten hinfegt, und in einer Nebenſtube ſitzen andere und blättern in einem Album mit lauter Berühmtheiten, obenan natürlich der alte Wilhelm und Kaiſer Friedrich und Bismarck und Moltke, und ganz gemütlich dazwiſchen Mazzini und Garibaldi, und Marx und Laſſalle, die aber wenigſtens tot ſind, und daneben Bebel und Liebknecht. Und dann ſagt Woldemar: ‚Sehen Sie da den Bebel. Mein politiſcher Gegner, aber ein Mann von Geſinnung und Intelligenz.‘ Und wenn dann ein Adeliger aus der Reſidenz an ihn herantritt und ihm ſagt: „Ich bin überraſcht, Herr von Stechlin, — ich glaubte den Grafen Schwerin hier zu finden,‘ dann ſagt Woldemar: „Ich habe die Fühlung mit dieſem Herrn verloren.‘“

Der Paſtor lachte. „Und Sie wollen ſterben. Wer ſo lange ſprechen kann, der lebt noch zehn Jahr.“

„Nichts, nichts. Ich halte Sie feſt. Kommt es ſo, oder kommt es nicht ſo?“

„Nun, es kommt ſicherlich nicht ſo.“

„Sind Sie deſſen ſicher?“

„Ganz ſicher.“

„Dann ſagen Sie mir, wie es kommt, aber ehrlich.“

„Nun, das kann ich leicht, und ſie haben mir ſelber den Weg gewieſen, als Sie gleich anfangs von ‚König und Kronprinz‘ ſprachen. Dieſer Gegenſatz exiſtiert natürlich überall und in allen Lebensverhältniſſen. Es kommen eben immer Tage, wo die Leute nach irgend einem ‚Kronprinzen‘ ausſehn. Aber ſo gewiß das richtig iſt, noch richtiger iſt das andre: der Kronprinz, nach dem ausgeſchaut wurde, hält nie das, was man von ihm erwartete. Manchmal kippt er gleich um und erklärt in plötzlich erwachter Pietät, im Sinne des Hochſeligen weiterregieren zu wollen; in der Regel aber macht er einen leidlich ehrlichen Verſuch, als Neugeſtalter aufzutreten und holt ein Volksbeglückungsprogramm auch wirklich aus der Taſche. Nur nicht auf lange. ‚Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch eng im Raume ſtoßen ſich die Sachen‘. Und nach einem halben Jahre lenkt der Neuerer wieder in alte Bahnen und Geleiſe ein.“

„Und ſo wird es Woldemar auch machen?“

„So wird es Woldemar auch machen. Wenigſtens wird ihn die Luſt ſehr bald anwandeln, ſo halb und halb ins Alte wieder einzulenken.“

„Und dieſe Luſt werden Sie natürlich bekämpfen. Sie haben ihm in den Kopf geſetzt, daß etwas durchaus Neues kommen müſſe. Sogar ein neues Chriſtentum.“

„Ich weiß nicht, ob ich ſo geſprochen habe; aber

wenn ich ſo ſprach, dies neue Chriſtentum iſt gerade das alte.“

„Glauben Sie das?“

„Ich glaub' es. Und was beſſer iſt: ich fühl' es.“

„Nun gut, das mit dem neuen Chriſtentum iſt Ihre Sache; da will ich Ihnen nicht hineinreden. Aber das andre, da müſſen Sie mir was verſprechen. Beſinnt er ſich, und kommt er zu der Anſicht, daß das alte Preußen mit König und Armee, trotz all ſeiner Gebreſten und altmodiſchen Geſchichten, doch immer noch beſſer iſt als das vom neueſten Datum, und daß wir Alten vom Cremmer-Damm und von Fehrbellin her, auch wenn es uns ſelber ſchlecht geht, immer noch mehr Herz für die Torgelowſchen im Leibe haben als alle Torgelows zuſammengenommen, kommt es zu ſolcher Rückbekehrung, dann, Lorenzen, ſtören Sie dieſen Prozeß nicht. Sonſt erſchein' ich Ihnen. Paſtoren glauben zwar nicht an Geſpenſter, aber wenn welche kommen, graulen ſie ſich auch.“

Lorenzen legte ſeine Hand auf die Hand Dubslavs und ſtreichelte ſie, wie wenn er des Alten Sohn geweſen wäre. „Das alles, Herr von Sechlin, kann ich Ihnen gern verſprechen. Ich habe Woldemar erzogen, als es mir oblag, und Sie haben in Ihrer Klugheit und Güte mich gewähren laſſen. Jetzt iſt Ihr Sohn ein vornehmer Herr und hat die Jahre. Sprechen hat ſeine Zeit, und Schweigen hat ſeine Zeit. Aber wenn Sie ihn und mich von oben her unter Kontrolle nehmen und eventuell mir erſcheinen wollen, ſo ſchieben Sie mir dabei nicht zu, was mir nicht zukommt. Nicht ich werde ihn führen. Dafür iſt geſorgt. Die Zeit wird ſprechen, und neben der Zeit das neue Haus, die blaſſe junge Frau und vielleicht auch die ſchöne Meluſine.“

Der Alte lächelte. „Ja, ja.“

Zweiundvierzigstes Kapitel.

So ging das Gespräch. Und als Lorenzen aufbrach, fühlte sich der Alte wie belebt und versprach sich eine gute Nacht mit viel Schlaf und wenig Beängstigung.

Aber es kam anders; die Nacht verlief schlecht, und als der Morgen da war und Engelke das Frühstück brachte, sagte Dubslav: „Engelke, schaff die Wabe weg; ich kann das süße Zeug nicht mehr sehn. Krippenstapel hat es gut gemeint. Aber es is nichts damit und überhaupt nichts mit der ganzen Heilkraft der Natur."

„Ich glaube doch, gnäd'ger Herr. Bloß gegen die Gegenkraft kann die Wabe nich an."

„Du meinst also: ‚für 'n Tod kein Kraut gewachsen ist'. Ja, das wird es wohl sein; das mein' ich auch."

Engelke schwieg.

* * *

Eine Stunde später kam ein Brief, der, trotzdem er aus nächster Nähe stammte, doch durch die Post befördert worden war. Er war von Ermyntrud, behandelte die durch Koseleger und sie selbst geplante Gründung eines Rettungshauses für verwahrloste Kinder und äußerte sich am Schlusse dahin, daß, „wenn sich — hoffentlich binnen kurzem — ihre Wünsche für Dubslavs fortschreitende Gesundheit erfüllt haben würden," Agnes, das

Enkelkind der alten Buſchen, als erſte, wie ſie vertraue, ſittlich zu Heilende in das Aſyl aufgenommen werden möchte.

Dubslav drehte den Brief hin und her, las noch einmal und ſagte dann: „O, dieſe Komödie . . . ‚wenn ſich meine Wünſche für Ihre fortſchreitende Geſundheit erfüllt haben werden‘ . . . das heißt doch einfach, ‚wenn Sie ſich demnächſt den Raſen von unten anſehn‘. Alle Menſchen ſind Egoiſten, Prinzeſſinnen auch, und ſind ſie fromm, ſo haben ſie noch einen ganz beſonderen Jargon. Es mag ſo bleiben, es war immer ſo. Wenn ſie nur ein bißchen mehr Vertrauen zu dem geſunden Menſchenverſtand andrer hätten.“

Er ſteckte, während er ſo ſprach, den Brief wieder in das Couvert und rief Agnes.

Das Kind kam auch.

„Agnes, gefällt es dir hier?“

„Ja, gnäd'ger Herr, es gefällt mir hier.“

„Und iſt dir auch nicht zu ſtill?“

„Nein, gnäd'ger Herr, es iſt mir auch nicht zu ſtill. Ich möchte immer hier ſein.“

„Na, du ſollſt auch bleiben, Agnes, ſo lang es geht. Und nachher. Ja, nachher . . .“

Das Kind kniete vor ihm nieder und küßte ihm die Hände.

* * *

Dubslavs Zuſtand verſchlechterte ſich ſchnell. Engelke trat an ihn heran und ſagte: „Gnäd'ger Herr, ſoll ich nicht in die Stadt ſchicken?“

„Nein.“

„Oder zu der Buſchen?“

„Ja, das thu'. So 'ne alte Hexe kann es immer noch am beſten.“

In Engelkens Augen traten Thränen.

Dubslav, als er es ſah, ſchlug raſch einen andern

Ton an. „Nein, Engelke, graule dich nicht vor deinem alten Herrn. Ich habe es bloß so hingesagt. Die Buschen soll nich kommen. Es würde mir wohl auch nicht viel schaden, aber wenn man schon so in sein Grab sieht, dann muß man doch anders sprechen, sonst hat man schlechte Nachrede bei den Leuten. Und das möcht' ich nich, um meinetwegen nich und um Woldemars wegen nich . . . Und dabei fällt mir auch noch Adelheid ein . . Die käme mir am Ende gleich nach, um mich zu retten. Nein, Engelke nich die Buschen. Aber gieb mir noch mal von den Tropfen. Ein bißchen besser als der Thee sind sie doch."

* * *

Engelke ging, und Dubslav war wieder allein. Er fühlte, daß es zu Ende gehe. „Das ‚Ich' ist nichts, — damit muß man sich durchdringen. Ein ewig Gesetzliches vollzieht sich, weiter nichts, und dieser Vollzug, auch wenn er ‚Tod' heißt, darf uns nicht schrecken. In das Gesetzliche sich ruhig schicken, das macht den sittlichen Menschen und hebt ihn."

Er hing dem noch so nach und freute sich, alle Furcht überwunden zu haben. Aber dann kamen doch wieder Anfälle von Angst, und er seufzte: „Das Leben ist kurz, aber die Stunde ist lang."

* * *

Es war eine schlimme Nacht. Alles blieb auf. Engelke lief hin und her, und Agnes saß in ihrem Bett und sah mit großen Augen durch die halbgeöffnete Thür in das Zimmer des Kranken. Erst als schon der Tag graute, wurde durch das ganze Haus hin alles ruhiger; der Kranke nickte matt vor sich hin, und auch Agnes schlief ein.

Es war wohl ſchon ſieben, — die Parkbäume hinter dem Vorgarten lagen bereits in einem helien Schein — als Engelke zu dem Kinde herantrat und es weckte. „Steih upp, Agnes.“

„Is he dod?“

„Nei. He ſlöppt en beten. Un ick glöw, et ſitt em nich mihr ſo upp de Boſt.“

„Ick grul' mi ſo.“

„Dat brukſt du nich. Un kann ook ſinn, he ſlöppt ſich wedder geſunn . . . Un nu, ſteih upp un bind di ook en Doog um 'n Kopp. Et is noch en beten küll drut. Un denn geih in 'n Goaren un plück em (wenn du wat finnſt) en beten Krokus oder wat et ſünſten is.“

Die Kleine trat auch leiſe durch die Balkonthür auf die Veranda hinaus und ging auf das Rundell zu, um nach ein paar Blumen zu ſuchen. Sie fand auch allerlei; das beſte waren Schneeglöckchen. Und nun ging ſie, mit den Blumen in der Hand, noch ein paar mal auf und ab und ſah, wie die Sonne drüben aufſtieg. Sie fröſtelte. Zugleich aber kam ihr ein Gefühl des Lebens. Dann trat ſie wieder in das Zimmer und ging auf den Stuhl zu, wo Dubslav ſaß. Engelke, die Hände gefaltet, ſtand neben ſeinem Herrn.

Das Kind trat heran und legte die Blumen dem Alten auf den Schoß.

„Dat ſinn de ihrſten,“ ſagte Engelke, „un wihren ook woll de beſten ſinn.“

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Es war Mittwoch früh, daß Dubslav, ſtill und ſchmerzlos, das Zeitliche geſegnet hatte. Lorenzen wurde gerufen; auch Kluckhuhn kam, und eine Stunde ſpäter war ein Gemeindediener unterwegs, der die Nachricht von des Alten Tode den im Kreiſe Zunächſtwohnenden überbringen ſollte, voran der Domina, dann Roſeleger, dann Katzlers und zuletzt den beiden Gundermanns.

* * *

Den Tag drauf trafen zwei Briefe bei den Barbys ein, der eine von Adelheid, der andre von Armgard. Adelheid machte dem gräflichen Hauſe kurz und förmlich die Anzeige von dem Ableben ihres Bruders, unter gleichzeitiger Mitteilung, „daß das Begräbnis am Sonnabend mittag ſtattfinden werde." Der Brief Armgards aber lautete: „Liebe Meluſine! Wir bleiben noch bis morgen hier, — noch einmal das Forum, noch einmal den Palatin. Ich werde heute noch aus der Fontana Trevi trinken, dann kommt man wieder, und das iſt für jeden, der Rom verläßt, bekanntlich der größte Troſt. Wir gehen nun nach Capri, aber in Etappen, und bleiben unter anderm einen halben Tag in Monte Caſſino, wo (verzeih meine Weisheit) das ganze Ordensweſen entſtanden ſein ſoll. Ich liebe

Klöſter, wenn auch nicht für mich perſönlich. Neapel berühren wir nur kurz und gehen gleich bis Amalfi, wenn wir nicht das höher gelegene Ravello bevorzugen. Dann erſt über Sorrent nach Capri, dem eigentlichen Ziel unſrer Reiſe. Wir werden nicht bei Pagano wohnen, wo, bei allem Reſpekt vor der Kunſt, zu viel Künſtler ſind, ſondern weiter abwärts, etwa auf halber Höhe. Wir haben von hier aus eine Empfehlung. In acht Tagen ſind wir ſicher da. Sorge, daß wir dann einen Brief von dir vorfinden. Vorher ſind wir ſo gut wie unerreichbar, ein Zuſtand, den ich mir als Kind immer gewünſcht und mir als etwas ganz beſonders Poetiſches vorgeſtellt habe. Küſſe meinen alten Papa. Nach Stechlin hin tauſend Grüße, vor allem aber bleibe, was du jederzeit warſt: die Schweſter, die Mutter (nur nicht die Tante) deiner glücklichen, dich immer und immer wieder zärtlich liebenden Armgard."

Armgards Brief kam kaum zu ſeinem Recht, weil ſowohl der alte Graf wie Meluſine ganz der Erwägung lebten, ob es nicht, trotz Armgards gegenteiliger Vorwegverſicherung, vielleicht doch noch möglich ſein würde, das junge Paar irgendwo telegraphiſch zu erreichen; aber es ging nicht, man mußt es aufgeben und ſich begnügen, allerperſönlichſt Vorbereitungen für die Fahrt nach Stechlin hin zu treffen. Des alten Grafen Befinden war nicht das beſte, ſo daß ſeitens des Hausarztes ſein Fernbleiben von dem Begräbnis dringend gewünſcht wurde. Daran aber war gar nicht zu denken. Und ſo brachen denn Vater und Tochter am Sonnabend früh nach Stechlin hin auf. Jeſerich wurde mitgenommen, um für alle Fälle zur Hand zu ſein. Es war Prachtwetter, aber ſcharfe Luft, ſo daß man trotz Sonnenſchein fröſtelte.

* * *

In dem alten Herrenhause zu Stechlin sah es am Begräbnistage sehr verändert aus; sonst so still und abgeschieden, war heute alles Andrang und Bewegung. Zahllose Kutschen erschienen und stellten sich auf dem Dorfplatz auf, die meisten ganz in Nähe der Kirche. Diese lag in prallem Sonnenschein da, so daß man deutlich die hohen, in die Feldsteinwand eingemauerten Grabsteine sah, die früher, vor der Restaurierung, im Kirchenschiff gelegen hatten. Epheu fehlte; nur Holunderbüsche, die zu grünen anfingen, und dazwischen Ebereschensträucher wuchsen um den Chor herum.

Der Tote war auf dem durch Palmen und Lorbeer in eine grüne Halle umgewandelten Hausflur aufgebahrt, Adelheid machte die Honneurs, und ihre hohen Jahre, noch mehr aber ihr Selbstbewußtsein, ließen sie die ihr zuständige Rolle mit einer gewissen Würde durchführen. Außer den Barbys, Vater und Tochter, waren, von Berlin her, noch Baron und Baronin Berchtesgaden gekommen, ebenso Rex und Hauptmann von Czako. Rex sah aus, als ob er am Grabe sprechen wolle, während sich Czako darauf beschränkte, das gesellschaftliche Durchschnittstrauermaß zu zeigen.

Aber diese Berliner Gäste verschwanden natürlich in dem Kontingent, das die Grafschaft gestellt hatte. Dieselben Herren, die sich — kaum ein halbes Jahr zurück — am Rheinsberger Wahltage zusammengefunden und sich damals, von ein paar Ausnahmen abgesehen, über Torgelows Sieg eigentlich mehr erheitert als geärgert hatten, waren auch heute wieder da: Baron Beetz, Herr von Krangen, Jonghherr van dem Peerenbom, von Gnewkow, von Blechernhahn, von Storbeck, von Molchow, von der Nonne, die meisten, wie herkömmlich, mit sehr kritischen Gesichtern. Auch Direktor Thormeyer war gekommen, in pontificalibus, angethan mit so vielen Orden und Medaillen, daß er damit weit über den

Landadel hinauswuchs. Einige stießen sich denn auch an, und Molchow sagte mit halblauter Stimme zu von der Ronne: „Sehn Sie, Ronne, das ist die ‚Schmetterlingsschlacht', von der man jetzt jeden Tag in den Zeitungen liest." Aber trotz dieser spöttischen Bemerkung, wäre Thormeyer doch Hauptgegenstand aller Aufmerksamkeit geblieben, wenn nicht der jeden Ordensschmuck verschmähende, nur mit einem hochkragigen und uralten Frack angethane Edle Herr von Alten-Frisack ihm siegreiche Konkurrenz gemacht hätte. Das wendisch Götzenbildartige, das sein Kopf zeigte, gab auch heute wieder den Ausschlag zu seinen Gunsten. Er nickte nur pagodenhaft hin und her und schien selbst an die vom ältesten Adel die Frage zu richten: „Was wollt ihr hier?" Er hielt sich nämlich (worin er einer ererbten Geschlechtsanschauung folgte) für den einzig wirklich berechtigten Bewohner und Vertreter der ganzen Grafschaft.

Das waren so die Hauptanwesenden. Alles stand dichtgedrängt, und von Blechernhahn, der in Bezug auf „Schneid" beinah' an von Molchow heranreichte, sagte: „Bin neugierig, was der Lorenzen heute loslassen wird. Er gehört ja zur Richtung Göhre."

„Ja, Göhre," sagte von Molchow. „Merkwürdig, wie der Zufall spielt. Das Leben macht doch immer die besten Witze."

Weiter kam es mit dieser ziemlich ungeniert geführten Unterhaltung nicht, weil sich, als Molchow eben seinen Pfeil abgeschossen hatte, die Gesamtaufmerksamkeit auf jene Flurstelle richtete, wo der aufgebahrte Sarg stand. Hier war nämlich und zwar in einem brillant sitzenden und mit Atlasaufschlägen ausstaffierten Frack in eben diesem Augenblicke der Rechtanwalt Katzenstein erschienen und schritt, nachdem er einen Gransee-schen Riesenkranz am Fußende des Sarges niedergelegt hatte, mit jener Ruhe, wie sie nur das gute Gewissen

giebt, auf Adelheid zu, vor der er ſich reſpektvollſt verneigte. Dieſe bewahrte gute Haltung und dankte. Von verſchiedenen Seiten her aber hörte man leiſe das Wort „Affront", während ein in unmittelbarer Nähe des Edlen Herrn von Alten-Friſack ſtehender, erſt ſeit kurzem zu Chriſtentum und Konſervatismus übergetretener Katzenſteinſcher Kollege lächelnd vor ſich hin murmelte: „Schlauberger!"

Und nun war es Zeit.

Der Zug ordnete ſich, Militärmuſik aus der nächſten Garniſon ſchritt vorauf; dann traten die Stechliner Bauern heran, die darum gebeten hatten, den Sarg tragen zu dürfen. Diener und Mädchen aus dem Hauſe nahmen die Kränze. Dann kam Adelheid mit Paſtor Lorenzen, an die ſich die Trauerverſammlung (viele von ihnen in Landſtandsuniform) unmittelbar anſchloß. Draußen ſah man, daß eine große Zahl kleiner Leute Spalier gebildet hatte. Das waren die von Globſow. Sie hatten bei der Rheinsberger Wahl alle für Torgelow oder doch wenigſtens für Katzenſtein geſtimmt; jetzt aber, wo der Alte tot war, waren ſie doch vorwiegend der Meinung: „De wihr ſo wiet janz good."

Die Muſik klang wundervoll; kleine Mädchen ſtreuten Blumen, und ſo ging es den etwas anſteigenden Kirchhof hinauf, zwiſchen den Gräbern hindurch und zuletzt auf das uralte, niedrige Kirchenportal zu. Vor dem Altar ſtellten ſie den Sarg auf einen mit einer Verſenkungsvorrichtung verſehenen Stein, unter dem ſich die Gruft der Stechline befand. Schiff und Emporen waren überfüllt; bis auf den Kirchhof hinaus ſtand alles Kopf an Kopf. Und nun trat Lorenzen an den Sarg heran, um über den, den er trotz aller Verſchiedenheit der Meinungen ſo ſehr geliebt und verehrt, ein paar Worte zu ſagen.

„Wer ſeinen Weg richtig wandelt, kommt zu ſeiner

Ruhe in der Kammer.' Dieſen Weg zu wandeln, war das Beſtreben deſſen, an deſſen Sarge wir hier ſtehn. Ich gebe kein Bild ſeines Lebens, denn wie dies Leben war, es wiſſen's alle, die hier erſchienen ſind. Sein Leben lag aufgeſchlagen da, nichts verbarg ſich, weil ſich nichts zu verbergen brauchte. Sah man ihn, ſo ſchien er ein Alter, auch in dem, wie er Zeit und Leben anſah; aber für die, die ſein wahres Weſen kannten, war er kein Alter, freilich auch kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinaus liegt, was immer gilt und immer gelten wird: ein Herz. Er war kein Programmedelmann, kein Edelmann nach der Schablone, wohl aber ein Edelmann nach jenem alles Beſte umſchließenden Etwas, das Geſinnung heißt. Er war recht eigentlich frei. Wußt' es auch, wenn er's auch oft beſtritt. Das goldene Kalb anbeten, war nicht ſeine Sache. Daher kam es auch, daß er vor dem, was das Leben ſo vieler andrer verdirbt und unglücklich macht, bewahrt blieb, vor Neid und böſem Leumund. Er hatte keine Feinde, weil er ſelber keines Menſchen Feind war. Er war die Güte ſelbſt, die Verkörperung des alten Weisheitsſatzes: ‚Was du nicht willſt, daß man dir thu'.

„Und das leitet mich denn auch hinüber auf die Frage nach ſeinem Bekenntnis. Er hatte davon weniger das Wort, als das Thun. Er hielt es mit den guten Werken und war recht eigentlich das, was wir überhaupt einen Chriſten nennen ſollten. Denn er hatte die Liebe. Nichts Menſchliches war ihm fremd, weil er ſich ſelbſt als Menſch empfand und ſich eigner menſchlicher Schwäche jederzeit bewußt war. Alles, was einſt unſer Herr und Heiland gepredigt und gerühmt, und an das er die Segensverheißung geknüpft hat, — all das war ſein: Friedfertigkeit, Barmherzigkeit und die Lauterkeit des Herzens. Er war das Beſte, was wir

ſein können, ein Mann und ein Kind. Er iſt nun eingegangen in ſeines Vaters Wohnungen und wird da die Himmelsruhe haben, die der Segen aller Segen iſt."

Einige der Anweſenden ſahen ſich bei dieſer Schlußwendung an. Am meiſten bemerkt wurde Gundermann, deſſen der Rede halb zuſtimmende, halb ablehnende Haltung bei den verſammelten „Alten und Echten" (die wohl ſich, aber nicht ihm ein Recht der Kritik zuſchrieben), auch hier wieder ein Lächeln hervorrief. Dann folgte mit erhobener Stimme Gebet und Einſegnung, und als die Orgel intonierte, ſenkte ſich der auf dem Verſenkungsſtein ſtehende Sarg langſam in die Gruft. Einen Augenblick ſpäter, als der wiederaufſteigende Stein die Gruftöffnung mit einem eigentümlichen Klappton ſchloß, hörte man von der Kirchenthür her erſt ein krampfhaftes Schluchzen und dann die Worte: „Nu is allens ut; nu möt ick ook weg." Es war Agnes. Man nahm das Kind von dem Schemel herunter, auf dem es ſtand, um es unter Zuſpruch der Nächſtſtehenden, auf den Kirchhof hinauszuführen. Da ſchlich es noch eine Weile weinend zwiſchen den Gräbern hin und her und ging dann die Straße hinunter auf den Wald zu.

Die alte Buſchen ſelbſt hatte nicht gewagt, mit dabei zu ſein.

* * *

Unter denen, die draußen auf dem Kirchhof ſtanden, waren auch von Molchow und von der Nonne. Jeder von ihnen wartete auf ſeine Kutſche, die, weil der Andrang ſo groß war, nicht gleich vorfahren konnte. Beide froren bitterlich bei der ſcharfen Luft, die vom See herwehte.

„Ich weiß nicht," ſagte von der Nonne, „warum ſie die Feier nicht im Hauſe, wo ſie doch heizen konnten,

abgehalten haben; es war ja da drin gar keine menschliche Temperatur mehr. Und nun erst hier draußen."

„Is leider so," sagte Molchow, „und ich werde wohl auch mit 'ner Kopfkolik abschließen. Und mitunter stirbt man dran. Aber wenn man in Berlin is (und ich habe da neulich auch so was mitgemacht), is es doch noch schlimmer. Da haben sie was, was sie 'ne Leichenhalle nennen, 'ne Art Kapelle mit Bibelspruch und Lorbeerbäumen, und dahinter verstecken sich ein paar Gesangsmenschen. Wenn man sie nachher aber sieht, sehen sie sehr gefrühstückt aus."

„Kenn' ich, kenn' ich," sagte Nonne.

„Nu, der Gesang," fuhr Molchow fort, „das ginge noch, den kann man schließlich aushalten. Aber der Fußboden und der Zug durch die offenstehende Thür. Und wenn man noch bloß den kriegte. Wer aber Pech hat, der kommt, wenn's Winter is, dicht neben einen Kanonenofen zu stehn, und wenn ich sage, ‚der pustet', so sag' ich noch wenig. Und der Geistliche kann einem auch leid thun. Er spricht so zu sagen für niemanden. Wer kann denn bei solchem Zug und solchem Ofenpusten ordentlich zuhören? Und bloß das weiß ich, daß ich immer an die drei Männer im feurigen Ofen gedacht habe. So halb Eisklumpen, halb Bratapfel is nich mein Fall."

„Ja, die Berliner," sagte Nonne . . . . „Nich zu glauben."

„Nich zu glauben. Und dabei bilden sie sich ein, sie hätten eigentlich alles am besten. Und mancher von ihnen glaubt es auch wirklich. Aber die Hölle lacht."

„Ich bitte Sie, Molchow, menagieren Sie sich! Das über Berlin, na, das ginge vielleicht noch. Aber so gleich hier von Hölle, hier mitten auf 'nem christlichen Kirchhof . . ."

* * *

Bald danach hatte ſich der Kirchhof geleert, und alles, was in der Grafſchaft wohnte, war auf dem Heimwege. Nur die von Berlin her erſchienenen Gäſte, die den nächſten, an Granſee vorüberkommenden Roſtocker Zug abzuwarten hatten, waren in das Herrenhaus zurückgekehrt, wo mittlerweile für einen Imbiß Sorge getragen war. Rex und Czako, desgleichen auch die Berchtesgadens, nahmen erſt ein Glas Wein und dann eine Taſſe Kaffee. Zwiſchen dem alten Grafen und Adelheid knüpfte ſich ein mäßig belebtes Geſpräch an, wobei der Graf der Vorzüge des Verſtorbenen gedachte. Da Schweſter Adelheid jedoch, wie ſo viele Schweſtern, allerlei Zweifel und Bedenken hinſichtlich des Thuns und Treibens ihres Bruders hegte, ſo ging man bald zu den Kindern über und beklagte, daß ſie bei einer ſo ſchönen Feier nicht hätten zugegen ſein können. Dazwiſchen wurde dann freilich das faſt entgegengeſetzt klingende Bedauern laut, daß das junge Paar ſeinen Aufenthalt im Süden wohl werde abbrechen müſſen. Der alte Graf in ſeiner Güte fand alles, was Adelheid ſagte, ſehr verſtändig, während ſich Adelheids Gefühle mit der Anerkennung begnügten, daß ſie ſich den Alten eigentlich ſchlimmer gedacht habe.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Melusine war aus der Kirche mit in das Herrenhaus zurückgekehrt und widmete sich hier auf eine kurze Weile zunächst ihren Freunden, den Berchtesgadens, dann Rex und Czako. Danach ging sie in die Pfarre hinüber, um Lorenzen zu danken und noch ein kurzes Gespräch mit ihm über Woldemar und Armgard zu haben, im wesentlichen eine Wiederholung alles dessen, was sie schon während ihres Weihnachtsbesuches mit ihm durchgesprochen hatte. Sie verplauderte sich dabei wider Wunsch und Willen, und als sie schließlich nach dem Herrenhause zurückkehrte, begegnete sie bereits jener Aufbruchsunruhe, die kein ernstes Eingehen auf irgend ein Thema mehr zuläßt. Sie beschränkte sich deshalb auf ein paar Worte mit Tante Adelheid. Daß man sich gegenseitig nicht mochte, war der einen so gewiß wie der andern. Sie waren eben Antipoden: Stiftsdame und Weltdame, Putz und Windsor, vor allem enge und weite Seele.

„Welch ein Mann, Ihr Pastor Lorenzen," sagte Melusine. „Und zum Glück auch noch unverheiratet."

„Ich möchte das nicht so betonen und noch weniger es beloben. Es widerspricht dem Beispiele, das unser Gottesmann gegeben, und widerspricht auch wohl der Natur."

„Ja, der Durchschnittsnatur. Es giebt aber, Gott

sei Dank, Ausnahmen. Und das sind die eigentlich Berufenen. Eine Frau nehmen, ist alltäglich . . ."

„Und keine Frau nehmen, ist ein Wagnis. Und die Nachrede der Leute hat man noch obenein."

„Diese Nachrede hat man immer. Es ist das erste, wogegen man gleichgültig werden muß. Nicht in Stolz, aber in Liebe."

„Das will ich gelten lassen. Aber die Liebe des natürlichen Menschen bezeigt sich am besten in der Familie."

„Ja, die des natürlichen Menschen . . ."

„Was ja so klingt, Frau Gräfin, als ob Sie dem Unnatürlichen das Wort reden wollten."

„In gewissem Sinne ‚ja', Frau Domina. Was entscheidet, ist, ob man dabei nach oben oder nach unten rechnet."

„Das Leben rechnet nach unten."

„Oder nach oben; je nachdem."

Es klang alles ziemlich gereizt. Denn so leichtlebig und heiter Melusine war, einen Ton konnte sie nicht ertragen, den sittlicher Überheblichkeit. Und so war eine Gefahr da, sich die Schraubereien fortsetzen zu sehen. Aber die Meldung, daß die Wagen vorgefahren seien, machte dieser Gefahr ein Ende. Melusine brach ab und teilte nur noch in Kürze mit, daß sie vorhabe, morgen mit dem frühesten von Berlin aus einen Brief zu schreiben, der mutmaßlich gleichzeitig mit dem jungen Paar in Capri eintreffen werde. Adelheid war damit einverstanden, und Melusine nahm Baron Berchtesgadens Arm, während der alte Graf die Baronin führte.

Das Verdeck des vor dem Portal haltenden Wagens war zurückgeschlagen, und alsbald hatten die Baronin und Melusine im Fond, die beiden Herren aber auf dem Rücksitz Platz genommen. So ging es eine schon

in Räschen stehende Weidenallee hinunter, die beinahe geradlinig auf Granſee zuführte. Das Wetter war wunderſchön; von der Kälte, die noch am Vormittag geherrſcht hatte, zeigte ſich nichts mehr; der Himmel war gleichmäßig grau, nur hier und da eine blaue Stelle. Der Rauch ſtand in der ſtillen Luft, die Spatzen quirlierten auf den Telegraphendrähten und aus dem Saatengrün ſtiegen die Lerchen auf. „Wie ſchön," ſagte Baron Berchtesgaden, „und dabei ſpricht man immer von der Dürftigkeit und Proſa dieſer Gegenden." Alles ſtimmte zu, zumeiſt der alte Graf, der die Frühlingsluft einſog und immer wieder ausſprach, wie glücklich ihn dieſe Stunde mache. Sein Bewegtſein hel auf.

„Ich dachte, lieber Barby," ſagte der Baron, „in meinen Huldigungen gegen Ihre märkiſche Frühlingslandſchaft ein Äußerſtes gethan zu haben. Aber ich ſehe, ich bleibe doch weit zurück; Sie ſchlagen mich aus dem Felde."

„Ja," ſagte der alte Graf, „und mir kommt es wohl auch zu. Denn ich bin der erſte dran, davon Abſchied nehmen zu müſſen."

* * *

Rex und Czako folgten in einem leichten Jagdwagen. Die beiden Schecken, kleine Shetländer, warfen ihre Mähnen. Daß man von einem Begräbnis kam, war dem Gefährt nicht recht anzuſehen.

„Rex," ſagte Czako, „Sie könnten nun wieder ein ander Geſicht aufſetzen. Oder wollen Sie mich glauben machen, daß Sie wirklich betrübten Herzens ſind?"

„Nein, Czako, ſo gröblich inſcenier' ich mich nicht. Und käme mir ſo was in den Sinn, ſo jedenfalls nicht vor einem Publikum, das Czako heißt. Übrigens wollen

Sie bloß etwas von ſich auf mich abwälzen. Sie ſind betrübt und wenn ich mir alles überlege, ſo ſteht es ſo, daß Sie bei dem Chateau Lafitte nicht auf Ihre Rechnung gekommen ſind. Er wirkte — denn des Alten ‚Bocksbeutel‘ hab' ich von unſerem Oktoberbeſuch her noch in dankbarer Erinnerung — wie wenn ihn Tante Adelheid aus ihrem Kloſter mitgebracht hätte.“

„Rex, Sie ſind ja wie vertauſcht und reden beinah' in meinem Stil. Es iſt doch merkwürdig, ſowie die Menſchen dies Neſt, dies Berlin, erſt hinter ſich haben, fängt Vernunft wieder an zu ſprechen.“

„Sehr verbunden. Aber eskamotieren Sie nicht die Hauptſache. Meine Frage bleibt, ‚warum ſo belegt, Czako?‘ Denn daß Sie das ſind, iſt außer Zweifel. Wenn's alſo nicht von dem Lafitte ſtammt, ſo kann es nur Meluſine ſein.“

Czako ſeufzte.

„Da haben wir's. Thatſache feſtgeſtellt, obwohl ich Ihren Seufzer nicht recht verſtehe. Sie haben nämlich nicht den geringſten Grund dazu. Geſamtſituation umgekehrt überaus günſtig.“

„Sie vergeſſen, Rex, die Gräfin iſt ſehr reich.“

„Das erſchwert nicht, das erleichtert bloß.“

„Und außerdem iſt ſie grundgeſcheit.“

„Das ſind Sie beinah' auch, wenigſtens mitunter.“

„Und dann iſt die Gräfin eine Gräfin, ja, ſogar eine Doppelgräfin, erſt durch Geburt und dann durch Heirat noch mal. Und dazu dieſe verteufelt vornehmen Namen: Barby, Ghiberti. Was ſoll da Czako? Teuerſter Rex, man muß den Mut haben, den Thatſachen ins Auge zu ſehn. Ich mache mir kein Hehl draus, Czako hat was merkwürdig Kommißmäßiges, etwa wie Landwehrmann Schultze. Kennen Sie das reizende Ballett

‚Uckermärker und Picarde'? Da haben Sie die ganze Geschichte. Melusine ist die reine Picarde."

„Zugegeben. Aber was schadet das? Italienisieren Sie sich und schreiben Sie sich von morgen ab Giacco. Dann sind Sie dem Ghiberti trotz seiner Grafenschaft dicht auf den Hacken."

„Sapristi, Mer, c'est une idée."

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Das junge Paar war, nach geplantem kurzen Aufenthalt erſt in Amalfi und dann in Sorrent, in Capri angekommen. Woldemar fragt nach Briefen, erfuhr aber, daß nichts eingegangen.

Armgard ſchien verſtimmt. „Meluſine laßt ſonſt nie warten.“

„Das hat dich verwöhnt. Sie verwöhnt dich überhaupt.“

„Vielleicht. Aber, ſo dir's recht iſt, darüber erſt ſpäter einmal, nicht heute; für ſolche Geſtändniſſe ſind wir doch eigentlich noch nicht lange genug verheiratet. Wir ſind ja noch in den Flitterwochen.“

Woldemar beſchwichtigte. „Morgen wird ein Brief da ſein. Schließen wir alſo Frieden, und ſteigen wir, wenn dir's paßt, nach Anacapri hinauf. Oder wenn du nicht ſteigen magſt, bleiben wir, wo wir ſind, und ſuchen uns hier eine gute Ausſichtsſtelle.“

Es war auf dem Frontbalkon ihres am mittleren Abhang gelegenen Albergo, daß ſie dies Geſpräch führten, und weil die Mühen und Anſtrengungen der letzten Tage ziemlich groß geweſen waren, war Armgard willens, für heute wenigſtens auf Anacapri zu verzichten. Sie begnügte ſich alſo, mit Woldemar auf das Flachdach hinaufzuſteigen, und verlebte da, angeſichts der vor ihnen ausgebreiteten Schönheit, eine glückliche

Stunde. Von Sorrent kamen Fischerboote herüber, die Fischer sangen, und der Himmel war klar und blau; nur drüben aus dem Kegel des Vesuv stieg ein dünner Rauch auf und von Zeit zu Zeit war es, als vernähme man ein dumpfes Rollen und Grollen.

„Hörst du's?" fragte Armgard.

„Gewiß. Und ich weiß auch, daß man einen Ausbruch erwartet. Vielleicht erleben wir's noch."

„Das wäre herrlich."

„Und dabei", fuhr Woldemar fort, „komm' ich von der eiteln Vorstellung nicht los, daß, wenn's da drüben ernstlich anfängt, unser Stechlin mitthut, wenn auch bescheiden. Es ist doch eine vornehme Verwandtschaft."

Armgard nickte, und von der Uferstelle her, wo die Sorrentiner Fischer eben anlegten, klang es herauf:

Tre giorni son che Nina, che Nina,
In letto ne se sta . . .

* * *

Am andern Tage, wie vorausgesagt, kam ein Brief von Melusine, diesmal aber nicht an die Schwester, sondern an Woldemar adressiert.

„Was ist?" fragte Armgard, der die Bewegung nicht entging, die Woldemar, während er las, zu bekämpfen suchte.

„Lies selbst."

Und dabei gab er ihr den Brief mit der Todesanzeige des Alten.

An ein Eintreffen in Stechlin, um noch der Beisetzung beiwohnen zu können, war längst nicht mehr zu denken; der Begräbnistag lag zurück. So kam man denn überein, die Rückreise langsam, in Etappen über Rom, Mailand und München machen, aber an jedem Orte (denn beide sehnten sich heim) nicht länger als

einen Tag verweilen zu wollen. Von Capri nahm Woldemar ein einziges Andenken mit, einen Kranz von Lorbeer und Oliven. „Den hat er ſich verdient.“ —

Die letzte Station war Dresden, und von hier aus war es denn auch, daß Woldemar ein paar kurze Zeilen an Lorenzen richtete.

Lieber Lorenzen.

Seit einer halben Stunde ſind wir in Dresden, und ich ſchreibe dieſe Zeilen angeſichts des immer wieder ſchönen Bildes von der Terraſſe aus, das auch auf den Verwöhnteſten noch wirkt. Wir wollen morgen in aller Frühe von hier fort, ſind um zehn in Berlin und um zwölf in Gransee. Denn ich will zunächſt unſer altes Stechlin wiederſehen und einen Kranz am Sarge niederlegen. Bitte, ſorgen Sie, daß mich ein Wagen auf der Station erwartet. Wenn ich auch Sie perſönlich träfe, ſo wäre mir das das Erwünſchteſte. Es plaudert ſich unterwegs ſo gut. Und von wem könnt' ich mehr und zugleich Zuverläſſigeres erfahren, als von Ihnen, der Sie die letzten Tage mit durchlebt haben werden. Meine Frau grüßt herzlichſt. Wie immer Ihr alter, treu und dankbar ergebenſter

Woldemar v. St.

* * *

Um zwölf hielt der Zug auf Bahnhof Gransee. Woldemar ſah ſchon vom Coupé aus den Wagen; aber ſtatt Lorenzen war Krippenſtapel da. Das war ihm zunächſt nicht angenehm, aber er nahm es bald von der guten Seite. „Krippenſtapel iſt am Ende noch beſſer, weil er unbefangener iſt und mit manchem weniger zurückhält. Lorenzen, wenn er dies Wort auch belächeln würde, hat einen diplomatiſchen Zug.“

In dieſem Augenblick erfolgte die Begrüßung mit dem inzwiſchen herangetretenen „Bienenvater“, und alle

drei bestiegen den Wagen, dessen Verdeck zurückgeschlagen war. Krippenstapel entschuldigte Lorenzen, „der wegen einer Trauung behindert sei“, und so wäre denn alles in bester Ordnung gewesen, wenn unser trefflicher alter Museumsdirektor nur vor Antritt seiner Fahrt nach Gransee von einer Herausbesserung seines äußeren Menschen Abstand genommen hätte. Das war ihm aber unzulässig erschienen, und so saß er denn jetzt dem jungen Paare gegenüber, angethan mit einem Schlipsstreifen und einem großen Chemisettevorbau. Der Schlips war so schmal, daß nicht bloß der zur Befestigung der Vatermörder dienende Hemdkragenrand in halber Höhe sichtbar wurde, sondern leider auch der aus einem keilartigen Ausschnitt hervorlugende Adamsapfel, der sich nun, wie ein Ding für sich, beständig hin und her bewegte. Die Verlegenheit Armgards, deren Auge sich — natürlich ganz gegen ihren Willen — unausgesetzt auf dies Naturspiel richten mußte, wäre denn auch von Moment zu Moment immer größer geworden, wenn nicht Krippenstapels unbefangene Haltung schließlich über alles wieder hinweg geholfen hätte.

Dazu kam noch, daß seiner Unbefangenheit seine Mitteilsamkeit entsprach. Er erzählte von dem Begräbnis und wer vom Grafschaftsadel alles dagewesen sei. Dann kam Thormeyer an die Reihe, dann Katzenstein und die Domina und zuletzt auch „lütt Agnes“.

„Des Kindes müssen wir uns annehmen,“ sagte Armgard.

„Wenn du darauf dringst, gewiß. Aber es liegt schwieriger damit, als du denkst. Solche Kinder, ganz im Gegensatz zur Pädagogenschablone, muß man sich selbst überlassen. Der gefährlichere Weg, wenn überhaupt was Gutes in ihnen steckt, ist jedesmal der bessere. Dann bekehren sie sich aus sich selbst heraus. Wenn aber irgend ein Zwang diese Bekehrung

ſchaffen will, ſo wird meiſt nichts draus. Da werden nur Heuchelei und Ziererei geboren. Eigner freier Entſchluß wiegt hundert Erziehungsmaximen auf.“

Armgard ſtimmte zu. Krippenſtapel aber fuhr in ſeinem Berichte fort und erzählte von Kluckhuhn, von Uncke, von Elfriede; Sponholz werde in der nächſten Woche zurückerwartet, und Koſeleger und die Prinzeſſin ſeien ein Herz und eine Seele, ganz beſonders — und das ſei das allerneueſte — ſeit man für ein Rettungshaus ſammle. Seitens des Adels werde fleißig dazu beigeſteuert; nur Molchow habe ſich geweigert: „ſo was ſchaffe bloß Konfuſion“.

Um zwei traf man in Schloß Stechlin ein. Woldemar durchſchritt die verödeten Räume, verweilte kurze Zeit in dem Sterbezimmer und ging dann in die Kirchengruft, um da den Kranz an des Vaters Sarge niederzulegen.

Am ſpäten Nachmittag erſchien auch Lorenzen und ſprach zunächſt ſein Bedauern aus, daß er einer Amtshandlung halber (Koſſäth Zſchocke habe ſich wieder verheiratet) nicht habe kommen können. Er blieb dann noch den Abend über und erzählte vielerlei, zuletzt auch von dem, was er dem Alten feierlich habe verſprechen müſſen.

Woldemar lächelte dabei. „Die Zukunft liegt alſo bei *dir*.“

Und unter dieſen Worten reichte er Armgard die Hand.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Armgard hatte sich von der im Stechliner Hause herrschenden Weltabgewandtheit angeheimelt gefühlt. Aber der Gedanke, hier ihre Tage zu verbringen, lag ihr doch vorderhand noch fern, und so kehrte sie denn, kurz nach Ablauf einer Woche, nach Berlin zurück, wo mittlerweile Melusine für alles gesorgt und eine ganz in der Nähe von Woldemars Kaserne gelegene Wohnung gemietet und eingerichtet hatte.

Das war am Belle-Allianceplatz. Als das junge Paar diese Wohnung bezog, ging die Saison bereits auf die Neige. Die Frühjahrsparaden nahmen ihren Anfang und gleich danach auch die Wettrennen, an denen Armgard voller Interesse teilnahm. Aber ihre Freude daran war doch geringer als sie geglaubt hatte. Weder das Großstädtische noch das Militärische, weder Sport noch Kunst behaupteten dauernd den Reiz, den sie sich anfänglich davon versprochen, und ehe der Hochsommer heran war, sagte sie: „Laß mich's dir gestehn, Woldemar, ich sehne mich einigermaßen nach Schloß Stechlin."

Er hätte nichts Lieberes hören können. Was Armgard da sagte, war ihm aus der eignen Seele gesprochen. Liebenswürdig und bescheiden wie er war, stand ihm längst fest, daß er nicht berufen sei, jemals eine Generalstabsgröße zu werden, während das alte märkische Junkertum, von dem frei zu sein er sich eingebildet

hatte, sich allmälig in ihm zu regen begann. Jeder neue Tag rief ihm zu: „Die Scholle daheim, die dir Freiheit giebt, ist doch das beste.“ So reichte er denn seine Demission ein. Man sah ihn ungern scheiden, denn er war nicht bloß wohlgelitten an der Stelle, wo er stand, sondern überhaupt beliebt. Man gab ihm, als sein Scheiden unmittelbar bevorstand, ein Abschiedsfest, und der ihm besonders wohlwollende Kommandeur des Regiments sprach in seiner Rede von den „schönen, gemeinschaftlich durchlebten Tagen in London und Windsor“. —

All die Zeit über waren natürlich auch die von einer Übersiedlung auf's Land unzertrennlichen kleinen Mühen und Sorgen an das junge Paar herangetreten. Unter diesen Sorgen — Lizzi hatte abgelehnt, weil sie die große Stadt und die „Bildung“ nicht missen mochte — war in erster Reihe das Ausfindigmachen einer geeigneten Kammerjungfer gewesen. Es traf sich aber so glücklich, daß Portier Hartwigs hübsche Nichte mal wieder außer Stellung war, und so wurde diese denn engagiert. Melusine leitete die Verhandlungen mit ihr. „Ich weiß freilich nicht, Hedwig, ob es Ihnen da draußen gefallen wird. Ich hoff' es aber. Und Sie werden jedenfalls zweierlei nicht haben: keinen Hängeboden und keinen ‚Ankratz‘, wie die Leute hier sagen. Oder wenigstens nicht mehr davon, als Ihnen schließlich doch vielleicht lieb ist.“

„Ach, das ist nicht viel,“ versicherte Hedwig halb scham-, halb schalkhaft. —

Am 21. September wollte das junge Paar in Stechlin einziehen und alle Vorbereitungen dazu waren getroffen: Schulze Kluckhuhn trommelte sämtliche Kriegervereine zusammen (die Düppelstürmer natürlich am rechten Flügel), während Krippenstapel sich mit Tucheband über ein Begrüßungsgedicht einigte, das von Rolf Krakes ältester Tochter gesprochen werden sollte. Die Globsower

gingen noch einen Schritt weiter und bereiteten eine Rede vor, darin der neue junge Herr als einer der „ihrigen“ begrüßt werden ſollte.

Das alles galt dem Einundzwanzigſten.

Am Tage vorher aber traf ein Brief Meluſinens bei Lorenzen ein, an deſſen Schluß es hieß:

„Und nun, lieber Paſtor, noch einmal das eine. Morgen früh zieht das junge Paar in das alte Herrenhaus ein, meine Schweſter und mein Schwager. Erinnern Sie ſich bei der Gelegenheit unſres in den Weihnachtstagen geſchloſſenen Paktes: es iſt nicht nötig, daß die Stechline weiterleben, aber es lebe

der Stechlin.“

A. W. Hayn's Erben, Potsdam

Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin W. 9.

Werke von Theodor Fontane.

Gedichte.

Fünfte vermehrte Auflage.

Mit einem Bildnis.

8° 402 Seiten.

Pr. brosch. 5 M., geb. in Leinw. 6 M.

Vor dem Sturm.

Roman aus dem Winter 1812 auf 1813.

Wohlfeile Volks-Ausgabe in einem Bande.

8° 775 Seiten.

Pr. brosch. 4 M., geb. in Leinw. 5 M.

Quitt.

Roman.

8° 358 Seiten.

Pr. brosch. 5 M., geb. in Leinw. 6 M.

Grete Minde.

Nach einer altmärkischen Chronik.

Zweite Auflage.

8° 154 Seiten.

Pr. brosch. 3 M., geb. in Leinw. 4 M.

Unwiederbringlich.

Roman.

Zweite Auflage.

8° 343 Seiten.

Pr. brosch. 6 M., geb. in Leinw. 7 M.

Christian Friedrich Scherenberg

und das literarische Berlin von 1840 bis 1860.

8° 240 Seiten.

Pr. brosch. 5 M., geb. in Leinwand 6 M. 20 Pfg.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg.

4 Bände.

Wohlfeile Ausgabe. Jeder Band brosch. 5 M., geb. in Leinw. 6 M.

I. **Die Grafschaft Ruppin.** (359 S.)

II. **Das Oderland.** Barnim-Lebus. (506 Seiten).

III. **Havelland.** Die Landschaft um Spandau, Potsdam, Brandenburg. (485 S.)

IV. **Spreeland.** Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow. (459 S.)

Fünf Schlösser.

Altes und Neues aus Mark Brandenburg.

8° 468 Seiten.

Pr. brosch. 7 M., geb. in Leinw. 8 M. 20 Pf.

Inhalt: Quitzöbel. — Plaue a. H. — Hoppenrade. — Liebenberg. — Dreilinden.

Theodor Fontane

Aus
England und Schottland

Mit einem Jugendbildnis

Berlin W
F. Fontane & Co.
1900

Aus England und Schottland

Von den Werken **Theodor Fontane's** erschienen in gleichem Verlage:

L'Adultera. Roman aus der Berliner Gesellschaft.
Cécile. Roman.
Graf Petöfy. Roman.
Schach von Wuthenow. Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes.
Irrungen Wirrungen. Roman.
Stine. Berliner Sitten-Roman.
Kriegsgefangen. Erlebtes 1870.
Aus den Tagen der Occupation. Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen 1871.
Frau Jenny Treibel. Roman.
Von vor und nach der Reise. Plaudereien und kleine Geschichten.
Effi Briest, Roman.
Die Poggenpuhls. Erzählung.
Der Stechlin. Roman.
Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman.
Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches.

Gesammelte Romane und Erzählungen. Ausgabe in 12 Bänden.

Inhalt **L'Adultera.** Roman aus der Berliner Gesellschaft. — **Ellernklipp.** Nach einem Harzer Kirchenbuch. — **Graf Petöfy.** Roman. — **Unterm Birnbaum** Erzählung — **Schach von Wuthenow.** Erzählung aus der Zeit des Regiments Gensdarmes — **Cécile** Roman. — **Grete Minde** Nach einer altmarkischen Chronik — **Vor dem Sturm.** Roman aus dem Winter 1812 auf 13 — **Irrungen Wirrungen** Berliner Roman — **Stine.** Berliner Sitten-Roman — **Kriegsgefangen** Erlebtes 1870

Theodor Fontane

nach einer i. J. 1844 in England angefertigten Bleistift-Skizze

Aus
England und Schottland

Von

Theodor Fontane

Mit einem Jugendbildnis

Berlin W
F. Fontane & Co.
1900

* 1316
157,32

Alle Rechte
besonders das der Übersetzung
vorbehalten

Vorwort.

Von den beiden hier in neuer Ausgabe vorliegenden Schriften Theodor Fontane's ist „Ein Sommer in London" i. J. 1854, „Jenseit des Tweed" i. J. 1860 erschienen. Als den ersten in selbständiger Form auftretenden Werken eines bis dahin nur in engen Kreisen bekannten Schriftstellers ist ihnen damals nur geringe Beachtung zutheil geworden. Und als der Name des Verfassers im Stande gewesen wäre, die Aufmerksamkeit auf sie zurück zu lenken, waren sie längst aus dem Buchhandel verschwunden.

Durch den Neudruck dieser Arbeiten, auf die Fontane selbst einen gewissen Wert legte, wird nicht nur ein von ihm wiederholt geäußerter Wunsch erfüllt, sondern es dürfte damit auch allen denjenigen ein Dienst geschehen sein, die für den schriftstellerischen Werdegang des Dichters sich interessieren.

Zunächst um des Stoffes willen, von dem — nach Verlauf eines halben Jahrhunderts — an sich freilich manches veraltet und fast schon in's historische Licht gerückt ist. Denn mit besonderer Vorliebe weilte die Erinnerung Fontane's stets bei seinen wiederholten Aufenthalten in England, die sich im ganzen auf die Dauer mehrerer Jahre erstreckt haben. Er war sich in hohem Maße des Einflusses bewußt, den diese Berührung mit einem fremden Volkstum, in dessen Eigenart liebevoll einzudringen er bemüht gewesen war, auf seine ganze geistige Entwickelung gehabt hatte.

Dann aber auch, und vorzugsweise, wegen des inneren Zusammenhangs jener Bilder und Briefe aus England und Schottland mit demjenigen Werke Fontane's, das ihm zuerst einen litterarischen Namen gemacht hat, mit seinen

„Wanderungen durch die Mark Brandenburg". Wie er in der Vorrede zum ersten Bande bekennt, daß ihm die Anregung zu diesen Schilderungen der Heimat in der Fremde, und zwar auf schottischem Boden, gekommen sei, so vergleicht er bereits in einem jener Briefe aus Schottland den Forth mit der Havel und stellt den geschichtlichen Erinnerungen, welche sich an die dort liegenden Schlösser und Ortschaften knüpfen, diejenigen des Havellandes gegenüber. Vor allem aber läßt die ganze Anordnung und Behandlung des Stoffs jene Arbeiten auch vom rein litterarischen Gesichtspunkt aus als unmittelbare Vorläufer der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" erscheinen, entstanden und geformt aus jener Eigenart des Verfassers, die ihm die Herzen so vieler Leser gewonnen hat — an künstlerischer Reife dem späteren Werke hie und da vielleicht nachstehend, aber angeweht von einem Hauche der Jugend, der jenen Mangel wohl zu ersetzen imstande ist. Wer die „Wanderungen" liebt, wird auch an diesen Skizzen aus England und Schottland seine Freude haben.

Der neue Abdruck, bei dem beide Schriften in einem Bande vereinigt worden sind, schließt sich getreu an die ursprüngliche Fassung an. Nur sind mehrere ihrem Stoff nach gar zu veraltete Kapitel weggelassen, dafür jedoch einige, als selbständige Feuilletons erschienene Aufsätze, die der Verfasser seinem Handexemplar eingefügt hatte, aufgenommen worden.

Die dem Buche beigefügte Porträt-Skizze Th. Fontane's aus dem Jahre 1844, also dem 25. Lebensjahre des Dichters, ist eine Nachbildung der Original-Skizze, die in einem der anmutigsten Kapitel von „Ein Sommer in London" (the hospitable english house) auf Seite 194 erwähnt ist.

Ein Sommer in London.

1852.

Von Gravesend bis London.

Das ist die englische Küste! Durch den Morgennebel schimmern die Türme von Yarmouth. Ein gut Stück Weges noch in der Richtung nach Süden und die Themsemündung liegt vor uns. Da ist sie: Sheerneß mit seinen Baken und Tonnen taucht auf. Nun aber ist es, als wüchsen dem Dampfer die Flügel, immer rascher schlägt er mit seinen Schaufeln die hochaufspritzende Flut, und die prächtige Bucht durchfliegend, von der man nicht weiß, ob sie ein breiter Strom oder ein schmales Meer ist, trägt er uns jetzt, an Gravesend vorbei, in den eigentlichen Themsestrom hinein.

Alles Große wirkt in die Ferne: wir fühlen ein Gewitter lange bevor es über uns ist; große Männer haben ihre Vorläufer, so auch große Städte. Gravesend ist ein solcher Herold, es ruft uns zu: „London kommt!“ und unruhig, erwartungsvoll schweifen unsere Blicke die Them[illegible] hinauf. Des Dampfers Kiel durchschneidet pfeilschn[illegible] die Flut, aber wir verwünschen den saumseligen Kapitän: unsere Sehnsucht fliegt schneller als sein Schiff, — das ist sein Verbrechen. Und doch lebt London schon rings um uns her. Gravesend liegt nicht im Bann von London, aber doch in seinem Zauberbann. Noch fünf Meilen haben wir bis zur alten City, noch an großen volkreichen Städten müssen wir vorbei, und doch sind wir bereits

mitten im Getriebe der Rieſenſtadt; Greenwich, Woolwich und Gravesend gelten noch als beſondere Städte und doch ſind ſie's nicht mehr; die Äcker und Wieſen, die zwiſchen ihnen und London liegen, ſind nur erweiterte Hyde-Parks. Von Smithfield nach Paddington, quer durch die Stadt hindurch, iſt eine ſchlimmere Reiſe wie von London-Bridge bis Gravesend; nicht mehr Miles-end iſt die längſte Straße Londons, ſondern der prächtige Themſeſtrom ſelbſt: ſtatt der Cabs und Omnibuſſe befahren ihn hunderte von Böten und Dampfern, Greenwich und Woolwich ſind Anhaltepunkte und Gravesend iſt letzte Station.

Der Zauber Londons iſt — ſeine Maſſenhaftigkeit. Wenn Neapel durch ſeinen Golf und Himmel, Moskau durch ſeine funkelnden Kuppeln, Rom durch ſeine Erinnerungen, Venedig durch den Zauber ſeiner meerentſtiegenen Schönheit wirkt, ſo iſt es beim Anblick Londons das Gefühl des Unendlichen, was uns überwältigt — dasſelbe Gefühl, was uns beim erſten Anſchauen des Meeres durchſchauert. Die überſchwängliche Fülle, die unerſchöpfliche Maſſe — das iſt die eigentliche Weſenheit, der Charakter Londons. Dieſer tritt einem überall entgegen. Ob man von der Paulskirche oder der Greenwicher Sternwarte herab ſeinen Blick auf dies Häuſermeer richtet, ob man die Cityſtraßen durchwandert und von der Menſchenwoge halb mit fortgeriſſen, den Gedanken nicht unterdrücken kann, jedes Haus ſei wohl ein Theater, das eben jetzt ſeine Zuhörerſchwärme wieder ins Freie ſtrömt — überall iſt es die Zahl, die Menge, die uns Staunen abzwingt.

Überall! aber nirgends ſo wie auf der großen Fahrſtraße Londons — der Themſe. Verſuche ich ein Bild dieſes Treibens zu geben. Gravesend liegt hinter uns, noch ſehen wir das Schimmern ſeiner hellen Häuſer und ſchon taucht Woolwich, die Arſenalſtadt, vor unſern Blicken

auf. Rechts und links liegen die Wachtſchiffe; drohend weiſen ſie die Zähne, hell im Sonnenſchimmer blitzen die Geſchütze aus ihren Luken hervor. Vorbei! Wir haben nichts zu fürchten: Alt-Englands Flagge weht von unſerm Maſt; friedlich nur dröhnt ein Kanonenſchuß über die Themſe hin und verhallt jetzt in den ſtillen Lüften der Grafſchaft Kent. — Weiter ſchaufelt ſich der Dampfer, an Oſtindienfahrern vorbei, die jetzt eben mit vollen Segeln und voller Hoffnung in Meer und Welt hinausziehen; ſeht, die Matroſen grüßen und ſchwenken ihre Hüte! wenn wieder Land unter ihren Füßen iſt, ſo iſt es des Indus oder des Ganges Ufer. Glückliche Fahrt. Und jetzt, ein Invalidenſchiff ſperrt uns faſt den Weg. Alles daran iſt zerſchoſſen, — es ſelbſt und ſeine Bewohner. Ein Dreidecker iſt's; ſeine Kanonenluken ſind friedliche Fenſter geworden, hinter denen die Sieger von Abukir und Trafalgar, die alte Garde Nelſons, ihre traulichen Kojen haben.

Aber laſſen wir die Alten! das junge, friſche Leben jubelt eben jetzt an uns vorüber. Eine wahre Flottille von Dampfböten, eine friedliche Scherenflotte, nur heimiſch im Themſefahrwaſſer, kommt unter Sang und Klang den Fluß herunter. In Gravesend iſt Jahrmarkt oder ein Schifferfeſt, da darf der Londoner Junggeſell, der Kommis und Handwerker nicht fehlen; die halbe City, ſcheint es, iſt flügge geworden und will in Gravesend tanzen und ſpringen und ſich einmal gütlich thun nach der Melodie des Dudelſacks. Kein Ende nimmt der Feſtzug: bis hundert hab ich die vorbeifliegenden Dampfer (die keine Maſten und nur einen hohen eiſernen Schornſtein in der Mitte tragen) gezählt, aber ich geb es auf: ſie ſind eben zahllos. Und welche Jagd! wie beim Wettrennen ſuchen ſich die Einzelnen zu überholen; eine nordiſche Regatta iſt es; welche prächtige Lagune, dieſe Themſe — welch flüchtige Gondel jedes keuchende Boot! Greenwich taucht

auf vor uns, immer reger wird das Leben, immer bunter der Strom; — wie wenn Ameisen arbeiten, hier hin — dort hin, rechts und links, vor und zurück, aber immer rastlos, so lebt und webt es zwischen den Ufern. Noch haben wir kein Wort Englisch gehört und schon haben die Spiegel und Flaggen der vorbeisausenden Schiffe einen ganzen Sprachschatz vor uns aufgeschlagen; wie in Blättern eines Riesenlexikons hätten wir darin lesen können. Noch hat unser Fuß London nicht betreten, noch liegt es vor uns, und schon haben wir ein Stück von ihm im Rücken, — auf hundert Dampfböten eilte es an uns vorbei. Die Bevölkerung ganzer Städte ist ausgeflogen aus der einen Stadt, und doch die Tausende, die ihr fehlen, — sie fehlen ihr nicht. — Was ein Stück Infusorienerde unter dem Ehrenbergschen Mikroskop, das ist London vor dem menschlichen Auge. Zahllos wimmelt es; man giebt uns Zahlen, aber die Ziffern übersteigen unsere Vorstellungskraft. Der Rest ist — Staunen.

Ein Gang durch den leeren Glaspalast.

Es ist ein Etwas im Menschen, was ihn den Herbst und das fallende Laub mehr lieben läßt als den Frühling und seine Blütenpracht, was ihn hinauszwingt aus dem Geräusch der Städte in die Stille der Friedhöfe und unter Epheu und Trümmerwerk ihn wonniger durchschauert als angesichts aller Herrlichkeit der Welt. Ein ähnliches Gefühl mochte es sein, was mich zum Glaspalast zog. Kaum zwei Stunden in London — und schon saß ich wieder auf meinem alten Lieblingsplatz, hoch oben neben dem Omnibuskutscher und das vor mir ausgeschüttete Füllhorn englischen Lebens wie einen lang entbehrten Freund nach rechts und links hin grüßend, rollte ich Regent-Street und Piccadilly hinab bis zu seinem Schlußstein, Apsley-House.

Ich trat in den Hyde-Park; die Sonne stand im Mittag und unter ihrem Strahlenstrom glühte die noch ferne Kuppel des Krystallhauses auf wie ein „Berg des Lichts", wie der echte und einzige Kohinur. Es brauchte kein Fragen und Suchen nach ihm: er war sein eigener Stern. Aber welche Stille um ihn her! Verlaufen der bunte Strom der Gäste, kein Fahren und Rennen, kein Drängen am Eingang; gähnend vor Langerweile hält ein einziger Konstabel die nutzlose Wache und zerlumpte Kinder lagern am Gitter und bieten Medaillen feil oder

betteln. Keiner künſtlichen Vorrichtung bedarf es mehr, um die Eintretenden zu zählen; die Augen und das Gedächtnis einer alten Frau würden ausreichen, die Kontrolle zu führen, aber niemand kümmert ſich um die Handvoll Nachzügler, die wie letzte Funken eines niedergebrannten Feuers hier und dorthin den weiten Raum durchhuſchen.

Wir treten ein. Wie eine Rieſenleiche ſtreckt ſich dieſer Glasleib aus, deſſen Seele mit jenen farbenreichen Shawls und Teppichen entflohen, die einſt wie Phantaſien ihn durchglühten und deſſen geiſtiges Leben mit jenen tauſend Meß- und Rechenkräften dahin iſt, die eiſern und unbeirrt ihr Urteil fällten.

Es iſt etwas Eigentümliches um die bloße Macht des Raumes! das Meer und die Wüſte — ſie haben dieſen Zauber, und leiſe fühlt' ich mich von ihm berührt, als mein Auge die ungeheueren Dimenſionen dieſes Palaſtes durchmaß. Der Eindruck mag ſchöner, erquicklicher geweſen ſein, als eine ganze Welt ihr Beſtes hier ausgebreitet hatte, — impoſanter war er nicht. Und als ich nun von Säule zu Säule dieſen Raum durchſchritt, und faſt ermüdet durch die völlige Gleichheit und ſtete Wiederkehr aller einzelnen Teile, doch nicht aufhören konnte, das rieſenhafte Ganze zu bewundern, da erſchien mir dies Glashaus wie das Abbild Londons ſelbſt: abſchreckende Monotonie im Einzelnen, aber vollſte Harmonie des Ganzen.

Nur Weniges erinnert noch an die Beſtimmung des Gebäudes; die Tafeln und Inſchriften ſind abgebrochen, und nur in der Nähe der Kuppel — wie um dem ſpäteren Beſchauer als Fingerzeig zu dienen — leſen wir in großen Lettern „Van Diemensland". Aber daß dem Ernſten der Humor nicht fehle: eben hier, wo der rote Federmantel eines neuſeeländiſchen Häuptlings oder wohl gar ein ausgeſtopfter Kaſuar die Blicke Neugieriger auf ſich gezogen haben mochte, hier ſaß im Schmucke lang herabhängender Locken, den unvermeidlichen meergrünen Schleier halb zur

Seite geschlagen, eine blasse Tochter Albions und war eifrig bemüht, die Welt mit der tausendundeinten Abbildung des „Exhibition-Houses“ zu beglücken, noch dazu in Öl.

Ich nannte das Glashaus einen Leib, dessen Seele entflohen. Aber es ist nicht der Leib der schönen Fasterade, der Geliebten Kaiser Karls, die einen Zauberring trug und im Tode blühte wie im Leben. Unsere Zeit eilt schnell: sie ist rasch im Schaffen wie im Zerstören; noch ein Winter und — das Glashaus ist eine Ruine. Schon dringen Wind und Staub durch hundert zerbrochene Scheiben, schon ist das rote Tuch der Bänke verblaßt und zerrissen und schon findet die Spinne sich ein und webt ihre grauen Schleier, die alten Fahnen der Zerstörung. Sei's! auch die Bäume grünen schon wieder, die Paxtons kühne Hand mit in seinen Glasbau hineinzog und sprechen von Verjüngung; und mögen Wind und Sand durch die Fensterlücken wehen, auch die Schwalben flattern mit herein und erzählen sich unter Trümmern von dem Leben und der Liebe, die nicht stirbt.

Long Acre 27.

Von welcher Stelle Londons aus glaubst Du diese Zeilen zu erhalten? Gieb es auf, die Antwort darauf zu finden. Und rietest Du von der Kuppel St. Pauls an bis in den letzten Winkel des Themsetunnels hinein, just an der Stelle würdest Du vorübergehn, von der aus ich mich anschicke, Dir diese Zeilen zu schreiben. Vernimm denn, ein Zufall hat sich meiner Neugier erbarmt und mich ohne Wissen und Wollen zu einem Mitbewohner der Flüchtlings-Herberge gemacht. Gestern z. B. bin ich ein Tischgenosse Willichs gewesen und schon mehrfach hatte ich die Ehre mit dem Grenadier Zinn eine längere Unterredung zu führen. Laß Dir erzählen, wie ich in die Höhle des Löwen gekommen bin.

Auf dem Steamer, kurze Zeit nachdem wir in die Themse eingefahren waren, trat ein blonder und rotbäckiger junger Mann mit entschieden gutmütigem Gesicht an mich heran und äußerte den Wunsch, da ich des Englischen mächtiger zu sein scheine als er, mich seiner anzunehmen. Ich verbeugte mich und versprach zu thun, was in meinen Kräften stehe. So kamen wir einander näher, und noch ehe der Steamer Londonbridge erreicht hatte, wußt' ich aus dem überreichen Fluß seiner Rede, daß er ein Landwirt aus Hessen-Kassel sei und vor Uebernahme eines väterlichen Gutes sich entschlossen habe, noch einen Ausflug nach

London und Paris zu machen. Auf dem Zollamt (custom house), während unsere Koffer durchsucht wurden, richtete er die Frage an mich, ob ich bereits ein bestimmtes Unterkommen in der Stadt habe, und als ich wahrheitsgemäß diese Frage verneinte, empfahl er mir das germain coffee house Long Acre 27, an das er brieflich empfohlen sei und das sich, wie er schon in Kassel gehört habe, durch Billigkeit und freundliches Entgegenkommen auszeichnen solle. Ich hatte keinen Grund, in die Stichhaltigkeit seiner Empfehlung den geringsten Zweifel zu setzen, und da es begreiflicher Weise etwas Verlockendes hat, seinen Einzug in das London-Labyrinth an der Seite eines Landsmanns zu halten, so schlug ich mit tausend Freuden ein und vor Ablauf einer Viertelstunde rollte bereits unser gemeinschaftlicher Cab. an St. Paul vorbei, Ludgate-Hill und Fleet-Street hinunter.

Du magst Dir meinen Schreck denken, als endlich der Wagen hielt und gleich der erste Blick auf das germain coffee house mich leise ahnen ließ, wohin das Schicksal in Gestalt meines hessenkasselschen Landwirths mich geführt hatte. Unsere Koffer wurden abgeladen und zwei Treppen hoch in das Fremdenzimmer gebracht. Zögernd folgte ich. Mit unverkennbaren Zeichen der Ungeduld durchschritt ich das Zimmer und endlich vor meinem Reisegefährten stehen bleibend, fragte ich mit einem Tone, der wenig Zweifel über meine äußerste Enttäuschung ließ: Sagen Sie, Bester, wo sind wir eigentlich? Der Angeredete geriet in sichtliche Verlegenheit und antwortete beinahe stotternd: „Sie befinden sich im Flüchtlings-Hotel; wenn Ihnen der Aufenthalt darin, wie ich fast glauben muß, mißbehagt, so bitt' ich um Entschuldigung, Sie hierher geführt zu haben." Diese Worte entwaffneten mich; als er aber schließlich gar versicherte, daß er selber ein anderes Unterkommen gewählt haben würde, wenn ihm die leiseste Ahnung davon gekommen wäre, daß die Gastzimmer seines Freundes

Schärtner im Stil einer pennsylvanischen Zelle hergerichtet seien, schwand auch die letzte Falte des Unmuts von meiner Stirn und ich beschloß, so lange zu bleiben, bis es mir geglückt sein würde, in einem eleganteren Stadtteil eine paßliche Wohnung ausfindig zu machen. Das ist nun geschehen. Morgen zieh' ich nach Burton Street, in die unmittelbare Nähe vom Eaton-Square; bevor ich aber dahin abgehe und dem deutschen Flüchtlings-Hotel ein für allemal den Rücken kehre, kann ich nicht umhin, Dich mit der Festung und ihrer üblichen Besatzung bekannt zu machen.

Long Acre an und für sich ist eine der rußigsten Straßen in London und Long Acre Nummero siebenundzwanzig vermeidet es, durch unzeitige Schönheit und Sauberkeit die Schornsteinfegerphysiognomie der ganzen Straße zu unterbrechen. Das Haus hat zwei Fenster Front und drei Stockwerke. Parterre befindet sich ein Ale- und Porter-Laden, wo eine Art Eckensteher-Publikum seine Pinte Bier trinkt, auch gelegentlich wohl sich bis zum Gin oder Whiskey versteigt. Die ganze erste Etage besteht aus einem einzigen, saalartigen aber finsteren Zimmer. Dem Fenster zunächst steht ein schwerer runder Tisch, darauf demokratische Zeitungen aus allen Weltgegenden — meist alte Exemplare — aufgespeichert liegen. An den Wänden entlang, in Form eines rechten Winkels, laufen zusammengerückte Tische, darauf in den Vormittagsstunden einige stehen gebliebene Bierkrüge sich langweilig angucken, während hier am Abend die künftigen Präsidenten der einigen und unteilbaren deutschen Republik sich lagern und ihre Regierungsansichten zum Besten geben. Ich führe Dich später in ihre Gesellschaft.

Zwei Treppen hoch teilen sich die Schlafgemächer des Hotelwirts nnd das mehrerwähnte Fremdenzimmer in den vorhandenen Raum und von hier aus ist es, daß ich die Freude habe, Dir ein Bild der vielgefürchteten Flüchtlings-

wirtſchaft zu entwerfen. Es gewährt mir eine gewiſſe Befriedigung, daß dieſelbe Tiſchplatte, von der aus ſo manche Verwünſchung deſſen, was uns heilig gilt, in die Welt gegangen iſt, nun meiner altpreußiſchen Loyalität als Unterlage dienen muß, und es macht mich wenig irre, daß der Wind beſtändig an den alten klapprigen Fenſtern rüttelt, als wolt' er mir drohen, oder mich mahnen: laß ab!

Ich habe nie ein ungemütlicheres Zimmer bewohnt; nur wer eben die Kaſematten Magdeburgs hinter ſich hat, mag ſich hier verhältnismäßig wohl und heimiſch fühlen. Der vielgerühmte engliſche Comfort iſt durch einen fetzen Teppich vertreten, der den Boden notdürftig bedeckt; kein Kamin, kein Fenſtervorhang, kein Bild an den Wänden, mit Ausnahme einer grasgrünen, hier und da gelbdurchkreuzten Pinſelei, dran die Inſchrift prangt: „Plan des neuen Victoria-Parks" Von Möbel[illegible]r das notdürftigſte: ein paar Wandſchränke rechts und [illegible]in Klapptiſch, drei Binſenſtühle und zwiſchen den [illegible] ein bleifarbener Spiegel, drin man noch trau[illegible]usſieht, als dieſe Umgebung Einen ohnehin ſc[illegible]ht. Vielleicht thu' ich Unrecht, meinen Groll in [illegible]eiſe auszulaſſen, da das german coffee house [illegible] beabſichtigt, unter den Hotels der Stadt genau[illegible]en, aber das Unbehagen wägt nun mal die Worte nicht ab und ich friere ſo jämmerlich, wie man ſelbſt in einer Ausſpannung, und daß ich's rund heraus ſage, ſelbſt in Long Acre 27 nicht frieren ſollte.

Die Bewirtung iſt erträglich genug; nur der Kellner, ein deſertierter Soldat, der bei Iſerlohn zu den Aufſtändiſchen überging, verdirbt einem durch ſeine Süffiſance den Appetit. Sein Benehmen gegen die renommierteſten Gäſte dieſes Zirkels iſt das eines Spital-Beamten, der armen Leuten einen Teller Suppe reicht. Nur wenige verſtehen es, ſich in Reſpekt zu ſetzen; der Reſt wird tyranniſiert, im günſtigſten Falle protegiert.

Geſtern Mittag aß ich in Geſellſchaft von Schärtner, Heiſe, Willich, Zinn und einigen Diis minorum gentium. Ich hielt es für überflüſſig oder gar unwürdig, aus dem bloßen Zufall, der mich in ihre Mitte geführt hatte, irgend ein Hehl zu machen und bekannte mich freimütig zu Anſichten, die den ihrigen ſchnurſtracks entgegen ſeien. Man reſpektierte dieſe Erklärung nicht nur, ſondern zeigte auch im Geſpräch mit mir eine Ruhe und Gemeſſenheit, die mich um ſo mehr frappierte, als ſie den Streitenden bei ihren Streitigkeiten unter einander, durchaus nicht eigen war. „Komm ich heran, der Erſte, den ich erſchießen laſſe, biſt Du!“ zählte zu den oft und gern ausgeſpielten Bekräftigungs-Trümpfen.

Der gemütlichſte Paladin der ganzen Tafelrunde iſt unbedingt der Wirt ſelbſt. Schärtner, dieſer vor Zeiten vielbeſprochene Führer des Hanauer Turner-Korps, hat längſt den klugen Einfall gehabt, ſeinen unbrauchbar im Stall ſtehenden Republikanismus zur milchenden Kuh zu machen und lebt jetzt in vollſter Behaglichkeit von dem unverwüſtlichen Renommee eines längſt aufgegebenen Prinzips. Er hat ſich zum Eheherrn einer blaſſen Engländerin gemacht und unter reichlichem Verbrauch ſeines eignen Ales und Porters arrondiert er ſich immer mehr und mehr zum vollen Gegenſatz jener Caſſius-Naturen, deren Magerkeit dem Cäſar ſo bedenklich war.

Schärtners ganzer Radikalismus iſt ein bloßer Zufall; in Stettin oder Danzig ſtatt in Hanau geboren, wäre er der loyaliſte Weinhändler von der Welt geworden und hätte am 15. Oktober die Toaſte auf den König ausgebracht.

Anders verhält es ſich mit Dr. Heiſe, einem ehemaligen Mit-redakteur der „Horniſſe“, der mein Tiſchnachbar war. Das ſtechende Auge, die etwas ſpitze Naſe, dazu ſeine Redeweiſe, gleich ſcharf an Inhalt wie Ton der Stimme, ſagen einem auf der Stelle, daß man es hier

mit keinem Revolutionär aus Zufall, ſondern mit einer jener negativen Naturen zu thun hat, deren Luſt, wenn nicht gar deren Beſtimmung das Zerſtören iſt. Ohne beſonders viel zu ſprechen, war er doch die Seele der Unterhaltung und gab das entſcheidende Wort. — Neben ihm ſaß Willich, beredt ſonſt, wie ich vernehme, aber ſchweigſam an dieſem Abend. Man ſchätzt ihn allgemein, und doch zählt Achtung nicht eben zu den Dingen, mit denen die Bewohner von Long Acre 27 beſonders verſchwenderiſch umgehen. Das Urteil über ihn lautet: verrannt, aber ehrlich.

War Willich ſchweigſam, ſo war Grenadier Zinn (jetzt Setzer in einer Buchdruckerei) deſto munterer. Als ich vor kaum einem halben Jahre von ihm las, hatte ich mir ſtets einen alten zopfigen Gefreiten, ich weiß nicht aus welchem Grunde, vorgeſtellt. Wie war ich erſtaunt, jetzt einen rotbäckigen, kaum 24jährigen Springinsfeld vor mir zu ſehen, der lachend von einem zum andern ging und das verzogene Kind der ganzen Verſammlung zu ſein ſchien. Keine Spur von Ernſt in ſeinem ganzen Weſen, und wie ſein Auftreten, ſo auch ſeine politiſche That. Sie beſticht durch ihre Kühnheit, und bei dem Haß, den alle Welt gegen die Kaſſelſche Wirtſchaft hegt, auch durch ihren Erfolg; in ihren Motiven aber iſt ſie klein. Mein Reiſegefährte erzählte mir beim zu Bett gehen, wie das blonde Grenadierchen es ſelber kaum leugne, daß die Lorbeeren des Anton Schurz ihn nicht hätten ſchlafen laſſen und daß er den Dr. Kellner überwiegend nur deshalb befreit habe, um ein Seitenſtück zu der Befreiung Kinkels zu liefern. Das iſt ihm gelungen. Man darf Heldenthaten nicht in der Nähe betrachten.

Das war das Offizier-Korps der Beſatzung von Long Acre 27; von den Gemeinen laß mich ſchweigen. In der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag iſt hier allwöchentlich ein großes Meeting. Dann geſellen ſich die

franzöſiſchen Flüchtlinge zu den unſeren, und bei Bier und Brandy wird die Brüderlichkeit beider Völker proklamiert und beſchworen. Vorgeſtern Nacht hörte ich den Jubel bis zum Morgen hin. Es war ein Lärmen ohne gleichen: deutſche und franzöſiſche Lieder bunt durcheinander, dazwiſchen Gekreiſch und Gefluch; mitunter flog eine Thür und man hörte Gepolter treppab — ein wahres Höllentreiben!

Fragſt Du mich noch, was ich von dieſer Wirtſchaft halte? Meine Darſtellung des Erlebten iſt zugleich eine Kritik. Das Ganze (eine einzelne Tüchtigkeit gern zugegeben) iſt widerlich und lächerlich zugleich; bliebe noch Raum für ein drittes Gefühl, ſo wäre es das des Mitleids. Da ſitzen alltäglich dieſe blaſſen verkommenen Geſtalten, abhängig von der Laune eines groben Kellners und der Stimmung ihrer engliſchen Wirtsleute daheim, da ſitzen ſie, ſage ich, mit von Unglück und Leidenſchaft gezeichneten Geſichtern und träumen von ihrer Zeit und haben für jeden Neueintretenden nur die eine Frage: regt ſich's? geht es los? Dabei leuchtet ihr Auge momentan auf, und erliſcht dann wieder wie ein Licht ohne Nahrung. — Ihr Regierungen aber, zum mindeſten ihr deutſchen Regierungen, thut ab die kindiſche Furcht vor einem hohlen Geſpenſt und beſoldet nicht eine Armee von Augen, die dies Jammertreiben verfolgen und von jedem hingeſprochenen Wort Bericht erſtatten ſoll. Ihr verdientet zu fallen, wenn dieſer Abhub euch je gefährlich werden könnte.

Die öffentlichen Denkmäler.

Es ist mit der englischen Kunst wie mit dem englischen Leben überhaupt: die Straße, die Öffentlichkeit bietet wenig von beiden. Man könnte sagen, das sei das Wesen des Nordens; indes man braucht nicht nach dem Süden zu gehen, um es anders zu finden. In München, Berlin und Brüssel trifft das Auge angenehm überrascht, an Giebeln hier und unter Arkaden dort, auf die Vorläufer des Freskobildes, das Miene macht, über die Alpen bei uns einzuwandern. Und beschränken wir uns gar auf das Monumentale und eine Vergleichung dessen, was die Straße hier dem Beschauer bietet und was bei uns: wie reich sind wir Armen da. Jeder Fremde, der Berlin besucht und überhaupt ein Auge mitbringt für die Werke der Skulptur, wird auf einem einzigen raschen Gange durch die Stadt, vom „Kurfürsten" ab bis zur Quadriga des Brandenburger Thores hin, mehr Anregungen und Eindrücke mit nach Hause nehmen, als nach der Seite hin ganz London ihm zu bieten vermag. Wer die englische Bildhauerkunst bewundern oder, wenn ihm Zweifel an ihrer Existenz gekommen sein sollten, sich wenigstens von ihrem Dasein überzeugen will, der suche Zutritt zu den Galerien der Großen und Reichen zu erlangen, oder gehe, wenn er das Bequemere vorzieht, nach St. Paul und Westminster: der erste Schritt in die Kirche,

der flüchtigste Umblick darin, wird ihm Gewißheit geben, daß es eine englische Meißelkunst giebt.

Richten wir für heute unser Augenmerk lediglich auf die öffentlichen Denkmäler und beginnen wir mit der City. Wir kommen von der Londonbrücke und haben zur Rechten das „Monument", die berühmte Denksäule, die im Jahre 1677 zur Erinnerung an das große City-Feuer (dem Londonbrücke und Paulskirche zum Opfer fielen) errichtet wurde. Ich habe nichts gegen diese Säule — wiewohl ich nicht recht fasse, was man mit ihrer Aufstellung und der steten Vergegenwärtigung eines großen Unglücks bezweckte — muß aber feierlichst protestieren gegen die 42 Fuß hohe Flammenurne, womit eine konfuse Pietät und der barste Ungeschmack den Knauf jener Säule geschmückt haben. Die vorgeblichen Flammenbüschel dieser Urne sind alles Mögliche, nur eben keine Flammen, und da es dieser goldenen Kuriosität gegenüber, ähnlich wie beim Bleigießen in der Neujahrsnacht, der Phantasie jedes Einzelnen überlassen bleiben muß, was sie aus diesen Ecken und Spitzen herauszulesen für gut befindet, so mache ich kein Hehl daraus, daß ich die Flammenurne für ein riesiges Kissen mit hundert goldnen Nadeln und infolge davon die berühmte Säule selbst für ein Wahrzeichen der ehrsamen Schneiderzunft gehalten habe, dessen historische Begründung mir leider nicht gegenwärtig sei. Das Piedestal trägt neben Basreliefs, die sich's angelegen sein lassen, den komischen Eindruck des Ganzen nicht zu stören, die Anzeige: daß es erlaubt sei, gegen Zahlung eines Sixpence, die Säule zu besteigen. Hat diese Erlaubnis den Zweck, die wunderliche Flammenurne auch in der Nähe bewundern zu können, so wird man durch solch humane Fürsorge in seiner guten Laune nicht wenig bestärkt; indes es handelt sich wohl um die Aussicht, um das London-Panorama, dessen man von oben genießen soll, und hier wolle mir der Leser erlauben, abzuschweifen

und ihn vor dem Erklettern von Türmen und Säulen ein für allemal zu warnen. Während meines Aufenthalts in Belgien habe ich mir dieſe Erfahrung mit manchem Frankenſtück, mit Beulen an Kopf und Hut und ſchließlich mit dem jedesmaligen äußerſten Getäuſchtſein erkaufen müſſen. Woran liegt das? Der Turm führt uns nur dem Himmel näher, und dieſem denn doch nicht nah genug, um eine Reiſeausbeute davon zu haben; von allem andern entfernt er uns, die Ferne bleibt Ferne, und die Nähe wird zur Ferne. In Brüſſel beſtieg ich den Rathausturm: der Führer ſtreckte ſeinen dicken Finger aus, wies auf einen ſchwarzen Punkt am Horizont und ſagte ernſthaft: voilà le lion de Waterloo! In Antwerpen mußte ich einen blinkenden Streifen bona fide als das Meer hinnehmen, ſo daß man, zur Beſinnung gekommen, ſich eigentlich ſchämt, Punkte und Striche als Sehenswürdigkeiten ernſthaft beobachtet zu haben. Und blickt man nun in die Nähe, was hat man? Dächer! wenn's hoch kommt, flache und ſchräge, ſchwarze und rote, aber doch immer nur Dächer. Unſere Bauten nehmen, wie billig, noch Rückſicht auf den Menſchen, der geht. Wenn wir erſt fliegen werden, dann wird das Zeitalter der Dächer gekommen ſein; aller Schmuck der Faſſaden: Reliefs und Bildſäulen (natürlich alle liegend wie auf Grabmälern) werden ihren Platz dann auf dem Dach, der neuen Front des Hauſes, einnehmen, und der Reiſende mag dann Türme erklettern oder wenigſtens auf ihnen — raſten.

Doch kehren wir zurück in die City. Wenig hundert Schritte von der Säule entfernt, wo ſich die King-Williamsſtraße zu einem kleinen Platze erweitert, finden wir das neueſte öffentliche Denkmal Londons: die Statue König Wilhelms IV., das neueſte und zugleich beſte. Aber das Beſte iſt kein Gutes oder gar ein Bedeutendes; ſeine relativen Vorzüge beſtehen in dem Fehlen alles

Störenden und Geschmacklosen. Ruhig blickt der König zur französischen Küste hinüber, als wolt' er mit unterdrücktem Gähnen sagen: „kommt ihr — gut! kommt ihr nicht — noch besser!" und mit ähnlicher Gleichgültigkeit geht der Beschauer an dem Denkmal selbst vorbei, das allenfalls befriedigen, aber nicht anregen und entzünden kann. Das Interessanteste der Statue ist ihre Ausführung in Granit. Das englische Klima, dem Marmor wie dem Erz in gleichem Maße ungünstig, wies darauf hin, ein Auskunftsmittel zu suchen. Man wählte den Granit, und das Geschick, mit dem sich die englische Skulptur diesen spröden Stoff dienstbar zu machen verstand, hat umsomehr Anspruch auf Dank, als bei der vollständigen Unleidlichkeit jener Patina, womit Luft und Rauch alles Erz hier, und zwar in kürzester Zeit, umkleiden, erst von jetzt ab an öffentliche Denkmäler, die sich des Anblicks verlohnen, zu denken sein wird.

Wir schreiten weiter, lassen vorläufig eine Wellington-Statue zur Rechten unbemerkt und gelangen, an St. Paul vorbei, durch Fleet-Street und Strand auf den Trafalgar-Square. Hier blickt es uns an, rechts und links, von Kapitälern und Piedestalen herab, und wir machen Halt. In der Mitte des Platzes erhebt sich die 170 Fuß hohe Nelson-Säule; auf ihr der Sieger von Abukir selbst. Ob die Statue gut ist oder schlecht, mag ein Anderer entscheiden als ich; auf eine Entfernung von 170 Fuß bescheidet sich mein Auge jeder Kritik und überläßt es den Teleskopen, Nachforschungen anzustellen. Nur so viel: Nelson trägt Frack und Hut, aller Gegnerschaft zum Trotz, auf gut napoleonisch, und die Statue, wie sie da ist, auf den Vendôme-Platz zu Paris statt auf den Trafalgar-Square in London gestellt, sollt' es ihr nicht schwer fallen, vielen tausend Beschauern gegenüber, den englischen Admiral zum französischen Kaiser avancieren zu lassen. Man hat keine anderen Anhaltepunkte, als den schlaff

herabhängenden Rockärmel, drin der Arm fehlt, und das Gewinde von Schiffstau, dran der Rücken sich lehnt; das Einzige, was jeden Zweifel lösen könnte, entzieht sich der Beobachtung — das Gesicht. Ich möchte hieran ketzerischerweise überhaupt die Frage nach dem Recht der künstlerischen Zulässigkeit dieser Säulen knüpfen. Sie geben nicht, was sie geben wollen, und deshalb hab ich Bedenken gegen die ganze Gattung. Eine Nelsonsäule z. B., die sich faktisch, wie die vor uns befindliche, nicht mit dem Namen des Mannes begnügt, den sie verherrlichen will, sondern dadurch, daß sie ihn in effigie auf ihren Knauf stellt, auch die Absicht ausspricht, mir sein Bild einprägen zu wollen, bleibt hinter einem bloßen Gedenkstein in so weit zurück, als sie das Plus ihrer Aufgabe nicht erreicht und bei 170 Fuß Höhe nie erreichen kann. Die Skulptur thut ihr Werk dabei so zu sagen umsonst und wird selbst da zum „jüngern Sohn," wo sich, dem Prinzip nach, die künstlerische Ruhmeserbschaft wenigstens teilen sollte.

Vor der Nelsonsäule, das Antlitz nach Whitehall gewandt, steht die Reiterstatue Karl Stuarts. Wohl ist er's: der feine Kopf, in dem sich Majestät mit jenem wunderbaren Zuge mischt, der auf ein tragisches Schicksal deutet. Er ist es, aber so klein wie möglich. Er reitet nach Whitehall hinab, als drücke ihn immer noch die Schmach, die seiner dort harrte, und als fühl' er, daß das Schwert ihm fehle, das — o bittres Spiel des Zufalls! — die Hände eines Straßenbuben vor Jahr und Tag ihm raubten. Wie wenig ist diese Statue und wie viel hätte sie sein können, wie viel hätte sie sein müssen in dem loyalen, königlichen England. Es war ein poetischer, glücklicher Gedanke, den Platz der Schmach nicht zu scheuen und das Haupt des Königs gerade dorthin blicken zu lassen, wo es fiel. Aber dann mußte dieses Haupt ein andres sein und der ganze Reiter dazu, dann mußte Sieg und Hoheit von dieser Stirne leuchten und jede Fiber

nach Whitehall hinunterrufen: „ich bin doch König!“ Ein Rauch'ſches Denkmal an dieſer Stelle wäre eine Verherrlichung des Königtums geweſen; was der Platz jetzt bietet, iſt eine Fortſetzung der alten Demütigung.

Nach dieſer Seite hin leiſten die öffentlichen Denkmäler Londons überhaupt das Mögliche. Was iſt die Reiterſtatue Georgs III. (in unmittelbarer Nähe des Trafalgar Square), was iſt ſie anders, als eine öffentliche Bloßſtellung, eine Verhöhnung. Ein wohlbeleibter Mann mit einer ſchrägen, höchſtens zwei Zoll hohen Stirn, krauſem, faſt negerhaftem Haar, einem wohlangebrachten Zopf im Rücken und dem Ausdruck der Gedankenloſigkeit im Geſicht, ſitzt, den Hut in der Hand, nicht nur nicht als König, ſondern geradezu als Karrikatur zu Pferde, und das mitten im Trab zurückprallende Tier legt einem die Vorſtellung nahe, daß es in einer Waſſerlache am Wege plötzlich ſeines eignen Reiters anſichtig und vor ſolchem Bilde ſcheu geworden ſei. Wenn ein König für die Kunſt nichts bietet, ſo ehre man ihn, ſo lang er lebt und begrabe ihn, wenn er tot iſt; die erzne Verewigung einer königlichen Unbedeutendheit kann niemandem ungelegner ſein, als dem Königtum ſelbſt.

Soll ich noch von der Yorkſäule ſprechen, deren erznes Herzogsbild, zu äußerſter Lächerlichkeit, die goldne Spitze eines Blitzableiters wie einen bankrutten Glorienſchein trägt, deſſen anderweitige Strahlen nach rechts und links hin fortgefallen ſind? Nein! überlaſſen wir es einer Feuer-Verſicherungs-Geſellſchaft, an dieſer Vorſichtsmaßregel Gefallen zu finden und wenden wir uns lieber zum Herzog Wellington, dem Manne der ausſchließlichen Denkmalberechtigung. Jede Malerakademie hat ihr Modell und die Londoner Bildhauerkunſt — ihren Herzog. Wir begegnen ihm auf unſrer Wanderung dreimal: in der City als „jungen Feldherrn“, als „älteren Herrn“ vor Apsley-Houſe und als „Achill“ im Hyde-Park. Dieſer

„Achill", laut Inſchrift eine Frauenhuldigung in Kanonenmetall, iſt eine längſt verurteilte Geſchmackloſigkeit und ſteht auf der Höhe jener lyriſchen Liebesgedichte, die ſchamhaft ihren rechten Namen verleugnen und sub rosa von Damon und Phyllis ſprechen. Was die Ausführung angeht, ſo erinnert ſie an den Apoll unſeres Tiergartens. — „Der junge Feldherr" in der City iſt ein anſtändiges Mittelgut, zu gut für den Spott und zu ſchlecht für die Bewunderung; was bleibt da anders als — ſchweigen. Der „ältliche Herr" bietet ſchon mehr: es iſt ganz erſichtlich, daß er die Gicht hat, daß es ihn die größte Anſtrengung koſtete, in den Sattel zu kommen und daß er ohne ſeinen weiten Regenmantel ſo früh in der Morgenluft unrettbar verloren wäre. Sein Federhut und der Marſchallsſtab in der Hand machen eine verzweifelte Anſtrengung, ihm ein Feldherrn-Anſehen zu geben, allein vergeblich, es iſt und bleibt das langweilige Bild eines Mannes, der doppelte Flanelljacken trägt. Nur Eines übertrifft ihn an Steifheit, das iſt das Pferd, welches er reitet. — Die Mitwelt hat ihre großen Männer durch undankbare Unterſchätzung nur allzu oft verbittert; in Herzog Wellington haben wir ein Beiſpiel vom Gegenteil: die Liebe der Zeitgenoſſen mochte der Nachwelt nichts zu thun übrig laſſen. Wenn nichtsdeſtoweniger dem Gefeierten Zweifel kommen ſollten an dem unbedingten Glück ſolcher Verewigung, ſo haben wir als Troſt für ihn das Horaziſche Wort, daß Lied und Geſchichte, drinnen er fortlebt, „dauernder ſind als Erz."

Die Musikmacher.

Die Musik, wie jedermann weiß, ist die Achillesferse Englands. Wenn man sich vergegenwärtigt, welche musikalischen Unbilden das englische Ohr sich von früh bis spät gefallen läßt, so könnte man in der That geneigt werden, dem Engländer jeden Sinn für Wohlklang abzusprechen und auf die Seite Johanna Wagners oder besser ihres Oheims zu treten, der mit mehr Wahrheit als Klugheit die ihm nicht verziehenen Worte sprach, „daß hier viel Gold, aber wenig Ruhm zu holen sei.“ Man wolle indes aus dem Umstand, daß England des musikalischen Gehörs entbehrt, nicht voreilig schließen, es entbehre auch der musikalischen Lust; gegenteils, die alte Wahrheit bewährt sich wieder, daß der Mensch am liebsten das treibt, was ihm die Götter am kargsten gereicht. Die große Fortepiano-Krankheit hat längst auch diese friedliche Insel ergriffen, und da bekanntlich starke Organismen von jeder Krankheit doppelt heftig befallen werden, so herrscht denn auch das Klavierfieber hier in einem unerhörten Maße. Aber dies ist es nicht, was einen Veteranen, der viele Jahre lang die Nachbarschaften einer Berliner Chambre-garnie getragen und vom rasenden Lisztianer an bis zur Skala-spielenden Wirthstochter herunter alles durchgemacht hat, was bei ihm zu Lande einem menschlichen Ohre begegnen kann, — dies ist es nicht, was einen bewährten Mut bricht: das eigentliche Schrecknis Londons sind die Straßenvirtuosen

Man ist aufgestanden, sitzt beim Breakfast und liest, keines Überfalls gewärtig, die „Times“, vielleicht gerade die vaterländische und nie überschlagene Spalte: „Prussia: from our own correspondent“. Da schnarrt und klimpert es heran, immer näher und näher, faßt endlich Posto dicht am Gitter des Hauses und blickt, immer weiter drehend, mit dem braunen Gesicht so treuherzig ins Fenster, als hab' er die feste Überzeugung, mit seiner Drehorgel alle Welt glücklich zu machen. Es ist „povero Italiano“, wie er leibt und lebt; auch die Orgel ist echt mit ihren dünnen Hackbrettönen, und nur die tanzenden Puppen fehlen und der Affe, der an den Dachrinnen hinaufklettert.

Ich kenn' ihn wohl, er kommt heute nur eine Stunde früher — es ist eine treue Seele, so treu, so unveränderlich, wie seine Stücke. Ach, wie oft hab' ich sie schon gehört und je mehr ich sie hasse, je mehr verfolgen sie mich. Thackeray erzählt gelegentlich von einem 68jährigen Manne, der eines Morgens ganz ernst beim Frühstück sagte: „mir träumte diese Nacht, Mr. Robb züchtige mich.“ Seine Seele hatte die Schreckenseindrücke der Schule noch immer nicht ganz los werden können. Ich stehe nicht mehr in erster Jugend, aber ich halt' es nicht für unwahrscheinlich, daß mir noch nach dreißig Jahren „povero Italiano“ im Traum erscheint und mich züchtigt — mit seiner Orgel.

Musik war seit Rizzios Zeiten oft die Brücke zwischen Italien und Schottland; auch heute reichen sie sich auf ihr die Hand: der Savojarde ist fort und der Hochländer tritt an seine Stelle. Er ist nicht allein; die Hauptsache, den Dudelsack nicht einmal mitgerechnet, sind es ihrer fünf: Vater, Mutter und drei Kinder. Walter Scott hatte bekanntlich einen Dudelsackpfeifer im Hause, der ihm die Stimmung geben mußte, wenn er zur Feder griff. Diese Thatsache beweist nur den alten Satz, daß jeder große Mann an einer bestimmten Geschmacksverirrung leidet.

Aber laſſen wir Sir Walter und wenden wir uns wieder zu der Familie vor uns, der troſtloſen Karrikatur alles deſſen, was meiner entzückten Phantaſie vorſchwebte, wenn ich das „Herz von Midlothian“ las oder mit Robert Burns, am Bergwaſſer entlang, zu einer ſeiner vielen Marys oder Beſſys ſchlich. Dieſe älteſte Tochter, die jetzt heiſer ein altes Stuart-Lied „Charles my darling“ durch die Straßen ſchreit, iſt alles in der Welt, nur nicht das „ſchöne Mädchen von Perth“, der Kilt des Vaters iſt ſo ſchmutzig, daß er die Farben keines oder jedes Clans zur Schau trägt, und meinen mitgebrachten Vorſtellungen entſpricht nichts, als allenfalls — die nackten Knie.

Doch ich habe nicht Zeit, ſchlechten Tönen und trüben Gedanken nachzuhängen; um die Ecke herum lärmt es ſchon wieder von Pauken und Trompeten, und nach wenig Augenblicken hält der ſeltſamſte Aufzug vor meinem Fenſter, den ich all' mein Lebtag ſah. Auf einem Handwagen ſteht ein ſieben Fuß hohes Blatt- und Zweiggeflecht, halb unſern Weihnachts-Pyramiden und halb jenen Kronen ähnlich, die Maurer und Zimmerleute auf den Firſt eines gerichteten Hauſes ſetzen. Goldblech, Fahnen und bunte Bänder ſchmücken das Machwerk. Drum herum tummeln ſich verkleidete Burſche, Clowns mit weißen Pumphoſen und weißen Kitteln, über und über mit Mehl beſtreut. Welche Wirtſchaft das! Jetzt umtanzen ſie den Baum, aber plötzlich ſtieben ſie wie raſend auseinander, der eine ſchlägt auf die Pauke los, ein zweiter ſteht Kopf, der dritte überſchlägt ſich in der Luft, ein vierter ſammelt Geld ein, und der Reſt, der zu gar nichts anderem zu gebrauchen, muß — ſingen. Es geht über die Beſchreibung, was ſolche Rotſänger dem menſchlichen Ohr zu bieten vermögen. Wie oft hab' ich ſolche Dinge in alten Robin-Hood-Balladen bewundert, aber meine Verehrung hat den Teufel an die Wand gemalt. Da hab' ich ſie nun leibhaftig vor mir, die poetiſchen Schlagetots aus Nottinghamſhire und dem

Sherwod-Wald, und mein sehnlichster Wunsch ist — von ihnen wieder zu lesen. Doch ich bin ungerecht gegen mich selbst; die Äußerung wahrer, herzlicher Freude würd' ich im Leben so gut verstehen wie im Gedicht, aber das ist nicht das merry old England, was da vor mir Purzelbäume schlägt und in die Hanswurst-Trompete stößt, das ist das money-making Volk des neunzehnten Jahrhunderts, das, wie es jede Empfindung ausbeutet, gelegentlich auch von der Lust den Schein borgt um — eines Sixpence willen.

Das Maß meiner Geduld ist voll, ich greife nach Hut und Stock, um mir in Hyde-Park oder Kensington-Gardens ein ruhiges Plätzchen auszusuchen. Aber es muß heut' der Namenstag der heiligen Cäcilie sein, denn Musik überall. Ich passiere Eaton-Square — ein Palast-umbautes Oblong von einer Ausdehnung und Schönheit, wie es unser Exerzierplatz zu werden verspricht — aber auch hier unter den Fenstern der Aristokratie baut der Vogel sein Nest. Gott sei dank, es ist kein Singvogel darunter; indessen zwei Becken, ein Triangel, ein Tamburin und eine Geige thun das ihre. Es sind fünf Neger, Weißes fast nur im Auge, mit wolligem Haar und karminroten Lippen. Der geeignete Schauplatz ihrer Thätigkeit wäre allerdings die Wüste, aber nichtsdestoweniger glaube der Leser an alles eher, als an die Echtheit dieser Mohren. Sie sind *nichts als die Kehrseite jener albinohaften Clowns*: dort alles weiß, hier alles schwarz, jene eine Schöpfung des Mehlkastens, diese des Schornsteins. Es sind Tagediebe; mit Ausnahme des Violine spielenden Kapellmeisters, der einen schwarzen Frack, eine Brille und eine graue Perrücke trägt und Kopfbewegungen macht, als wäre er Paganini selber, hat keiner auch nur eine Ahnung davon, daß es überhaupt Noten giebt: aber Tamburin und Triangel sind keine schwierigen Instrumente und — die Kapelle ist fertig. Und glauben Sie nicht, daß man vor diesem erbärmlichen

Gelärm ſeine Ohren mit Wachs verſchließt; keineswegs, nicht nur Kate und Jenny ſind aus der Küche gekommen und lauſchen am Gitter, auch Miß Conſtance iſt mit drei Buſenfreundinnen auf den Balkon getreten und ergötzt ſich an einer Muſik, die, wenn ſie wirklich afrikaniſch wäre, mich die Reiſeſchickſale Barths und Overwegs mit doppelter Teilnahme würde verfolgen laſſen.

Der Abend bricht herein. Machen wir noch einen Beſuch in „Evans-Keller". Er befindet ſich am Coventgarden-Markt unter einer ſogenannten „Piazza", die, wenn ſie begierig nach einem fremden Namen war, mit „Stechbahn" vollauf honoriert geweſen wäre. In Evans-Keller ißt man zu Abend und erhält Muſik als Zubrot. Die Spekulation muß gut ſein, denn die Tiſche ſind beſetzt. Zehn ziemlich gewandte Finger ſpielen die Overture am Flügel und kaum iſt der letzte Ton verklungen, ſo rückt eine „Abteilung Waiſenhaus", eine Nachbildung und Karrikatur unſeres wackeren Domchors (der hier bekanntlich Senſation machte) auf die Bühne. Blaſſe, ſkrophulöſe Geſichter, täuſchend ähnlich jenen Geſtalten, wie ſie die Feder Cruikſhanks in ſeinen Nicolas-Nickleby-Illuſtrationen uns überliefert hat. Sie ſingen Lieder, Sonette, Madrigals, Arien, wie's eben kommt, und ſingen das alles mit jener unzerſtörbaren engliſchen Zähigkeit, fünf volle Stunden hindurch, nur unterbrochen durch Solos, die gerade um eine Stimme zu viel haben und durch teils patriotiſche, teils zweideutige Deklamationen, die jedesmal mit einer Beifallsſalve begrüßt und beſchloſſen werden. Hierher gehört auch der Zigarrenhändler des Kellers, ein Liebling der Verſammlung. Er iſt nur Dilettant und, wie ein Quäker, die Begeiſterung abwartend, ſtellt er von Zeit zu Zeit ſeinen Kram beiſeite, ergreift den erſten beſten Stock oder Regenſchirm und die improviſierte Flöte an den Mund führend, pfeift er die Barcarole aus der Stummen mit einer Meiſterſchaft, die eines beſſeren Ge-

bietes würdig wäre. Bescheiden wie ein alter Römer, kehrt er von der „Jagd auf den Meertyrannen“ zu seiner friedlichen Beschäftigung zurück, und sich rechts und links hin wendend, spricht er die historischen Worte: „Cigarre gefällig?“

Warum hab' ich den Leser noch zu Evans geführt? Lediglich um ihm den Beweis zu geben, daß der englische Geschmack mittelmäßige Musik nicht nur erträgt, sondern sie auch sucht. Der Piazza-Keller ist keine Taverne gewöhnlichen Schlages, sie ist der Versammlungsort Gebildeter, und die mäßige Musik, die dort gemacht wird, ist eben nicht besser, als sie ist, weil sie dem vorhandenen Bedürfnis durchaus entspricht. Da liegt's! Ein Thor nur kann sich durch solche Erfahrungen in der Bewunderung eines großen Volks, unter dem er lebt, irgendwie stören und beirren lassen, aber es bleibt nichtsdestoweniger wahr, daß wir in Sachen des Geschmacks um einen Siebenmeilenstiefel-Schritt den hiesigen Zuständen voraus sind und daß z. B. Evans-Keller, der wohlverstanden mehr sein will, nur allenfalls auf gleicher Höhe steht mit jenen Sebastiansstraßen-Lokalen, die vor Zeiten die Anzeige brachten: „Heut Abend, Gesang und Deklamationen von Herrn Frey.“

Straßen, Häuser, Brücken und Paläste.

London ist nicht das, was man eine „schöne Stadt“ nennt. Es hat nichts aufzuweisen, was sich unserm Opernplatz oder gar dem place de la concorde in Paris vergleichen ließe. Die Zahl seiner durch Schönheit ausgezeichneten Gebäude steht in keinem Verhältnis zu der Zahl seiner Häuser überhaupt. Auch das Haus des Privatmannes bleibt äußerlich hinter dem zurück, was die Mehrzahl unsrer Straßen dem Auge zu bieten pflegt. Namentlich in der City und mehr noch in jenem volkreichen Stadtteil, der den Namen der „Tower-Hamlets“ führt, finden sich zahlreiche Gassen, auf die das Wort jenes spöttelnden Franzosen noch immer paßt, der ganz London mit kreuz und quer gebauten Mauer-Linien verglich, drin sich große und kleine Löcher statt der Thüren und Fenster befänden.

Unsre Häuser weichen in Bau und Einrichtung mehr oder minder von einander ab; es dürfte schwer fallen, auch nur ein halbes Dutzend zu finden, die sich vollständig glichen. In London ist es umgekehrt. Ganze Stadtteile bestehen aus Häusern, die sich so ähnlich sehn, wie ein Ei dem andern. Es ist mithin nichts leichter, als das „englische Haus“ als Kollektivum zu beschreiben. Das englische Haus hat zwei oder drei Fenster Front, ist selten abgeputzt, meist durch ein Eisengitter von der Straße

getrennt und hat ein Souterrain mit der Küche und den Räumlichkeiten für das Dienſtperſonal. Parterre, und zwar nach vorn heraus, befindet ſich das Sprech- oder Empfangzimmer (parlour), dahinter ein sitting-room, in dem das Diner eingenommen zu werden, auch wohl der Hausherr ſeine Times zu leſen und ſein Nachmittagsſchläfchen zu machen pflegt. Die teppichbedeckte Treppe führt uns in die drawing-rooms, zwei hintereinander gelegene Zimmer von gleicher Größe, beide durch eine offenſtehende, ſcheunthorartige Thür in ſtetem Verkehr miteinander. Hier befindet ſich die Dame vom Hauſe; hier ſtreckt ſie ſich auf dieſem bald und bald auf jenem Sofa; hier ſteht der Flügel, auf dem die Töchter muſizieren; hier ſind die cup- und china-boards (offene Etageren mit chineſiſchem Porzellan); hier ſtehn Humes Werke und Addiſons Eſſays in endloſer Reihe; hier hängen die Familien-Portraits; hier ſitzt man um den Kamin oder am Whiſttiſch, und beſchließt den Tag in ſtillem Geplauder beim Thee, oder im lauten Geſpräch, wenn die Gentlemen das Feld behaupten und ihren ſelbſtgemiſchten Nachttrunk nehmen. — In der zweiten Etage ſind die Schlafzimmer, — noch eine Treppe höher die Wohn- und Arbeitszimmer für die Kinder, auch wohl ein Gaſtbett für Beſuch von außerhalb.

So ſind hunderttauſende von Häuſern. Ihre Einförmigkeit würde unerträglich ſein, wenn nicht die Vollſtändigkeit dieſer Uniformität wieder zum Mittel gegen dieſelbe würde. In vielen Fällen wird nämlich von den Bauunternehmern nicht ein Haus, ſondern ein Dutzend gleichzeitig und neben einander aufgeführt, wodurch dieſe Geſamtheit von Häuſern oftmals das Anſehn eines einzigen großen Gebäudes gewinnt. Geſellt ſich dann noch an jener Stelle, wo die einzelnen Häuſer aneinander grenzen, eine ſäulenartige Faſſade, oder gar an den erſten Etagen entlang ein zierlicher Balkon hinzu, ſo werden

hier und da Resultate erzielt, die sich dem nähern, was unsere hübschesten Straßen aufzuweisen haben.

Eins aber haben Londons Straßen und Häuser vor uns voraus, das ist ihre äußerste Sauberkeit. Man gewahrt dies nicht ohne ein Gefühl der Beschämung, wenn man dabei des Schmutzes gedenkt, der namentlich zur Winterzeit in unsern Straßen souverain zu herrschen pflegt und sich auftürmt, als sei das so sein Recht. Jedes Londoner Haus hat bis in seine zweite und dritte Etage hinauf den unschätzbaren Vorteil eines nie mangelnden Wasserstroms, der ihm, nach Gefallen, aus Dutzenden von Röhren entgegenströmt. Alles schmutzige Wasser fließt sofort wieder ab und ergießt sich in eine tief unter jedem Straßendamm gelegene Cloake, deren Hauptkanäle mit der Themse in Verbindung stehen. Die Straßen selbst zeigen eine Reinlichkeit, die nur von der niederländischen übertroffen wird. Trottoirs (meist von Sandstein) nehmen gemeinhin die ganze Breite des Bürgersteiges ein, und das eigentliche Straßenpflaster (auf den Hauptverbindungslinien macadamisiert) befindet sich selbst bei Regenwetter und trotz des unglaublichen Verkehrs in stets passierbarem Zustand. Eigentümliche Fuhrwerke, die, ähnlich wie unsere Eggen auf dem Felde, einen breiten Besen hinter sich führen, fahren bei schmutzigem Wetter auf und ab, und säubern so die aufgeweichten Straßen.

Ich bin ins Loben gekommen, fast wider meinen Willen; so sei denn auch vor allem und eh der Tadel wieder in sein Recht tritt, der fünf gewaltigen Brücken (zu denen sich die Hängebrücke als sechste gesellt) Erwähnung gethan, die das eigentliche London mit Southwark oder was dasselbe sagen will, die Grafschaften Middlesex und Surrey mit einander verbinden. Diese Brücken sind meiner Meinung nach weitab das Bedeutendste, was London an Baulichkeiten aufzuweisen hat. Ich glaube den Grund dieser eigentümlichen Erscheinung

darin gefunden zu haben, daß das engliſche Volk alles hat, was zu einem impoſanten Baue ausreicht: Berechnung, Reichtum, Ausdauer, Kühnheit, — aber das entbehrt, was zur Schöpfung des künſtleriſch Vollendeten nötig iſt: Geſchmack und Schönheit. So oft ich auch die Themſe hinauf und hinunter fahre, immer wieder beſchleicht mich ein Staunen, wenn die Southwark-Brücke mit ihren drei Rieſenbögen, deren jeder eine Spannung von 240 Fuß hat, plötzlich vor mir auftaucht, und dies Staunen ſchwindet nur, wenn ich weiter ſtromabwärts gleite und die Londonbrücke, ſchwer und maſſig wie ein Gebirgsſtück, über den Fluß geworfen ſehe. Es läßt ſich nichts Solideres denken, und wenn ich aufgefordert würde, einem Fremden in London den Punkt zu zeigen, der mir am meiſten geeignet ſchiene, den Charakter dieſer Stadt und dieſes Landes zur Anſchauung zu bringen, ſo würd' ich ihn nicht nach St. Paul und nicht nach Weſtminſter, ſondern an die granitne Brüſtung dieſer Brücke führen und ihn dem Eindruck dieſer feſten und kühn gewölbten Maſſe überlaſſen.

Wend' ich mich jetzt zur Beſprechung öffentlicher Gebäude, wie Kirchen und Paläſte, ſo iſt es ein unverhältnismäßiger Mangel an derartigen Bauwerken, der ſich dem Urteil ſofort aufdrängt. Das neue London, beſonders auf dem Waterloo-Platz, — wo ſich zu den ſchönen Baulichkeiten des Platzes ſelbſt, die eleganten Klubhäuſer Pall-Malls und einzelner Nachbarſtraßen geſellen — präſentiert eine Anzahl von Gebäuden, auf denen auch das Auge des Architekten mit Anerkennung verweilen wird, aber dieſe Bauten, wie zum Teil vollendet an und in ſich, haben doch überwiegend den Charakter von Privathäuſern und bieten, wenn mir dieſe Wendung geſtattet iſt, nicht Maſſe genug dar, um den Baumeiſter ſo recht als einen Meiſter zu zeigen. Erſt in voller Bewältigung maſſenhaften Stoffs, im Innehalten

der Schönheit auch innerhalb der größten Dimensionen, offenbart sich der Meister. Alle diese Gebäude sind, vielleicht nicht ihrem Wert, aber ihrer Gattung nach, zweiten Ranges.

Großartige Bauten von mindestens relativer Makellosigkeit hat London nur zwei: St. Paul und das britische Museum. St. Paul, wenngleich nur eine Nachahmung St. Peters, wird unter diesen Nachahmungen immer den ersten Rang einnehmen. Es ist im höchsten Maße bedauerlich, daß die Beengtheit des Platzes, auf dem dieser Riesenbau steht, einen Totalanblick unmöglich macht, aber auch was wir sehen, reicht aus, um uns den Namen Christoph Wrens mit Ehrfurcht sprechen und jener Grabschrift desselben (in der Kirche selbst) beipflichten zu lassen, die da heißt:

Si monumentum requiris — circumspice!

Das britische Museum zeigt den in London wenig vertretenen Stil der Antike. Es ist ein mächtiges Gebäude, mit zwei kurz vorspringenden Flügeln. Jonische Säulen tragen den Portikus des Haupteinganges sowohl, wie der Seitenteile. Überall Einfachheit und Symmetrie; die gewaltige Masse durch Schönheit belebt, wirkt erhebend und bewältigend zugleich.

Hiermit ist das Verzeichnis Londoner Schönheit erschöpft. St. James ist nur noch die Karrikatur eines Königsschlosses. Aus rotem Backstein aufgeführt, klein, niedrig und mit zwei abgekappten Türmen am Eingangsthor, gleicht es eher dem verrotteten Herrenhause eines heruntergekommenen alten Squires in Yorkshire oder Westmoreland, als dem Palast englischer Könige, und es bedarf des Auges dessen, der hinter den herabgelassenen Rouleaux das dicke rotbärtige Antlitz Heinrichs VIII. erkennt, wie er zur Anna Bulen flüstert, um diesen Platz wiederholt zu besuchen. Buckingham-Palace, die

gegenwärtige Reſidenz der Königin, iſt minder häßlich als St. James, aber doch nicht um ſo viel ſchöner, daß es die Langeweile tilgte, die ihm auf der Stirne ſteht. Sollte ich zwiſchen beiden entſcheiden, ſo würde ich, der Königin Viktoria zum Trotz, von zwei Übeln das kleinſte wählen. — Sommerſet-Houſe iſt ſtattlich, aber nichts weiter; ſeine Front markiert ſich wenig, der Hof ermüdet durch Monotonie, und nur nach der Themſe hinaus imponiert es durch ſeine Lage und ſeine Maſſe.

Und nun die Kirchen! Welch ein Verbrechen, von der Weſtminſter-Abtei bis hierher geſchwiegen und ſeinem Anhängſel, der Kapelle Heinrichs VII. noch keine pathetiſche Lobrede gehalten zu haben! Aber ich zähle nun mal zu den Unglücklichen, die es tragen müſſen, keine gebornen Engländer zu ſein und infolgedeſſen zu der blasphemiſtiſchen Anſicht neigen, daß Weſtminſter mehr intereſſant als ſchön ſei und daß ſeine beiden Türme (zu denen der arme Wren, kein Freund der Gotik, nolens volens gepreßt wurde), die Linie des Lächerlichen nur notdürftig vermeiden. Ich liebe Weſtminſter und das Zauberblau ſeiner prächtigen Mittelfenſter, ich liebe es auch, mich in einen Chorſtuhl der Kapelle Heinrichs VII. zu ſetzen und die Wappenbanner der Ritter des Bathordens über mir hin und her ſchwanken zu ſehen, aber es iſt die Geſchichte dieſes Platzes und nicht ſeine Schönheit, die mich an ihn feſſelt und ich kann nicht mit einſtimmen in den Glaubensſatz jedes alten und echten John Bull, daß dieſer Platz „das Wunder der Welt" ſei.

Der echte John Bull hat auch noch einen anderen Spleen, der jedenfalls unverzeihlicher iſt als die Bewunderung des „wonder's of the world", das iſt die Bewunderung ſeiner neuen houses of parliament. Dieſe Parlamentshäuſer ſind da und haben viel Geld gekoſtet, das beides ſteht feſt. Namentlich der letztere Umſtand läßt den Gedanken gar nicht aufkommen, daß ſie vielleicht

doch nichts taugen könnten. Der praktiſche Sinn des Engländers ſträubt ſich dagegen, ſo viele Pfund Sterling vergeblich ausgegeben zu haben. Er wiederholt Dir mal auf mal, daß das Gebäude 900 Fuß lang und einer ſeiner vielen Türme, zunächſt noch in der Intention, 340 Fuß hoch ſei, er weiſt Dir nach, daß die Ornamente am Dach und an den Türmchen dem wonder of the world getreulich nachgebildet ſeien, und ruft Dir, wenn nichts mehr helfen will, mit komiſchem Eifer zu: „Nun, da hätten Sie erſt die alten ſehen ſollen“. Aber freilich, es werden auch Gegenſtimmen laut und ſprechen unumwunden aus, daß die Sache äußerlich und innerlich total verdorben ſei. Es iſt ein Mißverhältnis da zwiſchen der Höhe des Gebäudes und der Höhe des großen Südweſt-Turms; endloſe Ornamente, die überall ſich vordrängen, nehmen ihm den Charakter ſchöner Einfachheit und laſſen das Ganze trotz ſeiner rieſigen Dimenſionen kleinlich und faſt unwürdig erſcheinen. Man forſcht nach einem Zweck dieſer Schnörkeleien und kann keinen andern finden als den, daß ſie da ſeien, um Staub und Rauch zu ſchlucken und den Raum herzugeben für viele tauſend Schwalbenneſter. Die Verbindungsgänge innerhalb des Gebäudes entbehren aller Überſichtlichkeit und machen mehr den Eindruck von Irrgängen eines Labyrinths, als von Verbindungsgängen eines Palaſtes.

Wenn das am grünen Holze geſchieht, was ſoll am dürren geſchehen!

London iſt kein Sitz architektoniſcher Schönheit. Wenn einſt die Hand der Vernichtung über dieſe Häuſermaſſe kommen wird, wird ein meilenweiter Steinhaufe von der Weltſtadt erzählen, die hier ſich hinzog, aber das Fehlen von Säulentrümmern und ioniſchen Kapitälern, von Torſo und bildgeſchmücktem Fries — wird darauf hindeuten, daß es keine Welt voll Schönheit war, die hier dem Zeitlichen erlag.

Zu Haus.

Da ſitz' ich in meiner chambre garnie mit der Ausſicht auf einen endloſen Tag. Es iſt kaum elf und ſchon hab' ich mein Frühſtück ſamt allen vier Leitartikeln der Times zu mir genommen; — was fang ich an?

Flieh! Auf! Hinaus ins weite Land!
Und dies geheimnisvolle Buch,
Von Mr. Blanchards*) eigner Hand,
Iſt Dir es nicht Geleit genug?

ruft mir der freundliche Leſer zu und weiſt mit ſeinem Zeigefinger erſt auf die Straße draußen und dann auf Adams pocket guide, der vor mir liegt, aber er weiß nicht, daß ſeit meinem letzten Schreiben die Waſſer der Sündflut über London gekommen ſind und daß nun ſchon ſeit vollen vier Tagen ein endlos niederſtrömender Regen alle Waterproofs und Gummigaloſchen und ſelbſt die Wißbegierde eines Touriſten verſpottet. Seit vier Tagen nicht aus dem Hauſe! Statt der dampfenden Roaſtbeef-Schüſſeln des Mr. Simpſon (gegenüber von Drury Lane) bringt mir die Mittagsſtunde nichts als ein Hammel-Kotelett aus der räucherigen Küche meiner Wirtin, und an Stelle der Vernon-Galerie, die ich ſonſt wohl vormittags zu beſuchen liebe, bietet mir die Kunſt, wie

*) Der Verfaſſer von Adams pocket guide.

zur Verhöhnung, nichts als einen ſchwarzen, lithographierten Steinadler, der an der Wand mir gegenüber unaufhörlich gen Himmel ſteigt und ein Kind in ſeinen Fängen mit ſich ſchleppt. Die Mutter, mit gelöſtem Haar und thalergroßen Augen, ergiebt ſich der üblichen Verzweiflung. Auch jetzt ſtarre ich wieder zu dieſer eingerahmten Beilage eines Londoner Pfennig-Magazins in die Höhe und gleichzeitig den Regen vernehmend, der draußen auf die Steine niederklatſcht, iſt es mir, als ſei das Ganze eine bildliche Darſtellung meiner eignen Situation und als trüge der Adler mein Glück und alle ſonnigen Tage in die Wolken hinein.

Und doch iſt Poſttag heut, und doch erwartet Ihr einen Brief und kümmert Euch wenig darum, ob die ausgeſandte Taube mit oder ohne Ölblatt heimgekehrt iſt. So ſei es denn; da aber niemand über ſein Können hinaus verpflichtet iſt, ſo begnügt Euch für heute mit einer Reminiscenz aus meinen Tagen in Flandern und laßt Euch erzählen

vom Begynenhof in Gent.

Gent iſt ruhig! Die Artevelde's ſind nicht mehr; Weber und Walker, die alten Todfeinde, faſſen jetzt grüßend an den Hut, ſtatt ſich, wie ſonſt, bei den Köpfen zu faſſen; das Patriziertum iſt abgetreten vom Schauplatz, ſeit Karl V. dreißig ihrer ſtolzen Nacken vom Henker beugen ließ, und die „tolle Grete", das rieſige Geſchütz, wirft keine centnerſchweren Steine mehr aus ihrem Schlund, ſeit dieſer ſelbſt zur Zielſcheibe für die Steine der Straßenjugend wurde. Die alte „Rebellenſtadt" heißt jetzt die „Blumenſtadt" und ſtatt der goldnen Ritterſporen des Kortryktages zählt man nur noch die Arten des blauen Ritterſporns. Gent iſt ruhig!

Aber das ruhige Gent hat einen Fleck, der der allerruhigste ist — den Begynenhof. Wie bezeichne ich ihn? Kloster, Asyl, Spital — von allen dreien ist er etwas, ohne eines ausschließlich zu sein. Er wäre ein Kloster — aber die Eintretenden leisten kein Gelübde; er wäre ein Asyl — aber der Eintritt ist an Bedingungen, sogar sehr äußerlicher Natur geknüpft; er wäre ein Spital — aber Jugend und Schönheit wohnen in ihm neben der Hinfälligkeit des Alters. So müssen wir's denn umschreiben, was es mit dem Begynenhof auf sich hat: es ist eine Frauen-Gemeinde, die zwanglos, unter Arbeit, Gebet, Waisen- und Krankenpflege ihre Tage verbringt; ein Städtchen innerhalb der Stadt, das eine der sechsundzwanzig Inseln, auf denen Gent, gleich einem nordischen Venedig, erbaut ist, für sich in Anspruch nimmt und durch Thor und Mauer den natürlichen Schutz noch gesteigert hat, den ihm diese Insellage gewährt. Der Begynenhof (la beguinage) hat eine Kirche, hat Straßen und Plätze, Klöster und Häuser und eine Bewohnerschaft von ungefähr 700 Frauen. Die oberste Leitung führt eine unabsetzbare Oberin (la Superieure), der in den sechs oder sieben vorhandenen Convents (wir werden gleich sehen, was darunter zu verstehen ist) eben so viele Sous-Superieures (die durch einmütige und begründete Opposition ihrer Untergebenen abgesetzt werden können) zur Seite stehen. Die „Convents" sind nur insoweit „Klöster", als sie innerhalb eines hohen Mauer-Vierecks liegen und eine größere Genossenschaft umschließen; im übrigen würde man sie richtiger „Schul- und Prüfungshäuser" nennen. In ihnen macht nämlich die Novize, überwacht von der „Mutter" und den älteren „Schwestern", eine mehrjährige Probezeit durch, und nur wenn ihre Führung untadelig gewesen, wird ihr nach dieser Frist die Übersiedlung in die eigentlichen Häuser des Begynenhofes gestattet. Diese sind ungemein klein, meist nur von zwei oder vier Per-

ſonen bewohnt und ziehen ſich in ziemlich langen, nicht allzu geraden Straßen die ganze Inſel entlang. Sie ſtehen unter keiner unmittelbaren Kontrolle des „Couvents“ und der „Sous-Superieure“, entbehren aber auch des Reizes und jener Vorzüge, welche eine größere Gemeinſchaft mit ſich bringt.

Ich hatte Gelegenheit, in eines der „Klöſter“ einzutreten. Ein altes Mütterchen öffnete auf unſer Klopfen und ihr wohlwollendes Geſicht lachte zu uns hinauf, noch freundlicher faſt als die Crocus und Veilchen, die ringsum aus den Gartenbeeten ſproſſen. Prächtig-rote Granatblüte überdeckte das Mauerſpalier und ſteigerte den Eindruck der Friſche und Freudigkeit. Wir traten ins Haus; das Empfangszimmer zur Rechten bot wenig Eigentümliches dar, außer der ziemlich guten Kopie eines Van-Dykſchen Bildes, die Kreuzigung Chriſti, die an ſo ſchlichtem Platze immerhin überraſchen mochte; zur Linken aber, im Arbeitsſaal, ging einem das Herz auf: da ſah man zwölf alte Hände in ſtiller Thätigkeit, wie ſie emſig ſpannen und ſtrickten, zupften und nähten, je nachdem die Kraft und das Auge reichte, und nur einer ſchien noch fröhlicher als ſie — der muntere Spatz, der Liebling des Hauſes, der bald auf dem Spinnrad, bald auf dem Wollſtock ſaß, und in gar nicht ſpatzenhafter Vornehmheit der Eintretenden kaum zu achten ſchien.

Das Intereſſanteſte des Hauſes indes waren: Küche und Speiſezimmer. Die Begynen haben zwar einen gemeinſchaftlichen Kochraum, doch iſt jede gebunden, für ihre Beköſtigung ſelbſt Sorge zu tragen, und ſo gewahrten wir denn auch bei unſerm Eintritt in die Küche eine lange Reihe von Eiſenöfchen, noch kleiner, als unſere heimiſchen Kohlenbecken, an denen Jung und Alt ſtand, um nach Geſchmack und Laune ſich den Mittagstiſch herzurichten. Ich lege hierauf Gewicht und erblicke in dieſer Eigentümlichkeit nichts Zufälliges. Ganz abgeſehen davon,

daß ein Wechsel in der Arbeit Leib und Seele frisch erhält, so ist das sprichwörtlich gewordene „Schalten in Küche und Keller" und die Lust, man könnte sagen die Bestimmung dazu, etwas echt Weibliches, und diesen Zug in vollem Maße gewürdigt zu haben, muß wie hundert anderes uns für den feinen Geist einnehmen, der die Gesetze und Regeln dieses Ordens schrieb.

Im Speisezimmer herrscht dieselbe Gesondertheit und verirrt sich bis ins Komische. So viel Schwestern nämlich, so viel Schränke, in denen jede Einzelne ihren Miniatur-Haushalt: Messer und Gabel, Teller und Tischzeug in sorglicher Sauberkeit aufbewahrt. Diese Schränke, alle unmittelbar neben einander, öffnen um die Essenszeit ihre Thüren im rechten Winkel und bilden dadurch eine fortlaufende Reihe von Nischen, jede ungefähr von der beschränkten Räumlichkeit eines preußischen Schilderhauses; — das unterste, schiebbare Brett des Schrankes wird vorgezogen und — der Tisch ist fertig. Die Begyne nimmt in zellenhafter Abgeschiedenheit daran Platz. Man kann sich dabei des lustigen Gedankens nicht erwehren: das böse Gefühl etwa aufkeimenden Neides solle so viel wie möglich unterdrückt werden.

Die Begynen sind stolz auf ihren Orden, und als mein Begleiter, ein Rheinländer, der Sous-Superieure in schlechtem Französisch auseinanderzusetzen suchte, daß seine Schwester auch eine Begyne sei (im Rheinland nennt man hie und da die Nonnen überhaupt Begynen), sah sie ihn scharf an, als wolle sie sagen: „Du lügst!" und als sich schließlich das Mißverständnis aufklärte, lachte sie ganz eigentümlich-selbstbewußt und setzte uns dann in rapider Rede auseinander: „daß es mit den echten Begynen was auf sich habe". Ich glaub's ihr, nicht nach ihren Worten, aber nach dem, was ich gesehen. Was mir das Klostertum im allgemeinen so verleidet, das ist das Beten nach der Uhr, das Kommandieren

einer Empfindung, die so frei sein muß, wie irgend eine, wenn sie Wert haben soll, das ist das Aufgehen — günstigsten Falles — in unfruchtbarer Betrachtung. Von alledem findet sich bei den Begynen nur das rechte Maß; es sind fromme Frauen, aber sie wähnen nicht, gearbeitet zu haben, wenn sie einen Tag hindurch gebetet, und meinen vielmehr: Kinderzucht und Krankenpflege sei echtes Gebet vor Gott. Und wenn ein langes Leben ein Geschenk Gottes ist, das er denen giebt, die er liebt, so liebt er die Begynen, wie sie ihn lieben. Im Kloster befand sich ein rüstiges Mütterchen von 85 Jahren, die 64 Jahre lang in demselben Hause gelebt hatte. Sie sah nicht aus, als würde sie bald abberufen werden.

Wir schieden: die Alten knixten, die Jungen kicherten, der Spatz selbst drehte den Kopf und entließ uns in Gnaden. Eine flüchtige halbe Stunde Aufenthalt, — und doch schied ich wie von etwas Liebem. Der Begynenhof und sein Frieden lag hinter uns; wie empfing uns draußen die Welt? Trommelwirbel und Signalhörner! belgische Voltigeurs marschierten vorüber, ein Kürassier-Regiment hinterdrein. Wir standen auf Flamands Boden; — wer sagt uns, ob nicht noch einmal hier (wie bald vielleicht!) die Würfel der Entscheidung fallen; doch wie sie fallen mögen — Friede liegt über dem Begynenhof.

Noch immer regnet's; aber sei es drum, der Abend ist da, und der Wind, der durch die Straßen fegt und die Gaslaternen fast erlöschen macht, spricht von zerstobenen Wolken und hellem Sonnenschein am kommenden Tag. Ich schließe die Fenstervorhänge und schütte frische Kohlen auf den Kamin. Hei, wie das prasselt und flammt. Gemütliche Wärme erfüllt das Zimmer, nur eines fehlt noch: der Theekessel und sein magischer Gesang.

Da tritt Jane ein und ſetzt das rieſige Brett auf den Tiſch. „Good evening sir! a bad day to day"; ich aber ſchneide mir Schnitte auf Schnitte von dem blendenden Weißbrot, röſte es am Kohlenfeuer, und während der Duft des halbverkohlten Brotes das Zimmer würzt, gedenk' ich Deutſchlands und lauſche dem ſingenden Keſſel mir zur Seite, wie lieben, leiſen Stimmen aus der Heimat.

Die Docks-Keller.

Unter „Docks“ versteht man im allgemeinen die Häfen eines Hafens: kleine abgezweigte Buchten, oder auch gemauerte Bassins, in denen man die rückkehrenden Schiffe gleichsam beiseite nimmt, um sie zunächst auszuladen, und — wenn's not thut — auszubessern. Die London-Docks charakterisiert man am besten, wenn man sie Fluß-Häfen nennt. Sie verhalten sich zur Themse, mit der sie in unmittelbarster Verbindung stehen, wie große Privatgehöfte zu einer daran vorüberführenden allgemeinen Heerstraße.

Man unterscheidet Katharinen-, London-, Westindien- und Ostindien-Docks. Alle vier befinden sich am linken Themseufer, die ersteren auf der Strecke zwischen Tower und Tunnel die letztern beiden, weiter stromabwärts, in der Nähe des Fleckens Blackwall, eine Stunde von London. Die Ostindien-Docks sind, wie es schon ihr Name an die Hand giebt, die Ruhe- und Erholungsplätze für die großen Ostindienfahrer, die Heilanstalten, wo man die Hartmitgenommenen wieder flickt und bekupfert; auch Teer und Pech auf all die Wunden gießt, die ihnen das Sturmkap mit Wind und Wellen geschlagen.

Ich gedenke heut nur von den eigentlichen London-Docks zu sprechen, ganz besonders aber die Docks-Keller in Augenschein zu nehmen, von denen im voraus bemerkt sei, daß sie, in Gemeinschaft mit Speichern, Remisen und

Lagerhäusern, die unmittelbare Nachbarschaft, so zu sagen einen integrierenden Teil der Docks selber bilden. Denken wir uns eine Durchschnittszeichnung zwischen der mit der Themse parallellaufenden Citystraße und der Themse selbst, so ist die Reihenfolge diese: zuerst das Handelshaus mit seinen Comptoiren, dann geräumige Höfe mit Speichern aller Art, unter diesen die Docks-Keller, und schließlich, unmittelbar an der Themse, die Docks selbst. Die Höfe und die Keller verhalten sich zu einander wie zwei Etagen, und je nachdem die Ladung des eben angekommenen Schiffes aus Wein, Öl und Rum auf der einen, oder aus Reis, Zucker, Wolle und Baumwolle auf der anderen Seite besteht, wälzt man die Fässer und Ballen direkt vom Bord des Schiffes entweder auf die Speicherhöfe, oder eine Etage tiefer, in die Docks-Keller hinein. Unter diesen spielen die Weinkeller, die (vermutlich ein Kompagniegeschäft) nicht nur unter dem Speicherhofe eines Grundstücks, sondern unter einem ganzen Citystadtteil hinlaufen, die größte Rolle.

Der Freundlichkeit eines deutschen Kaufmannes verdankte ich es, daß mir Gelegenheit wurde, diese ungeheuren Räumlichkeiten in Augenschein zu nehmen. Er gab mich für einen jungen Deutschen aus, der nicht übel Lust habe, mehrere Oxhoft Port und Sherry gegen Barzahlung sofort zu entnehmen, eine Rolle, die zu viele Vorteile und Annehmlichkeiten versprach, als daß ich hätte geneigt sein sollen, mich gegen sie zu sträuben.

Bevor wir in die Keller hinabsteigen, sei über „Port" und „Sherry" etwas vorausgeschickt. Beide Worte sind Kollektiva für alle möglichen Sorten süßen und feurigen Weins geworden. Unter all den hunderttausend Oxhoften Port und Sherry, die alljährlich in England getrunken werden, ist vielleicht kein einziger, zu dem Oporto und Xeres (Sherry ist eine Mißbildung dieses Wortes) ausschließlich und unvermischt den Saft ihrer Trauben bei-

geſteuert haben. Die Küſten des mittelländiſchen Meeres liefern dieſe ungeheuren Weinmaſſen, die — wenn von roter Farbe — unter dem Namen Port, von goldgelber, unter dem Namen Sherry in die Welt geſchickt werden. Die Keller der London-Docks ſind übrigens ſchon das zweite Lager, das dieſe köſtlichen Weine beziehen: zuerſt begegnet man ihnen auf der Weſtküſte von Sizilien und zwar im Städtchen Marſala, wohin die aufkaufenden Engländer zunächſt Ladung auf Ladung dirigieren, um von dort aus, je nach Bedürfnis, die engliſchen Keller zu ſpeiſen. Um ſich von der Größe dieſer ſizilianiſchen Weinniederlagen einen Begriff machen zu können, führe ich das Faktum an, daß allein die alljährliche Verdunſtung achttauſend Gallonen beträgt.

Aber laſſen wir Marſala und ſteigen wir heute in die Keller der engliſchen Docks. — Wir fahren ein, wie in den Schacht eines Berges. Zwei rußige Burſche mit kleinen blakenden Lichtern ſchreiten uns voraus. Nun denn: Glück auf! und luſtige Bergmannsfahrt. Was ſollten wir nicht? Unſer Gewinn iſt ſicher: der Port, wie flüſſiger Rubin, wird bald in unſern Gläſern blinken.

Wir ſind unten: vor unſern erſtaunten Blicken liegt eine Stadt. Wir haben ſchöne Sagen und Märchen, die von Städten auf dem Grunde des Meeres, oder von Schlöſſern in der Tiefe unſerer Berge ſprechen, — dieſe Wunder ſind Wirklichkeit geworden. Über uns lärmt und wogt die City mit ihren hunderttauſend Menſchen und hier unten dehnen ſich gleicherzeit die erleuchteten, unabſehbar langen Straßen einer unterirdiſchen Stadt. Rechts und links wie Häuſer liegen über einander getürmt die mächtigen Gebinde: jedes Faß — eine Etage. Wir ſind in die eine Straße eingetreten, und ſchreiten weiter. Alle fünfzig Schritt begegnen wir einer Quergaſſe, die, um kein Haar anders oder gar kleiner als die Straße, die wir

gerade durchmessen, nach rechts und links hin sich endlos fortzieht. Immer weiter geht es: neue Gänge, neue Tonnen, neue Lichter, immer Neues, und doch immer das Alte wieder; unser Auge entdeckt nichts, das ihm als Merkmal, als Wegweiser aus diesem Labyrinthe dienen könnte, und eine namenlose Angst überkommt uns plötzlich. Wir denken an die Irrgänge des Altertums, an die römischen Katakomben und ein unwiderstehliches Verlangen nach Luft und Licht erfaßt unser Herz.

Aber schon ist die Heilung bei der Hand. „There's a first rate Sherry, Sir! indeed, a very fine one" so trifft es plötzlich unser Ohr, und schon der ruhig-sichere Klang der Stimme überzeugt uns, daß kein Grund zur Furcht vorhanden. Den letzten Rest davon spült der Sherry fort. Mit unermüdlichem Diensteifer werden jetzt rechts und links die Fässer angebohrt; hier spritzt es wie ein Goldstrahl aus dem Faß hervor, dort strömt der blutrote Port ins Glas. Wir kosten und nippen, wie wenn es Nektar wäre; die rußigen Burschen aber schätzen's nicht höher wie abgestandenes Wasser und schütten das flüssige Gold an die Erde. Der Wein hat längst aufgehört, ihnen eine Himmelsgabe zu sein; sie teilen sich schweigsam, gewissenhaft in ihre Arbeit: der eine bohrt die Löcher, der andere verstopft sie, wozu er sich kleiner Holznägel bedient. — Wir mußten in diesen Kellern schon viele Vorgänger gehabt haben, denn der Boden manchen Fasses sah wahrlich aus wie die Sohle eines neumodisch-gestifteten Stiefels.

Eine Stunde war um. Aus den unterirdischen Gassen stiegen wir lachend ans Tageslicht und schwankten in lautem Gespräch der Blackfriars-Brücke zu. Menschen und Häuser schienen uns zuzunicken, die finsteren Straßen waren wie verwandelt. — Ich habe die City von London so schmuck nicht wiedergesehn.

Tavistock-Square und der Straßen-Gudin.

Vor einer Woche habe ich meine Wohnung gewechselt. Ich konnt' es nicht mehr aushalten in Burton-Street und in dem ganzen Stadtteil, den ich vollauf bezeichnet habe, wenn ich dir sage, daß er Pimlico heißt. Klingt das nicht geziert und geckenhaft? Denkt man nicht an eine Mischung von Langeweile und Lächerlichkeit? Und so ist es auch.

Ich wohne nun Tavistock-Square, mitten in London, nah an Oxford-Street und nicht weit vom Trafalgar-Platz. Daß ich Dir sagen könnte, wie reizend es hier ist und wie glücklich mich der Wechsel macht, zu dem ich mich, bei meiner unglücklichen Anhänglichkeit auch an die schlechtesten Wirtsleute, nur schwer entschlossen habe. Der Stadtteil, den ich jetzt bewohne, besteht überwiegend aus großen und kleinen Plätzen, so daß die Straßen, die sich vorfinden, weniger um ihrer selbst, als vielmehr um der Verbindung willen, die sie zwischen den zahllosen Squares unterhalten, da zu sein scheinen. Bedford- und Fitzroy-, Bloomsbury- und Torrington-Square halten gute Nachbarschaft mit uns, und Russel- und Euston-Square sind so nah, daß wir uns mit ihnen begrüßen können. Die ganze Gegend hat was Herrschaftliches; das macht, sie war das Westend Londons in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und dieselbe Aristokratie, die jetzt auf Belgrave- und Eaton-Square ihre town-residences hat und sich des Bekenntnisses

schämen würde, östlich von Grosvenor-Place und Hyde-Park-Corner zu wohnen, lebte vor 80 Jahren, nicht minder selbstbewußt, hier auf Tavistock-Square und baute jene fassadengeschmückten Häuser und jene hohen Zimmer, die jetzt nicht mehr passen wollen zu der meist bürgerlichen Schlichtheit ihrer Bewohner. Ich sage „meist", denn wir haben auch Notabilitäten in nächster Nähe, keine Lords und Viscounts, aber Ritter von Gottes statt von Königs Gnaden und Namen, die schwerer wiegen, als die Stammbäume von sechs irischen Lords. Sprich selbst, ob ich übertrieben habe, wenn ich Dir sage, daß Boz-Dickens mein nächster Nachbar ist und zehn Schritt von mir einen reizenden, gartenartigen Einbau bewohnt, der zwischen der Pancras-Kirche und unserm Hause gelegen ist. Ich habe noch nicht den Mut gehabt, ihn aufzusuchen und werd' es vermutlich auch in Zukunft nicht, um so weniger, als ich weiß, daß er von Deutschen überlaufen und mit den üblichen Bewunderungsphrasen gelangweilt wird. Nur den Park vor seinem Hause besuch' ich öfters, und niemals ohne den frommen Wunsch zu hegen, daß die frische Luft, die da weht, mir von dem Geiste leihen möge, der eben an dieser Stätte heimisch und thätig ist.

Die Villa meines Nachbars Dickens ist nun freilich reizender als das alte herrschaftliche Eckhaus, dessen oberste Spitze ich mit einem jungen Herrn aus Pembrokeshire gemeinschaftlich bewohne; nichtsdestoweniger aber schwör' ich auf die Schönheit meiner Wohnung, und wenn ich Dich abends nach dem Diner mal in die drawing-rooms dieses Hauses führen und dann durch die geöffneten Fensterthüren mit Dir auf den Balkon hinaus treten könnte, so würdest Du mit mir fühlen, daß der Moment etwas Zauberhaftes hat. Ein Ahornbaum bildet mit seinen Zweigen ein Laubdach über uns, auf den Balkonen der Nachbarhäuser stehen die schlanken Ladies und schauen mit vorgehaltener Hand in die untergehende Sonne, auf dem

Rasenplatz des Square spielen und lachen die Kinder, und fern, von der Nordgrenze Londons her, schauen dunkelblaue Hügel, wie Wolkenstreifen am Horizont, auf die Stadt und auch auf uns hernieder. Die ersten Gaslichter mischen ihr mattes Licht dem Halbdunkel, das über dem Platz liegt, der Lärm der weitab gelegenen großen Straßen schlägt wie ferne Brandung an unser Ohr und ein Gefühl süßer Befriedigung beschleicht uns und lullt auf Augenblicke die schlaflosen Wünsche ein.

Doch ich wollte Dir vom Straßen-Gudin und nicht von der Schönheit meiner Wohnung erzählen. Beides gehört insofern zusammen, als ich die Bekanntschaft meines seltsamen Seemalers ohne meinen Wohnungswechsel vielleicht niemals gemacht hätte; denn, wie ich vernehme, findet man ihn im St. Pancras-Kirchspiel häufiger als an andren Orten, vielleicht weil die stillen Squares dieses Stadtteils und die verhältnismäßig wenig benutzten Trottoirs ihm die beste Gelegenheit zur Ausübung seiner Kunst und zum Erwerbe bieten. Zuerst sah ich ihn an einer Ecke von Torrington-Square. Ich geriet in ein Staunen, das weit das übertraf, mit dem ich die genialsten Rubens und die fromm-innigsten Murillos irgend welcher Galerie jemals betrachtet habe. Kniend auf dem Trottoir, neben sich ein Stück schmutziger Pappe, auf dem die Bröckel von Pastellstiften lagen, zeichnete ein blasser, zwanzigjähriger Mensch Seestücke auf den Sandstein, so rasch, so genial, so meisterhaft, daß mir's gleich durch den Kopf schoß: ein Straßen-Gudin! Die englische Südküste schien er vorzugsweise bereist zu haben. Da war der Hafen von Lyme; der Hastingsfelsen mit seinem zerfallenen Kastell, und vor allem die Dover-Bucht bei Mondschein. Dunkelblau lag sie da, ein heller Lichtstreif lief drüber hin, von rechts und links aber sprangen die Schatten dunkler Klippen und diese selber dann weit ins Meer hinein. Ich war ganz Bewunderung, nur ein Gefühl rang mit meinem Staunen um

den Vorrang — die Entrüstung. Als ich mich satt gesehn, steckt' ich dem Maler und — Bettler zugleich eine halbe Krone in die Hand und ging schimpfend über England und die Herzlosigkeit seiner Pfefferſäcke in vollster Aufregung nach Haus.

Diesmal hatt' ich Unrecht gehabt. Andren Tags war ich bei P. in Brixton, deutsche Kaufleute waren geladen und nach dem Supper, als die Datteln und Malaga-Rosinen reihum gingen und jeder von uns, aus Brandy und siedendem Wasser, sich seinen Nachttrunk selber mischte, lieh ich wie öfters meinem Unmut über die shop-keepers laute Worte und mit einem „seht her!" erzählt ich meine Geschichte vom Straßen-Gudin. Allgemeine Heiterkeit war die Antwort; jeder kannte das junge Genie mit der schmutzigen Pappe und dem fadenscheinigen Rock, jeder hatte schon mal seine Bilder bewundert und war einverstanden mit mir, daß solches Talent der liebevollsten Pflege wert sei. „Aber — so hieß es weiter — diese Pflege ist ihm zehnfach angeboten worden, er hat sie verschmäht, denn er ist ein Spekulant. 50000 Fremde treten täglich das Londoner Pflaster, und, Ihre halbe Krone in Ehren, Sie sind nur einer der vielen, die, in Bewundrung und Entrüstung gleich Ihnen, auch ein Gleiches thun. Ihr Straßen-Gudin wird ein reicher Mann; ob er's würde, wenn er Bilder auf die Ausstellung schickte, ist mindestens fraglich. Wir sind ein money-making people."

Das ist die Geschichte vom Straßen-Gudin. Ich frage Dich, ob deutsches Leben ein Seitenstück dazu liefert!

Der engliſche Zopf.

Bei uns iſt der Zopf zur Mythe geworden, er exiſtiert nur noch als Spitz- und Geißelwort für Alles, was, wie die öſterreichiſche Landwehr, „nicht mitkommen kann“, und wenn Heine gelegentlich von unſeren Soldaten ſingt:

„Der Zopf, der ihnen ſonſt hinten hing,
Der hängt jetzt unter der Naſe“,

ſo können wir uns dieſen Witz, deſſen Pointe etwas dunkel bleibt, immerhin gefallen laſſen. Anders iſt es mit England: es darf mit China darum ſtreiten, wer ihn am längſten trägt. Nach den Gründen forſche, wer will; ich werfe für den Liebhaber nur ſo hin, daß der Kaffee zu emanzipieren, der Thee zu konſervieren ſcheint.

Der engliſche Zopf iſt faktiſch noch vorhanden, oder doch mindeſtens die Perrücke (auf den Köpfen einer ganzen Armee von Kanzlern und Richtern), die ſchlecht gerechnet das Geſchwiſterkind des Zopfes iſt. Doch verbreiteter als dieſer und in Wahrheit noch Gemeingut der ganzen Nation iſt der innerliche Zopf, den ich nachſtehend zu beſprechen und in drei große Abteilungen zu bringen gedenke. Ich unterſcheide drei Arten: erſtens den guten oder Erbweisheits-Zopf, zweitens den indifferenten oder Familien-Zopf, drittens den bösartigen oder Weichſel-Zopf.

Es iſt Mode geworden, die politiſche Weisheit der engliſchen Nation, ihr praktiſches Feſthalten am Herge-

brachten und ihren Argwohn gegen alles, was Neuerung heißt, zu bewundern. Es mag gewagt erſcheinen, an dieſem zum Teil wohlverdienten Lorberkranze herumpflücken zu wollen, aber nichtsdeſtoweniger werf' ich die Frage auf, ob man nicht der Stetigkeit des engliſchen Charakters zu viel Ehre erwieſen und ununterſucht gelaſſen hat, wie viel an dieſem praktiſchen Feſthalten wirklich Weisheit und wie viel bloßes Kleben am Alten geweſen iſt. Wenn durch die Jahrhunderte hindurch der Beweis zu führen wäre, daß England jedem als gut erkannten Neuen offen und nur allem Probieren, aller Projektmacherei verſchloſſen geweſen ſei, wenn ſich aus der Geſchichte nachweiſen ließe, daß es ſtets Kritik geübt, die Spreu vom Weizen geſondert, nie Schlacke für Gold, aber auch nie Gold für Schlacke genommen habe, ſo möchte man es bei uneingeſchränkter Bewunderung bewenden laſſen. Aber neben einer Habeas-Korpus-Akte exiſtiert noch immer ein Irland und neben einem Geſetz der Freiheit noch immer ein Geſetz der Intoleranz, und ſo mag man es mir verzeihen, wenn ich den Baum der engliſchen Erbweisheit (unſere Tugenden wurzeln ſo oft in unſern Schwächen und Fehlern!) auf eine Wurzel zurückführe, die ſich Zopf nennt und die zum guten Teile Zopf iſt und bleibt, wenn ſie auch hundertfach auf den Spruch verweiſen mag: an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Ohne das Beiſpiel Frankreichs wäre England nie zu jenen Ehren gekommen, die jetzt verſchwenderiſch darüber ausgeſchüttet werden, und dennoch iſt es gerade ſo ſchuldig, wie jenes, eben weil es das volle Gegenteil davon iſt. Frankreich verändert, — auch das Gute; England konſerviert, — auch das Schlechte.

Der indifferente oder Familienzopf findet ſeine Deutung am beſten durch eine Schilderung. Ich lebe hier in einem liebenswürdigen, häuslichen Kreiſe, der ſeiner ganzen Haltung, ſeiner Frömmigkeit und Bildungs-

ſtufe nach mich wie eine Landprediger-Familie berührt, die das heimatliche Dorf verlaſſen und ihren Aufenthalt in der Stadt genommen hat. Das Haus, das ſie bewohnen, iſt ſchön und geräumig; nichtsdeſtoweniger müſſen ihre Mittel gering ſein, denn zwei ältliche Damen leben auf Leibrente unter ihnen und die obern Zimmer des Hauſes ſind an allerhand junge Leute, Fremde wie Einheimiſche, vermietet. Einzelne von dieſen ſind auch Tiſchgenoſſen der Familie; zu dieſen zähle ich. Laſſen Sie mich in möglichſter Kürze ſchildern, wie ein Tag verläuft. Nach abgehaltener Morgenandacht verſammelt ſich alles beim Frühſtück: Kaffee und Thee, Hammelbraten und Eier, Speckſchnitte und geröſtetes Weißbrot machen die Runde am Tiſch, und unter Eſſen und Trinken, Sprechen und Lachen vergeht eine volle Frühſtücksſtunde. Es iſt zehn Uhr; die Damen des Hauſes, darunter zwei Töchter, begeben ſich in die Drawing-Rooms, zwei ſchöne hohe Zimmer, und nehmen Platz, teils am Fortepiano, teils am Tiſch, teils auf dem Kanapee. Bei Klavierſpiel und Geſang, unter Briefſchreiben und Zeitungsleſen kommt die Stunde zum zweiten Frühſtück (lunch) heran und dehnt ſich gemächlich hin, bis gegen 3 Uhr nachmittags die Damen zu ihrer Arbeit ſüßen Nichtsthuns zurückkehren. Man macht einen Gang in die Stadt: nach Hyde Park zum Korſo, oder nach Trafalgar-Square in die Gemälde-Galerie. Sechs Uhr findet alles im Wohnzimmer; mit dem Glockenſchlag ergreift der Herr des Hauſes den Arm der einen Leibrenten-Lady, ich wie Blitz ſpring an die linke Seite der zweiten, Mr. Blunder, ein junger Kaufmann aus der Provinz, mit blaſſem Geſicht und roten Händen, macht ohne aufzublicken vor der älteren Tochter ſeine linkiſche Verbeugung, und im nächſten Augenblick begiebt ſich der ganze Zug die mit doppeltem Teppich belegte Treppe hinab, um im Parlour (Sprech- und Eßzimmer: nur in dieſem darf gegeſſen werden) die

Mittagsmahlzeit einzunehmen. Wir treten ein; links auf einem Buffet blitzt es von Silberzeug und geschliffenen Karaffen, von chinesischem Porzellan und Apfelsinen; an den Wänden hängen Familienbilder und unter dem breiten Spiegel, zu beiden Seiten des Kamins, stehen zwei hübsche Hausmädchen, unseres Winkes gewärtig. Es ist ganz wie bei Hofe, oder wie bei Leuten von wirklicher Vornehmheit und Bedeutung: ein unablässiges Wechseln von Tellern, von Messern und Gabeln, und sich selbst bedienen wollen wäre ein Verstoß, Verbrechen. Mr. Blunder hat eben den letzten Bissen seiner Kartoffel in den Mund gesteckt, aber schon hat es der Adlerblick unserer Dame vom Hause bemerkt. Die Kartoffelschüssel steht unmittelbar vor dem blassen Kaufmann; die Lady jedoch, mit einer Würde, als gälte es den Großmogul zu bedienen, ruft von ihrem Platz aus: „Mary, potatoes for Mr. Blunder!“ und die hübsche Marie, deren Mund viel vornehmer aussieht, als die erfrornen Hände des unglücklichen Provinzialen, muß apportieren und präsentieren, — so verlangt es die Regel des Hauses. Von Tisch geht es zum Thee, vom Thee zur Andacht und von der Andacht zu Bett. — Überall das Mißverhältnis zwischen untergeordneter gesellschaftlicher Stellung auf der einen und aristokratischem Gebahren auf der andern Seite. Welche deutsche Familie von gleichem Rang, gleicher Bildung und gleichen Vermögens-Verhältnissen hätte den Mut und den Geschmack, ein ähnliches dolce far niente-Dasein zu führen! Die Mutter und die älteste Tochter würden in Küche und Waschhaus das Regiment führen und die Nadeln der jüngeren würden am Stickrahmen auf- und niederblitzen bei Plattstich und Petit-point. Ländlich — sittlich! denkt mancher meiner Leser und nennt Komfort, wohl gar gesteigerte Kultur, was ich Zopf genannt habe; aber ich kann ihm nicht zu Willen sein, es ist Zopf. — Es geht ein tiefer Zug nach Erwerb durch den englischen Charakter;

die Wahrheit „Geld ist Macht“ zählt seit Lord Burleighs Tagen nirgends so viel Anhänger, wie eben hier, und nirgends ist das Verlangen größer: zu sparen, aufzuspeichern und weiter zu vererben. Ich wette zehn gegen eins, dieser Zug nach Erwerb lebt und webt in den Gemütern meiner englischen Familie so gut wie irgendwo, aber diese altbritischen Herzen umschließen noch eine andere Leidenschaft: das brennende Verlangen nach Repräsentation. Die Colburns sind ein altes Geschlecht; nachweislich seit drei Jahrhunderten hat nie ein Colburn sein Diner an anderem Platz als im Parlour des Hauses zu sich genommen, und es wäre Verrat an einer großen Vergangenheit, von dieser Sitte abzugehn. Nie, seit den Tagen der Königin Elisabeth, hat ein Colburn bei Tische sich selbst bedient, und wenn sich's nach Gottes unerforschlichem Ratschluß fügen sollte, daß die Colburns zu Bettlern würden, so würden sie sich nach einem Unterbettler umsehen, der ihnen auch dann noch die geschenkten potatoes präsentierte. — Liebhaber mögen sich an dieser Ausdauer freuen; aber auch sie werden nicht leugnen können, daß das Ganze nach Don Quixote schmeckt und einen Zopf trägt von leidlicher Länge.

Wir kommen nun zum Weichselzopf. Beginnen wir mit seiner harmlosesten Erscheinung — in der Kunst. Welche Stadien hat nicht z. B. in Frankreich und Deutschland die Schauspielkunst seit Talma und Iffland durchgemacht! Es gehört nicht hierher, zu untersuchen, ob man weitergekommen ist; „es irrt der Mensch, so lang er strebt“, aber jedenfalls war Bewegung da: Ludwig Devrient, Seydelmann und vor allen die Rachel waren neue Erscheinungen. Nicht so hier; man ist noch immer bei Garrick. Dieser hat sich traditionell (ich kenne nicht all die Pfeiler der Brücke) auf Kean und von Kean auf Macready und von Macready auf ein halb Dutzend moderner Lear- und Macbethspieler fortgeerbt, und wo

Garrick ſchrie und tobte, tobt auch heute noch ſein jüngſter künſtleriſcher Enkelſohn auf einem beliebigen Vorſtadt-Theater. Das Genie wird hier ſo zu ſagen eingepökelt, und noch nach hundert Jahren verſchmäht man das ſchönſte friſche Fleiſch und greift nach dem geſalzenen, das doch nachgerade ſteinhart geworden iſt.

Schlimmer ſchon iſt der Zopf, den die engliſche Themis trägt. Zahlen beweiſen: es ſchwebt jetzt ein Prozeß zwiſchen einem Privatmann und einer Eiſenbahn-Geſellſchaft, deſſen bloße Vorarbeiten, inſonderheit die Aufnahme des Thatbeſtandes, 41 Foliobände füllen, zu deren Herſtellung eine dreijährige Arbeit und ein vorläufiger Koſtenaufwand von 10000 Rthlrn. nötig geweſen iſt. Das Recht iſt teuer in England und ſollte doch überall billig ſein, wie das tägliche Brot.

Der ſchlimmſte Zopf aber iſt der, den die Armee trägt. Jeder Zeitungsleſer weiß, daß — was die Marine angeht — Admiral Charles Napier*) ſeit Jahren ſchon raſtlos gegen das eingefrorne Weſen eifert, das ſelbſt ſchreienden Mißbräuchen gegenüber jeder Neuerung unzugänglich iſt, und indem ich ihm auch heute ein Feld überlaſſe, auf dem er um Einiges beſſer bewandert iſt, als ich, beſchränke ich mich auf den Armeezopf, der zur Kenntnisnahme aller Welt offen vorliegt.

Die engliſche Armee iſt dieſelbe wie vor funfzig Jahren. Die Erfindungen und Verbeſſerungen eines beinahe vierzigjährigen Friedens ſind ſpurlos an ihr vorübergegangen, ſie träumt von ihren Siegen und wiegt ſich in Sicherheit. Die Offizierſtellen bis zum Major ſind noch immer käuflich, die Fuchtel iſt nach wie vor der Lehrmeiſter der Disziplin, der rote, geſchmack- und taillenloſe Frackrock herrſcht immer noch abſolut, und Exercitium und Bewaffnung (mit Ausnahme des nun ſchon wieder

*) Derſelbe, der jetzt die Oſtſee-Armada befehligt.

veralteten Perkuſſionsſchloſſes) ſind unverändert geblieben. Wollte man alle Anekdoten über das engliſche Infanteriegewehr ſammeln, es gäbe ein ganzes Buch. Nach allem, was ich höre, ſoll ein ſicherer Schuß damit eine bare Unmöglichkeit ſein; es iſt nur verwendbar auf Maſſen, und ſein beſtes iſt nach wie vor — das Bajonnet. Aber — alle Achtung vor dem engliſchen Bajonnetangriff — die europäiſche Kriegskunſt entfernt ſich immer mehr von der bloßen Rauferei und Führung im ganzen, Geſchick und Bewaffnung im einzelnen werden, bei verſteht ſich gleicher Zahl, über kurz oder lang ausſchließlich den Ausſchlag geben. Der engliſche Soldat, als rohes Menſchenmaterial noch immer unvergleichlich, entbehrt völlig des Geſchicks und der Bewaffnung, wodurch ſich die Armeen des Kontinents, namentlich die preußiſche und franzöſiſche, mehr denn je auszeichnen; das engliſche Heer hat keine Jäger von Vincennes, die beim Sturme Leitern aus ſich ſelber machen, und hat keine Zündnadelgewehre, die auf 6—800 Schritt in die Kolonne treffen und, neunmal unter zehn, jedes Bajonnetangriffs ſpotten — denn man greift nicht an mit totgeſchoſſenen Leuten. Die ſtolze Inſel mag ſich vorſehn; ſo feſt überzeugt ich bin, daß ihr keine Gefahren von jenſeit des Kanals drohen, ſo feſt überzeugt bin ich auch, daß ſie dieſen Gefahren unterläge, wenn ſie jemals Wirklichkeit würden.

Die Manufaktur in der Kunst.

England ist das Land der Manufaktur. Ich gedenke nicht, Bäume in den Wald zu tragen, und das hundertmal Bewiesene noch einmal zu beweisen. Zweck dieser Zeilen ist es, auf eine ganz besondere Manufaktur, auf jene bis zu erstaunlicher Höhe getriebene Nachahmekunst hinzuweisen, die von einem oft eben so genialen wie betrügerischen Substituieren lebt, und Fach daraus macht, die Begriffe von Echt und Unecht, von Sein und Scheinen, nach Kräften zu verwirren. Ich spreche dabei nicht von jener untergeordneten Nachahmekunst, die sich darauf beschränkt, Wein aus Wasser, Havannablätter aus Kohlabfällen und chinesische Tusche aus dem Rauchfang dessen zu bereiten, der sie nachher verbraucht. Nein, worauf ich heute die Aufmerksamkeit des Lesers hinlenken möchte, ist die Manufaktur, die Nachahmekunst in der Kunst selbst.

Byrons Don Juan ist unvollendet. Was liegt für einen Manufakturisten in der Kunst näher, als bei passender Gelegenheit die Versicherung: er sei vollendet. Märchen werden ersonnen und durch Schrift und Rede geflissentlich verbreitet, warum der edle Lord mit der Veröffentlichung gerade dieser genialsten und formvollendetsten Gesänge gezögert habe, und endlich, wenn es geglückt ist, die Aufmerksamkeit des Publikums aufs höchste zu spannen, ja

ſogar eine liebenswürdige Minorität mit vollem Glauben an die Echtheit des Fabrikats vorweg zu erfüllen, ſo erſcheint es endlich mit geſchickteſter Nachahmung alles deſſen, was überhaupt nachzuahmen iſt, und gleichviel, ob ſchließlich der Betrug entdeckt wird oder nicht, die Manufaktur hat ihren Zweck erreicht — Gewinn.

Shelley, der Beſchimpfte, durch die öffentliche Meinung vom Vaterland Verbannte, war nichtsdeſtoweniger vor Jahr und Tag (wer verziehe nicht den Toten!) in der Mode: man las Queen-Mab und heimlich ſogar die Cenci. Shelleys Freundſchaft mit Byron war bekannt; es wäre unnatürlich geweſen, wenn ſich kein Manufakturiſt für eine intime Shelley-Byron-Korreſpondenz gefunden hätte. Eines Tages erſcheint die Anzeige: „Briefwechſel (Originale) zwiſchen Percy Byſſe Shelley und Lord Byron". Es iſt kein Zweifel. Handſchrift, Siegel, Poſtzeichen, alles trägt den Stempel der Echtheit; die Perſonen befanden ſich, wirklich und nachweislich, um die angegebene Zeit an den angegebenen Orten; Autographenſammler, Schreibverſtändige und Buchhändler, alle ſind zuſtimmender Meinung; und endlich der Inhalt ſelbſt löſt jedes letzte Bedenken: dieſer Rückhaltsloſigkeit, dieſes Feuereifers gegen überkommene Sitte und Satzung waren nur zwei Köpfe fähig: Shelley und Byron. Zufällig gerät die Shelley-Korreſpondenz in die Hände eines älteren Herrn, der die litterariſchen Fehden ſeiner Jugend und die leidenſchaftliche Hingebung, mit der er einſt zur Seite jener Vorkämpfer ſtand, in ländlicher Zurückgezogenheit und im ſtillen Glück des Familienlebens halb vergeſſen hat; er lieſt und — findet ſich ſelbſt; es ſind ſeine Worte, äußerlich und innerlich; — alles Betrug, Manufaktur!

Das ergiebigſte Feld indes bleibt doch immer die Malerei. Es giebt geradezu Fabriken, die ſich mit der Anfertigung von Murillos, Rubens und Titians be-

ſchäftigen. Was England beherrſcht, und zwar mehr als ſein Parlament, das iſt die Mode. Die „Faſhion“ fordert jetzt alte Bilder, gleichviel ob gut oder ſchlecht, nur alt, nachweislich alt, und verſteht ſich von einem Maler von Ruf. Da wachſen denn die Van Dyks, de Crayers, Snuyders und Rembrandts aus der Erde, und wundert ſich der Käufer, in leiſer Ahnung eines Betruges, über den verhältnismäßig niedrigen Preis (das böſe Gewiſſen läßt die höchſten Forderungen denn doch nicht zu), ſo heißt es: „ein glückliches Ohngefähr, die Unkenntnis des Vorbeſitzers, ſetzen uns in den Stand u. ſ. w.“. Ich hörte noch geſtern von einem Galerie-Inhaber ſprechen, der ſeine wirklich ſchöne Sammlung zehnmal verkauft und ſchließlich doch noch die Originale beſeſſen habe.

Mir liegt ein Buch Theophile Gautiers vor: „Ein Zickzack durch England“; das Buch iſt nicht eben neu, aber ſeine Wahrheiten gelten heut wie damals. Die unglaubliche Anzahl von Murillos, Raphaels und Titians, denen er auf engliſchen Galerien begegnete, machte ihn ſtutzig; er forſchte nach und ſpricht als Reſultat ſeine unumſtößliche Überzeugung aus, daß Dreiviertelteile jener engliſchen Sachen, die mit einem großen Namen prunken, nichts ſind als Kunſtprodukte in einem anderen Sinne: ſchlechte Bilder, mit einem halben Dutzend angeblakter Firniß-Schichten und einem — Goldrahmen, der nichts zu wünſchen übrig läßt. Die Beſitzer ſind übrigens in ihrem Glauben nicht weniger glücklich und erfreuen ſich an einer eingebildeten Schönheit, die ſie mit Hilfe einer guten Phantaſie bis zur Höhe der Sixtiniſchen Madonna ſteigern können, faſt mehr noch als an einer Wirklichkeit, die eben nicht mehr bietet, als ſie hat.

Aber neben dieſer groben Art des Betruges exiſtiert auch eine wirkliche Nachahmekunſt. Betrug bleibt freilich Betrug; aber eben ſo gewiß, wie das Genie eines Cartouche zu allen Zeiten zu intereſſieren wußte, eben ſo

unmöglich ist es, ein bestimmtes Maß von Bewunderung jener Geschicklichkeit zu versagen, mit der diese Manufaktur gehandhabt wird. Die englische Litteratur weist zwei berühmte Namen auf, die große Poeten, aber noch größere Manufakturisten waren: Chatterton und Macpherson; und das imitative Talent einzelner moderner Maler will kaum minder bewundernswert erscheinen. Sie kennen und beherrschen ihren Gegenstand vollkommen: Stil, Farbe und Eigentümlichkeiten, charakteristische Fehler und Vorzüge der Meisterwerke, alles ist ihnen gegenwärtig, und es bleibt oftmals zu bedauern, daß ein Talent diese doppelt traurige Fährte traben muß, das imstande gewesen wäre, seinen eigenen Weg zu gehen.

Ihr beleidigten Künstlergeister aber zürnt nicht länger! Was läge jenseits der Schöpferkraft englischer Manufaktur? Indien, China und Ägypten werden von hier aus mit ihrem „Götter-Bedarf" versehen. Ein Reisender brachte von den Pyramiden einen ägyptischen Gott mit nach Hause und übersandte ihn als Merkwürdigkeit einem befreundeten Fayence-Fabrikanten. Der Freund dankte herzlich für so viel Aufmerksamkeit, fügte aber hinzu, daß ihm die „Ware" selbst nichts neues sei, da gerade seine Fabrik die Götterlieferung für den ägyptischen Markt habe. — Nichts ist so hoch oder niedrig, daß es nicht zum Gegenstande englischer Spekulation werden könnte, und die Manufaktur in der Kunst ist noch nicht die schlimmste.

Richmond.

Die großen Tyrannen sind ausgestorben; nur in England lebt noch einer — der Sonntag. Er wird auf die Nachwelt kommen wie Cambyses und Nero; nur zündet er die Städte nicht an, denn die Flamme ist Geist; Wasser aber ist *sein* Wesen und *seine* Gefahr, — das Element der Langenweile. Womit vergleich ich einen Londoner Sonntag? Leser, hast Du jemals einen Abschiedsschmaus gefeiert: feuriger Wein und feurige Rede, Rundgesang und Lichterglanz. Freunde mit blauen und Schenkinnen mit schwarzen Augen, Lust und Leben, Liebe und Leidenschaft um Dich her — so schliefst Du ein. Du erwachst: die Morgensonne fällt ins Zimmer, alles öd und leer, im Winkel Scherben, ein niedergebranntes Licht spricht von vergangener Lust, und eine verschlafene Magd kehrt aus — das ist ein Londoner Sonntag.

Wir gehen den „Strand" hinunter; Glockenklang und Sonnenschein sind in der Luft und bieten uns die Wahl. Wir sind nicht von den Unkirchlichen: aber die Sonne ist seltner in London als die Kirche, und wir fürchten die Eifersucht jener fast mehr noch als dieser: so denn hinaus in Wald und Feld. Aber wohin? Da rollt zu guter Stunde ein Omnibus an uns vorüber und wir lesen in goldnen Lettern: „*Richmond*". Ja, Richmond! doch wir sind Deutsche und eh wir uns noch bestimmt entschieden

haben, iſt Kutſcher und Kondukteur uns aus dem Geſicht und das goldne „Richmond“ leuchtet noch von fern wie ein Stern der Verheißung.

Ja, nach Richmond! aber zu Waſſer. Wir biegen, nach Süden zu, in die Wellington-Straße ein, erreichen die Waterloo-Brücke, werfen einen flüchtigen, aber bewundernden Blick auf dieſe ſteinerne Linie, die über den Fluß läuft, und ſteigen dann raſch die Stufen zu einer jener ſchwimmenden Inſeln hinab, die, aus Pontons gezimmert, rechts und links an den Ufern der Themſe auftauchen und die Stationen bilden für eine Flotte von Steamern. Schon läutet's; beeilen wir uns. Es iſt die „Waſſernixe“, die eben anlegt; das Billet iſt raſch gelöſt und der nächſte Augenblick ſieht uns unter viel hundert geputzten Menſchen, alle entſchloſſen, wie wir ſelbſt, die „Waſſernixe“ zur Arche Noäh zu machen, die uns der Sündflut einer Londoner Sonntagslangweil entführen ſoll.

Wir nehmen Platz an der Feuereſſe und haben alsbald nicht Urſach, unſere Wahl zu bereuen: vor uns auf grüner Bank ſitzt eine echt engliſche Familie, Vater und Mutter, zwei Töchter und ein Bräutigam, — alles Vollblut aus der City, weniger dem Gelde, als der Abſtammung nach. Der Alte, Seifenſieder oder Talglichtfabrikant, trägt viel von jenem Selbſtbewußtſein zur Schau, das nur ein alter und unbefleckter Stammbaum leiht, und ſeine Stirn erzählt von jenem Ahnherrn, der ſchon Lichte zog, als Katharina von Arragonien ihren Einzug hielt und die City illuminiert war, wie nie zuvor. Die Töchter ſind hübſch, wie — alle engliſchen Töchter. Die ältere iſt Braut: ſie trägt einen krauſen Scheitel, ein hohes ſchwarzes Seidenkleid, worüber in faſt vornehmer Schlichtheit ſich der ſchmale, weiße Halskragen legt, und ihre Hände und ihre Blicke ruhen nebeneinander auf ihrem Schoß. Sie iſt bräutlich-verſtimmt, oder bräutlich-ſentimental, oder — beides. Vor ihr ſteht der Erwählte, noch

jung an Jahren, aber alt an Weisheit und Verstand. Seine magere Bläſſe verweiſt auf Eagle-Tavern und manche durchtanzte Nacht; im übrigen iſt er Engländer von Kopf bis zu Fuß. Er trägt glanzlederne Stiefel, eine blaue Krawatte und die Vatermörder von der vorſchriftsmäßigen Sonntagshöhe; die Taille ſeines Fracks ſitzt noch um zwei Zoll tiefer, als die ſeines Wochenrocks, und vorn im Knopfloch trägt er die ganze Poeſie ſeines Lebens — eine Roſe. Er zupft an den Vatermördern und neigt ſich flüſternd zur Braut; ſie aber ſchweigt noch immer. Da fällt plötzlich, wie Friede bittend, die Roſe in ihren Schoß und ſiehe da, das blaue Auge blickt ſchelmiſch auf, als ſpräch' es: „das war es, was ich wollte". Die jüngere Schweſter iſt allein und — iſt es nicht. Wind und Sonne ſind um ſie her. Sie ſpielt mit dem zierlichen Schirme, wie mit einem Fächer, und während ſie vor dem Himmel und ſeiner Sonne ſich ſchützt, bleibt uns Irdiſchen noch eben Raum genug, uns an dem Lächeln ihres Mundes zu erfreuen. Ich thu's; aber dreiſter iſt der Wind: er faßt ihre langen Locken und löſt ſie auf, und wenn ſein Glück nicht ſo flüchtig wäre, man könnte ihn drum beneiden. Die beiden Alten aber ſitzen ſteif und regungslos, wie ägyptiſche Königsbilder, neben einander und halten einen baumwollenen Regenſchirm gravitätiſch in ihrer Hand. Von Zeit zu Zeit blicken ſie auf ein Wölkchen, das über die lachende Stirn des Himmels zieht, und ihren Schirmſtock feſter faſſend, ſehen ſich ihre Seelen voll Einverſtändnis an, als wollten ſie ſagen: auch unſere Stunde wird kommen.

Der Steamer inzwiſchen hält Wort: er iſt eine „Nixe" und die Flut ſein befreundet Element. Durch die Brücken hindurch geht es ſtromauf, vorbei an Paläſten und Kirchen, die ihre Türme im Waſſer ſpiegeln, vorbei an Weſtminſter und Parlament, an Vauxhall und Chelſea, bis endlich die dichte Steinmaſſe zu armen, vereinzelten Häuschen

wird, ähnlich der kleinen Münze, die weit über den Tisch läuft, wenn irgendwo ein Reichtum ausgeschüttet wird. Endlich verschwinden auch diese; nur Wiesen und Weiden noch zu beiden Seiten, bis plötzlich der Steamer hält: wir sind in Kew.

Von hier bis Richmond ist nur ein Spaziergang. Wir haben kein Auge für das Winken des Omnibuskutschers der eben an uns vorüberfährt: Gärten rechts und Hecken links, so machen wir uns auf den Weg. Keine Stunde — und Weg und Stadt liegen bereits hinter uns; noch wenig Schritte bergan, noch dieses Thor, und wir sind in Richmond-Park. Unter allen Weibern sind das die reizendsten, die sich zu verschleiern und zu rechter Stunde, wie Turandot, auszurufen wissen: „Sieh her, und bleibe deiner Sinne Meister!“ Es ist mit den Landschaften wie mit den Weibern; wer das nicht glauben will, der verliebe sich oder gehe nach Richmond. Wir sind in den Park getreten; der Kiesgang vor uns, die Buchen- und Rüsterkronen über uns verraten nichts Außergewöhnliches; gleichgültig, mit unsern Gedanken weit fort, gleiten unsere Finger an dem Eisengitter entlang, bis plötzlich ein Luftzug uns anweht und wir aufblicken. Wir stehen an einem Abhang, der ein „hängender Garten“ ist. Weiß- und Rotdorn, mit ihrer Blütenfülle das dunkle Grün ihres Blattes verdeckend, tauchen wie Blumen-Inseln aus dem leisebewegten Grasmeer auf; wie ein Sinnbild des Reichtums dieser Fluren webt der Goldregen seine üppig gelben Trauben in dies Bild, und Fußpfade schlängeln sich rechts und links wie ausgestreckte Arme, die Dich einladen, teilzunehmen an all dem Glück. So reich die Nähe, aber reicher noch die Ferne. Am Fuß des Abhangs dehnt sich ein weites Thal, drin Rasen und Ginster sich um den Vorrang streiten; Laubwald, hoch und dicht, umschreibt einen grünen Kreis um so viel Lieblichkeit, und das blaue Band der Themse, bedeckt mit Inseln und Böten, gleitet mitten

hindurch wie ein Streif herabgefallenen Himmels. Friſcher weht der Wind, würziger wird die Luft, tiefer ſinkt die Sonne, aber immer noch ſtehſt Du, die Hand am Gitter, und blickſt hinunter und atmeſt und träumſt.

Der Park iſt weit und groß; Du durchwanderſt ihn nach allen Seiten, freuſt Dich an den Herden, die darin lagern, an den Schmetterlingen, die ihn durchfliegen, und den bunteren Menſchen, die ihn durchziehn; aber in Deiner Seele lebt immer noch jenes erſte Bild, wie die Klänge einer bewältigenden Melodie, die man am Abend hörte und noch am Morgen ſummen muß, man mag wollen oder nicht. Die fröhliche Menge eilt zu Ball- und Cricketſpiel, zu Jahrmarkt und Polichinell; Du aber ſteckſt, wie die Plantagenets thaten, einen Ginſterzweig an Deinen Hut, und, im Vorübergehen, aus dem Becher dieſes Richmond-Thales noch einmal trinkend und Dich mühſam losreißend wie aus Freundesarm, kehrſt Du zurück an das große Schwungrad der Welt, das ſich London nennt und giebſt Dich aufs neue ihm hin, mutig, aber Dir ſelber unbewußt, ob es Dich fördern oder zermalmen werde.

The Poet's Corner.

„Sieg oder Tod", ſo klingt es bei uns, wenn, Mann gegen Mann, die Schlachtenwürfel fallen; aber „victory or Westminster-Abbey!" ruft Alt-England, wenn's über die Enterbrücke hinweg zum Sturm auf die feindlichen Schiffe ſchreitet. Wie anders das! An die Stelle des Knochenmannes tritt ſein glänzender Tempel und die Schlacht wird zu einem Spiel, d'rin jede Nummer gewinnt: — „Sieg oder — Ruhm."

Es giebt ihrer viele (auch in England), die in Sachen des Ruhmes wie John Falſtaff denken und von der Ehre ſprechen: „ſie iſt kein Wundarzt". Aber welcher Brite nur den ſchwächſten Ruhmeskeim im Herzen trägt, der muß ihn wachſen und gedeihen ſehen, wenn er unter dem ſtolzen Marmor der Weſtminſter-Abtei dahinſchreitet und in dem ſteinernen Gedenkbuch blättert, das Volk und Land ihrer Größe errichtet haben. Wer er auch ſein mag, dieſer Tempel hat Raum für ihn: keiner, ob eines Bettlers oder eines Herzogs Kind, iſt von der Mitbewerbung ausgeſchloſſen, und ob er ein Pitt ſei, der von der Rednerbühne die Geſchicke des Landes, oder ein Garrick, der von der Schaubühne herab die Empfindungen des Menſchenherzens leitet — Weſtminſter forſcht nicht nach dem Weg zum Ruhme, es kennt keine Grade, keine Stufen, es kennt nur den Ruhm ſelbſt.

Es ſind ſo heiße Tage jetzt, und im Vorübergehen an dem alten Prachtwerk der engliſchen Baukunſt lieb' ich es einzutreten in das kirchenkühle Schiff, und mich ſatt zu trinken an jenem wunderbaren Blau, das ich Mal auf Mal aus den hohen glasbemalten Fenſtern wie eine wirkliche Flut auf mich herniederſtrömen fühle. Laß uns einen Rundgang machen, Leſer, erſt durch das Schiff der Kirche, wo der Kriegsruhm ſeine Lieblinge gebettet, oder einen Gedenkſtein zur Erinnerung an die weitab Gefallenen errichtet hat. Alle Punkte der Erde, alle Zonen, wohin britiſcher Unternehmungsgeiſt jemals vordrang und ſeine Eroberungen mit Blut beſiegelte, klingen hier an unſerm Ohr vorüber, und die Worte jenes ſpukhaften Liedes:

Und die im kalten Norden
Erſtarrt in Schnee und Eis
Und die in Welſchland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß . . . . .

werden an dieſer Stelle lebendig in uns und ſteigern die Schauer des Orts. Wir haben den Hauptgang durchſchritten. An der Kapelle Eduards des Bekenners vorüber, die neben dem Totenſchrein des frommen Fürſten den ſchmuckloſen Thron der engliſchen Könige beherbergt, eilen wir jetzt raſcheren Fußes der Kapelle Heinrichs VII. zu, weniger um die Pracht des ganzen Baues, die phantaſtiſche Schönheit der Decke, oder gar die herniederhängenden Banner der engliſchen Ritterſchaft zu bewundern, als vielmehr um rechts und links (zu beiden Seiten der eigentlichen Kapelle) die Marmorbildniſſe jener königlichen Frauen zu betrachten, die jetzt, an einer Stelle faſt, auf ihren Sarkophagen ruhen, während ihnen ganz England einſt zu klein erſchien, um bei einander Raum zu haben. Aus ihren Zügen ſpricht kein Haß mehr, nur Schönheit und Ruhe. Sie blicken uns nicht an wie aufgefaßt in ihrer Sterbeſtunde, von Alter und Tod jedes Reizes entkleidet,

nein jene Eliſabeth iſt es, zu deren Füßen ſich der Mantel Walter Raleighs breitete, und jene Maria, an deren Auge die Jugend Schottlands hing. Jakob I. beſtattete beide hier, von denen ihm die eine den Thron, die andre das Leben gab.

Noch andere Plätze lieb' ich im Fluge zu berühren (die Grabmäler James Watts und Wilberforces und Warren Haſtings), aber das Ziel ſolchen Umgangs bleibt doch immer Poets' Corner, der Poeten-Winkel, wo ich, auf einer der hölzernen Kirchenbänke Platz nehmend, den Orgeltönen zu lauſchen pflege, die während des Nachmittag-Gottesdienſtes die Kirche durchbrauſen. Dann iſt mir's oft, als belebe ſich der Marmor um mich her, und als horche Händel von ſeinem Piedeſtal herab mit geſpanntem Ohr und gehobenem Finger, und zähle die Takte und probe die Klänge — ſeines eigenen Chorals vielleicht. Die Orgel ſchweigt, nur ein Zittern geht noch durch die Luft, aber die Geiſter des Orts haben mich bereits in ihrem Bann, und wie Flüſtern naher und ferner Stimmen ſummt es um mich her. Es winkt von hier und dort und zieht mich heran, näher und näher. Da lacht John Gay mich an, der Fabel- und Luſtſpieldichter, zu deſſen Füßen Maske, Dolch und Flöte ruhen, und deſſen ſelbſtverfaßte Grabſchrift:

Eine Poſſe das Leben! ſo ſtellt ſich's dar; —
Einſt hab' ich's geglaubt, nun ſeh' ich's klar.

den Mann giebt, wie er war: kurz und ſcharf, Epigramm und Satyre. Da iſt wenig Schritte von ihm Thomas Gray, der berühmte Verfaſſer der „Elegie auf einem Dorfkirchhof", der Vorläufer und das Vorbild unſeres Hölty und der ſchuldloſe Vater jener Sentimentalität, die ſich noch immer durch alle engliſche Kunſt hindurchzieht und ihren kraſſeſten Ausdruck in den Geſichtern der engliſchen Stahl- und Kupferſtiche findet. — Zur Seite des

Grayſchen Bildes und deutungsreich ihn überragend, ſteht Milton, der Dichter des verlorenen Paradieſes, und um die Leier ihm zu Füßen, anſpielend auf ſein unſterbliches Werk, windet ſich die Schlange mit dem Apfel. Dryden ſchrieb die Inſchrift in der elegant-pathetiſchen Weiſe ſeiner Zeit:

Homer und Dante — Eurem Dichtertum
Geſellte Milton ſeinen größern Ruhm:
Des einen Schwung, des andern Majeſtät
In unſerm Dichter beieinander ſteht.
Natur that alles, des ſie fähig war,
Als aus den zwei'n, — den dritten ſie gebar.

Da grüßen vielberühmte Namen noch, von Chaucer an, „dem Vater der engliſchen Dichtkunſt", bis nieder zu Robert Southey, dem letzten lorbeergekrönten Haupte, das Einzug hielt in den Poets' Corner. Und zwiſchen dieſem Anfangs- und Ausgangspunkt welche Reihenfolge glänzender Talente! Ben Jonſon, mit der ſprechenden Grabſchrift: o rare ben Jonson; Spenſer, der Schöpfer jener Strophe, die unter Lord Byrons Meiſterhand zu neuem Ruhme erſtand; Samuel Butler, der Verfaſſer des Hudibras, dieſes auf engliſchen Boden verpflanzten Don Quixote; und Oliver Goldſmith auch, deſſen Pfarrer von Wakefield unſer aller Jugendgefährte und der eiſerne Beſtand unſerer Schulmappe war.

Aber vor allem ſind es zwei Bildwerke doch, die immer wieder und wieder die Aufmerkſamkeit unſeres Auges erzwingen: Garrick und Shakeſpeare. Zu der Berühmtheit der Namen geſellt ſich eine beſondere Tüchtigkeit*) der Kunſtwerke ſelbſt. Eine faltenreiche Gardine nach beiden Seiten hin zurückſchlagend, tritt der geniale

*) Ich hörte dieſe Tüchtigkeit ſpäter beſtreiten; doch konnten mich die gemachten Ausſtellungen nicht überzeugen.

Verkörperer des ſhakeſpeareſchen Wortes hinter derſelben hervor. Sinnig hält über ſeinem Haupte das Bruſtbild Shakeſpeares, wie eine Agraffe, die beiden Flügel des Vorhangs zuſammen, und während die tiefere Idee der Darſtellung auf ein Entſchleiern, gleichſam ein Auseinanderſchlagen der ſhakeſpeareſchen Schönheit hinausläuft, giebt der Bildhauer zu gleicher Zeit die einfachſte und möglichſt charakteriſtiſche Situation für die Vorführung eines dramatiſchen Künſtlers überhaupt. In den Zügen des Kopfes paart ſich das Geiſtvolle mit dem freundlich Wohlwollenden auf eine herzgewinnende Art, und die Worte am Piedeſtal lauten wie folgt:

Ein Zeichner der Natur — in ſeiner Hand
Den Zauberſtift — kam Shakeſpeare in dies Land,
Doch ſeinen Ruhm verſchwendriſch zu verbreiten
Trat Garrick auf; die Welt ſah keinen Zweiten.
Die Kunſtgebilde, die der Dichter ſchuf,
Belebten neu ſich auf des Mimen Ruf,
Und was in Schutt und Nacht begraben lag,
Es ſtieg in hell'rem Glanze an den Tag.
Drum bis die Ewigkeit einſt, unbewegt,
Die Sterbeſtunde aller Stunden ſchlägt,
Soll wie ein Zwillings-Sternbild anzuſehn
Shakeſpeare und Garrick uns zu Häupten ſtehn.

Schrägüber ſeinem Jünger und Apoſtel ſteht Shakeſpeare ſelbſt in ganzer Figur. Er lehnt an einem Säulenabſchnitt, der die Büſte Eliſabeths, als der Pflegerin ſeiner Kunſt, und die Köpfe Heinrichs V. und Richards III., als hervorragender Geſtalten ſeiner Dramen trägt. Shakeſpeare ſelbſt, nach Sitte ſeiner Zeit gekleidet, mit vollem Bart um Mund und Kinn, ſchaut ohne den leiſeſten Zug jener eſpritvollen Heiterkeit auf uns hernieder, die den Kopf Garricks ſo augenfällig charakteriſiert. Deutſch-tief, ruhig, faſt träumeriſch und nur angeflogen von jenem

lachenden Humor, der doch zur Hälfte das Kind des Schmerzes iſt, blickt dies Antlitz vor ſich hin, und die Größe des Mannes erſchließt ſich uns, je mehr und mehr wir uns in dies träumeriſche Steinbild verſenken. Kaum bedarf es einer Inſchrift zum vollen Verſtändnis dieſer Züge, aber es ſind berühmte Worte (Worte Miltons), und ich gebe ſie:

Mein Shakeſpeare Du, Dein heiliges Gebein,
Was braucht es Marmor und granit'nen Stein?
Was brauchſt Du Säulenſchaft und Säulenknauf
Und Pyramiden bis zum Himmel auf?
Du Ruhmes Erb' und der Erinn'rung Kind,
Was brauchſt Du Zeichen, die nur flüchtig ſind?
In unſ'rer ſtaunenden Bewunderung
Erſteht Dein Denkmal immer neu und jung,
Die Seele lieſt Dich mit entzücktem Bangen,
Wir werden ſelber marmorn im Empfangen,
Und unſ're Herzen ſind Dein Sarkophag,
Um den manch' König Dich beneiden mag.

Ich habe die Worte niedergeſchrieben; Orgelklänge durchbrauſen aufs neue das Schiff der Kirche; der Nachmittag-Gottesdienſt iſt aus, und der kleinen Verſammlung mich anſchließend, die eben jetzt an mir vorüberhuſcht, eile ich mit hinaus, über die hundert Grabſteine hinweg, die an der Nordſeite von Weſtminſter, Stein an Stein den Kirchhof bedecken. Ich habe nicht Zeit und Muße mehr, bei ihren Inſchriften zu verweilen, und aufatmend im hellen Sonnenlicht, dem ich vor einer Stunde gefliſſentlich entfloh, ſchreit' ich jetzt dem nördlichen Gitter des Green-Parks zu, um, Platz nehmend auf einer jener hundert Bänke, das buntbewegte Leben Piccadillys wie einen endloſen Strom an mir vorüberziehen zu ſehen. Welch' Fluten! Zu Roß und zu Wagen jagt der ſchimmernde Glanz des Tages dahin; die lachende Schönheit, das beneidete Gold, die am Ruder befindliche Macht —

aber wie reich ſich dieſes Leben erſchließen mag, wie wenige gehören ihm an, die von der Hand des Todes nicht gleichzeitig hinweggewiſcht werden von der Tafel des menſchlichen Gedächtniſſes, und wer iſt unter ihnen, deſſen Marmorbild jene ſtille Ruhmeshalle beſchreiten wird, die zwiſchen den Bäumen des Parks wie ein Nebelbild herüberſchimmert?!

Die Kunst-Ausstellung.

„Waren Sie schon in der Exhibition?“ Diese nicht eben allzu oft wiederholte Frage hat in diesem Jahre eine sehr verschiedene, gleichsam eine bescheidenere Bedeutung als im vorigen: es handelt sich um keinen Weltbazar mehr, sondern nur noch um eine jährlich wiederkehrende Ausstellung von Gemälden. In den Sälen der National-Galerie, fast Wand an Wand mit den Murillos und Correggios, einer dort konstanten und unserem „Museum“ entsprechenden Gemälde-Galerie, hat man zur Schaustellung neuester englischer Kunst drei Zimmer von mäßiger Größe hergegeben; und wenn man anfangs erschrickt über die Dürftigkeit des bewilligten Raumes, so überzeugt man sich bald, daß *ein* Zimmer statt drei immer noch ausreichend für das vorhandene Gute gewesen wäre. Wie ich vernehme, werden alljährlich dreitausend Bilder eingesandt, unter denen, wegen Mangels an Raum, das Komitee eine Auswahl trifft. Die tausend Besten werden angenommen. Es ist unmöglich, auf die Mehrzahl dieser Auserwählten zu blicken, ohne mit künstlerischem Schrecken derer zu gedenken, die da anklopften, ohne daß ihnen aufgethan wurde. Kunst und Publikum können nur wünschen, daß die Säle der National-Galerie immer kleiner und somit, nolens volens, das Komitee immer strenger werden möge, denn die ganze Sünde

dieſer Ausſtellung iſt ihr Zuviel. Es ſind wirkliche Schätze vorhanden; aber die nachbarlichen Fratzen ſchrillen disharmoniſch in das ſchöne ſtille Lied, das uns eine gelungene Landſchaft ſingt, und die lächerliche Karrikatur des hiſtoriſchen Bildes nimmt uns ſo gewiß Sinn und Stimmung für das wirkliche, wie Hamlet und all ſein Entſetzen uns lächerlich erſcheinen würde, wenn drei Schritt hinter dem Geiſt ſeines Vaters eine Katze über die Bühne ſchliche.

Doch halten wir uns an das Gute. Da ſind zunächſt die Porträts. Sie prävalieren an Wert wie an Zahl. Die Kunſtausſtellungen drohen mehr und mehr zu bloßen Porträt-Galerien zu werden. „Die Kunſt geht nach Brot". Was Leſſing ſeinen Maler Conti vor faſt hundert Jahren ſagen ließ, iſt heut mehr denn je eine Wahrheit. Beſtellt wird wenig oder nichts; und auf gut Glück hin ein mächtiges Wandbild zu malen, wie wenige dürfen's wagen? Jeder flüchtet in das Klein- und Familienleben, weil das große und allgemeine ihn verhungern läßt. Die eigentliche Kunſt verliert dabei, die Porträt-Kunſt gewinnt: das bloße Bildnis wird gelegentlich zum hiſtoriſchen Bilde. Wem hätte ſich das nicht beim Beſuch unſerer deutſchen Ausſtellungen aufgedrängt? Und wie dort, ſo auch hier. Nur eines hat England voraus — die Schönheit der Originale, den Zauber ihrer Geſichter. Da iſt eine Gräfin Kintore. Ich habe von Leuten geleſen, die ſich in Bilder verliebten, und von anderen, die nicht eher ruhten, bis ſie das Urbild gefunden hatten; ja, einer ſtarb vor Gram, weil es eine Tote war, die er liebte. Das iſt zum Lachen, — wie alles in der Liebe; aber jeder lacht, bis ihm ſelber die Stunde ſchlägt. Wenn mich jemand fragte, was „Adel" ſei, ſo würde ich ihn ſchweigend am Arme faſſen und vor dies Bildnis führen; kein deutſches Wörterbuch könnte ſo zu ihm ſprechen, wie dieſe ſtillen Züge. Da iſt nichts von der herrſchenden

Hoheit einer Königin, und nichts von dem forcierten Stolz einer City-Tochter, die über ſich hinaus will; weich und doch feſt, beſcheiden und doch ſelbſtbewußt blickt Dich dies Auge an und erzählt Dir von dem echten Adel, der weder ſich brüſten noch ſich bücken mag, ſondern, die Hand zum Volk und das Auge zum Thron, gradauf und unbeirrt ſeine Pfade zieht. Und dazu wie ſchön! Wie neidiſch blickt man auf dies Perlenband, das, bis zum Knöchel des Arms herabgeglitten, die weiße Hand zu küſſen ſcheint!

Doch laſſen wir die Gräfin; es thut ein für allemal nicht gut, wenn ſich Poeten für Prinzeſſinnen erwärmen und wenn ich's nicht aus dem Taſſo wüßte, ſo könnte ein zweites Bild, zu dem wir uns jetzt wenden wollen, die Beweisführung übernehmen: „Pope erklärt der Lady Montague ſeine Liebe". Es iſt ein vortreffliches Bild (von W. P. Frith) und erinnert an die gelungenſten Arbeiten unſeres Adolf Menzel. Die Situation, laut Katalog, iſt folgende: „Zu der ſchlechteſtgewählten Zeit von der Welt, wo die Lady alles andere eher als eine „Erklärung" erwartete, geſtand ihr der Dichter ſeine Liebe, und zwar in ſo leidenſchaftlichen Ausdrücken, daß trotz aller Anſtrengung, ernſt und ehrbar zu bleiben, ein lautes Lachen der Lady doch endlich ihre einzige Antwort war". Der Künſtler hat ſeine Aufgabe glänzend gelöſt. Wir ſehen das Studierzimmer des Dichters, Bücherbände und mächtige Folianten im Hintergrunde; am Schreibtiſch aber, dran vor wenigen Minuten noch vielleicht unſterbliche Zeilen niedergeſchrieben wurden, ſteht jetzt, mit der rechten Hand ſich auf die Tiſchplatte ſtützend, und den Kopf vor herzlichem Lachen in den Nacken gebogen, die ſchöne Lady, mehr eine italieniſche als eine engliſche Schönheit. Das volle dunkle Haar in ſeiner Flechtenfülle macht den Eindruck, als ſei es der Kammerfrau am Morgen ſchwer gefallen, Raum für dieſen Reich-

tum zu ſchaffen; der rote Morgenſchuh, mit der chineſiſch umgebogenen Spitze, guckt kokett unter dem bauſchigen Schleppenkleid hervor, und das weit ausgeſchnittene Mieder macht die Raſerei des Dichters doppelt begreiflich. Ach, und ſelbſt ihr Lachen leiht ihr nur neuen Reiz: der halbgeöffnete Mund und dieſe Doppelreihe blendend weißer Zähne wären allein ſchon genug für eine Liebeserklärung, und doch ſpricht dieſelbe Lachen ſein Todesurteil. Kein Troſt ringsum! im Hintergrunde ſteht eine reizende Marmorgruppe: „Amor und Pſyche", und ihre lachenden Geſichter ſcheinen mit einzuſtimmen in die Heiterkeit des ſchönen Weibes. Wie aber finden wir den Dichter! Im breitſchößigen ſchwarzen Frack, mit ſeidenen Strümpfen und blitzenden Schuhſchnallen, dazu im Schmuck einer rieſigen Allongen-Perrücke (vielleicht ſo lang nur, um den bekannten Höcker zu verbergen) ſitzt er mit übergeſchlagenen Beinen auf einem der prächtigen Polſterſtühle und blickt, ſeinen Rücken der Lady zugewandt, mit einem unvergleichlichen Ausdruck von Scham, Wut und Rache vor ſich hin. Alle Muskeln ſeines Geſichts ſind in zitternder Bewegung und, aller Wut zum Trotz, noch immer von ſeiner Leidenſchaft beherrſcht (ein Wink von ihr, und er würde ihr die Spitze des chineſiſchen Pantoffels küſſen), wägt er jetzt erſichtlich in ſeiner Seele ab zwiſchen Don Juan und Fauſt, zwiſchen Genuß und Ruhm, und ſeine Schale hoch in der Luft erblickend, ſchaut er drein, wie die leibhaftig gewordenen Worte:

„es kommt die Stunde,
Wo Dir der Donna Anna Buſennadel
Mehr Glück verbirgt, als Dir die Welt kann bieten".

Armer Pope, für wie wenig hätteſt Du Deine berühmteſte Ode hingegeben!

In demſelben Saale finden wir das beſte und bedeutendſte Bild der ganzen Ausſtellung: „Charlotte Corday

auf ihrem Todesgange". Es geht was Geniales durch das ganze Bild. Unter den vielen verfehlten Versuchen, das große französische Revolutions-Drama, oder wenigstens Scenen aus ihm, zu einem Kunstwerk abzurunden, haben wir hier endlich ein gelungenes. Charlotte (rechts vom Beschauer) tritt eben aus dem Gefängnis; ihre Tracht ist ein blutrotes Kleid; zwei republikanische Soldaten führen sie, und eine Heldin des Marat-Klubs, in buntfarbigem Friesrock, mit Jakobinermütze und Freiheitskokarde, hebt drohend ihre Rechte gegen das fest und ruhig einherschreitende Mädchen. Die Charakteristik dieser Gruppe ist eben so wahr, wie die Kontraste frappant sind. Die brutal-schmunzelnden Soldatengesichter, die an dieser zweifellos mit Gemeinheiten aufgeputzten Drohrede ihre unverhohlene Freude finden; das sonnverbrannte, stumpfnasige, von Sinnlichkeit und Fanatismus beherrschte Weibergesicht, und zwischen all dem Schmutz die hohe Stirn des todesmutigen Mädchens, das (wer verdächt' es ihr!) mehr Ekel als Lust an diesem Leben zu empfinden scheint — man kann nichts Ergreifenderes sehen! Die andere Seite des Bildes fesselt nicht minder: hier haben wir die Crême jener Tage: Danton, Robespierre, Camille Desmoulins. Ich habe mir den letzteren, der schlechtweg „der schöne" hieß, schöner gedacht und würde den Fleischkoloß ihm zur Seite, mit Stulpenstiefeln und roter Mütze, eher für den Fleischer Vaboeuf als für den genialen Danton gehalten haben, der geistvoll, sprudelnd und schöpferisch, so zu sagen der Mirabeau der Schreckensherrschaft war. Dennoch steh ich ab davon, mit dem Maler um dieser seiner Auffassung willen zu rechten; was er gegeben hat, ist an und für sich überwältigend, und kümmert's mich wenig, *wessen* Auge es ist, das die Kraft hat, mich mitten in jene Blutzeit zurückzuzaubern, und *wem* die lebensvoll ausgestreckte Hand gehört, die ich, erschüttert von dem ganzen Hergang der Scene, er-

greifen möchte, um für das ſchöne, hohe, nun beſudelte Weib um Gnade zu flehn. Und wär' ich eigenſinniger, und brächt' ich's nicht über das Herz, ihm dieſen untergeſchobenen Fleiſcher zu verzeihen: die Mittel- und Hauptfigur des Bildes — Robespierre machte alles wieder gut. Im ſeidnen, himmelblauen Staatsfrack, ſauber, zierlich, duftig, vom gepuderten Toupet an bis herunter zur blinkenden Schuhſchnalle, ſo haben wir den „Träger der reinen Idee" vor uns, und wäre nicht ſein aſchgrauer Teint und ein gewiſſes Zwinkern in den Augenwinkeln, man könnte verſucht ſein, ihn für einen Hochzeitbitter zu halten. Er war es auch, aber des Todes; Andre ſagen — der Freiheit. Das Mädchen hat keinen Blick für ihn; ſie kennt dieſen blaubefrackten, zierlichen Mann, der ſich ihr nähert, als gedächt' er ſie zum Tanze zu führen (welch ein Tanz!), ſie weiß, ſeine Seele hat nichts gemein mit jenem Blumenſtrauß im Knopfloch, ſie weiß, das Bild ſeines innerſten Menſchen — iſt jener halbmannshohe, braun und weiß gefleckte Bluthund, der jetzt von ſeines Herrn Hand gehalten, noch finſter vor ſich niederſtarrt, aber losgelaſſen im nächſten Augenblick ſich auf ſein Opfer ſtürzen wird — auf ſie. Das iſt das Bild; der Name des Malers iſt Ward. Ich lieb' es, Kunſtwerke nach der Tiefe des Eindrucks zu beurteilen, den ſie auf mich hervorbrachten; wenn dies Kriterium gilt, ſo zählt das Bild zu dem Beſten, was ich je geſehen.

Laſſen Sie mich dieſen Brief mit einer allgemeinen Bemerkung ſchließen, deren Nüchternheit ſchlecht paſſen mag zu der warmen, freudigen Hingebung, mit der ich das Wardſche Bild beſprochen. Was ſich mir beim Durchwandern dieſer Säle und bei wiederholten Beſuchen immer wieder und wieder aufdrängte, das war (vielleicht mit alleiniger Ausnahme des eben ausführlicher beſprochenen Bildes) der gänzliche Mangel an Originalität, an beſonderem Stil, den man ſich verſucht fühlen könnte,

den engliſchen zu nennen. Vor Jahr und Tag fuhr ich mit der Poſt. Ein Reiſender erzählte mir von Auſtralien und dem Charakter ſeiner Landſchaften; aus dem Wagen blickend, rief er aus: „wenn eine Wunderhand uns jetzt in die Nähe von Melbourne trüge, Sie würden ruhig weiter fahren und weder in Wald noch Feld bemerken, daß wir bei den Antipoden ſeien.“ An dieſe Worte wurde ich auf der Londoner Kunſt-Ausſtellung aufs Lebhafteſte erinnert: ich war wie unter alten Bekannten, da war nichts, was nicht eben ſo gut Produkt eines deutſchen Ateliers hätte ſein können. Meine Leſer mögen hierauf erwidern: „wenn das ein Tadel ſein ſoll, ſo trifft er Deutſchland ſo gut wie England“ — und das ſoll er auch. An die Stelle des Beſonderen und Nationalen tritt mehr und mehr ein gewiſſer Kosmopolitismus in der Kunſt. Das gilt nicht nur von der Malerei; vielleicht mehr noch von Dichtkunſt und Muſik. Viele begrüßen das und träumen ſogar von einer Weltſprache. Die Partie ſteht ſo: Eiſenbahn gegen Turmbau zu Babel. Ich bin nicht zweifelhaft, wer der letzte Sieger ſein wird; aber das falſche Werk der Einheit ſtieg hoch, eh es zu Falle kam, und unſere Zeit baut wieder daran. Ich denke ſo: ein Geſetz der Schönheit, aber in ihm die — Mannigfaltigkeit.

Die Middleſex-Wahl.

Die Wahlen in London waren vorüber und meine Erwartungen – getäuſcht. Ich hatte nicht eben auf Krawall und Zuſammenrottung oder gar ein Revolutiönchen nach der Mode gerechnet, aber doch auf eine allgemeine und ſichtbare Beteiligung der Bevölkerung, auf eine veränderte Phyſiognomie der Stadt und ihres Treibens. Nichts von dem allen traf ein. Hier und dort ein Rieſenplakat in bunten Lettern; auf den Märkten und Plätzen eine Votierbude; in den Bierhäuſern vermehrte Konſumtion von Porter und Ale; an den Straßenecken ein Auſternhändler, der ſeinen ſtummen Meerbewohnern ein „votiere für X oder Y“ auf die Schale geklebt hatte; ſonſt nichts als ſchlaff herabhängende Fahnen, die darüber nachzudenken ſchienen, was langweiliger ſei: dieſe Wahl oder ihre eigene Beſtimmung. Keine Teilnahme, kein geſteigertes Leben, kein Abweichen von dem ausgefahrenen Gleiſe täglichen Verkehrs. Punkt 9 Uhr wie immer fuhren die City-Kommis im dichtbeſetzten Omnibus die Oxfordſtraße entlang; Punkt 1 Uhr wie immer zogen die Horſe-Guards auf Wache; im James-Park ſo viel Kindermädchen wie ſonſt, im Hyde-Park ſo viel Ladys zu Pferde wie immer; ja ſelbſt am Büchertiſch meines Nachbars, des Straßen-Antiquars, fehlte kein teures Haupt und die „lieben alten Geſichter“ blätterten ſo emſig in den vergilbten Schartecken von „Bothwell, der

Königsmörder", oder „die Kunst, von jeder Frau geliebt zu werden", umher, als wäre ihnen der Sieg von Whig oder Tory so gleichgültig, wie der Sturz oder die Ernennung eines chinesischen Mandarinen.

Das Schauspiel einer englischen Wahl wird nur noch in kleinen Provinzialstädten aufgeführt, wo es, wenigstens auf Tage, möglich ist, der ganzen Bevölkerung eine gemeinschaftliche Richtung zu geben, und wo das Wahlfeuer noch nicht auf jene eisige Apathie millionenfachen Unglücks oder doch unvereinbarer Interessen stößt, die die Flamme dämpft, statt sich von ihr entzünden zu lassen. Wer in London lebt, der wähle Brentford, wenn er das Bild einer englischen Wahl mit in die Heimat nehmen will; er findet da noch die gute alte Zeit mit ihrem Reiz und ihrem — Unsinn.

Brentford, kaum eine deutsche Meile von London entfernt, ist der alte Sammelplatz der Wähler von Middlesex, und die Hauptstadt jener kleinen Grafschaft, die sich in schmalem Streifen um die Riesenstadt herumlegt, wie ein wertloser Ring um einen Edelstein, den die Erde zu arm ist, mit ihrem Golde aufzuwiegen. Middlesex schickt zwei Vertreter ins Parlament, seit Jahren dieselben Namen: Lord Grosvenor und Mr. Osborne; jener ein Whig aus der alten Schule, energisch nur in seiner Feindschaft gegen alles, was Tory heißt, — dieser ein Freund und Geistesverwandter des alten Radikalen Hume, des „Vaters der Reformbill". Lord Grosvenor und Mr. Osborne waren auch diesmal wieder gewählt, der letztere jedoch mit einer kaum nennenswerten Majorität. Vielfach während der Zählung hatte sich die Wage zu Gunsten seines Nebenbuhlers, des Marquis von Blanford, eines eifrigen Tory und früheren Vertreters von Woodstock geneigt, und nur die Anhänglichkeit des Städtchens Brentford selbst hatte schließlich die Wiederwahl des „Volksmannes" gesichert. Die Zählung war vorüber und das

Resultat bekannt, aber die amtliche Verkündigung desselben durch den Grafschafts-Sheriff, in goldener Kette und Galanterie-Degen, stand noch bevor. Heute war der Tag, 12 Uhr die festgesetzte Stunde und — das Volk geladen. „Lord Grosvenor und Mr Osborne werden die Ehre haben, der Bevölkerung von Middlesex aufzuwarten (they will attend)" — so lautete die Schlußversicherung in vielen hundert Plakaten. Möglich, daß das Wort im Englischen eine mildere Bedeutung hat („erwarten" vielleicht), nichtsdestoweniger ist es ein „Aufwarten" der Sache nach, ein entschiednes „Aufwarten", insofern der Gewählte durch Sitte oder Gesetz verpflichtet ist, auf die oft dummsten Fragen eines bunt zusammen gewürfelten Haufens Red' und Antwort zu stehn. Das Ganze ist ein so prächtiges Stück von Volkssouverainetät, wie es nur irgendwie und wo gewünscht werden kann.

Es geht ein Omnibus nach Brentford. So lange wir London und seine Vorstädte noch zu beiden Seiten hatten, rang das politische Treiben vergeblich nach Geltendmachung; die Hochflut des Londoner Lebens, sein Handel und Wandel schlugen darüber zusammen und begruben es. Kaum aber, daß wir die „Stadt" im Rücken hatten, so trat ans Licht, was eben noch überwuchert war, und hundert Zeichen deuteten auf den Kampf, der sich in Brentford vorbereitete. Die Chaussee, auf der wir dahin rollten, glich wirklich einer Heerstraße. Anhänger beider Parteien, die einen mit blau-rot-weißen Bändern am Hut, die andern mit blau-gelb-grünen Schleifen im Knopfloch, galoppierten wie dienstthuende Adjutanten an uns vorüber; neue Truppenmassen, mit Musik an der Spitze und bei jedem Bierhause zum Weitermarsch sich stärkend, wurden von rechts und links ins Feuer geführt; Marketenderinnen mit ihrem Karrenkram saßen unter Ahorn- und Ulmenbäumen, schlechtes Bier aber guten Schatten feilbietend, und Maueranschläge zu beiden Seiten des Weges (denn

die Häuserreihe reißt nicht ab) ſtarrten ſich wie feindliche Herolde einander an und ſagten ſich Dinge, die den Schimpfern und Helden vor Troja alle Ehre gemacht haben würden.

Doch das alles war Vorſpiel. Das eigentliche Stück begann erſt, als wir in Brentford einfuhren, und wenn gewiſſe Dramatiker Recht haben, die da meinen, „ein gutes Schauſpiel müſſe mit einer guten Dekoration beginnen", ſo iſt kein Zweifel darüber, daß die Brentforder zu den bühnenpraktiſchen Leute zählen. Das war nicht mehr die verräucherte Fabrikſtadt, das war ein Laubhüttenfeſt. Wie bei uns um Pfingſten, wenn halbe Birkenwälder in unſre Dörfer wandern und ſelbſt der Lehmhütte ein feſtlich grünes Kleid anthun, ſo war das rußige Brentford jetzt ein märchenhaft geputztes Aſchenbrödel geworden: es war auch zum Weidenbaum gegangen, aber der Baum brauchte ſich nicht aufzuthun, aller Schmuck hing frei an den Zweigen. Die Häuſer — ein Wald, und die Fenſter — ein Garten! Da blühten Fuchſia und Roſe, Erica und Rhododendron; hinter den Blumen blühten die Mädchen und wieder über die Köpfe der Töchter hinweg guckten die Mütter, freilich keine Blüten mehr, und ließen die blau-grün-gelben Haubenbänder im Winde flattern. Alles nickte und grüßte und lachte, ſelbſt Gouvernanten entſchlugen ſich ihres vorſchriftsmäßigen Ernſtes und lächelten ſo bedeutungsvoll, wie der Sklave, wenn er die Kette bricht.

Dazu zahlloſe Guirlanden, die ſich von Dach zu Dach auer über die Straße zogen. Der Inhalt ihrer Tafeln und Inſchriften war es, was mehr als alles andere der Feſt-Dekoration meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Ich gebe einige dieſer Kernſprüche in wortgetreuer Überſetzung:

„Triumph bürgerlicher und religiöſer Freiheit!" So empfing uns eine Fahne am Eingang in die Stadt.

„Wer iſt bigott? wer predigt religiöſe Verfolgung? wer ſtimmt gegen unſere katholiſchen Brüder? Wer?

Der Marquis von Blanford!

Mag er's leugnen, wenn er kann, oder daſtehen als ein Wolf in Schafskleidern."

„Ein Derby-Hündchen (Marlborough-Raſſe) hat ſich verlaufen und iſt von Woodſtock nach Middleſex geraten. Leider hat man ihn hier dermaßen gebiſſen, daß er froh ſein mag, in ſeine alte Hütte zurückzukehren. Glückliche Reiſe!"

Dieſe letztere Spötterei war das Grundthema unzähliger Variationen, die ich übergehe; endlich unter einer zweiten Rieſenfahne, die ohne weiteres den „Sturz der Intoleranz!" verkündigte, fuhren wir auf den Marktplatz, wo die Vorſtellung ſo eben begonnen hatte: Lord Grosvenor „wartete bereits auf".

Doch weg jetzt mit dem hiſtoriſchen Stil und das lebendige Präſens an ſeine Stelle! Lord Grosvenor iſt ein ältlicher Herr; ſeinen Zähnen nach zu ſchließen keiner von denen, die das Derby-Hündchen herausgebiſſen haben. Er ſpricht undeutlich und ſehr lange; ſo haben wir denn Zeit, uns umzuſehen. In der Mitte des Platzes ſteht die Rednertribüne; unmittelbar dahinter erheben ſich amphitheatraliſch-anſteigend die Bänke der Wähler, im Vordergrunde befindet ſich „Volk" und füllt den Platz, ein Konglomerat [illegible]iſſener Jacken und ſchmutziger Hemdsärmel. Mit ſeinen eigentlichen Wählern iſt der Kandidat ſeit geſtern fertig; nur noch mit „dem Volke" hat er ſich auseinanderzuſetzen. Drum kehrt er auch vorſchriftsmäßig jenen den Rücken zu und wendet ſich mit dem üblichen: „Gentlemen, ich habe die Ehre . . ." an eine Muſterkarte von Straßenkehrern und Schiffsknechten, die Oberſt Bersdorf (ein Derbyt in Norwich) ſo unhöflich war, „das erbärmlichſte Geſindel" zu nennen, „das ihm all ſein Lebtag vorgekommen ſei".

Auch das „ſchöne Geſchlecht“ iſt auf dem Marktplatz vertreten und ſteuert bei, je nach ſeiner Art, zur Verherrlichung und Charakteriſtik des Feſtes. Zunächſt der Tribüne und mitten durch den Volkshaufen hindurch, zieht ſich auf gepolſterter Bank ein Streifen reichgeputzter Damen, wie eine Amethyſt-Ader durch Rauchquarz. Sie haben ihre Schirme aufgeſpannt; ich wette, mehr um ſich gegen die „Gentlemen“, als gegen die Sonne zu ſchützen Das ſchöne Geſchlecht von Brentford hat aber auch andere Vertreter abgeſandt: Mannweiber, zwiſchen fünfzig und ſechzig, mit Katzenſchnurrbart und grauen Augen; ſie haben am äußerſten Rande des Volkshaufens in langer Reihe Poſto gefaßt, und wie Trabanten mit langen Stangen bewaffnet, laſſen ſie deren Inſchriften und Embleme über den Köpfen ihrer Männer und Söhne hin und her wehen. Dieſe Inſchriften lauten: „Der Marquis von Blanford iſt gegen das billige Brot“, und um es dem blödeſten Sinne faßbar zu machen, um was es ſich handelt, prangen auf andern Stangen die handgreiflichen Illuſtrationen dazu: hier ein Brötchen, kaum größer als eine Fauſt, mit der Aufſchrift: „Blanford für Sixpenſe“, dort ein Rieſenbrot mit dem Zuruf: „Osborne für drei Pence“.

Endlich! Lord Grosvenor iſt fertig und macht dem „Volksmann“ Platz. Er wird wie eine Tänzerin empfangen, die fünf Monate auf Urlaub war und zum erſten Male wieder die Wunder des großen Zehen vor ihren alten Freunden entfaltet; es iſt nicht Huldigung mehr, es iſt Raſerei. Und in der That, Mr. Osborne hat Anſpruch auf dieſen Beifalls-Jubel: er tanzt die engliſchen National-Tänze, daß es eine Freude iſt und ſeine Rede wimmelt von „großer Nation“ und „ehrenwerten Gentlemen“, von „Freihandel“ und „billigem Brot“, — da widerſtehe, wer kann! Sicherlich, daß die ſtereotype Schlußpoſſe des Kontinents „das Volk als Pferd“ auch hier Platz gegriffen hätte, wenn nicht Mr. Osborne ein beſcheidener Fußgänger

geweſen wäre. Noch iſt der Beifall in der Luft, da löſen ihn plötzlich andere Töne ab: Der Marquis von Blanford (auch der beſiegte Kandidat hat ſich nach alter Sitte dem Volk zu präſentieren) iſt vorgetreten, um der Verſammlung kaltblütig zu verſichern, „daß er und ſeine Sache das nächſte Mal die Sieger ſein würden.“ Aber weiter bringt er's nicht; zwar ſpricht er noch und verſucht ſeine Stimme in allen Tonlagen, jedoch umſonſt. Ein Lärm hat ſich erhoben, gegen den der Beifallsſturm der vorigen Minute ein bloßes Geſäuſel war. Was menſchliche Organe je erfanden, um ihre Verachtung auszudrücken, vereinigt ſich hier zu einem Monſtre-Konzert; unſere vaterländiſchen Katzenmuſiken ſinken zu bloßen Stümpereien herab, oder erheben ſich vergleichsweiſe zum Wohlklang einer Symphonie. Die Pfeife iſt natürlich das Grundinſtrument, aber auch das engliſch-nationale Grunzen findet ſeine Virtuoſen, und die zahlloſen Mäuler unzähliger alter Weiber blaſen, wie Vanſen im Egmont, dem unglücklichen Marquis ihr hämiſches A, E, J, O, U ins Geſicht. Zu gleicher Zeit dringt jetzt die Amazonen-Garde vor, poſtiert ſich mit dem Rieſen- und Zwergbrot dicht vor die Augen des Redners, fächelt ihm mit den Papierfahnen: „Blanford iſt gegen das billige Brot“ unerquickliche Kühlung zu und ſchwingt die grünen Büſchel, mit den orangefarbenen Blumen,*) nicht mehr im Triumph und mit den Zeichen der Freude, ſondern drohend wie eine Rute. Umſonſt erheben ſich einige Stimmen: „give him fair play!“ oder „let's hear him!“ umſonſt tritt der „Volksmann“ vor und beſchwört die Gentlemen, den Marquis zu hören, wenn ſie ſeine (Osbornes) Freunde ſeien; umſonſt dringt der Marquis noch einmal durch, um ihnen folgenden Satz in die Zähne zu werfen: „ich verſtehe die Schnurren und Witzeleien meiner Gegner und nehme ſie lachend hin als

*) Unſere ſogenannte „Studentenblume“, die um ihrer Farbe willen an dieſem Tage eine Hauptrolle ſpielt.

das Unvermeidliche einer Wahl; aber es ist unwürdig, mir höhnisch das Jahrgeld vorzuhalten, das ein dankbares Vaterland meinem Ahn für seine Dienste und seine Siege bewilligte und das auf mich überging, weil ich das Glück habe, ein Enkel Herzog Marlboroughs zu sein." Armer Marquis, wohin verirrst Du Dich? Du sprichst nicht im Unterhause und vor Leuten, die eine Ahnung von der Geschichte ihres Landes haben, Du stehst vor „Gentlemen", die von Höchstädt und Malplaquet so viel wissen, wie von den Quellen des Nil. Wirf den Ruhm deines großen Ahnen nicht länger weg und gedenke der Perle im Sprichwort. Thu', was Du jetzt thust: lächle und tritt ab.

Das Schauspiel war aus, das Volk verlief sich, ich selbst sprang auf den Omnibus, und während die heiße Mittagssonne mich unbarmherzig briet, hatt' ich Zeit über die Erlebnisse der letzten Stunden nachzudenken. Was soll diese Farce? Mag's immerhin recht sein, voll Mißtrauen auf die Superklugheit der Jungen zu blicken, dies Mißtrauen darf nicht zum Freibrief für all und jeden Nonsens vergangener Jahrhunderte werden. Der ganze Akt ist ein Widerspruch. In Ländern, wo alle Stimmen gleich schwer wiegen, mag dies „Aufwarten" vor versammeltem Volk einen Sinn haben, aber sinnlos ist es und für den besiegten Kandidaten ein Martyrium, um nichts und wieder nichts sich einer, in den meisten Fällen bezahlten Rotte in solcher Weise Preis zu geben, einer Genossenschaft, die außerhalb des Wahlrechts stehend, wie auf Abschlag nur mit dem Schimpfrecht ausgestattet zu sein scheint und allerdings versteht, den weitesten Gebrauch davon zu machen. Weg mit solchem Plunder! „Das Jahr übt eine heiligende Kraft", aber man möge aus demselben Dichter auch die Wahrheit lernen:

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Das goldne Kalb.

Spekulationen, Rennen und die Jagd nach Geld, Hochmut, wenn es erjagt iſt, und Verehrung vor dem, der es erjagt hat, der ganze Kultus des goldnen Kalbes iſt die große Krankheit des engliſchen Volkes. Es giebt ſcharfe Augen, die das Übel wenigſtens erkennen und unermüdet darauf hinweiſen, wenn auch die Heilung freilich von anderer Seite kommen muß. Unter den Warnerſtimmen iſt wie immer die der „Times“ voran; — eine Stimme, die — was immer auch über die Käuflichkeit des Blattes gefabelt werden mag — mindeſtens in allen außer-politiſchen Fragen noch ungleich mächtiger iſt, als wir im Auslande uns vorſtellen. Mit welch treffender Entrüſtung machte ſie noch vor wenig Tagen wieder Front gegen die oberflächliche Art und Weiſe, mit der man den Prozeß eines Muttermörders behandelt und ohne alles ernſte Eingehen ihn für wahnſinnig erklärt hatte. „Hätte es ſich um Geld ſtatt um Blut gehandelt, an dem ganzen Gerechtigkeits-Apparat würde kein Rädchen gefehlt haben; aber was vorlag, war nur die Kleinigkeit eines Muttermordes, war eine Sache, durch deren Entſcheidung, ſie laute ſo oder ſo, niemand ärmer oder reicher gemacht wurde, und ſolche Sachen ſind vor Richter und Jury ohne Belang.“ Steh' es mir frei, in folgendem eine ähnliche Stimme wiederzugeben.

„Lies dann und wann einen Roman, um die Phantasie abzukühlen", sagte ein Schriftsteller und Menschenkenner zu einem seiner Freunde, als dieser im Begriff war zu den Antipoden aufzubrechen. Die Weisheit dieses guten Rats wird jeder einsehen, der mehr als dreißig Jahre zählt. Romane mögen die Handlung konzentrieren, das Interesse reizen, das Herz bewegen; die Phantasie zu überwältigen sind sie außer Stande. Es ist die Wirklichkeit, was uns staunen macht; die Dichtung darf nicht halb so kühn sein, selbst wenn sie könnte und wollte. Was würde der Leser sagen, wenn wir ihm von einem Manne erzählten, der vor etwa 150 Jahren in England lebte, seine Jugend in Saus und Braus, in Spiel und Liederlichkeit verbrachte und endlich, zum Bettler herabgesunken, Streit mit einem Freunde suchte und im Duell ihn tötete; der, vor Gericht gezogen, des Mordes überführt und zum Tode verurteilt, seine Flucht zu ermöglichen wußte und auf dem Kontinent glücklich angelangt, sein altes Lasterleben fortsetzte und bald eine wohlbekannte Erscheinung in den Spielhäusern Europas ward; der ausgewiesen, erst aus Venedig, dann aus Genua, schließlich selbst aus dem duldsamen Paris, dennoch in die Hauptstadt Frankreichs zurückzukehren wagte, am Spieltisch einem Prinzen von königlichem Geblüt begegnete, seine Freundschaft gewann, sein Geld- und Geschäftsmann wurde und als solcher zu einem Glanz und Ansehn stieg, daß Fürstinnen vor seinem Weibe sich neigten, sein Sohn der Spielgenoß eines Königs, und er selbst der Abgott von Millionen ward? Was sagt der Leser, wenn wir ihm erzählen, daß eine Herzogin, um nur die Möglichkeit eines kurzen Zwiegespräches mit diesem seltsamen Abenteurer zu haben, ihrem Kutscher befahl, vor dem Palastgitter des großen Mannes umzuwerfen, und daß eine Marquisin an derselben Stelle und zu demselben Zweck „Feuer!" zu schreien begann. Wenige

Monate hatten ausgereicht, den überführten Mörder, den bettelhaften Flüchtling, den verworfenen Spieler zu einem der größten Grundbeſitzer Frankreichs zu machen, und hochherzig goß er über ſein zweites Vaterland einen trügeriſchen Reichtum aus, deſſen Summen alle Berechnung überſteigen. Aber das glänzende Bild hat eine Kehrſeite: der Racheengel harrte ſchon, vor ſeinem Atemzuge brach der ſtolze Bau zuſammen und verſchwand wie eine Waſſerblaſe. Der Baumeiſter ſelbſt barg ſich in Dunkelheit und rettete das elende Leben vor der Wut derer, die noch eine Stunde früher vor ihm gekniet hatten. Und nun der letzte Akt des Dramas, wie berührt er den Leſer? Das Schauſpiel ſchließt, wie es begonnen: wieder ein glückliches Entkommen aus den Händen der Gerechtigkeit, wieder ein wüſtes Wandern durch die Welt, ein Warten auf die Broſamen, die vom Spieltiſch fallen, und endlich das letzte, das Sterben. Venedig, das er durch ſeine Gegenwart einſt geſchändet hatte, ehrte er nun durch ſeinen Tod. Und nun fragen wir — wenn wir Zeit und Muße hätten, dieſe Skizze zur Erzählung zu erweitern und jene tauſend Einzelheiten zu berichten, worin erſt die Kraft und der Zauber jeder Darſtellung liegt — wer würde Luſt haben, den Einfällen, den „Träumen eines fieberiſchen Hirns“ zu folgen? Traum meint ihr?! Leben und Tod John Laws und der Staats-Bankerott Frankreichs als ein Reſultat ſeiner kühnen und glänzenden Betrügereien, ſind ſo wirklich, wie das Leben George Hudſons und die Geſchichte der Eiſenbahn-Spekulation in England.

Und die Geſchichte beider iſt nicht nur wahr und wirklich, nein, ſie bietet auch in merkwürdiger und belehrender Weiſe Punkte der Ähnlichkeit oder gar völliger Übereinſtimmung dar. Beide waren aus Dunkel und Niedrigkeit hervorgegangen, und beide erhoben ſich zu einem Glanz, der ein ganzes Land zu blenden und zu

willfähriger Huldigung hinzureißen vermochte. Hudſon wie Law füllten die Koffer der Leute mit eingebildetem Reichtum, und Hoch und Niedrig, Arm und Reich ſchmiegte ſich zu den Füßen des einen wie des andern. Auch Hudſon war Spieler, indem er Kredit und guten Namen an ein verzweifeltes Glücksſpiel ſetzte; auch er wußte feſten Fuß zu faſſen unter den Inhabern des großen Grundbeſitzes und zählte zu Freunden und Gefährten, was irgendwie Klang und Namen im ganzen Lande hatte. Auch er machte ein Haus; ſeine Salons waren der nie leere Altar, darauf die Goldanbeter Tag um Tag ihren Schmeichel-Weihrauch ſtreuten und die Dankesopfer ihrer Schacherſeelen darbrachten, bis plötzlich der Traum endete und der Tag der Rechenſchaft anbrach, der nun Flüche brachte aus Kehlen, die noch heiſer waren vom Lobgeſang, und Mißhandlungen von Händen, die ſich einſt hochgeehrt gefühlt hatten, aufleſen zu dürfen, was von des Herren Tiſche fiel.

Hundert und funfzig Jahre haben viel geändert, und es ſoll nicht geleugnet werden, ſie haben dem Ziel und der Aufgabe aller Civiliſation uns näher gebracht. Welche Fortſchritte in Wiſſenſchaft und Kunſt, welche Allgemeinheit der Bildung, welch erleichterter Gedanken-Austauſch innerhalb des einzelnen Volks und zwiſchen den Völker-Familien! Doch in manchen Stücken ſind wir genau, wo wir waren. Zu den Zeiten John Laws ſuchte man eine Herzogin, die ein Mitglied der königlichen Familie nach Genua begleiten ſollte. „Oh, wenn Ihr einer Herzogin bedürft — rief der Hof-Kavalier — ſo ſchickt zur Madame Law; dort habt ihr die Auswahl, — ſie verſammeln ſich dort.“ Wäre an einem jener Tage, wo Mrs. Hudſon „Freunde“ empfing, plötzlich Nachfrage nach einer Dame von Rang und Stand geweſen, der dienſtthuende Kammerherr am Hofe von St. James hätte eine ähnliche Antwort geben dürfen, wie vor hundert und fünfzig Jahren ſein

franzöſiſcher Kollege. Die Köder und Anziehungskräfte waren 1720 und 1848 genau dieſelben, und ob Generationen dahin gegangen ſind, der Zauber des Goldes, ſeine magnetiſche Kraft und ſeinen entwürdigende Herrſchaft ſind geblieben. Zur Lawſchen Zeit ſtand ein Buckliger in der Rue Quincampoix (wo ſein Bankierhaus ſich befand) und vermietete ſeinen Höcker auf Tag und Stunde als Schreibpult. Law iſt hin und der Bucklige auch, aber der häßliche Höcker iſt geblieben. Lords und Ladies, wohlgeformt wie wir, tragen ihn mit ſich herum und ſchließen Geſchäfte darauf ab, die beſſer ungeſchloſſen blieben.

Wir ſind eine imitative Spezies, Nachahmen iſt unſer größter Hang, und was die Reichen und Vornehmen thun, das thun wir auch, ohne Kritik, ohne Frage, ob es uns paßt oder nicht. Als Mr. Laws Kutſcher die Entdeckung machte, daß ſein Herr durch Papierverkauf reich geworden ſei, ſchickte er ſich an, mit ins Geſchäft zu gehen, und that's. Zwei Kommisſtellen waren zu beſetzen, und der Kutſcher-Kompagnon präſentierte zwei Kandidaten. „Wählt" — rief er ſeinem Herrn zu — „Ihr habt die Entſcheidung, der eine iſt für Euch, aber der andere für mich". Wie viele Thunichtgute zur Zeit des „Eiſenbahnkönigs" und ſeiner Herrſchaft nahmen ſich ein Muſter am Kutſcher des Mr. Law! Angeſpornt durch das böſe Beiſpiel ihrer Herren ſank ehrliche Arbeit im Preiſe; „Spekulation" hieß ihr bequemes und einträglicheres Geſchäft; feine Kleider traten an die Stelle des Arbeitsrockes, und ſtatt des ehrlich erworbenen Brotes aß man das Brot laſterhafter Faulheit. So war es und ſo iſt es noch. Kopfſchüttelnd ſehen wir die ungeheure Kluft zwiſchen Arm und Reich, zwiſchen Niedrig- und Hochgeboren; aber der Anblick wird troſtlos, wenn der Reiche nichts iſt als ein emporgekommener Rübenbauer, der mit etwas Goldſtaub in der Taſche alles, ſelbſt das

Höchſte, neben oder gar unter ſich zu ſtellen trachtet und, dem Vogelſteller gleich, mit einer Hand voll Silberkrümel die lieblichſten Sänger des Waldes, ſelbſt die Lerche aus ihrem Himmel zu ſeinen Füßen zu locken weiß.

Unſer geſellſchaftliches Leben iſt reich an Unglaublichkeiten, für die nichts ſpricht, als — die Thatſache. Ihr tretet Sonntags in eine überfüllte Kirche; kein Platz mehr für euch, und ſtehend lauſcht ihr einer Beredtſamkeit, die allſonntäglich dieſe Räume bis unters Dach zu füllen pflegt. Der Redner iſt im höchſten Maße populär und ſteht ſich tauſend Pfund. Sein Name iſt makellos. Seine Gemeine verehrt ihn, und um ſo mehr, je mehr er ſie geißelt. Dekane und Biſchöfe ſeines Sprengels ſind durchdrungen von ſeinem Talent und begünſtigen es. Seine Lehre und ſein Leben ſtehen gleich hoch. Er ſagt euch heut, daß Geiz die Wurzel alles Übels ſei; er warnt euch vor dem heißen Verlangen nach Geld und Gut, vor Mißgunſt und Unzufriedenheit und ruft euch zu, über die irdiſchen Güter das himmliſche Erbe nicht einzubüßen. Er citiert euch die Autorität der Bibel, er verweiſt euch auf Kapitel und Vers, und nachdem er ſicher iſt, eure Überzeugung für ſich zu haben, öffnet er die Thore ſeiner Beredſamkeit und reißt euch vollends mit ſich fort durch die Macht ſeines Worts. Ihr geht nach Hauſe, feſt entſchloſſen, die neue Woche weiſer und beſſer zu beginnen — da fällt euch die Montagszeitung in die Hand, ihr leſt: die Stelle eines Nachmittags-Predigers iſt vakant, eine gute Stelle, vierhundert Pfund jährlich und allwöchentlich eine Predigt. Zwei arme Kandidaten haben ſich gemeldet, aber es ſind noch andere Bewerber da, und obenan leſt ihr den Namen eures chriſtlichen Lehrmeiſters, trotz aller Glaubenstüchtigkeit, trotz tauſend Pfund jährlich und trotz ſeiner Selbſtverleugnungsrede, die euch beinahe vom Pfade des Irrtums abgelenkt hätte.

Ihr ſeid vielleicht ein Lord, oder der Sohn eines Lords. Parlament und Saiſon ſind geſchloſſen, und ihr geht aufs Land. Euer Freund, Lord Birmingham, verſammelt „einen auserwählten Circle“ auf ſeinem Landſitz; ihr ſeid unter den Begünſtigten. Es iſt Frühſtückszeit, ihr tretet ein, die Gäſte ſind bereits verſammelt. Alles iſt da, was ihr wollt: ein Herzog, ein Marquis, ein Graf, ein Vicomte und ein Baron. Ihr ſeid ein jüngerer Sohn und findet es in der Ordnung, daß der Baron den Herzog umſchwänzelt. Wir haben hier zwei andere Gäſte (wenn es geſtattet iſt, den ſtillen, blaſſen, troſtlos dreinſchauenden jungen Mann, der wie ein Verurteilter bei der Henkersmahlzeit daſitzt, einen „Gaſt“ zu nennen), einen Jüngling und einen Mann von vierzig. Von dem erſteren hat jeder zu viel und wünſcht ihn weg, an dem letzteren hat keiner genug. Der junge Mann iſt eines Landpredigers Sohn und Erzieher von Lord Birminghams Sohn und Erben. Er hat in Cambridge ſeine Studien gemacht und hofft ſich mit der Zeit durchzuſchlagen. Er iſt aus guter Familie, hat aber keinen Sixpence in der Taſche; ſein halbes Gehalt ſchickt er nach Hauſe zur Unterſtützung ſeiner Familie, und ſoviel von der bitteren Arznei: „Wiſſenſchaft und gute Lebensart“ dem Sohn und Erben beizubringen iſt, ſo viel giebt er ihm gewiſſenhaft. Der Kandidat vertritt „Elternſtelle“ ſeinem Pflegling gegenüber; aber ſeine Titel, ſein Wiſſen, ſeine gute Erziehung reichen nicht aus, ihm bei Tiſch einen höheren Rang als den eines erſten Bedienten anzuweiſen. Ihr kennt dieſe Art von Stellung und ſeid nicht erſtaunt, nach lautlos eingenommener Mahlzeit den blaſſen Erzieher ſchattenhaft und unbemerkt verſchwinden zu ſehen. — Aber hörtet ihr jetzt das Gewieher? Der Vierziger wird heiter und lacht. Ihr ſeht ihn heute zum erſtenmal, aber ihr kennt die Gattung; man ſieht ſie zu Dutzenden auf dem Viehmarkt in Smithfield. Es iſt der

berühmte Snobſon; vor zehn Jahren ſtand er noch hinterm Ladentiſch (mancher Beſſere hat's auch gethan). Spekulation und allerlei ſonſt noch haben ihn zu einem Millionär gemacht, aber auch zu nichts weiter. Seine Seele iſt gemein und ſeine Zunge fließt über davon. Der niedrigſte Diener Mylords iſt im Vergleich zu ihm ein König, ein Held. Wenn er ſich bewegt, ſpricht, ißt oder trinkt, ſo überläuft es euch kalt, denn ihr erwartet jeden Augenblick, daß man ihn auffordern wird, ſeinen Platz in der Bedientenſtube zu nehmen. Ihr fühlt, daß wenn man das Gold von dieſem geſchmackloſen Prachtbau, der ſich „Snobſon" nennt, abkratzen könnte, nichts übrig bleiben würde als die ſchmutzigſte Lehmhütte. Ihr fühlt es, und Lady Birmingham fühlt es auch; dennoch iſt ſie ganz Ohr und ganz Bewunderung, und alle Ladys ringsum, jung und alt, ſind es mit ihr. Die Lords bleiben nicht zurück: der Herzog an der Spitze, alle ſind ſie ſtolz auf ſolche Bekanntſchaft, man hat kein Auge für die Gemeinheit dieſes Menſchen, oder will es nicht haben, und ſeine Unverſchämtheit wird pikant und unterhaltend gefunden. Wie heißt der Schlüſſel zu dieſem Rätſel? Geld! und ihr, die ihr von der „Aufgabe" ſprecht, die ihr in der Geſellſchaft zu löſen habt, und immer wieder Gewicht legt auf die Pflicht beſonderer Rückſichtsnahme auf euch ſelbſt, ich frag' euch, wo bleibt das erſte Erfordernis — die Selbſtachtung, wenn ihr überfließt von unwürdiger und entehrender Schmeichelei?!

Genug der Beiſpiele; jeder Tag giebt neue Belege. Wir ſchätzen nichts ſo ſehr wie Geld, und begierig nach Ehre und Anſehen, ſetzen wir alles an die Erlangung deſſen, was nach unſerem Dafürhalten einzig und allein Ehre und Anſehen giebt, und entſchlagen uns dabei jeder Tugend, die im Kalender ſteht. Mr. Guizot, der mit philoſophiſchem Forſchergeiſt den Charakter des engliſchen Volkes geprüft hat, äußert ſich gelegentlich dahin, daß

den Fremden nichts ſo mit Bewunderung vor den engliſchen Hilfsquellen erfülle, als die unzähligen, aus edlem Herzen und freiem Antrieb hervorgegangenen Stiftungen zur Linderung und Minderung eines vielgeſtalteten Elends. Der Hiſtoriker hätte vielleicht kühner ſprechen und ſagen dürfen, daß nichts die verſchwenderiſche Freigebigkeit des Engländers überbiete, als die Gier, mit der er die Mittel dazu erwirbt, und daß, wenn es ſeine Tugend iſt, liberal mit der Börſe zu ſein, auch unerträglicher Geldſtolz ſein Fluch iſt. Die Geſchichte vom „goldenen Kalb“ in England iſt noch nicht geſchrieben. Es geht über die Kraft einer Publiziſten-Feder, das volle Bild davon zu entwerfen. Ein Genius mag ſich dieſer Aufgabe bemächtigen und mit dichteriſcher Geſtaltungsgabe ausführen, was wir ihm als flüchtige Skizze überlaſſen.

Der Tower.

Die Sonne lacht und der Himmel iſt wolkenlos. Ein Steamer trug uns von Weſtend bis an die Londonbrücke, und auf gut Glück dem Menſchenſtrom uns überlaſſend, der jetzt in die Themſeſtraße einmündet, befinden wir uns plötzlich inmitten des bunten City-Treibens und ſchwanken, ſtaunenden Auges, was reicher ſei: der blitzende Bazar, von dem wir kommen, oder das rußige Bergwerk, zu dem wir gehen. Ganz London ein goldener Baum: Weſtend ſeine Blüte, aber die City — Wurzel und Stamm.

Doch wir haben andere Ziele heut als Dock und Speicher, als Keller und Werft, und vorüber an „Billingsgate", dem weltberühmten Fiſchmarkt, der mit ſeinen Auſtern und Muſcheln und all ſeinem noch kribbelnden Seegewürm: Krabben und Krebſe, Lobſter und Spinnen — vor uns liegt wie ein trockengelegtes Stück Meer, vorüber auch an Zollhaus und Kohlenbörſe, geraten wir jetzt auf einen weiten, freien Platz, der mälig anſteigend einem gepflaſterten Hügel gleicht. Auf ihm liegt der „Tower". Geſpenſtiſchgrau ſteht er da: ein Grabmonument über einer geſtorbenen Zeit und — die engliſche Geſchichte ſeine Inſchrift.

Der Tower iſt eine Art Fort, von einem breiten, jetzt ausgetrockneten Graben ringsum eingefaßt, und beſteht aus einem bunt zuſammengewürfelten Haufen von Wällen und Türmen, deren bedeutendſter, der weiße Tower, wieder-

um eine Citadelle für ſich bildet und iſoliert aus der Mitte des geräumigen Feſtungshofes emporragt. Wie weit der Tower unſern modernen Anforderungen an einen „feſten Platz“ entſpricht, muß ich dahingeſtellt ſein laſſen; ſeine Lage indes, auf einem Hügel inmitten der Stadt und in unmittelbarer Nähe der Themſe, darf noch jetzt als überaus günſtig bezeichnet werden: er beherrſcht Stadt und Strom. Es iſt um deshalb auch mindeſtens wahrſcheinlich, daß der alte Römerturm, deſſen Überbleibſel einem noch jetzt als Fundament des weißen Towers gezeigt werden, wirklich an dieſer Stelle geſtanden habe, da keinem Kriegsverſtändigem, geſchweige einem Cäſar, die Vorteile dieſer beſonderen Lage entgehen konnten. Der jetzige Tower ſo weit er überhaupt dem Mittelalter angehört, iſt überwiegend eine Schöpfung Wilhelms des Eroberers, der eine Feſtung nötig glaubte, um das zu Aufſtänden geneigte London (man erſieht nicht, ob aus Anhänglichkeit an die alte Sachſen-Dynaſtie) im Zaume zu halten.

Nur wenige Teile des Towers, und nicht eben die intereſſanteſten, ſtehen dem Publikum zur Beſichtigung offen.

Wer alles ſehen will, bedarf einer Erlaubniskarte von Seiten des Herzogs von Wellington, wenn er's nicht (was anzuraten iſt) vorzieht, ſich jenes ſilbernen Schlüſſels zu bedienen, der überall ſchließt, auch im Tower zu London.

Der Beſucher paſſiert zunächſt vier auf einander folgende Thore, die jeden Morgen bei Tagesanbruch mit allen Förmlichkeiten einer Feſtung geöffnet werden. Am erſten oder zweiten Thore gewahrt man eine Art Wachtlokal, vor dem ein halbes Dutzend ſeltſam gekleideter Geſtalten auf und ab patrouillieren und gähnend in die Morgenſonne blicken: es ſind die Towerwächter in ihrem mittelalterlichen Trabantenkoſtüm. Vordem hießen ſie „Yeomen“; die große Maſſe Rindfleiſch indes, die ſie in der königlichen Vorhalle zu vertilgen pflegten, wenn ſie Dienſt im Schloſſe hatten, zog ihnen den Namen „Beefeater“ (Rind-

fleiſcheſſer) zu, eine Bezeichnung, die ihnen — und ihren wohlgenährten Geſtalten nach mit vollem Recht — bis auf den heutigen Tag geblieben iſt. Ihre Tracht iſt mehr auffällig als ſchön, wiewohl jedenfalls nicht häßlicher, als der taillenloſe Schwalbenſchwanzfrack eines modernen engliſchen Soldaten. Das Koſtüm des Beefeaters beſteht aus einem roten, vielfach mit allerhand Plattſchnur beſetzten Waffenrock und einem Hut, der, mit Ausnahme ſeiner breiten Krempe, genau der ſamtnen Kopfbedeckung unſerer proteſtantiſchen Geiſtlichen gleicht. Einen dieſer Towerwächter wählt man als Führer.

Was wir zunächſt gewahren, iſt der Bell-Tower (Glocken-Turm), auf dem ſich die Alarmglocke für die Garniſon befindet. In dieſem Turme ſaß Prinzeſſin Eliſabeth und vor ihr Graf Salisbury gefangen; doch bedarf beides der Beſtätigung. Wenige Schritte weiter bemerkt man in dem Steinwall zur Rechten eine ſchwere, eiſenbeſchlagene Thür; das iſt „Traitors Gate“, das Hochverräter-Thor“. Von einer zur Seite gelegenen Schreinerwerkſtatt aus läßt ſich ein Überblick über dieſen Ort gewinnen. Es iſt ein Waſſerbaſſin von der Größe und dem Anſehn einer geräumigen Badezelle; von oben blickt der Himmel herein. Einander gegenüber liegend, gewahren wir zwei Thore: das eine führt auf den Strom, das andere zum Tower-Hof. Geräuſchlos, meiſt in dunkler Nacht glitt das wohlbeſetzte Boot die Themſe hinunter. Fernab von Volk, Freunden und jeder Möglichkeit der Rettung, ſtarrte der Angeklagte vor ſich hin und ahnte: ich fahre in den Tod. Wenn das Außenthor ſich öffnete und wieder ſchloß, war er ſchon wie im Kerker: vier hohe Wände ringsum und nur ein Streifen Himmel über ſich. Zu ihm mocht' er aufblicken, ihn mocht er anrufen: das Ohr und die Gnade der Menſchen lagen weit hinter ihm. Schweigend legte ſich das Boot an die ſteinernen Stufen, die noch jetzt zu dem inneren Thore hinaufführen, und der Verklagte beſtieg ſie

wie ſeine erſte Leiter zum Schafott. Der letzte, der hier anlegte, war Arthur Thiſtlewood, ein Führer der Cato-Street-Verſchwörung; wenig Wochen ſpäter war er gehenkt. Unter den Wenigen, die dieſen Weg zweimal machten, hin und zurück, war Prinzeſſin Eliſabeth.

Faſt gegenüber von Traitors Gate bemerken wir einen zweiten Turm. Er heißt Bloody-Tower, Blut-Turm. Hier wurden die Söhne Eduards erwürgt. Im zweiten Stock gewahren wir ein Fenſter mit trüben, in Blei gefaßten Scheiben; dahinter liegt der Ort der That. Das Fenſter ſteht halb offen und ſchaut drein, als bät' es den ſonnigen Tag um Luft und Licht. Umſonſt! Der Blutgeruch haftet hier, wie an den weißen Händen der Lady Macbeth.

Das gewölbte Thor des Blutturms führt uns auf einen geräumigen Platz, von Wällen, Türmen, altertümlichen Häuſern und modernen Kaſernen ringsum eingefaßt. In der Mitte des Platzes erhebt ſich der White-Tower. Nach der Oſtſeite hin erblicken wir die Überreſte des Bowyer-Turms, wo der Herzog von Clarence im Malvaſierfaß ertränkt wurde. Nicht fern davon iſt der Brick-Tower, wo Lady Jane Grey gefangen ſaß, und der Wakefield-Turm, wo Heinrich VI. ermordet wurde. Intereſſanter aber für den Beſucher iſt der Beauchamp-Turm, das ehemalige Staatsgefängnis, worin die Mehrzahl derer ſaß, die unter der Anklage des Hochverrats ſtanden. Wir treten ein. Was wir zuerſt erblicken, iſt, aus der Kellertiefe emporragend, der Oberteil eines backofenartigen Kerkers. Aber dieſes Wort iſt Beſchönigung: es iſt ein Kerkerloch. Der Raum reicht nur eben aus zum Sitzen; es iſt unmöglich, ſich darin zu ſtrecken oder gar aufrecht zu ſtehen. Kein Lichtſtrahl dringt hinein. Die Wände dieſer Höhle ſind mit eingekratzten Namen bedeckt (ich ſah ſie beim Schimmer eines angezündeten Lichtchens), aber teils unleſerlich, teils ungekannt. Nur von einem weiß man mit Sicherheit, daß er hier atmete: Lord Cholmondely (zur

Zeit Heinrichs VIII. oder der Maria Tudor) ſaß hier ſieben Jahre. — Eine Steintreppe führt uns ins erſte Stock und wir befinden uns jetzt in einem achteckigen Zimmer, dem ziemlich geräumigen Speiſeſaal der Tower-Garniſons-Offiziere. Vor drei Jahrhunderten ſaß hier minder heitere Geſellſchaft am Tiſch; zahlloſe Inſchriften an den Wänden geben Kunde davon. Viele ſind flüchtig eingekratzt, wie in der letzten Stunde vor der Befreiung, oder doch (denn zu oft nur war es Täuſchung) in dem Glauben daran. Andere ſind tief und ſauber eingegraben; die Arbeit eines Mannes, der da wußte: ich habe Zeit. Oft begegnet man dem Schriftzuge AR, den Anfangsbuchſtaben des Lords ARundel, Grafen von Norfolk. Hier ſaß Thomas Bell (Glocke); er hat eine Glocke gezeichnet und ſeinen Vornamen ſammt Jahreszahl hinein. Hier ſaßen fünf Brüder Dudley: Guilford, Robert, John, Ambroſy und Henry. Guilford ſtarb unterm Beil der einen Königin; Robert (Graf Leiceſter) ſtand neben dem Thron der anderen. Hier ſaß Arthur Poole, ein Enkel des Herzogs Clarence, und kratzte, halb Hoffnung, halb Verzweiflung in die Wand: „Gefahrvolle Fahrt verſchönt den Hafen". Hier ſaß Charles Baily, der Freund der ſchottiſchen Marie; dem Gedanken nachhängend, daß ſeine Königin dulde, wie er ſelbſt, ſchrieb er in den Stein: „Der iſt der Unglücklichſte, der verzagt, wenn er leidet, denn nicht das Unglück tötet uns, ſondern die Ungeduld." Ein breiter Rand, gleich einem Rahmen zieht ſich um dieſe Worte und in ihm leſen wir: „Feind ſei keinem, Freund nur einem". Hier ſaß Thomas Clarke. Die Geſchichte hat keinen Raum für ihn gehabt auf ihren Tafeln, aber die Wände dieſes Kerkers überliefern uns ſeinen Namen und in zwei Zeilen ſein Leben und ſeinen Schmerz:

Prüfe den Freund, bevor Du vertrauſt,
Und wohl Dir, wenn Du dann ſicher bauſt.

Wir verlaſſen dies Zimmer wieder, das mir ſchlecht

gewählt ſcheint für die Tiſchheiterkeit junger Offiziere und halten uns, hinaustretend auf den Hof, zur Rechten, um der Tower-Kapelle St. Peter ad Vincula einen flüchtigen Beſuch zu machen. Bevor wir ſie erreichen, haben wir, faſt in Front der Kirche, einen mit Kalkſtein gepflaſterten Platz zu paſſieren, der durch ſeine kreisrunde Form kaum minder auffällt, als durch die Weiße ſeiner Steine, auf die eben jetzt das volle Licht der Sonne fällt. Hier ſtand das Schafott, auf dem das Haupt der Anna Bulen fiel. Zehn Schritt davon, im ſogenannten Juwelen-Zimmer, wird einem die Edelſteinkrone gezeigt, die ſie am Tage ihrer Vermählung trug. So nah beieinander das Zeichen höchſten Glanzes und die Stätte tiefſter Schmach! Nun iſt vergeſſen faſt, was hier geſchah; Kinder ſpielten auf dem Platz. — Wir treten in die Kapelle. Es iſt eine ſchlichte Kirche, aber ein vornehmer Kirchhof. Du ſiehſt nicht Kreuz, nicht Stein; ſaubere Teppiche bedecken den Boden, helles Sonnenlicht fällt durch die Scheiben, freundlich blicken die Kapitäler auf Dich nieder und doch — ein Kirchhof. Du kennſt die Vineta-Sage! Es iſt, als ob Du bei ſonnigem Tag über den Meeresſpiegel fährſt: Gold und Glanz und Bläue um Dich her, doch unter Dir die begrabene Stadt. Wo ſich der Altar erhebt in echt engliſcher Einfachheit, könnten Grabmonumente ſtehen, tiefer noch und poetiſcher gedacht, als der belebte Marmor in St. Paul und Weſtminſter. Hier ruhen, den Kopf vom Rumpf getrennt, Anna Bulen und Kate Howard, Thomas Cromwell*) und Graf Eſſex, Jane Grey und Guilford Dudley, und zuletzt auch Herzog Monmouth, der unterm Beil ſterben mußte, weil ſeines Vaters Blut in ſeinen Adern war; denn wer ein Stuart war, ſtand dem Schafotte näher, als dem Glück. — An der andern

*) Der Diener Kardinal Wolſeys und dann ſein Nachfolger in der Gunſt Heinrichs VIII.

Seite, grad über dem Altar, ist eine zweite Grabstätte. Bänke und Betstühle ziehen sich darüber hin, und allsonntäglich singt hier die gedankenlose Menge und weiß kaum, auf wessen Köpfe sie tritt. Dort ruhen drei Schotten: die jungen Grafen Kilmarnock und Balmerino, und Lord Lovat, ein Greis von achtzig. Sie waren mit bei Culloden und sahen den Stern der Stuarts und ihren eignen untergehen. Die Schlacht schonte ihr Leben, nicht so der Henker. Da ist eine vielgesungene Ballade aus der Zeit der Königin Elisabeth, vom alten Norton und seinen sechs Söhnen:

Sie fielen nicht auf blutigem Feld
Und litten doch alle blutigen Tod:
Vergebens war seine Locke so weiß,
Vergebens war ihre Wange so rot —

das mochte man wieder singen im schottischen Hochland auf den Tod der drei Lords, des alten und der zwei jungen.

Wir verlassen die Kirche und wenden uns jetzt zum White-Tower. Er hat seinen Namen vermutlich von dem weißen Kalkstein, womit seine Wände und Türme an den Ecken eingefaßt sind. Was wir zuerst sehen, ist eine Rüstkammer: fünfundzwanzig Ritter zu Pferde, jeder ein König oder doch mächtig wie er. Wer entschlüge sich des Eindrucks, wenn er durch einen Ahnensaal geht und Bild auf Bild längst verschwundener Herrlichkeit auf ihn niederschaut! Dieser Eindruck verstärkt sich hier. Der Beschauer nimmt Revüe ab: vierhundert Jahre und ein Geschwader von Königen ziehen an ihm vorüber. Der Zug beginnt mit Eduard I. und schließt ab mit Jakob II. Gegen ihn hat sich auch hier noch der Haß und die Verachtung des Volkes gekehrt: das Schwert an seiner Seite gleicht einer Harlekins-Pritsche und mit zerzauster Perrücke, schäbigem Rock und einem Gesicht voll unendlicher Stupidität schaut er drein, eher ein Barbier zu Pferde, als ein König von England. In der langen Reihe derer, die, wo nicht das

Scepter, doch die Zügel des Reiches in Händen hatten, fehlt nur einer — Cromwell. Statt ſeiner reitet Graf Strafford an der Seite ſeines königlichen Herrn, auch hier noch ſein Schildknapp, wie einſt im Leben. — Wir verlaſſen die Rüſtkammer und treten zunächſt in einen ſchmalen Gang. Auf einem Fenſterſims liegt ein hartes, ſchweres Stück Holz; der Führer giebt es Dir in die Hand; Du wägſt es; was iſt's? Das iſt Stammholz von einem Maulbeerbaum, der dicht unter dieſem Fenſter auf dem Grabe der Söhne Eduards wuchs. Während Prinzeſſin Eliſabeth hier gefangen ſaß, liebte ſie es, unter dem ſchattigen Maulbeerbaum zu ſitzen und in Sommerszeit von ſeinen Beeren zu eſſen. Süße Frucht von bittrem Leid! — Eine ſchmale Stiege führt uns in die Kapelle Wilhelms des Eroberers. Sie iſt wohl erhalten und zeigt deutlich den alten Normannen-Stil: kein Spitzbogen, nur runde, mächtige Säulen mit ſtets wechſelndem Schmuck der Kapitäler. Im zweiten Stock treten wir in einen weiten Saal. Seine Wände ſind vierzehn Fuß dick; ein dreimannsbreiter Gang iſt rundum in die Mauer gehauen und dient als ein verſteckter Korridor. Der Saal ſelbſt iſt das Tower-Archiv: Bücher, verſtaubte Akten und Pergamente ringsum. Einſt lagen hier nicht Chroniken und die Berichte geſchehener Dinge, ſondern die Dinge ſelbſt geſchahen hier. Hier hielt Richard III. Staatsrat; am teppichbedeckten Tiſche ſaßen Buckingham und Haſtings, Stanley und Biſchof Ely, Catesby und eine lange Reihe ſtolzer Grafen und Lords. Auf ſprang Richard, ein Todesurteil auf der Lippe; und als Lord Haſtings dazwiſchen trat, mit einem zitternden „wenn" das bedrohte Leben Eliſabeths (der Wittwe Eduards IV.) zu retten, rief ihm der König zu:

Wenn?! Du Beſchirmer der verdammten Beß,
Sprichſt Du von „wenn" mir noch? Verräter!
Herunter ſeinen Kopf!

Und wie er mit dem Fuße das Zeichen gab, traten jetzt ſeine Söldner aus dem verdeckten Gange hervor und Lord Haſtings war — ein toter Mann.

Wir lauſchen den Worten des Führers, die Eindruck machen trotz ihrer Leiermelodie und ſchweratmend unter der ſchwülen, ſtaubigen Luft dieſer Räume, vielleicht auch unter ihren Erinnerungen, erklimmen wir jetzt die letzte ſchmale Treppe und treten durch einen der vier Türme auf das flache Dach des Towers hinaus. Welcher Anblick!

Die Sonne lacht und der Himmel iſt wolkenlos; glitzernd zieht ſich der breite Strom vor uns dahin; tauſend Boote durchkreuzen ihn; Bienenfleiß in den Straßen und geſchäftiger Lärm an Dock und Werft. Das Geſumm ſteigt gen Himmel auf, bewußt und unbewußt, wie die fromme Bitte: „Unſer täglich Brot gieb uns heute.“ Und der Himmel giebt's. Wir aber, verloren in dem Anblick, der ſich vor uns aufthut, fühlen im Innerſten: ſchön ſind die Schauer der Romantik wie Geſpenſtergeſchichten am Kamin, aber wohl uns, daß wir nur hören davon; — ſie leſen ſich gut, aber ſie erleben ſich ſchlecht.

„Not a drum was heard.“*)

Tagüber war Regen; nun ſtanden die Sterne klar am Himmel, aber ſie ſpiegelten ſich in Waſſerlachen und die Luft ging kalt. Es mochte Mitternacht ſein. Wir durchſchritten die endlos langen Straßen Southwarks und froren bis aufs Mark. So kamen wir in die Nähe der Themſe; ſchärfer blies der Wind und unſere ſechs Augen glitten jetzt, wie von einem Willen regiert, die Häuſerreihe hinab: ſie ſuchten ein farbiges Licht, ſehnſüchtig wie der Schiffer ſeinen Leuchtturm. Nichts leichter zu finden in London, als eine bunte Laterne! Wir traten ein; der Zufall hatte uns glücklich geführt. Keine nackten Wände mit Zinnkrügen ausſtaffiert und Qualm an der Decke; nein, blendendweißer Stuck, Pfeilerſpiegel und Seeſtücke von Meiſterhand ringsum an den Wänden. Es war ein Matroſen-Salon. Wo der Matroſe verkehrt, da herrſcht Luxus und Reichtum. Zwölf Monat auf See, zwölf Tage an Land: mit der Blindheit der Leidenſchaft ſtürzt er ſich

*) Dies ſind die Anfangsworte des berühmten, von Charles Wolfe gedichteten Volksliedes: „the burial of Sir John Moore“. John Moore war Generalmajor in Spanien und der Vorgänger Wellingtons im Kommando. Auf dem Rückzuge ward er bei Coruña (wo ſich die engliſche Armee einſchiffte) durch eine Kanonenkugel des verfolgenden Feindes getötet. In St. Paul ward ihm, unſern von Abercrombie, ein Denkmal errichtet.

in den Strudel wilder Luſt, wirft ſein Geld weg, das ihm ſchon morgen nichts mehr frommen mag, und nennt das — ſein Recht. Eine Stunde Rauſch für jede Stunde Gefahr!

Aber die tollen Gäſte fehlten heut: kein Tanz, kein Spiel, kein Zank; keine Mütze mit dem Dreifarbenſtreif und keine knapp anliegende Jacke mit ihrer Doppelreihe goldblanker Knöpfe. Vergeblich flackert die Flamme im Kamin; taghell blitzen die doppelarmigen Kandelaber; umſonſt! umſonſt ſtimmen Baß und Geige ihre Saiten und proben und locken; jeder Eintretende bringt eine Enttäuſchung — auch wir.

Dennoch iſt eine Geſellſchaft verſammelt. Im Halbkreis um den Kamin herum lagen zwanzig Weiber: die Mehrzahl von dunklem Teint und ſchwarzem Haar, voll und üppig, Bilder der Kraft und Sinnlichkeit zugleich. Daneben — Kinder von fünfzehn Jahren und darunter, blaß, frech, ſchwindſüchtig, ganz vom Laſter und halb vom Tod erfaßt. Orientaliſch, mit untergeſchlagenen Beinen ſitzen ſie auf gepolſterten Kiſſen: apathiſch-ſchläfrig ſtarrt die Eine in den Kamin; lachend über das Scherzwort ihrer Nachbarin zeigt die Zweite ihre blendend weißen Zähne; wohlgefällig, im Spiegel gegenüber, freut ſich die Dritte ihrer dunklen Schönheit; eine Vierte und Fünfte würfeln um die Zeche; der Reſt lärmt und lacht und gähnt; nur eines iſt allen gemeinſam — das Glas Grog in der Hand.

Rechts von ihnen, an einem Steintiſch, ſitzen drei Stammgäſte, Männer zwiſchen vierzig und fünfzig, feſte Leiber und feſte Seelen, gleichgültig gegen Leben, eigenes und fremdes, Helden im Kriege, Geſindel im Frieden, längſt fertig mit den Weibern, nur zweierlei noch im Herzen: Alt-England und — Rum.

„Hört auf zu quietſchen!“ ruft jetzt der Älteſte von ihnen den Fiedlern zu, „wen lockt ihr noch um

Mitternacht? Wer kommen will, wär' längſt da. Aufgepaßt! ich ſing' euch eins".

„Bravo! Old-Bob will ſingen; ſtill da!" ging's jetzt im Kreis herum, bis endlich die vielen Rufe in den einen zuſammenklangen: „Dein Leiblied, Bob! fang an! not a drum was heard!"

Der Alte war aufgeſtanden. Er warf ſeinen breitkrämpigen Hut auf den Tiſch, als ging er an das Lied wie an ſein Gebet, fuhr mit der Hand raſch über Geſicht und Haar, räuſperte ſich und begann:

Kein Trommelwirbel, kein Grablied hohl,
Als wir an den Wallrand lenkten —
Kein Schuß rief über ihn hin: „Fahr wohl!"
Als wir ihn niederſenkten;
Wir ſenkten ihn nieder um Mitternacht;
Sein Grab — ohne Prunk und Flimmer:
Wir hatten's mit Bayonnetten gemacht
Bei Mond- und Windlicht-Schimmer.

Viel Zeit zum Beten hatten wir nicht,
Nicht Zeit zu Klagen und Sorgen,
Wir ſtarrten dem Toden ins Angeſicht,
Und dachten: „was nun morgen!"
Kein Grabtuch da, kein Prieſter nah,
Kein Sterbekleid und kein Schragen,
Wie ein ſchlafender Krieger lag er da
Seinen Mantel umgeſchlagen.

Und kaum noch, daß unſer Thun vollbracht,
Heim rief uns die Glock' von den Schiffen,
Und über uns hin jetzt, durch die Nacht,
Des Feindes Kugeln pfiffen;
So ließen wir ihn auf ſeinem Feld,
Blutfeucht von Heldentume,
Da liegt er und ſchläft er allein, unſer Held,
Allein mit ſeinem Ruhme.

Wir dachten, als wir den Hügel gemacht
Über seinem Bette der Ehre:
Bald drüber hin zieht Feindes Macht,
Und wir — weit, weit auf dem Meere;
Sie werden schwätzen viel auf und ab
Von Ehre, die kaum gerettet, —
Doch nichts von allem dringt in sein Grab,
Drin wir Britischen ihn gebettet.

Er schwieg und einen Augenblick alles mit ihm. Dann aber sprangen die Weiber von ihren Polstern auf, die Fiedler ergriffen ihre Geigen wieder, und ohne daß ein Zeichen gegeben oder ein Wort gesprochen war, klang jetzt in begeistertem Chorgesang der letzte Vers des „Sir John Moore Liedes" noch einmal durch die weiten Räume des Saales.

Die letzte Note war verklungen; man schwang die Gläser, man schrie, man lärmte; wir aber brachen auf, ängstlich bemüht, den Eindruck dieser Scene ungetrübt mit nach Hause zu nehmen. Schweigend schritten wir über die Londonbrücke, tausend Lichter spiegelten sich im Strom, hundert Schiffe streckten ihr Mastenwerk phantastisch in die Nacht, von St. Paul schlug es zwei, mir aber klang's noch immer im Ohr: not a drum was heard!

Das ist das Mark dieses Volkes: national bis auf die Matrosendirne hinunter. Solche Kraft kann gedemütigt werden, aber nicht gebrochen; jeder Niederlage muß die Erhebung folgen.

Ruderer und Steuermann.

Die Themse hinauf, von London bis Richmond, lehnt sich Dorf an Dorf: Chiswick und Hammersmith, Fulham und Putney, Barnes und Mortlake; begleite mich der Leser in das letztere.

Mortlake ist eine jener hundert grünen Oasen, die nach allen Seiten hin die große London-Wüste umzirkeln. Dorthin eilt der City-Kaufmann, um nach der Hitze des Tages und Erwerbs in frischer Luft sich satt zu trinken; dort, fern dem lauten Strom der Menschen, freut sich sein Auge am stillen Themsestrom; und hinter sich den Weltverkehr und das Spiel der Spekulation, wirft er sich hier in den Rasen seines Parks — mit seinen Kindern zu spielen. Nichts Reizenderes als solch ein Themsedorf. Versteckt hinter Buchen und Ulmen ziehen sich die Häuser am Strom entlang, und nur hier und da lacht ihr Bunt aus dem Grün des Laubes hervor, wie Mädchengesichter hinter Blumenstöcken. Die City ist ein Einerlei, aber hier lebt Mannigfaltigkeit und ihr Reiz. Prachtvoll erhebt sich die Villa des reichen Handelsherrn: Statuen schmücken die Treppe, Brunnen beplätschern das Grün, Stille liegt über dem geharkten Kiesgang, und gedämpft nur, aus der halb offenen Thür, klingen die Töne eines Flügels herüber. Daneben wohnt Einfachheit: Epheu und Rosen klettern

am Spalier zu allen Fenstern hinein. Kein Springbrunnen bewässert den Rasen; statt des Wasserstrahles aber (die Familie trinkt ihren Thee im Freien) steigt der Dampf des singenden Kessels in die Höh', und der Himmel freut sich des Menschenglücks und lacht herab mit allen seinen Sternen.

Aber da sind noch andere Häuser in Mortlake. Dicht am Strom steht ein Wirtshaus, dort wohnt Richard Coombes, der erste Ruderer seiner Zeit. Sein Haus ist eine Taverne wie hundert andere: Goldbuchstaben versprechen das beste Bier; höflich hält der holzgeschnitzte Matrose über der Thür seinen gelben Hut in der Hand, und aus der Geisblattlaube, dem besten Trinkplatz des Hauses, schimmert's von braunen Gesichtern und irdenen Pfeifen; nichts Besonderes, weder drinnen noch draußen. Aber alljährlich im Mai, wenn die Wettlust Alt-Englands in Blüte steht, wenn man den Hähnen die Sporen anschnallt, wenn jeder in Epsom gewinnen will, was er in Chester verlor, und die Königin selbst Schloß Windsor verläßt, um den Staub und die wilde Jagd der Ascott-Heide an sich vorbeiwirbeln zu sehen, dann kommt auch der Tag Richard Coombes und seiner Taverne. Dann ist sein Haus verdeckt von grünen Reisern und bunten Fahnen, dann steht unsrer Ruderer in weißem Hemd und weißem Beinkleid, mit Strohhut und flatterndem Halstuch neben seinem Boot, wie der Reiter neben seinem Roß, und lächelnd den Gruß junger Ladies erwidernd, die erwartungsvoll auf den Polstern ihrer Equipagen stehen, blickt er nicht um sich wie der Bierwirt vom Tage vorher, sondern wie der Sieger des nächsten Augenblicks. Seht da! das war das Zeichen: die Regatta beginnt, und schneller wohl als je die Lagunen solch Wettspiel sahen, schießen jetzt die Mortlake-Gondoliere über die sich kräuselnde Themseflut dahin. Nur einer ist zurück — Richard Coombes: er spielt.

Aber jetzt im Angesicht des Zieles schon, streift er die Ärmel seines Hemds in die Höh', und zwölfmal tief eingreifend mit seinem schlanken Ruderpaar, überfliegt er seine Nebenbuhler und springt ans Ufer — der Sieger über alle. Lords schütteln ihm die Hand, der Mob schreit „Vivat!" andern Tages aber hat Richard Coombes seine Spalte in der „Times" und bis nach Indien und zu den Siegern hin am Irawaddi dringt die Nachricht von seinem Regatta-Sieg.

Das lustige Wirtshaus hat einen finsteren Nachbar. Die Häuser sind durch einen Zaun getrennt, ihre Bewohner — durch zwei Jahrhunderte. Die kurzen gedrungenen Flügel dieses Nachbarhauses sehen aus, als hätten sie sich, scheu vor jeder Berührung, in sich selbst zurückgezogen. Die Fenster sind zerschlagen, der Kalk fiel ab, und der Epheu, als könne er wählerisch sein wie der Tod, weigert sich, seine Decke darüber auszubreiten. Hohe Feueressen überragen das Dach, aber keine Rauchsäule wirbelt freundlich daraus hervor; nichts Lebendes hier, als die Schwalbe am Sims. Ein altes Mütterchen hat die Schlüssel; sie führt uns. Das Eisengitter knarrt, und nun die Thür: hinter uns schließt sich das Haus des Todes. Wir durchschreiten die Zimmer und Stockwerke, überall dieselbe Verwüstung: altmodische, halbverfallene Kamine, abgerissene Tapeten, Staub, Spinnweb, schwüle Luft. Hier ist die Banketthalle: Pannele mit rohem Schnitzwerk umkleiden die Wände, und von zwei Seiten fällt mattes Licht in den schmalen, aber die ganze Tiefe des Hauses durchlaufenden Saal. Wer saß hier? sie alle, jene eisernen Stirnen, die dem Strafford das Schafott bauten; jener Oberst, der Hand an seinen König legend und um sein Recht befragt, auf die Gewehrläufe seiner Söldner wies, und jener blasse Fleischerssohn vor allen, dessen Herz fanatisch klopfte bis es die Hand des Henkers ihm aus dem

Buſen riß. Und hier? dies iſt ein Schlafgemach! wer ſchlief darin? wer beiete an dieſem Pult, heute zum Schein und morgen aus der Tiefe eines geängſteten Herzens? wer warf in jene Ecke das breite Schwert von Marſton-moor, knirſchend, daß es kein Scepter ſei, — wer? kein Ruderer, aber ein Steuermann! Sein Name war vor der „Times“ und ihren Spalten; er braucht ſie nicht: tief eingegraben in die Tafeln der Geſchichte ſteht — Oliver Cromwell.

Smithfield.

Unter allen Plätzen Londons ist keiner mit der Geschichte des Landes inniger verwebt als Smithfield. Hier war es, wo der Fanatismus Maria Tudors in kurzer aber blutiger Regierung 277 Protestanten den Scheiterhaufen besteigen ließ und um vieles früher schon, zu den Zeiten des schwarzen Prinzen und während der Kämpfe der beiden Rosen, turnierte hier die englische Ritterschaft unter den Augen des Hofs.

Seitdem hat Smithfield viel von seinem Glanz verloren. Aus jener Zeit her hat es nur noch das Privilegium mit herübergenommen, der Markt- und Verkaufsplatz für ungetreue, des Ehebruchs überführte Frauen zu sein. Sie wurden hier — noch im vorigen Jahrhundert — von ihren beleidigten Männern, mit einem Strick um den Hals, öffentlich feil geboten, und wenn ich recht berichtet bin, ist das betreffende Gesetz so wenig aufgehoben, daß sich vor wenig Jahren noch eine derartige Scene dem Auge des Smithfield-Publikums darstellen durfte. Der Verkäufer wurde einfach bedeutet, „das die Innehaltung solcher Gesetze nicht mehr zeitgemäß sei." *) Relata refero.

*) Dies erinnert lebhaft an eine Anekdote vom walachischen Kriegsschauplatz. Albanesen, die Russenköpfe mit heim ins Lager brachten, wurden bedeutet, „das das aus der Mode sei."

Finstre, häßliche, allerhand Winkel und Buchten bildende Häuser schließen jetzt den Platz ein, und zu welcher Zeit auch man ihm nahe kommen mag, immer findet man denselben unerträglich tierischen Geruch vor, der von jenen 20000 Schafen herrührt, die hier allmonatlich zu Markte getrieben, Montags und Freitags Nacht in unzählige, das Auge verwirrende Hürden eingepfercht und dann am nächsten Morgen verkauft werden. Mich brachte der Besuch des widerlichen Platzes zwei Tage lang um allen Appetit, und ich fand wieder einmal Gelegenheit, mich in Kraftausdrücken über jenes englische Buchstaben-Recht auszulassen, das unter andern die Bewohner von Smithfield unwandelbar mit dieser Marktplage beglücken zu wollen scheint. Zur Zeit Karl Stuarts wurde ein Gesetz erlassen, das jeden mit harter Strafe belegte, der innerhalb der Stadt Vieh schlachten würde; woran sich ein zweiter Erlaß schloß, demzufolge Smithfield, in der nordöstlichen Vorstadt von London, als Viehmarkt für die City festgesetzt wurde. Smithfield hat seitdem längst aufgehört, innerhalb einer Vorstadt von London zu liegen, aber noch immer beruft sich die City-Verwaltung auf ihr verbrieftes Recht und respektiert weder die Nasen noch die Gesundheit jener Tausende, die diesen Platz und seine Nähe bewohnen.

Unter der wüsten Steinmasse, die die Konturen dieses Platzes zieht, zeichnet sich nur ein einziges Gebäude nicht eben durch Schönheit, aber doch durch das Abweichende seiner Bauart aus. Das ist das Bartholomäus-Hospital, ein berühmtes, reich dotiertes Krankenhaus, das unter andern Sehenswürdigkeiten zweiten Ranges, in seinem Treppenhause auch einige mittelmäßige Bilder von Hogarth dem Besucher zur Schau stellt. Aber das ist es nicht, worauf ich die Aufmerksamkeit des Lesers hingelenkt haben will. Hier lebte Emma Lyons, später Lady Hamilton, als Kinder-

mädchen des Hospitalarztes Dr. Budd, und die Lebensgeschichte dieses Mädchens ist es, die ich hier Gelegenheit nehmen möchte, in Nachstehendem dem Leser zu erzählen.

Lady Hamilton.

Die Welt liebt es, zu Gericht zu sitzen und — zu verurteilen. Da ist keiner unter uns, der nicht begierig wäre, der Themis seine Dienste aufzudrängen; aber wir sind bestechlich aus selbstischer Eitelkeit, wir werfen unsere Tadelsucht zur Schuld des Angeklagten und handhaben das Schwert besser als die Wage. Da ist nichts so oft vergessen, als das Wort des Herrn: „wer unter euch sich ohne Sünde weiß, der werfe den ersten Stein auf sie." Was thun wir? Den modegewordenen Mantel „sittlicher Entrüstung" umschlagend, setzen wir uns auf unseren Hochmutsklepper und reiten erbarmungslos nieder, was uns kleiner dünkt (nicht ist) als wir selbst. — Die Presse macht so oft den öffentlichen Ankläger, mache sie auch mal den Verteidiger.

Es hat vierzig Jahre lang zum guten Ton gehört, von der Lady Hamilton wie von einer Messaline zu sprechen, deren traurige Lebensaufgabe darin bestanden habe, die Glorie Lord Nelsons zu verdunkeln, seiner Sonne — ihre Flecken zu geben. Es wird Zeit, diese Verurteilung auf ihr rechtes Maß zurückzuführen. Geniale Persönlichkeiten tragen ihren Maßstab in sich und wollen vor allen Dingen nicht mit der englischen Sittlichkeits-Elle (daran auch Shelley und Byron zu kurz befunden wurden) gemessen werden. Zudem hat noch immer die Strafe einen Teil der Schuld gesühnt.

Mir erhellt aus der nachstehenden Biographie, der zum Teil durchaus neue Papiere zu Grunde gelegt sind, eine Rechtfertigung Lady Hamiltons schon aus dem einen Umstande, daß die Liebe und Verehrung Lord

Nelsons zu ihr darin zweifellos zu Tage tritt. Ein Nelson konnte nichts Unwürdiges lieben. Nebenher aber geben diese Mitteilungen Aufschluß über den unberechenbaren und in solchem Umfange nicht geahnten Einfluß Lady Hamiltons am neapolitanischen Hofe; ein Einfluß, den sie in den kritischsten Momenten und unter Opfern und Gefahren zum Heile Englands geltend zu machen wußte. England hat ihr diese Liebe und diese Dienste schlecht gelohnt und der Leser mag vielleicht, gleich mir, das Gefühl nicht unterdrücken können, daß die größere Schuld — wie so oft — nicht auf Seite des Verklagten, sondern des Klägers liegt.

Lady Hamilton war die Tochter Henry Lyons, eines Handarbeiters, der zu Preston in Lancashire lebte. Ihre Geschichte hat den Roman auf seinem eignen Felde geschlagen; ihr Leben liest sich wie eine Fabel. Ihr Vater starb während ihrer Kindheit; die Mutter zog nach Hawarden in Flintshire und ernährte sich und ihr Kind, so gut sie konnte. Einige erzählen, die Tochter habe hier eine bessere Erziehung empfangen, als der Lage der Mutter nach zu erwarten gewesen wäre; nichts indes spricht für diese Annahme, wohl aber zeugt das dagegen, daß sie selbst in späteren Jahren und auf dem Gipfel ihres Ruhmes, alles eher verstand, als — die Rechtschreibung. Sie wurde wahrscheinlich 1764 geboren, diente als Kindermädchen in ihrer Vaterstadt, ging dann nach London und trat dort, in gleicher Eigenschaft, in die Dienste des Dr. Budd, eines geschätzten Arztes am Bartholomäus-Hospital. Das Hausmädchen, das sie hier vorfand und mit der sie einen Freundschaftsbund schloß, wurde seltsamerweise kaum minder berühmt als sie selbst und glänzte jahrelang als die erste Schauspielerin (Mrs. Powell) des Drury-Lane-Theaters. Oft-

mals ſpäter, während die Sonne Lady Hamiltons im Mittag ſtand und ihr Geiſt und ihre Schönheit gleich gefeiert wurden, liebte ſie es, an der Seite ihres Gemahls Drury-Lane zu beſuchen, um einer glänzenden Vorſtellung Mrs. Powells beizuwohnen. Die Aufmerkſamkeit und Bewunderung des Hauſes pflegte ſich dann zwiſchen Bühne und Loge zu teilen, zwiſchen der berühmten Schauſpielerin und — dem noch berühmteren Gaſt. Man wird die Geſchichte der Haus- und Kindermädchen vergeblich nach einem Seitenſtück durchſuchen.

Ihr Aufenthalt im Hauſe des Dr. Budd währte nicht lange; ſie ſtieg zunächſt noch eine Stufe tiefer und ward Schenkmädchen in einem vielbeſuchten Lokal auf dem St. James-Markt. Hier erregte ſie durch ihre Schönheit die Aufmerkſamkeit einer zufällig vorübergehenden Dame, welche voll wachſender Teilnahme ſich ihr näherte, ſie aus dem Gaſthaus entfernte und die Waiſe als eine Art Geſellſchafterin zu ſich nahm. Die Geſchäfte des Hauſes waren nicht groß, deſto größer die gern bewilligte Muße; ſo finden wir denn Emma Lyons als begeiſterte Romanleſerin wieder, leſend mit jenem Eifer und jener Leidenſchaft, die ihr eigenſtes Weſen waren und womit ſie, auch in ſpäteren Jahren noch, alles erfaßte, was ihr überhaupt des Erfaſſens würdig ſchien. Die nächſte Folge dieſer andauernden Romanlektüre war die, daß ihre Phantaſie ſtärker ward als ihre Tugend: ſie fiel und ward die Geliebte eines Marine-Kapitäns, den ſie indes nach wenig Wochen ſchon gegen einen reichen und landbegüterten Baron vertauſchte. Sie ward bald Meiſterin in allen freien Künſten, im Reiten und Jagen, in Wettſpiel und Hazard, und wußte auf alle excentriſchen Liebhabereien ihres Galans ſo gelehrig einzugehen, daß in Jahr und Tag der Baron ruiniert und ſtatt anderer Gäſte der Gerichtsbote an der Thür war. Emma Lyons kehrte von Suſſex nach London

zurück, und gebieterisch auf Erwerb angewiesen, vermietete sie sich als Modell. Aber auch hier, wie überall, sicherten Schönheit und die Blitze eines immer reicher sich entfaltenden Geistes sie vor einem Wandel auf gewöhnlicher Heerstraße, und das käufliche Modell, das seine Reize jedem Künstlerauge und gelegentlich wohl auch profanen Blicken preisgab, stand vor dieser Männerschar nicht als eine verachtete und mißbrauchte Sklavin, sondern als huldvolle Gebieterin, und kein Finger wagte es, sie zu berühren, wenn sie wie Lais mit entblößtem Nacken vor die staunenden Augen eines Malerkreises trat und triumphierend ausrief: seht, wie schön ich bin!

Romney, einer der berühmtesten englischen Maler des vorigen Jahrhunderts, benutzte sie vielfach zu seinen besten Gemälden, und Hanley, ein Freund William Cowpers und selbst Poet, besang sie in Sonetten als das schönste Weib und den reichsten Geist seiner Zeit.

In diesem Künstlerkreise erregte sie alsbald die besondere Aufmerksamkeit des Mr. Francis Greville, der sehr reich und in Sachen des Geschmacks ein Held des Tages war. Emma Lyons ward seine Geliebte; doch als ob sie dazu bestimmt gewesen wäre, überall dem Bankerotte Thür und Thor zu öffnen, teilte Franz Greville binnen kurzem das Schicksal des Sutter-Barons und war endlich noch froh, seinem Onkel Sir William Hamilton die kostspielige Geliebte überlassen zu können. Sir William ward Gesandter am neapolitanischen Hofe; Emmy Lyons begleitete ihn.

Italien war der geeignete Schauplatz für die volle Entfaltung ihrer Fähigkeiten. Hier erwachte sie erst; hier war sie in der Heimat ihrer innersten Natur. Dieser milde südliche Himmel, der selbst im Ungeschick einen Rest von Grazie erweckt, ihrer Schönheit lieh er Üppigkeit und ihren schon reichen Geist ließ er überströmen von neuentdeckten Quellen. Über alles gebot sie, was

ihren Reiz erhöhen oder ihre Kräfte steigern konnte; Luxus und Reichtum schütteten ihr Füllhorn über sie aus und jede Regung des Talents, jeder künstlerische Trieb fand Vorschub und Befriedigung. Ihr Gesang, ihre Schauspielkunst reizten den Neid künstlerischer Berühmtheiten, und in der That, ein bloßes Stück Tuch oder Seidenzeug reichte aus, sie eine Jüdin oder römische Matrone, eine Helena, Penelope oder Aspasia darstellen zu lassen. Kein Charakter schien ihrer Seele fremd, und jeder, der nur einmal Gelegenheit fand, diesen Schaustellungen beizuwohnen, nahm das Gefühl mit nach Haus: die Grazie selbst gesehen zu haben. Der berühmte Shawltanz war ihre Erfindung, doch sein Reiz und sein Ruhm hafteten an ihrer Person und was nach ihr sich Shawltanz nannte, hatte nichts als nur den Namen geborgt.

Sie war die Bewunderung aller Welt, aber kaum minder der Stolz Sir William Hamiltons, über den sie herrschte, wie Delila über Simson. Sie beschloß Nutzen zu ziehen von dieser unbeschränkten Gewalt, und im September 1791 finden wir sie als — Lady Hamilton. Kurz zuvor war Sir William von seinem Gesandtschaftsposten in Neapel nach London zurückgekehrt und die „Gesellschaft" jener Tage, nach französischem Vorbild nicht allzu peinlich in Sachen der Moral, beeilte sich, eine Erscheinung willkommen zu heißen, die, durch ihre Vergangenheit wie durch ihre Talente, in gleichem Maße Unterbrechung der Salon-Einerleiheit versprach. Nur eine Ausnahme war und blieb: der prüde Hof der Königin Charlotte weigerte sich, die ehemalige Courtisane zu empfangen, und ignorierte es, daß das ehemalige Kindermädchen des Dr. Budd zur Lady Hamilton und Gemahlin eines Gesandten am neapolitanischen Hofe emporgestiegen war. Ihr Aufenthalt in London währte nicht allzulange; schon im folgenden Jahre kehrte ihr

Gemahl auf seinen Posten zurück, und es entstand jetzt am sicilianischen Hofe die Etiquetten-Frage, ob man einer Lady, die von ihrer eignen Souveränin mißachtet worden sei, Zutritt zu gestatten habe oder nicht. Marie Caroline indes, die stolze Schwester Marie Antoinettens, war viel zu eigensinnig und viel zu wenig wählerisch in der Wahl ihrer Mittel, um andauernd die prüde Laune einer englischen Königin zwischen sich und Lady Hamilton treten zu lassen, und binnen kurzem war diese dort Freundin, rechte Hand und Ratgeberin, wo man auf Augenblicke die Möglichkeit ihres Erscheinens in Frage gestellt hatte. Das Band, was sich bald fester und fester zwischen beiden Frauen knüpfte, war kein Band wahrer und inniger Zuneigung: Marie Caroline verstand nicht zu lieben, aber ihr unbegrenzter und unvertilgbarer Haß gegen Frankreich brachten ihr die Gemahlin des englischen Gesandten schon um deshalb näher, weil diese (was immerhin sonst auch) zum mindesten doch eine Engländerin war; und nun erst schuf die überraschende Gleichgeartetheit beider Gemüter ein Maß von Anhänglichkeit, das, wie fern auch von wahrer Liebe, nichtsdestoweniger in Worten und Briefen gelegentlich einen leidenschaftlichen Ausdruck fand.

Es war 1793, nach einem ohngefähr einjährigen Aufenthalt in Neapel, als die erste Begegnung zwischen Lady Hamilton und Lord Nelson, damals noch Kapitän des Agamemnon, statt hatte. Nelson zählte fünfunddreißig Jahre; nichtsdestoweniger paßte noch völlig jene Schilderung auf ihn, die zehn Jahre zuvor der spätere König William IV. als Midshipman in sein Tagebuch niedergeschrieben hatte.

Es heißt daselbst: „Wir lagen in Staten-Island und ich hatte Wache am Bord des „Barfleur", als Kapitän Nelson vom „Albemarle" in seiner Barke anlegte und alsbald auf dem Deck erschien. Es war das

ſeltſamſte Exemplar von einem Kapitän, das ich all mein Lebtag ſah. Schon ſein Anzug fiel auf: er trug eine reichbeſetzte Uniform; ſein ſchlichtes ungepudertes Haar war in einen ſteifen heſſiſchen Zopf von beträchtlicher Länge zuſammengeflochten und die altmodiſchen Schöße ſeiner Weſte waren wenig geeignet, ſeine Erſcheinung minder auffällig zu machen. Ich wußte nicht, wer er war, und konnte nicht begreifen, was er überhaupt wolle. Meine Zweifel ſchwanden indes, als er mir durch Lord Hood vorgeſtellt wurde. Es lag etwas unwiderſtehlich Liebenswürdiges in ſeiner Art, zu ſprechen und zu ſein, und die Begeiſterung, mit der er ſich über jeden zum „Dienſt“ gehörigen Gegenſtand äußerte, bewies hinlänglich, daß er kein gewöhnlicher Menſch ſei“.

Die erſte Begegnung zwiſchen Nelſon und Lady Hamilton war nur flüchtiger Natur, dennoch hinreichend, um dieſe ausrufen zu laſſen: „er wird der größte Mann Englands werden!“

Fünf Jahre vergingen, bevor Nelſon an die neapolitaniſche Küſte zurückkehrte. Er war nicht mehr „Kapitän Nelſon vom Agamemnon“, er war jetzt Pair, Feldherr, Eroberer und umrauſcht von dem Jubel und Beifall halb Europas. 1794 hatte er Calvi belagert und ein Auge verloren. 1797 in der unſterblichen Seeſchlacht von St. Vincent und unter dem Zuruf: „Sieg oder Weſtminſter-Abtei!“ hatte er den „San Joſé“ geentert und den „San Nicholas“ dazu. Zwei Monate ſpäter nahm er für immer Abſchied von ſeinem rechten Arm bei Teneriffa, und wieder nach zwölf Monaten, in demſelben Augenblicke, als ſich die Nilſchlacht entſchied, empfing er eine Wunde in den Kopf. Dieſer Nelſon ſetzte jetzt ſeinen Fuß auf neapolitaniſchen Boden und ſah ſeine zukünftige Geliebte zum zweitenmal. Er war nicht ſchöner geworden, aber das Auge Lady Hamiltons hatte die Bewunderung

glatter Gesichter hinter sich und ihre Seele jauchzte auf bei dem Triumphzug des Helden, als gälte ein Teil davon ihr selbst. Selber ruhmesgeizig, konnte sie nur noch die Träger des Ruhmes lieben.

Lady Hamilton war inzwischen und lange vor dem Eintreffen Nelsons nicht müßig gewesen. Sie hatte so zu sagen Hand in Hand mit ihm gearbeitet und zu dem Erfolg seiner Unternehmungen, so wie zum wachsenden Glanze seines Ruhms nicht wenig beigetragen. Von dem Augenblicke ab, wo sie die Sache der englischen Flotte zur ihrigen machte, setzte sie ihre ganze Seele daran. Ihre Natur erlaubte ihr nicht, sich mit halben Triumphen zu begnügen, und jeder Stein, der ihrem Bau nicht paßte, mußte umgeformt oder beseitigt werden. Sie hatte in gleichem Maße den Mut, das Höchste zu wollen, und das Geschick, es auszuführen. Ein einziges Beispiel unter tausenden mag für den klugen und opferbereiten Eifer sprechen, mit dem sie unausgesetzt für das Wohl ihres Vaterlandes thätig war. Eines Morgens erfährt sie, daß Privatdepeschen des Königs von Spanien an den König von Neapel eingetroffen sind. Was ist ihr Inhalt? Sie weiß es nicht, aber sie will und muß es wissen. Mit Hilfe der Königin wird das Dokument aus dem Schlafgemach des Königs entwendet, abgeschrieben und ruhig wieder in die Westentasche gesteckt, daraus es genommen wurde. Der Brief war des Stehlens wert gewesen. Er sprach den festen Entschluß des Königs von Spanien aus: „die englische Allianz aufzugeben und einen Bund mit Frankreich gegen England einzugehen". Kein Augenblick war zu verlieren. Ihr Gemahl lag lebensgefährlich krank darnieder, aber Entschlossenheit weiß sich selbst zu helfen. Schon in der nächsten Stunde war ein Privat-Kourier Lady Hamiltons auf dem Wege nach London; aus ihrer Börse hatte sie die 400 L. St.

genommen, die nötig waren, das abſchriftliche Dokument in die Hände Lord Grenvilles gelangen zu laſſen. Man mag über dieſen geſtohlenen Brief denken wie man will (das Größte muß ſich oft der kleinlichſten Mittel bedienen); niemand aber wird anſtehen, die Geiſtesgegenwart und den opferbereiten Patriotismus zu bewundern, der aus dieſer Handlungsweiſe ſpricht.

Aber ein noch wichtigerer Dienſt war ihrem Einfluß und ihrer Entſchloſſenheit vorbehalten, ein Dienſt, den ſie in gleichem Maße dem Lande, wie der Perſon Lord Nelſons leiſtete und der dieſen faſt zu ihrem Schuldner machte. Im Juni 1798 ſuchte Nelſon die franzöſiſche Flotte; er verfehlte ſie am Ausfluß des Nils, weil ihm inzwiſchen Nachricht geworden war, ſie läge bei Malta. Unſchätzbare Zeit war verloren gegangen und ſchlimmer als das, die engliſche Flotte begann Mangel zu leiden; Trinkwaſſer und Lebensmittel gingen aus. In dieſer Not erſchien Kapitän Troubridge in Neapel, um im Namen des Admirals die Erlaubnis um freien Eingang in die ſiciliſchen Häfen nachzuſuchen. Dieſe Erlaubnis ward verweigert, ſie mußte verweigert werden; denn Frankreich und Neapel befanden ſich zur Zeit in Frieden und ein Traktat beſtand, wonach in allen ſiciliſchen Häfen nicht mehr als zwei engliſche Kriegsſchiffe angetroffen werden durften. Kapitän Troubridge ſtand auf dem Punkte mit ſeinem abſchläglichen Beſcheid zum Admiral zurückzukehren, aber die immerwache Lady Hamilton war inzwiſchen nicht müßig geblieben. Während König und Miniſter in früher Morgenſitzung beiſammen waren und hin und her berieten, was zu thun und zu laſſen ſei, glitt Lady Hamilton leichten Fußes in das Schlafgemach Marie Carolinens, und ſich vor ſie auf die Knie werfend, beſchwor ſie die überraſchte Königin, ſelbſtändig und unbekümmert um das „Ja“ oder „Nein“ des Miniſterrats, einen Entſchluß zu faſſen.

Sie ſchilderte ihr in den lebhafteſten Farben, daß das Wohl beider Sicilien in ihre Hand gelegt ſei, daß die franzöſiſche Flotte, wenn ſie dem verfolgenden Nelſon entginge, nicht gegen England, wohl aber gegen das ſtets verdächtige Neapel ſich wenden werde, und daß von dem Ausgange dieſer Stunde das Stehen oder Fallen ihres Thrones notwendig abhängig ſei. „Schreiben Sie, Majeſtät! ein Federſtrich und Sie ſind Ihr eigener Befreier. Warum zögern? Ihre Unterſchrift gilt überall im Lande wie die des Königs ſelbſt; eine Zeile — und Land, Gemahl und Krone ſind vom Untergang gerettet". Dieſer ſiegenden Beredſamkeit unterlagen alle Bedenken; Feder, Tinte und Papier waren wohlweislich zur Hand; Lady Hamilton diktierte und die Königin ſchrieb eigenhändig den Befehl, daß alle Kommandanten beider Sicilien angewieſen ſeien, die engliſche Flotte mit Gaſtlichkeit zu empfangen und mit Waſſer und Lebensmitteln nach Wunſch zu verſorgen. Dieſe unſchätzbare Ordre überſandte Lady Hamilton an Nelſon, fügte aber in einem Privatſchreiben den engliſch-eiferſüchtigen Wunſch bei, daß man die Dienſte der Königin nicht weiter in Anſpruch nehmen möge, als es zum Gelingen des Plans und zum Ruhme Englands dringend notwendig ſei.

Nelſon antwortete, daß, wenn er eine Schlacht gewönne, dieſe nach ihr und der Königin benannt werden ſolle, denn ihnen allein würde England den Sieg und den Dank dafür ſchuldig ſein. Er gewann die denkwürdige Nilſchlacht (Abukir). Wäre ſeine Flotte außer ſtande geweſen, ſich im Hafen von Syrakus mit Waſſer und Lebensmitteln zu verſehen, ſo würde die Schlacht ungeſchlagen geblieben ſein. Es iſt durchaus Pflicht, hierauf hinzuweiſen. Mag man die Fehler Lady Hamiltons und ihre ſittliche Führung verurteilen, es unterliegt auf der andern Seite keinem Zweifel, daß

England ihrem Patriotismus große und unvergleichliche Dienſte verdankt. Wie ſchnöde man dieſe Dienſte vergaß, werden wir noch Gelegenheit finden, unter Erröten zu ſchildern.

Krank und wund kam Nelſon am 20. September 1798 nach Neapel. Er trat im Hauſe des britiſchen Geſandten ab und fand von ſeiten Lady Hamiltons eine Abwartung und Pflege, die ihm nach verhältnismäßig kurzer Zeit Friſche und Geſundheit wiedergaben.

Doch von anderer Seite her zogen ſich Wolken zuſammen, und machten alsbald, für immer, den gaſtlichen Tagen in Neapel ein Ende. Der franzöſiſche Geſandte zögerte keinen Augenblick, auf das Einlaufen der engliſchen Flotte in den Hafen von Syrakus als auf einen Friedensbruch hinzuweiſen; aber ſo mächtig war der Einfluß Lady Hamiltons auf die Entſcheidung des Hofs, daß man ſich entſchloß, die Beziehungen zu Frankreich überhaupt abzubrechen und dem Geſandten der Republik zu bedeuten, daß er Neapel binnen vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen habe. Dieſer Schritt war kühn, aber nicht glücklich. Eine franzöſiſche Armee drang aus Ober-Italien unaufhaltſam vor und warf das neapolitaniſche Heer über den Haufen, das halb aus Feiglingen, halb aus Verrätern beſtand. Im Dezember marſchierten die Franzoſen auf Neapel und der Hof mußte fliehen. Aber ohne die Geiſtesgegenwart der Lady Hamilton wäre es bereits zu ſpät geweſen: König Ferdinand würde als ein Opfer der Volkswut gefallen ſein und Maria Karoline das Schickſal ihrer Schweſter Marie Antoinette geteilt haben. Lady Hamilton, wiewohl ſelbſt von tauſend mißtrauiſchen Augen bewacht, übernahm die Rettung der königlichen Familie und führte ſie aus, wie alles, was ſie unternahm. Durch einen unterirdiſchen Gang, der vom Palaſt aus zur Küſte führte und an deſſen Vorhanden-

sein, in der allgemeinen Furcht und Verwirrung, niemand außer ihr gedacht hatte, schaffte sie die königliche Schatulle, Kostbarkeiten und allerhand Meisterwerke der Skulptur und Malerei, alles zusammen genommen zu einem Wert von dritthalb Millionen Pfd. St., auf die britischen Schiffe; — mit einem Worte, sie war, wie der sonst sicherlich nicht poetisch überschwengliche Nelson sich ausdrückte, „ein vom Himmel gestiegener Engel", herabgesandt zu Trost und Rettung der königlichen Familie. Die Verluste Sir William Hamiltons bei dieser Gelegenheit waren außerordentlich bedeutend; um nicht Verdacht zu erwecken und die Flucht glücklich bewerkstelligen zu können, ließ er die ganze Einrichtung seines Hauses, sowie alles bewegliche Eigentum seiner Gemahlin zurück, und büßte dabei ein Vermögen von 39000 Pfd. St. ein. — Nelson empfing das neapolitanische Königspaar, sowie Sir William und Lady Hamilton an Bord des Vanguard und führte sie in Sicherheit nach Palermo.

Die politische Bedeutsamkeit Lady Hamiltons schließt mit diesem Tage ab; der Hof eines flüchtigen Königspaares bot kein Feld mehr für ihre Thätigkeit. — Wann ihre Beziehungen zu Nelson intimerer Art wurden, wäre nutzlos zu untersuchen; es genügt, daß sie es wurden. Wie man auch über dies Verhältnis denken mag, es war wenigstens ein offenes und ehrliches und entzog sich weder dem Licht des Tages noch dem Urteil der Welt. Sir William kannte und — duldete es. Nelson fiel bei Trafalgar 1805. Sir William Hamilton starb 1808. Am 30. Januar 1801 gebar Lady Hamilton eine Tochter, sie ward Horatia getauft; ihr Vater war Lord Nelson.

Die Menschen lieben es (natürlich an andern) sich Schuld und Strafe die Wage halten zu sehen. Das Leben Lady Hamiltons gewährt dem Auge des Be-

ſchauers dieſe Befriedigung im vollſten Maße; es endigt als Trauerſpiel. Bei der Rückkehr Sir Williams nach England lag dieſem begreiflicherweiſe nichts näher, als um annähernde Ausgleichung der ſchweren Verluſte zu bitten, die er in Neapel erlitten hatte. Lady Hamilton ſetzte ihre Juwelen an die Unterſtützung dieſes Geſuchs. Vergeblich; Sir William ſtarb nach Jahren, ſeine Bitte war und blieb unerfüllt. Sterbend beauftragte er ſeinen Neffen, Mr. Greville, zu Gunſten Lady Hamiltons Se. Majeſtät um Fortdauer der Penſion anzugehen, die er bei Lebzeiten bezogen hatte. Er berief ſich dabei auf den patriotiſchen Eifer, den ſeine Gemahlin im Dienſte Englands gezeigt habe; umſonſt, Eifer und Dienſte waren undankbar vergeſſen.

Am 21. Oktober 1805, an Bord des „Victory“ und angeſichts der vereinigten franzöſiſchen und ſpaniſchen Flotte, zog ſich Nelſon in ſeine Kajüte zurück, um ein Kodizill zu ſeinem Teſtamente zu machen. Er verwies auf die vielfachen und großen Verdienſte Lady Hamiltons und ſchrieb wie folgt:

„War' ich ſelbſt imſtande geweſen, dieſe Dienſte zu belohnen, ich würde jetzt nicht das Land anrufen, es zu thun; doch es lag außer meiner Macht, und ſo hinterlaß' ich denn Emma Lady Hamilton meinem Könige und meinem Vaterlande als ein Vermächtnis, und erbitte für ſie alles das, was nötig ſein wird, ihre Stellung in der Geſellſchaft aufrecht zu erhalten. Ebenſo empfehl ich meine Adoptivtochter Horatia Nelſon Thompſon der Wohlthätigkeit meines Landes und ſpreche hiermit den Wunſch aus, daß ſie in Zukunft allein den Namen „Nelſon“ führen möge. Dies ſind alle meine Wünſche, die ich in demſelben Augenblicke an König und Vaterland zu richten habe, wo ich auf dem Punkt ſtehe, eine Schlacht für ſie zu ſchlagen.

„Möge Gott mein Land und meinen König ſegnen,

und alle diejenigen, die meinem Herzen nahe ſtanden. Auf meine Familie hinzuweiſen, iſt überflüſſig; es wird ſich von ſelbſt verſtehen, Sorge für ſie zu tragen."

Wenige Stunden nach der Unterzeichnung dieſes Dokuments lag Nelſon auf ſeinem letzten Bett. Ein Schuß aus dem Maſtkorb des „Redoutable" hatte ſein Werk gethan. Dr. Scott war um ihn. „Doktor" — ſprach der Sterbende — „wie ich Euch ſagte, — es iſt vorbei." — Und nach einer kurzen Pauſe fügte er hinzu: „ich hinterlaſſe Lady Hamilton und meine Adoptivtochter Horatia dem Lande als ein teures Vermächtnis."

Fünf Viertel-Stunden ſpäter trat Kapitän Hardy an das Lager des Admirals. „Ich hoffe, — ſprach Nelſon mit feſter Stimme — daß keins unſrer Schiffe genommen wurde!" „Nein, Mylord — antwortete Hardy — damit hat's nichts auf ſich." „Ich bin ein toter Mann, Hardy, — fuhr Lord Nelſon fort — ich fühl' es, es geht ſchnell; bald wird's vorbei ſein. Tretet näher. Bitt' Euch, ſorgt dafür, daß meine liebe Lady Hamilton mein Haar empfängt und alles, was mir ſonſt noch gehört."

Wieder verging eine Stunde und wieder war Hardy an ſeiner Seite. „Noch wenig Minuten und — es iſt aus. Werft mich nicht über Bord, Hardy." Der Kapitän antwortete: „o nein, ich weiß nicht!" und Nelſon fügte hinzu: „Ihr wißt, was Ihr zu thun habt. Sorgt für meine liebe Lady Hamilton, ſorgt für die Arme!"

Wenig Augenblicke noch und Nelſon ſprach ſeine letzten Worte: „Dank Gott, ich habe meine Pflicht gethan!" Doch die Worte, die dieſen unmittelbar vorausgingen, waren die alten Klagetöne: „Vergeſſet mir nicht, Doktor, daß ich Lady Hamilton und meine Tochter Horatia dem Lande als ein Vermächtnis hinterlaſſe. Vergeßt mir Horatien nicht!"

Nelſons Kodizill erwies ſich nicht beſſer als ein

unbeschriebenes Blatt Papier. Seine letzten Bitten verhallten in leere Luft; Lady Hamilton fand nicht Trost und nicht Hilfe. Schreiende Undankbarkeit, liebloſe Härte brachen von jetzt ab in ununterbrochener Reihenfolge über die Verlaſſene herein. Kapitän Blackwood, gehorſam dem Wunſche ſeines Freundes, brachte das Dokument nach London und legte es in die Hände des Rev. William Nelſon, Bruders des Admirals, und ſpäter Earl Nelſon. Dieſer ehrenwerte Gentleman befand ſich nebſt Gemahlin und Familie gerade um dieſe Zeit in dem gaſtlichen Hauſe der Lady Hamilton und war derſelben ohnehin dadurch verſchuldet, daß ſeine Tochter bereits ſechs Jahre lang im Hauſe der Lady lebte und von dieſer auf das liebevollſte und ſorgfältigſte erzogen worden war. Der ehrenwerte Gentleman hielt es indeſſen für angemeſſen, alles deſſen uneingedenk zu ſein, und in nicht ungegründeter Furcht, daß die Überreichung dieſes Kodizills die Höhe der Summe beeinträchtigen könne, welche das Parlament auf dem Punkte ſtand, für die Familie Lord Nelſons zu bewilligen, fand er es für paſſend, das Kodizill ſo lange in ſeine Taſche zu ſtecken, bis die volle Summe von 120000 Pfd. St. der Familie zugeſtanden war. An demſelben Tage ſpeiſte er bei Lady Hamilton in Clarges-Street, und mit der befriedigten Miene eines Mannes, der ſich vorgeſehen hat, überreichte er jetzt das wertlos gewordene Papier ſeiner Wirtin und bat ſie ſarkaſtiſch, damit zu thun, was ihr gut erſcheine.

Und wie dieſer, ſo alle. Man zog ſich zurück, ja mehr, man floh ſie, ſie, die einſt der Mittelpunkt fürſtlicher Feſte und die Freundin einer Königin geweſen war. Man kannte jetzt plötzlich ihre Vergangenheit, weil man ſie kennen wollte; die Welt war nicht tugendhafter, aber Lady Hamilton war — arm geworden. Wenige Meilen von London, nahe dem Merton-Schlag-

baum, hatten Nelson und seine Geliebte einst ihren gemeinschftlichen Wohnsitz gehabt. Das Haus mit allen seinen Schulden und Verpflichtungen kam jetzt über Lady Hamilton. Sie hatte nie zu sparen verstanden und verstand es auch jetzt nicht; nach kurzer Zeit schon ward ihr das Haus genommen. Sie ging nach Richmond, verließ es aber bald und mietete sich in Bond-Street ein. Von hier ward sie durch unbarmherzige Gläubiger vertrieben und verbarg sich längere Zeit vor ihnen, man weiß nicht wo. 1813 finden wir sie in Kings-Bench, bis das Mitleid eines City-Alderman sie aus dem Gefängnis befreite. Krank an Leib und Seele und durch einen gewöhnlichen Kutscher abermals mit Gefängnis bedroht, sehen wir das unglückliche Weib auf der Flucht nach Calais. Hier gab ihr der englische Dolmetscher, selbst ein unvermögender Mann, eine armselige Wohnung. Aber der Roman ist noch nicht aus.

Eine englische Lady pflegte täglich bei einem Metzger in Calais das Fleisch für ihren Lieblingshund selbst einzukaufen. Der Dolmetscher trat an sie heran: „Ach Madame, ich weiß, Ihr habt ein Herz für Eure Landsleute! da ist eine arme Lady, die froh sein würde, den schlechtesten Bissen zu haben, den Ihr Eurem Hunde gebt." Mistreß Hunter, eine mildherzige Dame, war zu helfen bereit; sie schickte Speisen und Wein und bat den Dolmetscher alles zu beschaffen, was ihm nötig erscheinen möchte, die schreiendste Not zu lindern. Er that's, und bat dabei Lady Hamilton wiederholentlich, den Besuch der menschenfreundlichen Dame zu empfangen. Endlich gab jene ihre Zustimmung, aber nur unter der Bedingung: „daß es keine Dame von Rang und Titel sei." Mrs Hunter kam, die arme Kranke dankte ihr und segnete sie. — So starb Lady Hamilton, „schön", wie ihr letzter Besucher erzählt, „noch im Tode."

Der Earl Nelson aber, so wird einstimmig be-

richtet, ging alsbald nach Calais, um das Eigentum Lady Hamiltons in Empfang zu nehmen. Er fand nur Pfandſcheine und Schuldverſchreibungen, die er Miene machte, uneingelöſt zu ſich zu ſtecken. Im übrigen verweigerte er beharrlich jede Bezahlung oder Wiedererſtattung und kehrte vermutlich wenig befriedigt nach England zurück.

Das iſt die Geſchichte des Kindermädchens Emma Lyons.

Das Leben ein Sturm.

Glückliches Land im Süden, deſſen großer Dichter niederſchreiben konnte: „das Leben ein Traum“, und armes, geprieſenes Land du, das du die Seligkeit des Träumens nicht kennſt und immer wach und wirklich dein Leben abhaſpelſt wie im Sturm. Als ich noch jünger war, da kniet' ich bewundernd zu den Füßen der That, da galt mir das Schwert und der Arm, der es führte, da hing mein Auge an der Kaiſergeſtalt Barbaroſſas und mein Herz jubelte auf, wenn ich ihn einziehen ſah in die Thore Mailands, den Welfentrotz unterm Hufſchlag ſeines Pferdes. Die Knabentage ſind dahin. Ich habe ſeitdem anderes lieben gelernt: den Geiſt erſt, dann das Recht und zuletzt die Muße, die Beſchauung, die Vorbereitung auf das, was da kommt. Es iſt was in mir, das mich mit unwiderſtehlicher Sehnſucht zu dem zerlumpten Lazzarone hinzieht, der an der Tempelſchwelle, gebräunt und lächelnd, in den ewigblauen Himmel emporſchaut; es iſt was in mir, was mich den Diogenes mehr bewundern läßt, als den Mann, der vor ihm in der Sonne ſtand, und was — wenn ich zwiſchen Extremen wählen ſoll — mir den Orden von La Trappe größer und beneidenswerter er-

ſcheinen läßt, als die London-City mit ihrem Leben ein Sturm.

Wir haben ein ſchönes, vielgeſungenes Lied, ein Lied von der „Hoffnung“, drin das Beſte, was der Menſch hat — ſeine Sehnſucht nach einem Genüge, das jenſeit liegt, den dichteriſchen Ausdruck fand:

Nach einem glücklichen, goldenen Ziel
Sieht man ſie rennen und jagen.

Ach, unbewußt und nicht in ſeinem Sinne ſchrieb der Dichter in dieſen Zeilen die Geſchichte und den Fluch dieſer Stadt, denn ihr Tagewerk iſt „rennen und jagen“ und ihr Ziel iſt — Gold; nur eines täuſcht ſie — das Glück; es neckt ſie wie die Spiegelung den Wüſtenwanderer, und zu dem Verdurſtenden ſpricht es in ſeiner letzten Minute: Dein Gold war Sand. Wer löſte das große Rätſel von des Menſchen Glück, und wer lehrte uns, „wie“ und „wo“ es ſicher zu finden? Aber eines fühlt ſich: das Menſchenglück ruht wo anders, als in der Bank von England. Glück! es iſt nicht zu ſagen, was du biſt, aber es iſt zu zeigen, wer dich hat. Der fromme Geiſtliche hat dich, der, ſelbſt an den Troſt glaubend, den er eben noch am Lager eines Sterbenden ſpendete, nun ſinnend durch die Gänge ſeines Gartens ſchreitet und Samen in die Beete ſtreut, hoffend auf die ewige Frühlingserfüllung. Glück! der Arzt hat dich, deſſen geſchickte Hand eine Mutter ihren Kindern widergab und der, heimgekehrt zu ſeinen Büchern, weiter forſcht in dem Wald überlieferter Erfahrung. Glück! jene Waſchfrau hatte dich, von der uns Chamiſſo erzählt, die Freude hatte an ihrem ſelbſtgeſponnenen Sterbehemd und es Sonntags anlegte, wenn ſie zur Kirche und Erbauung ging. Glück! es haben dich alle, die eingedenk, daß wir mehr ſind, als ein galvaniſierter Leib, ihrem unſterblichen Teile leben, jeder nach ſeiner Art.

Dem Menſchen iſt das Wiſſen von dem verloren gegangen, was ihm not thut. Eine Krankheit, wie ſie die Welt nur einmal ſah, als die Pizarros in Blut und Gold erſtickten, ſchüttelt wieder das Menſchengeſchlecht und England, London iſt der Herd dieſes Fiebers. Die Woche verrinnt in raſtloſem Mammondienſt und der Tag des Herrn iſt eitel Lüge und Schein. Mechaniſch wandern die Füße in die Kirche, aber die Seele durchjagt ſchon wieder die City-Straßen und ſucht in den Spalten des Börſenberichts nach Gewinn oder Verluſt. Wie der König im Hamlet könnte dies Geſchlecht ausrufen:

> Mein Wort ſtrebt auf, doch unten bleibt mein Herz:
> Gebet ohn' Andacht dringt nicht himmelwärts;

aber Selbſterkenntnis iſt nicht ihr zugewogen Teil, und phariſäiſch leben ſie dem Glauben: ſie ſtänden gut angeſchrieben im Kontobuch des Himmels. Troſtloſes Daſein, das ſich teilt zwiſchen atemloſem Erwerben und zitterndem Erhalten, das, reich oder arm, keine Ruhe, keine Muße kennt, das Nachts von Kurszetteln träumt und die ſchwarze Sorge im Nacken hat bei Wein und Weib, bei Jubel und Geſang. Dies ameiſenhafte Schaffen bemächtigt ſich der Gemüter mit der Ausſchließlichkeit einer fixen Idee und die reiche Menſchenſeele mit ihren tauſend Kräften und Empfindungen kommt in die Tretmühle des Geiſtes und ſtapft und ſtapft. Es fördert vielleicht, nur nicht ſich ſelbſt. Des Lebens Reiz verblaßt und die ungeübten Kräfte verſagen endlich ihren Dienſt. Weihnachten kommt mit ſeinen roten Backen an Aepfeln und Kindern; verlegen lächelnd ſteht er vor dem Lichtermeer und denkt an das Meer da draußen, auf dem ſeine Schiffe tanzen. Ein Jugendfreund kommt; „o ging er wieder!“ iſt alles, was er fühlt. Seine Schweſter ſtirbt; er erbricht den ſchwarzgeränderten Brief und lieſt

und kann nicht weinen. Spät Nachts wirft er ſich aufs Lager, die Erinnerung ärmerer Tage beſchleicht ihn, er ſieht ſich wieder ſpielen in ſeines Vaters Garten und — die Thräne kommt. Aber ſie gilt nicht der toten Schweſter, ſie gilt ihm ſelbſt.

Glückliches Volk im Süden, das lacht und träumt! Armes, reiches Volk mit deinem Leben ein Sturm.

Blackwall.

Sonntag iſt's und es treibt mich wieder hinaus. Aber zu oft ſchon zwang ich den Leſer, mich ſtromau zu begleiten nach Kew und Richmond und Hampton-Court; fahren wir heute mit dem Strom und wählen wir Blackwall als Ziel. An der Londonbrücke beſteigen wir den dichtbeſetzten Steamer, der bereits pruſtet und ſchnaubt und von Zeit zu Zeit mit ſeinen Rädern ſchaufelt, wie ein Vogel, der ſeine Schwingen probt. Jetzt aber läutet's zum drittenmal, die Taue werden eingezogen, im Rumpf des Schiffes brummt und dröhnt es wie eine Baßgeige und unter dem Geziſch des Dampfes, der wie ein Tauregen auf uns niederfällt, beginnt die Fahrt. In gleicher Höhe mit Billingsgate kaufen wir uns die neueſte Zeitung, und mit der Andacht eines loyalen Engländers vom letzten Hofball und dem Spitzenkleid der Königin leſend, blicken wir nur auf, um Angeſichts des Towers die grauen Türme zu grüßen, die wie ſteinerne Anachronismen in dieſe Kaufmannswelt hineinragen. Weiter geht's; über den Tunnel hin fahren wir an bunten Barken und Fähnlein vorbei, und jetzt, nach mancher Stromeswindung die Höhe von Greenwich erreichend, deſſen weltberühmtes Hoſpital ſtolz und prächtig wie ein Schloß herüberblickt, wendet ſich der Steamer plötzlich nach Nordoſt, und die Themſe im Nu durchſchneidend, hält er am Quai von Blackwall.

Unmittelbar am Landungsplatz erhebt ſich würfelförmig ein zweiſtöckiges Gebäude, auf deſſen plattem Dach die Farben und Wappen Alt-Englands luſtig im Winde wehn. Das iſt die Taverne von Blackwall. Im obern Stockwerk an weit offen ſtehenden Fenſtern ſitzen behäbige Gentlemen und jeder Fenſterrahmen umſchließt ein niederländiſches Bild. Zwiſchen den Ale- und Porterkrügen leuchtet das rote Philiſtergeſicht mit den weißen Sonntags-Vatermördern, und die ſilbernen Deckel über dem Roast-beef blinken im Sonnenlicht, ſo oft ſie der Kellner mit einem yet a bit, Sir? von ſeinen dampfenden Schüſſeln nimmt. Aber doppeltes Leben tobt unten im Erdgeſchoß. Da ſind die Jacken zu Haus, alles blau von der Schulter bis zum Knöchel, und nur ein rotes Geſicht und ein gelber Strohhut darüber. Wie ſich's drängt am Schenktiſch, man ſtößt zuſammen mit den zinnernen Krügen, man grüßt ſich mit einem Schlag auf die Schulter und ſchwört Freundſchaft mit einem Fluch. Das iſt altengliſches Vollblut, Matroſen, zäh wie Leder und hitzig wie Schießpulver, die Kinder des Ruhmes und der — neungeſchwänzten Katze.

Sie nehmen eben den Abſchiedstrunk, denn ſiehe da, zur Rechten, auf jenem Schleuſenkanal, der aus den Schiffe-überſäeten Docks in das Fahrwaſſer der Themſe führt, ſchwimmt bereits ein turmhoher Oſtindienfahrer, beſtimmt, über ſein gewohntes Ziel hinauszugehen und an Calcutta vorbei erſt in Port Philipp oder Sidney Anker zu werfen. Es iſt der „Marlborough", ein Auswandrerſchiff, und das holzgeſchnitzte Bild des Helden von Blenheim trägt, am Bug des Schiffes, den Kopf mit ſeinen wallenden Locken ſo ſtolz und ſiegesſicher, als ſei der Ocean ſein Feld wie die Ebene von Malplaquet.

Die Schiffsglocke lärmt; der Abſchiedsmoment iſt da. An den herniederhängenden Strickleitern klettern

die Blaujacken wie Katzen in die Höh und auf dem ſchwanken Brett, das vom Bord des Schiffs bis ans Ufer in ſchräger Linie herniederläuft, entſteht ein Drängen und eine Verwirrung ohne Gleichen. Söhne, die von ihren Eltern Abſchied genommen haben, werden im letzten Augenblick noch einmal von unbezwingbarer Sehnſucht erfaßt und möchten zurück, nur einmal noch an das Herz ihrer Geliebten. Aber umſonſt, die dem Schiff zudrängende Menſchenwoge reißt ſie mit fort und die Getrennten haben nur Thränen noch und Tücherwehn und Hüteſchwenken.

Nicht alle weinen ſie. Da ſind andre, die lächelnd daſtehn mit gekreuzten Armen und auf das Schauſpiel niederblicken wie eben auf ein Schauſpiel nur. Sie ſind von den Stumpfen, denen es gleich gilt, wo ſie die Hand zum Munde führen und wo das Kiſſen liegt, drauf ſie die letzte Ruhe finden. Da ſind noch andre wieder! jenen Stumpfen ähnlich in der Ruhe ihres Thuns und doch ſo verſchieden von ihnen in der Tiefe ihres Herzens. Das ſind die Gottergebenen, fromme Sektirer, Herrnhuter und Methodiſten. Sie beten und arbeiten. Sie haben nur eine Heimat und ſorgen nicht, von welcher Stelle aus ſie ihr Gebet zum Himmel ſenden. Sie ſtehen nicht mehr auf Deck und ſehen müßig dem Treiben zu, ſie ſitzen bereits in ihrer Koje und rühren fleißig die Hände, wie ſie zeitlebens gethan. Geſtern noch ſtichelten ſie am Fenſter ihrer Citywohnung und ſahen durch die Blätter eines Geraniumtopfs hindurch auf die Dächer ihrer Nachbarhäuſer; heute ſteht derſelbe Blumenſcherben in der Fenſterluke des Marlborough, und die Köpfe dahinter ſchauen nur eben jetzt, und unwillkürlich faſt, von ihrer Arbeit auf. Denn ſiehe da, Leben und Bewegung iſt plötzlich in den Rieſen gekommen, und durch die ſich öffnende Schleuſe gleitet er jetzt unter lautem Geſchrei der teilnahmloſen Menge und

unter ſtillen Segenswünſchen der zurückbleibenden Lieben majeſtätiſch in die Themſe hinein.

Ich ſehe dem Schiff und ſeinem Menſchen-Ballaſt nach, und die Frage beſchleicht mein Herz: was treibt ſie hinaus? Thorheit! ſprechen die einen, jene lügneriſche Hoffnung, die von Paradieſen träumt und nicht wiſſen will, daß Gottes Fluch die Menſchen draus vertrieben hat. Krankheit! — ſprechen ſie weiter — jener dämoniſche Zug unſerer Zeit, dem die Pflicht der Arbeit ſchlimmer däucht als die Möglichkeit des Todes, und der drauf aus iſt, die Ernte des Lebens an einem einzigen Tage zu halten. Weisheit! — ſagen die andern — jener Rettungstrieb, der das Haus meidet, wenn es dem Einſturz nahe iſt; Geſundheit! die vor der Nähe des Todes erſchrickt und inſtinktmäßig eine Luft ſucht, die über dem Kirchhof Europas nicht mehr weht.

Sie haben beide recht.

Sie aber, denen Macht gegeben iſt über die Völker, mögen eingedenk ſein, daß es gegen alle Thorheit und Krankheit dieſer Zeit nur eine Waffe giebt: die Waffe des Lichts, und die Frage mag laut an ihre Herzen klopfen: ob die überkommene Schablone Raum hat für die neuen Formen, nach denen die Welt in heißen Kämpfen ringt, und ob es ein untrügliches Geſetz iſt: um ſo weniger zu geben, je mehr gefordert wird.

Ein Picknick in Hampton-Court.

Die Pickwicks und die Picknicks kommen aus England; von jenen wußte ich es seit lange, von diesen — trotzdem sie von ungleich älterem Datum — sollte ich es erst erfahren.

Es war im August; der Londonstaub ward immer dichter und die Sehnsucht nach einem Zuge frischer Luft immer größer, so kamen wir denn überein, zu Nutz und Frommen unserer Lungen eine Themsefahrt zu machen und auf den Wiesen von Hampton-Court eine Picknick-Mahlzeit einzunehmen. Wir waren unserer sieben, drei Herren und vier Damen, und zum Teil in entgegengesetzten Quartieren der Stadt zu Haus, hatten wir uns schon Tags vorher geeinigt, am Quai von Richmond zusammenzutreffen. Punkt zehn Uhr waren wir da; ein schmucker Gondelfahrer begrüßte uns am Ufer; eine Wagenburg von Körben kam in die Mitte seines Boots, wir lachend drum herum — und den blauen Himmel über uns ging es mit kräftigem Ruderschlage stroman, während der Quai mit seinen Böten allgemach hinter uns verschwand.

Erlaube mir der Leser, ihm jenen Kreis von Personen vorzustellen, in deren Mitte er eine Viertelstunde lang wird zu verweilen haben. Ich mache bunte Reihe. Da war vorerst Mr. Owen, ein junger Walliser mit

den ſteifſten Vatermördern und den höchſten Stiefelabſätzen, die mir je zu Geſicht gekommen waren. Sein Großvater ſaß für Pembrokeſhire im Parlament, und wiewohl das Enkelchen ein jüngerer Sohn war und der Baronetſchaft des Alten um kein Haarbreit näher ſtand als der Lotterieſpieler dem großen Looſe, ſo hatte er doch die walliſiſche Baronet-Elle nicht nur ſteif und unbiegſam im Rücken, ſondern war auch die unbeſtrittene Sonne des Tags, von der alles übrige erſt Licht und Weihe empfing. Er war natürlich ein leidenſchaftlicher Kahnfahrer und unterhielt ſich mit dem Bootsmann in ſo techniſchen Ausdrücken, daß ich dieſem Hochflug, auch wenn ich gewollt, nicht hätte folgen können. Neben ihm ſaß Mrs. May, die Ehrendame der ganzen Partie, eine ſtattliche Frau mit grauen Locken und zwei Töchtern von ähnlicher Geſichtsfarbe, die den Mai ihres Lebens nur noch im Namen trugen. Sie waren munter wie gewöhnlich Mädchen jenſeits dreißig und gaben ſich alle erdenkliche Mühe, durch reiche Entfaltung einer ſchönen Seele ihr Defizit an Schönheit zu decken. Sie waren fromm und galten für fleißige Bibelleſerinnen, aber am liebſten laſen ſie doch die Stelle: Du ſollſt Vater und Mutter laſſen und dem Manne folgen, der dich erwählet hat. Ich war ihr Hausgenoß und kannte die Geſchichte ihres Herzens wie meine eigene. Mitunter, in der Schummerſtunde, wenn aus dem Nachbarsgarten eine Nachtigall herüber klagte, ſah ich, wie ſie traurig wurden und immer wieder und wieder gedankenvoll den Thee aus ihrem Löffel träufeln ließen, als ſollte er ihnen ein Bild ihrer raſtlos verfließenden Tage ſein; aber heute leuchteten ihre Augen wie das Auge deſſen, der ſchon hoffnungslos noch einmal von der Hoffnung beſchlichen wird, heut kicherten ſie und ließen die Flut durch ihre Finger gleiten, heut ſchlugen ſie die Augen nieder, wenn ein bezügliches Wort fiel, und verjüngten

ſich vor meinen ſichtlichen Augen; denn Mr. Taylor, ein Advokat aus Chancery Lane, ſaß zwiſchen ihnen, behäbig, rotbäckig, ein Vierziger und ein Wittwer dazu. Wenn Mr. Owen die Sonne dieſes Kreiſes war, ſo war Mr. Taylor der Vollmond, zu dem die Liebenden ſehnſüchtig aufſchauten, und daß ich's nur geſtehe, auch meine Huldigung trug ihm die Schleppe. Der Grund war folgender: Er war mir ſchon am Abend vorher als ein Mann genannt worden, der „geſchaffen ſei für eine Picknickfahrt", eine Charakteriſtik, der ich begreiflicherweiſe wenig Bedeutung beigemeſſen hatte. Kaum aber, daß ich heute am Quai von Richmond des Picknickkönigs und ſeines Flaſchenkorbes, aus dem nebſt manchem anderen vier blanke Staniolkuppen verräteriſch hervorlugten, anſichtig geworden war, als ich auch ſchon die ganze Schwere jenes leichtgenommenen Wortes begriffen hatte und in meiner Anhänglichkeit noch aushielt, als mir im Lauf eines politiſchen Geſprächs kein Zweifel mehr darüber blieb, daß Mr. Taylor von der ganzen preußiſchen Geſchichte nichts weiter kannte, als die Affäre von Jena.*)

Zürne mir der Leſer um ſolches laxen Nationalgefühls willen nicht; aber ach, ich war ſo kosmopolitiſch in jenen Augenblicken wie nie zuvor, denn neben dem behäbigen Advokaten ſaß Miß Harper, das lieblichſte Geſicht, das zwiſchen Richmond und Hampton-Court ſich jemals in Themſewaſſer ſpiegelte. Und doch glitt ſchon viel königliche Schönheit dieſe Waſſerſtraße

*) Schon Kaunitz äußerte ſich mal: „zu dem Unglaublichſten von der Welt gehört die Unſumme von Dingen, die ein Engländer nicht weiß". Mr. Taylor, ein gebildeter und vielgereiſter Mann, meinte, daß wir wohl begierig ſeien, die Scharte von Jena auszuwetzen, und war ſehr überraſcht, als ich ihm verſicherte, daß das durch zwanzig ſiegreiche Schlachten bereits geſchehen ſei.

hinan: Anna Bulen, wenn das dürstende Auge des engliſchen Königs Blaubart auf ihr ruhte; Eliſabeth, wenn ſie müde war der Herrſchaft und ihrer Sorgen; auch Henriette Marie, Karl Stuarts Gemahlin, wenn ſie London vergeſſen wollte und träumen von Frankreich, ihrer ſchöneren Heimat. Aber wie ſtolze Schönheiten ſie alle ſein mochten — mein Wort und meine Kenntnis alter Holbeins und Van Dyks zum Pfande! — ſie ſchauten nie lieblicher drein als Miß Francis Harper, und während ich ſie ſo ſitzen und in das Waſſer niederlächeln ſah, konnte ich nur zweierlei nicht faſſen: die Freundſchaft dieſes Mädchens mit den beiden Miſſes May und die Unvorſichtigkeit der letztern, ſo viel fremdes Licht neben den eigenen Schatten zu ſtellen. Freilich war ſie verlobt. Wie hätte ſie's nicht ſein ſollen!

So glitten wir denn dahin, zuerſt am Fuß des ſchönen Richmondhügels und jenes herzoglichen Sommerhauſes vorüber, daß nach ſeinem jetzigen Beſitzer den Namen „Buccleugh-Villa" führt. Märchenhaft wuchern da die Roſen über Wände und Dach hinweg, märchenhaft klingen aus den halbgeöffneten Fenſtern die Töne eines Flügels hernieder, und märchenhaft vor allem klingt die Sage vom Herzog Buccleugh ſelbſt, der dieſe Villa wie ein immer offenes Gaſthaus zu Nutz und Frommen ſeiner künſtleriſchen Freunde hält. Gedichtet und geſungen wird hier wie zu den Zeiten des Minſtreltums und eine flüchtige Sehnſucht beſchlich mich bei dieſem Anblick in das alte romantiſche Land zurück. Aber die Ruder unſeres Bootsmanns griffen wacker ein, Richmond und ſeine Villen dämmerten nur noch von fern, der Wind war friſch und Miß Harper ſo ſchön, und ſiehe da, die Sehnſucht ward nebelhaft wie jene Villen ſelbſt und verſchwand endlich ganz, als unter Mr. Taylors kunſtgeübter Hand der erſte der Champagnerpfropfen knallend in die Luft flog und mich die große

Frage zu beſchäftigen begann, ob man zu Barbaroſſas Zeiten den fränkiſchen Brauſewein gekannt habe oder nicht.

Die Fahrt war lieblich und intereſſant zugleich: in ſelten unterbrochener Reihenfolge zogen ſich die Land- und Sommerhäuſer der alten Adelsfamilien am Ufer entlang und die Lapidarſtyl-Antworten unſres Bootsmanns waren ein hiſtoriſcher Vortrag trotz einem. Durch alle Buchſtaben des Alphabets hindurch, von den Arundels an bis nieder zu den Sutherlands, begrüßten uns hier von rechts und links die ſtolzen Namen der engliſchen Geſchichte und wie bunte Bilder zu dieſem Adelsbuch ſpiegelten ſich im Themſewaſſer vor uns alle Bauſtile des Mittelalters, vom Tudor-Giebel an bis aufwärts zum Normannenturm.

So kamen wir bis Teddington und die Schleuſe paſſierend, die den äußerſten Punkt angiebt, bis wohin die Meerfluth vorzudringen pflegt, war es plötzlich, als ob die Landſchaft noch landſchaftlicher würde. Der Villen wurden weniger, bis daß ſie ganz verſchwanden; weidendes Vieh trat an die Stelle belebterer Plätze, und Mr. Owen, den es plötzlich berühren mochte, als führe er in ſeinem heimiſchen Pembrokeſhire den River Teifi hinauf, begann alsbald ein walliſiſches Volkslied zu ſingen, das trotz der Kapriolen, mit denen er es begleitete, niemand zu würdigen ſchien, als er ſelbſt. Alles war froh, als Mr. Taylors Porter-Baß zu guter Stunde God save the Queen anzuſtimmen und alle Verlegenheit in dem immer fahrbaren Kanal des altengliſchen Patriotismus abzuleiten begann. Eine Pauſe noch, dann hielten wir; vor uns lag Hampton-Court.

Miß Harper ſprang ans Ufer. Während ſie ſprang, fiel ihr der leichte Strohhut in den Nacken und ihr blauer Schleier flatterte weit hinter ihr im Winde. Es war, als flöge ſie. Mr. Taylor folgte und machte gravitätiſch den Ritter der übrigen Damen; dann ging es in

den Park, deſſen geſchorene Raſenflächen in jener Schönheit vor uns lagen, wie ſie den engliſchen Gärten eigen iſt. Ich erklärte das Schloß und ſeine berühmte Bildergalerie in Augenſchein nehmen zu wollen, wozu man mir aufrichtigſt gratulierte; aber man ſetzte auch allſeitig hinzu, daß man mich meinem Schickſal überlaſſen müſſe, da ſie ſamt und ſonders die Sehenswürdigkeiten von Hampton-Court ſo genau kennten, wie die Rippesſachen auf ihrem eigenen china board, und die Porträts ihrer Könige viel zu gut im Gedächtnis hätten, als daß es einer Gallerieauffriſchung bedürfe. Ich war herzlich damit einverſtanden; denn wenn es eine Strapaze iſt, Bilderausſtellungen zum hundertſten Male beſuchen zu müſſen, ſo iſt das Loos deſſen um kein Haar breit beneidenswerter, der bei dem höchſten Intereſſe für das, was er zu ſehen gedenkt, ſolchen widerwilligen Führern in die Hände fällt und durch lange Säle nnd Korridore hindurchgejagt wird, ohne etwas anderes als die Erinnerung an ein Schattenſpiel und das kaum mit nach Hauſe zu nehmen. Denn die Gelangweiltheit ſolcher Begleiter legt ſich wie ein Schleier über unſere Augen und ihr wiederholtes Gähnen verſchlingt unſere gehobene Stimmung bis auf den letzten Reſt. Ich war von Herzen froh, dieſer Gefahr überhoben zu ſein, und während meine Gefährten den Park durchſtreiften, ſchritt ich dem Schloſſe zu, deſſen Bauart und Bilderſchätze meine Erwartungen noch weit übertreffen ſollten.

Schloß Hampton-Court zerfällt in zwei verſchiedene Teile, die, wiewohl äußerlich miteinander verbunden, doch auf den erſten Blick ihre doppelte Abſtammung verraten. Die ältere Hälfte präſentiert ſich im Tudorſtil und zeigt denſelben in der ihm möglichſten Vollendung. Vier rechtwinklig auf einander geſtellte Häuſerfronten bilden einen Hof und während die beiden Seitenflügel nur aus langen ununterbrochenen Fenſterreihen beſtehen, ſtellen

die eigentlichen Fronten in ihrer Mitte zwei breite gothiſche Thorbauten zur Schau, deren Ecken durch abgeſtutzte, das eigentliche Portal nur wenig überragende Türme flankiert werden. Es iſt derſelbe von Bauverſtändigen belächelte Stil, in dem ſich bis zu dieſer Stunde der Paläſt von St. James darſtellt, ein Stil, der, wenn auch an Schönheit zurückſtehend, doch etwas Charakteriſtiſches, ich möchte ſagen etwas Männliches hat, das mich um deshalb für ihn einzunehmen wußte, ſo oft ich ihm begegnete.

Der neuere Teil des Schloſſes iſt aus der Zeit Wilhelms III. und ein Werk Chriſtoph Wrens, des berühmten Erbauers der Paulskirche. Das Ganze bildet wiederum ein geräumiges Viereck, deſſen unterſtes Geſchoß (nach der Hofſeite hin) auf ioniſchen Säulen die ganze Wucht des Hauſes trägt. Vermutlich gilt dieſer Neubau als der ſchönere Teil des Schloſſes; mir gilt der alte mehr.

Beide Teile haben ihre beſondere Sehenswürdigkeit, der neuere: die Bildergallerie, — der ältere: die große Banketthalle aus den Tagen Heinrichs VIII. Dieſe betritt man zuerſt. Sie iſt auch in England, dieſem Vaterlande der Hallen, ein Unikum, und übertrifft an Schönheit wenn auch vielleicht nicht an Ausdehnung, die berühmte Weſtminſter-Halle um ein Bedeutendes. Ich ſehe ab von jeder erſchöpfenden Beſchreibung, aber das Eine heb' ich hervor, daß dieſer mächtige Bau, in den wir wie in das Mittelſchiff einer gothiſchen Kirche treten, die Sonne der Anna Bulen aufgehen und die Huldigungen eines Hofes zu ihren Füßen ſah. Noch jetzt gewahrt unſer Auge die Buchſtaben AH. (Anna und Heinrich) wie ein Bild ihres Einſeins an verſchiedenen Stellen des Deckengetäfels; Buchſtaben, eingeſchnitten vielleicht, als ſchon die Schneide des Beils über dem Nacken der ſchönen Büßerin war. — Aus dem hohen gothiſchen

Fenster blickt, in Glas gemalt, jenes Tyrannengesicht auf uns hernieder, dessen leisestes Stirnrunzeln ein Todesurteil war, und vom Kamin her, charakteristisch und wohlerhalten, trifft uns das Auge Wolsey's, jenes stolzen Prälaten, dessen Klugheit die viehische Wildheit seines Königs wie einen Stier an den Hörnern hielt. Zwanzig Jahre lang! Dann kam die Stunde, die nicht ausbleibt, und seinen Führer hoch in die Lüfte schleudernd trat ihn das schäumende Tier mit Füßen.

Eine Tragödie ersten Ranges spielte sich innerhalb dieser Mauern und im Zeitraum weniger Jahre ab. Wolsey war auf seiner Höhe und wiegte sich in Sicherheit. Nicht die Dauer seines Glückes, nur die Dauer seines Lebens machte ihm Sorge und die klügsten Ärzte nach allen Seiten hin aussendend, gebot er ihnen, den gesundesten Platz in der Nähe Londons ausfindig zu machen. — Sie fanden Hampton-Court. Da entstand jenes Schloß und jene Halle, die noch heut von der Macht und Prachtliebe ihres Erbauers Zeugnis geben und am 13. Juni des Jahres 1525 war es, daß König Heinrich von London hernieder kam und einzog in den Prachtbau seines ersten Dieners, der sein Herr war. Da stand hier ein Thronhimmel und ihm zunächst der Polsterstuhl des Kardinals, da mischte sich unter die Banner der Tudors, die von allen Pfeilern herabwehten, das zudringliche Wappen des Kardinals und der priesterliche Hofstaat, darunter alter Adel des Landes, überstrahlte an Gold und Glanz die Schranzen des königlichen Hofes. Der König sah's und ein Schatten zog über sein Antlitz; da verneigte sich der geschmeidige Kardinal und sprach: dies hab' ich gebaut, daß es Deiner würdig sei; Hampton-Court ist Dein.

Das war ein königliches Geschenk; noch im Geben that es der Diener dem Herrn zuvor.

Glänzendere Tage kamen, die Tage Anna Bulens

und mit ihnen die Schicksalsstunde des Kardinals; zum ersten Male wagte er es, zwischen die königliche Leidenschaft und ihr Opfer zu treten und siehe da — er war das Opfer selbst. Über ihn hinweg ging der Hochzeitszug der Anna Bulen.

Und wieder andere Tage folgten. Wolsey lag vergessen auf einem Kirchhof in Leicestershire, seine Siegerin aber, nun selbst besiegt, schrieb jene schönen Sterbeworte: „Sie machten mich zur Königin und da ich auf Erden nicht höher steigen kann, machen sie mich heut zu einer Heiligen.“

Dann fiel ihr Haupt.

Und stiller ward's in Hampton-Court, bis die Braunschweiger kamen, die unberühmten George, die allen Ruhm dem Lande selber ließen. Die Wiederspiegelung vergangener Zeit begann, und hier in eben dieser Wolsey-Halle dehnte sich der Hof der Königin Charlotte auf Plüsch- und Polstersitzen und klatschte Beifall, als von der Bühne herab Shakespeares Heinrich VIII. oder der Sturz Wolsey's an ihrem lauschenden Ohr vorüberzog.

Doch lassen wir jetzt die Halle, um uns dem neueren Teil des Schlosses und seiner Bildergalerie zuzuwenden. Wir ersteigen eine schöne breite Treppe, freuen uns an den schlanken Ulanen-Gestalten, die, mit angefaßtem Karabiner, steif und stramm dastehen wie die Treppenpfeiler selbst, daran sie lehnen, und treten jetzt in den ersten jener Bildersäle ein, die in scheinbar endloser Reihe sich durch zwei Flügel des Palastes hindurch erstrecken.

Die Galerie von Hampton-Court hat keinen Weltruf wie die Dresdener, die Wiener und Versailler, der italienischen Schätze völlig zu geschweigen. Und in der That, wer lediglich von künstlerischem Interesse geleitet diese weiten Säle durchwandert, wird ziemlich unbefriedigt

sie wieder verlassen und selbst der National-Galerie — deren drei Murillos sie ohnehin vor der Verurteilung retten — im stillen Abbitte thun. Aber ich mache kein Hehl daraus, daß ich Galerien gelegentlich auch in anderem Interesse durchwandere, als um den Schönheitslinien Raphaëls nachzugehen, und welcher Hamptoncourt-Besucher gleich mir ein Gefühl für die englische Geschichte mitbringt, das an Lebhaftigkeit dem künstlerischen mindestens die Wage hält, der wird diese Zimmerreihen nicht ohne Erregung und Befriedigung durchschreiten können.

Es ist ein Revocabnehmen über die Träger der englischen Geschichte seit jener Zeit, die dieses Schloß entstehen sah. Die ersten Säle bieten wenig, bis plötzlich im dritten oder vierten das Auge durch eine Fülle von Porträt-Schönheiten wie geblendet wird. In oberster Reihe, zunächst der Decke, gewahrst du die schönen Buhlerinnen Karls II. und angesichts dieser lachenden Gesichter mit den koketten Ringellöckchen und den sinnlich aufgeworfenen Lippen, mildert sich dein Urteil über die Schwäche des liebenswürdigen Stuart. Je länger du verweilst, je mehr wirst du erschüttert in deinen festesten Grundsätzen, zumal wenn du zu Füßen jener verführerischen Weiber, in gleicher Höhe fast mit deinem Auge, die lachenden Porträts ihrer Söhne und Töchter gewahrst, zu deren angeborener Schönheit sich das durchgeistigende Bewußtsein gesellt: wir sind von königlichem Blut.

Weiter ziehen wir an Hunderten von Bildern aller Schulen gleichgültig vorüber, bis endlich der Hauptsaal der Galerie, schon durch seine Größe auffällig, sich vor uns aufthut und uns verweilen macht. Ich möchte ihn den Holbein-Saal nennen. Mindestens 20—30 Stücke des alten Meisters finden sich hier vereinigt und die ganze Tudorzeit — der er angehörte — tritt an eben

dieſer Stelle in ihren Hauptgeſtalten uns ſprechend entgegen. Da iſt Heinrich VIII. (drei oder viermal) und neben ihm — ſein Narr; da iſt Maria Tudor, reizlos und wie es ſcheint mit widerſtrebender Hand gemalt; da iſt Eliſabeth, in einer ganzen Reihe von Blättern: als Kind, als Mädchen, als Königin, als Greiſin ſelbſt und zwiſchen inne in einem perſiſchen Phantaſie-Koſtüm. Ich ſah nie etwas Entſetzlicheres. Da grüßt uns mit hoher ſprechender Stirn, über der eine turmhohe, abenteuerliche Friſur balanciert, die ſchöne Anna von Dänemark, die Gemahlin Jakobs I., jenes aufgeſchwemmten Vielwiſſers, der eiferſüchtig die Augen ſeiner Frau verfolgte, wenn ſie, wie zur Erholung, ausruhten auf der Schönheit eines jungen Schotten-Lords. Ein rührendes Lied blieb uns aus jener Zeit, ein Lied vom hübſchen Grafen Murray, der zur Unzeit ſeiner Königin gefiel und ſterben mußte, weil er ſchöner war als König Jakob ſelbſt. Das Lied iſt alt und lautet ſo:

Ihr hunten Hochlands Clane,
Was waret ihr ſo fern?
Sie hätten nicht erſchlagen
Lord Murray, euren Herrn!

Er kam von Spiel und Tanze,
Ritt ſingend durch die Schlucht —
Sie haben ihn erſchlagen
Aus Neid und Eiferſucht. —

Im Lenze, ach, im Lenze —
Sie ſpielten Federball,
Lord Murrays ſtieg am höchſten
Und überflog ſie all.

Im Sommer, ach, im Sommer —
Auszogen ſie zum Strauß,
Da rief das Volk: Lord Murray
Sieht wie ein König aus.

Im Herbſte, ach, im Herbſte —
Zu Tanze ging es hin,
„Mit Murray will ich tanzen!“
Rief da die Königin.

Er kam von Spiel und Tanze,
Ritt ſingend durch die Schlucht —
Sie haben ihn erſchlagen
Aus Neid und Eiferſucht. —

Ihr bunten Hochlands Clane,
Was waret ihr ſo fern?
Sie hätten nicht erſchlagen
Lord Murray, euren Herrn!

Armer Lord Murray, arme Königin! Aber euer Leid erliſcht vor einem größeren: dort aus ſchlichtem Rahmen heraus ſchaut, als weine ſie im tiefſten Herzen, das blaſſe Antlitz Maria Stuarts. Und doch war ſie noch halb ein Kind, als ſie dem Maler zu dieſem Bilde ſaß. Ein Kloſterſchleier umhüllt weiß und dicht das ſchmale, feine, geheimnisvolle Geſicht, das nichts hat von jugendlicher Heiterkeit, und es beſchleicht uns der Gedanke, als fühle ſie ſich unheimlich unter dieſen Eliſabethköpfen, die von allen Seiten her auf ſie herniederblicken.

Noch weitere Säle folgen, aber unſer Intereſſe hat ſeinen Höhepunkt erreicht und ſelbſt ein Paſtellbild „des alten Fritz“, der aus einer Geſellſchaft reifröckiger Prinzeſſinnen heraus uns mit ſeinem klaren Königsauge grüßt und unſer preußiſches Gefühl erwachen macht, feſſelt uns nur auf Augenblicke. Gleichgültig an mutmaßlichen Raphaëls (wo gäb' es deren nicht!) und noch mutmaßlicheren Michel Angelos vorüber eilend, erreichen wir aufs neue die breite Aufgangstreppe, deren Allan noch immer wie in Stein gehauen daſteht und die teppichbedeckten Stufen ſchnell herniedergleitend, atmen

wir auf, als nach der Schwüle, die uns von Saal zu Saal begleitete, jetzt plötzlich die frische Parkluft unsere Stirne kühlt und statt einer endlosen Reihe von Bildern jenes eine vor uns hintritt, das immer wieder mit seinem Zauber uns beschleicht.

Schnell durchflog ich die Gänge, von jenem Kraftgefühl beherrscht, das in der letzten Stunde eines Galeriebesuchs der Herr über alle anderen zu werden pflegt — vom Hunger.

Fünf Stunden waren seit jenem feierlichen Augenblick vergangen, wo Mr. Taylors erster Champagnerpfropf in die Luft paffte, und als ich so hin und her irrte, wandelte mich plötzlich wie ein Gespenst der Gedanke an: wenn du zu spät kämst, wenn alles vorüber wäre! Da weckten mich Stimmen und munteres Gelächter aus meiner finsteren Betrachtung und um mich blickend, gewahrte ich unter einem Kastanienbaum meine gesamte Begleiterschaft: die beiden Gentlemen stehend und schwatzend, die Ladies ins Gras gelagert und Kränze flechtend. Miß Harper warf mir den ihren zu und lachend fing ich ihn, wie einen Reifen beim Reifenspiel, mit meinem vorgestreckten Arme auf. „Ich glaubte, Sie hätten uns vergessen!“ rief sie schelmisch unter ihrem Hut hervor, und sah mich an, als wisse sie's doch am besten, daß keines Mannes Auge ihrer Lieblichkeit jemals vergessen könne. Dann erhob sich alles — gesunder Appetit umschlang uns mit einem Eintrachtsbande — und dem Boote zueilend, glitten wir in der nächsten Minute schon auer über den Strom hin an das jenseitige Ufer, wo eine prächtige, nach allen Seiten hin von Weidengebüsch umgrenzte Wiese wie geschaffen war für ein lustig verschwiegenes Diner. Eine Koppel Pferde, die im ersten Augenblick halb stutzig, halb neugierig die ungeladenen Gäste empfing, machte bald den bescheidenen Wirt und überließ uns das Terrain. Wir

aber hatten bereits den Stamm einer mächtigen alten Rüſter zu unſerm Lagerplatze auserſehen und, ehe eine Viertelſtunde um war, breitete ſich auf dem Raſen vor unſern bewundernden Augen eine wohlgedeckte Tafel aus. Reizend ſtach das weiße Linnen von dem ſaftigen Grün des Raſens ab, aber reizender noch ſchimmerte die gelbe Kruſte einer koloſſalen Hühnerpaſtete, die von den kunſtgeübten Händen der alten Miſtreß May gebacken, den gebührenden Platz in der Mitte der Tafel einnahm. An den vier Zipfeln des Tiſchtuchs ſchimmerten abwechſelnd die Staniolkuppen Mr. Taylors und die geſchliffenen, portweingefüllten Karaffen, die Mr. Owen und ich ſelber als Picknick-Kontingent geſtellt hatten; am linken und rechten Flügel der Rieſenpaſtete aber lagen in ſchlichter Brotgeſtalt die Gaben der Miß Harper: zwei Königskuchen, deren kleine Roſinen zahllos wie die Sterne am Himmel lachten. So war das Mahl; drum herum aber, auf den umgeſtürzten Kiſten und Körben, ſaßen ſieben lachende Menſchen und dankten in kindlicher Fröhlichkeit dem Geber aller Dinge. Der Portwein war längſt hin und die Hühnerpaſtete nur noch eine Ruine, da ergriff ich ein volles Glas Champagner, und mich hoch aufrichtend, ſchloß ich die Mahlzeit mit jenem Toaſte, der von Herzen kommend, in britiſchen Herzen noch immer ſein Echo fand: Old-England for ever!

Der verengländerte Deutſche.

Einer meiner Freunde erzählte mir: Gebrüder Miller ſind eine wohlbekannte Firma in der City von London. Vor Zeiten hießen ſie Müller und waren ſo loyale Berliner, wie ſie das Spandauer Viertel nur je in ſeiner Mitte ſah. Vor zehn Jahren vertauſchten ſie die Papenſtraße mit Morgate-Street und erſetzten den heimatlichen Klappkragen durch aufrechtſtehende Vatermörder. An dieſe — fuhr mein Freund fort — hatt' ich einen Kreditbrief in der Taſche. Guten Mutes trat ich bei ihnen ein und mich gegen zwei blonde Männer verbeugend, die am Pult einander gegenüber ſtanden, fragt ich, auf deutſch: „ob ich die Ehre habe, Gebrüder Müller" . . . . ? our name is Miller! unterbrach mich der Angeredete und ſchrieb weiter. „Ich bringe Ihnen Grüße vom Bankier Meyerheim . . . . very much obliged! . . . . und wollte mir erlauben, Ihnen dieſe Zeilen perſönlich zu übergeben." Müller II. nahm den Brief in Empfang, durchflog ihn und antwortete dann: to-morrow, Sir! ten o'clock if you please. Das war mir zuviel und beide Arme in die Seite ſtemmend, ſchnarrte ich im entſchiedenſten Jargon unſerer Heimat: „Wat! zwee Berliner un keen Wort deitſch nich? Shame, indeed!"

Ob wahr oder erfunden (mein Freund excelliert in

Anekdoten), jedenfalls darf ich versichern, daß die Gebrüder Miller aus dem Leben gegriffene Typen sind. Unter hunderterlei Namen bin ich ihnen in allen Kreisen der Gesellschaft begegnet und dem Niederdrückenden dieser Erfahrung hab ich nur den einen Trost entgegenzuhalten, daß das Jahr 48 dieser nationalen Verkommenheit ein Ende gemacht zu haben scheint. Was von dieser Misere bisher mir in den Weg trat, war in vormärzlicher Zeit über den Kanal gegangen. Nicht als ob ich — wie man geneigt sein könnte, aus diesem Lob zu schließen — den unbedingten Bewunderern jener Bewegungsepoche angehörte. Keineswegs. Aber die Untreue und die Maßlosigkeit, die Illoyalität und die Verkehrtheit jener Zeit, die so oft und so gebührend verurteilt worden sind, sollten uns die nationale Seite, diesen gesunden Kern jener Erhebung, nicht undankbar verkennen lassen und uns nicht blind gegen die Thatsache machen, daß ein deutscher Geist, wie ihn die Freiheitskriege sahen, erst unter den Gewehrschüssen des 18. März wieder erwachte, ähnlich wie der Frühling unter Donnerschlägen seinen Einzug zu halten liebt.

Selten nur trifft man im bunten Treiben der Weltstadt auf Einzelne jener Flüchtlinge, die der Sturm der letzten Jahre an die englische Küste geworfen hat; sie lieben Zurückgezogenheit und verkehren (mit Ausnahme eines in Kneipenroheit verkommenen Abhubs) geräuschlos unter einander. Aber häufiger fast, als einem lieb ist, begegnet man den „Landsleuten aus der alten Schule". Überall in der City — in den Lesezimmern des Lloyd wie an der Kornbörse in Mark-Lane, in den Docks-Kellern wie an den Eßtischen des Mr. Simpson — stößt man auf ihre unerquicklichen Gesichter; keiner aber lernt sie besser kennen als der Beneidenswerte, der in einer Kaufmannsstadt an der Nord- oder Ostsee zu Haus, ein Empfehlungsschreiben an diese oder jene

deutsch-englische Firma in seinem Lederkoffer mit herüberbringt, — und an die Erfahrungen solcher Bevorzugten richt' ich jetzt die Frage: ob es etwas Trostloseres giebt, als die Gestalt des „verengländerten Deutschen".

Der englische Kaufmann ist praktisch, ist auf Erwerb aus, ist Kaufmann durch und durch. Aber — vorausgesetzt, daß er jemals die Ader eines Gentlemen in sich hatte — so bleibt ihm diese wie eine Schutz- und Grenzlinie gegen den Schacher durch alle Phasen seines Lebens hindurch, und wenn er begreiflicherweise auch in der Einseitigkeit und Ausschließlichkeit seines Strebens nach Erwerb kein Gegenstand unserer besonderen Zuneigung werden kann, so können wir ihm doch um der Klugheit seiner Kombination und der Energie, Ruhe und Gradheit seiner Handelsweise willen, unsere Hochachtung nicht versagen. — Wie anders der deutsche Kaufmann, der herüberkommt! Ängstlich bemüht, an den englischen Kaufmann gleichsam hinan zu wachsen, hat er bei seinem Betreten britischen Bodens nichts Eilfertigeres zu thun, als unter der Aufschrift: „Sachen ohne Wert" das bißchen deutsche Liebenswürdigkeit, das er in Gestalt von Bonhommie, gemütlichem Spießbürgertum, Ungeniertheit und derbem Witze mit herüberbrachte, in die väterliche Wohnung zurück zu schicken, und ohne im geringsten das feine Auge für all die Vorzüge zu haben, die den englischen Kaufmann — und sei er der erwerbslustigste — noch immer charakterisieren, setzt er seinen ganzen Eifer daran, ihn in allerhand Manieren (natürlich immer die schlechtesten) zu erreichen, in Manipulationen und Kunstgriffen, die freilich am meisten in die Augen springen, aber den echten Engländer so wenig ausmachen, wie etwa das Dreinschlagen mit Kolben einen tüchtigen Offizier.

Dennoch ist der verengländerte Deutsche innerhalb der Geschäfts- und Handelssphäre nur **halb** er selbst.

Bereicherung! steht auf der Fahne jedes Kaufmanns und die ungeschickteren Hände, mit denen die deutsche Kopie des englischen Kaufmanns im Golde wühlt, die gierigeren Augen, mit denen er es verschlingt, wollen wir ihm nicht zu hoch in Rechnung stellen. Er ist eben nur eine Steigerung dessen, was jeder Kaufmann, auch der englische, mit ihm teilt, und selbst das Übermaß seiner Erwerbslust ist immer noch gleichsam zu Haus innerhalb des kaufmännischen Berufs. Aber widerlich wird diese Goldjagd auf anderen Gebieten und um so widerwärtiger, je geistiger das Gebiet ist, das der verengländerte Deutsche nicht verschmäht, durch seinen Schacher (wofür er den Ausdruck „praktische Richtung" hat) zu verunglimpfen. Die Künstler, die Schriftsteller, die Gelehrten — sobald sie dieser englischen Krankheit verfallen, machen ihr ganzes Thun zum bloßen Gewerbe und von einer liebenden Hingabe an die Sache findet sich keine Spur mehr. Kunst und Wissenschaft werden sich in solchen Händen niemals Zweck; sie sind nur Mittel. Nicht Mittel in jenem hohen Sinne, wie innerhalb der christlichen Kunst des Mittelalters; auch Mittel nicht in jenem erlaubten Sinne, wo sich das Leben selbst als Zweck ergiebt; nein, Mittel in jenem schlechtesten Sinne, Mittel zum Reichwerden, zur plötzlichen Erhebung und zum endlichen Nichtsthun, als süßem Lohn kurzer, lügnerischer Arbeit. Das Trostloseste sind die deutschen Ärzte, über die das Engländertum hereingebrochen ist. Ich wohnte mit einem solchen zusammen; er forderte und erhielt für ein kuriertes Schnupfenfieber 20 L. St. (130 Rthlr.) und erzählte mir unter Lachen den Fischzug, den er gehalten habe. Ich kannte auch das Opfer dieser Prellerei und habe die betreffende Rechnung mit Augen gesehen. Man spricht in Deutschland von interessanten Fällen und unsere Patienten sträuben sich dagegen, ein solcher zu sein. Verarg' es ihnen, wer mag. Aber unter allen Um-

ſtänden ſind ſie, um eben ihres Leidens willen, einer lebhaften und gleichſam nobeln Teilnahme von Seiten ihres Arztes ſicher. Solche intereſſanten Fälle kennt der deutſch-engliſche Arzt nicht; mit der Wiſſenſchaft hat er abgeſchloſſen, lernen oder verdummen gilt ihm gleich, und nur ein intereſſanter Fall iſt für ihn geblieben: die gefüllte Börſe eines Weſtend-Lords oder eines City-Kaufmanns aus dem Oſtindien-Viertel.

Ich habe mich bisher gemüht, ein Charakterbild des Deutſch-Engländers zu geben; wende ich mich jetzt ſeiner mehr äußeren Erſcheinung zu. Er ſpricht alle Sprachen mit Ausnahme des Deutſchen. In ſeiner Tracht und Haltung überengländert er den Engländer. Er hat beſtändig ſchwarzen Flor um den Hut, trägt Röcke, deren Taille mehr dem ſüdlichen Wendekreis des Steinbocks, als dem mittellinigen Äquator entſpricht, excelliert in buntfarbigen Sommerkravatten, ſcheitelt ſein Haar in der Mitte des Kopfes und verwendet alle möglichen Paſten und Schönheitswäſſer zur Herſtellung des (unüberſetzbaren) „egalen Teints“, dieſes entſcheidenden Kennzeichens des echten Gentleman. O ja, ſie lernen ihm ab, wie er ſich räuſpert und wie er ſpuckt, und nur ein letztes Etwas entgeht entweder ihrem Auge oder liegt jenſeits ihres Nachahmungstalentes. Dies Etwas iſt es dann, was ſchließlich doch einen Strich durch die Rechnung macht.

Ihre Taſchen liegen ſämtlich unterm Schutz eines Brama-Schloſſes, zu dem der Schlüſſel verloren gegangen iſt. Für ſchlechtweg Bedürftige haben ſie ein ſtereotypes Achſelzucken und für die Flüchtlinge der letzten Jahre einen bequemen und billigen Hohn.

Begegnet man ihnen in der Geſellſchaft, ſo ſuchen ſie das Flachſenfingen, wo ihre Wiege geſtanden, bis zum äußerſten hin zu verleugnen. Fallen ſie der Ehrlichkeit des vorſtellenden Wirts aber dennoch zum Opfer

und zieht Neugier oder Spottluſt ſie in eine vornehme Unterhaltung mit dem jungen Huronen, der keine glanzledernen Stiefel trägt und das Unglück hat, Deutſchland ſein Vaterland zu nennen, ſo beginnen ſie (verſteht ſich engliſch): „Wie befindet ſich Ihr König? Alles noch wohlauf bei Hofe? kein neuer Orden kreirt? kein Garde-Leutnant zum Kultusminiſter avanciert, oder kein Alt-Lutheraner General der Kavallerie geworden?“

So geht es fort. Wer möchte ihnen die Anerkennung verſagen, daß die Pfeile ihres Spottes gelegentlich treffen; aber dieſe Renegaten und verkommenen Söhne eines auch in ſeinen Schwächen noch großen und herrlichen Vaterlandes haben nicht das Recht, dieſe Pfeile abzudrücken. Ihr Weſen geht auf in Liebloſigkeit und Undankbarkeit gegen den Boden, der ſie gebar. Sie kennen nur Schattenſeiten und vergeſſen, daß hier, wie überall, der Schatten das Licht vorausſetzt. Sie verwechſeln die eigene Verkommenheit mit der vorgeblichen des Volkes, dem ſie angehörten, und halten die Einflüſterungen eines bornierten und ſelbſtgefälligen Egoismus für die Stimme der Freiheit und politiſchen Weisheit.

Der einſichtige Engländer (freilich wie überall ein kleiner Bruchteil) blickt beſcheiden auf die Beſonderheit ſeines durch Lage und Gang der Geſchichte bevorzugten Landes und iſt weitab, ſich perſönlich das Verdienſt von Dingen zuzumeſſen, die Gottes Ratſchluß ungleich mehr als der engliſche Nationalcharakter, geſchweige deſſen moderniſte Erſcheinung, hervorgerufen hat. Wilhelm III. konnte unterliegen, und England wäre unterm Scepter der katholiſchen Stuarts denſelben Weg wie die Staaten des Kontinents gegangen. Das verhehlt ſich kein gebildeter Brite.

England iſt kein Polizeiſtaat; aber warum nicht? weil es keiner zu ſein braucht. Disraëli ſelber ſprach

es aus: unſer Land hat keine Ahnung von der Macht und Ausdehnung jener Umſturzpartei, die auf dem Kontinent ihr Weſen treibt. Hätten wir Ähnliches, wir würden zu ähnlichen Mitteln greifen müſſen und der Londoner Philiſter, der ſeit 40 Jahren gewöhnt iſt, ſeinen Morgenimbiß in Geſellſchaft der Times oder Morning Poſt zu nehmen, würde ſich daran gewöhnen müſſen, ſeinen Frühſtücksgefährten von Zeit zu Zeit nicht erſcheinen zu ſehen.

So ſprechen Engländer. Der verengländerte Deutſche aber ſchimpft über Polizei und Soldateska, ſpricht von der Teilung Deutſchlands wie von einer abgemachten Sache, nennt Leibnitz einen Schleppenträger des Newton und Goethe-Schiller die Aushökerer des Shakeſpeare. „Ihr habt nichts als den Hegel — ſo ſchließt er — und den laſſen wir euch". Ihn widerlegen, hieße ihn ehren; man läßt lächelnd einen Strom ſolcher Thorheiten über ſich ergehen und ſchreibt Abends ins Tagebuch: bei Mr. N. einen Landsmann aus der alten Schule getroffen; einer wie alle: flach, eitel, undankbar!

Von Hydepark-Corner bis London-Bridge.

Es ist Sonnabend Nachmittag, die Sonne lacht so heiter nieder, wie's die dunstigen Straßen nur irgendwie gestatten, aber mir selber nimmt die Sonnenheiterkeit nichts von meiner irdischen Verstimmung und ich greife zu meinem letzten Erhebungs- und Zerstreuungsmittel, zu — einer Omnibusfahrt von Westend bis in die City.

Da kommt er schon mein alter Freund, der Royal Blue, der zwischen Hydepark-Corner und der Londonbrücke läuft, und indem ich seinen höchsten Platz mit der doppelten Raschheit eines deutschen Turners und Londoner Pflastertreters erklettere, rollt der Wagen in demselben Augenblick weiter, in dem er anhielt, mich aufzunehmen. Ein Blick nach links in den Hydepark und rechts auf den Triumphbogen des alten Siegesherzogs! nun aber die Augen gradaus und hinein in das Treiben Piccadillys, dessen Pflaster wir jetzt geräuschlos hinunterfahren.

Die erste Hälfte Piccadillys gleicht einem Quai: zur Linken nur erheben sich Paläste und Häuser, rechts aber dehnt sich, einer Wasserfläche gleich, der Green-Park aus und labt das Auge durch seinen Rasen und die freie Aussicht zwischen den Bäumen hindurch. Ein leiser Wind weht herüber und nimmt auf Augenblicke dem Tage seine Schwüle; mir aber wird freier um die Stirn und unter Lächeln gedenk ich meines Heilmittels, das sich wieder zu bewähren scheint.

Weiter geht es, der Quai verengert ſich zur Straße und verliert an Vornehmheit, ſchon aber biegt der coachman rechts in Regent-Street hinein, und die Zügel nachlaſſend geht es jetzt bergab und raſchet denn bisher dem ſchönen Waterloo-Platze zu. Vor uns ſteigt die York-Säule auf; Carlton-Houſe, der Sitz der preußiſchen Geſandtſchaft, zeigt uns ſeine hohen Eckfenſter; Palaſt neben Palaſt lagert ſich vor unſern Blick, aber ehe wir noch die Minerva-Statue auf einem derſelben mit Sicherheit erkannt haben, wendet ſich der Omnibus, links einbiegend, dem öſtlichen Ausläufer der Pall-Mall-Straße zu, und an Hotels, Kunſtläden und Klubhäuſern vorbei geht es dem eigentlichen Mittelpunkte Londons, dem Trafalgar-Square, entgegen.

Da ſind wir: die Fontänen thun das ihre (freilich nur ein beſcheidner Teil); der Sieger von Trafalgar ſchaut von ſeiner Kolonne herab; die National-Galerie zieht ſich, als fühle ſie die Schwächen ihrer Schönheit, beſcheiden in den Hintergrund zurück, und von Northumberland-Houſe hernieder grüßt uns der Wappenlöwe des Hauſes, der mit gehobenem Schweif dort oben frei in den Lüften ſteht und von den Percys, dem Löwengeſchlechte Alt-Englands, erzählt.

Immer weiter! Der Square liegt dicht hinter uns; das iſt der „Strand“, der ſein buntes Leben jetzt vor uns entfaltet. Er iſt die Verbindungslinie zwiſchen Weſtend und der City, und der Charakter beider findet ſich hier in raſchem Wechſel nebeneinander. Neben den immer zahlreicher werdenden Läden und den Theatern zweiten Ranges erheben ſich Paläſte wie Kings-College und Sommerset-House, und neben der Lady, die eben die Requiem-Probe oder das Oratorium in Exeter Hall verläßt, an deſſen Aufführung ſie ſich mit gutem Willen und ſchwacher Stimme beteiligte, ſchreitet der Affichenträger, dieſe originelle Erfindung

engliſcher Marktſchreierei, wie ein wanderndes Schilderhäuschen einher, deſſen papierne Wände nach allen vier Seiten hin ausſchreien: „Feuerwerk in Cremorn-Gardens“, oder „Raſiermeſſer, ſcharf und billig, Ecke von Strand und Cecil-Street“.

Mein Auge hält ſich rechts; kurze Querſtraßen laufen zur Themſe hin, mitunter blitzt der Strom ſelbſt blau und ſchimmernd hindurch. Wie lacht mir das Herz! aber die nächſte Nähe feſſelt aufs neue das Auge: Häßliches und Blendendes, Alltägliches und Niegeſchautes drängen ſich mit Blitzesſchnelle an uns vorüber. Hier zur Rechten ſcheinen die Dentiſten ihr Quartier zu haben. An den Fenſtern und Hausthüren begegnen wir künſtlichen, zierlich aus Elfenbein gedrechſelten Totenköpfen, die ſich geſpenſtiſch im Kreiſe drehen und mit ihren grinſenden Mauſezähnchen, ländlich ſittlich, die Annonce übernehmen: hier wohnt ein Zahnarzt.

Weiter! der „Strand“ erweitert ſich zu einem Kirchenplatz, aber nur um ſich plötzlich wieder zu verengen — und durch Temple Bar, das alte City-Thor, hindurch rollt jetzt unſer Omnibus in Fleet-Street hinein. Was iſt das? Tauſende ſperren an jener Ecke den Weg. „Weekly Dispatch“ oder „Illustrated News“, ich hab es vergeſſen, welches von beiden, ſteht mit rieſigen Buchſtaben an der Front des belagerten Hauſes. Was will man? hat ſich der Redakteur gegen die Souveränetät des Volkes vergangen? hat er eine Brot-Taxe beantragt? Nichts von dem allen. In Cheſter iſt heut Wettrennen, das iſt alles. Unabläſſig ſpielt der Telegraph von dort herüber und jede neue Meldung wird zu Nutz und Frommen des teilnahmvollen Publikums in großen Buchſtaben ſofort ans Fenſter geklebt. Unerklärliche Begeiſterung! Armes Volk iſt's, was ſich da drängt, Tagelöhner, die keine Geis geſchweige ein Pferd im Stalle haben, und doch will jeder wiſſen,

was 50 Meilen nördlich in Cheſter geſchieht und ob der „Lalla Rookh“ oder der „Wilberforce“ gewonnen hat.

Endlich ſind wir hindurch; der Menſchenknäuel ſchließt ſich wieder, während wir Farringdon-Street durchſchneiden und das anſteigende Ludgate-Hill in kürzerem Trab hinauffahren. Jetzt ſind wir oben, unmittelbar vor uns ſteigt der Maſſenbau St. Pauls in die Luft. Seine Glocken beginnen eben zu tönen, um den Sonntag einzuläuten. Aber ſelbſt die Stimme ſeiner Glocken wird überdröhnt und überraſſelt, denn immer näher kommen wir der Handelswerkſtatt der eigentlichen City und ſchon haben wir Cheapſide rechts und links. Welche Läden das, welche Fülle, welcher Glanz! Alle Früchte des Südens, dazwiſchen die großen ſpaniſchen Trauben, liegen hochaufgeſchichtet hinter den Spiegelſcheiben der Schaufenſter und ein Londoner Witzwort wird uns gegenwärtig, das da heißt: ein Franzoſe macht zwei Läden von dem, was ein Engländer ans Fenſter ſtellt.

Und nun Poultry, und nun die Börſe und die Bank! Von allen Seiten münden hier die Straßen ein, ſchon wird die Maſſe unentwirrbar und noch immer hat die City nicht ihr Letztes gethan. Südlich geht's, in King William Street hinein und der Londonbrücke unter verdoppelten Peitſchenſchlägen zu. Da iſt ſie, oder doch da blinkt ſie herüber, denn ſiehe, ſo nah am Ziel ſind wir noch weitab von ihm. Es iſt fünf Uhr und die City-Omnibuſſe haben ſich eben angeſchickt, alles, was die Woche hindurch am Pulte ſtand und die Comtoir-Feder hinterm Ohr trug, nach den aberhundert Vorſtädten und grünen Dörfern hinaus zu ſchaffen, die in meilenweitem Kreiſe die Stadt umgeben und nach denen die City-Menſchen ſich ſehnen, wie der Bergmann in ſeinem Schacht nach Gottes Sonne da oben. Hunderttauſende wollen hinaus, in dieſer Stunde, in dieſer Minute noch, und ſelbſt der London-Brücke und ihren Dimenſionen verſagen die Kräfte.

Tauſende von Fuhrwerken bilden einen Heerwurm; die lange Linie von King William Street bis hinüber nach Southwark iſt eine einzige Wagenburg und minutenlanger Stillſtand tritt ein.

Ich ſpringe hinab, ich dränge mich durch; treppab komm ich an den Landungsplatz der Dampfſchiffe, ich beſteige das erſte beſte und wieder ſtroman fahrend, ſchau ich von der Mitte des Fluſſes her dem Drängen und Treiben zu, das auf der Brücke noch immer kein Ende nimmt. — Die Flut kommt und bringt eine luſtige Briſe mit, ich nehme den Hut ab und ſauge die Kühlung ein. Mein Kopf brennt und fiebert, aber hin iſt alle Verſtimmung und mir ſelbſt zum Trotz murmle ich vor mich hin: dies einzige London!

Miß Jane.

Ich hatte Empfehlungsbriefe an Miß Jane. Als ich sie abgab, war sie aufs Land. Wochen vergingen; ich hatte die Briefe vergessen. Eines Morgens beim Frühstück erhielt ich folgende Zeilen:

> 10 Angel Terrace, New-Road (Pentonville). Miß W. empfiehlt sich Herrn F. und drückt ihm ihr lebhaftes Bedauern darüber aus, daß sie außerhalb der Stadt war, als Mr. F. die freundlichen Zeilen aus Deutschland ihr in Person zu überbringen gedachte. Miß W. würde sich Herrn F. sehr verpflichtet fühlen, wenn er ihr Gelegenheit zu mündlicher Äußerung ihres Dankes geben wollte und erlaubt sich ihm anzuzeigen, daß sie allabendlich nach 7 Uhr zu Hause ist. — Freitag Nachmittag.

Andren Tages schickt' ich mich an, dieser freundlichen Aufforderung nachzukommen. Es war Sonnabend und einer jener schwülen, staubigen Tage, wo man die Luft Londons wie den Puls eines Fieberkranken fühlte. Von meiner Wohnung aus bis Angel-Terrace war nicht allzuweit. Ich passierte Euston-Square und bog in die nördliche Lebensader Londons ein, die unter dem Namen New-Road von Paddington und Bayswater bis Pentonville und Islington läuft. Mein Weg führte gradaus; ich konnte nicht fehlen. Von Zeit zu Zeit blieb ich stehen und ließ den Wirrwar der Scene an mir vorüberziehn. Es war das erste Mal, daß ich in diese Gegend kam und so gewiß es London war, das nur ein neues Blatt seines

Wanderbuches vor mir aufſchlug, ſo gewiß doch war dies Blatt eben neu, und faſt vergaß ich im Anſchauen dieſes wechſelnden Treibens, daß mich andres hierhergeführt hatte, als die Luſt an einer Straßen-Studie. Dieſelbe Fülle von Leben lag hier vor mir wie in Piccadilly und Oxford-Street, und doch hatte alles wieder einen anderen, zum Teil völlig abweichenden Charakter. Die blitzenden Kaufläden fehlten ganz, Cabs und Gigs waren ſelten, kein modiſcher Frack in ganz New-Road, geſchweige das Barégekleid einer Lady von Stande. Nur Omnibus auf Omnibus jagte vorüber, Arbeiter in Jacke und Mütze hockten oben auf; — ein Augenblick Halt! und wieder weiter trabend wirbelte eine neue Staubwolke in den Straßenſtaub hinein. Trödelläden überall und Magazine für Auswanderer; an den Ecken aber das unvermeidliche Bierhaus. Freilich auch Reizendes bot ſich dar. Die Breite der chauſſierten Straße und ihre Bäume und Gärten thaten dem Auge wohl; und der Goldregen, der beſtaubt über die Eiſengitter hing, dazu das Auf und Nieder des Terrains, vor allem aber die dämmerblauen Hügel von Highgate, die von fern her in dies wüſte Treiben niederblickten, gaben dem ganzen Weg, der ſich vor mir hinzog, einen wunderlichen Miſch-Charakter von Landſtraße und Weltſtadt.

Kings-Croß hatt' ich paſſiert; die Häuſer zur Rechten wurden eleganter, Mädchen-Penſionate lagen hinter den Gittern und kündigten ſich durch klöſterliche Stille noch deutlicher an als durch Inſchriften oder das meſſingne Klingelſchild ihrer Miſtreß. So erreicht' ich Angel-Terrace. Als ich die Gitterthür hinter mir zuwarf, war es als ſei ich in eine neue Welt getreten. Das Gitter und das hohe Strauchwerk, das ſich an ihm entlang zog, lagen wie eine Scheidewand zwiſchen hier und draußen. Der Staub drang nicht durch und gönnte mir wieder einen freien Atemzug; ſelbſt der Lärm

brach ſich an jener hohen grünen Wand und klang wie fernes Summen und Rauſchen. Heiter ſchritt ich den Kiesgang entlang, der zwiſchen zwei blumenloſen und doch ſo erquicklichen Raſenplätzen hinlief und war eben im Begriff, den Klopfer zu faſſen, als die Thür ſich wie von ſelber öffnete und ein alter Herr mit freundlicher Stimme mir zurief: „Kommen Sie nur, Jane wartet ſchon!“ Es war ihr Vater. Wir traten in ein Zimmer zur Linken. Sein Anblick bot nichts Beſonderes dar; engliſche parlours gleichen ſich wie ein Ei dem andern. Miß Jane trat mir entgegen und reichte mir, nach ſchöner engliſcher Sitte ihre Hand. Es war eine weiße vornehme Hand. Die gewöhnlichen Begrüßungsworte wurden gewechſelt; dann nahm ich Platz. Das Waſſer im Keſſel ſiedete, der Alte nahm die Taſſen vom cupboard. Miß Jane löſte die Schalen von den zierlichen kleinen Krebschen, die auf dem Tiſche ſtanden, und ſprach und fragte zu mir herüber. Sie war nicht ſchön, nur ihre Augen waren es. Es lag ein Etwas in ihnen als lachten ſie gern, und zugleich doch ſah man, ſie hatten viel geweint. Ich kannte die Geſchichte Miß Janes; hätt' ich ſie nicht gekannt, ich hätte ſie aus dieſen Augen leſen können.

Ihr Vater war nach Deutſchland gegangen als ſie noch ein Kind war. Damals war er reich geweſen, faſt ein Millionär. Unter Glanz und Fülle war Miß Jane herangewachſen; ſie ſang, ſie ſpielte, ſie hatte berühmte Lehrer gehabt, ſie hatte in Konzerten geſungen und den Ertrag ihres Spiels der Armut in den Schoß geſchüttet. Nun ſang ſie auch und ſpielte und lehrte, aber nur für ſich und ihren Vater. Sie waren ſelber arm geworden. Das verwöhnte Kind, die vornehme Dame erwarb ihr Brot jetzt als engliſche Governeß. — Die Armut in Deutſchland hatte ſie leicht getragen; ſie hatte Freunde gehabt, deutſche Freunde, die den Menſchen

nicht nach Guineen wägen, — und in fremden Häuſern weiter genießend, was ſie einſt im eigenen geboten hatte, war ſie arm geworden ohne zu fühlen, was Armut ſei. Aber dieſe Tage des halben Glücks hatten nicht angedauert. Der alte Kaufmannsgeiſt war wieder über den Vater gekommen, es hatte ihn zurückgezogen nach England, nach London, nach der City, nach der alma mater des Handels; — er wollte wieder reich werden, wie er arm geworden war, und Jane hatte ihn begleiten müſſen. Sie hatten Wohnung genommen in der City, auf deren finſteren Kontoren der Alte wieder ſaß und rechnete wie 30 Jahre früher; er hatte das Glück aufs neue verſucht und vergeſſen, daß die Göttin nur die Jugend liebt und vorbeigeht an jedem weißen, ſorgenvollen Haupt. Alles ſchlug fehl; ſchwere Tage kamen; Miß Jane war entſchloſſen und ſuchte ihre Bücher und ihre Noten hervor. O, ſie war klug und ihre Stimme glockenhell, ſie brauchte ſich nicht lange umzuthun, und die Demütigung wenigſtens blieb ihr erſpart, ihre Dienſte vergeblich angeboten zu haben. Die mühevollen Tage einer governess begannen für ſie. Früh morgens nach King Croß, um den Omnibus abzuwarten, ſpät Abends heim mit dem Notenbuch unterm Arm. Wie viele dieſer blaſſen, abgehärmten Geſichter ſah ich auf meinen Kreuz- und Querzügen, wenn ich von London-Bridge bis Chelſea fuhr — wie eilten ſie die Treppe hinunter, um den Steamer nicht zu verpaſſen und wie ſchnell gings wieder über die hölzerne Brücke und über den ſchwankenden Pier hinweg, wenn das Boot anhielt bei Lambeth Palace, oder Vauxhall-Bridge! Wie oft hatte ich teilnahmsvoll in ſolche ſtillklagende Augen geblickt, nicht ahnend, daß ich ihnen einſt ſo nahe gegenüber ſitzen ſollte.

Und ſaß ich ſolchen Augen denn gegenüber? war das noch dieſelbe Miß Jane, waren das noch die um-

florten Augen, die mich bei meinem Eintritt begrüßt hatten? Sie lachten jetzt, als hätten sie nie geweint. Ein Zauber war wirksam geworden und dieser Zauber hieß Deutschland und deutsches Wort. Der Alte selbst ging auf in den Jubel seiner Tochter und die Erinnerung an zwanzig glückliche Jahre, die er unter uns verbracht, ließ ihn sein Engländertum und die fixe Idee neu zu erwerbenden Reichtums vergessen. Sein Herz floß über von Liebe und Dankbarkeit gegen unser Land und mehr denn einmal rief er: „Bei ihnen giebt es Menschen und Herzen, aber dies England hat nur Beine und Börsen.“ Vater und Tochter wetteiferten und der ganze Reichtum deutschen Lebens wurde mir an dieser Stätte gegenwärtig wie nie zuvor. Hundert kleine Züge unsres Lebens, übersehen sonst um ihrer Alltäglichkeit willen, machte mir hier die dankbare Rückerinnerung dieser Beiden wie zum Geschenk und ich erschien mir gleich dem reichen Hypochonder, der über Not und Elend klagt, weil er die Schätze seines Nachbars nicht mitbesitzt, bis ihm plötzlich die schwarze Binde vom Auge fällt und er sieht, was er lange hätte sehen können, daß er reich ist und immer war.

Von dem Abend an war ich ein häufiger Gast in Angel-Terrace; jede Klage über das selbstische England und jede Sehnsucht nach Deutschland hin fand dort ein lautes Echo. Wollt' ich Herzen haben, die sich mit mir freuten über Empfang eines Briefes aus der Heimat, so richtete ich meine Schritte New-Road hinauf, und als ich zum letztenmale diesen Weg ging, war mir's, als sollt' ich eine zweite Heimat aufgeben, um die erste wieder zu gewinnen.

Der Abschied war kurz; Miß Janes Augen lachten nicht mehr; der Alte war schweigsam. „Unsre Wünsche begleiten Sie; könnten wir es selbst!“ Das waren ihre letzten Worte.

Alte Helden, neue Siege.

Ich kam von Dulwich. Der Leſer kann nicht bereitwilliger ſein zu fragen: „was iſt Dulwich?“ als ich geneigt bin, ihm darauf zu antworten. Dulwich iſt eine Art Schönhauſen, ein freundliches Dorf mit Park und Wieſen, mit hohen Ulmen am Weg und Spalierroſen an den Häuſern, mit einem Schulgebäude im Königin Eliſabeth-Stil und einer Bildergalerie als Zugabe. Dieſe hatten wir beſucht. Es iſt bekannt, daß die engliſchen Galerien hinter denen des Kontinents zurückbleiben, und in der That, es ſollte einem ſchwer werden, hier den Rubens unbedingt lieben zu lernen, oder gar den Titian als das zu begreifen, was er iſt. Mit Ausnahme von einem halben Dutzend Murillo's, worin ſich die Galerien von London und Dulwich brüderlich teilen, fehlen überall die Gemälde erſten Ranges. Man begegnet Raphaëls, Correggios, Titians und ſelbſt (ungenießbaren) Michel Angelos, aber ſie blicken zum Teil ſo trübſelig drein, als hätte man ſie nur aufgeſtellt, um das Regiſter berühmter Namen vollſtändig zu haben. Dennoch haben dieſe engliſchen Galerien ihren Reiz und ihr Verdienſt. Wenn es ihnen verſagt blieb, das Beſte der großen italieniſchen Meiſter unſern Sinnen näher zu führen, ſo bieten ſie doch ſtets ein Beſonderes und Charakteriſtiſches dar und man verläßt kaum eine derſelben ohne das Gefühl: über dieſen oder jenen

Namen erſt jetzt den rechten Aufſchluß gewonnen zu haben. So hat die Vernon-Galerie (eine Sammlung ausſchließlich engliſcher Meiſter) ihren Hogarth und David Wilkins; ſo hat die National-Galerie ihren Claude-Lorrain; ſo haben die Säle in Hampton-Court ihre ſeltſamen, halb lächerlichen halb klaſſiſchen Holbeins und ſo hat die Dulwich-Sammlung ihre braunen Pouſſins. Schade, daß ſich einige von der Herde in die Räume der National-Galerie verirrt haben und dort, ohnehin an unrechter Stelle, neben den Madonnas, ihre bacchantiſch-ſinnlichen Tänze tanzen. Könnte man ſich entſchließen, dieſe mit genialer Ockerverſchwendung gemalten Satyrleiber, die grinſend ſchlafende Nymphen belauſchen, oder nüſternd ſie umſchleichen — der Dulwich-Galerie einzuverleiben, man würde eine Pouſſin-Sammlung haben, wie ſie nicht beſſer gewünſcht werden könnte. Dies Anſtreben einer wenigſtens einſeitigen Vollſtändigkeit — ein Zug, der überhaupt das engliſche Weſen charakteriſiert — iſt's, was der Mehrzahl dieſer Galerien einen Wert verleiht, den ſie anderweitig nicht beanſpruchen könnten, und was einen praktiſchen Takt bekundet, der vielen unſerer kontinentalen Bilderſammler als Richtſchnur dienen ſollte. Es iſt alter Weisheitsſpruch: nur das Erreichbare zu wollen. Weſſen Mittel nicht ausreichen, die Weltgeſchichte zu umfaſſen, der macht ſich nützlicher, wenn er die Chroniken von Müncheberg oder Treuenbrietzen ſtudiert, als wenn er die römiſchen Kaiſer mechaniſch auswendig lernt; und reiche Bankiers, die gewiſſenhaft mit einem Prozent ihres jährlichen Überſchuſſes „der Kunſt aufhelfen wollen," thun beſſer eine Sammlung von Meyerheims, Koeckoecks oder Jordans an den Wänden zu haben, als das „Sümmchen" an einen zweifelhaften Titian, wie z. B. „Venus und Adonis," zu ſetzen, wovon, wie ich glaube, ſieben echte Exemplare exiſtieren.

Ich kam alſo von Dulwich; und, in die Omnibus-Ecke gedrückt, verſuchte ich zu ſchlafen. Aber umſonſt! Wer kennte nicht jenen unbehaglichen Zuſtand, wo der abgeſpannte Körper keine Freude am Wachen hat und der Geiſt zu aufgeregt iſt, um uns das Schlafen zu erlauben. Die alten bewährten Mittel: bis hundert zählen, und Meilenſteine Revue paſſieren laſſen, waren bereits erfolglos durchprobiert, ſo deklamierte ich denn in humoriſtiſchem Ärger:

„Schlaf, holder Schlaf,
Des Menſchen zarte Amme, ſag, was that ich,
Daß Du mein Auge nicht mehr ſchließen willſt
Und meine Sinne in Vergeſſen tauchen."

Aber auch die rührende Bitte König Heinrichs fand kein Ohr und ließ den Knicker Morpheus kein Körnchen Mohn aus ſeiner Kapſel fallen. Ein Engländer neben mir las die „Times". Einen Augenblick war ich geneigt, ihn zu beneiden und feſt entſchloſſen, mich an der nächſten Ecke nach ähnlicher Lektüre umzuthun, aber noch rechtzeitig ward ich andern Sinnes. Zwei „Times" leſende Omnibus-Nachbarn ſind gerade ſo ein Ding der Unmöglichkeit, wie zwei Freunde, die Arm in Arm gehen und jeder einen Familien-Regenſchirm aufſpannen wollen. So ſah ich denn über die nachbarliche Zeitung hinweg und begnügte mich damit, die ringsherum geklebten Omnibus-Annoncen: „letzte Woche von Albert Smiths Beſteigung des Mont-Blanc;" „Webſters wohlriechende Sparſamkeits-Nachtlichte;" „Surrey-Theater! Unerhörter Triumph! Balfes neue Oper; „„Der Teufel ſitzt drin!"" (The devil is in it) mit Schlußfeuerwerk," — zum hunderſtenmale durchzuſtudieren. Man male ſich mein Erſtaunen, als ich unter den alten Bekannten plötzlich einen Fremden gewahrte, der mir in rot und blauen Buchſtaben zurief: „Cricket!! Wettſpiel zwiſchen elf Greenwich-Penſionären mit einem Arm und elf Chelſea-

Penſionären mit einem Bein. Eintrittspreis: Sixpence. Ort: Kennington-Oval.“ Das war was nach meinem Geſchmack; von Müdigkeit keine Spur mehr: an Vauxhall-Bridge ließ ich halten und hatte die eine Sorge nur, vielleicht zu ſpät zu kommen; denn die Sonne ſtand bereits tief am Himmel.

Während ich raſch zuſchritt, nahm meine Beſorgnis freilich bald eine andere Geſtalt an. Mir fiel ein Gedicht, halb Lied halb Ballade, ein, das eine ähnliche Situation behandelt wie die, dos ich zuſchritt; und während das Mißbehagen wieder lebendig in mir wurde, mit dem ich das ſonſt zierlich und reizend gearbeitete Gedicht ſtets betrachtet hatte, ſtand ich einen Augenblick auf dem Punkte, das ſeltſame Schauſpiel dran zu geben. Jene Ballade ſpricht von einem alten Stelzfuß, der — einſt Schillſcher Huſar und mit unter den Kämpfern von Stralſund — nun im geflickten Rollet inmitten der Jahrmarktsbuden ſteht und vergnüglich dem Karuſſelſpiel der Kinder zuſchaut. Die türkiſche Muſik wird wilder, die hölzernen Pferde drehen ſich raſcher, die Kinder jubeln lauter und ſiehe da, das alte Huſarenherz wird wie von alter Zeit berührt, und Spiel und Wirklichkeit zuſammenwürfelnd, ſchwingt er ſich auf eines der fliegenden Pferde und „jagt hinein in vergangenes Glück.“ In glatten Verſen macht ſich ſo was recht gut, aber des Pudels Kern wollte mir nimmer behagen. Das Alter wird kindiſch; gewiß! aber ich mag dieſe Wahrheit an keinem Schillſchen Huſaren demonſtriert ſehen. Nichts troſtloſer, als heruntergekommene Ehre oder gar kindiſch gewordener Ruhm.

Das waren meine Gedanken als ich in das Kennington-Oval, eine ringsum eingezäunte, wunderſchöne Parkwieſe eintrat. Ein Blick auf das Spiel, und alle meine Bedenken waren dahin. Das war kein kindiſches Weſen, keine verzerrte Luſt, das war die Heiterkeit, die

den Mann ziert, und ihn doppelt ziert, wenn er ein Held. Das ganze Schauspiel bot den Anblick eines Amphitheaters. Stühle und Bänke waren der erste Rang, der, von mehr als tausend geputzten Menschen besetzt, sich in weitem Kreis um die Spielenden herumzog; der Bretterzaun bildete die zweite Galerie, darauf die abgeschworenen Feinde des Entreezahlens in bekannter Reiter-Attitüde saßen, jeden Augenblick zur Flucht bereit; und endlich über den ganzen Schauplatz hinweg, blickten ringsumher die Häuser und Balkone, auf denen die Ladies standen und bald auf das Spiel, bald in die untergehende Sonne schauten. Es war unendlich lieblich, und ein mäßiger Trompeten-Virtuos, der seine Stückchen in die Abendluft hineinblies, gab der ganzen Scene etwas von dem Zauber, den die Klänge unseres lieben, gestorbenen Posthorns über jede Landschaft auszugießen wußten.

So war die Scene; wie aber standen Spiel und Spieler? Die Entscheidung war nah, die nächsten Minuten mußten zeigen, wer Sieger sein sollte: Greenwich oder Chelsea. Die Chelseamänner, in ihren langen Röcken von englisch-rotem Tuch, standen um drei Nummern besser, aber die Männer von Greenwich mit ihren matrosenblauen Jacken und dem ehrwürdigen Dreimaster auf dem Kopf waren am Spiel und ein guter Treffer konnte den Sieg wieder auf ihre Seite bringen. Viele hatten ihre Hüte zur Erde geworfen und das spärliche weiße Haar der Greise flatterte im Winde. Es waren fast lauter Siebziger: bemooste Häupter von Trafalgar und selbst von Abukir, und wer seinen Arm bei Navarino gelassen hatte, war nur ein Fuchs. Da standen nun die alten Schöpfer und Träger britischen Ruhms, kaum minder eifrig als an Bord der Dreidecker, wenn die berühmte Enterbrücke Nelsons fiel; und Matrose und Soldat, die so oft gemeinschaftlich ihre Hände nach dem Kranz des Ruhmes ausgestreckt

hatten, hier ſtanden ſie ſich blitzenden Auges einander gegenüber und forderten ihn jeder für ſich. Wie geſagt, Greenwich war am Spiel, und ein Alter mit einem Arm und einem Bein*) (ein völliger Krüppel und doch ein ganzer Mann) ſtand, die Kelle feſt in der Hand und kein Auge von ſeinem Gegner laſſend, vor den drei Gitterſtäbchen ſeines Spiels und parierte den anfliegenden Ball mit ſicherem Blick und feſter Hand. Dreimal hatte er ihn zurückgeſchlagen, aber nicht weit genug, um mit ſeinem Stelzfuß den Hin- und Herlauf, den das Spiel vorſchreibt, zu wagen; aber jetzt, beim vierten Schlage, war das Glück mit ihm und mit der Ehre von Greenwich. Weit über das Feld weg flog der Ball und ſchnell berechnend, daß er den vorgeſchriebenen Weg werde dreimal zurücklegen können, ſetzte er ſich jetzt, auf und ab, in Geſchwindſchritt. Aber an einem Haare hing der Sieg: ehe er zum drittenmale die Stäbe erreichen konnte, war ſein Gegner (den er unterſchätzt haben mochte) dem Ziele näher als er ſelbſt. Was thun? Greenwich ſchien verloren; da ſieh, mit ſchneller Geiſtesgegenwart warf ſich der Alte zur Erde nieder und ſchon im Fallen die Kelle vorſtreckend, durchmaß er im Nu die acht Fuß Entfernung, die ihn noch von den Gitterſtäben trennten. Nicht er, aber die äußerſte Spitze ſeines Holzes war am Ziel. Ein Beifallsſturm erhob ſich ringsum; auf den Balkonen winkten die Damen mit ihren weißen Tüchern und die unermüdliche Trompete ſchmetterte Tuſch. — Das Spiel war aus und Greenwich Sieger.

Aber das wäre ein ſchlechtes engliſches Feſt, das nicht ein Feſtmahl hätte! Geſchäftige Hände ſchleppten

*) Das Spiel lautete: „elf mit einem Bein gegen elf mit einem Arm;“ es blieb indes jeder Partei unbenommen, ſich mit weniger Gliedmaßen zu begnügen, weil begreiflicherweiſe die Chance des Gegners dadurch wuchs.

Eichentiſche herbei, Kellner und Mägde trugen Beef und Pudding in dampfenden Schüſſeln auf, und ehe zehn Minuten vorüber waren, ſaßen die Gegner in bunter Reihe am Tiſch, ſchwatzend wie am Wachtfeuer nach ſchwergethaner Kriegsarbeit, und ſchwenkten die Zinnkrüge, auf die das weiße Licht des Mondes fiel. „Die Königin hoch! Die Flotte hoch!“ ging's im Kreiſe herum; weiter vernahm ich nichts, denn leichte Wolken hatten ſich inzwiſchen über den Mond gelagert und aus dem nachbarlichen Garten von Vauxhall ſtiegen ziſchend drei Raketen in die Luft. Mein Auge hatte nicht Zeit, ſich von ſeinem Erſtaunen zu erholen, denn plötzlich flammte, unter Blitzen und Knattern, der ganze Garten auf: Schwärmer und Feuerräder, Sonnen- und Bienenkörbe; — es war als flöge der „l'Orient“ zum zweitenmale in die Luft.

An den Eichentiſchen aber ſaßen bei Porter und Ale die Helden jenes Tags und manches anderen, unangefochten von der Erinnerung an ſich ſelbſt; denn der Menſch vergißt alles: ſeine Liebe, wie ſeinen Haß, und ſelbſt auch — ſeinen Ruhm.

Der Fremde in London.

Ich hörte einmal irgendwo die Hypotheſe, daß unſere Erdachſe vor Zeiten anders gerichtet geweſen wäre, daß wir einen andern Nord- und Südpol gehabt hätten und daß ein mildes Italien in Kamtſchatka vielleicht und ein eiſiges Spitzbergen in Sumatra zu Hauſe geweſen ſei. Ich laß es dahin geſtellt ſein, wie viel und wie wenig es mit dieſer Erdverdrehungstheorie auf ſich haben mag, muß aber meine Anſicht dahin bekennen, daß innerhalb jener Geographie, die ihre Karten nicht nach Ländern und Völkern, ſondern nach gewiſſen moraliſchen Eigenſchaften entwirft, ſolche Revolutionen an der Tagesordnung zu ſein ſcheinen. Die deutſche Treue z. B. wo iſt ſie hin? Und die biederen Schweizer, wo ſind ſie geblieben? Der Großtürke kultiviert die chriſtliche Sittenlehre und China ſchneidet ſeinen Zopf ab. Das galante Frankreich geht in die Kirche und überläßt die Vertretung ſeiner Artigkeiten den Zoll- und Mauth-Beamten; der Holzſtoß des ſpaniſchen Inquiſitors iſt niedergebrannt und die engliſche Hoſpitalität liegt unter'm Leichenſtein.

Alt-Englands Gaſtfreundſchaft iſt nur eine Phraſe noch, im günſtigen Fall eine Ausnahme. Sie lebt in alten Geſetzesparagraphen, aber ſie iſt erſtorben in den Herzen; das Land ſteht offen, aber die Häuſer ſind zu. Ich erhalte Briefe von Zeit zu Zeit (aus Surrey und

Eſſex), in denen die Wendung „our english hospitable house“ in jeder dritten Zeile wiederkehrt; aber der ohnehin bedenklichen Verſicherung dieſer Gaſtfreundſchaft folgt immer das Bedauern auf dem Fuße, „aus dieſem oder jenem Grunde an Ausübung derſelben verhindert zu ſein“, und nach einigen in höchſter Artigkeit gewechſelten Briefen nimmt man Abſchied von einander, ohne ſich jemals mit Augen geſehen zu haben. Die Hoſpitalität Alt-Englands iſt tot, und der mag es doppelt bedauern, dem es, gleich mir, in frühern Jahren vergönnt war, dieſen liebenswürdigen Zug des engliſchen Volkscharakters in vollſter Blüte kennen zu lernen. Im Jahre 44 verbracht' ich einen ſchönen Mai in dieſem Lande. Wie war da alles anders. Mein Fremdenpaß war eine Art passe par tout und jede in ſchlechtem Engliſch geſchriebene Zeile ein ſelbſtausgeſtellter und doch vollgültiger Empfehlungsbrief. Auf der Straße fand ich freundliche Führer, an öffentlichen Orten willfährige Dolmetſcher und an der table d'hôte meines Gaſthauſes Tiſchgenoſſen, die mich in ihre Familien einführten und einluden zu Sonntagsbeſuchen auf ihre Villen und Landhäuſer. Mir war es mitunter, als durchlebt' ich einen Traum, als ſei ich an die Küſte einer Zauberinſel geworfen, und wenn ich aus dieſem Traum mich ſelbſt erweckte, ſo beſchlich mich ein Mißtrauen gegen ſolch' Übermaß von Freundlichkeit. Es war zuviel, als daß ich nicht hätte nach Motiven voll Selbſtſucht ſuchen ſollen.

Acht Jahre ſind ſeitdem vergangen und an die Stelle einer Liebenswürdigkeit, die den Argwohn rege machen konnte, iſt nun ſelber der Argwohn getreten. Ein Fremder ſein, heißt verdächtig ſein. Die Flüchtlinge, die das Jahr 49 an dieſe Küſte warf, haben teils mit, teils ohne Schuld den Fremden diskreditiert. Im Gefolge von Patrioten und Ehrenmännern, die dankbar dieſe Zufluchtsſtätte betraten, überflutete aller-

hand Gesindel die Straßen und Plätze Londons, und an die Stelle herzlichen Willkomms trat alsbald Abneigung und Ekel. Hundertfacher Mißbrauch des Asylrechts rechtfertigte die Kälte und Abgeschlossenheit nur allzusehr, die englischerseits alsbald zum guten Ton zu gehören begann, und die Dürftigkeit der Erscheinung, die Not, Armut und Abgerissenheit der Fremden vollendete, was der Undank gegen gebotene Gastfreundschaft zu thun noch übrig gelassen hatte. Dieser Punkt ist wesentlich. Der Engländer begreift es entweder nicht, daß unter einem zerrissenen Rock das Herz eines Gentleman schlagen kann, oder das Absehn von Äußerlichkeiten ist ihm so völlig unmöglich geworden, daß er lieber mit einem Laster in Frack und Handschuh, als mit einer hemdsärmlichen Tugend verkehrt. — Der Fremde bringt es zu keiner Gemütlichkeit mehr in diesem Lande. Im Gegensatz zum preußischen Landrecht, das jeden Menschen a priori für unbescholten hält, gilt hier jeder Fremde für bescholten, so lange er nicht das Gegenteil bewiesen hat. Der billig denkende Fremde erklärt sich das und entschuldigt's, aber unter allen Umständen nimmt es seinem Wohlbefinden die eigentliche Lebensluft und er erscheint sich überall wie ein vor Gericht Befindlicher, der sich unbehaglich umschaut, auch wenn er mit dem reinsten Herzen von der Welt an die Barre tritt. Unter einem Verdacht sein, ist immer halb schuldig sein.

Es macht wenig Unterschied, ob man Empfehlungsbriefe hat oder nicht. Hat man keine, so sucht man natürlich sich selber zu empfehlen und Talente und Persönlichkeit nach Kräften wirken zu lassen. Im glücklichsten Falle mißglückt es nicht geradezu, man macht eine Bekanntschaft, sei's zu Haus, sei's am öffentlichen Ort; aber es ist wenig gewonnen damit. Man erobert sich eine frostige Artigkeit, auch wohl — den Damen gegenüber — ein munteres, lachendes Geschwätz, aber

so oft man sich auch sehn und scheinbar herzlich begrüßen mag, man kommt sich nicht näher, und der Verdacht, unter dem der Fremde als solcher steht, bleibt auch im besondersten Einzelfall immer derselbe. Dieser Verdacht muß bleiben, denn ein für allemal sei hier der Grundsatz aufgestellt: der Engländer ist praktisch, aber ohne Menschenkenntnis. Er ist betrogen worden und nun sind alle Betrüger. Diesen Grundsatz hält er aufrecht, nicht blos, weil er's für praktisch hält, sondern weil er faktisch der Fähigkeit entbehrt, den ehrlichen Mann vom Beutelschneider zu unterscheiden. Blind, wie er sonst in seinem Vertrauen war, ist er jetzt in seinem Argwohn, und der Fremde, der noch die alten Zeiten kannte, seufzt, wenn er an die schönen Tage zurückdenkt, wo vierundzwanzig Stunden ausreichten, ihn „zum Kind vom Hause" zu machen.

Und nun Empfehlungsbriefe! Sie füllten ein ganzes Fach in meinem Koffer und wogen schwer, aber ihr Segen wog federleicht. Was haben sie mir, mit Ausnahme von einem oder zweien, eingetragen, als einen glänzenden, langweiligen Abend. — Es ist Frühstückszeit. Der Briefträger schlägt dreimal mit dem Ring des Klopfers an den gußeisernen Löwenkopf, und die zierliche Mary, in weißer Schürze und getolltem Morgenhäubchen, überreicht mir in der nächsten Minute einen feingeränderten Stadtbrief. Welch elegantes Siegel, welch feiner Lack! Ich öffne; auf einer Visitenkarte finde die lakonischen Worte: „Ms. Butler wird am Freitag Abend zu Hause sein." Der Freitag kommt; es ist neun Uhr abends; ich springe in einen Cab: „Park-Lane" ruf ich dem Kutscher zu, und eh' ich noch die engen Glacéhandschuh meinen Fingern angepaßt habe, hält der im schnellsten Trabe fahrende Cab an Ort und Stelle, die Wagenthür wird aufgerissen und unter einem zeltartigen Gange, über gelegte Decken hinweg, eil' ich

dem in hundert Lichtern blitzenden Hause zu. Ein dicker Portier ruft meinen Namen, ein Bedienter auf dem ersten Treppenabsatz wiederholt ihn echohaft, ein dritter schreit ihn (natürlich falsch und unverständlich) in den Empfangssaal hinein und im nächsten Augenblick hat mich der Herr des Hauses bereits an einer Handschuhspitze, um mich der im Parade-Anzug dasitzenden Lady und ihren Küchlein vorzustellen. Einige Salon-Redensarten werden gewechselt, bis ein zweiter vorzustellender Schwarzfrack mich ablöst und meinem Rückzug in eine der Zimmerecken kein weitres Hindernis im Wege steht. Die Fenster sind hoch, die Gardinen sind blau; der Kronleuchter brennt wie überall und die Virtuosen bleiben nicht aus. Ein Sohn vom Hause beginnt mit einem Burnsschen Liede; man lobt die Komposition, um doch etwas zu loben. Dann nimmt ein Saison-Löwe, ein Violinist ersten Ranges, seine Geige zur Hand und spielt brillant, wie sich von selbst versteht. Es folgen Virtuosen auf allen Instrumenten. In einer der Pausen schüttelt mir der Wirt die Hand und fragt mich, ob ich dem Parlamentsmitgliede für Finsbury vorgestellt zu werden wünsche? Ich drücke ihm mein lebhaftestes Verlangen aus. In demselben Augenblick aber setzen sich die beiden ältesten Töchter an den Polysander-Flügel, um in einem quatre-mains dem anwesenden Virtuosentum ein Paroli zu bieten, und der halb aufgeregte, halb besorgte Vater verabschiedet sich, ohne den Kreis meiner Bekanntschaften durch den Vertreter für Finsbury erweitert zu haben. Inzwischen findet eine starke Auswanderung nach einem der Nebensäle statt, und mich auf gut Glück dem allgemeinen Strome überlassend, werde ich endlich an ein Büffet geworfen, das mit seinen Sherry-Karaffen und Selterser-Flaschen zu den erfreulichsten Bekanntschaften des Abends zählt. Hier endlich entdecke ich einen Freund, einen deutschen Professor. Er flüstert

mir zu: wie finden Sie's?, schlürft, ohne meine Antwort abzuwarten, eine zweite Tasse Thee hinunter und nimmt mich unter'n Arm, um zunächst in der Garderobe, dann über Flur und Treppe hinweg in einem herbeizitierten Cab mit mir zu verschwinden. Wie langweilig! seufz' ich in das Ohr des Landsmanns. „Mit nichten!" antwortete er gähnend — „Sie werden es schlimmer kennen lernen." Und fort rollt der Wagen.

Nach zwei Tagen eine abgegebene Karte und das Lied ist aus. Der Empfehlungsbrief hat seine Schuldigkeit gethan. Seine Kraft wirkt nur einmal wie Schießpulver. Der Leser spricht: das ist die große Stadt überhaupt. Gewiß! nur entschiedener, ausgeprägter, ausnahmsloser. Man giebt ein halbes Dutzend ähnlicher Briefe ab und überzeugt sich endlich von der Unabänderlichkeit seines Schicksals. Die Heimat, in nicht rastender Liebe, versorgt uns mit immer neuen rotgesiegelten Reservetruppen, aber der Mut ist hin, um sie ins Feld zu führen. Man empfängt sie lächelnd und fest entschlossen, hinfüro weder sich noch andre zu bemühen, besteigt man um die übliche Visitenstunde statt des Cabs den Steamer, und zwischen London-Bridge und Vauxhall auf- und niederfahrend, vergißt man — auf Augenblicke wenigstens — vor der Größe des sich entfaltenden Schauspiels jenes Eine, das zum Glücke fehlt — das Menschenherz und seine Liebe.

The hospitable english house.

Lieber kleiner Mr. Burford, wie gern gedenk' ich Deiner! Es sind nun volle acht Jahr, daß ich an Deinem Tische saß, aber Dein gastlich Haus ist unvergessen geblieben. Ich habe auch diesmal nach Dir gefragt, aber man kannte Dich nicht mehr. Bist Du hinüber? Ach, mit Dir ist vieles andere noch gestorben, — die ganze Hospitalität Deines Landes. Mag der Tag mir wieder lebendig werden, wo ich zum erstenmale durch die Gänge Deines Parkes schritt, und die Sonne so freundlich lachte und Deine Augen dazu.

* * *

Es war in einem Londoner Hôtel; meine deutsche Reisegesellschaft hatte mich im Stich gelassen; unter lauter fremden Gesichtern saß ich an der Table d'hôte. Bald merkte ich, daß ich der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war: es galt damals noch was, ein Fremder zu sein. Einige Worte wurden gewechselt; man fragte mich, wie lange ich in London sei, was ich gesehen habe, und da ich eben aus der Vernon-Galerie kam, waren wir bald in lebhaftem Gespräch über englische Maler und Malerei. Als ich, nicht ohne Absicht hinwarf, daß David Wilkie und neuerdings namentlich Landseer bei uns in Deutschland sehr wohl gekannt und gewürdigt seien, konnte ich deutlich wahrnehmen, welche Freude das auf allen Gesichtern hervorrief; sowie ich denn — damals wie jetzt

— vielfach zu bemerken Gelegenheit fand, daß Selbstgefühl und Bewußtsein eigenen Wertes die Engländer gegen Anerkennung von außen her durchaus nicht unempfindlich gemacht hat. Es ist mit dem Nationalgefühl wie mit dem Künstlerstolz: wie guten Grund sie haben mögen, über Schmeichelei sind beide nicht erhaben.

Mein Nachbar zur Rechten, ein kleiner hagerer Mann, dessen Gesicht unerschöpfliches Wohlwollen ausdrückte, schloß mich ganz besonders in sein Herz, und lange bevor es mit der Tafel zur Neige ging, erklang das bekannte, alle Freundschaft einleitende Wort: can I have the honour to drink a glass of wine with you? Ich war begreiflicherweise nicht abgeneigt, mich bei einem vortrefflichen Sherry nach bester Kraft zu beteiligen, und als wir nach einer lebhaft durchschwatzten Stunde uns erhoben, war die Freundschaft geschlossen. Beim Abschied lud mich der kleine Mann ein, ihn nächsten Sonntag auf seiner Villa zu besuchen, entwarf in aller Eile einen Reiseplan für mich, und schied dann, nachdem ich frohen Herzens zugesagt hatte. Das englische, schwer zugängliche Familienleben kennen zu lernen, war mein lebhafter Wunsch gewesen; er sollte mir nun erfüllt werden.

Sonntag, mit dem Frühzuge, der damals (bis Croydon wenigstens) für Dower und Brighton noch ein gemeinschaftlicher war, brach ich auf; bald war Annerley-Station erreicht; hier stieg ich aus, um den Rest meiner kleinen Reise zu Fuß zu machen. Es mochte noch eine halbe deutsche Meile sein. Der Weg führte mich abwechselnd durch Saatfelder, Dörfer, Laubholz, Hecken, Bruch und Weideland; es war nur eine halbe Meile, aber die Grafschaft Kent, der Garten Englands, stellte alle hundert Schritt ein anderes Bild vor mir auf und ließ in einer Stunde mich mehr sehen, als manche Tagereise, die ich durch märkischen Sand gemacht habe. Wir haben in unsern Niederungen, z. B. im Oderbruch, etwas ähnliches,

aber hier ist der Kreis von Gegenständen schnell erschöpft; der rasche Wechsel der Dinge ist auch vorhanden, aber die Zahl, die Mannigfaltigkeit alles dessen, was da wechselt, ist ungleich geringer.

Ich werde jenen Sonntag Vormittag nicht leicht vergessen. Kirchenstill lag es über der Landschaft; nur hier und da spielten sonntäglich geputzte Kinder vor den sauberen Häuschen, oder Fink und Amsel schlugen, wenn ich durch Laubholz schritt. Überall trat mir ein Geist der Ordnung, eine Zierlichkeit, eine Kulturstufe der ländlichen Bevölkerung entgegen, wie sie bei uns selbst in der Nähe großer Städte nicht zu finden ist. Es war unzweifelhaft eine Nebenstraße, auf der ich vorwärts schritt, und doch war der Weg chaussiert; zu beiden Seiten befanden sich breite Abzugsgräben, hier und da selbst Rasenbänke für den Fußgänger. Der Eindruck der ganzen Landschaft war der eines großen Parks.

Gegen elf war ich bei Mr. Burford. Seine zierliche Villa bildete den Mittelpunkt einer Parkanlage, die in nächster Nähe des Hauses ein üppiger Blumengarten, an der äußersten Grenze aber ein Stück Wald war. Fast herrschte zu viel Symmetrie in dem Ganzen; von den Blumenbeeten aus sah man es nach allen Richtungen hin sich staffelweis erheben; erst Weißdorn, dann Goldregen, dann spanischer Flieder und Haselstrauch, bis endlich über Akazie und Sykomore hinweg, Ahorn und Rüster hoch in die Lüfte stiegen.

Mr. Burford stand vor der Thür seines Hauses und war eben beschäftigt, in Aquarell-Manier einen besonders hübschen Teil seines Gartens aufzunehmen und auszuführen, als ich eintrat. Er ließ sich nicht stören, bat im Interesse seines Bildes um Entschuldigung und überwies mich vorläufig seinen beiden Söhnen, von denen der eine achtzehn, der andere ein paar Jahre weniger zählen mochte. Wir schlenderten durch die Gänge des Parks; zu beiden

Seiten dichtes Buschwerk, das sich oft zur Laube über uns wölbte, dann wieder ein blauer, lachender Himmelsstreif; im Gehölz der pickende Specht, auf der Hanfstaude der sich schaukelnde Hänfling; von Zeit zu Zeit ein prächtiger Silberfasan, der kreischend vor uns aufflog.

Als wir von unserem Spaziergang zurückkehrten, war das Aquarell-Bild fertig. Mr. Burford führte mich in eine Art Vorhalle, wo ich seinen Damen und einigen inzwischen angelangten Gästen vorgestellt wurde. Die Unterhaltung war anfangs dürftig, wie das in deutschen Landen wohl auch zu sein pflegt; auch das Hilfs- und Auskunftsmittel war dasselbe: Bücher und Kupferstiche, die auf verschiedenen Tischen vor uns ausgebreitet lagen.

Es ging zu Tisch, früher als es in England gemeinhin Brauch ist. Wir wollten noch ein paar Nachmittagsstunden zu Ausflügen in die Umgegend gewinnen. Die Mahlzeit war nach englischen Begriffen glänzend. Ja Champagner wurde tapfer angestoßen oder richtiger getoastet, da unser deutsches Anklingen mit den Gläsern gegen die Landessitte verstößt. Dort sieht man einander blos an, läßt die Augen einige Zärtlichkeiten sagen, macht dabei mit Glas und Hand eine halbkreisförmige Bewegung und trinkt. Auch Reden wurden gehalten. Mr. Burford, dessen Unterhaltungsgabe sich unter dem Einflusse von fünf Sorten Wein bis zur Schwatzhaftigkeit gesteigert hatte, platzte zunächst mit einem „Germany for ever!“ heraus; doch damit war's ihm nicht genug. Auf die ewige Freundschaft beider stammverwandten Länder wurde Glas auf Glas geleert, und als es schließlich in Mr. Burfords Kopfe selbst sehr kriegerisch geworden war, trank er auf ein zweites Waterloo, wenn's wieder einmal gelte, gleichviel gegen alte oder neue Feinde. Alles stimmte ein und in der mutigsten Stimmung von der Welt standen wir auf, um uns von Tisch in den Garten zu begeben. „Nun zu den Gipsies, Vater!“ rief das jüngste Kind, ein

reizender Junge von sechs Jahren; und Groß und Klein lärmte lachend mit: „zu den Gipsies!“ Gipsies sind Zigeuner. Man hält sie in England für Söhne Ägyptens, woraus sich im Laufe der Zeit die Benennung „Gipsies“ (Ägypter) gebildet hat. Wir waren noch nicht allzuweit gegangen, als wir auf freiem Felde ein Gipsie-Nest entdeckten. Tief in einer Lehmgrube, um Schutz gegen den Wind zu finden, lagen drei zerlumpte Gestalten eng zusammengekauert; sie mochten frieren. Kaum daß sie uns gewahrten, so sprangen sie auf und gingen ihrem Geschäft nach, d. h. bettelten uns mit einer Beharrlichkeit an, der der endliche Erfolg nicht fehlen konnte. Wir erfuhren von ihnen, daß Großmutter zu Hause sei, und gingen nun, um ihrer Majestät der Zigeunerkönigin unsern schuldigen Besuch zu machen. Ich hatte mich auf ein poetisches Zigeunerschloß: dichte Hecken als Wände, Moos und Flechten als Teppich, Baumstümpfe als Sessel, gefaßt gemacht, — statt dessen ward ich in ein freundliches, grün abgeputztes Haus geführt, worin so eben ein lustiges Kaminfeuer hoch aufprasselte. Die Zigeunerkönigin war eifrig beschäftigt, sich und ihrem Mitregenten, einem steinalten Männchen, Kartoffeln zu kochen. Unser Erscheinen indes war ganz ersichtlich keine unwillkommene Störung; sie trat uns entgegen und die kohlschwarzen, trotz hohen Alters noch immer funkelnden Augen lachten freundlich, fast herzgewinnend, aus dem braunen, pockennarbigen Gesicht heraus. Es schien mir aus allem hervorzugehen, daß Mr. Burford ihr und dem alten Manne dies Häuschen für den Rest ihrer Tage geschenkt und sie überhaupt unterstützt habe; wenigstens trug ihr ganzes Thun, trotz mancher derben Keckheit, den unverkennbaren Stempel der Dankbarkeit. Ich erregte ihre Neugier, und sie drang darauf, daß sie mir wahrsagen müsse. Erst sträubte ich mich in einer Art abergläubischer Furcht; die freundlichen Augen aber machten mir Mut, und ich gab ihr lachend meine Hand. Bald

war ich erlöst: „drei Frauen und . . . .“ aber ehe sie enden konnte, rief ich ein lautes „Stop!“ dazwischen; — schon diese Aussicht auf die Lebensreise schien mir des Guten zuviel. Unter dem Jubel und Spott der ganzen Gesellschaft trat ich wieder ins Freie.

Es mochte gegen Abend sein, als wir in die Villa zurückkehrten. Der allgemeine Wunsch war jetzt — Musik. Man drang in mich, ich möchte spielen; ich sei ja ein Deutscher und jeder Deutsche spiele Klavier. Nur allzu wahr! Nach meinen Beteuerungen indes vom Gegenteil, nahm Mrs. Burford als erste Virtuosin der Familie am Fortepiano Platz und spielte auf einem hackbrettartigen Instrumente Walzer und Polonaisen noch um etwas schlechter, als man denselben diesseits und jenseits des Kanals zu begegnen pflegt. Die Familie war entzückt und klatschte Bravo. Das natürliche Gefühl für den Wohlklang scheint dem Engländer zu fehlen. Und doch war dies Klavierkonzert nur ein schwacher Anfang: Mr. Burford zeigte alsbald der Gesellschaft an, daß er Volkslieder singen werde. The black-eyed Susan“ und „the girl I left behind me“ klingen mir noch im Ohr; ich habe ähnliches zum Glück nie wieder gehört.

Endlich schwieg er. Es schien der eigenen Familie doch fast zu viel gewesen zu sein; man war wie verlegen und drang aufs neue in mich, meine Gesangskunst zu zeigen. „A german song!“ scholl es von allen Seiten. Deutschland gilt nun mal als das liederreiche Land. Ich singe nie, am wenigsten öffentlich; aber nach solchem Vorgänger glaubt' ich alles wagen zu dürfen und mit dem süßen Gefühl künstlerischer Überlegenheit hob ich das Hauffsche Lied an: „Steh' ich in finstrer Mitternacht.“ Am Schluß der ersten Strophe fühlt' ich zwar, daß mir der Text keineswegs geläufig sei, doch mit schneller Geistesgegenwart riß ich mich aus meiner üblen Lage und sang (niemand verstand eine Silbe deutsch) fünfmal hintereinander

ander denſelben Vers. Der Beifall wollte nicht enden, ich aber verbeugte mich mit der verlegenen Beſcheidenheit eines echten Künſtlers.

Der Muſik folgte die Dichtkunſt; Shakeſpeare wurde geholt. Man war nicht wenig erſtaunt, daß ich die bekannteſten Monologe aus Macbeth, Heinrich IV. und Hamlet auswendig wußte. Um ſo lebhafter war der Wunſch, mich irgend eine Stelle vortragen zu hören; man wollte gern erfahren, welchen Ton und Accent wir für die poetiſche Sprache hätten, die, wie überall ſo auch in England, von der alltäglichen Redeweiſe abweicht. „Ich wählte den Monolog Macbeths: „Is this a dagger which I see before me?“ Jetzt war ich der Ausgelachte; ich konnte deutlich ſehen, wie man, obwohl vergeblich, das Gekicher zu verbergen ſuchte. Gewiß hatte ich komiſche Fehler gemacht; außerdem aber, wie ich bald merken ſollte, mußte ihnen die Art und Weiſe meines Vortrags ſaft- und kraftlos erſchienen ſein.

Der älteſte Sohn, der, ſeitdem man den Shakeſpeare vom Bücherbrett geholt hatte, mit heiligem Eifer bei der Sache war, gab mir zu verſtehen, daß er mir jetzt zeigen wolle, was es mit dieſem Macbeth-Monolog eigentlich auf ſich habe. Er las laut, mit beinahe ängſtlicher Lebendigkeit und unter begleitenden Geſtikulationen. Der Vortrag hatte ihn wie erſchöpft. Die Familie ſchien überaus befriedigt und als ich leiſe Zweifel über die Zuläſſigkeit dieſes Kraftmaßes äußerte und gegen den begleitenden Veitstanz geradezu proteſtierte, ſagte man mir: ſo pflege der berühmte Macready (ſeitdem ins Privatleben zurückgetreten), der erſte Schauſpieler Englands, dieſe Stelle vorzutragen. Ich mußte mich um ſo eher beſcheiden, als ich zufällig an die in Deutſchland Mode gewordene Vortragsweiſe des Mephiſto nach der Seydelmannſchen Schablone dachte und mir ſagen mußte, daß dieſe bei uns ſo gefeierte Geſichterſchneiderei und bausbackige Sprech-

weiſe vor der Kritik eines unbefangenen Fremden vermutlich eben ſo wenig beſtehen würde.

Es war ſpät geworden; zum Schluß hatt' ich mich in ein halbes Dutzend Albums mit Stellen aus Byron, Young und Shakeſpeare einzuſchreiben, wobei der zweite Sohn mir ein Gegengeſchenk machte und zwar mein Porträt — eine allerliebſte Bleiſtiftzeichnung, die er, während ich las, aufs Papier geworfen hatte. Ich ſtieg zwei Treppen hoch in das mit engliſchem Komfort eingerichtete Schlafzimmer und nahm den frohverlebten Tag mit in meinen Traum.

* * *

Das war vor Jahren. — Nun ſitz' ich wiederum tagtäglich an offener Wirtstafel und ſchwatze mit meinen Nachburn rechts und links; aber kein Mr. Burford iſt unter ihnen und „The hospitable english house" iſt eine jener verbrauchten Redewendungen geworden, die wie ſchlechtes Papiergeld dann am meiſten kurſieren, wenn die Sache zu fehlen beginnt, darauf ſie ſich ſtützen.

Very, le Pays, und die „thönernen Füße" Englands.

„Der größte Segen alles Reisens ist der, daß man sein Vaterland wieder lieben lernt", sagte mal ein Franzos in der guten alten Zeit und ich glaube — er wußte was er sprach. Über wie vieles wetterte ich nicht, als ich noch das schmale Trottoir unserer Straßen trat (z. B. über eben die Schmalheit dieses Trottoirs) und was hab' ich seitdem nicht alles lieben gelernt: Hofjager und Frühkonzerte, Zeltenbier und Vossische Zeitung, Murmelspiel und Drachensteigen; aber eines mehr als alles, Dich warme Zufluchtsstätte erfrorener Chambregarnisten, Dich freundlichen Mann, wenn alles scheel sieht, Dich barmherzigen Samariter, der, wenn wir „weiß" befehlen, die warme Milch des Lebens in unsre Tassen gießt — Dich Spargnapani! Ach, ein süßer Heimwehschauer überläuft mich, so oft ich Deinen Namen spreche und wenn Dir nicht die Ohren geklungen, so klingen sie keinem mehr. Verschwenderischer fast als König Richard bot ich manchmal in verzweifelten Momenten: „ganz London für Deine kleinste Tasse Kaffee!" Und wer das Übertreibung schilt, der komm' und seh' und seufze, und schüttle mir dann in schweigendem Einverständnis die Hand.

Es giebt auch hier Konditoreien, aber sie verdienen kaum den Namen. Weder die „Kuchenläden", in denen der Engländer stehenden Fußes seine Stachelbeertorte verzehrt, noch die „Kaffeehäuser", in denen er hinter seiner

Zeitung wie hinter einem Bettschirm sitzt, haben irgend etwas von dem Zauber unserer Konditoreien an sich, deren Reiz, nebst vielem anderen, gewiß in der gleichmäßigen Pflege besteht, deren sich Körper und Geist in ihnen erfreuen. Um der hunderttausend Fremden willen, die tagtäglich Londons Straßen durchfluten, haben sich natürlich, wie „um einem tiefgefühlten Bedürfnis abzuhelfen", auch hier Lokale aufgethan, die abweichen von der langweiligsteifen Kaffeehaussitte Alt-Englands; aber dem Deutschen ist wenig damit geholfen. Die Cafetiers in Regent-Street und Pall-Mall, in gründlicher und echtbritischer Verachtung alles Deutschen, haben es verschmäht, sich auch jenseit des Rheines nach Vorbildern umzuthun und sind lediglich nach Paris gegangen, um mit einer vagen Vorstellung vom Palais-Royal und einem usurpierten Namen zurückzukehren. Sie nennen sich sämtlich „Very" und haben auf diesen Ehrentitel ohngefähr so viel Anspruch, wie jene Farinas, die sich zu Köln am Rhein so pfiffig, klug und weise um den alten echten Jean Maria herum gelagert haben.

Der absolute Wert dieser Prätendenten ist nur gering, ihr relativer desto größer. In London mögen sie immerhin als Rettungsinstitute betrachtet werden, ohne deren belebenden Sauerstoff der Fremde im Nebel der Langenweile ersticken müßte. Im Gegensatz zu der Stille und Einförmigkeit englischer Kaffeehäuser bieten sie wenigstens Leben, Auswahl und Mannigfaltigkeit, an Erfrischungen sowohl wie an Zeitungen und — Gesichtern. Zweimal des Tages wechseln diese Etablissements ihre Physiognomie total, und der Vormittags-Very sieht dem Very am Abend so unähnlich, wie eine Dame mit aufgewickelten Locken der blendenden Schönheit, die abends in den Ballsaal tritt. Wer mittags bei Very vorspricht, findet es dort leer. Am Buffet sitzt eine dicke Dame in schwarzem Camelotkleid und schwitzt unter der Last beständigen Nichtsthuns;

an verschiedenen Marmortischen aber gewahrt man bärtige Fremde: Polen, Franzosen und Italiener. Sie spielen Domino und — gähnen. Das ist Mittags. Abends aber um die zehnte Stunde blitzt Bery wie ein Feentempel. 30 Gasflammen machen die Nacht zum Tag; im Schaufenster plätschern die kleinen Kaskaden, Goldfischchen glitzern im Bassin und aus und ein, wie Göttinnen auf Wolken, schweben in ihren lustigen Barégekleidern die — vielgefeierten Schönheiten der Regentstraße. Ihre Tugend ist eine Klippe. Immer bang vor Verfolgung blicken sie um sich wie die gescheuchten Rehe und suchen Schutz unter Deinem Arm. Ihre Anhänglichkeit ist rührend und ihre Macht ist groß. Sie sind Frau Venus und ich hörte von manchem Tannhäuser.

Mag sein, daß ich aus Furcht vor ihnen den Morgen-Bery zu meinem Freunde erkoren habe; jedenfalls kann man mich dort, alltäglich um die zwölfte Stunde und so sicher wie die Uhr schlägt, die Worte sprechen hören: „garçon, la Gazette de Cologne!“ Der Kellner, ein freundlicher Mensch, reicht sie mir vom nächsten Tisch. Heut aber fehlen der Kellner und die Kölnische Zeitung: und mich umschauend nach ausnahmsweiser Lektüre erblick ich das Pays, das neue kaiserliche Journal, und zieh' es mit einem „Pardon!“ unter dem Ellenbogen eines knebelbärtigen, sein rechtes Bein in der linken Hand haltenden Dominospielers hervor.

Ich habe Glück; ein seltsamer Artikel fällt mir sofort ins Auge, dessen Inhalt ein Kratzfuß gegen Rußland, ein Achselzucken über Österreich und Preußen und schließlich ein vornehmes Lächeln über England ist. „England sei ein Koloß auf thönernen Füßen.“ Der Leser darf mich nicht verantwortlich machen für die Gemeinplätzigkeit dieser Wendung, — sie ist eben Citat. Auch wird die Form zur Nebensache bei der Wichtigkeit der Anklage selbst.

Steht England wirklich auf thönernen Füßen? Ich glaube „ja!“ aber es sind nicht die, von denen der Verfasser jenes Artikels spricht. Es ist weder der Katholizismus (der in der protestantischen Kraft eben dieses und vielleicht nur dieses Landes sein Gegengewicht findet), noch auch der Radikalismus (dessen Unbedeutendheit 1848 in geradezu lächerlicher Weise zu Tage trat), von woher dem Riesen England irgendwelche Gefahr droht, sondern — ums kurz zu machen — es ist das gelbe Fieber des Goldes, es ist das Verkauftsein aller Seelen an den Mammonsteufel, was nach meinem innigsten Dafürhalten die Axt an diesen stolzen Baum gelegt hat. Die Krankheit ist da und wühlt zerstörend wie ein Gift im Körper, aber unberechenbar ist es, wann die Verfaultheit sichtbarlich an die Oberfläche treten wird. England in äußere, selbst unglückliche Kriege verwickelt, mag die roten Backen der Gesundheit noch ein Jahrhundert und darüber zur Schau tragen, aber das Lager von Boulogne in einer Nebelnacht zehn Meilen nördlich verpflanzt, und — der Goliath liegt am Boden. England gleicht den alten Teutonen mit ihren langen weitreichenden Lanzen: sie beschrieben einen Kreis damit, und wer an den Kreis kam, der war des Todes. Aber einmal keck in den Kreis hineingesprungen, so war die Lanze kein Schrecken mehr, sondern eine Last, und das kurze römische Schwert fuhr tödlich zwischen die Rippen des Riesen. England ist ein Simson, aber erfaßt am eigenen Herde sind ihm die Locken seiner Kraft genommen, und einmal gedemütigt würd' es sich schwer zu neuem Mut erheben, jener starken Dogge ähnlich, die den Kampf selbst gegen den Schwächeren nicht wieder wagt, der sie einmal besiegt. Der Engländer flieht schwer; wenn er flieht, flieht er gründlich, und der Schrecken würde panisch sein wie zu den Zeiten der Jeanne d'Arc. Auf eignem Boden angegriffen, war diese Insel immer schwach. Die Römer, die Sachsen, die Dänen,

die Normannen, alle kostete es nur eine Schlacht, um sich zu Herren und Meistern des Landes zu machen und, um ein Beispiel auch aus neuerer Zeit zu geben: der letzte Stuart drang mit wenig mehr als zweitausend Hochländern bis in die Nähe des bereits zitternden und total verwirrten Londons vor. Hiesige Spießbürger (die immer noch die Waterloo-Schlacht allein gewonnen haben und von den Preußen weiter nichts wissen als deren Niederlage bei Ligny) schwatzen natürlich, als würden sie vorkommenden Falls jeder ein Palafox sein und die Tage von Saragossa vergleichsweise zu einem bloßen Puppenspiele machen, aber wir wissen's besser und wissen recht gut, auf welchem Boden das Urbild zum Falstaff gewachsen ist. Ich habe in einem früheren Briefe von der Macht des englischen Nationalgefühls gesprochen und diese Macht ist da, aber die Klinge, die eine Eisenstange durchhaut, zerbricht umgekehrt wie Glas, und unter dem Schweiß dieses gelderjagenden Volkes rostet jene Klinge von Tag zu Tag und verliert ihren Zauber und ihre Kraft, unbemerkt aber sicher.*) Weder Volk noch Parlament, weder Adel noch Geistlichkeit beherrschen England, sondern die Herren in Liverpool und in der City von London. Der Handel hat zu allen Zeiten groß gemacht, aber auch klein: groß nach außen hin, aber klein im Herzen. Er kauft den Mut; er hat ihn nicht selbst

*) Seit ich das Obige niederschrieb sind anderthalb Jahr vergangen. Die Ereignisse dieser letzten Wochen sind mir kein Beweis, daß ich damals nur Gespenster gesehn und die Dinge trostloser geschildert hätte, als sie seien. Und wenn die nächsten Tage die Nachricht brächten, daß Kronstadt oder Sebastopol ein Schutthaufen sei, wenn innerhalb der nächsten zehn Jahre Hinterindien und China zu britischen Provinzen würden, dennoch ist es wahr, daß die rätselhafte Geisterhand, die dem Belsazar erschien, auch diesem übermütigen England schon das Mene Tekel Upharsin an seine goldenen Wände geschrieben hat und daß, wie ein Engländer selbst ahnungsvoll ausrief: „der Anfang vom Ende da ist."

— und hier liegt die Gefahr. Lübeck konnte Kriege führen mit Königreichen, aber selbst zu den Zeiten seiner höchsten Macht würden ein paar hundert dänische Söldner — mit Hilfe einer Überrumpelung mitten in die Stadt geführt — völlig ausgereicht haben, den ganzen stolzen Bau zu Fall zu bringen. Wenn keines Journalisten Blut jemals das Pflaster färbte, so sicherlich auch keines Kaufherrn. Der Handel hat nie größere Zwecke als sich selbst, und seine erste Bedingnis ist — die Ruhe. Ein Gewinn in Aussicht gestellt und die City von London geht mit jeder Dynastie.

Wende man mir nicht ein, daß ich mich um Dinge erhitze, die jenseits aller Möglichkeit lägen und daß es sei, als wollt' ich die Welt mit Timur oder Dschingiskhan ängstigen, die längst alles Zeitliche gesegnet haben. Die Welt hat die Tragödie gestürzter Hoheit zu allen Zeiten gesehen. Wer, als der königliche Weise von Sanssouci der bewunderte Stern Europas war und ganz Preußen dastand stolz und aufrecht in dem Gefühl erfochtener Siege, wer hätte es damals möglich geglaubt, daß kaum ein Menschenalter später sieben lange Jahre hindurch die Eisenfaust eines fremden Eroberers auf eben diesem Lande ruhen werde? Die Rettungsstunde schlug, aufraffte sich die alte Kraft des Landes; und Bewunderung vor jenen Thaten, die damals geschahen! Aber verhehlen wir uns nicht, daß auch andere Elemente vorhanden waren: Berliner Vollblut drängte sich danach, unter der Leibgarde Marschall Victors zu sein, und viele der Guten und Besten selbst träumten von einer Weltmonarchie. Die Rettungsstunde schlug, aber, Hand aufs Herz: der sie schlagen ließ, war Gott selbst, und das Gegenteil lag nicht außer der Natur der Dinge. Was uns geschehen mochte, kann überall geschehen; denn ich bin weit ab davon, unser Volk niedriger zu stellen als irgendeins, das englische nicht ausgenommen.

Out of town.

August und September sind die „toten Monate" (dead months) Londons. Der Fremde gerät dann in Verlegenheit mit seiner Zeit: Die National-Galerie wird geschlossen, die Vernon-Sammlung folgt dem Beispiel ihrer älteren Schwester, die Bibliothek staubt ihre 400000 Bände aus (welche Wolke!) und wo Du vorsprichst, bei Freunden und Bekannten, schallt Dir auf Deine stete Frage „master at home?" die stereotype Antwort entgegen „out of town!" Alte Praktiker unter den Fremden in London ersparen sich darum auch während dieser Monate die Mühe alles Klopfens und Klingelns, und schon auf fünfzig Schritte die Fenster der Bel-Etage musternd, entziffern sie aus jedem herabgelassenen Rouleau die September-Losung „out of town!" Am geratensten freilich ist es, um diese Zeit sich alles Besuchemachens überhaupt zu enthalten, denn es gilt halb und halb als Beleidigung, während des Spätsommers irgend einen Gentleman in seiner eigenen Wohnung vorauszusetzen. Ich kannte Familien, die den ganzen September über in ihren Hinterstuben saßen und die Front-Fenster des Hauses hermetisch verschlossen hielten, nur um die Nachbarschaft glauben zu machen, sie seien out of town.

War es herzliche Langeweile oder war es das unklare Verlangen, „mit in der Mode zu sein", was mich dem allgemeinen Zuge folgen ließ — gleichviel, ich sehnte mich

plötzlich nach Seeluft, und der nächste Morgen schon sah mich in Brighton. Denn die Mode beherrscht uns mehr, als wir glauben. Selbst Professoren kennen etwas von jenem wunderbar erhebenden Gefühl, mit dem der gewöhnliche Mensch (auch ich) in den Ärmel eines neuen Rockes fährt, und mancher langhaarige Dichter zog seine modischen Hackenstiefel mit Empfindungen an, als sei nun der Kothurn selber unter seinen Füßen. Ich wage die Behauptung: wer keine Glacéhandschuh trägt, hat entweder keine oder versteht sie nicht zu tragen, und dem breiten Behagen der Unfeinheit gehen unwandelbar viele hundert gescheiterte Versuche voraus, sich auf dem Parquet des Lebens zu bewegen.

Brighton ist noch immer seit den Tagen der Regentschaft der fashionable Badeplatz der Aristokratie und die Konkurrenz von einem halben Dutzend nachbarlicher Parvenüs (Ramsgate, Margate u. s. w.) hat seinen anererbten Ruhm wenig zu erschüttern gewußt. Noch immer wächst während der Saison die Einwohnerzahl um volle 30000 und jene Leute zweiten und dritten Ranges, die erst anfangen, die Mode mitzumachen, wenn sie längst aufgehört hat, Mode zu sein, sichern diesem Platz, allen Launen der Fashion zum Trotz, noch eine Zukunft von fünfzig Jahren. Brighton ist schön. In einer Ausdehnung von nah einer deutschen Meile zieht sich der neuere Teil der Stadt, Palast neben Palast, halbkreisförmig an der Meeresküste entlang. Auf einem Hügel, im Rücken dieser Häuserreihe, erhebt sich das alte Brighton mit seinen krummen und schmalen Straßen, bis endlich das Auge auf einem grauroten, halb kastellartigen Normannenturm ausruht, der unwirsch in die fremde Welt hineinblickt. Nur eins wie immer — das Meer.

Um die Schönheit Brightons ganz zu genießen, muß man ins Meer hinaus fahren, oder wenn man die Wellenwiege und deren Folgen scheut, sich wenigstens an das

äußerſte Geländer jener berühmten Hängebrücke lehnen, die unter dem Namen „Brighton-Pier“ viele hundert Schritte in die grünblaue See hinausläuft. Folge mir der Leſer dorthin. Es iſt Nachmittag, und auf dem letzten, aus vielen hundert Balken zuſammengezimmerten Brückenpfeiler verſammelte ſich ſchon die ſchöne Welt, um dort den Liedern und Tänzen einer deutſchen Kapelle mit Andacht zu lauſchen. Ich ſage „mit Andacht,“ denn der gute Ruf deutſcher Muſik iſt unausrottbar, und Befriedigung ſpiegelt ſich bereits auf allen Geſichtern. Unſer Ohr freilich hörte ſchon beſſeres, aber landsmannſchaftliche Rückſicht läßt uns die falſchen Noten auf Rechnung des Windes ſetzen, der eben jetzt friſch und erquickend über Menſchen und Klänge dahinfährt. Plätze ſind nicht mehr frei, ſo iſt uns denn die Signalkanone willkommen, die unbeachtet an der äußerſten Spitze des Pfeilers ſteht, und auf ihr Platz nehmend blicken wir jetzt, den Rücken feſt an's Geländer gelehnt, über Menſchen, Brücke und Brandung hinweg, bis hin auf den prächtigen Brighton-Quai, deſſen durch Entfernung verkleinertes Treiben nun wie ein reizendes ſtill bewegtes camera obscura-Bild vor uns liegt. Damen zu Pferde in ſchwarzem, wallendem Reithabit galoppieren vorüber, reizend gekleidete Kinder in ihrer Ziegenbock-Equipage fahren auf und ab, breitſchultrige Fiſchergeſtalten mit Teerjacke und Krämpenhut winden das heimkehrende Boot aus der Brandung ans ſichere Ufer — Leben überall, aber das ſtille Leben eines Bildes: kein Mißklang unterbricht den Zauber, dem Aug und Seele hingegeben ſind. Es geht Dir durch den Kopf, als ſei das Ohr der böſe Sinn des Menſchen, als wandelten Freude und Schmerz auf verſchiedenen Wegen zum Herzen: durchs Auge die Freude, aber durchs Ohr der Schmerz.

Doch ach wie falſch! Horch auf, welche Klänge treffen nicht eben jetzt Dein Ohr, und rütteln Dich leiſe-freundlich wie liebe Hände aus Deinem Traum!

„Übers Jahr, übers Jahr, wenn ich wiederkomm'
Wiederkomm',
Kehr' ich ein, mein Schatz, bei Dir."

Dein Auge gleitet nicht länger mehr am fernen Ufer auf und ab; dicht vor Dir, mit einem Anflug von Heimweh, betrachteſt Du die lieben deutſchen Sommerſproß-Geſichter und freuſt Dich, daß der Wind jetzt leiſer weht und die Wellen höher ihren weißen Schaum ſpritzen, als tanzten ſie luſtiger da unten denn zuvor.

Brighton iſt ſchön, aber was ich ſo eben geſchildert, iſt auch ſein Alles. Paläſte wachſen auf dieſer Kalkſteinklippe, aber kein einziger Baum; das Meer ſchäumt donnernd an dieſe weißen, ſenkrechten Wände, aber kein Bach windet ſich durchs Thal oder plätſchert vom Hügel, und unterm Seewind ſterben die ſpärlichen Blumen.

Brighton gleicht einem Hauſe voll lauter Prunkgemächern: wohin Du blickſt, Trumeaux und Draperien, parquettierter Boden und verzierte Kamine; Dein bürgerliches Herz wird müde der Pracht und Herrlichkeit und ſehnt ſich wieder nach Ofen und Sorgenſtuhl, die Sorgen ſelbſt nicht ausgeſchloſſen.

Was einzig und allein dauernd dem Menſchen genügt, iſt nur immer wieder der Menſch. Nichts ermüdet ſchneller als die ſogenannte „ſchöne Natur"; wie Guckkaſtenbilder müſſen ihre Zauber wechſeln, wenn man ſie überhaupt ertragen ſoll. Acht Tage waren um, und ſchon ſtimmte ich aus voller Seele mit ein in das Lied meiner Landsleute:

„Führt denn gar kein Weg, führt denn gar kein Steg,
Hier aus dieſem, dieſem Thal hinaus."

Raſch war ich entſchloſſen und der nächſte Morgen ſah mich auf dem Wege nach Haſtings.

Haſtings iſt halber Weg zwiſchen Brighton und Dover. Die Eiſenbahn, die beide Städte verbindet, führt erſt ins Land hinein und zwar nach dem Burgflecken Lewes, der

alten Grafschafts-Hauptstadt von Sussex. Das Städtchen ist nur interessant durch seine altertümliche Physiognomie, ein malerischer Reiz, dem man nirgends seltener begegnet als in England, wo die Städte alle hundert Jahre ihr Kleid wechseln und ihre Geschichte in Büchern und Balladen haben, aber nicht in Stein.

In Lewes den nächsten Zug abwarten zu müssen, wäre hart gewesen, wenn nicht der nahgelegene Flecken Ashburnham sich des Reisenden erbarmt und ihn zu einer Pilgerfahrt eingeladen hätte. Auch das Königtum hat seine Reliquien und die alte Kirche zu Ashburnham bewahrt deren, wie nur irgend ein Fleck der Welt. Neugierig und zaudernd zugleich tritt der Fremde dort an ein mit rotem Sammet ausgelegtes Glaskästchen und sieht das blutbefleckte Grabtuch Karl Stuarts und jenes Hemd, das der Henker zurückstreifte, um Platz zu schaffen für die Schärfe seines Beils. Vor meine Seele trat wieder der kiesbestreute Hof von Whitehall, wo noch heute die Bildsäule König Jakobs mit ausgestrecktem Finger auf jene Stelle weist, an der das Haupt seines Vaters fiel, und es durchschauerte mich angesichts dieses Kästchens wie damals, wo ich zum erstenmale rasch und klopfenden Herzens, wie unter einem sausenden Windmühlflügel, unter dieser stillen Fingerspitze hindurchhuschte. Noch eine dritte Reliquie umschließt das Kästchen: jene mit Mosaik-Blumen ausgelegte Taschenuhr, auf der König Karl die Stunde seines Todes las und die er lächelnd dann jenem Lord Ashburnham reichte, der treu wie seine Ahnen mit aufs Schafott gestiegen war. Denn sie waren alle treu seit jenem Bertram, der Schloß Dover noch hielt, als Hastingsfeld längst eine abgespeiste Tafel war und dessen Haupt dem Normann erst huldigte, als es abgeschlagen zu den Füßen des Eroberers lag.

Von Lewes aus läuft die Eisenbahn wieder südlich der Küste zu und berührt sie unterhalb Schloß Pevensey, genau an jener Stelle, wo Wilhelm der Eroberer aus seinem

Boot ans Ufer ſprang und mit der Hand in den Sand fallend, voll Geiſtesgegenwart jene berühmten Worte ſprach: „ſo faſſ' und ergreif' ich Dich, Engeland.“ Hier in unmittelbarer Nähe der Küſte ſieht man auch die erſten Exemplare jener Armee von Wachttürmen, die ſich wie eine ſteinerne Tiraillenr-Linie und in einer Ausdehnung von mehr als funfzig Meilen, an der Südküſte entlang ziehen. Die Form dieſer engliſchen Wachttürme iſt genau die eines Puddings, nur ſind ſie nicht mit Roſinen geſpickt. An der See hin, mit Lärm und Geraſſel den Donner der Brandung begleitend, brauſt jetzt der Zug und endlich zwei mächtige Tunnel durchfliegend, hält er auf dem geräumigen doppelarmigen Bahnhof von Haſtings. Brighton iſt ſchön, aber Haſtings iſt ſchöner. In alten Zeiten war es der größte und reichſte unter den ſogenannten „Fünf-Häfen.“ Dieſe Tage des Glanzes ſind für immer dahin. Die Natur that für Portsmouth und Southampton zu viel, als daß Haſtings wieder werden könnte, was es war. Dennoch hat es eine Zukunft, aber nicht als Hafen, ſondern als Badeplatz. Seine Lage iſt entzückend, und das kalte vornehme Brighton blickt mit einer Art Unruhe auf den heiteren, rührigen Nachbar, wie der bange Hüter eines mühſam errungenen Ruhms auf die lachende Stirn des Jüngeren blickt, die ihm zuruft: „Dein Kranz iſt mein.“ Haſtings wächſt von Jahr zu Jahr und mit Recht, denn die engliſche Südküſte hat keinen ſchöneren Punkt. Ein mächtiger in den See vorſpringender Fels teilt es in zwei Hälften: rechts, am Strande entlang, läuft der faſhionable Teil der Stadt mit ſeinen Hotels und Paläſten, am beſten geſchildert, wenn ich ihn Klein-Brighton nenne; linkshin zieht ſich, ungleich maleriſcher denn jenes, das alte Haſtings mit ſeinen Badekarren und Fiſcherhütten, die ſich zum Teil unter die überhängenden Felſen kauern, deren groteske Häupter nun wie ſteinerne Wetterwolken über den Dächern drohen.

Die Sonne ging unter, als ich auf knirſchendem Kies-

ſand und rechts vom Schaume des Meeres beſpritzt an den letzten Ausläufern dieſer Fiſcherſtadt vorüberſchritt. In ſeinen ſchwarzgeteerten Werkſtätten, zweiſtöckigen Jahrmarktsbuden nicht unähnlich, ſaß hier das wetterbraune fleißige Volk, deſſen Tagewerk die Gefahr iſt und flickte die Netze und rüſtete ſich zum Fang. Aus der letzten Hütte ſcholl es wie ein frommes Lied, aber der Wind zerriß die Klänge und jetzt um einen Felsblock biegend, lagen Lied und Stadt weit hinter mir. Immer wilder wurde die Scene. Auf ſchmalem Streifen zwiſchen Fels und Meer kletterte ich jetzt über herabgeſtürzte Blöcke hinweg, die mir den Weg zu verbieten ſchienen; aber der Reiz wuchs mit dem Widerſtand. Luſtig im Winde flatterte mein Haar, in meine Seele ſetzte ſich der Wind wie in ein ſchlaffes Segel, und mir ward wieder, als könnt' ich fliegen und als wäre der Tag meiner Kinderſehnſucht da: hinzufahren über die Welt. Plötzlich blendete mich ein Schein, ein Lichtſtreif, der weit ins Meer hineinfiel. Ich blickte auf; in halber Höhe des ſenkrechten Felſens waren menſchliche Wohnungen, wie Möwenneſter, in den Stein gehauen. Vergebens ſucht' ich eine Treppenſtraße, die hinauf geführt hätte, und nur ein mannsbreiter Gang lief, in Wahrheit eine Verbindungslinie, von Thür zu Thür. Aus einzelnen Fenſtern, die mit Hilfe von Seetang in die Felſenlöcher gepaßt waren, ſchimmerte Licht; die letzte Höhle zur Linken aber ſchien das Klubhaus dieſer ſeltſamen Kolonie zu ſein. Dort ſchlug ein Reiſigfeuer bis hoch an die Decke und um die flackernden Bündel hockten dunkle, wunderliche Geſtalten, wie ein Indianer-Kriegsrat, oder wie die Geiſter dieſes Berges.

Noch einmal ließ ich mein Auge hingleiten über den ganzen Zauber dieſer Scene, dann aber bückte ich mich nach einer Muſchel, die eben jetzt die Brandung vor meine Füße warf, und nahm ſie mit mir als Erinnerungszeichen an dieſen Tag und an die weiße Klippe von Haſtings.

Parallelen.

Es giebt Leute, die alles Raisonnement über den Charakter eines Volkes, geschweige ein Parallelenziehen zwischen dem einen und dem andern, eine müßige Beschäftigung nennen und einem versichern, daß man von Glück sagen könne, in Darlegung solcher Ansichten nicht jedesmal die Kehrseite der Wahrheit zu seinem Glaubensbekenntnis gemacht zu haben. Ich gebe das teilweis zu; aber es hat mir jederzeit auch fern gelegen, dem Leser Weisheit predigen oder ihm tiefste Anschauungen und Aufschlüsse geben zu wollen. Die immer nur beziehungs- und bedingungsweise Richtigkeit alles dessen, womit ich meine Briefe vielleicht mehr erweitert als bereichert habe, ist von Anfang an niemandem einleuchtender gewesen als mir selbst, und dem eigentlichsten Zweck dieser Zeilen: zu unterhalten und anzuregen, hat immer nur das Verlangen eines unumwundenen, mir selber Bedürfnis gewordenen Bekenntnisses zur Seite gestanden, aus dem — teils im Zusammenklang, teils im Widerstreit mit anderen Meinungen — sich eine Wahrheit entwickeln möchte.

So schreit' ich denn heut' zu Parallelen zwischen deutschem und englischem Wesen, unbekümmert um die Müßigkeit oder Gewagtheit des Vorhabens, und benutze diese meine letzten Tage auf Londoner Grund und Boden, zum Niederschreiben von Vergleichungen, wie sie sich meinem

Aug' und Urteil im Laufe eines halbjährigen Aufenthaltes aufgedrängt haben.

England und Deutſchland verhalten ſich zu einander wie Form und Inhalt, wie Schein und Sein. Im Gegenſatz zu den Dingen, die — von der Tubularbrücke an bis nieder zur winzigſten Stecknadel — in keinem Lande der Welt eine ähnliche, auf den Kern gerichtete Gediegenheit aufweiſen wie in England, entſcheidet unter den Menſchen die Form, die alleräußerlichſte Verpackung. Du brauchſt kein Gentleman zu ſein, Du mußt nur die Mittel haben, als ſolcher zu erſcheinen, und Du biſt es. Du brauchſt nicht Recht zu haben; Du mußt nur innerhalb der Formen des Rechtes Dich befinden und Du haſt Recht. Du brauchſt kein Gelehrter zu ſein, Du mußt nur Luſt und Talent haben, durch Mäcenatentum oder Mitgliedſchaft wiſſenſchaftlicher Vereine, durch Aufſtöberung und Edierung alter, längſtvergeſſener Schwarten, vielleicht auch durch Benutzung vertraulicher Mitteilungen die Rolle des Gelehrten zu ſpielen, und Du biſt ein Gelehrter. Überall Schein. Nirgends iſt dem Charlatan-Unweſen ſo Thür und Thor geöffnet, wie auf dieſer britiſchen Inſel, nirgends verfährt man kritikloſer, und nirgends iſt man geneigter, dem bloßen Glanz und Schimmer eines Namens ſich blindlings zu überliefern.

Der Deutſche lebt um zu leben, der Engländer lebt um zu repräſentieren. In Deutſchland lebt man glücklich, wenn man behaglich lebt, in England, wenn man beneidet wird. Der Deutſche lebt um ſeinetwegen, der Engländer — verſteht ſich in egoiſtiſchem Sinne — um anderer willen. Er will ihnen nichts geben, aber er will empfangen: Lob, Ehre, Bewunderung. Der Engländer repräſentiert immer, ich glaube auch wenn er allein iſt. Er weiß: Übung macht den Meiſter, und man hat in der Öffentlichkeit nur das, was man im geheimen übt. Man ſpricht von engliſchem Komfort, und mit Recht; aber

man darf das Wort nicht falsch übersetzen. Der Engländer hat tausend Bequemlichkeiten, aber er hat keine Bequemlichkeit. Er hat die weichsten Teppiche, die besten Polster, die schärfsten Rasiermesser; sein Toilettentisch ist ein Bazar, eine Ausstellung im kleinen; er hat Regenschirme, die man in die Tasche stecken kann, und Sackpaletots, die dem Komfort auf Kosten der Schönheit huldigen, er hat das alles, und dennoch — keine Bequemlichkeit. Woher das? Der Engländer lebt wie ein Fürst, zum mindesten wie ein Minister: an die Stelle der Bequemlichkeit tritt der Ehrgeiz. Er ist immer bereit, zu empfangen, Audienz zu erteilen, den Wirt des Hauses, den Vertreter einer Firma, eines Amtes, eines Namens zu machen; er wechselt dreimal des Tages seinen Anzug; er beobachtet bei Tisch — im sitting- und im drawingroom — bestimmt vorgeschriebene Anstandsgesetze, er ist ein feiner Mann, eine Erscheinung, die uns imponiert, ein Lehrer, bei dem wir nolens volens in die Schule gehen, er ist alles mögliche Gute und Große, aber er ist langweilig, und mitten in unser Staunen hinein mischt sich eine unendliche Sehnsucht zurück nach unserem kleinbürgerlichen Deutschland, wo man so gar nicht zu repräsentieren, aber so prächtig, so bequem und gemütlich zu leben versteht.

Ich deutete wohl schon anderen Orts darauf hin, wie das Repräsentationsgelüst den Engländer mit der Macht einer fixen Idee beherrscht. Dies Gelüst erzeugt natürlich auch eine besondere Begabung und der allerunbedeutendste Engländer hat mehr Form, Haltung und Rednertalent, als ein ganzes Kollegium deutscher Stadträte zusammengenommen. Ich wohnte mit einem jungen Walliser zusammen, einem Menschen von gewöhnlicher Bildung und mäßigen Naturanlagen. Als aber sein Geburtstag herankam und wir ihn mit einer lustigen Festlichkeit überraschten, verbeugte er sich gegen uns ohne einen Anflug von Verlegenheit und hielt eine Ansprache,

die mich durch ihre Feinheit und Abrundung in Erſtaunen ſetzte. In Deutſchland hätten wir unter einer gewiſſen gemütlichen Geſichterſchneiderei jedem einzelnen die Hand gedrückt, und hinterher erklärt, vor Rührung nicht ſprechen zu können. Ob dieſe repräſentativen Gaben der engliſchen Nation die Urſache oder die Folge jener großen Repräſentation ſind, die an der Spitze des Landes ſteht, dürfte ſchwer zu entſcheiden ſein. Ich glaube, daß eine Wechſelwirkung ſtattfindet, und daß in demſelben Maße, wie jenes Repräſentationsbedürfnis einſt die Parlamente ſchuf, dieſe hinwiederum das Bedürfnis und die Begabung zu jener Höhe geſteigert haben, auf der wir ſie jetzt erblicken.

Das deutſche Leben hat etwas von einem Gymnaſium, das engliſche von einem Kadettenhaus. Wie Mannigfaltigkeit und Uniformität ſtehen ſie ſich einander gegenüber. Man trete in eine Gymnaſialklaſſe — welche Buntheit! Neben dem Sohn des Edelmannes, der beim Direktor eine hohe Penſion bezahlt und mit Sporen in die Klaſſe kömmt, ſitzt der Sohn des Dorfſchulzen, der eine Bodenkammer bewohnt und allſonnabendlich eine Kiſte voll Viktualien als Nahrung für ſich und als Miete für ſeine Wirtin erhält. Er trägt einen langen blauen Rock und einen Einſegnungshut. Er hat kein Silber in der Taſche, geſchweige einen Goldſtreifen um die Mütze, wie ſein adliger Nachbar, der Rappé ſchnupft und den Lehrer verachtet, der noch bei Neſſing und Karotten ſteht. Aber das Bauernkind darf ſeine Armut leichten Sinnes tragen, denn es iſt klug und fleißig und geſcheit, und überholt den noblen Penſionär, der auf einer der letzten Bänke Damenbrett und Sechsundſechzig ſpielt. Die Fadenſcheinigkeit des Rocks gilt bei uns noch als Nebenſache, und wer was kann und weiß, der iſt der erſte. Die Gaben des Geiſtes rangieren vor den Gaben der Geburt.

In dem Kadettenhaus England ist es anders. Eine aristokratische Haltung zieht sich durch das Ganze. Das Äußere tritt sofort in sein Recht, um nicht zu sagen in den Vordergrund. Die Gleichheit in Erscheinung und Lebensweise ist frappant. Die Taillen sind gleich lang, die Krawatten gleich steif; der Scheitel sitzt auf jedem Kopf an derselben Stelle und die Gleichartigkeit des Anstands macht es schwer, zwischen hoch und niedrig zu unterscheiden. Die Eßzimmer, die Speisen selbst bieten eine überraschende Ähnlichkeit, und die erste und letzte Klasse, gleich steif bei Tische sitzend, handhaben Messer und Gabel in derselben vorschriftsmäßig gentilen Weise. Die Wissenschaften werden gepflegt und die Auszeichnung innerhalb ihrer wird belobt, aber die adlige Haltung der Schule bringt es mit sich, daß ein Howard, ein Mowbray, ein Sutherland die ersten Plätze einnehmen, auch wenn sie nichts haben als ihren Namen und Titel, — und der Glanz hinwiederum, nach dem das Ganze strebt, macht den Reichtum zum Nebenbuhler des Geburtsadels, und beide — wie verfeindet unter einander — zu Siegern über den Geist.

Mit kurzen Worten: England ist aristokratisch, Deutschland demokratisch. Wir sprechen tagaus tagein von englischer Freiheit und sehnen uns nach einer Habeas corpus-Akte und einem Parlamente, das mehr hat als das bloße Recht zu reden. Aber unsere Demokraten, zumal solche, die England je mit Augen gesehen, wissen sehr wohl, was sie thun, wenn sie den ganzen englischen „Plunder“ (wie sie sich auszudrücken lieben) bekämpfen oder bespötteln. Es giebt kein Land, das — seiner bürgerlichen Freiheiten ungeachtet — der Demokratie so fern stünde, wie England, und begieriger wäre, teils um die Gunst des Adels zu buhlen, teils den Glanz und Schimmer desselben zu kopieren. Daher die stereotypen Formen des englischen Lebens: der Kleine wetteifert mit dem Großen, der Arme

mit dem Reichen, und innerhalb dieſes Wettkampfes zieht der Niedrigſtehende doch wiederum den Hut vor dem Lord, deſſen Gig an dem ſeinen vorüberjagt, und betrachtet das Kindeskind eines Baronets oder Members of Parliament als einen Gegenſtand ſeiner beſonderen Rückſicht und Devotion. Es iſt charakteriſtiſch, was Thackeray — ein Schriftſteller, von dem man mit gutem Gewiſſen behaupten kann: „jeder Zoll ein Engländer“ — über dies bis zur Widerwärtigkeit ſich ſteigernde Gebahren ſagt. In ſeinem berühmten Romane Vanity Fair, in dem er wie kein zweiter (am wenigſten Boz-Dickens) das Londoner Leben vor dem Auge des Leſers erſchließt, äußert er ſich wie folgt: „Es war am 15. Juni 1815; die Engländer in Brüſſel, Napoleon vor den Thoren; drei Tage ſpäter fielen die Würfel bei Waterloo. Die Herzogin von Richmond gab einen Ball. Der Zudrang nach Billets, das Intriguieren und das Betteln darum erreichte eine Höhe, wie ſie nur der begreifen kann, der die Sucht des Engländers, Zutritt in die Kreiſe der Großen und Vornehmen ſeines Volkes zu gewinnen, jemals mit Augen geſehen hat, und ich wage die Behauptung, daß die Frage „ob eingeladen oder nicht“ ganze Kreiſe unſerer Landsleute damals lebhafter beſchäftigte, als die Möglichkeit von Sieg oder Niederlage.“

So weit Thackeray. Und Deutſchland? Wir haben Bevormundung und Polizei, und der „beſchränkte Unterthanenverſtand“ bildet immer noch die Baſis von allerhand Gut- und Schlechtgemeintem; wir werden klein genommen und ſind's in unſrer Jagd nach Titel und Orden, wir ſind zu hunderttauſenden noch die Philiſter und Krähwinkler der Weltgeſchichte und ſtehen doch da als die Träger und Apoſtel einer echten Demokratie. Das Wort von der Freiheit und Gleichheit iſt nirgends weniger eine Phraſe, als bei uns. Wir haben keine politiſche Demokratie, aber eine ſoziale. Wir haben Klaſſen, aber keinen

engliſch-chineſiſchen Kaſtengeiſt; wir haben Schranken, aber keine Kluft. Wir haben — Ausnahmen beſtätigen die Regel — ein Nebeneinandergehen der verſchiedenen Stände, von dem man in England keine Ahnung hat, und wenn es dort dem Reichtum, dem Amt und der Berühmtheit, alſo wiederum einer Art von Adel, gelingt, ſich neben dem Vorzug der Geburt zur Geltung zu bringen, ſo iſt es bei uns das Allgemeingut der Bildung, das ein unſichtbares Band zwiſchen den Ständen webt und uns die Zutrittskarten ſchreibt, die niemand zurückzuweiſen wagt.

Und um fortzufahren: Englands Kraft beſteht in der anſpruchsvollen Schätzung ſeiner ſelbſt, Deutſchlands Größe in der beſcheidenen Würdigung alles Fremden. England iſt ſelbſtſüchtig bis zur Begriffsverwirrung, Deutſchland gerecht bis zur eigenen Preisgebung.

Und nun zum Schluß: England iſt praktiſch, Deutſchland ideal. Wunderbarer Widerſpruch! Dasſelbe Volk, das den Schein über die Wahrheit ſetzt, das Millionen im Götzendienſt der Eitelkeit und hohler Repräſentation verprunkt, das Himmel und Hölle in Bewegung ſetzt, um beim Herzog von Wellington vorfahren und dem alten Herrn einen Kratzfuß machen zu können — dasſelbe Volk iſt praktiſch vom Wirbel bis zur Zeh, von der magna charta an bis zur neupatentierten Häckſellade, und erobert die Welt, nicht — wie ſonſt wohl Eroberer — aus Ruhm und Thatendurſt, ſondern um unter'm Zuſammenſtrömen aller Schätze daheim einen praktiſchen Nutzen und einen komfortablen Platz am Kamin zu haben. Und wir?! Dasſelbe Volk, das die Wahrheit liebt und dem Weſen der Dinge nachforſcht, es verliert im Suchen nach dem Wirklichſten die Wirklichkeit unter den Händen und wird zum Träumer, dem das Leben in ſeiner Welt über die Welt da draußen geht.

Sei's drum! und ſpotten wir ſeiner nicht; ſprechen wir vielmehr mit jenem liebenswürdigen Landsmann,

dessen Haus mir allabendlich offen steht und dessen Seele fern geblieben ist dem Engländertum so vieler seiner Freunde und Bekannten: yes, England, that's the first country of the world, but — Germany still a little before it.*)

*) Ja, England ist das erste Land der Welt, doch — Deutschland noch ein wenig vorher.

Waltham-Abbey.

Der Name Waltham Abbey ist mit verwebt in das Trauerspiel des Hastings-Tages. Zu Waltham-Abbey spielt die letzte Scene des letzten Aktes. Der Geschichtskundige weiß, daß der Abt von Waltham, ein treuer Anhänger König Haralds, zwei Mönche aussandte, um die Leiche des Königs auf dem Schlachtfelde zu suchen, und daß die Mönche trauernd heimkehrten, ohne den König gefunden zu haben; der Poet weiß, daß die Mönche vergebens suchten, bis Edith Schwanenhals, die Geliebte des Königs, ihnen folgte, und mit dem scharfen Auge der Liebe den Todten unter den Todten entdeckte; und der Maler weiß, daß Horace Vernet diesen Moment des Findens zum Vorwurf eines seiner historischen Bilder machte, eines Bildes, fehlerhafter vielleicht und angriffsfähiger als andere Werke des Meisters, aber an Großartigkeit von Keinem übertroffen.

Das ist Waltham-Abbey. Letzten Sonntag war ich da. Auf einen offenen Wagen fuhr ich durch die lachende Landschaft. Erst Villen, dann Pächtershäuser rechts und links, Hügel und Hecken und dazwischen, leis vom Winde bewegt, die vollen Halme des Essex-Weizens. Endlich hielt der Wagen; wir waren in Waltham, ein Dorf halb, halb ein Städtchen. Wir gingen die Straße hinauf, den breiten, abgestutzten Thurm der Abtei-Kirche wie einen Führer vor uns. Ein kleines Thor in der Feldsteinmauer

führte uns auf den Kirchhof, einen jener wunderbaren Plätze, deren Zauber uns aussöhnt mit dem Gedanken des Sterbenmüssens. Die Häuser standen dem Kirchhofe so nahe, als gehörten sie mit dazu; einzelne hingen mit ihrem oberen Stockwerke über die Kirchhofsmauer fort, und die weißen Hollunderbäume, die von der Mauer aus in die Fenster hineinwuchsen, schienen eher eine Brücke zu bauen, als eine Scheidewand zu ziehen. Tod und Leben verschwammen hier miteinander. Rotbackige Kinder mit blonden Köpfen und buntem Sonntagsstaat liefen und sprangen über die Gräber hinweg. Hier und da saß ein Alter mit langem schnurbesetzten Leinenkittel (unseren Schäfern nicht unähnlich) auf dem Grabstein eines Bruders oder Freundes und dachte an vergangene Tage und die Tage, die kommen, und über das alles hin zog der Fliederduft und das Bunt der Schmetterlinge und der Klang der Lerchen. Von den spielenden Kindern an bis zu dem Schmetterlinge, der hoch ins Blau flog, war alles sinnig und deutungsreich und ein Glied in der Kette von Leben und Tod. In der Mitte des Kirchhofs stand ein Ulmenbaum mit einer Rasenbank. Drum umher und auf dem Rasen saßen fünf alte Leute mit langen Röcken, vorgeltertschen Hutformen und Schaffell-Kamaschen. Ich fragte sie, ob die Kirche offen sei. „Nicht jetzt, aber der Herr können sich derweilen diesen Baum ansehen, it is the biggest tree in the whole kingdom of England. (Es ist der dickste Baum im ganzen Königreich England.) Es mag schon wahr sein, denn meine ausgebreiteten Arme lagen an dem Baum wie eine dürftige Elle an einem endlosen Stücke Kattun. Ich fragte nicht, wer den Baum gepflanzt habe, ich würde keine Antwort erhalten haben. Ich wußte es. Das mußte die Stelle sein, wo die Leiche König Haralds gestanden hatte, als die beiden Mönche sie heimbrachten vom Hastingsfelde. Dort war der Abt an die Bahre herangetreten, welche die Mönche aus

ſchlichtem Baumgeſtrüpp zuſammengefügt hatten, dort hatte er den verſtümmelten Leichnam wieder erkannt, ihn geſegnet und ihn beſtattet dann, tief und ſicher vor dem Haß und den Händen des übermütigen Siegers. Die Ulme war gewachſen über dem Grabe, gewachſen wie dieſe Inſel ſelbſt, raſtlos, endlos, ein Reis erſt, dann ein Baum wie andere Bäume, und dann — ein Rieſenbaum.

Die Forſcher ſtreiten ſich, wo Harald liegt. Die einen ſagen, er liege im Dünenſande bei Pevenſey, beſpült vom Meer. Die Gattin Haralds kam zu Wilhelm und bat um den Todten; — er ſchlug es ab. Den Seinen aber rief er zu: „verſenkt ihn in den Sand bei Pevenſey, da mag er im Tode die Küſte hüten, die er im Leben nicht hüten konnte.“ Das klingt nach Wahrheit; aber die Sage ſpricht von Edith und von Waltham-Abtei, und die Sage hat immer Recht, ſelbſt dann noch, wenn ſie Unrecht hätte.

Ich ſprach noch mit den Alten und rechnete aus, wie viel Male der Ulmenbaum älter ſei, als wir alle zuſammengenommen, da gingen die Glocken und der Kirchgang begann. — Eh' wir uns anſchickten in die Kirche einzutreten, traten wir ein paar Schritte zurück, um uns zunächſt von einem gut gelegenen Punkte aus das Bild dieſer wunderbaren Kirche einzuprägen. — Sie lag vor uns wie eine Muſterkarte aller Bauſtile ſeit Anfang dieſes Jahrtauſends. Von Altſächſiſchem war nichts mehr wahrzunehmen; aber Feldſteinmauern und Rundbogen, gothiſche Niſchen und Tudorfenſter miſchten ſich zu einem wunderlichen Ganzen, daran der Ungeſchmack des vorigen Jahrhunderts noch ein Schulhaus und eine Sakriſtei im ſchlimmſten Barackenſtil geklebt hatte. Das Läuten dauerte fort und wir traten ein. Bunt und konfus wie die Außenſeite, ſo harmoniſch erwies ſich das Innere. Kanzel und Kirchenſtühle abgerechnet, war alles aus einem Guß, und die Rundbögen, ruhend auf ſchwerfällig mächtigen Säulen mit ſonderbar geformten Kapitälen, forderten ſofort zum

Vergleich mit jener Tower-Kapelle auf, die mit der Kirche von Waltham um den Ruhm ſtreitet, das wohlerhaltenſte Stück engliſch-normänniſchen Bauſtils zu ſein. Der Säulengang lief durch das ganze Schiff der Kirche hin und trug eine Reihe niedrigerer Bögen, die wie ein zweites Stockwerk bis zur Höhe der Decke ſtiegen. Weiße Mauertünche, womit die engliſche Sauberkeit ſo vieles verunſtaltet, fehlte auch hier nicht, aber der Eindruck der Formen litt verhältnismäßig wenig darunter. Wir ſchritten von Säule zu Säule und hätten unſern Rundgang wohl noch fortgeſetzt, wenn die Frau des Kirchendieners nicht an uns herangetreten und mit dem verlegenen Reſpekt, den ihr ein eben erhaltener Schilling auferlegte, uns mitgeteilt hätte, daß der Geiſtliche unſer Verſchwinden wünſche. Er hat es nicht gerne, wenn die Leute nur zum Sehen kommen. („He does'nt like people coming in only for the Norman-style.") Das war uns genug; wir nahmen Abſchied von der Abtei. Draußen ſpielten noch die Kinder, die Alten ſaßen noch unter der Ulme, und die Grabſteine ſchimmerten ſo hell in der Sonne, als wäre alles Luſt und Leben. Wir traten unſern Rückweg an und entſchieden uns für Dampf und Eiſenbahn. Die große Oſt-Linie führt an Waltham vorbei. Wir warteten wenig Minuten erſt, als von entgegengeſetzten Seiten die Züge herankamen. Die beiden Lokomotiven lagen endlich ſchnaubend neben einander, die eine der „Cromwell", die andere der „James Watt". Wir ſtiegen ein und glitten alsbald die Eiſenlinie entlang. „Waltham Abbey" — „Cromwell" — „James Watt" — wiederholte ich mir langſam. Die engliſche Geſchichte liegt zwiſchen dieſen Namen. Haſtingsfeld und Waltham Abbey waren Tod und Begräbnis des alten Sachſentums, Cromwell war ſein Rächer, und mit dem dritten Namen kam unſere Zeit, die Zeit, die raſtlos Verbindung und Vereinigung webt; — wird ſie auch Einigkeit weben und Frieden und Glück?

Haſtingsfeld.

Es war mein letzter Tag in England! Das Dover-Boot ſollte mich um Mitternacht nach Oſtende führen; mir blieben noch zwölf Stunden zu einem Ausflug und ich entſchied mich für — Haſtingsfeld. Wie oft, in den Träumen meiner Kindheit, hatt' ich die Kreideklippe geſehen, dran ſich, laut Liedern und Sagen, das Rolandslied des Taillefer brach; wie oft hatt' ich den Hügel erklommen, darauf das reiche, juwelengeſtickte Banner König Haralds hoch in Lüften flatterte und wie oft war ich den Schritten jener geſpenſtiſch-ſchönen Frau über das Leichenfeld gefolgt, von der's im Liede heißt:

Es watete Edith Schwanenhals
Im Blute mit nackten Füßen;
Wie Pfeile aus ihrem ſtieren Aug'
Die forſchenden Blicke ſchießen.

Mir ſchlug das Herz. Das romantiſche Land, wohin mich Sehnſucht und Phantaſie ſo oft getragen hatten, — es ſollte jetzt wahr und wirklich vor meine Sinne treten.

Der Zug hielt. Zu meiner Überraſchung blitzte weder Kreideklippe, noch brandendes Meer vor mir auf; nur grünes Hügelland dehnte ſich nach rechts und links, ſo weit das Auge reichte. Es war das Städtchen „Battle", wo wir hielten, ſieben engliſche Meilen landeinwärts.

Hier ward die Schlacht geſchlagen, die ihren Haſtings-Namen gewiſſermaßen mit Unrecht trägt. Der Kampf (battle), der hier tobte, gab dem Städtchen ſeinen Namen, ganz in derſelben Weiſe, wie wir einen Flecken „Wahlſtatt“ haben. Das Städtchen ſelbſt bietet nichts Beſonderes dar, außer ſeiner Abtei, — „Battle-Abbey“ geheißen; dieſer ſchritten wir zu. Als die Wage der Schlacht hin und her ſchwankte und an dem Trotz des Sachſenkönigs bereits der dritte Angriff geſcheitert war, warf ſich Herzog Wilhelm aufs Knie und mit lauter Stimme gelobend, „eine Abtei zu bauen, darin Wein wie Waſſer fließen ſolle, falls Gott ihm Sieg verleihe“, führte er ſeine Truppen zum viertenmal gegen den feindlichen Verhau. Der Sieger hielt Wort. Battle-Abbey wurde die reichſte Abtei des Landes, bis fünf Jahrhunderte ſpäter dem Geize Heinrichs VIII. auch dieſe Stiftung zum Opfer fiel.

Nur Andeutungen ſind noch geblieben von dem Glanz und der Herrlichkeit, die königliche Munificenz hier ins Leben rief, und dies wenige ſelbſt würde zu Staub zerfallen ſein, wenn nicht der Flugſand, der von der Küſte herüberweht, die Überreſte ehemaliger Kraft unter ſeinen Mantel genommen hätte, wie der Aſchenregen des Veſuv die zum Märchen gewordene Welt Pompejis. Zwei Jahrhunderte vergingen ſeit jener Verſandung. Was das Werk der Zerſtörung zu vollenden ſchien, das gebot ihr Stillſtand. Unſere Zeit, in ihrem Forſchertrieb, hat das Begrabene neu ans Licht gezogen, zur Bewunderung zunächſt, aber auch zu ſchnellerem Untergang.

Nur Eines hat den Kampf mit den Jahrhunderten ſiegreich überdauert: das mächtige, ſandſteingebaute Eingangsthor. Mit breiten Flügeln und hohen Türmen ſteigt es vor dem Auge auf, ſelbſt wieder ein Schloß, und läßt uns ſchließen auf die Größe und den Reichtum deſſen, zu dem es nur die Pforte war. Sein Stil iſt der nor-

mannische in seiner Blüte, als dieser sich bis zur Gotik zu erheben begann. Mächtige Bogenpfeiler bilden das Portal; aus ihren Rippen starren zwei steingehauene Fratzen hervor, wie die Sage geht: die Köpfe Wilhelms und König Harolds. Das Thor schließt sich hinter uns und wir befinden uns jetzt auf einem geräumigen, grasbewachsenen Platz. Zur Rechten ragt ein schlanker Turm in die Luft, starr, einsam, ein Finger aus dem Grabe vergangener Herrlichkeit. Zur Linken zieht sich ein stattliches Gebäude hin, im Stil der Königin Elisabeth; es ist das Herrenhaus, und zur Zeit Besitztum Sir Henry Websters. Hierhin richten wir unsre Schritte. Sir Henry ist außer Landes und der Zutritt für jedermann gestattet. Meine Gefährten, echte Londoner Spießbürger, wenden sich neugierig sofort nach links, in die Privatgemächer Sir Henrys, um mit jener dem englischen Philister eigentümlichen Neugier Parallelen zu ziehen zwischen dem Kanapee oder dem türkischen Teppich der Lady Webster und seinem eigenen Hausrat daheim. Ich halte mich rechts und trete in die große Halle, die eigentliche Sehenswürdigkeit des Hauses. Hoch und geräumig, das Dach ein prächtiges Holzwerk, gleicht sie der schönen Bankethalle Heinrichs VIII. im Schlosse zu Hampton-Court, und wenn dort verblaßte Gobelins von rechts und links auf uns herniederschauen und unsre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, so ist es hier ein kolossales, die ganze Giebelwand der Halle bekleidendes Gemälde, das uns mächtig wie ein Altarbild entgegentritt und uns plötzlich wieder vergegenwärtigt, wo wir sind.

Das ist die letzte Stunde des Hastings-Tages! Die Sachsenfahne liegt blutig und zerrissen im Staube; halb verdeckt von ihr haucht König Harald seinen letzten Seufzer aus. Zwei Reiter, gefolgt von der Blüte französischen Adels, sprengen auf den Sterbenden zu. Der eine auf langmähnigem Scheckentier, das weiße, vom Papste selbst

geweihte Banner in Händen ſchwingend, iſt Otto, Biſchof von Bayeux, der Halbbruder des Eroberers; der andre aber auf ſchwarzem, jetzt eben zurückprallendem Normannenhengſt iſt Herzog Wilhelm ſelbſt. Die ſilberne Rüſtung ſticht wunderbar ab von dem blinkenden Schwarz ſeines Roſſes, weithin wallt die weiße Feder von ſeinem hohen, koniſch geformten Helm und um den Hals des Siegers ſchlingt ſich eine dreifach umwundene Kette, daran eine goldne Kapſel blitzt. Was iſts mit ihr? Ein Splitter vom Kreuze Chriſti liegt wohl verwahrt zwiſchen ihren Wänden; ein Splitter nur und doch die lebendige Wurzel, aus der dieſer Kampf emporwuchs.

Zu Rouen war's, zehn Jahre zuvor, im kerzenerleuchteten Dom. Der Adel der Normandie ſtand halbkreisförmig um den feſtlich geſchmückten Altar, aber der Halbkreis wurde zum Spalier, als jetzt zwei Männer das Schiff der Kirche entlang und die Stufen des Altars hinanſchritten. Der Eine, kurzgeſchoren das ſchwarze Haar, war Herzog Wilhelm; der Andre mit langem Sachſenbart, war König Harald, damals noch Graf von Kent. Ihr Herz umſchloß einen Wunſch: die Krone des kinderloſen Edward; — aber ein tückiſcher Schiffbruch hatte den Sachſengrafen in die Hand ſeines Nebenbuhlers gegeben und Herzog Wilhelm ſtand eben auf dem Punkt, die Gunſt des Zufalls zu nützen. Harald ſollte abſchwören. Zögernd legte dieſer die Linke auf die Decke des Altars und die Rechte zum Eid erhebend, rief er mit bebender Stimme: „So entſage ich denn allem Verlangen nach Herrſchaft; Herzog Wilhelm ſei König über England; noch einmal, ich ſchwörs!“ Da zog der Normann die brokatne Decke vom Altar hinweg und dem Grafen einen Splitter zeigend, darauf ſeine Hand unwiſſentlich während des Schwurs geruht hatte, rief er: „Harald, Du ſchwurſt es bei dieſem Span vom Kreuze Chriſti!“

Und seitdem? Der Tag kam, da König Edward in selbsterbauter Kapelle seinen letzten Schlummer hielt, Harald war König und hinüber nach Frankreich rief er: „Edward ist tot; England ist mein; nimms, so Du kannst!“

Da wurde die Normandie zum Heerlager. Um seinen Nacken schlang Herzog Wilhelm die Kette sammt der Kapsel, Papst Alexander weihte die Fahnen, König Harfager von Norwegen brach auf, als Bundesgenosse in England einzufallen und halb Frankreich wurde flott vor Lust nach Krieg und Abenteuern. Weiße Segel, zahllos wie die Wellen, darauf sie tanzten, steuerten nordwärts und vor ihnen her flog, wie tötlicher Blitz, der Bannstrahl des Papstes.

König Harfager landete erst; sein Eifer war sein Tod. Harald umklammerte ihn bei Stamford-Bridge und zerdrückte ihn und sein Heer. Die Nacht brach ein. Auf dampfendem Schlachtfeld lagen die Sieger, berauscht von Wein und Gesang; im Zelte des Königs aber gingen Becher und Rede von Mund zu Mund und der Erzbischof von York erhob sich jetzt und rief: „Harald, so sei das Ende aller Deiner Feinde!“ Da hielt ein Bote am Zelt und trat ein. Sein Haar war wirr und struppig vom langen Ritt, sein Kleid zerrissen und die Worte klangen:

Die Klippe von Hastings, wohl war sie steil,
Und das Meer, wohl hat es gebrandet,
Vergebens die Brandung, vergebens der Stein —
Herzog Wilhelm ist gelandet!

Auf sprang der König, sein Auge blitzte, sein Herz voll Sieg hatte nicht Raum für die Furcht. Gen London gings, sein Heer ihm nach; Zuversicht auf allen Gesichtern. Am fünften Tage war's: aufblitzte die Themse — hinüber! und jetzt vor ihrem Aug die Ginsterhaiden von Surrey — hindurch! am siebenten Tage aber hielt König Harald auf dem Hügellande von Sussex und sein Schwert in die Erde

ſtoßend, rief er: „Hier ſei's!“ Herzog Wilhelm kam von Haſtings heran. Auf zwei Hügeln, einander gegenüber, lagerten ſich die Heere; zwiſchen ihnen ein breites, nicht allzutiefes Thal. Hier ſollte ſich's entſcheiden.

Es war Nacht, die Wachtfeuer der Normannen lohten herüber. König Harald ging von Zelt zu Zelt und ordnete an und befeuerte den Mut. Wo er ſein Schwert in die Erde geſtoßen hatte, da ſtand jetzt ſein Zelt und neben demſelben flatterte das große Banner von England. Es trug die alte Schlachten-Inſchrift; „Siegen oder ſterben!“ Dreitauſend Freiwillige aus der Hauptſtadt hatten ſich drum geſchaart und feierlich geſchworen, des Spruches über ihren Häuptern wohl eingedenk zu ſein. Kundſchafter kehrten zurück,

Die hatten den Herzog Wilhelm geſehn
Und thäten ihn mannlich preiſen:
Seine Rüſtung ſei wie Silber und Gold
Und ſein Antlitz ſei wie Eiſen.

Seine Ritter aber die ſähen darein,
Als wären ſie ſchon verloren,
Sie hätten nicht Schnurr- nicht Backenbart,
Sei'n alle geſchabt und geſchoren.*)

Im ganzen Normannenlager ſei
Nur Beten und Meſſeſingen;
Das ganze Heer ſei ein Prieſterheer
Und man werd' es leichtlich bezwingen.

König Harald aber hörte ſie an,
In finſtres Sinnen verloren,
Er ſprach: Ich weiß, ſie fechten wie wir,
Obwohl ſie geſchabt und geſchoren.

Gegen Morgen kam ein Herold von Herzog Wilhelm,

*) „They were all shaven and shorn“, aus einer alt-engliſchen Ballade.

der bot dem König einen Zweikampf. Sie wollten den Streit in ihre beiden Schwerter legen und der Ausgang solle ein Gottesurteil sein. Da entfärbte sich der Sachsenkönig und Furcht und Scham liefen blaß und rot über sein Antlitz. Er kannte den Talisman seines Gegners, den sein Meineid ihm in die Hand gegeben hatte und murmelte vor sich hin: „Ich kann nicht!“ Laut aber rief er: „Nicht wir — die Schlacht!“

Aufblitzte die Sonne und zugleich mit ihren Strahlen flogen dreißigtausend Pfeile übers Feld. Die Sonne stieg und sank. Als sie scheidend noch einmal auf des Tages Arbeit blickte, da lag König Harald unter'm Linnen seines Banners wie unterm Leichentuche und über das Blutfeld sprengte der Sieger. Sein Auge blitzte und die goldne Kapsel glüte blutrot im letzten Abendstrahl

Ich sah auf; da hatt' ichs wieder vor mir, frisch, lebendig, — das Scheckentier Bischof Ottos sprang wie aus dem Bilde heraus. Meine Betrachtungen wurden unterbrochen; ein alter Cicerone der Abtei trat an mich heran und erbot sich, mir das Schlachtfeld zu zeigen. Ich folgte ihm. Er führte mich zu einer der ausgegrabenen Ruinen, dem ehemaligen Refektorium der Mönche. Drei Seiten des Gebäudes stehen noch ziemlich wohlerhalten, die vierte aber ist völlig verfallen. Keine Spur von Dach. Man tritt in den mit Quaderstein gepflasterten Saal wie in einen Hofraum; — der blaue Himmel hing über uns. Keines Königs Munificenz läßt hier noch fürder Wein wie Wasser fließen; der Regen wäscht den Mörtel aus dem Gestein und versucht die Kraft seiner Tropfen an der weißen Quadertenne des Saals. Der Alte führte mich schweigend an das mittlere Giebelfenster Ich sah hinaus; aber ehe sich die bunte Landschaft vor mir zu einem klaren Bild gestalten konnte, richtete er die Spitze seines Fingers auf eben die Stelle wo ich stand und rief mir mit echtem Führer-Gleichmut zu: There fell the Saxon-king! — Mich über-

lief es; er aber, völlig unbewußt des Eindrucks, den ſein Wort auf mich gemacht hatte, ſtreckte ſeine magere Hand durch die Fenſterhöhle, und nach rechts und links eine Linie beſchreibend, ſetzte er mit derſelben Ruhe hinzu: And that's the battle-field!

Da lag es vor mir mit dem ganzen Zauber einer engliſchen Landſchaft. Drüben auf der höchſten Spitze jenes Hügels hielt Herzog Wilhelm während der Schlacht; jetzt ſchimmerte ſtatt ſeiner Rüſtung die weiße, ſonnige Wand eines Bauernhofes herüber. Unmittelbar vor mir zogen ſich ſchmale Teiche nach beiden Seiten hin das Thal hinunter; von Zeit zu Zeit ſprang ein Fiſch, gelockt von der Sonne, in den lachenden Tag hinein; nichts erinnerte mehr an jenen Tag, wo hier das Blut in tieferen Lachen als das Waſſer in jenen Gräben ſtand. Tiefer Friede ringsum; nur das Glockenklingen weidender Kühe unterbrach die Stille. Kaum eine Saatkrähe ließ ſich nieder auf dies Feld, wo einſt das Krähen- und Rabenvolk von ganz England offne Tafel gehalten hatte. Noch einmal überflog mein Blick die Flur; dicht vor mir ſtieg ein Schwarm weißer Tauben in die Luft und wiegte ſich im Sonnenſchein, blitzend, als wären ihre Flügel von Licht. Lange ſah ich hinauf: ein Friedens-Sinnbild über dieſem Thal, ſo fand ich Haſtingsfeld und — ſo ſchied ich von ihm.

Wenige Stunden ſpäter trug mich der raſſelnde Zug nach Dover. Es ſchlug Mitternacht als der Dampfer vom Ufer ſtieß. Ich ſtand am Steuerruder und ſah rückwärts. Klippen rechts und links; Dover ſelbſt, von tauſend Lichtern funkelnd, wuchs amphitheatraliſch in die Nacht hinein: der weiße Kalkſtein ſchimmerte dahinter wie verſchleiertes Mondlicht. Raſcher ſchaufelten jetzt die Räder, höher ſpritzte der Schaum, eiſiger ging der Wind — das letzte Licht erloſch. Nacht und Meer ringsum; hinter mir lagen Alt-England und — dieſer Tag.

Jenſeit des Tweed.

Bilder und Briefe aus Schottland.

1858—59.

Seinem lieben Freunde und Reisegefährten

Bernhard von Lepel.

Eine Reise an der Seite eines Freundes ist eine Freundschaftsprobe, wie die Ehe eine Liebesprobe ist. Wir haben sie bestanden. Wem anders könnt' ich dieses Buch zueignen, als Dir, dem besten, dem nachsichtigsten aller Reisegefährten. Freilich, je mehr ich empfunden habe, wie gut sich's mit Dir wandert, desto lebhafter ist auch die Rückerinnerung an einen alten Pakt in mir geworden, an ein gegenseitiges, halb verjährtes Versprechen, an das diese Zeilen Dich leise mahnen mögen.

Entsinnst Du Dich des Sylvestertages 1846? Wie gestern stehen die Stunden vor meiner Seele, wo wir durch die winterstille, märkische Haide fuhren und endlich vor dem Gutshaus Deines Vaters hielten. Den alten Herrn fesselte damals schwere Krankheit auf dem fernen Rügen, Todesahnung hatte sein Herz beschlichen und die Weisung war an Dich gekommen, in alten Schränken nach alten Familienpapieren zu suchen. Es galt ein Testament, die Bestellung seines Hauses; das führte uns hinaus. Wie ein verzaubertes Schloß im Märchen lag das alte, graue Steinhaus da, eine hohe Schneemauer um sich her und überragt von den halb dunklen, halb glitzernden Edeltannen des Gartens. Stille draußen und drinnen. Auf unser wiederholtes Klopfen und Klingeln erschien ein alter Diener, verwöhnt und mürrisch wie alle alten Diener sind. Zögernd, mit sauersüßem Gesicht fand er sich endlich in Deine Autorität. Wir öffneten die Fensterläden, schafften Luft und Licht in den halb spukhaft gewordenen Räumen und fanden endlich, was wir suchten

— die Papiere. Inzwiſchen war es wohnlicher geworden in dem großen Gartenſaal, ein Feuer praſſelte im Kamin, ſtatt des Staubes breitete ſich ein Tiſchtuch über die Tafel und das frugale Mahl, das angerichtet war, adelte ſich ſelbſt durch die Flaſche alten Rheinweins, die auf dem Tiſche ſtand. Wir ſetzten uns und plaudernd vor dieſem und jenem, lief mein Auge an den roten Sammttapeten hin und muſterte die Bilderſchätze, die in langer Reihe daran hingen. Ich ſah zum erſtenmale den ſchönen Kopf der Beatrice Cenci und vor allem den Stolz eures Hauſes, das Wert- und Prachtſtück der Sammlung — das Modell des Moſes von Buonarottis eigener Hand. Meine Fragen drängten ſich und Deine Lippen — nicht Freunde ſonſt von vielem Reden — floſſen über bei der Erinnerung an ſchöne, italiſche Tage. Wir füllten die Gläſer bis zum Rand und ſtießen an auf ein Reiſebündnis und ein gemeinſchaftliches „jenſeits der Alpen“.

Der Wunſch jener Stunde iſt uns bis heute verſagt geblieben. Nicht Deine Hand hat mich den kapitoliniſchen Hügel hinauf- oder in die Campagna hinausgeführt, ſondern umgekehrt, die meinige übernahm Führerdienſte, wenn wir in alten Douglas-Schlöſſern umherforſchten oder die Stelle ſuchten, wo Fitzjames und Rhoderick Dhu mit einander gekämpft. Aber die alten Zuſagen bleiben in Kraft, und während ich Dir dies Buch überreiche, das die Bilder zwiſchen dem Tweed und dem Moray-Buſen noch einmal vor Dir entrollen ſoll, ſprech' ich zugleich die Hoffnung aus, daß auch der Tag kommen möge, wo wir, wie auf Edinburg-Caſtle, ſo auf Caſtell St. Elmo gemeinſchaftlich ſtehen. Welche Wege aber auch die heiteren Reiſegötter in Zukunft uns führen mögen, vor allem mög' uns gute Kameradſchaft auf dem Lebenswege beſchieden ſein, den wir, ſeit zwanzig Jahren nun, in Leid und Freude zuſammengehn.

Th. F.

Von London bis Edinburg.

Geschlagen, gestoßen, gepreßt, gepufft,
Zehn Meilen die Stunde ging's durch die Luft.
Altes Lied. (Die Hexen von Inverneß.)

„Nach Schottland also!“ Die Koffer waren gepackt, die Billets gelöst, und als der Spätzug sich endlich in Bewegung setzte und majestätisch aus der Halle des Kings-Cross-Bahnhofes hinausglitt, überlief es mich ähnlich wie einst, als es zum erstenmale für mich hieß: „Nach England!“

Ähnlich sag' ich, denn vierzehn Jahre sind eine lange Zeit und nehmen uns viel von Begeisterung und Fähigkeit zur Freude. Wie steht jener Tag noch klar vor meiner Seele, der damals über meine Reise entschied. Ich war Soldat und auf Königswache. Der Offizier hatte seine liebe Not mit uns, denn wir waren zwanzig Freiwillige oder mehr, und Jeder, der Soldat gewesen ist, weiß, was es mit solchen Volontair-Wachen auf sich hat. An Disziplin war Mangel, aber Überfluß an guter Laune, und während die Einen über Tisch und Bänke sprangen, spielten die anderen Dreikart, oder gaben sich durch Vortrag von Hauptmanns- und Kompagnie-Anekdoten ein möglichst martialisches Ansehen. Es war ein kostbarer Maitag; begierig nach frischer Luft hatte ich eben draußen in der Säulenhalle Platz genommen und blickte, den ungewohnten Helm hin und her schiebend, auf den schönen, breiten Opernplatz, der sonnenbeschienen vor mir lag. Da weckte mich ein leiser Schlag auf die Schulter. Als ich aufblickte, stand ein Freund vor mir, sonnenverbrannt, in

Reiſekleidern, jener Glücklichen einer, an die ſich das beatus ille des Dichters richtet. Er lachte über den „Grenadier“ der ihm noch neu an mir war und fragte dann kurz: „willſt Du mit nach England? ich reiſe morgen Abend.“ Aber Urlaub! „Das iſt Deine Sache.“ Das Geſpräch gedieh nicht weiter; der Poſten draußen rief uns mit lauter Stimme an die Gewehre. Wir traten an. Ablöſung vor. Fünf Minuten ſpäter ſchilderte ich ſchon vor dem Gouvernements-Gebäude in der Wallſtraße. Niemals wohl hat der alte Müffling eine Schildwacht vor ſeiner Thür gehabt, der das Herz ſo hoch geſchlagen hätte, wie mir an jenem Nachmittage.

Voll ſo hoch ſchlug mir das Herz jetzt nicht, aber es ſchlug doch freudig und dankbar zugleich, als mein diesmaliger Reiſegefährte dem hinter uns verſchwindenden London ein Lebewohl zuwinkte und mit Genugthuung die Worte wiederholte: „nach Schottland alſo.“

Wir fuhren dritter Klaſſe, halb erſparungs- halb beobachtungshalber und hatten trotz einiger Unbequemlichkeiten nicht Urſache, unſere Wahl zu bereuen. Der bis auf den letzten Platz beſetzte, durch keine Zwiſchenwände geſchiedene Wagen glich einem Auswandererſchiff. Die Mittelbank, auf der wir ſaßen, zog genau die Grenzlinie zwiſchen zwei verſchiedenen Elementen, aus denen unſere Reiſegeſellſchaft beſtand, zwiſchen armen Engländern und ſparſamen Schotten. Denn der Engländer fährt nur dritter Klaſſe, wenn er *muß*, der Schotte, wenn er *kann*. Nachdem die erſten Tunnel und Überbrückungen paſſiert waren, ſchwand die gegenſeitige Zurückhaltung raſch und der Austauſch jener kleinen Dienſte und Bequemlichkeiten begann, wie er nicht auszubleiben pflegt, wo ſich 40 oder 50 Menſchen, wenn nicht zu gemeinſamer Gefahr, ſo doch zu gemeinſamer Strapaze zuſammengepfercht finden. Dick zuſammengefaltete Tücher wurden den Damen angeboten, um die Ecken und Kanten minder ſcharf, das Holz der

Bänke minder hart zu machen, und über das Öffnen und Schließen der Fenster kamen die Erkältungsgeneigten mit den Ventilations-Bedürftigen zu einem gefälligen Kompromiß. Vor uns saßen die Engländer. Da waren zunächst zwei arme Frauen mit ihren Kindern, vier oder fünf an der Zahl. Sie hatten die Doppelbank am äußersten Rande des Wagens inne und hausten darin wie in einer Privatkajüte. Milch wurde gewärmt, die Brust gegeben (mit jener Unbefangenheit, die den englischen Frauen der unteren Stände eigentümlich ist) und die Flaggen, die dann und wann zum Fenster hinauswehten, waren im Einklang mit all' dem übrigen. Vor ihnen saßen zwei junge Leute, augenscheinlich aus guter Familie, Schüler, die eine Ferienreise nach Schottland machten und unter Lachen behilflich waren, wenn die Kinderstube in ihrem Rücken diese oder jene Dienstleistung wünschenswert machte. Neben ihnen eine alte Lady in Trauer. Freundlich aber abgehärmt, schmucklos aber sauber und in wahrem Rigorismus selbst die hölzerne Rückenlehne ihres Sitzes verschmähend, so saß sie da, ersichtlich die Frau eines Offiziers, der, an der Dschumna vielleicht oder im Pendschab gefallen, ihr einen geachteten Namen und nichts weiter hinterlassen hatte.

Heiterer, farbenreicher sah es in der zweiten Wagenhälfte aus, der wir den Rücken zukehrten. Das schottische Element bewährte sich in seinem pittoresken Reiz. Keine nackthbeinigen Kiltträger waren zugegen, aber die blauwollene schottische Mütze mit ihren lang herabhängenden Seidenbändern (eine Tracht, deren Karrikatur wir nur in unseren deutschen Städten kennen), saß malerisch auf den Köpfen der jungen Männer; Plaids in allen Mustern und Farben dienten diesem als Mantel und jenem als Kissen, während grau und weiß karrierte Tücher sich überall hin ausspannten und dem Ganzen den Charakter eines romantischen Feldlagers gaben.

So ging es dahin. Die bekannten Bilder englischer

Landſchaft zogen an uns vorüber. Die Sonne war längſt unter, auch das Abendrot ſchwand jetzt und nur jenes zauberhafte, dunkle Blau lag noch in breiten Streifen am Himmel, das in dieſem Lande ſo gern und ſo ſchön einen klaren Tag beſchließt. Ohne Aufenthalt brauſten wir durch ein halbes Dutzend Stationsplätze hindurch; erſt in Peterborough (einer Kathedralen-Stadt, 15 deutſche Meilen von London) machten wir Halt, um einen anderen Zug abzuwarten. Inzwiſchen war es Nacht geworden und jeder ſchickte ſich an, der Ruhe zu pflegen, ſo gut es die Wände und Bänke irgend erlaubten. Die Schüler lagen ſchnarchend auf harter Diele, die Kinder ſchliefen, die Flaggen waren eingezogen; nur die alte Lady ſaß noch immer aufrecht, feſt entſchloſſen, ſtärker zu ſein als Schlaf und Ermattung.

Die Geſchwindigkeit, mit der wir fuhren, wuchs jetzt: 40 engl. Meilen die Stunde. Man überantwortete ſich ſeinem Gott und ſchlief ein. Dann und wann hielt der Zug und unbekannte, wenigſtens unverſtandene Worte trafen das Ohr, endlich aber ſchüttelte das in Traum und Halbſchlaf lang herbeierſehnte: „York, York, fifteen minutes“ den Schlaf von aller Augen und halb ſchiebend, halb geſchoben, fanden wir uns endlich an einer langen Tafel wieder, auf der die Zugehörigkeiten eines engliſchen Frühſtücks ſerviert waren. Tea, Coffee, Soda-Water, klang es hier fordernd durcheinander. Fünfzehn Minuten ſind wenig Zeit für hundert Gäſte und drei verſchlafene Kellner. Meine Taſſe Thee war erſt halb geleert, als die Glocke draußen ſchon wieder lärmte. „Das war alſo York!“ rief ich dem Freunde zu, mich neben ihm in die Ecke drückend. „So gehen uns die Wünſche unſerer Jugend in Erfüllung. Statt des Doms ein Bahnhof und ſtatt des Platzes, darauf Percy ſtarb, eine Reſtauration mit doppelten Preiſen.“

Als wir Newcaſtle erreichten, dämmerte bereits der Morgen; zu unſerer Linken lag die Stadt, ſchwarz und

finſter, wie aufgebaut aus Kohlenblöcken. Eine Stunde ſpäter waren wir an der ſchottiſchen Grenze. „Berwick, Berwick!“ riefen die Schaffner und gönnten uns Zeit, einen Umblick zu halten. Der ganze Platz macht immer noch den Eindruck einer Grenzlokalität, auch jetzt noch, wo der alte, halb zerfallene Wartturm nichts mehr bedeutet als eine Mahnung an Zeiten, die nicht mehr ſind. Der Tweed geht hier ins Meer und ſein Bett, das mehr einer weiten Felskluft als einer Flachlandsrinne gleicht, unterſtützt die Vorſtellung, daß wir hier an einem Grenzfluß ſtehen.

Die Morgenſonne lacht freundlich, während wir die ſchottiſche Landſchaft durchfliegen. Die Felder, die Art der Beſtellung, das Seltenerwerden der Hecken, alles weicht ab von dem in England Üblichen und ruft uns (wie vieles andere noch, auf das wir ſtoßen werden) die Bilder deutſcher Heimat mehr und mehr ins Gedächtnis zurück. Bei Dunbar geſellt ſich noch ein anderer Gruß aus der Heimat hinzu, wir haben uns der Küſte bis auf wenige tauſend Schritt genähert und das deutſche Meer liegt leiſe ſchäumend zu unſerer Rechten. Hier wendet ſich die Bahn, die bis dahin ununterbrochen nordwärts lief, plötzlich nach Weſten, und ungefähr die Linie innehaltend, die ihr der ſchöne Meerbuſen des Forth vorſchreibt, führt ſie uns, nach einer kurzen halben Stunde, durch eine bald im Morgennebel, bald im Sonnenglanze daliegende Landſchaft, dem erſten Ziel unſerer Reiſe entgegen. Villen und Parks, chauſſierte Wege und Brücken, Häuſer, Menſchen und immer wachſender Verkehr, verkünden uns, daß wir einer großen Stadt, einem Mittelpunkt weiter Bezirke uns nähern, und ehe wir noch Zeit gefunden haben, uns in dem immer bunter werdenden Bilde zurecht zu finden, läßt der Zug in ſeinem Fluge nach und die 10 Stock hohen Steinhäuſer Edinburgs tauchen grau und majeſtätiſch vor uns auf.

Johnstons Hotel. Erster Gang in die Stadt.

„Waterloo Place, any hotel you like“ Waterloo-Platz ins erste beste Hotel! Mit diesem Zuruf vertrauten wir uns der Führung unseres Cabkutschers an und harrten der Dinge, die da kommen würden. Ich lieb' es bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten, mich dem blinden Zufall zu überlassen und habe die Erfahrung für mich daß man mindestens nicht schlechter dabei fährt, als wenn man unschlüssig hin und her schwankt und hinterher den Ärger hat, doch nicht das Rechte getroffen zu haben. Wer die Wahl hat, hat die Qual.

Unser Cab hielt nach fünf Minuten schon vor Johnstons Hotel, Waterloo-Place, und es wäre unbillig dem Kutscher nachzureden, daß er seine diskretionäre Gewalt absonderlich mißbraucht hätte. Johnstons Hotel gehört zu jener Klasse von Gasthäusern, die unter dem Namen der „Commercial and Temperance Hotels“ in allen Ländern, wo das angelsächsische Element herrscht, eine Art von Notorität erlangt haben. Der Temperanz-Seite dieser Etablissements leg' ich herzlich wenig Gewicht bei; es ist diese zur Schau gestellte Mäßigkeit derselben halb Lüge, halb Karrikatur, und in bestem Falle Lockung und Aushängeschild; was aber diesen Gasthäusern in dem kostspieligen, aufgesteiften, selbstquälerischen England eine Bedeutung giebt, das ist der Umstand, daß sie in

ihrer ausgesprochenen Einfachheit die Kehrseite jenes modernen Prachtbaues sein wollen, der unter dem Namen „Hôtel" so viele erträumte Reize und so viele prosaische Wirklichkeiten umschließt. Es ist Affektation oder Selbsttäuschung, wenn wir auf Reisen plötzlich glauben, ohne Eleganz, ohne zehn Gänge und ohne gräfliche Nachbarschaft nicht leben zu können; was uns aber wirklich Not thut, das ist ein unpretensiöses, freundliches Entgegenkommen und eine angemessene Bewirtung um unseres Geldes, nicht aber bloß — um Gottes willen. Der alte Satz mag fortbestehen: daß die großen Hôtels die besten sind. Aber ein anderer Satz stellt sich ihm gleichberechtigt an die Seite und zwar der, daß die vornehmen Gasthäuser nicht die angenehmsten sind.

In Johnstons Hôtel hatten wir vollkommen das süße Gefühl der Hingehörigkeit statt des bloßen Geduldetseins; sonst fehlte freilich manches. — Die geblümten Teppiche auf Flur und Treppen hatten längst ihren Blumenfrühling hinter sich und die altmodischen Bettstände mit ihren verschossenen Quasten und Damastgardinen standen unheimlich da wie in alten Schlössern aufgekaufte Paradebetten, in denen Lords und Häuptlinge von Geschlecht zu Geschlecht das Zeitliche gesegnet hatten. Das sind nicht Bilder, die den Schlaf leicht und die Träume heiter machen, wenn wir sie auch im Einklang finden mit all den Lieblingsvorstellungen, die wir von Jugend auf an den Namen Schottland geknüpft haben. Aber jedenfalls rechten wir nicht darüber und erinnern uns gern der Wahrheit, daß man überall schläft, wenn man nur müde ist. Weniger freilich als der leise Schauer, der uns angesichts dieser blutroten Bettvorhänge überläuft, will uns der Fettbrodem gefallen, der, aus der Küche aufsteigend, alle Etagen des Hauses durchdringt, und nur widerwillig erinnern wir uns des korrespondierenden Satzes: man ißt überall, wenn man nur hungrig ist.

Aber wir sind wirklich hungrig und nachdem wir die Übernächtigkeit aus den Augen gewaschen und in Eile unsere Toilette gemacht haben, suchen wir das Frühstückszimmer auf, das sich hoch und breit und behaglich durch die halbe erste Etage zieht. Hier weht ein anderer Geist, die Ventilation ist trefflich und kein gelegentlicher Zugwind plaudert vorschnell die Geheimnisse der Küche aus. Das schöne schottische Weizenbrot lacht uns an und bald sitzen wir vor einer wohlbesetzten Tafel, auf der uns, neben den üblichen Erfordernissen eines englischen Frühstücks, Haferbrötchen und Dundee-Marmelade daran mahnen, daß wir auf schottischem Grund und Boden sind. Ein alter Kellner von viel über sechszig trippelt freundlich und geschäftig um uns herum, befriedigt seine Neugier durch Vorlegung eines Fremdenbuchs und erzählt uns plauderhaft von den Geschicken seines Lebens. Französische Säbel, unter die sein Hinterkopf während des spanischen Krieges geriet, haben seiner Laufbahn und seinem Verstand ein rasches und bescheidenes Ziel gesetzt, aber was er bei Astorga an Hirn verloren hat, ist seinem Herzen zu gute gekommen und er spricht mit Vorliebe von den „Frenchmen", unbekümmert darum, ob sie vor 40 Jahren ihm die Beförderungsleiter abgebrochen haben oder nicht. Nun aber treibt er uns zur Eil und mahnt uns aufzubrechen, um die Stadt, auf die er stolz ist, in ihrer besten Beleuchtung, d. h. unter leis bewölktem Himmel zu sehen. Wir folgen seinem Rat und biegen nach rechts hin in die Neustadt ein.

Waterloo-Place und Princes-Street bilden eine einzige gerade Linie, von der Edinburg in ähnlicher Weise durchschnitten wird, wie etwa Paris von der Rue Rivoli. Die große Mittelader der schottischen Hauptstadt sondert sich gleich auf den ersten Blick in drei Teile von ziemlich gleicher Größe, in zwei Flügel und ein Zentrum. Der eine Flügel heißt Waterloo-Place, der andere West-

Princes-Street; die halb boulevard- halb platzartige Erweiterung aber, die zwiſchen beiden liegt, führt den Namen der eigentlichen Princes-Street. Dieſer platzartigen Erweiterung gehen wir jetzt entgegen und nehmen in der Mitte derſelben unſeren Stand, genau da, wo ſich das im gotiſchen Stil ausgeführte, turmartige Monument Walter Scotts bis zu einer Höhe von 200 Fuß erhebt. Hier halten wir Umſchau. Hinter uns die Neuſtadt mit ihrer Fülle nobler und moderner Bauten, links die pittoresken Felspartieen der Salisbury Craigs, rechts die langen Straßen der Stadt mit ihren Kirchen und Paläſten. So nach allen Seiten hin in Anſpruch genommen — wird unſer Auge doch immer wieder nach vornhin gerichtet, wo ſich, nur durch eine flußbettartige Vertiefung von uns getrennt, die berühmte High-Street der Altſtadt-Edinburg ſamt ihren Ausläufern und Seitenſtraßen erhebt. Parallellaufend mit Princes-Street, zeigt die gegenüberliegende Altſtadt-Straße doch dadurch einen völlig verſchiedenen Charakter von jener, daß ſie nicht flach und geradlinig ſich hin erſtreckt, ſondern dem natürlichen Zuge und ſelbſt den Capricen des Hügels folgend, auf dem ſie ſteht, einen maleriſchen und abwechslungsreichen Anblick gewährt. Der Hügel ſteigt langſam an, läuft dann, wie ſeine Kräfte ſparend, in horizontaler Linie weiter, bis er plötzlich zu einem letzten Sprunge ſich zuſammenraffend, kegelartig in die Höhe ſchießt und nun den Weg überſchaut, den er eben zurückgelegt. Auf dem langſam anſteigenden Teile der Berglinie erhebt ſich Canongate; unmittelbar vor uns von dem geradlinigen Firſt des Hügels grüßt High-Street ſelbſt zu uns herüber; zur Rechten aber, die Situation vom Felſen aus beherrſchend, ragt Edinburg-Caſtle mit ſeinen Wällen und Kanonen in die Luft.

Jeder ehrliche Schotte hält dieſen Punkt für den ſchönſten in der Welt, eine Anſicht, worüber er ſich mit

den Bewohnern von Neapel und Palermo und noch mehr mit jenen auseinanderſetzen mag, die aus triſteren Gegenden nach dem Süden pilgernd, jene ſchönen Punkte unter dem Vorteil des Kontraſtes und mit verklärendem, feiertäglichem Auge ſehn. Der Freund an meiner Seite war jener Glücklichen einer; er enthielt ſich aber weislich des Vergleichs und entwand ſich dem Preſſenden meiner Frage durch das bekannte: jedes in ſeiner Art.

Laſſen wir alſo das Paralleleziehen und das ängſtliche Forſchen nach einem mehr oder weniger; freuen wir uns der Schönheit, die unbeſtritten vor uns liegt. Dieſe Schönheit beſchreiben zu wollen, wäre eitles Unterfangen, aber die Frage läßt ſich wenigſtens beantworten, aus welchen Elementen ſich dieſe Schönheit auferbaut. Es iſt nicht die Lage allein, die dieſe Eindrücke ſchafft, es ſind eben ſo ſehr die Dinge, die ſich dieſe Lage zu Nutze gemacht und ſich, derſelben entſprechend, auf ihr errichtet haben. Die Solidität des Materials wie des Bauſtils ſteht ebenſo untereinander wie mit der ganzen Örtlichkeit im Einklang und giebt dem Ganzen jenen großſtädtiſchen Charakter, den ich, mehr noch wie ihre Schönheit, als den eigentlichen und frappanteſten Zug dieſer Stadt hervorheben möchte. Auf grauen Felſen ſteigen graue, acht Stock hohe Felſenhäuſer in die Luft, phantaſtiſch ſchnörkelt ſich, einer ſilbergrauen Brautkrone nicht unähnlich, der Turm von St. Giles über die Häuſer empor und gemeinſchaftlich über dem Ganzen liegt jener graue Nebelſchleier, der den Zauber dieſer nordiſchen Schönheitsſtadt vollendet. Der Reiz der Farbe fehlt, aber man vermißt ihn nicht, ja erſchrecken würd' es uns, den vollendeten Karton, der vor uns liegt, in einen Buntfarbendruck verwandelt zu ſehen. Das Grau dieſer Häuſer entſpricht jenem unbeſtimmten Farbenton, der uns inmitten alter Dome ſo oft entzückt und zur Andacht geſtimmt hat.

Nicht die Farbe würde die Wirkung der vor uns liegenden Altſtadt von Edinburg erhöhn, aber was die Farbe nicht vermöchte, das vermag das Zauberſpiel von Schatten und Licht. Allabendlich, wenn die Nebel ſich dunkler zu färben beginnen und die grauſchwarze Steinwand der Häuſer mit den grauſchwarzen Nebeln allmälich in eins zuſammenfließt, blitzen plötzlich Lichter aus dieſem Chaos heraus und immer heller, zahlreicher werdend, durchleuchten ſie endlich die aus Nacht und Nebel gewobene Hülle, die nun wieder von ihrem dunklen Hintergrunde ſich loslöſend, wie ein durchſichtiger Schleier um die immer ſchwärzer werdenden Häuſer ſchwebt. Wenn dann vom Schloß herab durch die ſtillgewordene Nacht die Hornſignale in langen Tönen ziehen, beſchleicht es uns, als ob das ganze eine Zauberſchöpfung ſei, die ein Klang ins Daſein rief und die verſchwinden muß, ſobald der letzte Ton erſtirbt.

Holyrood-Palace.

Dieſer ſo berühmt gewordene Palaſt liegt unmittelbar vor der Stadt in einem weiten, mehrfach geöffneten Thalkeſſel, der von verſchiedenen Hügeln, vom Calton Hill im Norden, von den Salisbury Craigs im Oſten und Süden und von dem hochgelegenen Alt-Edinburg im Weſten, begrenzt und gebildet wird. Da, wo die letzten Häuſer von Canongate (ſiehe das vorige Kapitel) ins Thal hinunter ſteigen, erhebt ſich, kaum durch die Breite eines Markt-Platzes von ihnen getrennt und die vor ihm liegende Hügelſtraße hinaufblickend, der Palaſt von Holyrood. Vom Mittelpunkt der Stadt aus ihn zu erreichen, laſſen ſich zwei Wege einſchlagen, der eine durch die Altſtadt (High-Street und Canongate), der andere parallel damit durch Princes Street und Waterloo-Place, an einer Reihe hübſcher Gartenanlagen hin, die ſich bereits außerhalb der Stadt, am Fuße des Calton Hill entlang ziehen. Da ich noch oft Gelegenheit haben werde, den Leſer auf dem erſtgenannten Wege durch High-Street und Canongate zu geleiten, ſo wählen wir heut den Weg am Fuß des Calton Hill entlang, der uns, auf einem kleinen Umwege durch die Regents Road, nach dem Palaſte führt. Hübſche Landſchaftsbilder breiten ſich vor uns aus, ſobald wir Waterloo-Place im Rücken haben; nichts beſonderes aber feſſelt unſren Blick, mit

Ausnahme eines seltsamen Steinackers unmittelbar zu unsrer Rechten, von dem wir nicht wissen, ob er mehr einem Friedhof oder einem Schutthaufen gleicht. Auf unsre Frage erhalten wir folgende Antwort. Als Terrain geschafft werden mußte für das schottische Eisenbahnnetz, das in Edinburg seinen Zentralpunkt hat, entschied man sich begreiflicherweise für Ankauf jener flußbettartigen, die Altstadt von der Neustadt trennenden Vertiefung, die ich im vorigen Kapitel beschrieben habe. In dieser Vertiefung, feucht und ungesund wie sie war, stand eine alte Kirche mit ihrem Gottesacker drum herum. Die Schiene brauchte Platz, der schottische Unternehmungsgeist war stärker als die schottische Kirchlichkeit und binnen kurzem war der alte Bau ein Trümmerhaufen. Man wußte nicht, was damit zu machen, oder konnte sich nicht einigen über den Verkauf, kurzum die ehemalige Kirche samt ihren tausend Grabsteinen wurde wie Schutt vor die Stadt gefahren und dort auf einem, nunmehr umzäunten Felde abgeladen. Da liegen nun hoch aufgeschichtet die Trümmer von Sockel und Kapitäl, von Kreuz und Leichenstein, das Ganze eine seltsame Ruhestatt, darauf man einen alt gewordenen Kirchhof begraben hat.

Unmittelbar hinter diesem Acker halten wir uns rechts und biegen in eine aus ärmlichen und zerstreuten Häusern bestehende Straße ein, die uns innerhalb weniger Minuten vor das Portal des Palastes führt. Ehe wir dasselbe erreichen, werden wir durch einen jungen Schotten, der uns begleitet, auf das Badehaus der Maria Stuart aufmerksam gemacht. Wiewohl sein Finger eine ganz bestimmte Richtung angiebt, so fragen wir doch „wo?“ Aber die halb erschrockene Frage ändert nichts und die Fingerspitze deutet unverrückt auf ein kleines, halb backofenartiges Eckhaus, das wir eher für das Waschhaus einer armen Frau als für das Badehaus einer Königin halten würden. Es ist so niedrig, daß man die Hand auf die

unterſten Dachziegel legen kann und ein etwas vorſpringender klumphafter Giebel, der dem Ganzen das Anſehen giebt, als ob ein dicker Mann auf den Schultern eines dünnen ſäße, iſt nicht angethan, der Erſcheinung einen geſteigerten Reiz zu leihen. Kopfſchüttelnd darüber, daß ſo viel Schönheit hinter ſolchen Mauern heimiſch geweſen ſein ſoll, ſchreiten wir weiter, erreichen nach kaum hundert Schritten eine platzartige Auffahrt, machen linksum und ſtehen in Front des Palaſtes.

Der Palaſt iſt ein Viereck von mäßigen Proportionen, ziemlich niedrig, an den beiden hausartig vorſpringenden Frontecken von je vier Spitztürmen flankiert; das Ganze ohne Stil, ohne Schönheit, ohne Stattlichkeit, aber doch nicht geradezu häßlich und unverkennbar mit jenen Zügen ausgeſtattet, die eine Phyſiognomie intereſſant machen. Dies iſt Holyrood-Palace. Neben demſelben, aber etwas zurückgelegen, ſo daß beide Baulichkeiten nur an einer einzigen Ecke ſtatt mit ihren vollen Seiten zuſammentreffen, erhebt ſich eine Ruine: die Royal Chapel von Holyrood, das einzige Überbleibſel jener reichen und ſtolzen Abtei, die hier mit ihren Kloſterhöfen, ihrer Kapelle und ihren Gärten weite Morgen Landes bedeckte. Lange bevor es einen Holyrood-Palace gab, gab es eine Holyrood-Abtei. David I von Schottland, der fromme Gründer der Abteien von Melroſe und Kelſo, gründete auch dieſe Abtei von Holyrood (um 1150) und erſt 350 Jahre ſpäter begannen neben derſelben ſich jene ſchlichten Mauern und Türmchen zu erheben, die in ihrer damaligen äußerſt begrenzten Ausdehnung kaum den Namen eines Palaſtes beanſpruchen konnten. Es war ein Schwalbenneſt, das ſich, wie Schutz ſuchend, an die ſtattliche, alte Abtei anklebte. Seitdem iſt dieſe zu einer Ruine geworden, während der Palaſt ihr mit der Hälfte ihres Raumes zugleich das Ganze ihres Ruhmes genommen hat. Die Abtei hat längſt aufgehört, eine Pilgerſtätte zu ſein, der Palaſt iſt es geworden, und

die wenigſten unter den Tauſenden, die dieſer Stätte zuſtrömen, haben eine Ahnung davon, daß Wand an Wand mit dem Palaſte von Holyrood noch eine gleichnamige Abtei ihrer harrt.

Wir beſuchen dieſe zunächſt. Die uns zugekehrte Front, ein Turm und ein Portal, ſind verhältnismäßig gut erhalten und geben am deutlichſten Zeugnis für die nicht gewöhnliche Schönheit des Kapellenbaues, der ſich einſtens hier erhob. Eintretend haben wir einen nach allen vier Seiten hin geſchloſſenen Raum vor uns, das Dach iſt eingeſtürzt und der Fußboden gleicht einem Kirchhof; ein Raſenſtück, aus dem ſich zahlreiche Grabſteine erheben. Umſchau haltend, wächſt das Intereſſe, ſo lange wir unſere Aufmerkſamkeit auf die Fülle des Details richten, das entweder durch Alter und Eigentümlichkeit oder bei Schöpfungen einer ſpäteren Epoche durch Schönheit imponiert. Von dem Augenblick an aber, wo wir Miene machen, uns in dem Ganzen zu orientieren, ſind wir verloren und bezahlen unſere Wißbegier mit immer wachſender Unruhe. Wir fordern etwas, was uns die Dinge nicht mehr gewähren können. Vielfach zerſtört und geſchädigt, teilweis niedergeriſſen, um den Neubauten des Palaſtes Platz zu machen, ſchließlich (vor etwa 100 Jahren) unter die Hände eines pietät- und kenntnisloſen Architekten geraten, gleicht das Ganze nur noch einem willkürlich zuſammengeſetzten Scherbenmoſaik. Der Kitt hat alles thun müſſen. Nicht die Frage „paßt es“ hat den Architekten beſchäftigt, ſondern immer nur die Frage „klebt es“. Die Grabſteine rings umher tragen manchen berühmten Namen, aber doch nicht berühmt genug, um einer beſonderen Erwähnung wert zu ſein. Nur einen Stein, am äußerſten Ende der Kapelle, kündigt unſer Führer mit gehobener Stimme an, den Stein, auf dem Maria Stuart und Darnley knieten, als der Biſchof von Brechin ihre ſegensloſe Ehe ſegnete. Man ſagt, daß die

Königin bei dieſer Gelegenheit ein ſchwarzes Kleid trug, daſſelbe, das ſie am Begräbnistage ihres erſten Gemahls getragen hatte.

Die beiden Namen aber, die wir eben vernommen, mahnen uns daran, daß auch wir nicht nach der Kapelle von Holyrood, ſondern nach dem Palaſte gleichen Namens unſere Wallfahrt angetreten haben und an der Flanke deſſelben hin, denſelben Weg zurücknehmend, auf dem wir in die Kapelle eintraten, werfen wir jetzt von der platzartigen Auffahrt her nochmals einen Blick auf den Palaſt, zumal auf die berühmt gewordenen Stockwerke und Türmchen an der Nordweſtecke, und treten dann ein.

Das Portal, unter dem wir uns zunächſt befinden, zeigt durchaus nichts Stattliches oder Schloßartiges, es iſt ein gepflaſterter Thorweg, deſſen Überbau von rohen Säulen getragen wird. Zur Linken befindet ſich eine Pförtner-, zur Rechten eine Wachtſtube; Gewehre der Mannſchaften hängen an den Wänden und die Schmuckloſigkeit des Ganzen erinnert an einen Kaſernen-Eingang, der vierzehn Tage vorher auf Regimentsbefehl geweißt worden iſt. Wir paſſieren dieſen Thorweg und haben jetzt den geräumigen, nach allen Seiten hin geſchloſſenen Hof des Palaſtes vor uns. Die Zimmer im rechten Flügel heißen die „Queen's Apartments“. Die Königin, um die es ſich dabei handelt, iſt nicht Queen Mary ſondern Queen Viktoria. Alljährlich, wenn die Königin nach Balmoral geht, um die Sommermonate auf dieſer reizenden Beſitzung (zwiſchen Inverneß und Aberdeen) zu verbringen, pflegt ſie auf der Durchreiſe eine Nacht in Holyrood Palace zu verbringen. Ich habe dieſe Queens Apartments gewiſſenhaft in Augenſchein genommen, führe aber meine Leſer abſichtlich nicht treppauf in den Flügeln des Gebäudes umher, ſondern halte ſie, um ihnen das Bild des Ganzen ſo wenig wie möglich zu verwirren, unter dem friſchgeweißten Thorweg feſt, und erzähl' ihnen lieber,

was von jenen Apartments mit hohen Fenstern und herabgelassenen Rouleaux zu wissen Not thut. Alle dahin gehörigen Zimmer sind modern, moderne Bilder, zum Teil kein Dutzend Jahre alt, hängen an den Wänden, geblümter Zitz zieht sich sorglich über Stühle und Ottomanen, und die nicht sonderlich interessante Inspektion schließt man mit der beruhigenden Gewißheit, daß kein Rizzio in diesen Räumen ermordet worden sei.

Um diesen ermordeten Rizzio handelt es sich nun aber mal; die ganze Berühmtheit dieses Ortes knüpft sich an jenen baufälligen alten Nordwestturm, der der Zeuge jener Ermordung war. Diesem Nordwestturm gilt jetzt unser Besuch; aus dem Thorweg tretend biegen wir links kurzum, schreiten an der Rückseite des Frontflügels entlang, und treten da, wo der linke Flügel auf den Frontflügel stößt, durch eine Eckthür ein. Die Räumlichkeiten dieses Turmes liegen in drei Etagen: Hochparterre die Zimmer Darnleys und eine Gemälde-Gallerie; eine Treppe hoch die Zimmer Maria Stuarts; zwei Treppen hoch niedrige Zimmerchen, in denen einige Damen vom Haushalt der Königin (vielleicht die sogenannten „vier Marien") gewohnt haben mögen.

Über diese vier Marien möchte ich hier ein paar Worte einschalten. Sie waren die Töchter aus vornehmen schottischen Familien, standen im selben Alter wie die Königin, hatten schon in Frankreich die nächste Umgebung derselben ausgemacht und waren mit ihr nach Schottland zurückgekehrt. Ihre Namen waren Mary Fleming, Mary Beaton, Mary Livingstone und Mary Seaton. Die Letztere stand ihr besonders nah und war ihre einzige Gesellschafterin während ihrer Gefangenschaft in Schloß Lochleven. Die Idee, eine Königin Maria mit vier Marien zu umgeben, wie man einen Edelstein mit vier ihm verwandten Steinen umgiebt, scheint schon zu Lebzeiten Marias die Poeten des Landes vielfach angeregt zu haben und so existieren

mehrere alte Balladen, in denen dieſe vier Marien eine Rolle ſpielen. Die vier oben angeführten Familiennamen werden dabei nicht immer feſtgehalten, und ſo führt z. B. die ſchönſte und ergreifenſte der Marien-Balladen die Überſchrift: Maria Hamilton."

Wir kehren nach dieſer Abſchweifung zu unſerem Nordweſtturme zurück. Das erſte, was wir in Augenſchein nehmen, iſt die Gemälde-Galerie. Dieſe iſt ein Unikum und inſofern ganz an ihrem Platze hier, als ſie ein heiteres Gegengewicht gegen die Schreckniſſe dieſes Ortes bildet. Sie enthält hundert und zehn Portraits der ſchottiſchen Könige von Fergus I. (330 vor Chriſto) bis auf Karl Stuart. Der Künſtler, der ſie ſchuf, hieß Jakob de Witt, ein Vlamänder. Der Kontrakt, durch den er ſich zur Herſtellung dieſer Portraits verpflichtete, exiſtiert noch; er iſt aus dem Jahre 1684 und lautet dahin: „Jakob de Witt verpflichtet ſich zur Lieferung von 110 Portraits in zwei Jahren, ſo wie auch zur Beſchaffung der dazu nöthigen Farben und Leinwand; das Gouvernement andererſeits zahlt beſagtem de Witt jährlich 120 Lſtr. und macht ſich verbindlich, ihm die nötigen Originale zu liefern." Sehr komiſch iſt die Koſtüm- und Familienähnlichkeit aller, ſo daß es Niemanden auffallen würde, wenn man die Nummern durcheinander werfen und die Namen hinterher durchs Los beſtimmen wollte! Engliſche Dragoner zerhieben während des Stuart-Aufſtandes (1745) ein Dutzend dieſer Portraits, wogegen nicht viel zu ſagen iſt; das aber muß überraſchen, daß man ſich hinterher die Mühe gegeben hat, dieſe zerſäbelten Kunſtſchätze wieder zu reſtaurieren. Der Saal, in dem ſich dieſe Portrait-Gallerie befindet, iſt dadurch intereſſant, daß der Prätendent oder „Prinz Charlie" wie ihn die Schotten zu nennen pflegen, während ſeiner kurzen Reſidenz in Holyrood einen prächtigen Ball in demſelben gab. Hier tanzten jene Geſtalten, die W. Scott in ſeinem „Waverley" auf viele Jahrhunderte hin der

Vergeſſenheit entriſſen hat: Fergus und Flora Mac Ivor, der alte Bradwardine und ſeine reizende Tochter.

In gleicher Höhe mit der Gemälde-Galerie befinden ſich die Zimmer Lord Darnleys. Alte Bilder und Tapeten hängen an den Wänden, aber nichts, was unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen könnte; nur das Schlafzimmer wird dadurch intereſſant, daß es an einen halbverſteckten Treppenturm grenzt, deſſen ſpiralförmige Steintreppe damals eine geheime Verbindung nach unten und nach oben unterhielt. Nach oben führte dieſe Vertraulichkeits-Treppe in die Gemächer der Königin, nach unten auf die Straße. Perſonen, die im Palaſt nicht geſehen werden ſollten, machten mit Hilfe dieſer Treppe ihren Beſuch bei Lord Darnley; auch die Verſchwörer gegen Rizzio ſtiegen am Abend des 9. März hier hinauf. Nachdem ſie einig geworden, ſammelten ſie ſich draußen auf den oberſten Stufen der einen, und den unterſten Stufen der anderen Treppe (der Raum iſt ſo eng, daß an Flur und Treppenabſatz gar nicht zu denken iſt) um nun Mann hinter Mann, nicht unähnlich wie man eine Sturmleiter erklimmt, in die Zimmer der Königin vorzudringen. Wir hatten vor, denſelben Weg zu machen und wanden uns die Spirale hinauf, auf der an jenem Märzabend Darnley und ſeine Freunde hinan geſtiegen waren. Es ward uns ein wenig unheimlich dabei und dies Gefühl wuchs noch, als wir plötzlich vor einer kleinen, kaum mannsbreiten Thür ſtanden und vergeblich auf die roſtige Klinke drückten, um zu öffnen. Lord Ruthven und ſeine Leute würden durch einen kräftigen Fußtritt das unerwartete Hindernis raſch aus dem Wege geräumt haben, wir aber fanden uns veranlaßt, kehrt zu machen und auf dem eigentlichen Treppenaufgang nunmehr unſer Glück zu verſuchen.

Die ſogenannten Queen Mary's Apartments, alſo die Zimmer der Königin Maria, befinden ſich unmittelbar

über den Zimmern Lord Darnleys und umfaſſen vier Räume von verſchiedener Größe. Wir treten zuerſt in das Audienz-Zimmer, dem es ſeiner Zeit an Eleganz und Farbenfriſche nicht gefehlt haben mag; Gobelintapeten, Holzgetäfel an Wand und Decke und in der Mitte des Zimmers eine Art Staatsbett, in dem Karl I. bei ſeinem letzten Beſuche in Schottland geſchlafen haben ſoll. Hundert Jahre ſpäter ruhte Prinz Charlie (nach dem Siege von Preſton-Pans) auf dieſen Kiſſen aus, ſchwerlich träumend, daß er ſieben Monate ſpäter ſchon ein gehetzter Flüchtling ſein und ſein Beſieger (der Herzog von Cumberland) auf eben jenen Kiſſen ſchlafen werde. Vielleicht daß das Bett vor hundert Jahren einladender war als jetzt; wie es da vor mir ſtand, weckte es nur die Empfindung, daß ich mir ein angenehmeres Lager geſucht und ſelbſt ein Bivouac auf ſchottiſcher Haide vorgezogen haben würde. Was dieſem Audienz-Zimmer eine größere Bedeutung leiht als die Gardinen und die hiſtoriſchen Erinnerungen dieſes Betts, iſt der Umſtand, daß die vielfachen Begegnungen zwiſchen John Knox und der Königin an dieſer Stelle ſtattfanden. Hier war es, wo ſie unter Zorn und Thränen ausrief: „Was kümmert Euch meine Heirat? Wer giebt Euch das Recht zu dieſer Sprache? Wer und was ſeid Ihr in dieſem Lande?“ Und wo der Mann im Genfer Käppchen, ungeblendet durch Schönheit und unerſchüttert durch Macht, ſtandhaft erwiderte: „Ich bin ein Unterthan dieſes Landes, geboren darin; und ob ich auch kein Graf oder Herr bin, doch bin ich ein nützliches Glied dieſer Gemeinſchaft.“

Aus dem Audienzzimmer treten wir in das Schlafzimmer, daſſelbe, an deſſen wurmſtichiger Thür wir von außen gepocht hatten. Das Zimmer iſt ein Quadrat, aber durch Fenſter, Thüren, Kamin und Niſchen ſo vielfach unterbrochen, daß es mehr den Eindruck eines Vielecks als eines Vierecks macht. Die Einrichtung iſt ſo ziemlich

dieſelbe, wie die des Audienzzimmers, aber hundert Kleinigkeiten, die durch die Hand der ſchönen Frau gingen, ihr dienten oder ſie erfreuten, finden ſich hier zuſammen und machen dies Zimmer zu dem intereſſanteſten, das man vielleicht irgendwo betreten kann. Das Bett mit ſeinen Scharlachbehängen, ſeinen Schnüren und Quaſten iſt wohl erhalten und auf den Polſtern und Decken liegt der zwei Hand breite Reſt von einer jener wollenen Decken, die nach engliſch-franzöſiſcher Sitte ſchon damals ſtatt des Federbettes dienten. Es iſt bekannt, wie leicht ſolche Dinge ins Lächerliche umſchlagen, aber die ganze Umgebung iſt der Art, daß Frivolität nicht aufkommen kann und ſich beſcheidet, anderen Gedanken das Feld zu räumen. Die Gobelins, die an den Wänden hängen, ſtellen den Fall des Phaëton dar; man kann darin nicht gut, wie einige gewollt haben, ein ſinniges Spiel des Zufalls erkennen, da der Fall der ſchönen Königin ſicherlich keine Vergleichungspunkte mit dem des Phaëton bietet. Sie ſtrebte nie zu hoch, im allgemeinen nicht hoch genug; als ſie dem Bothwell die Hand reichte, entſchlug ſie ſich ihrer Würde als Königin und als Frau, das ſtürzte ſie. — Unter den Kleinigkeiten, deren das Zimmer ſo viele beſitzt, ſind Stickereien von der Hand der Königin Eliſabeth, die dieſe der Maria Stuart für deren eben geborenen Sohn, den ſpäteren Jakob VI. zum Geſchenk machte; daneben Handarbeiten Maria Stuarts ſelbſt, Körbchen, Käſtchen, Neceſſaires u. ſ. w.

Von dieſem Schlafzimmer aus führen zwei Thüren, nach rechts und links hin, in zwei angrenzende kleine Räume, von denen der eine den Namen eines Ankleidezimmers (dressing room) der andere den eines Eßzimmers (supping room) führt. Der dressing room hat kein Blatt in der Geſchichte; deſto mehr Blätter gehören dem supping room. Wir werfen noch einen Blick auf die mehrerwähnte, wurmſtichige kleine Thür, die wir jetzt kaum

Fuß breit zur Rechten haben und treten nunmehr in den unmittelbar daneben gelegenen supping room ein. Wir sehen darin allerhand Rüstungsstücke (Brustharnisch, Schwert, Sporen), die dem Lord Darnley gehört haben sollen; an anderer Stelle befindet sich ein Marmorblock und ein auf Stein gemaltes kleines Altarbild. Dinge die einstens der Hauskapelle der Königin zugehörten und nun wie in einem Kuriositäten-Laden, in diesem supping room eine Stelle gefunden haben. So unpassend wie möglich. Dies Zimmer müßte kahl und leer sein, nackte, graue Wände, nichts weiter. Hier empfing Rizzio die ersten Dolchstiche. Was den Eintretenden mit ganz besonderem Schauder erfaßt, das ist die überraschende Kleinheit und Enge dieses Gemachs. Es ist nur 10 Fuß lang und 9 Fuß breit. Man war hier auf Dolche angewiesen. In diesem Zimmer befanden sich am Abend des 9. März 1565 sieben Personen: Maria Stuart; ihr Halbbruder Lord Robert Stuart; Arthur Erskine, Hauptmann von der Garde; ein Kammerherr; eine Hofdame; die Gräfin von Argyle und Rizzio. Rechnet man den Tisch hinzu, an dem sie saßen, so muß das Zimmer gefüllt gewesen sein. Aber die draußen Stehenden waren entschlossen, Platz zu schaffen. Zuerst erschien Darnley, setzte sich neben die Königin und schlang seinen Arm um ihren Leib, um sie nach Möglichkeit auf ihrem Sitze festzuhalten. Dann trat Lord Ruthven ein, hager, blaß, todkrank, das Haupt unbedeckt, aber sein Leib in Eisen gekleidet; mit ihm kamen Kerr von Falkonside und George Douglas; Bewaffnete und Fackelträger schlossen den Ausgang. „Es gilt nicht Euch, hohe Frau," rief Ruthven, „nur jenem Schuft da." Rizzio sprang auf und barg sich hinter der Königin. Es war jetzt unmöglich, ihn zu treffen; der enge Raum des Zimmers war abgesperrt, eine lebendige Hecke, dahinter der Sänger. „Gebt ihn heraus!" schrie Kerr von Falkonside und legte sein Pistol auf die Königin an. Die geängstigte aber

entſchloſſene Frau folgte ihm mit den Augen. Dieſen Moment benutzte Douglas; über die Schulter der Königin hinweg traf er jetzt den dahinter geborgenen Sänger. Rizzio ſank zuſammen; man zog ihn hervor, zerrte ihn durch das Schlaf- und Audienzzimmer; draußen an der Treppenſtufe ließ man ihn liegen. Sechsundfünfzig Dolchſtiche hatten ihr Werk gethan. Lord Ruthven ſchritt in das Zimmer der Königin zurück und forderte einen Becher Wein. Er war ſo matt, daß er ſich mühſam aufrecht hielt; eine Woche ſpäter war er nicht mehr. Der Tod ſchien nur gewartet zu haben, um nicht zwiſchen ihn und dieſen Mord zu treten.

All' das ſtand vor unſerer Seele, als wir uns in dem elenden Zimmerchen umſahen. Wir verließen es wieder ohne ein Wort zu ſprechen. Als wir bis an die Treppe gekommen waren, rief uns einer der Aufſeher nach: wait a moment, gentlemen, you did'nt see the blood yet. „Warten Sie einen Augenblick meine Herren, Sie haben das Blut noch nicht geſehen." In der That ſtanden wir auf dem Punkt, an dem Blute Rizzos ohne weitere Teilnahme vorbeizugehen. Wir hielten an und ſahen nun den großen braungrauen Fleck, das ſichtbare Zeichen der Schreckniſſe jenes Abends. Zu ſagen, daß wir viel dabei empfunden hätten, wäre Lüge. Dieſe Dinge dürfen einem nicht in Subſtanz auf den Leib rücken. Die roten Flecke, die das Gewiſſen der Lady Macbeth ſieht, wo ſie nicht ſind, werden ewig ihr Grauen für uns behalten; aber es iſt vorbei damit, wenn man uns das Blut tiſchbreit auf die Diele malt. Auch die Vorſtellung kann nicht retten, daß es vielleicht das echte ſei.

Von Holyrood bis Edinburg-Caſtle.

Aus Holyrood-Palace heraustretend und den mehrerwähnten Platz paſſierend, der unmittelbar vor dem Palaſte liegt, treten wir jetzt in den unteren Teil jener hügelanſteigenden, maleriſch gelegenen Straße ein, deren Profil-Linien ich im zweiten Kapitel bereits beſchrieben habe. Der untere Teil der Straße, am Hügelabhang gelegen, heißt Canongate; der obere Teil, den Rücken des Hügels einnehmend, iſt High-Street.

Canongate, ſo geheißen, weil die Chorherren (Canons) von Holyrood die erſten Häuſer hier aufführten, war vor drei Jahrhunderten der Lieblingsſitz der Reichen und Vornehmen des Landes. Die unmittelbare Nähe des Palaſtes machte es, daß man dieſem Faubourg (denn das war Canongate damals) ſelbſt den Vorzug vor der ſtattlicheren High-Street gab. Lange Zeit hindurch blieben dieſe Dinge unverändert und noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatten Herzöge, Grafen und Lords ihre Paläſte hier. Wenn man ſich jetzt in dieſer Straße umſieht, ſo kann man freilich ein gewiſſes Staunen nicht unterdrücken, daß z. B. noch um 1750 herum, fünfundzwanzig Grafen (der Lords und Barone zu geſchweigen) ihre Paläſte hier gehabt haben ſollen. Unſcheinbare Häuſer zu beiden Seiten der Straße führen noch jetzt den Namen alter und berühmter Geſchlechter und beweiſen

im innigſten Zuſammenhange mit den Thaten, die hier geſchehen, welch' Zuſtand verhältnismäßiger Rohheit und Unkultur hier noch herrſchte, als das übrige Weſt-Europa bereits unter dem Einfluß der wiedererwachten Künſte war. Geſchmack und Komfort fanden hier ſehr ſpät eine Stätte. Als Schottland während des 16. Jahrhunderts in die nächſte politiſche Beziehung zu Frankreich trat, waren die Zuſtände des Landes noch ſo arm und hoffnungslos, um in der Bevölkerung desſelben nicht einmal den Gedanken an Mitbewerbung oder Nacheiferung aufkommen zu laſſen. Den Reſt that der Puritanismus; was noch von Schätzen und Vorbildern guten Geſchmacks übrig war, das brannte er nieder oder entkleidete es ſeiner Schönheit. Abgeſchiedenheit, Armut und das ausſchließlich aufs Innerliche gerichtete religiöſe Leben des ſchottiſchen Volks vereinigten ſich dahin, der Kunſt und ihrem nie fehlenden Gefolge, dem Komfort und dem Luxus, die Niederlaſſung, das Bürgerrecht in dieſem Lande zu erſchweren. Das Haus blieb hier ein bloßer Steinbau mit kleinen Thüren und dürftigen Fenſtern, eine Schutzwehr gegen Wind und Wetter, ein Kaſtell, feſt, eng, warm, aber — ſchmucklos.

Wer geneigt ſein könnte, einen Zweifel hiergegen zu erheben, der ſehe ſich um in Canongate. Kein engliſcher Fiſch- und Gemüſehändler würde jetzt Raum, geſchweige Komfort genug in einem jener grauen Steinhäuſer finden, darin noch vor 100 Jahren die Träger berühmter Namen ſich's wohl ſein ließen.

Nur einige Häuſer zeichnen ſich auch jetzt noch durch ihre Geräumigkeit oder durch jene Apartheiten in der Bauart aus, die uns ſofort mutmaßen laſſen, daß es nicht alltägliche Dinge geweſen ſein können, die ſich darin zugetragen haben. Da haben wir zunächſt zur Linken „Queensberry-Houſe". Die ehemalige Wohnung der Herzöge gleichen Namens iſt ſeit 50 Jahren und mehr

zu einem Hospital und Armenhaus geworden, eine Umwandlung, der man es lassen muß, daß sie im Einklang steht mit dem spukhaften Mauerwerk und der finsteren Geschichte, die sich daran knüpft. Diese Geschichte ist folgende. Es war am 5. Mai 1703, an demselben Tage, an dem die Union zwischen England und Schottland, die bis dahin nur als Personal-Union bestanden hatte, durch Abgeordnete beider Länder zum Abschluß gebracht wurde. Die glückliche Beendigung der dahin abzielenden Schritte war das Werk und Verdienst des schottischen Herzogs von Queensberry. Der Herzog verließ früh das Haus, um beim Abschluß der Verhandlungen zu präsidieren. Ganz Edinburg war auf den Straßen. Auch die Dienerschaft von Queensberry-House hatte das herzogliche Palais verlassen; niemand war im Hause zurückgeblieben, als des Herzogs ältester Sohn, wahnsinnig in seiner Zelle, und ein Küchenjunge hinterm Herd. Gegen Mittag waren die Verhandlungen geschlossen, Kanonenschüsse vom alten Schloß her rollten über die Stadt hin. Alles strömte heim, auch die Dienerschaft von Queensberry-House. Was fanden sie vor? Die Eisenstäbe der Zelle waren zerbrochen; in der Küche stand der Wahnsinnige und drehte den Spieß; an dem Spieß steckte der Küchenjunge. Das Grausige dieser Geschichte wächst noch durch den leisen Beisatz von Komischem, der unser Gefühl in einen gewissen Zwiespalt und uns vor uns selber fast unter die Anklage der Frivolität bringt.

Hundert Schritte aufwärts von Queensberry-House haben wir Murray-House an derselben Seite der Straße. Die blanken Fenster und die geputzten Messinggriffe sagen uns hier, daß noch Bewohner hinter diesen sauber gehaltenen Wänden leben, die, wenn nicht an Rang und Reichtum, so doch an Sitte und vornehmer Gewöhnung jenen Königlichen Murrays verwandt sein müssen, die vor zwei Jahrhunderten hier heimisch waren und dem

Hauſe ſeinen Namen gaben. Im Vorübergehen gewahren wir an den Fenſtern des erſten Stocks einen ſchmuckloſen eiſernen Balkon. Die Geſchichte, die ſich daran knüpft, erzähl' ich in einem ſpäteren Kapitel.

Zwiſchen Queensberry-Houſe und Murray-Houſe, an der andern Seite der Straße, liegt die alte Kirche von Canongate. Die Kirche iſt häßlich und intereſſelos und ſelbſt die Grabſteine, die nach allen vier Seiten hin ſie umlagern, weiſen keinen einzigen Namen von Bedeutung auf. Um den Namen Adam Smiths ſcheint dieſe Begräbnisſtätte durch einen Zufall oder eine Laune gekommen zu ſein. Das Grab des Schöpfers der Nationalökonomie befindet ſich ſeitab in einiger Entfernung vom Kirchhof. Kirchlicher Rigorismus kann dabei nicht maßgebend geweſen ſein, da Adam Smith auch in kirchlichen Dingen durchaus jene Harmloſigkeit zeigte, die ihm in allen Lebensbeziehungen eigen war. Von dieſer Harmloſigkeit ſei es mir geſtattet, hier einen anekdotiſchen Zug als Probe einzuſchalten. Der Verfaſſer des Reichtums der Nationen, der beiläufig bemerkt, wie faſt alle Nationalökonomen, in der Verwaltung ſeiner eigenen Angelegenheiten hinter den beſcheidenſten Anforderungen zurückblieb, war unverheiratet, ſtand aber ſtatt deſſen unter der ſtrengen Herrſchaft einer Anverwandten, die ihm die Wirtſchaft führte. Er hatte wenig Neigungen und Bedürfniſſe, nur ein Stückchen Zucker liebte er dann und wann aus der Schale zu naſchen. Dieſe Neigung zu befriedigen war aber nicht immer leicht, da die Zuckerſchale unter der beſonderen Aufſicht der Dame des Hauſes ſtand. Er pflegte zu dieſem Zwecke im Zimmer auf und ab zu gehen, die Anverwandte in ein Geſpräch zu verwickeln und dabei abzuwarten, bis ſie endlich der Schale den Rücken zukehrte; dieſen Moment benutzte er dann, um ſeinen Überfall mit Mut und Geſchicklichkeit auszuführen.

Unmittelbar neben der alten Kirche liegt das Ge-

fängnis von Canongate, ein wenigstens um etwas bemerkenswerterer Bau, wenn auch nur seiner lateinischen Inschrift halber. Dieselbe lautet: sic itur ad astra, als ob der Weg durch das Canongate-Gefängnis eine besondere Anwartschaft auf den Himmel böte. Niemand in Edinburg hat mir diesen Widersinn erklären können. Vielleicht, daß das Gebäude in alten Zeiten einem völlig verschiedenen Zwecke gedient hat.

Wir haben jetzt Canongate passiert, d. h. haben den am Hügelabhang liegenden Teil der großen Verbindungsstraße zwischen Holyrood-Palace und Edinburg-Castle hinter uns und treten jetzt da, wo die Straße den Hügelrücken erreicht hat und in horizontaler Linie sich fortzusetzen beginnt, in High-Street ein. An dieser Stelle nimmt die eigentliche Altstadt-Edinburg ihren Anfang. Hier befand sich in früheren Jahren, wenn ich nicht irre, ein Thor, das die eigentliche Stadt von der Vorstadt schied, ähnlich wie sich Temple-Bar noch jetzt zwischen City und Westminster, oder die Porte St. Martin zwischen der Stadt und dem Faubourg erhebt. Gleich das erste Haus, das wir zur Rechten haben, wo Canongate sich plötzlich in die breitere High-Street erweitert und dadurch eine Art Eckhaus bildet, ist ein Gebäude von hohem Interesse. In diesem Hause lebte John Knox. „Und dies dieselbe High-Street", so sagten wir uns, „die der mutige Mann so oft und so freudig entlang schritt, um in der alten St. Giles-Kirche den Zorn Gottes auf die „Gottlosen" herabzurufen!" „und dies dasselbe Canongate," so setzten wir hinzu, „das er zögernd hinabstieg, wenn es anderen Tags galt, die Drohworte von St. Giles vor der Königin in Holyrood-Palace zu entschuldigen oder — zu wiederholen!" Das Gebäude, wie es da ist, läßt an altem Ansehn nichts zu wünschen übrig, dennoch ist es, soviel ich weiß, eine Art Kunstprodukt, zu dessen Herstellung man im Lauf der letzten zehn Jahre geschritten ist. Man kam

zu einer Art Kompromiß und behing ſo zu ſagen einen neu hergeſtellten Leib mit den alten Kleidern. Wie man von baufälligen Kirchen eine Reihe von Freskobildern loszulöſen und dieſe Bilder dann neuaufgerichteten Wänden wieder anzufügen verſteht, ſo hat man auch das alte Haus des John Knox einem unerläßlich gewordenen Umbau zu unterwerfen gewußt, ohne dadurch die Formen und Verhältniſſe des Hauſes zu zerſtören oder gar gewiſſe Apartheiten und Ornamente desſelben zu beſeitigen. Die Weiſe, in der dabei von Seiten der Bauverſtändigen verfahren wird, entgeht zwar niemals den Angriffen der antiquariſchen Enthuſiaſten, aber wer könnte ihnen genügen? Hier in London hab ich vor kurzem den Beauchamp-Turm*) (im Tower) nach einem ähnlichen Prinzip wie oben beſchrieben, reſtaurieren ſehen. Die von außen wahrnehmbaren Sehenswürdigkeiten des John Knoxſchen Hauſes beſtehen aus drei Dingen: Erſtens aus dem kleinen Eckfenſter im erſten Stock, von wo herab der Reformator häufig zu dem unten verſammelten Volk geſprochen haben ſoll; zweitens aus einer Inſchrift, die da lautet: Love

*) Der Beauchamp-Turm iſt unter den vielen Türmen und Plätzen, die im Tower gezeigt werden, ſo ziemlich der intereſſanteſte. Er diente während des 16. Jahrhunderts (unter den Tudors) als Staatsgefängnis. Im Jahre 1852, als ich ihn zuerſt ſah, war er noch wohl erhalten und allem Anſchein nach durchaus intakt; das Hauptzimmer mit ſeinen zahlreichen in den Kalk gekratzten Sprüchen und Wappenbildern (Inſchriften von den Dudleys, den Pooles ꝛc.) machte den Eindruck völliger Echtheit. Seitdem hat man das Innere des Turms ganz umgebaut und in die Mörtelbekleidung der neuen Wände basreliefartig alle die alten, mit mehr oder minderer Sorgfalt losgelöſten Stücke eingefügt. Gegen das Prinzip, das dieſem Verfahren zu Grunde liegt, läßt ſich gewiß nichts Erhebliches ſagen, aber das „wie", die Art der Ausführung, hätte allerdings eine ſorglichere und pietätvollere ſein können. Man hat die hiſtoriſche Patina hinweggeputzt, ohne welche dieſe Dinge aufhören, ſie ſelbſt zu ſein.

God above all and your Neighbour as yourself (liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst) und drittens aus einer bunt bemalten kleinen Holzpuppe, die sich unmittelbar neben jenem Eckfenster befindet und den Reformator selber, wie er zum Volke predigt, darstellen soll. Diese Puppe, wahrscheinlich nicht älter als 50 Jahre, ist das Produkt guten Willens und wenig Geschmacks. Sie hat nur das Gute, daß sie das Haus in unverkennbarer Weise markiert und dem Fremden ein Führer oder Fingerzeig wird, ohne dessen Hilfe das ziemlich unscheinbare Haus unter einer Masse ähnlicher Baulichkeiten verschwinden würde.

High-Street weiter hinauf gehend, haben wir jetzt, zumal wenn wir uns auf der rechten Seite der Straße halten, einen Überblick über die drei Kirchen, die den Weg von Canongate bis Edinburg-Castle in drei fast gleiche Teile teilen und, ohne selber besonders schön zu sein, nicht wenig zu dem malerischen Effekt der ganzen Straße beitragen. Vom Monumente Walter Scotts aus (siehe das zweite Kapitel), wo High-Street und Canongate im Profile vor uns liegen und eine Seiten-Vue gestatten, ist dieser Effekt freilich am größten, aber auch en face die Straße hinansteigend, so bald wir nur die eine Linie vermeiden, auf der die erste Kirche (Tron Church) die beiden andren deckt, genießen wir eines prächtigen Anblicks.

Wir befinden uns jetzt in gleicher Höhe mit Tron Church, haben diese alte, nichts besonderes bietende Kirche unmittelbar zu unserer Linken, und blicken nun, die Strecke bis zur St. Giles-Kirche hin- und überschauend, in den schönsten und historisch berühmtesten Teil von High-Street hinein. Die Dinge unterscheiden sich hier wesentlich von dem, was wir in Canongate gesehen. Die Häuser, die sich zu beiden Seiten der Straße erheben, sind eben so alt oder noch älter als dort; die Leute, die drin leben,

haben eben ſo wenig oder noch weniger irgend etwas gemein mit jener Ariſtokratie, die hier wie dort einſt ihre Paläſte hatte; Schmutz, Armut und Hökerkram haben hier wie dort ihre Wohnung aufgeſchlagen. Aber was den Unterſchied macht, das iſt das Maſſenhafte der Bauart, der wir hier begegnen. Die grauen Quaderhäuſer mit breiten, vielfenſtrigen Fronten ſteigen ſechs und ſieben Stock hoch in die Luft und geben der ganzen Straße das Anſehen einer Reihe von Paläſten. Daß dieſe Paläſte räuchrig und ſchmucklos, zum Teil ſchmutzig und halb verfallen ſind, reicht nicht aus, der Straße dieſen ihren Charakter zu nehmen. Die Häuſer von Canongate gleichen vernachläſſigten Sommerreſidenzen, in denen der Adel früherer Jahrhunderte ſeinen temporären Aufenthalt nahm, hier auf dem Rücken des Hügels aber haben wir wirkliche Schlöſſer; hoch, feſt, impoſant. Dieſen Charakter des Schloßartigen hat die Straße in ſo hohem Maße, daß die ſtattlichen Neubauten (Bank, Börſe, Rathaus, Parlament), die man hier und dort zu beiden Seiten der Straße aufgeführt hat, nicht imſtande geweſen ſind, den imponierenden Eindruck des Ganzen zu ſteigern — gegenteils. Ich komme ſpäter auf dieſen Punkt zurück. -

Die einzelnen Häuſer, ſelbſt die beſten, zu beſchreiben, iſt nicht möglich. Was über ſie zu ſagen iſt, das iſt geſagt. Eines gleicht dem andern. Grau, ſteinern, ſchmucklos, ſteigen ſie in die Luft, unmaleriſch einzeln, aber pittoresk als Ganzes und immer wirkſam durch Maſſe und Proportion. Was ihnen bei genauerem Einblick einen aparten Zug verleiht, das ſind die ſogenannten „Engen," jene wunderlichen Kreuzungs-Produkte von Hof, Mauergang und Sackgaſſe, die unter dem Namen der „Cloſes von Edinburg" in ganz England eine Art von Notorität erlangt haben. Dieſe „Cloſes", wie ſchon aus meiner obigen Umſchreibung hervorgeht, ſind nicht geradezu etwas Neues und Beſonderes. Neben jenem Miſchlingscharakter,

der sie allerdings eigentümlicher erscheinen läßt als sie sind, verdanken sie ihren Ruf wohl zumeist dem Umstande, daß es in ganz England wenig alte Städte giebt, d. h. Städte, die sich noch in ihrem ehemaligen alten Aufzuge der Welt präsentieren. In unseren alten deutschen Städten ist an solchen Closes kein Mangel; unsere „Höfe" in Wien, Augsburg, Leipzig, Danzig, sind im wesentlichen dasselbe. Noch ähnlicher sind ihnen die „Courts" in den alten Stadtteilen Londons: besonders am Strand, um Drury-Lane herum und in Fleet-Street. Die letztere Straße ist so reich daran, daß man sie der High-Street von Edinburg fast an die Seite setzen könnte. Aber was diesen Closes, weit über ihren eigentlichen Anspruch hinaus, wenigstens den Schein von etwas Besonderem leiht, das ist ihre ganz aparte Enge. Man passiert zuerst einen schmalen, überwölbten, leider oft als Rinnstein dienenden Gang, der sich durch die ganze Tiefe des Hauses zieht, etwa wie ein Festungsthor durch die ganze Tiefe der Mauer läuft. Hat man, nach vorsorglicher Applizierung eines Taschentuches, diesen im Dunkeln fließenden Schleichbach hinter sich, so steht man auf einem mal stein-, mal fliesenbedeckten Hofe, der bei der Höhe der Häuser, die ihn dicht umschließen, mehr einem Rauchfang als einem Hofe gleicht. Treppen münden hier aus, unbeschreiblicher Schutt und Hausrat liegt in den Winkeln umher und durch alle Etagen hindurch hängt Wäsche an Stöcken und Stangen zum Fenster hinaus. Wie viel Tage die letztere braucht, um hier ohne Luft und Licht zu trocknen, hätt' ich gern erfahren. Das sind die Closes von Edinburg. Sie zu betreten ist mißlich; aber von der Straße aus, durch den dunklen schmalen Gang hindurch, in den Hof und sein Getreibe hineinzublicken, verlohnt sich doch der Mühe. Neben manchem bloß Pikanten bietet sich auch Malerisches und durch Reiz und Schönheit Fesselndes dar. Ich entsinne mich einzelner Häuser, in denen der schmale Gang des Vorderhauses

ſich über den Hof fort noch durch die ganze Tiefe des Hinterhauſes zog. In einem anderen Falle lief neben dem letzteren eine offene, als Garten benutzte Paſſage her. Dieſer Gartenſtreifen, kaum vier Fuß breit, hatte nach vorn hin eine Gitterthür; ein dahinter ſtehender Roſenſtrauch reichte ſeine Roſen durch die Eiſenſtäbe hindurch in den Hof hinein, über Gitter und Strauch aber ſchwebte ein Stück Himmel, auf deſſen blauem Hintergrunde ſich das bunte Leben von Princes-Street, wie ein Camera obscura-Bild, auf und ab bewegte.

Auf dem Wege von Tron-Church bis St. Giles haben wir das eigentliche High-Street-Leben um uns her. Wenig Fuhrwerk auf dem Straßendamme, aber deſto mehr Verkehr auf dem Trottoir und dem Bürgerſteige. In den Mittagsſtunden und beim Dunkelwerden, wenn „Feierabend" begonnen hat, geſellt ſich zu dieſem Tages- und Geſchäfts-Verkehr noch eine andere Art von öffentlichem Leben, das, ſo weit ich es kenne, in dem nördlichen Europa nichts Gleiches hat und durchaus an das Treiben italieniſcher Städte erinnert. Die Buntheit, die Heiterkeit des Südens fehlt, aber das Stehen und Schwatzen vor den Thüren iſt allgemein und geht raſch in jenes ſtille, behagliche Auf und Ab, in jene mußevolle Bewegung über, die kein Ziel verfolgt und ſich ſelber Zweck iſt. Die armen Leute von Edinburg gehen allabendlich auf ihrer High-Street *ſpazieren*. Das klingt nicht viel, iſt aber eine große Sache und giebt jedenfalls der ganzen Straße einen Charakter, der uns durch ſeine Neuheit völlig frappiert. Unſere nordiſchen Straßen haben aufgehört Verſammlungsplätze zu ſein, ſie dienen ausſchließlich dem Verkehr und gleichen abgeſteckten Rennbahnen, auf denen nur *gelaufen* wird.

Aber ſelbſt die Buntheit des Südens ſollten wir nicht lange vermiſſen, als wir High-Street entlang ſchritten.

An allen Ecken ſtanden Hochlandsſöhne mit Kilt und Plaid, nicht genau in die Farben ihrer Clans gekleidet, aber immer noch bunt genug, um das Bild zu beleben. Es waren Werbe-Unteroffiziere von den Highlanders, „Kameraden von der hohen Nummer“, was in England einen ſtolzen Klang hat, wo die Nummern 72. und 93. auf den Hochlands-Schultern zweier berühmter Regimenter ſtehen. Vieles iſt gegen die Hochlandstracht im allgemeinen geſagt und geſchrieben worden und gewiß mit Recht, aber maleriſch iſt und bleibt ſie. Selbſt das Zwitterkoſtüm der Hochlands-Regimenter, die oben den abgeſchnittenen roten Frack der Engländer adoptiert, nach unten hin aber den Kilt und die Nacktbeinigkeit in aller Integrität bewahrt haben, iſt immer noch eine Schöpfung von relativer Geſchmacksfülle. Unter allen Umſtänden fehlt — die Hoſe, dieſer Triumph des Praktiſchen über die Schönheit. Kurz vorher, eh' wir nach Schottland aufbrachen, hatten wir in London die Straßen und Plätze beſucht, auf denen der engliſche Werbe-Unteroffizier ſein Weſen treibt. Es war uns ſomit eine vortreffliche Gelegenheit zum Vergleich gegeben. Der Vergleich fiel ſehr zu Gunſten Schottlands aus. In beiden Fällen, hier wie dort, war das Bierhaus Station und Sammelplatz; aber der echte Hochländer, der, wie das Sprüchwort ſagt, ſich ſchon die Muttermilch mit Whisky verdünnt, ſcheint dem Werbegeſchäft beſſer gewachſen zu ſein. Er bleibt nüchtern. Breakfaſt und Lunch (zweites Frühſtück) waren längſt vorüber, doch unangefochten, feſt, geradlinig, gravitätiſch, ſchritten ein paar Sergeanten vom Sutherland-Regimente auf und ab, uns muſternd und dann grüßend, als wir an ihnen vorübergingen. Sie hatten in meinem Gefährten den „alten Offizier“ herauserkannt. Dasſelbe paſſierte uns in Stirling ein paar Tage ſpäter. Das Ganze gab ein ſchönes Bild; auf dem dunklen Hintergrunde hoben ſich die bunten Trachten trefflich ab, gegenüber ſtiegen die

grauen Häuſer turmartig in die Luft und aus der Ferne, nur leiſe von Nebel umhüllt, grüßte Edinburg-Caſtle.

Dieſer Gruß mahnt uns zur Eile. Zunächſt erreichen wir die Börſe, die ſogenannten Exchange Buildings. Vor derſelben, den Rücken gegen das Gebäude, machen wir Halt, um Umſchau zu halten. Wir blicken zunächſt gegenüber auf die linke Seite der Straße. High-Street buchtet ſich hier, nach Süden hin, platzartig aus; die St. Giles-Kirche indes, die ſich inmitten dieſer Ausbuchtung (Parlaments-Square geheißen) erhebt und mit einer ihrer Seitenfronten bis in High-Street vorſpringt, ſtellt dadurch die unterbrochene Straßenlinie wieder her. Wir befinden uns, angeſichts dieſes Platzes, im Mittelpunkte von High-Street und in mehr als einer Beziehung am wichtigſten Punkte Edinburgs überhaupt. Den ehrwürdigen Bau, in dem Knox predigte, unmittelbar vor uns, überſehen wir zu gleicher Zeit die Mehrzahl der Gebäude, die ſich hakenförmig um dieſe Kirche herum gruppieren: das Rathaus, das Parlaments-Gebäude und die Gerichtshöfe. Alle dieſe Häuſer, einſchließlich des Börſen-Gebäudes, an das wir lehnen, ſind entweder neu oder doch neuerlichſt ſo gründlich repariert, daß ſie den Eindruck von Neubauten machen. Es ſoll damit kein Tadel ausgeſprochen ſein, um ſo weniger, als die Änderungen, die vorgenommen wurden, aus Verkehrs- und Geſundheits-Rückſichten dringend geboten erſchienen. Auch wär' es unbillig, in Abrede zu ſtellen, daß der Platz, wie er da iſt, immer noch den Eindruck des Stattlichen, des Großſtädtiſchen macht. Das alles ſei zugegeben. Aber andrerſeits freilich trägt dieſes Rathaus, das z. B. den atheniſchen Tempel des Erechtheus kopiert, ein völlig fremdes Element in die alte High-Street von Edinburg hinein und erzeugt notwendig den Wunſch in uns, daß es auf eine kurze halbe Stunde wieder ſo ſein möchte wie vordem. Da war alles aus einem Guß; eckig, wink-

lich, verbaut, aber maleriſch. Links vor uns an der Nordoſtecke der Kirche erhob ſich das Wahrzeichen der Stadt, das „City-Kreuz“, während rechts an der Nordweſtecke das alte Tolbooth-Gefängnis mit ſeinen Erkern und Türmen aufwuchs und die High-Street beinah abſperrte. Nichts von Säulen und Pilaſtern zog ſich damals an den Steinfaſſaden der alten Gerichts- und Parlaments-Gebäude entlang und ſtatt der ängſtlichen Sauberkeit des friſch abgeputzten St. Giles, präſentierte ſich der alte Bau im Schmuck ſeiner Buden und Kramläden, die ſich eng und niedrig unter die gotiſchen Fenſter gekauert oder in voller Breite zwiſchen den Strebepfeilern etabliert hatten. Das Mittelalter hatte doch Recht, und unſere Puriſikation, wo immer ſie ſich breit macht, hat oft herzlich wenig von dem guten Geſchmack an ſich, den ſie in großen Buchſtaben auf ihre Fahne ſchreibt. Die alten Kirchen wuchſen wie aus dem Leben des Volks hervor und deutungsreich war es, wenn Bürger und Händler am Mauerwerk ihrer Kirche ihr Neſt zu bauen liebten. Es war eine Verwachſenheit da, die jetzt fehlt. Kalt, ſauber, ſonntäglich, erheben ſich unſere Kirchen neben uns und wir ſehen uns in ein feſttägliches Verhältnis zu jenen Plätzen gebracht, wo ſonſt der Umgang, die Liebe, die Vertraulichkeit, auch wohl die Ungeniertheit des alltäglichen Lebens war.

Mit der St. Giles-Kirche und ihrer Umgebung haben wir den Höhepunkt des Intereſſes erreicht, das uns die High-Street gewähren kann. Weiter hinauf werden die Häuſer wieder bauſälliger und kümmerlicher und die paar Ausnahmen, die uns begegnen, bieten nicht Stoff genug, um bei ihnen zu verweilen. Wir befinden uns jetzt in gleicher Höhe mit der dritten und letzten der High-Street-Kirchen (der ſogenannten Assembly Hall, in der alljährlich die General-Synode ſich zu verſammeln pflegt), biegen aber, anſtatt den kahlen Wänden einer neugebauten ſchot-

tiſchen Kirche einen bloßen Anſtandsbeſuch zu machen, lieber in die gegenübergelegene Gaſſe und ein dicht daran anſtoßendes Gärtchen ein, um der Poeten-Wohnung Allan Ramſays, dieſes nordiſchen Hans Sachs, einen Blick zu gönnen. Aber auch nur einen Blick; die Stille, die Abgeſchloſſenheit, die Lieblichkeit des Orts, die uns zu einer andern Zeit gewiß auf längere Minuten gefeſſelt hätte, hält uns heute nicht, denn immer näher hören wir militäriſche Muſik die Wege und Windungen des Hügels heraufkommen. Die Neugier treibt uns zu ſehen, was es giebt. In demſelben Augenblick, wo wir den Platz erreichen (Esplanade genannt), der vor dem Mauer- und Feſtungswerk von Edinburg-Caſtle ſich ausdehnt, erſcheinen auch, Muſik voraus, die erſten Sektionen eines engliſchen Regiments zu unſerer Rechten und marſchieren, den Platz in ſeiner Breite überſchreitend, dem geöffneten Feſtungsthore zu. Es ſind dies die Suſſex-Milizen unter Führung ihres Oberſten, des Herzogs von Richmond. Bis vor wenig Tagen in Dover garniſoniert, hat eine vielleicht unerwünſchte Ordre ſie aus dem Süden Englands plötzlich nach Edinburg geführt. Edinburg-Caſtle tritt an die Stelle von Dover-Caſtle. Scharen von Volk, jung und alt, Weiber und Kinder, folgen ihnen nach, um an den „Southrons“ (d. h. die Südlichen) ihren Witz und ihre Malice zu üben. Auch wir ſchließen uns dem Zuge an, und während das „Britiſche Grenadiere“ luſtig weiter klingt, und die Schloßwache ins Gewehr tritt, ziehen wir durch allerhand Thor- und Gitterwerk lachend mit ein in Schloß Edinburg.

Edinburg-Caſtle.

Wer kennte nicht das Edwin Landſeer'ſche Bild „Der Frieden“? Grasbewachſene Dünenhügel ziehen ſich am Strand hin; glatt wie ein Spiegel dehnt ſich die Meeresfläche; Kinder ſpielen, Schafe weiden umher; eines der Schafe aber naht ſich der Öffnung einer roſtigen, halb im Graſe verſteckten Kanone und nagt die Halme ab, die ihm friedlich daraus entgegen blühn. An dieſes Bild mußt' ich denken, als ich oben auf Edinburg-Caſtle ſtand. Alles ringsum atmete Frieden; ſelbſt die Halb-Mond-Batterie, die ein Dutzend Geſchütze oder mehr aus dem Wall- und Mauerwerk hervorſtreckt, erſchien mir ſo friedlich wie jene roſtige Kanone im Graſe. Die ganze Burg, mit ihren kriegeriſchen Pretenſionen, ein gutherziger Polterer und nichts mehr! Mit einer Art Staunen hört ich, daß im Jahre 1570 noch eine wirkliche Belagerung dieſer Felſenfeſtung ſtattgefunden hat. Philipp le Grange, ein Anhänger Maria Stuarts, hielt ſich hier 33 Tage lang gegen die vereinigten Anſtrengungen einer engliſch-ſchottiſchen Belagerungs-Armee. Dreiunddreißig Minuten würden jetzt ausreichen, ſämtliches Mauerwerk dieſer Feſtung in einen Schutthaufen zu verwandeln. Daß im Jahre 1745 Prince Charlie keinen Angriff auf Edinburg-Caſtle unternahm und die Burg in den Händen der engliſchen Beſatzung ließ, während

die Stadt in seinen Händen war, darf auf keinen Fall als ein Beweis für die Festigkeit des Platzes gedeutet werden. Die Sache war die, daß die nackthelnigen Hochländer viel Mut aber keine Kanonen hatten und daß es nutzlos gewesen wäre, mit dem Kopf gegen die Wand zu laufen. Edinburg-Castle, so scheinbar gebieterisch seine Lage ist, hat nichts mehr zu gebieten, seitdem eine Höhe von 300 Fuß aufgehört hat, eine Unerreichbarkeit für Kugel und Wurfgeschoß zu sein. Daher fallen alle historischen Erinnerungen, die sich an die Verteidigung oder Eroberung dieser Felsenfestung knüpfen, in das 14. und 15. Jahrhundert, Zeiten in denen man jenseit des Tweed noch keine Geschütze kannte. Die interessanteste dieser Erzählungen ist eine Überrumpelung der Festung durch Randolph, Grafen von Murray, die 1313, also kurze Zeit vor der Schlacht von Bannockburn, stattfand. Sie wurde nach dem Erfahrungssatz ausgeführt, daß man da angreifen muß, wo sich der Feind am sichersten fühlt. Murray und 30 auserlesene Leute kletterten in einer Nebelnacht die senkrechte, für unersteiglich gehaltene Südwand des Felsens empor. Ihr Führer bei diesem Wagstück war ein alter Soldat, der auf dem Schloß geboren und großgezogen, in jungen Jahren die Wachsamkeit seines strengen Vaters oftmals getäuscht und die Südwand des Felsens hinab- und hinaufkletternd, die Nächte bei seiner unten in der Stadt wohnenden Geliebten zugebracht hatte. Ich nahm Gelegenheit, mir auf diese Erzählung hin ein paar Tage später die ganze Felsenlokalität von unten her anzusehn. Wenn nicht die Liebe dem Glauben darin gleichkäme, daß sie Berge versetzen, also am Ende auch erklettern kann, so würde man billigerweise die Wahrheit der ganzen Geschichte bezweifeln müssen. Es geht wirklich senkrecht in die Höh', an manchen Stellen mehr denn senkrecht. Der vielbesungene Schwimmer zwischen Sestos und

Abydos erscheint im Vergleich mit diesem Schotten wie ein Usurpator, der Kränze trägt, die ihm nicht gebühren.

Schottland besitzt, laut der Unions-Akte, 4 Festungen: Edinburg-Castle, Stirling-Castle, Blackneß und Dumbarton. Sie gleichen sich wie Brüder unter einander und sind alle, um sie durch ein einziges Wort zu bezeichnen, verkleinerte, niedrig gelegene, mehr burg- als festungsartige Königsteins. Für den, der in London war, vergleiche ich sie in mancher Beziehung noch besser mit dem Tower. Edinburg-Castle insbesondere rechtfertigt diesen Vergleich. Beiden gemeinschaftlich ist unter andern der Umstand, daß sie als Aufbewahrungsplätze für die sogenannten „Regalien" (Kronjuwelen) dienen. Wir ließen uns in das Zimmer führen, wo der schottische Königsschmuck gezeigt wird, empfanden aber Angesichts desselben wo möglich noch weniger, als beim Anblick der verschiedenen Kronen und Scepter, die im Tower zu London gezeigt werden. Pflichtschuldigst sieht man sich solche Dinge an, hört mit halbem Ohr die hergeleierten Erklärungsworte, bezahlt den üblichen Sixpence und ist froh, wenn man aus dem Zimmer mit seinem großen sechseckigen Glaskasten wieder heraus ist. Ich legte mir die Frage vor: „woher diese Indifferenz?" Der Hauptgrund scheint mir der zu sein, daß diese Dinge in ihrer Allgemein-Verwendetheit den Reiz des Besonderen, so zu sagen des Persönlichen verlieren. Alles Reliquienwesen müssen wir auf eine ganz bestimmte Person zurückführen können. „Dies ist das Gebetbuch Jane Grays, dies der Eisenhut des großen Kurfürsten, dies die Tabaksdose des alten Fritz", das hat ein Interesse; die Person selbst steht wie aus dem Grabe auf, trägt wieder die Sache oder stellt sich hinter dieselbe und giebt ihr dadurch ihren Reiz und Wert. Was soll aber vor unser geistiges Auge treten, wenn wir hören, „das ist das Reichsschwert von Schottland!" Nichts; alle die sieben

Jakobs, die ſich herzudrängen, ſelbſt wenn wir was von ihnen wiſſen, verwirren uns nur, und wir ſind ſchließlich froh, dieſem wirren Getriebe entkommen zu können.

Die meiſten Gebäude, die ſich auf Edinburg-Caſtle vorfinden, ſind, wie beim Londoner Tower, von modernem Datum. Während der Tower indes neben ſeinen Baracken, Speichern und Munitionshäuſern noch ein Dutzend wirkliche Sehenswürdigkeiten: Traitors-Gate, den Bell-Tower, den Beauchamp-Turm, den Blutturm, die Kapelle St. Peter ad vincula und vor allem den erinnerungsreichen, teilweis intakt erhaltenen White-Tower aufweiſt, reduzieren ſich die hiſtoriſch intereſſanten Baulichkeiten von Edinburg-Caſtle eigentlich auf zwei Punkte: auf eine kleine, ſchmuckloſe, bis in die Pikten-Zeit zurückreichende Kapelle, in der jetzt die zur engliſchen Epiſkopal-Kirche gehörigen Soldaten der Beſatzung ihre Kinder taufen laſſen, und auf ein anderes an der Südoſtecke des Hügels gelegenes, unſcheinbares Wohnhaus, in dem Maria Stuart, drei Monate nach der Ermordung Rizzios, den ſpäteren König Jakob VI. gebar. Zwei Zimmer ſind es, die in dieſem Wohnhaus gezeigt werden; eine Art Vorſaal oder Wachtſtube, mit langen Tiſchen und Bänken darin, und daran anſtoßend das Kloſett der Königin ſelbſt. In jenem Vorſaal befinden ſich zwei Bildniſſe, das eine davon Maria Stuart darſtellend. Wiewohl eine Kopie en miniature nach dieſem Ölfarbenbildnis (Bruſtſtück) exiſtiert, die erweislich ſchon über 150 Jahre alt iſt, ſo glaub' ich dennoch nicht an die Echtheit dieſes Portraits. Weder iſt es den beiden, unzweifelhaft beglaubigten Bildniſſen der Königin irgendwie ähnlich, noch deutet die Technik auf irgend einen Maler des 16. Jahrhunderts, von dem es bekannt geworden wäre, daß er damals in England oder gar in Schottland gelebt hätte.

Es iſt vielleicht am Ort, hier einiges über die in

beiden Ländern ziemlich zahlreich vorhandenen Portraits der Königin einzuschalten. Die Kunstausstellu..g in Manchester enthielt deren sieben, meist Miniaturen nach den verschiedensten Ölbildern, nach vorgeblichen Originalen, die zum Teil gar nicht mehr vorhanden sind. Sind diese Portraits wirklich alle echt, d. h. bei Lebzeiten der Königin und Angesichts derselben gemacht, so muß man es aufgeben, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie sie denn eigentlich ausgesehen habe. Im großen und ganzen herrscht kaum irgend eine Ähnlichkeit zwischen all den Portraitköpfen, Miniatur- wie Ölbild, die ich von ihr kenne. — Von Ölbildern habe ich fünf gesehen: eines im Schlosse zu Hampton-Court, eines dem Grafen von Morton gehörig, eines in Windsor-Castle, eines in Edinburg-Castle und eines in Abbotsford; das letztere, blos das abgeschlagene Haupt der Königin darstellend, zeigt in einer Ecke den Namen eines italienischen Malers, in der anderen die Ortsangabe „Fotheringhay"; trotz alledem bezweifle ich aufs Entschiedenste, daß das Ganze etwas anderes sei, als eine Schöpfung freier Phantasie. — Das Portrait in Edinburg-Castle ist sehr wahrscheinlich das Bildnis einer ganz anderen Person, und nur die drei erstgenannten Bilder, das in Hampton-Court, das in Windsor-Castle und das dem Grafen Morton zugehörige, sind echt und, so viel ich weiß, ziemlich unangefochten in ihrer Echtheit. Auf dem ersteren Bilde ist sie in der Schwesterntracht jenes französischen Klosters, in dem sie bekanntlich erzogen wurde, abgebildet; auf dem anderen Bilde (dem Graf Mortonschen) als Königin, reich geschmückt, mit jener Haube und zumal mit jener aufrechtstehenden hohen Halskrause, die jeder unter dem Namen „Maria-Stuart-Kragen" kennt. Zwischen beiden Bildern herrscht eine gewisse Ähnlichkeit, nicht gerade in den Zügen, aber darin, daß beide Leben und Wahrheit verraten und nichts haben von jener Puppen-

kopfmanier, der es genügt, einem erfundenen Schönheits-Ideal einen möglichſt ſchönen Teint gegeben zu haben.

Wir kehren jetzt in die Zimmer zurück, die die einzigen in Schloß Edinburg ſind, die noch an die Königin Maria erinnern. Aus dem Vorſaal oder der Wachtſtube treten wir in das Kloſett der Königin. Dies Zimmerchen mit ſeinem braunen Wandgetäfel macht noch jetzt den Eindruck einer gewiſſen Eleganz, wenigſtens des Niedlichen und Wohnlichen, wobei man freilich von der faſt erdrückenden Kleinheit des Raumes abſehen muß. Es gleicht durchaus einer braungetäfelten, altmodiſchen Schiffskajüte. Beſonders wert gehalten ſcheint der Raum nicht zu werden. An der Stelle, wo das Bett der Königin ſtand, befindet ſich jetzt ein kleiner Tiſch, auf dem Beſchreibungen und Anſichten von Schloß Edinburg feilgeboten werden. Wie ſich von ſelbſt verſteht, hat ein Zimmerchen von dieſer Ausdehnung nur ein Fenſter. Aus dieſem Fenſter wurde Jakob VI., den die Gegner Marias ſchon damals in ihre Gewalt zu bekommen trachteten, wenige Tage nach ſeiner Geburt in einem Korbe herabgelaſſen und unten am Fuße des Berges von Anhängern der Königin in Empfang genommen. Der Felſen iſt hier vollkommen ſteil. Schwindelnd ſah ich aus dem Fenſter in die Tiefe hinunter. Die Königin muß ſtarke Nerven gehabt haben, daß ſie nicht vor dem Gedanken erſchrak, ihr Kind dieſe grauenhafte Luftreiſe machen zu laſſen. Daß der junge Prinz ſie glücklich machte und wohlbehalten unten ankam, mag nachträglich wie ein Zeichen gedeutet werden, daß er, im Gegenſatz zu den Geſchicken ſeiner Familie, in der von jeher ein früher und unnatürlicher Tod die Regel war, beſtimmt war, zu leben.

Ich habe Edinburg-Caſtle mehrfach mit dem Tower verglichen und es gegen den letzteren zurückgeſtellt. Gewiß mit Recht. Aber eines hat es voraus, das iſt

die Schönheit ſeiner Lage. Auch vom Tower, zumal von den kleinen Eckthürmen des White-Towers aus, genießt man einer reizenden Ausſicht auf die City, das Themſetreiben und die gegenüberliegenden Surry-Ufer, aber auch der eingefleiſchteſte „Cockney“ — und wäre er aus dem vorſchriftsmäßigen Bezirk, innerhalb deſſen man die Glocken von Bow-Church hört — würde ſchwerlich den Mut haben, die Tower-Ausſicht mit jenem Panorama zu vergleichen, daß man von Edinburg-Caſtle aus vor Augen hat. Zur Rechten ſtehen der Calton Hill und die Salisbury Craigs wie ein Paar Wächter unmittelbar vor den Thoren der Stadt, linkshin dehnt ſich eine lachende Landſchaft aus; unten, den Fuß des Hügels mit einer Kurve faſt umſchreibend, ziehen ſich die Linien der Glasgow-Eiſenbahn, vor uns aber ſteigt die Neuſtadt mit ihren Plätzen und Paläſten, mit ihren Kirchen und Statuen auf, bis endlich die dünner werdenden Linien ſich in Villen und Gärten und freies Feld verlieren. An klaren Tagen wächſt der Zauber dieſes Bildes mit der Ausdehnung und dem Reichtum der Landſchaft. Dann ſehen wir jenſeits der Gärten und Felder den blauen Waſſerſtreifen des Firth of Forth, die kleinen Felſeninſeln darin und blicken ſelbſt über das blaue Band hinfort bis weit in die fruchtbaren und erinnerungsreichen Thäler der Grafſchaft Fife hinein.

Wir ſtanden auf der Halbmondbatterie und freuten uns des herrlichen Anblicks; Freund B., wie gewöhnlich, nahm ſein Skizzenbuch aus der Taſche, um, ſeinem Gedächtnis beſcheiden mißtrauend, das ſchöne Bild in Linien und Strichen feſtzuhalten. Neben uns, auf dem Wallrand, ſtand ein ſchottiſcher Matroſe, ein altes Inventarſtück des Schloſſes, der an Königin-Geburtstag ꝛc. die Salutſchüſſe abzufeuern hat, und ſah von Zeit zu Zeit neugierig in das Skizzenbuch, drin allmählich ein niedliches Bildchen entſtand. Als die Sache halb gethan war,

marſchierte, vom andern Ende der Baſtion her, eine Schildwacht auf uns zu, um uns, nachdem ſie vorher mit andern Milizſoldaten, die harmlos umherlungerten, ein Geſpräch gehabt hatte, das Zeichnen zu unterſagen. „Dergleichen ſei verboten.“ Der Unverſtand lag klar zu Tage; gewöhnt aber, gegen Schildwachts-Ermahnungen keine lange Oppoſition zu machen, klappte Freund B. ſein Buch zu und ſchickte ſich an, den Platz zu räumen. Nur der alte Matroſe war indigniert. Nonsense! dieſe young hands (etwa ſo viel wie unſer „dieſe Gelbſchnäbel“) ſind kaum zwei Stunden hier und wollen Ordres geben; Unſinn, wiſſen nichts vom Dienſt ꝛc.“ Das Komiſche war, daß ſein ſchottiſcher Patriotismus dieſe Southrons wie Eindringliche, wie Feinde behandelte, als ob ein Königreich Großbritannien gar nicht exiſtiere und das ſiegreiche England nur wieder mal erſchienen ſei, um eine Beſatzung in die eroberte ſchottiſche Hauptſtadt zu legen. Dieſem Gefühl eines Gegenſatzes zwiſchen Sieger und Beſiegten bin ich auf meinen Wanderungen durch Schottland außerordentlich oft begegnet. Die Engländer kennen dieſen Spezial-Patriotismus ihrer nördlichen Nachbarn ſehr wohl und lachen darüber; die Schotten aber, anſtatt einzuſtimmen in die Heiterkeit, werden durch die gute Laune der Southrons (in die ſich allerdings ein gut Teil Überlegenheit miſcht) nur noch gereizter in ihrem Gefühl.

Unſrem Matroſen indes war ein völliger Triumph über die „young hands“ vorbehalten. Gleich nachdem wir die Baſtion verlaſſen hatten, wandten wir uns an den wachthabenden Offizier, der eben von Poſten zu Poſten ging, um den ziemlich verlegen dreinſchauenden Milizen die „Inſtruktion für Edinburg-Caſtle vorzuleſen“. Das war juſt unſer Mann. Auf unſre Beſchwerde antwortete er mit vieler Artigkeit, daß er ſelber nicht wiſſe, was erlaubt und verboten ſei, daß er indes höheren

Orts anfragen und uns den Beſcheid in wenigen Minuten zugehen laſſen werde. Er kam dann ſelbſt, um uns ſein Bedauern auszuſprechen, daß wir unter dem mißverſtandenen Dienſteifer der Schildwache zu leiden gehabt hätten. Das Regiment käme von Dover, wo ſie bis jetzt in Garniſon geweſen wären; die Schildwacht habe ohne Not die ſtrengen Inſtruktionen von Dover-Caſtle auf Edinburg-Caſtle übertragen. Dieſer kleine Vorfall intereſſierte uns nach mehr denn einer Seite hin, beſonders auch deshalb, weil alſo, den Worten des Offiziers nach zu ſchließen, in betreff der Kanal-Befeſtigungen „ſtrengere Inſtruktionen“ vorzuliegen ſcheinen, als mit Rückſicht auf den minder exponierten Norden. Daß es übrigens hinſichtlich der Feſtungen an beiden Seiten des Kanals noch irgend etwas zu verraten geben ſollte, darf billig bezweifelt werden. Ich glaube, man kennt Dover-Caſtle in Paris ſo gut wie in London.

Wir nahmen jetzt unſeren Stand auf der Halbmond-Batterie wieder ein; die arme Schildwacht ſchlich verlegen um uns her, bis wir ſie durch einige Gemütlichkeitsfragen von unſrer verſöhnlichen Geſinnung überzeugt hatten. Die Skizze war längſt beendet, als wir noch immer an der Brüſtung ſtanden und hinausſchauend das zauberhafte Bild vor uns in ſeiner ſtets wechſelnden Beleuchtung auf uns wirken ließen. Endlich rollten die Abendnebel langſam vom Meere aus auf die Stadt zu; immer dichter legten ſich die Schleier über Land und Stadt, bis dieſe endlich, ſchwarz in grau, wie ein Schatten im Schatten verſchwand.

High-Street und Canongate.

Ich habe in einem früheren Kapitel bereits den Leser durch Canongate und High-Street geführt, vor allem in der Absicht, die Erscheinung und das Treiben der alten Straße als ein Totalbild auf ihn wirken zu lassen. Wir sind dabei, um unsern Gang von Holyrood-Palace bis Edinburg-Castle nicht allzu oft zu unterbrechen, an verschiedenen Plätzen von historischem Interesse vorüber gegangen und wollen deshalb in diesem Kapitel eine Art Nachlese halten. Wir beginnen mit

1. Moray-House.

Auf der langen Linie von Holyrood-Palace bis Edinburg-Castle ist kein Haus besser erhalten und wohnlicher in seiner Erscheinung als Moray-House. Höhere und auch jetzt noch imponierendere Gebäude ziehen sich in Menge zu beiden Seiten der High-Street entlang, aber sie gleichen einer meistbietend verkauften alten Wanduhr, deren Gehäuse jetzt als Wandschrank für arme Leute dient, während Moray-House, um im Vergleich zu bleiben, der Rokoko-Pendule im Zimmer des Sammlers entspricht.

Moray-House ist ungefähr 200 Jahre alt; es besteht aus einem Hause und einem Nebengebäude, jenes für die Herrschaft, dieses für die Dienstleute. Beide liegen in gleicher Linie, haben beide den Blick auf Canongate hinaus, aber keinen Ausgang auf die Straße. Die

Thüren befinden sich seitwärts und münden auf den gemeinschaftlichen hofartigen Zwischenraum, der zwischen den beiden Häusern liegt. Dieser hofartige Zwischenraum hat nach vornhin eine Feldsteinmauer und in der Mitte derselben eine thorartige Einfahrt. Es ist vorzugsweise diese Einfahrt, die dem ganzen Hause einen besonderen Charakter leiht; sie besteht nämlich aus ziemlich niedrigen, nur wenig über die Mauer erhobenen Steinpfeilern, auf denen sich unverhältnismäßig hohe Obelisken erheben, in ihrer völligen Zuspitzung unseren alten schindelgedeckten Kirchturmspitzen, wie wir ihnen so oft in den Dörfern der Mark begegnen, nicht unähnlich. Über die Mauer hinweg hat man einen teilweisen Einblick in die kostbaren Gärten, die sich hinter dem Hause ausdehnen. Anlagen, die jetzt freilich durch größere Schöpfungen der Art vielfach übertroffen sind, früher aber eine Sehenswürdigkeit von Edinburg bildeten.

Was indessen dem alten Moray-House seine eigentliche Bedeutung giebt, knüpft sich weder an seine Gärten, noch an seine Obelisken, sondern an den eisernen Balkon, der sich an den vier Fenstern der Bel-Etage entlang zieht. Die Geschichte, die sich hier zutrug, ist folgende:

Die puritanische Sache hatte triumphiert, die Königlichen unter Montrose waren geschlagen. Auf denselben Heiden, auf denen wenige Jahre zuvor der siegreiche Montrose den puritanischen Grafen von Argyle gejagt hatte, jagten jetzt die Leute Argyles den umherirrenden Montrose. Argyle selbst war in Edinburg, jeder Tag konnte die Nachricht bringen vom Tode oder von der Gefangennehmung seines Gegners; der Sieg war da und Freude und Hochzeit sollte diesen Sieg beschließen. Die Häuser Moray und Argyle, seit langer Zeit befreundet und derselben Sache dienend, kamen überein, die alten Bande durch ein neues, engeres Band zu befestigen.

Es war am 11. Mai 1650, als Archibald, ältester

Sohn des Grafen von Argyle, mit seiner Braut, der Tochter des Grafen von Moray, zum Altare trat. Die Hochzeit wurde in Moray-House gefeiert; Festlichkeit folgte auf Festlichkeit; die ganze Stadt nahm teil an der Freude beider Häuser. Die Festlichkeiten waren eben auf ihrer Höhe, als die Nachricht durch die Stadt lief, Montrose sei gefangen und werde eingebracht. Fast gleichzeitig mit der Nachricht kam er selbst. Man hatte ihn in Leith auf eine abgetriebene alte Mähre gesetzt, um ihn in diesem erniedrigenden Aufzuge durch die Straßen Edinburgs zu führen. Er hielt jetzt am Eingange von Canongate. Dem Haß des Pöbels aber genügte dieser Aufzug nicht und eine Art Schlitten wurde herbeigeschafft, um ihn auf demselben durch die Stadt zu schleifen. Unter Hohn und Jubel ging es Canongate hinauf. Als der Zug sich Moray-House näherte, das noch in hochzeitlichem Schmucke stand, erschienen die Morays und die Argyles auf den Balkonen ihrer Fenster, um sich am Unglück des gefallenen Feindes zu weiden. Argyle murmelte Verwünschungen. Ruhig, beinahe heiter blickte Montrose zu den dichtbesetzten Balkonen auf; dem alten Argyle starb die Verwünschung auf der Lippe, seine Lady aber bog sich weit hinaus über die Brüstung und spie hinunter nach dem verhaßten Feind.

Das war 1650. Fünfunddreißig Jahre später kam wieder ein Zug die alte Straße von Edinburg hinauf und nahm seinen Weg an Moray-House vorbei. Die Royalisten hatten darauf bestanden, daß dieser Weg gewählt werde und kein anderer. An der Spitze des Zuges, neben sich den Mann mit dem Beil, schritt Archibald Graf von Argyle, derselbe, dessen Hochzeitstag (ohne sein Verschulden) in einen Tag der Rache verkehrt worden war. Sein Vater hatte längst vor ihm das Haupt auf den Block gelegt. Die alte Kirche von

St. Giles umſchließt die Leiber von Freund und Feind; Moray-Houſe aber ſteht da wie eine Mahnung gegen den Übermut der Partei und als ein Erinnerungszeichen an den Wechſel ihrer Siege.

---

2. City-Croß und Old-Tolbooth.

City-Croß und Old-Tolbooth, in einem früheren Kapitel bereits flüchtig genannt, befanden ſich mitten in High-Street und erhoben ſich rechts und links, an den beiden Ecken der Nordfront von St. Giles. Old-Tolbooth war zu gleicher Zeit der nächſte Nachbar des Parlaments-Gebäudes, das ſich, wenn auch verändert, noch dieſen Augenblick im Rücken der alten, oftgenannten Kirche (St. Giles) erhebt. Zwiſchen dieſen vier Plätzen: Parlament, Old-Tolbooth, City-Kreuz und St. Giles, herrſchte ein innerlicher Zuſammenhang, der dieſelben in der Vorſtellung des Volks faſt noch näher brachte, als es durch ihre äußere Lage ohnedies geſchah. Sie waren, in den politiſchen Kämpfen des Landes, die raſch auf einander folgenden Stufen einer Leiter, der Leiter vom Leben zum Tod. Das Parlament ſprach und verurteilte, die alten Mauern der Tolbooth nahmen den Verurteilten auf und am Fuße des City-Kreuzes fiel wenig Wochen ſpäter ſein Haupt, um in den Familiengewölben von St. Giles die letzte Ruheſtatt und nach hundert Jahren vielleicht ein Marmorbild über dem Grabe zu finden. Ich ſpreche zuerſt vom City-Croß.

Es beſtand aus einem Poſtament, das eine zwanzig Fuß hohe Säule trug, die letztere wiederum mit einer Steinfigur geſchmückt, die das „ſchottiſche Einhorn“ darſtellen ſollte. Die Säule exiſtiert noch (auf einem Landgut in der Nähe Edinburgs), Einhorn und Poſtament aber ſind zerſtört. Das letztere galt ſeinerzeit als eine

Kurioſität und glich mehr einem hausartigen Unterbau als einem bloßen Sockel. Es war in der That ein achteckiger, abgeſtutzter, mit einer etwas vorſpringenden Brüſtung gekrönter Turm, der nur dadurch wieder ſeinen Turmcharakter verlor, daß ſein Durchmeſſer ſeiner Höhe gleichkam oder ſie noch übertraf. Dieſer weite Durchmeſſer ſchuf um die Stelle herum, wo die Säule in den Unterbau eingelaſſen war, eine geräumige Plattform, die zu den mannigfachſten Zwecken benutzt wurde. Es war eine Art Schaubühne, auf der ſich vor verſammeltem Volk das öffentliche Leben der Stadt und bei mehr als einer Gelegenheit das des ganzen Landes abſpielte. Hier erſchienen die City-Herolde, um unter Trompetenſchall öffentliche Erlaſſe und Anrufe zu verkünden, hier verlaſen die puritaniſchen Lords ihren Proteſt gegen die ſchwächlichen Proklamationen König Karls, hier fielen die Häupter Montroſes und der beiden Argyles und hier endlich, unter dem Schwerterkreuzen ſeiner Hochländer, erſchien Prinz Charlie an der Brüſtung, um von der Edinburger Bevölkerung tauſendſtimmig begrüßt und zum Herrn des Landes ausgerufen zu werden. Auch Geiſter, echt oder unecht, bedienten ſich dieſer Plattform, um, verſteht ſich zu üblicher Geiſterſtunde, von hier aus warnend oder ermutigend zum Volke zu ſprechen. Als Jakob IV. (ich ſpreche in einem ſpäteren Kapitel ausführlich darüber) im Jahre 1513 zu ſeinem ſtolzen, aber unüberlegten Kriegszuge gegen England ſich anſchickte, ſprach, während der König in Holyrood ſein letztes Nachtlager nahm, eine Geiſterſtimme von dieſer Plattform aus in die Nacht hinein, warnte und nannte zugleich die Namen aller derer, die fallen würden, wenn ſeine Stimme ungehört verhallen ſollte. Der erſte Name war der des Königs ſelbſt.

Aber nicht immer ging es hier geſpenſtiſch her und nicht immer hingen ſo böſe Tage über Schottland wie damals, als das Blut der Argyles das Blut des be-

ſchimpften Montroſe ſühnen mußte; auch zu Luſt und Heiterkeit, zu Gaſterei und Trinkgelagen verſammelten ſich hier die guten Bürger von Edinburg und die Chronik der Stadt erzählt von manchem Feſtmahl, das die Würdenträger der Stadt hier ihren Gäſten und — ſich ſelber gaben. Auch politiſche Zweckeſſen gab es damals ſchon. Die Loyalität der nordiſchen Hauptſtadt ſchien während der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in London gerechten Bedenken zu unterliegen und das ſchlechte Gewiſſen des Edinburger Magiſtrats trieb dieſen dazu, die Geburtstage der beiden erſten George mit ganz beſonderem Pomp zu feiern. Eine Loyalität von geſtern überſchlägt ſich immer in ihren Schauſtellungen. Eins dieſer oſtenſiblen Gaſtmähler, das wie gewöhnlich auf der Plattform des City-Kreuzes ſtattfand, wurde durch einen heftigen Gewitterſchauer unterbrochen. Alles floh und ſuchte Schutz. Als die halbdurchnäßten Magiſtrate zu ihren Plätzen zurückkehrten, fanden ſie natürlich Waſſer ſtatt Wein in ihren Gläſern. Das war zu gut, als daß der Witz der Jakobiten nicht hätte davon profitieren ſollen. Eine Stuartſche Dame ließ am andern Tage folgende Verſe cirkulieren:

Einſtens zu Cana, als bei Tiſch
Sich's um den fehlenden Wein gehandelt,
Hat der König des Himmels friſch
Alles Waſſer in Wein verwandelt.

Geſtern, als zu Braunſchweige*) Ehr'
Zechten unſre City-Praſſer,
Sprach der Himmel: „nimmermehr!"
Wandelnd ihren Wein in Waſſer.

*) Das Haus Braunſchweig, in der Fülle ſeiner unpoetiſchen Eigenſchaften, gab damals, wie in Schottland ſo auch in England, beſtändig Stoff zu Epigrammen. In London errichtete die Gemeinde von Bloomsbury (der Stadtteil, der das Britiſche Muſeum umgiebt) eine neue Kirche. Man ging in der Loyalität

Walter Scott, der in seiner epischen Dichtung „Marmion“ eine Beschreibung des City-Kreuzes gegeben und das alte Wahrzeichen dadurch für immer der Vergessenheit entrissen hat, hat einen ähnlichen und noch größeren Dienst dem alten Bau geleistet, der sich an der Südwest-Ecke von St. Giles erhebt. Einen seiner berühmtesten Romane hat er nach dem alten Tolbooth-Gefängnis benannt, dem er dabei seine populärere Bezeichnung ließ: Das Herz von Midlothian. Woher dieser Name stammt, vermag ich nicht zu sagen. Die Grafschaft, in der Edinburg liegt, heißt bekanntlich „Midlothian“, das alte Tolbooth-Gefängnis ist aber keineswegs der Mittelpunkt oder das Herz derselben. Vielleicht mahnt der Ausdruck an Zeiten, wo Kerker und Schafott noch Haushaltsworte und nur allzuoft die Achse, das Herz waren, um das sich das Leben drehte. Dieser alte Bau, von dem jetzt, wie vom City-Croß, keine Spur mehr existiert, stand bis zum Jahre 1817 mitten in High-Street, und erschwerte, die ganze Breite der Straße beinah einnehmend, die Kommunikation aufs äußerste. Dies führte endlich zu seiner Abtragung. Die Kommunikation, der man heutzutage so leicht geneigt ist, noch größere Opfer zu bringen, hat dadurch gewonnen, das Malerische des Platzes aber außerordentlich verloren. Als City-Croß und Tolbooth noch standen, allerhand Buden sich an die Pfeiler von St. Giles und allerhand Kramläden an die

so weit, Georg I. im Kostüm eines römischen Imperators, oben auf die Turmspitze zu stellen. Dort steht er noch als der Schutzheilige von Bloomsbury. Man knüpfte an diese Geschmacklosigkeit folgendes Epigramm:

Unser Heinrich der Achte, vom Papste versetzt,
Hat sich selbst an die Spitze der Kirche gesetzt.
Doch unser Georg hat's höher gebracht,
Man hat ihn zur Spitze des Turmes gemacht.

Mauern des alten Gefängniſſes lehnten, wird es hier ſehr eng, ſehr verworren, vielleicht auch ſehr ſchmutzig geweſen ſein, das Ganze aber muß einen feſſelnderen Anblick gewährt haben, als die jetzt breite Straße, an der, ſo hübſch ſie iſt, doch ihre Erinnerungen unbedingt das Hübſcheſte ſind.

Old-Tolbooth verdiente ſein Beiwort „old“ mit Fug und Recht. Schon zu Zeiten Maria Stuarts war es ein alter Bau. Seine früheſte Beſtimmung war wahrſcheinlich die einer ſtädtiſchen Burg, um, in den Zeiten ſchottiſchen Raubrittertums, die damals aus einer einzigen Straße beſtehende Stadt gegen Überfälle der Hochländer von Norden und der Moßtrooper und Borderer (Grenzer) von Süden her zu ſchützen. 1561 erweitert und umgebaut, diente es von da ab bis zum Jahre 1640, wo das alte, in veränderter Geſtalt noch jetzt exiſtierende Parlamentshaus gebaut wurde, als Seſſions-Gebäude für die Sitzungen des Parlaments und der Gerichtshöfe. Von 1640 an ſank es zu einem bloßen Gefängnis herab. Sein Äußeres muß etwas Unheimliches und durchaus die Miene von Gefangenwärter und Nachrichter gehabt haben. Alle Beſchreibungen ſtimmen darin überein. Sein einziger Schmuck waren die Buden und Kramläden (Krames genannt) die zerfallen und bettelhaft, aber doch heiter und farbenbunt den alten Grieſegram umlagerten. Er ſelber ſtand inmitten derſelben da, grau und verräuchert, aus kleinen vergitterten Fenſtern trübſelig in die Welt blickend. An jeder Seite erhoben ſich ein paar Treppentürme, die das zwingerhafte Ausſehen des Hauſes noch unterſtützten, ohne ſeiner Schönheit irgendwie Vorſchub zu leiſten. Das gegenwärtig lebende Geſchlecht ſcheint wenig oder nichts mehr von den Äußerlichkeiten des alten Baues zu wiſſen; man muß zu alten Bildern ſeine Zuflucht nehmen, wenn man ſich orientieren will. Aber wenn ſich auch niemand mehr kümmert um die Stelle,

wo er ſtand, oder um die Zahl und Form ſeiner Türme, ſo lebt doch ſein Name und ſeine Geſchichte im Gedächtnis der Edinburger fort. Dieſe Geſchichte, wie ſich von ſelbſt verſteht, iſt mit Blut geſchrieben, aber ſie hat doch auch heitere Blätter und bei dieſen wollen wir einen Augenblick verweilen.

Old-Tolbooth war immer berühmt durch die Leichtigkeit, mit der man ihm entwiſchen konnte. In Zeiten, wo man das Blutgeſchäft im großen treibt, iſt man nicht ängſtlich mit Rückſicht auf den Einzelnen. Findet er ſich nicht ſelber wieder, ſo findet ſich doch ein anderer. Der Laxheit im Verurteilen entſpricht die Leichtigkeit im Entkommen. Graf Schlabrendorff (um aus moderner Blutzeit ein Beiſpiel zu geben) entging der Guillotine, weil ſeine Stiefel nicht gewichſt waren.*) Was unſern „Kerker von Edinburg“ angeht, ſo hatte jeder, der Liſt und guten Willen genug beſaß, mindeſtens eine Chance, trotz Schloß und Riegel, trotz Ketten und Gitterfenſter, ihm glücklich zu entkommen. War der Gefangene aber gar reich oder vornehm, ſo ſteigerte ſich dieſe Chance bis zur Wahrſcheinlichkeit. Wenn trotzdem einzelne Grafen und Herren von Old-Tolbooth aus aufs Schafott geführt wurden, ſo hatte das ſeinen Grund darin, daß ihre ganze Sache darniederlag, daß die Freunde tot, die Anhänger zerſprengt waren, und daß ſie, als die Führer einer geſchlagenen Partei, dem Tod wie ihrem Schickſal, oft wie ihrer Erlöſung entgegen gingen. Dies letztere gilt zumal

*) Schlabrendorff war im Gefängnis; die Hinrichtungen erfolgten jeden Morgen nach der Zellen-Nummer. Als er abgeholt werden ſollte (der Karren hielt bereits vor der Thür, um die gewöhnliche Morgenladung zu empfangen), ſuchte er vergebens nach ſeinen Stiefeln. „Ich muß doch am Ende ein Paar Stiefel anhaben; nehmt mich morgen ſtatt heute.“ Dem Schließer leuchtete das ein. Am andern Morgen ſtanden andere Nummern auf dem Zettel und Schlabrendorff war vergeſſen und — gerettet.

vom Herzoge von Argyle, der hier ruhig seinen Tod erwartete.

Die Geschichten dieser Befreiungen lesen sich gut, doch paßt im ganzen auf dieselben, was von den Lustspiel-Motiven aller Länder und Litteraturen gilt: es sind immer die gleichen. Was in einem Fall die Horcher an der Thür, die Wandschränke, die Briefverwechselungen sind, das sind im andern Fall die betrunken gemachten Schließer, die Frauenkleider, die ausgestopften Puppen und vor allem die Särge, die Waschkörbe und Bücherkisten, in denen der Held der Geschichte, wo möglich von seinen eignen Schergen hinausgetragen wird. Nur eines scheint mir eine wirkliche Eigentümlichkeit des Platzes gewesen zu sein, der Schutz nämlich, den er zu verschiedenen Zeiten politisch Verfolgten gewährt hat. Old-Tolbooth wurde wider Wissen und Willen zu einem Sanktuarium. Personen, die, wenn sie unfreiwillig die Schwelle dieses Gefängnisses passiert hätten, *aus* demselben gewiß nur wieder geschritten wären, um straßenabwärts neben oder auf dem Postament des City-Kreuzes das Schafott zu besteigen, lebten hier unerkannt und ungestört, weil sie den Mut gehabt hatten, sich im Rachen des Löwen einzuquartieren. Robert Ferguson, bekannt durch seine hervorragende Teilnahme am Rye-House-Komplott (gegen Karl II.) lebte hier wochenlang in der Zelle eines befreundeten Schuldgefangenen und im Einklange damit fanden hier 1746 mehrere Anhänger des Prätendenten Schutz und endliche Rettung, während englische Soldaten die Spur der in die Acht Erklärten bis weit ins Hochland hinein verfolgten. Daß solche Dinge möglich waren, zeigt am besten, wie es damals mit der Rechtspflege und vor allem mit der Gefängnis-Verwaltung stand. Old-Tolbooth war wie ein Hospital nach der Schlacht, wo man auch Freund und Feind ohne Auswahl durcheinander wirft, davon ausgehend, daß jeder traurig genug

daran iſt, dem das Los zufällt an ſolchem Orte leben oder ſterben zu müſſen. Ein Eindringling wird nicht vermutet.

1817 wurde Old-Tolbooth niedergeriſſen. Edinburg verlor damit eine ſeiner vorzüglichſten Sehenswürdigkeiten. Wenig oder nichts mehr exiſtiert von dem alten Bau; ſelbſt die Stelle, wo er ſtand, iſt bei den großen Veränderungen, die die Straße erlitten hat, nicht mehr mit vollſter Genauigkeit anzugeben. Nur das alte Portal mit Thür und Vorlegeſchloß iſt noch vorhanden. Es wurde beim Abtragen des Gebäudes, von ſeiten der Stadt an Walter Scott geſchenkt, der nicht zögerte, ſeiner romantiſchen Muſterkarte, gemeinhin Abbotsford geheißen, auch dieſe Probe ſteinerner Romantik einzuverleiben. Dort hab' ich es ſpäter geſehen. Es macht indes in dieſer Verpflanzung nur den Eindruck, den ein einzelner probeweis aufgeſtellter Spitzbogen in den „gotiſchen Höfen" des Kryſtall-Palaſtes macht. Auch ſolche Dinge haben ein Leben; aus ihrem feuchten alten Boden geriſſen, vertrocknen ſie wie die zwiſchen Papier gelegte Pflanze.

---

3. „Straßenfegen" oder hie Douglas, hie Hamilton.

Unmittelbar im Rücken von High-Street und Canongate, und zwar parallel mit beiden, läuft eine andere alte Straße Edinburgs „Cowgate" geheißen. Durch eine Menge ſchmaler kleiner Gaſſen hängt ſie vielfach mit jener Hauptverkehrs-Ader der Altſtadt zuſammen. Wenn ſchon High-Street und Canongate von ihrem ehemaligen Glanze nichts weiter zeigen als jene vielſtöckigen Steinhäuſer, die in der Nähe eben ſo unelegant und wenig einladend ſind, wie maleriſch aus der Ferne, ſo gilt das doppelt und dreifach von Cowgate. Es iſt eine alte, enge, ſchmutzige Straße und nichts weiter. Und doch erhoben ſich auch hier Paläſte und Herrenſitze als Edinburg noch nicht daran dachte, eine ſchöne Stadt ſein zu wollen, und

ſeine Häuſer hinbaute, wo Platz war oder wo Höhe oder Tiefe, je nach Bedürfnis, den Bauherrn dazu einlud. Unter den Herrenſitzen in Cowgate waren zwei von beſonderem Belang, der eine den Erzbiſchöfen von Glasgow, der andere den Biſchöfen von Dunkeld gehörig. Beide Häuſer lagen ziemlich einander gegenüber, die Straße war ſchmal, und an hellen Tagen konnte man ſich in die Fenſter ſehen.

Der 12. April 1520 war ein ſolcher heller Tag; man ſah ſich in die Fenſter, aber man hätte ſich lieber in die Herzen geſehen. Im erzbiſchöflichen Palaſt war ſeit geſtern der Graf von Arran abgetreten, das Haupt der Hamiltons. Es handelte ſich bei der Minderjährigkeit des Königs (Jakob V.) um die Einſetzung einer Regentſchaft und die Frage mußte heute noch entſchieden werden: „wer ſtatt ſeiner regieren ſolle?“ Der Graf von Arran und der Erzbiſchof von Glasgow waren übereingekommen, ſich in die Regierung zu teilen. Sie hatten zu dem Zweck ihren Anhang in die Stadt gezogen und aller Ecken und Enden ſtanden die Hamiltons und reizten und erſchreckten durch ihre waffenklirrende Anmaßung die guten Bürger von Edinburg.

Graf Agnus, das Haupt der Douglas, war nicht gewillt, die Partie ohne Gegenzug verloren zu geben. Er war ein Douglas, das hieß: die Vormundſchaft gebührte ihm. Alles, wozu er ſein Herz beſtimmen konnte, war das: den Beſchluß der großen Rats-Verſammlung Gehorſam zu leiſten, aber dieſer Beſchluß ſollte ein freier ſein, nicht zuſtande gebracht unter den gleisneriſchen Worten des Erzbiſchofs oder unter der drohenden Haltung der ſtündlich in den Straßen wachſenden Zahl der Hamiltons. Die Gefahr wuchs mit jeder Stunde; Graf Angus wollte ſich vergewiſſern, was die Hamiltons vorhätten, ob Beratung oder Gewalt, und von wenigen Anhängern gefolgt, kam er jetzt eine der ſchmalen Gaſſen herab, die von High-Street hergab

nach Cowgate führen, hielt ſich links und trat in das Haus des Biſchofs von Dunkeld. Der damalige Biſchof von Dunkeld war Gawain Douglas, ein Onkel und Parteigenoſſe des Angus. Sie hatten ein kurzes Geſpräch miteinander, worin Angus dem Biſchof ſeine Befürchtungen mitteilte, dann trat dieſer aus ſeinem Hauſe, ſchritt dem gegenüber gelegenen Palaſte ſeines Kirchenfürſten zu und fragte den an langer Tafel ſitzenden Erzbiſchof: „Erzbiſchof Beaton, was habt Ihr vor?“ „Auf mein Gewiſſen“, erwiderte dieſer, „ich weiß von nichts.“ Dabei ſchlug er mit der Hand an die Bruſt, um ſeine Ausſage zu bekräftigen. Unter dem prieſterlichen Kleide aber trug er einen Harniſch, den er Kampfes wegen bereits angelegt hatte. Gawain Douglas hörte und verſtand den Klang und antwortete kurz: „Euer Gewiſſen klingt hohl.“ Er kehrte über die Straße zurück, wo Graf Angus ſeiner wartete. Nachdem er erzählt hatte, was ihm begegnet war, ſetzte er hinzu: „Du ſiehſt, Angus, es gilt Kampf; raffe zuſammen, was Du an Leuten haſt und vor allem ſei raſch.“ Dieſe letzte Mahnung war nicht in den Wind geſprochen. In weniger als einer halben Stunde ſtanden die Douglas, feſt gegliedert, eine kompakte Maſſe, auf der High-Street von Edinburg zuſammen und begannen in voller Breite die Straße zu fegen. Die Hamiltons, die truppenweis und ohne Führer an den Straßenecken umher ſtanden, wurden leicht beiſeite gedrückt und flohen, rechts hin, links hin, zumeiſt nach Cowgate hinein, wo Graf Arran und der Erzbiſchof eben den Haupttrupp der Hamiltons ordneten, um nun ihrerſeits zum Angriff überzugehen. Wer High-Street hatte, war Sieger. Die Hamiltons waren noch immer die ſtärkeren, aber das Terrain war gegen ſie. Die Straße, um deren Beſitz es ſich handelte, war nicht anders zu erreichen, als die krummen engen Gaſſen hinauf, die ſtark bergan von

Cowgate bis High-Street liefen. Bald hier, bald dort drangen die Hamiltons aus dieſen Gaſſen vor, aber immer nur eine dünne Linie bildend, glichen ſie einem vorgeſtreckten Arm, der von den Douglas mal für mal ohne Mühe abgehauen wurde. Endlich hatte man hügelabwärts eine unbeſetzte Straße gefunden, und dieſe raſch benutzend, glückte es jetzt, in High-Street einzuſchwenken und nun ebenfalls mit ganzer Kraft zu einem kompakten Front-Angriff überzugehen. Der Kampf ſchwankte geraume Zeit, und wer weiß, wem der Preis des Tages zugefallen wäre, wenn nicht ſchließlich die guten Bürger von Edinburg den Ausſchlag gegeben hätten. So alt wie in Schottland die Gegnerſchaft zwiſchen dem Norden und Süden iſt, ſo alt auch iſt der Gegenſatz zwiſchen dem Oſten und Weſten. Die ganze Weſtküſte (nördlich vom Clyde) iſt noch dieſen Augenblick eine unkultivierte Fläche, damals galt ſie als ein unbeſtrittener Sitz der Barbarei. Edinburg und das Haus Douglas gehörten dem Oſten an und dieſe Gemeinſchaft entſchied jetzt den Kampf. Als die Edinburger ſahen, wie hart die Hamiltons andrängten, reichten ſie aus den Fenſtern des Erdgeſchoſſes lange Speere zu den unten kämpfenden Douglas-Leuten hinab. Lauter Jubel war Antwort und Dank. Die neuen Waffen gingen raſch von Hand zu Hand, bis endlich die erſten Glieder ganz mit Speeren bewaffnet waren. Dagegen war kein Halten mehr. Die Douglas ihrerſeits drangen jetzt vor und warfen mit leichter Mühe die Hamiltons vor ſich nieder. Graf Arran und ſein Sohn Sir James Hamilton retteten ſich durch die Flucht; Sir Patrick Hamilton, ein Bruder des Grafen, wurde erſchlagen, mit ihm ein Sohn Lord Montgomerys und noch viel andere Herren „von der Weſtküſte.“ Erzbiſchof Beaton ſuchte Zuflucht in der Blackfriars-Abtei, würde aber am Altar ermordet worden ſein, wenn nicht Gawain Douglas rechtzeitig erſchienen wäre und ſeinen Kirchenfürſten gerettet hätte.

Das war am 12. April 1520. Von dem Tage an war die erschütterte und fast gebrochene Macht des Hauses Douglas neu gefestigt. Die Erinnerung an diesen Kampf aber hat sich in Edinburg lebendig erhalten bis auf diesen Tag und jeder erzählt gern vom Cleanse the Causeway oder dem Straßenfegen der Douglas.

---

4. Archibald Bell the Cat.

In einer der Gassen, die von Cowgate nach High-Street hinaufführen, stand auch das Haus von Archibald Douglas, genannt Bell the Cat. Ich habe vor, von ihm zu erzählen. Seinem Rang und Titel nach war er Graf von Angus, aber sein Zuname verdrängte bald jede andere Bezeichnung und jedes Kind im Lande hieß ihn „Archibald Bell the Cat". Diesen Zunamen erhielt er bei folgender Gelegenheit.

König Jakob III. zog allerhand Günstlinge an seinen Hof, zum Teil Leute aus niederem Stande; eine Mignon-Wirtschaft, wie sie 150 Jahre später am Hofe Ludwigs XIII. herrschte, war in Schottland während der Regierungszeit jenes Stuarts bereits im vollsten Schwunge. Der Adel des Landes war endlich entschlossen, dieser Sache ein Ende zu machen und die Mignons wohl oder übel zu beseitigen. Der König sammelte gerade damals ein Heer zum Zuge gegen England und beschied seine Barone in die Nähe von Melrose. Die mißgestimmten Lords fanden sich ein, weniger aber um dem Kriegsrufe des Königs Folge zu geben, als vielmehr um ihre eigenen, langgehegten Pläne auszuführen. Sie hielten zu dem Zweck eine letzte Versammlung in der Kirche zu Lauder, einem alten Burgflecken nahe am Tweed, und sprachen hier, da man in der Hauptsache längst einig war, nur die Mittel und Wege durch, wie gegen die Günstlinge am besten vorzuschreiten sei. Ihr Haß richtete sich be-

ſonders gegen Cochrane, Grafen von Mar. Allerhand Vorſchläge wurden gemacht, raſch, blutig, rückſichtslos, aber man kam zu keinem Beſchluſſe, vielleicht weil die Furcht einiger noch größer war als ihr Haß. Da bat Lord Gray um's Wort, bog ſich lächelnd über den Tiſch und erzählte die alte Fabel von der Katze und den Mäuſen. „Die Mäuſe, ſo ſprach er, waren unzufrieden mit der Katze; ſie ſahen ſich oft überraſcht und noch öfter bedroht. Sie beſchloſſen endlich, um ſicher zu gehen, der Katze eine Glocke um den Hals zu hängen (to tie a bell round the neck of the cat); nur ſchade, ſo ſchloß er, es fand ſich keine Maus, die das Wagſtück unternommen hätte". In dieſem Augenblick erhob ſich Graf Angus von ſeinem Platz und rief über den Tiſch hin: „I will bell the cat!" Er war der Mann, zu halten, was er geſagt hatte. Nach kurzer Zeit ſchon erſchien Cochrane und ſein Gefolge am Thor der Kirche, begehrte Einlaß und trat unter die Verſammlung. Er war prächtig gekleidet und trug eine ſchwere goldne Kette als Zeichen königlicher Huld. Angus ſchritt auf ihn zu, muſterte ſpöttiſch den koſtbaren Anzug und riß ihm dann die Kette mit den Worten ab: „dahin gehört ein Strick!" Cochrane begriff noch immer nicht, was um ihn her vorging und erniedrigte ſich vollends durch die feige Frage: „ob das Scherz ſei oder Ernſt?" Der nächſte Tag brachte die Antwort darauf. Der König hatte ſich umſonſt gemüht, ſeinen Günſtling zu retten. Ein halbes Dutzend Galgen war über Nacht errichtet worden, an dem höchſten hing Cochrane, Graf von Mar, Archibald Douglas aber hieß von dem Tage an: Archibald Bell the Cat.

Jakob III. ſelbſt war endlich dem Zorn ſeiner Barone unterlegen; ſein eigener Sohn hatte ſich den Aufſtändiſchen zugeſellt und der Tag von Sauchieburn hatte dem „Fiedlerkönig", wie man ihn hieß, Thron und

Leben gekoſtet. Jakob IV. herrſchte jetzt, Ritterlichkeit ſtand wieder im Preiſe, der beſte Ritter im Lande aber hieß — Bell the Cat. Er war nicht jung mehr, nah an funfzig, als ſich Folgendes zutrug.

Einer der tapferſten Männer an Jakobs Hofe war Spens von Kilſpendie. Der König gab eine Feſtlichkeit in Stirling-Caſtle; beim Weine flogen die Worte hin und her. Man ſprach auch von Bell the Cat, der zufällig oder abſichtlich nicht zugegen war, da die wachſende Macht des Hauſes Douglas allerhand Furcht und Neid erzeugt hatte, ſelbſt im Herzen des Königs. Man ſprach von der Kraft und dem Mut des Abweſenden; der König ſelbſt fügte hinzu: „Kein beſſerer Mann, denn Angus.“ Spens von Kilſpendie lächelte und ſagte dann laut: wenn alles, was lang iſt, auch tapfer iſt, dann iſt er der Tapferſte.“ Das wurde von guten Freunden dem Angus hinterbracht. Monate waren vorüber; die Sache ſchien vergeſſen. Eines Tages als Angus auf die Jagd ritt, nur von einem einzigen Diener begleitet, begegnete er dem Spens nahe am Walde von Borthwick und rief ihm zu: „Du biſt juſt ſo lang wie ich ſelber, Spens, laß uns ſehen, wie es mit Deinem Mute ſteht.“ Spens antwortete: „wenn es ſein muß, ſo muß es ſein.“ Sie ſtiegen von den Pferden und drangen auf einander ein; nachdem ſie eine Zeitlang gekämpft, traf Angus den Spens in die Weiche. Der Hieb war tödtlich; dem Diener Kilſpendies aber rief er zu: „ſag' meinem Vetter, dem König, daß alles ehrlich zugegangen ſei.“ Dann ritt er ſeines Weges, aber nicht weſtlich auf die Falkenjagd, ſondern ſüdlich nach ſeinem Schloſſe Tantalon, das für uneinnehmbar galt.

Bell the Cat wurde alt, aber ſeine alten Tage ſollten ihm Gram bringen. Er war gegen ſiebzig oder drüber, als König Jakob ſeinen Unheilszug gegen England beſchloß. Angus war unter denen, die den König

beſchworen, von dieſem Zuge abzuſtehen. Mit wie wenig Erfolg lehrt der Tag von Floddenfield. Noch am Abend vor der Schlacht trat Angus in das Zelt des Königs, um ſeine Befürchtungen und ſeine Ratſchläge zu wiederholen. Der König wurde des Zuhörens endlich müde und rief dem alten Manne voll Bitterkeit zu: „geh heim Angus, wenn Du Dich fürchteſt.“ Bei dieſen Worten brach der Alte in Thränen aus. Er erklärte den Undank dieſes Königs nicht länger tragen zu können und verließ das Schlachtfeld, nachdem er ſeine Lehnsleute unter den Oberbefehl ſeiner Söhne geſtellt hatte. Seine Befürchtungen waren nur allzu gerecht geweſen; am Abend des anderen Tages lagen zweihundert Douglas auf dem Felde von Flodden, darunter die beiden Söhne Bell the Cats. Der alte Mann überlebte die Nachricht nur um wenige Monate; er ſtarb in einem jetzt vergeſſenen Kloſter, wohin er ſich zurückgezogen hatte.

Archibald Bell the Cat lebt nur in Lied und Sage noch, ſelbſt die Stelle, wo man ihn zur Ruhe gebracht, iſt unbekannt, aber das alte Douglasſchwert, das in ſeinen Händen zu neuem Ruhme kam, ſei's im Kampfe gegen die Feinde ſeines Landes, ſei's gegen die Kilſpendies, die ſeiner eigenen Ehre zu nahe traten — dies alte Schwert iſt noch vorhanden. Dasſelbe war nahe daran, ſechzig oder ſiebzig Jahre ſpäter in einem anderen Zweikampf gebraucht zu werden, der, wenn er ſtattgefunden hätte, die Begegnung zwiſchen Bell the Cat und Kilſpendie vergeſſen gemacht haben würde. Am Tage von Carberry-Hill nämlich, als Lord Lindſay gegen Bothwell auftrat und den Gemahl der Königin als „den Mörder Darnleys“ zum Zweikampf herausforderte, wurde dies alte Douglasſchwert durch den Grafen Morton an Lord Lindſay überreicht, um „mit der Klinge Bell the Cats“ die Sache auszufechten. Der Zweikampf ſelbſt unterblieb bekanntlich.

Die Klinge Bell the Cats, die man mit Recht als das Erbſchwert der berühmteſten Familie Schottlands anſehen kann, befindet ſich ſeit Jahrhunderten im Beſitz des jedesmaligen Hauptes der Familie. Es zeigt auf ſeiner Klinge unter allerhand Arabeskengeſchnörkel zwei Hände, deren Zeigefinger von rechts und links auf ein in der Mitte befindliches Herz deuten. Darunter die Jahreszahl 1329. Die Inſchrift beſteht aus vier Reimpaaren, die ſich ungefähr dahin überſetzen laſſen:

Unter allen Lords in meinem Reich
War keiner doch dem Douglas gleich.

Drum trag Du, wenn ich geſtorben bin,
Mein Herz zum heiligen Grabe hin.

Dort mag es liegen tief und ſtill,
Bis mein Erlöſer es wecken will.

Ein beſſ'rer Ritter bis dieſe Stund
An keines Königs Seite ſtund.*)

1745 nach Ausbruch der Stuart-Inſurrektion, ſtand die Familie in Gefahr, dieſe Reliquie durch ruchloſe Hand einzubüßen. Einer der Anhänger des Prätendenten, vielleicht aus einem eiferſüchtigen Gefühl gegen die Douglas, noch wahrſcheinlicher aus einem Mangel an Gefühl überhaupt, entführte dies wertvolle Kurioſum aus der Rüſtkammer von Douglas-Caſtle und es bedurfte langer Nachforſchungen im Lager, bevor das alte Schwert ſeinem rechtmäßigen Eigentümer wieder zugeſtellt werden konnte. Es iſt jetzt ſelbſtverſtändlich im Beſitz von Lord Douglas.

*) Dieſe Schwertesworte ſind es wohl, die dem zu früh verſtorbenen Grafen von Strachwitz zu ſeinem Gedichte „das Herz von Douglas“ Veranlaſſung gegeben haben, eine der ſchönſten Balladen, die unſere geſamte Litteratur aufzuweiſen hat.

Westbow; Grasmarket; ein paar Kapitel aus der Lynch-Justiz.

Wir kommen von Canongate, steigen Highstreet hinan und haben Edinburg-Castle in nächster Nähe vor uns. Die letzte Querstraße, die sich, wenige Hundert Schritt von Edinburg-Castle entfernt, nach links hin abschwenkt, heißt Westbow. Sie war früher länger und hatte fast die Form eines lateinischen S. Neubauten aber haben ihr Kopf und Füße genommen und nur ein gebogenes Mittelstück übrig gelassen. Das gegenwärtige Westbow besteht kaum aus einem Dutzend Häuser an jeder Seite; wer aber Alt-Edinburg studieren will, der ist hier am rechten Platze. Die Häuser stammen noch aus einer Zeit, wo man das Holz als Baumaterial nicht verschmähte und die vier Steinwände mit Erkern und Giebeln, mit Treppen und Korridoren, wie mit allerhand phantastischem Schnitzwerk umhing. Diese Erker und Giebelchen, die auf den Dächern sitzen, die oft wunderlichen hölzernen Vorbauten, die weit in die Straße hineinragen, mögen diesen Häusern mal ein buntes, heiteres und belebtes Ansehen gegeben haben; jetzt aber, wo die Giebelchen nicht mehr wie Grenadiermützen auf einer glatten Stirn, sondern nur noch wie Schlafmützen auf dem Kopf eines eingenickten Alten sitzen, ist es mit

aller Stattlichkeit längst vorbei, und nur wer Lust und Zeit hat, sich um die baulichen Details zu kümmern, mag hier und dort einem eleganten Zug, einem grotesken Schnitzwerk oder ein paar kecken Linien begegnen, die Anspruch haben auf seine Aufmerksamkeit.

Westbow, dessen hochgelegener Teil nach High-Street hinausmündet, biegt hügelabwärts in den sogenannten Grassmarket ein, den man auch als eine bloße, beinah sackartige Erweiterung von Westbow ansehen kann. Er hat an mehreren Stellen kleine Ausgänge; sie sind aber äußerst schmal und nur einer, gegenüber der Stelle, wo Westbow einmündet, gleicht einer wirklichen Straße. Diese Straße führt den Namen Westport, weil sie unmittelbar am ehemaligen West-Thor gelegen war, und hat eine traurige Celebrität erlangt, als Schauplatz jener langen Reihe von Verbrechen, die sich an die Namen Hare und Burke knüpfen.

Die Lokalität ist allerdings wie geschaffen für allerhand lichtscheue Unthat, und wenn irgendwo in der Welt die „Pechkappe" ihre Rolle spielen konnte, so war es hier. Es war an einem Sonntag Nachmittag, als ich diese unheimlichen Gassen passierte, ein paar kleine Kapellenglocken durchrissen die Luft, einzelne Leute huschten in die Kirche; in den seitabwärts gelegenen Höfen und Winkeln aber war alles still; ein bischen Sonnenschein, spärlich zugemessen wie ein Sonntagsgericht, fiel in die Gassen hinein, weniger um sie zu verschönen, als vielmehr um ihre Häßlichkeit zu zeigen. Ich guckte in einige dieser Winkelgassen hinein, der Wochenschmutz war in irgend einen Winkel zusammengekehrt, nicht weggenommen. So kam mir das ganze Leben dieses Platzes vor: alles beiseite gekehrt auf ein paar Stunden, aber doch immer da und immer bereit, sich wieder als sich selbst zu bewähren.

Alle diese Gassen, die unmittelbar am Südabhang

des Hügels, also im Rücken desselben und versteckt vor den Blicken gäng und gäber Edinburg-Besucher liegen, sind durchweg von niedrigem und abstoßendem Charakter und zählen mit zu dem Schlimmsten, was ich derart gesehen habe. Die verrufensten Quartiere Londons sind, im Vergleich damit wohnliche und einladende Plätze, was seinen Grund vorwiegend darin hat, daß diese Edinburger Häuser alt und baufällig, die Londoner Armenquartiere hingegen verhältnismäßig neu, die Straßen breit und mit Abzugskanälen versehen sind. Man kann freilich nicht leugnen, daß auch selbst diesem Teile Alt-Edinburgs noch ein gewisser malerischer Reiz anhaftet und daß es nicht ohne Interesse ist, vom Grasmarket aus in Cowgate oder Westport hineinzublicken; aber das bunte Bild, das man hat, wird so sehr auf Kosten der andern Sinne erkauft, daß es einem nicht schwer fällt, von den Bildern dieses Guckkastens wieder hinwegzutreten. Der einzige Ort, wo wir noch einen Augenblick zu verweilen haben, ist der Grasmarket selbst. Die Häuser sind hier besser, geräumiger, sauberer, erinnern an die soliden Bauten in High-Street und mögen vor zwei, dreihundert Jahren eine Zierde Alt-Edinburgs gewesen sein. Das „Castle" überragt nach Norden hin diesen Platz, blickt dominierend auf denselben herab. Ziemlich in der Mitte des Platzes befindet sich ein mit weißen Steinen ausgelegtes Kreuz, um die Stelle zu bezeichnen, wo in „guten alten Zeiten" der Galgen stand. Er hatte eine Zeitlang eine gefährliche Konkurrenz mit dem „City-Cross" zu bestehen, wo, wie ich an anderer Stelle erzählt habe, die Häupter Montroses, Huntleys und der beiden Argyles fielen, aber vielleicht gerade der Umstand, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit so viel edles Blut auf die Steine von High-Street floß, brachte zwischen den beiden Rivalen ein für allemal einen Kompromiß zustande, und während das City-Cross für die

Parteihäupter des Adels blieb, fiel der Reſt des Publikums dem Graßmarket zu. Es war eine ariſtokratiſche Teilung zwiſchen Schwert und Strick.

Der Graßmarket und das Steinkreuz in der Mitte wiſſen viel zu erzählen, ich greife indes aus der Fülle ihrer Überlieferungen nur eine heraus, die im Gedächtnis der Edinburger fortlebt bis auf dieſen Tag, vielleicht weil man ſtolz iſt auf den ganzen Vorgang und auf den Mut, die Independence und das ſtarre Rechtsgefühl, das ſich darin ausſpricht. Man hört die Geſchichte mit einer Miene vortragen, als ſollte einem geſagt werden: „ſo waren wir und ſo würden wir nötigenfalls wieder ſein.“ Hauptmann Porteus, der Sohn eines Edinburger Schneiders, hatte ſich zu einer Art von Beherrſcher und Tyrannen ſeiner Mitbürger gemacht. Das Polizeiweſen war ihm anvertraut worden und die Edinburger Milizen, ein halb verlachtes, halb gefürchtetes Invaliden-Corps, ſtanden unter ſeinem Befehl. Er brachte etwas Zug in die Truppe und etwas Ordnung in die ganze Stadt, verfuhr dabei aber mit einer Strenge und Rückſichtsloſigkeit, die ihn zum Gegenſtand allgemeinen Haſſes machte. Eine Hinrichtung ſollte ſtattfinden, und Hauptmann Porteus mit ſeinen Stadtſoldaten hatte Ordre, auf dem Graßmarket zu erſcheinen. Der Hinzurichtende war ein junger Burſche, der ſich durch ſeine Bravheit und Herzhaftigkeit die Zuneigung des gemeinen Mannes in hohem Grade erworben hatte. Das machte Vorkehrungen nötig. Er hieß Wilſon, und hatte die Flucht ſeines Mitſchuldigen dadurch möglich gemacht, daß er, als man ihn und ſeinen Komplizen aus der Gerichtsſitzung, unter Bedeckung von vier Stadtſoldaten, ins Gefängnis zurückführen wollte, die beiden neben ihm gehenden Invaliden mit den Armen, einen dritten aber mit den Zähnen gepackt hatte. Die Selbſtaufopferung, die in dem Ganzen lag, hatte das Volk aufs Höchſte für Wilſon eingenommen, und man war

unzufrieden, daß er nichtsdestoweniger nach der Strenge des Gesetzes hingerichtet werden sollte. Der Tag kam. Wilson erschien, hielt sich tapfer, wurde aufgeknüpft und alles schien vorüber. In diesem Augenblick aber sprang einer aus dem Volk aufs Schaffott, schnitt den bereits Entseelten ab und machte Miene, den Leichnam unter dem Jubel des Volkes fortzutragen. Das war zu viel für Porteus. Er sprang dem Übelthäter nach, erschoß ihn auf der Stelle und kommandierte „Feuer", als er das wütend werdende Volk auf sich eindringen sah. Ein halbes Dutzend wurde getötet, viele waren verwundet; man stob auseinander. Der Vorfall machte ein ungeheures Aufsehen; Hauptmann Porteus wurde eingezogen und endlich, angeklagt auf Mord und schnöden Mißbrauch dienstlicher Gewalt, vom Gerichtshofe einstimmig zum Tode verurteilt. Der Tag der Hinrichtung wurde festgesetzt; das Volk jubelte; der Graßmarket hatte sich mit Tausenden gefüllt. Man wartete und wartete, die Stunde war längst vorüber, der Verurteilte erschien nicht, endlich hieß es: „man habe ihn in London begnadigt." So war es in der That. Das Volk hörte die Nachricht scheinbar ruhig an und verlief sich dann. Das war in der Mittagsstunde. Um Mitternacht hörte man dumpfen Trommelschlag in High-Street und wo immer das Wirbeln gehört wurde, aus allen Höfen und Gassen, kam das Volk herbei; in einer halben Stunde waren mehrere Tausend beisammen; immer mehr schlossen sich dem gespenstischen Tambour an, kein Wort wurde laut, jeder wußte, um was es sich handelte. Die Thore wurden geschlossen, die Stadtsoldaten entwaffnet und einige hundert Mann vor dem Eingang zu Edinburg-Castle aufgestellt, um jede Kommunikation mit der englischen Garnison des Schlosses unmöglich zu machen. Dann rückte man vor „Old-Tolbooth", in dem, wie man wußte, Kapitän Porteus gefangen saß. Die schweren Thüren leisteten Widerstand,

man brannte ſie nieder und drang ein: Welcher Anblick, als man in das Zimmer des Unglücklichen trat. Halbniedergebrannte Lichter, leere und volle Weinflaſchen, Speiſen aller Art — man ſah, der Unglückliche hatte ein Gaſtmahl gegeben, um ſeine Rettung zu feiern. Zu früh. Man zog ihn aus dem Kamin hervor, darin er ſich verſteckt hatte und ſchleppte ihn durch High-Street und Weſtbow auf den Graßmarket hinab, wo man ihn am Vormittag desſelben Tages vergebens erwartet hatte. Eins fehlte — der Strick. Man brach einen benachbarten Seilerladen auf, nahm was man brauchte und warf ein Goldſtück auf den Tiſch. Zehn Minuten ſpäter hatte Hauptmann Porteus aufgehört zu ſein. — Es fehlt der Geſchichte ſicherlich nicht an lehrreichen Momenten; die Begnadigungen par Diſtanze, wo der Begnadigende die Stimmung und ich möchte ſagen die öffentliche Moral nicht kennt, die über den Verurteilten zu Gerichte geſeſſen hat, haben ſchon öfters ähnliche Stürme des Unwillens heraufbeſchworen. Das Volk glaubte ſich in dieſem Fall berechtigt, das urſprüngliche Urteil wieder herzuſtellen. Vor allem aber ſpielte das politiſche Element in dieſem Vorgange eine Rolle. Es war in der That mehr ein Aufſtand als ein Krawall. England, ſein hannoverſcher Hof und König, alles ſtand dem ſchottiſchen Volke fremd gegenüber, und dieſe Begnadigung erſchien ihm wie ein Eingriff in die Rechte ſeiner Nationalität. So dachte Hoch und Niedrig, und was zu Anfang eine bloße Angelegenheit des Pöbels geweſen war, das erhob ſich ſchließlich zu einer Volks- und Nationalſache. Vornehme Leute, Häupter der Stuartſchen Partei, hatten die Hand mit im Spiel, und das Goldſtück, das auf den Tiſch des armen Seilers geworfen wurde, kam ſicherlich nicht aus der Taſche eines Tagelöhners oder Handwerkers.

Einige Jahre ſpäter hatte Edinburg einen anderen Diktator; ſeine Herrſchaft ruhte aber auf minder gefähr-

detem Fundament, indem er ſich's zur Aufgabe machte, der Volksmeinung zu dienen, ſtatt ſich ihr zu widerſetzen. Dieſer Mann war Joſeph Smith, ein Schuhflicker aus Canongate, der je nach der Laune ſeiner Verehrer (und ihrer waren viele) General Smith oder vertraulicher „der lahme Joſeph" genannt wurde. Er war ein kleiner, unanſehnlicher Mann, in ſeiner Erſcheinung bloß den Spott herausfordernd, aber mutig genug, jede gute Sache durchzufechten und klug genug, nur eine gute und gerechte Sache zur ſeinigen zu machen. Seine Klugheit, wenn ich ſo ſagen darf, ſein politiſcher Takt, war es, was ihm mehr denn ein Menſchenalter hindurch eine Art Herrſchaft üben ließ, indem er abwechſelnd die Behörden unterſtützte oder bekämpfte, je nachdem er das hausbackene Recht auf Seiten derſelben ſah oder nicht. Er verfuhr dabei jahrelang mit ſo großem Geſchick, daß die Stadtautoritäten ihn endlich wie ein unvermeidliches Schickſal hinnahmen, mit dem es gut ſei, ſich zu ſtellen, ſtatt machtlos gegen dasſelbe anzukämpfen. Wurden Maßregeln vorbereitet, ſo zog man zuvor das Gutachten von General Joſeph Smith ein und ließ die Sache fallen, wenn er die Achſeln zuckte und zu verſtehen gab, daß er wahrſcheinlich gezwungen ſein würde, ſeine Trommel zu rühren. War er umgekehrt perſönlich mit Maßregeln einverſtanden, von denen er wußte, daß ſie Anſtoß erregen und Widerſtand beim Volke finden würden, ſo begann nunmehr ſeine wichtige Thätigkeit als Unterhändler und Friedensſtifter. Sein Verfahren dabei war immer dasſelbe: er erſchien auf einer Rampe, neben ſich ein Orhoft Edinburger Bier (Ale), das der Magiſtrat liefern und zur Stelle ſchaffen mußte. Dann hielt er ſeine Rede, lud jeden ein zu trinken und ſchloß ſeine Anſprache mit den Worten: „Nun macht, daß ihr nach Hauſe kommt." Am gefürchtetſten war er, wenn es Bürger gegen Bürger galt. Bäcker und Schlächter hielt er in heilſamer Furcht.

Aussaugungen, Bereicherungen (zumal in Zeiten der Not) auf Kosten des armen Volkes duldete er nicht und einem Bäcker, der durch hohes Gewicht Kunden angelockt hatte, bis sich herausstellte, daß er mit falschen Stücken gewogen hatte, wurde ohne weiteres das Haus gestürmt. Nicht besser erging es einem Hauswirt, der seinen Mieter mitleidlos auf die Straße geworfen und dadurch den Selbstmord des armen Mannes verschuldet hatte. Lahm-Joseph rührte die Trommel, das Haus des Wirts wurde gestürmt, jeder bewegliche Gegenstand weggeschleppt und auf offenem Markt verbrannt. An ein Einschreiten der Behörden in solchem Falle war gar nicht zu denken. Einen entrüsteten Volkshaufen, dem man nicht das Recht überhaupt, sondern nur das Recht, sich Recht zu nehmen, bestreiten kann, läßt man allerorten am besten gewähren. Das Gefühl, zu Gericht zu sitzen, sichert vor Extravaganzen. Wenigstens scheinen die Edinburger Magistrate von diesem oder einem ähnlichen Satze ausgegangen zu sein. Lahm-Josephs letzte Verhandlung mit den Stadtbehörden fand statt, als ein bourbonischer Prinz der Stadt seinen Besuch zugesagt und gerade den Tag im langen Jahre dafür festgesetzt hatte, an dem die unteren Volksklassen seit vielen, vielen Jahren daran gewöhnt waren, sich durch „Verbrennen des Papstes" einen heiteren Abend zu machen. Der Magistrat ließ Lahm-Joseph kommen, stellte ihm die Sache vor „von wegen des katholischen Prinzen", schob ihm ein Goldstück hin und appellierte an General Smiths Gefühl für Anstand und gute Sitte. Joseph steckte das Goldstück ein, gab dem Stadtschreiber Recht und empfahl sich dann mit den Worten: „aber brennen muß er doch". Bald nachher segnete der Schuhflicker aus Canongate das Zeitliche und die Diktatur über Edinburg ist seitdem ein unbesetzter Posten geblieben.

Ziemlich in dieselbe Zeit, in der die Herrschaft Lahm-Josephs blühte, fällt auch die Geschichte der Lady Grange.

Lord und Lady Grange waren zwanzig Jahre verheiratet, als der Lord (bekannter unter dem Namen Mr. Erskine) seiner Gemahlin überdrüssig wurde und die Trennung von ihr durchsetzte. Wer der schuldige Teil war, ist zweifelhaft und ändert wenig in der Sache. Lady Grange lebte nunmehr wenige Häuser von ihrem Gatten entfernt und fiel diesem durch ein Benehmen lästig, das in der That unerträglicher Natur gewesen zu sein scheint. Zudem war sie in die politischen Geheimnisse ihres Gemahls eingeweiht und drohte vielfach, ihn als einen der gefährlichsten Jakobiten in London zu verraten. So standen die Dinge, als eines Abends zwanzig Hochländer, vom Clan der Frazers, deren Haupt der berüchtigte Lord Lovat*) war, in der Wohnung der Lady Grange erschienen, sie knebelten, in einen Tragstuhl setzten und vor das Westthor trugen. Daselbst fand man Pferde. Nun begann eine Reise in Nachtmärschen; bei Tage in Gewahrsam, bei Nacht im Sattel. So ging es eine Woche lang, bis man über Stirling und Perth hinaus die Grafschaft Inverneß erreicht hatte, wo Verfolgung nicht länger zu befürchten war. Man hielt sich nordwestlich und kam endlich ans Meer. Ein Boot lag schon bereit, Lady Grange wurde hineingetragen und die Fahrt nach einem der kleinsten und unwirtbarsten Eilande begann. Man erreichte dasselbe und ließ die Lady in einem Steinhäuschen zurück; nur fünf Menschen lebten auf der Insel, eine einzige arme Fischerfamilie. Für Nahrungsmittel wurde von der Küste aus gesorgt. Als sie einmal an den Hochländer, der ihr wie ein Gefangenwärter beigegeben war, die Frage richtete: „ob er sich des Dienstes nicht schäme, zu dem er mißbraucht würde", antwortete

*) Am 9. April 1747 auf Tower-Hill enthauptet. Die letzte Hinrichtung mit dem Beil, die in England vorgekommen ist. Seitdem wird nur gehängt. Lord Lovat war nah' an 80 Jahr alt.

dieſer im echten Clan-Geiſt: „ich würde mich ſchämen; aber Lord Lovat *will*, daß ich thue, was ich thue, drum ſchäm' ich mich nicht.“ Auf dieſer Inſel lebte die Lady 13 Jahre, verwilderte zuletzt und ſtarb, ohne das Feſtland von Schottland, geſchweige Edinburg wieder geſehen zu haben. Ihr Verſchwinden hatte zu allerhand Gerüchten Veranlaſſung gegeben; die Gerüchte gewannen endlich Konſiſtenz und die Sache war ſo gut wie bewieſen, aber niemand ſchritt ein und Lord Grange handhabte nach wie vor in Würde und Strenge das Geſetz, das nicht den Mut hatte, ſeine Spitze auch gegen ihn ſelbſt zu kehren. Ein oberſter Richter war zur Selbſthilfe geſchritten, hatte das Einſchreiten von 20 Hochländern dem Einſchreiten des Geſetzes vorgezogen; welche Furcht, welches ſich Beugen vor dem Geſetz war von denen zu erwarten, die *dort* lebten, wohin man die Lady Grange als zu einem unerreichbaren Punkt geſchleppt hatte?

Spukhäuser.

Alt-Edinburg wäre nicht, was es ist, wenn es nicht auch seine Spukhäuser hätte. Jeder, der einmal High-Street hinaufgeschritten ist und geschwankt hat, ob er den über den Häusern hängenden Nebel wie eine verflüchtigte Stadt oder die graue Stadt wie einen soliden Niederschlag aus dem Nebel betrachten solle, muß ein Gefühl davon gehabt haben, daß dies eine Festung sei, in der die Gespenster-Armee mutmaßlich noch einen letzten Widerstand versuchen würde, wenn der Rest der Welt auch längst den Entschluß gefaßt haben sollte, mit Hexen und Elfen, Brownies und Wichtelmännchen, Puck, Klopfgeist und Klabautermann ein für allemal zu brechen. Was von dem ganzen Lande gilt, gilt auch von seiner Hauptstadt: neben Puritanismus und Dampfmaschine ist der alte nationale Aberglauben in Kraft geblieben. Man begegnet ihm auf Schritt und Tritt. Natürlich ist man auch in Schottland vornehm genug geworden, um in Büchern und Zeitungsspalten über die Schnurren und Finsternisse des Mittelalters fortzusein, aber man braucht nicht lange sich umzusehen, um wahrzunehmen, wie dünn die Decke ist, unter der die alten Lieblingsgestalten schlafen. Die Gespenster scheinen hier eine Art Landesprodukt zu sein. Und in der That, ich möchte den sehen, der Nachts an Scone und Dunsinan vorbei, das große

Blach- und Steinfeld der Grafſchaft Inverneß durchreiten kann, ohne Geſpenſtern begegnet zu ſein. Meilenweit kein Baum, kein Strauch; die Grampians rechts, ein Gebirgsbach links; nichts hörbar als das Rauſchen des Waſſers und der Hufſchlag des eigenen Pferdes; über den Weg fallen wechſelnd die Bergesſchatten und ein Schneehuhn fliegt auf. Wer ſolchen Ritt machen kann, ohne die Hexen Macbeths um eine Bergwand biegen zu ſehen, der hat ſich ſelbſt ſein Urteil geſprochen. Die Geiſterwelt iſt ihm verſchloſſen. Alle ſchottiſchen Dichter haben an dem Aberglauben ihres Volkes von ganzem Herzen teilgenommen. Burns, ſo könnte man einwenden, habe im „Tam O'Shanter" die Geſpenſterfurcht des Volkes mit überlegnem Witze perſifliert. Aber man weiß, was man von ſolchem Witze zu halten hat; er hält nur aus bei hellem Tage. Bei Nacht gleicht er dem Pfeifen und Singen auf einſamem Waldeswege. Walter Scott hatte eine Paſſion für Geſpenſtergeſchichten und beſaß neben der Luſt daran auch ein beſonderes Geſchick, ſie vorzutragen.*)

Die Neuſtadt Edinburg hat nicht das Vorrecht, Spukhäuſer zu beſitzen, ſie hat nur Bildſäulen von Pitt, Lord Melville und Georg IV. und daneben Paläſte, die noch zu jung ſind, um Geiſterherbergen ſein zu können;

*) Eine Scene, die ſich beiläufig bemerkt, am reich beſetzten Tiſche des Bankiers und Dichters Samuel Rogers zutrug, zeigt am beſten das halb gläubige, halb ironiſche Verhältnis, in dem Walter Scott zu ſeinen Geſpenſtergeſchichten ſtand. Er erzählte eine derſelben mit dem größtmöglichſten Aufwand ſeiner Darſtellungsgabe und hielt auf einen kurzen Augenblick die Gemüter ſeiner Zuhörer wie in einem Bann des Schreckens. Aber auf Augenblicke nur; Rogers ſelbſt erholte ſich zuerſt und rief ſeinen Gäſten zu: „Nein, Scott, das iſt zu arg; Unſinn von Anfang bis zu Ende"; worauf dieſer lebhaft und ſelbſt noch aufgeregt erwiderte: „Aber ich hab' es von meiner Großmutter", raſch dann und unter lautem Lachen hinzufügend: „freilich, die alte Frau log entſetzlich."

aber Alt-Edinburg, wie eingangs bereits gesagt, hat deren, und wir wollen einen Augenblick bei ihnen verweilen.

Es ist wahr, wir machen bei Aufzählung ihrer Insassen keine absolut neue Bekanntschaft; die nordischen Völker scheinen sich die Gestalten ihres Schreckens nach einem verwandten Bedürfnis und unter ähnlichen Eindrücken zurecht gemacht zu haben, aber wir finden doch bei vielem Gleichen mancherlei Nüancen und Abweichungen. Das Pferd mit der Feuermähne, der unsichtbare Kutschwagen, der lärmend auf die Rampe fährt, selbst der blasse Mann, der dann und wann seinen Kopf abnimmt, sollen uns nicht weiter beschäftigen; auch bei der großen Hand, die brennende Lichter auf den Tisch stellt oder bei dem Seitenstück derselben, den drei paar Füßen, die schottisch tanzen und mit den Hacken zusammenschlagen, wollen wir uns nicht länger verweilen. Aber ein Haus in unmittelbarer Nähe von High-Street, das bis auf diesen Tag verfallen und öde dasteht, hat doch Anspruch darauf, hier seine Geschichte erzählt zu sehn. Auf mich hat sie Eindruck gemacht, weil so wenig Apparat darin sichtbar ist. Das Haus, das ich meine, steht auf einem Platze, der Lawn-Market heißt. Die Bewohner, schlichte Leute, hatten sich Gäste geladen, ein paar Freunde und Verwandte. Es war am hellen, lichten Tag, die Wanduhr setzte eben ein, um zwölf zu schlagen, der Tisch war gedeckt und im Kamin knisterte das Feuer. Jeder nahm seinen Sitz und der Hausherr begann das Gebet zu sprechen. Als er bis an die Worte gekommen war: „führe uns nicht in Versuchung" öffnete sich eine Stelle in der Wand, wo niemand zuvor eine Thür gesehen hatte, und eine Frauengestalt trat daraus hervor. Sie schüttelte den Kopf, wies auf eine Stelle am Boden, und schritt halb abgewandt, wie im Bewußtsein ihrer Schuld, der Stelle zu, auf die sie zuvor gezeigt hatte. Alle An-

weſenden, Gäſte und Bewohner, flohen entſetzt aus dem Hauſe. Hundert Jahre und mehr ſind ſeit jenem geſtörten Mittagsmahle vergangen, eben ſo lange ſteht das Haus verſchloſſen und leer. Niemand bis jetzt hat ſich gefunden, der Luſt gehabt hätte, den Schlüſſel im roſtigen Schloß zu drehen und nachzuſehen, ob der Tiſch dort oben noch gedeckt ſei oder nicht.

Eine andere Geſchichte iſt die vom Major Weir. Sie hat mehr hiſtoriſches Fundament, mehr beſtimmte Namen, mehr Lokalton; das mag der Grund ſein, daß ſie unter allen ähnlichen Geſchichten die populärſte geworden iſt. Major Weir hatte bei Dunbar gefochten, er galt für tapfer, aber ſeine Tapferkeit war nichts im Vergleich zu ſeiner Frömmigkeit. Das puritaniſche Edinburg verehrte ihn wie einen Heiligen. Er war unverheiratet und bewohnte ein Haus in Weſtbow. Mit ihm war ſeine Schweſter Griſeldis, gewöhnlich „die alte Griſſel“ genannt. Er kleidete ſich ſchwarz, predigte in Verſammlungen und beherrſchte die Stadt durch ſeinen Einfluß. Nur eins fiel auf: er pflegte einen langen, ſchwarzen Stab zu tragen; ſo lang er dieſen in Händen hielt, war er feurig, beredt, hinreißend, ſowie er ihn hinweg that, erſchien er alt und hinfällig. Von dieſem Stabe gingen Wundergeſchichten um. Eines Tages erſchien Major Weir vor dem oberſten Richter und erhob Anklage gegen ſich ſelbſt. Die Richter wollten nicht glauben und wieſen ihn ab. Er beharrte bei ſeiner Ausſage und gab ſolche Details, daß man zu ſeiner Verhaftung ſchreiten mußte. Der Prozeß ward eingeleitet, unerhörte Dinge kamen ans Licht; Betrug, Mord, Unzucht und jede Form nächtlicher Orgien. Bei einer ſpäteren Reviſion der Prozeßakten hat man alles ins Gebiet des Wahnſinns, der Fiktion und Übertreibung verweiſen wollen. Das iſt immer das Bequemſte. Die Zeitgenoſſen aber glaubten an die volle Wirklichkeit der Dinge und drängten ſich

mitleidslos um den Holzstoß herum, auf dem das Geschwisterpaar verbrannt werden sollte. Grissel Weir riß sich die Kleider vom Leibe, um, wie sie schrie, „in aller Schande zu sterben." Ihr Bruder stand stumm und regungslos am Pfahl; nur als ihm die Worte des letzten Gebetes vorgesprochen wurden, schüttelte er den Kopf und murmelte: „Wozu?" Die Flammen schlugen auf; erst als der schwarze Stab verbrannt war, der ihr zu Füßen lag, konnten sie an ihn. Das Haus in Westbow aber hat niemand mehr bewohnt. Vor 10 oder 15 Jahren wurde es niedergerissen. So lang es stand, lebte im Volk der Glaube an ein gespenstisches Treiben innerhalb seiner Mauern; Lichtschein flimmerte Nachts aus den Fenstern der ersten Etage, gedämpfte Musik und wildes Tanzen, Gläserklingen und Lachen und Lebehoch. Dazwischen hörte man deutlich das Surren eines Spinnrads; denn Grissel Weir war eine berühmte Spinnerin gewesen, aber das Linnen brach, das aus ihrem Garn gewoben wurde.

Das dritte und letzte Spukhaus, von dem ich zu sprechen habe, steht in Canongate. Das alte Haus ist längst gestört, aber der genius loci scheint geblieben. Die Geschichte, die sich an dies Haus knüpft, ist folgende. Gegen Mitternacht wurde bei einem Geistlichen, der weiter oberhalb in der Stadt wohnte, an Thür und Laden geklopft. Als er öffnete, sah er mehrere Männer draußen stehen, die ihm mitteilten, daß er sie begleiten möge, um einem Kranken die Sterbesakramente zu reichen. Er gehorchte. Als man High-Street hinunter war, zwang man ihn, sich die Augen verbinden zu lassen; dann schritt man weiter abwärts. Nachdem ihn seine Begleiter noch mehrere Minuten lang die Kreuz und Quer geführt hatten, geleiteten sie ihn die Steintreppe eines Hauses hinauf, öffneten eine Thür im ersten Stock und hießen ihn eintreten. Hier nahm man ihm die Binde ab. Er

befand ſich in einem geräumigen, wenig erleuchteten Zimmer, in deſſen Mitte ein Himmelbett mit dunklen Gardinen ſtand, der eine Vorhang halb zurückgeſchlagen. Zur Seite des Bettes ſaßen mehrere Männer: in demſelben lag eine ſchöne junge Dame, eine Wöchnerin, wie man ihm ſagte, erſt wenig Stunden zuvor eines Kindleins geneſen. Die Männer wiederholten jetzt die Aufforderung, die Worte zu ſprechen, die gemeinhin am Bette eines Sterbenden geſprochen würden. Er antwortete, daß ihm der Zuſtand der Dame das nicht zu erfordern ſcheine, ſie ſei keine Sterbende, kaum eine Kranke; drohende Worte indes ließen ihm bald keine Wahl mehr, und zitternd, kaum ſeiner Sinne mächtig, ſprach er die üblichen Gebete. Als er geendet hatte, verband man ihm abermals die Augen und führte ihn treppabwärts; ehe er die letzten Stufen erreicht hatte, hörte er einen Piſtolenſchuß. Vor ſeiner Wohnung angelangt, wurde ihm von Seiten ſeiner Begleiter eine Börſe mit Goldſtücken aufgedrungen und kurz hinzugefügt, „daß er zu ſchweigen habe, ſo lieb ihm ſein Leben ſei.“ Dann ließ man ihn allein. Er trat in ſein Haus, legte ſich wie im Fieber nieder und fiel endlich, nachdem er ſich lange raſtlos hin und her geworfen hatte, in einen tiefen Schlaf. Gegen Morgen erweckte ihn ſein Diener mit der Nachricht, daß über Nacht in Canongate ein heftiges Feuer ausgebrochen ſei; das ganze Haus ſei zerſtört und die Tochter des Lords Ravendale in den Flammen umgekommen. Für den Geiſtlichen war kein Zweifel, daß dies dasſelbe Haus ſei, in dem er die Nacht vorher die Sterbegebete geſprochen hatte; aber die Furcht hielt ihn ab zu reden und als Kläger aufzutreten. Dennoch blieben die Vorgänge jener Nacht nicht ganz verſchwiegen und nachdem, ziemlich ein Menſchenalter ſpäter, der Geiſtliche geſtorben war, fehlte es nicht an Perſonen, die von der Geſchichte, wenigſtens gerüchtweiſe Kenntnis hatten.

Dies Gerücht fand später eine gespenstische Bestätigung. An derselben Stelle, wo das Haus in Canongate niedergebrannt war, hatte man bald nachher ein neues Gebäude errichtet. Viele Jahre waren seitdem vergangen, der Geistliche längst tot, das neue Haus war fast wieder ein altes geworden; da brach ein zweites Mal Feuer an derselben Stelle aus. Als die Flammen die höchste Höhe erreicht hatten, wurde der Tumult, der wie gewöhnlich in den benachbarten Straßen herrschte, plötzlich durch eine Erscheinung unterbrochen. Eine schöne Frauengestalt, in reiche Nachtgewänder gekleidet, erschien mitten in den Flammen, und rief laut in die Stadt hinein:

Einmal verbrannt, zweimal verbrannt,
Das dritte Mal brennen Stadt und Land.

Der Eindruck dieser Worte war so mächtig, daß, wenn in späteren Jahren noch, ein Feuer in der Nähe von Canongate ausbrach, die größten Anstrengungen gemacht wurden, das Umsichgreifen desselben zu verhindern, um nicht vielleicht jene furchtbare Prophezeiung in Erfüllung gehen zu sehen.

Ein besonderer Reiz dieser Erzählung und ihr charakteristisches Unterscheidungszeichen liegt in der Erscheinung der Frauengestalt in den Flammen; im übrigen erinnert dieselbe lebhaft an jene, wenn ich nicht irre, von Henrick Steffens herrührende, später von Schelling in Terzinen wieder erzählte Geschichte, die unter dem Namen „die letzten Worte des Pfarrers zu Drotning" bei uns bekannt geworden ist. Die Hauptzüge sind in beiden Erzählungen dieselben, nur Lokalität und Farbe weichen ab.

Ein Abend in High-Street.

Ich habe schon in einem früheren Kapitel hervorgehoben, wie das Straßenleben Alt-Edinburgs etwas Südländisches hat. Man geht nicht vor die Thore, um sich im Freien, im Grünen zu vergnügen, man schlendert nur zwischen Canongate und Edinburg-Castle auf und ab, gesellt sich zu dieser oder jener Gruppe, lauscht einen Augenblick, spricht auch wohl und schreitet zur nächsten Ecke weiter, um dort ein ähnliches Treiben vorzufinden wie das, was man soeben verlassen hat. Die Gin-Shops und Whisky-Läden (übrigens von ziemlich dürftigem Aussehen und nicht zu vergleichen mit ähnlichen Etablissements in London) laden überall zum Eintritt ein und die Temperanz-Prediger, die sich allabendlich vor einem auf- und abgehenden Publikum, das die Stummelpfeife im Munde und die Hände in den Hosentaschen hat, hören lassen, scheinen mir nicht in der Lage, den verführerischen Eckläden eine erhebliche Konkurrenz zu machen. Wie dem aber auch sei, das Straßenpredigertum im allerweitesten Sinne, der öffentliche Bekehrungsversuch für diesen oder jenen moralischen oder kirchlichen Zweck, ist einer der hervorstechendsten Züge des Alt-Edinburger Lebens, insonderheit der High-Street. Wir werden gleich sehen, daß die Mäßigkeitsapostel dabei keine ausschließliche Herr-

ſchaft üben und ſich's gefallen laſſen müſſen, mit den verſchiedenſten anderen Elementen das Terrain zu teilen.

Es mochte 9 Uhr ſein; wir ſtiegen, wie ſo oft, von Canongate her die maleriſche Hügelſtraße hinan und erfreuten uns an dem auf und abwogenden Treiben der Volksmenge. Als wir Tron-Church beinah erreicht hatten, ſahen wir funfzig oder hundert Menſchen an einer wenig erleuchteten Straßenecke ſtehen, und vernahmen bald, im Näherkommen, die Töne einer pathetiſchen, beſchwörenden Stimme. Wir drängten uns durch den ziemlich engen Kreis, und ſtanden einem blaſſen, hektiſch und ärmlich ausſehenden Manne gegenüber, der nicht müde wurde zu Eintracht, Verſöhnung und chriſtlicher Liebe zu ermahnen. Wir folgten ſeinem Vortrage zehn Minuten lang, bis endlich der äußerſte Mangel an Fortſchritt und Entwickelung es unmöglich machte, noch länger auszuhalten. Er ſprach im Sinne einer „Evangeliſchen Allianz", was man hätte hinnehmen können, wenn nur die Mahnung ſelbſt etwas mehr als eine bloße Phraſenanhäufung geweſen wäre. Er zog ſeine Sätze ab wie ein Bankhalter ſeine Karten, miſchte den Talon und begann von neuem. Die Sätze lagen anders, aber dieſelben Karten. Wir ſahen deutlich, daß der Mann längſt fertig war und nur weiter ſprach, um das Volk, daß noch einen Schlußtrumpf zu erwarten ſchien, nicht unbefriedigt nach Hauſe gehen zu laſſen. Ich zweifle aber, daß dieſer Schluß in anderer Form zur Erkenntnis der Aushaltenden gekommen iſt, als in der ſchließlichen Total-Erſchöpfung des Redners.

Wir ſchritten High-Street weiter hinauf bis zur Stelle, wo Blair-Street auf den kleinen Platz, der Tron-Church umgiebt, ausmündet. Hier, in halber Zurückgezogenheit, von der Straße aus ſichtbar und doch nicht direkt von ihrem Lärm berührt, hatte ein

dicker alter Herr eine Kanzel, in Form eines Schulkatheders, bestiegen und predigte zu seinem Publikum. Das Auditorium war fast zahlreicher als das, von dem wir eben kamen, aber minder aufmerksam. Man kam und ging, sprach und kicherte; es war ersichtlich ein altes Lied, das man an dieser Stelle vernahm. Der alte Herr plaidierte für Mäßigkeit. Kein Zweifel, er gab sich die größte Mühe, aber auf den Gesichtern war weder Zustimmung noch Erbauung zu lesen. Was er sprach, war weder gut noch schlecht, er malte mit grellen Farben das bekannte Doppelbild: „Die wohlgekleidete Familie am Theetisch, daneben der Trunkenbold, der seine Frau schlägt", und ersetzte durch Stimmmittel was ihm an sonstigen Gaben gebrach; aber alles scheiterte, wenn nicht an der Verbrauchtheit der Mittel, so doch an der völligen Ungeeignetheit der Persönlichkeit. Der alte Herr glich einem behäbigen Farmer, jener wohlgenährten John-Bull-Type, die der „Punch" so oft zu bringen pflegt, und wenn er sich zu Port und Sherry auch nicht wie Hahnemann zum Kaffee verhielt (der ihn allen Patienten verbot, während ihm selber „nichts darüber ging"), so bestritt doch sein Erscheinen aufs äußerste, daß er bei Thee und Schmalbier alt geworden sei. Man konnte nicht umhin, sich seine Vergangenheit als eine lange Reihe von Diners vorzustellen und die Feuerräder seiner Beredtsamkeit verpufften wirkungslos in der Luft. Mit uns verließen ein Dutzend Leute den Platz, darunter drei Soldaten: ein riesiger Dragoner mit zwei „young hands" von der Sussex-Miliz am Arm. Sie bogen vom Platz aus in High-Street ein und verschwanden lachend in den Hof eines alten unsauberen Hauses, an dessen halberleuchteten Wänden zu lesen war: „Money lent here; highest prices paid for jewellery, watches etc."

Die beste Probe von Straßenpredigertum war uns aber noch vorbehalten. Als wir ziemlich die Ecke erreicht hatten, wo sich High-Street, um die Kirche von St. Giles herum, zu einem Platz erweitert, sahen wir die Straße durch eine gedrängt stehende Menschenmenge halb abgesperrt. Als wir in den Kreis traten, überraschte uns ein Doppelbild, zwei Figuren, von denen es schwer zu sagen war, welche mehr Anspruch hatte, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Der eine, ein etwas pockennarbiger Mann von etwa 50 Jahren, balancierte auf einer breiten Fußbank und sprach mit lauter Stimme, nur innehaltend, wenn er den Hut abnahm, um sich den Schweiß der Arbeit von der Stirn zu wischen. Neben ihm, den Rücken an den Laternenpfosten gelehnt, stand ein Siebziger von fast patriarchalischem Ansehen. Er war blind und von noblen Gesichtszügen; sein weißes Haar, das bis auf die Schultern herabhing, bewegte sich leise im Winde; dazu spielte um seinen Mund jener leise Zug von Humor und List, dem man so oft an alten Judenköpfen zu begegnen pflegt. Beide Männer waren in der That Juden, aber jener Sekte zugehörig, die unter dem Namen der „Christ-Israeliten" in Amerika und England eine Art von Notorität erlangt hat. Die Kleidung beider Männer war gleich und trug dazu bei, den Reiz des Bildes zu erhöhen. Olivenfarbene Weste und Beinkleider, dunkelblaue Röcke mit großen Knöpfen, schwere Schuhe und weiße, niedrige Felbel-Hüte, dazu Berloques und allerhand Uhrbehang, der bei dem Mann auf der Fußbank wie ein Schlüsselbund klapperte, während er bei dem Alten in ruhigen Pendelschwingungen sich hin und her bewegte. Was war nun der Inhalt der mit immer wachsender Stimme herausgepolterten Rede? Nichts als Verteidigung seiner Sekte und seiner Person gegen die Angriffe einer in Leeds

erſcheinenden Zeitung. Die Leeds-Times (wie ich vermute, mit nur allzu großem Recht) hatte fünfzehn Monate früher Gelegenheit genommen, den ganzen Chriſt-Israelitismus als eine großartige Prellerei und denſelben John-Wroe, der da eben vor uns ſtand, als einen Vater der Lüge abzukonterfeien, und dieſer eine Zeitungsartikel hatte nun ſeit Jahresfriſt ein Motiv abgeben müſſen, um mit chriſt-israelitiſchen Traktätchen alle drei Königreiche durchreiſen und zum tauſendſtenmale verſichern zu können, daß John Wroe ein ehrenhafter Mann und der Chriſt-Israelitismus eine erhabene Sache ſei. „Sie finden das alles in unſerm Büchelchen (Handbewegung nach dem Blinden hin, der die Exemplare durch ſeine Finger gleiten läßt), Sie finden darin all und jedes; Stück ein Penny; die letzten Exemplare, die wir haben; Stück für Stück ein Penny.“ Dann eine kleine Pauſe, um das Verkaufsreſultat zu kontrollieren und dann aufs neue wieder ein Hinausſchreien in die Welt, daß Chriſtus geſagt habe: „Liebet eure Feinde; daß der Redakteur der Leeds-Times ein wahrer Judas ſei, John Wroe ihm aber vergebe, da geſchrieben ſtehe: ſegnet, die euch fluchen.“ Eh' eine Viertelſtunde um war, war ein Dutzend Exemplare verkauft. Dann brach man auf, um die Fußbank an einen andern Platz zu tragen.

Für einen Fremden, der zum erſtenmale High-Street hinauf geht, iſt es freilich unterhaltend, einer Reihe ſolcher und ähnlicher Scenen zu begegnen; aber wenn die Frage nach dem Wert und der ſittlichen Berechtigung derſelben aufgeworfen wird, ſo möchte ſich doch wenig zu Gunſten ſolchen Treibens ſagen laſſen. In England und Schottland exiſtieren dieſe Dinge 'mal und müſſen als die unvermeidliche Schattenſeite von Rechten und Freiheiten hingenommen werden, deren helles, ſegensreiches Licht nur noch von Blinden bezweifelt

wird. Aber die Schattenſeiten hören um deshalb nicht auf, zu ſein, was ſie ſind. Nach meinem Gefühl geht ein blasphemiſcher Zug durch dieſe ganze Art von ſchauſtelleriſchem Chriſtentum. Ohne einem Kirchenmonopol das Wort reden und das Recht einer chriſtlichen Anſprache an allerhand Examina binden zu wollen, erſcheint es mir doch andererſeits mehr als fraglich, ob es wünſchenswert ſei, das Wort Gottes verzerrt, verworren, verfälſcht, von zum Teil unſauberen Händen an allen Straßenecken verhökert und im Stile John Wroes ausgeboten zu ſehen.

Ein Gang nach St. Anthonys Chapel.

Holyrood-Palace bildet nach Osten hin den äußersten Punkt der Stadt; unmittelbar dahinter erheben sich jene unwirtbaren, aber malerischen Felsmassen, die Salisbury Craigs. Gemeinhin pflegen die Besucher Edinburgs die höchste Spitze derselben, den sogenannten „Arthurs-Sitz" zu besteigen, um sich von dort aus einer Aussicht zu erfreuen, die dem Panorama von Calton-Hill oder von Edinburg-Castle vielleicht um so viel vorzuziehen ist, als „Arthurs-Sitz" die eben genannten Orte an Höhe übertrifft. Beinah lohnender aber ist es (wenigstens für uns, die wir das Panorama von Edinburg-Castle aus noch frisch im Gedächtnis haben) einen Gang in die Craigs, statt auf dieselben zu machen, und so schicken wir uns denn an, dem landschaftlich schönsten Punkt derselben, den Trümmern von St. Anthony Chapel, einen kurzen Abendbesuch abzustatten. Aus rohem Feldstein aufgeführt, und so formlos geworden, daß das, was dasteht, ebensogut einem Hof- und Stallgebäude als einer ehemaligen Kirche angehören könnte, bilden die Trümmer dieser Kapelle an und für sich nicht den geringsten Gegenstand des Interesses; eben so wenig sind die Vorgänge, die sich an diesen Ort knüpfen, dazu angethan, einen Besuch desselben zu einer Pflicht zu machen. Aber das landschaftliche Bild, dessen man von ihm aus genießt, ist ganz eigentümlicher Natur

und wennſchon weder groß, noch lieblich, noch grotesk, ſo iſt es doch im vollſten Maße das, was ich als die ſchottiſche Landſchaft par excellence bezeichnen möchte. Worin ihr Charakter und ihr Reiz beſteht, werd' ich weiterhin verſuchen, dem Leſer anſchaulich zu machen.

Um St. Anthonys Chapel zu erreichen, ſchlagen wir von der Stadt aus denſelben Weg ein, der uns in einem früheren Kapitel von Waterloo-Place nach Holyrood Palace führte. Wir wählen dieſe Straße auch heute wieder, weil wir vorhaben, dem unmittelbar vor der Stadt gelegenen Calton-Hill endlich unſeren Beſuch zu machen, nicht um der Ausſicht willen, die er bietet, ſondern bloß der Sehenswürdigkeiten halber, die dieſem Hügel in direkter Weiſe angehören. Dieſe Sehenswürdigkeiten beſtehen in einem halben Dutzend Monumente. Ich habe nicht vor, dieſelben zu beſchreiben oder zu kritiſieren; ſie ſind Nachbildungen nach der Antike und können keinen beſonderen Wert, wenigſtens nicht das Verdienſt originaler Erfindung beanſpruchen; was ihnen aber in ihrer Geſamtheit eine gewiſſe Bedeutung giebt, das iſt der Umſtand, daß uns aus ihnen der Gedanke einer Ruhmeshalle des ſchottiſchen Volks entgegentritt. Da ſehen wir zunächſt einen (leider unvollendet gebliebenen) Tempelbau, der in Erinnerung an die Schlacht von Waterloo und die ausgezeichnete Mitwirkung der ſchottiſchen Regimenter errichtet wurde; da iſt ein Monument Robert Burns' und zwei andere noch, von denen das eine dem Andenken Dugald Stewarts, das andere zu Ehren Profeſſor Playfairs errichtet iſt.

Die Mehrzahl meiner Leſer wird hier die Frage aufwerfen, was es mit Dugald Stewart und Profeſſor Playfair denn eigentlich auf ſich habe? wer ſie geweſen ſeien und was ſie gethan hätten, um ſich auf der Höhe von Calton Hill und zwar, von Vaterlands wegen, monumental verherrlicht zu ſehen. Genau dieſelbe Frage war ich gezwungen, mir ſelbſt zu ſtellen, der ich bis dahin

doch den eitlen Glauben in mir groß gezogen hatte, daß jeder monument-berechtigte Schotte mir aus Dichtung oder Geſchichte wenigſtens dem Namen nach bekannt ſein müſſe. Aber ich ſollte während meines Aufenthalts in Schottland nur allzu oft an das Irrige dieſer meiner Vorſtellung erinnert werden. Die Sache iſt die, daß wir im Auslande nur die romantiſche Hälfte Schottlands kennen und wenig oder nichts von der Kehrſeite derſelben. Dichtung und Romane leſend, ſind wir mit unſern Sympathieen in der Vergangenheit Schottlands ſtecken geblieben, während die Schotten ſelbſt nichts Ernſtlicheres zu thun hatten, als mit dieſer Vergangenheit zu brechen und völlig neue, völlig abweichende Berühmtheiten zu etablieren. Sie haben, um einen Vergleich aus unſerer eigenen Geſchichte zu nehmen, den Alten-Deſſauers die ausſchließliche Denkmals-Berechtigung längſt genommen und einen gleichen Anſpruch, oder einen größeren noch, auf die Leſſings und Winckelmanns, auf die Kants und Beuths ihres Landes übertragen. In Oban (an der Weſtküſte) fand ich ein Buch im Gaſtzimmer, das den Titel führte: „Die Würdigſten unſeres Volks“. Ich blätterte eine halbe Stunde darin und ſuchte nach mir bekannten Namen, aber vergeblich. Wer waren die Würdigſten? Märtyrer und Reformatoren, Entdecker und Philantropen, Dichter, Künſtler, Gelehrte, aber kein Archibald Bell the Cat mit „langem Schwert und kurzer Geduld“, kein Douglas mit der Deviſe „ſtolz und treu“, am wenigſten jener Hamiltons einer, die eine Locke Maria Stuarts bis dieſen Augenblick wie eine Reliquie aufbewahren. Dies Auftreten zwei ganz entgegengeſetzter Elemente, die nur darin zuſammenfallen, daß jedes nach ſeiner Art zur nationalen Kraft und Bedeutung des Landes beigeſteuert hat, läßt ſich vielleicht nirgends ſo gut beobachten, wie in Schottland, weil der Kontraſt ſelten ſo ſchlagend hervortritt, wie gerade hier. Während im Laufe der letzten 100 Jahre der ökonomiſche,

puritaniſche und proſaiſche Sinn der Bevölkerung die Dinge innerlich zum Beſten gewandt und vor Wüſtheit und unausbleiblichem Verfall gerettet hat, hat gleichzeitig die wüſte Kraftepoche, die wenigſtens dageweſen ſein mußte, um poetiſch verherrlicht werden zu können, dem Ganzen nach außen hin einen Glorienſchein, ein Anſehen geliehen, das ihm die bloß reſpektable Seite des Volkscharakters nie erobert haben würde.*)

Die Sonne war im Untergehen, als wir die Treppen, die zum Calton Hill hinaufführen, wieder hinunterſtiegen und durch den Regents Road nach dem Palaſte von Holyrood einſchwenkten. Wir warfen dem alten Bau nur einen flüchtigen Blick zu und ſchritten raſch, an eingezäunten Obſtgärten vorbei, den Felspartien zu, die ſich faſt unmittelbar hinter Holyrood erhebend, eine ſteile Rückenlehne desſelben bilden. Die Entfernung von Holyrood Chapel bis nach St. Anthonys Chapel mag kaum 10 Minuten Wegs betragen, das Terrain aber wird durch Hügelzüge und in den Weg gewälzte Felsblöcke ſo oft unterbrochen, daß man Holyrood nach wenig Minuten ſchon aus dem Geſicht verliert, um es von der Hügelkuppe St. Anthonys aus erſt wieder zu erblicken. Als wir auf halbem Wege ſein mochten und, die prächtige Felswand der Craigs faſt unmittelbar vor uns, eine Schlucht hinanſtiegen, überraſchte uns der Anblick eines Bildes von eigentümlichem Reiz. Etwa hundert Schritte vor uns weitete ſich die Schlucht zu einem geräumigen Keſſel aus, in deſſen Mitte ein Granitblock lag, abgeſchliffen und von derſelben Form wie die Kieſel im Bach, aber ziemlich von den Umfängen eines deutſchen Backofens. Vor demſelben, zigeunerhaft zuſammengekauert, lagen drei Kinder, während die älteſte Schweſter, ein

*) Dugald Stewart gilt als Haupt der ſchottiſchen philoſophiſchen Schule; Prof. Playfair — ein bedeutender Naturforſcher.

Mädchen von 12 Jahren, ſchwarz und ſchlank aufgeſchoſſen, einem jungen Schotten, der nachläſſig an dem Stein lehnte, einen Trunk Waſſer reichte. Es war ſchon dunkel und ich konnte die Züge und Umriſſe nicht mehr in aller Klarheit erkennen. Der junge Schotte trank, ſchüttete den Reſt aus und reichte die Schale zurück. Das Mädchen trat jetzt bei Seite, wo hinter einem Felsvorſprung ein Aſchenfeuer zu glimmen ſchien, und kehrte im nächſten Moment mit einem brennenden Holzſpahn zurück, den ſie dem jungen Schotten fragend entgegenhielt. Er nickte mit dem Kopfe und ſeine kurze Pfeife zum Munde führend, leuchtete im nächſten Moment der hellloderude Spahn zwiſchen den beiden jugendlichen Geſichtern. Einen Augenblick nur, dann kehrte die frühere Dämmerung zurück und, den Kindern am Boden eine Münze zuwerfend, ſtieg der junge Schotte die Schlucht höher hinauf, dann und wann ſich umſehend und die Mütze lüftend, deren lange ſeidene Bänder im Winde flatterten.

Als wir uns dem Stein noch mehr genähert hatten, ſprangen die Kinder auf und liefen mit kleinen Blechſchalen, in denen ſich eben geſchöpftes Quellwaſſer befand, auf uns zu und boten uns zu trinken. Wir waren ein wenig erhitzt und lehnten die Aufforderung ab, aber die Kleinen erwiderten raſch: „was wir nur dächten? daß es ja Waſſer aus dem St. Antons Quell ſei und daß ſolch Waſſer geſund mache, aber nicht krank". Wir wagten es, auf das Vertrauen der Kinder und den guten Ruf des Heiligen hin und ließen uns, nachdem wir unſere Pennys geopfert, von den Wundern dieſer Quelle geduldig erzählen. Wir ſahen nun auch, daß der große Granitblock nicht von ungefähr dort lag, ſondern in aller Sorglichkeit auf den Mund der Quelle gelegt war, nicht um dieſe zu verſtopfen, ſondern um den reinen Mund der Göttin gegen Unbill zu wahren. Ein roher Tempel, zu Schutz und Ehren der Göttin errichtet.

Ehe wir den Platz verließen, begrüßten wir noch einen Alten, den Vater oder Großvater der Kinder, der hinter dem vorhin genannten Felseck lag und seine Finger an dem verglimmenden Feuer zu wärmen suchte. Er mußte geschlafen haben, sonst hätte uns wohl der neben ihm liegende Dudelsack mit ein paar Tönen willkommen geheißen. Wir wechselten ein paar Worte mit dem Alten und stiegen dann weiter aufwärts.

Als wir die Kuppe erreicht hatten, auf der sich die Trümmer der alten Kapelle befinden, hielten wir Umschau. Hinter uns, fast unsere Rückenlehne bildend, stiegen die Wände der Salisbury Craigs in die Luft, rechts hin dehnten sich die Wellenlinien halb kahler, halb grasbewachsener Hügel, links, aus dem Thalkessel hervor, schimmerten die Türme von Holyrood, nur kaum erkennbar noch, im Abenddämmer, vor uns aber, fast plötzlich ins Thal hinabsteigend, lief das Felsenvorland in jene fruchtbare Ebene aus, die sich, als ein beinahe meilenbreiter Streifen zwischen den Craigs und dem schönen Meerbusen des Forth dahinzieht. Die Abendnebel kamen jetzt leise vom Meere herauf und begruben rasch den letzten Rest von Leben, der noch unten im Thal geherrscht hatte. Immer seltener hörten wir einen Vogel in der Luft oder einen abgerissenen Klang des Liedes, das der alte Pfeifer am Quell zu unseren Ehren zu spielen schien. Endlich schwieg auch das; klanglose Öde ringsum. Aber in unserem Rücken vernahmen wir lauter und lauter jetzt das Rauschen der Wasser, die von den Bergen kamen, ein dumpfes Murmeln, ein monotones Gerieſel, nur dann und wann unterbrochen durch den hellklingenden Ton einzelner Tropfen, die abgesondert aus ihrer Höhe auf den Felsboden niederfielen.

Linlithgow.

Schottland hat Schlöſſer, Hof und Hall
Und Burgen und Paläſte,
Linlithgow aber ſchlägt ſie all
Und iſt das ſchönſte, beſte;
Ei, wenn im Mai die Knoſpe ſpringt,
Wie luſtig da die Amſel ſingt
Im Garten, Park und Wald,
Der Hänfling zwitſchert in der Näh,
Das Waſſerhuhn taucht in den See. —
Säh ich Dich wieder bald.

Walter Scotts „Marmion".

Einer der reizendſten Punkte in der Umgegend von Edinburg iſt Stadt und Schloß Linlithgow. Es liegt an der Eiſenbahn, die nach Glasgow führt. Der eigentliche und alte Name des Städtchens war Lithgow; Lin iſt Beiwort und bedeutet Little, ſo daß das Wort nach der Analogie von Little Glasgow, alſo mit dem Ton auf der zweiten Silbe — Linlithgow, ausgeſprochen werden muß. Maria Stuart wurde hier am 5. Dezember 1542 geboren. Als ihr Vater (Jakob V.) auf ſeinem Todbette die Nachricht von ihrer Geburt empfing, murmelte er: „mit einem Mädchen kam unſer Geſchlecht und mit einem Mädchen wird es gehen". Die düſtere Prophezeiung traf nicht völlig ein; die Stuarts regierten noch 150 Jahre und erſt abermals 100 Jahre ſpäter erloſch das Geſchlecht.

Wir verließen Edinburg mit dem erſten Zuge und

waren etwa gegen 9 Uhr an Ort und Stelle. Die Morgennebel zogen noch in grauen Massen durchs Thal, aber sie sahen aus wie eine Armee auf dem Rückzug, kopfhängerisch; die Sonne mußte über kurz oder lang durchbrechen und der Tau, der überall an den Blättern hing, verhieß einen klaren Tag. Der Bahnhof liegt am Ostende des Städtchens. Beim Aussteigen, wenn man nicht eine der Eisenbahn-Böschungen erklimmt, sieht man nichts von dem an der Westseite der Stadt gelegenen Palaste, und der Anblick, der sich einem unmittelbar bietet, ist so schlicht und anspruchslos wie möglich Eine dem Bahnhof gegenüber gelegene Sägemühle, nach drei Seiten hin von Bäumen eingeschlossen und nur auf der uns zugekehrten Seite frei und offen, wie ein Bild in einem Rahmen daliegend, unterbricht mit ihren immer gleichen Takten die rings herrschende Stille, und die im Vordergrunde in voller Blüte stehenden Malven, fügen noch den Reiz der Farbe zu allem übrigen und steigern den Eindruck jenes ländlichen Friedens, der dem müde gewordenen Städter so wohl thut, wo immer er ihm begegnen mag.

Vom Bahnhof aus biegt man rechts in die Stadt ein, die eigentlich nur aus einer einzigen Straße besteht. Weder die einzelnen Häuser noch die Lage des Ganzen bieten irgend etwas Besonderes; es ist ein Städtchen wie es ihrer tausende giebt, und wenn irgend etwas an ihm geeignet ist, unser Interesse in Anspruch zu nehmen, so ist es der Umstand, daß diese Fachwerkhäuser, mal grün, mal gelb gestrichen, uns an die deutsche Heimat erinnern und nicht an die englischen Städte, die, bei vielen sonstigen Vorzügen, doch in ihrer Uniformität ermüdend wirken.

Durch zwei Dinge indes ist Linlithgow berühmt (ganz abgesehen von seinem Palast) und zwar durch seine Treue und seine Brunnen. Wem es treu gewesen ist,

das iſt jetzt ſchwer zu ermitteln. Seiner Brunnen aber darf es ſich rühmen bis auf dieſen Tag. Unter dieſen iſt ein figurenreicher, der dem Rathaus gegenüber ſteht und an ähnliche Arbeiten in Süddeutſchland erinnert, der bemerkenswerteſte. Er iſt es wohl, der zu der zweiten Zeile in einem alten ſchottiſchen Reimſpruch Veranlaſſung gegeben hat, der etwa lautet:

Glasgower Glocken und Falkirker Bohnen,
Lithgower Brunnen, um dran zu wohnen,
Stirlinger Hefen und Perther Bier,
Alle Tauſend, ſo lob' ich's mir.

In wenigen Minuten haben wir die Stadt von Oſten nach Weſten hin durchwandert und ſtehen jetzt nach rechts hin vor einer kleinen kaum hügelartigen Erhöhung, auf der der Palaſt unmittelbar vor uns gelegen iſt. Wenn das Sprüchwort Recht hat, das da ſagt: „große Fenſter ſchmücken das Haus", ſo iſt der Palaſt von Linlithgow ſo ungeſchmückt wie möglich; die Fenſter ſind klein und nichtsſagend und es liegt kein weſentlicher Grund vor, warum man Anſtand nehmen ſollte, das Ganze für eine verräucherte chemiſche Fabrik oder für ein grau gewordenes Landarmenhaus zu halten. Aber es iſt mit dieſem Palaſt wie mit den Wohnungen orientaliſcher Völker; an die Stelle des neugierigen Fenſters, das ſich um das Draußen kümmert, tritt der verſchwiegene Hof, drin die Schönheit nur ſich ſelbſt und dem Hauſe lebt. Das Innere vom Linlithgow-Palaſt läßt uns raſch vergeſſen, was der Außenſeite fehlt. Ein tiefes dunkles Portal durchſchreitend, treten wir in den Schloßhof. Nach allen vier Seiten hin erhebt ſich das Mauerwerk und umſchließt einen Raſenplatz, in deſſen Mitte ſich abermals ein figurenreicher Brunnen befindet. Der Anblick muß etwas Zauberiſches gehabt und an die mauriſchen Höfe Granadas erinnert haben, als hier das Waſſer in monotoner Melodie noch

niederplätscherte, wachthabende Hochländer um den Springbrunnen herum gelagert lagen und in ihre Tartan-plaids gehüllt, die Mütze mit der Reiherfeder auf dem Kopf, die Sommernacht verschliefen und verplauderten.

Eine ins Detail gehende Beschreibung des Ortes würde hier zu weit führen, auch komme ich der Phantasie meiner Zuhörer vielleicht am besten zur Hilfe, wenn ich diesen Schloßhof von Linlithgow mit dem bekannten Hof der Heidelberger Schloß-Ruine vergleiche. Es ist eine Verwandtschaft im ganzen da, ohne daß die einzelnen Teile eine solche rechtfertigen mögen. Auch darin sind beide verwandt, daß sie, durch ruchlose Hand in Brand gesteckt,*) sich stärker erwiesen haben als die Zerstörungswut feindlicher Banden; beide zählen bis diesen Tag zu den wohlerhaltenen Ruinen. An zauberischer Lage, an Mannigfaltigkeit und buntem Wechsel, bleibt Linlithgow freilich weit hinter der deutschen Schloß-Ruine zurück, hat

*) Der englische General Hawley und seine Dragoner waren vom Prätendenten („Prinz Charlie") und seinen Hochländern bei Falkirk geschlagen worden. Hawley zog sich nach Linlithgow zurück und quartierte sich selbst und seine Dragoner im dortigen Schlosse ein. Nur auf eine Nacht, denn die Hochländer rückten nach. Als die Dragoner am andern Morgen das Schloß verließen, warfen sie glimmende Asche auf die durch Zimmer und Säle gebreitete Streu. In wenigen Minuten stand das ganze Schloß in Flammen. Hawley (wie unser Führer uns erzählte) rief der Lady Gordon, der Dame vom Hause zu: „retten Sie sich, Mylady", worauf die schottische Dame lächelnd erwiderte: es eilt nicht, General; schlimmstenfalls aber werd' ich mich vor Eurem Feuer so gut zu retten wissen, wie Ihr euch vor dem unsern (bei Falkirk) gerettet habt. Es ist sehr charakteristisch, mit welcher Vorliebe einem die Schotten solche und ähnliche Anekdoten zu erzählen lieben. Sie fühlten sich als die Schwächeren und Unterdrückten und bewahren deshalb jeden kleinsten Zug dankbar im Gedächtnis, der schottischen Mut und schottische Geistesgegenwart auf Kosten der Engländer verherrlicht.

aber andererſeits Geſchloſſenheit, Ernſt und einen edleren, alle Überladenheit meidenden Stil vor dieſer voraus.

Von den vier Flügeln des Palaſtes intereſſiert uns nur einer, der weſtliche. Hier konzentriert ſich das Intereſſe und faſt jeder einzelne Raum hat ſeine Geſchichte. Über einem weiten unheimlichen Kellergewölbe, das in den Regierungstagen Karls II. als Gefängnis und Hinrichtungsſtätte diente (ein roſtiger Eiſenhaken an der Decke zeigt noch die Stelle, wo 160 Convenanter den Martyrtod ſtarben), ziehen ſich die Zimmer hin, die von den Stuarts des 16. Jahrhunderts wenigſtens zeitweilig bewohnt wurden. Das Zimmer, in dem Königin Maria das Licht der Welt erblickte, befindet ſich ziemlich genau in der Mitte des erſten Stockwerks, und würde von den Räumen, die dasſelbe nach rechts und links hin einſchließen, in keiner Weiſe zu unterſcheiden ſein, wenn nicht Jakob VI. der bei Lebzeiten ſeiner Mutter ſo wenig zu ihrer Befreiung that, nach dem Tode derſelben die bequeme Laune gehabt hätte, das Zimmer, darin ſie geboren wurde, durch Stiftung eines Prachtfenſters kenntlich zu machen. Dies Prachtfenſter hat natürlich längſt aufgehört, ein ſolches zu ſein, unterſcheidet ſich aber noch immer durch Sims und Einfaſſung von der langen Reihe aller übrigen. Innerhalb der vier Wände die den Raum ſelbſt umſchließen, ſieht man ſich vergebens nach einem Zeichen um, das direkt oder wenigſtens ſymboliſch an die Perſönlichkeit erinnerte, die dieſem Ort ſeine Weihe und Bedeutung gegeben hat. Die Wände ſind kahl und kalt, herabgefallener Schutt, angefeuchtet vom Regen und feſtgeſtampft von Tauſenden von Beſuchern, hat den Fußboden zu einer bloßen elaſtiſchen Tenne gemacht; häßliches, gelbes Unkraut wächſt in den Winkeln und Mauerritzen und ſelbſt die Inſchriften fehlen, womit ein Miſchgefühl von Pietät und Eitelkeit das Mauerwerk berühmter Plätze ſo gern zu zieren und zu verunzieren liebt. An-

gesichts dieser Öde und Leere mußt' ich jener Kloster-ruine in der Nähe von Oxford gedenken, die, der Sage nach, der Ort ist, wo Rosamunde Clifford, gemeinhin die schöne Rosamunde geheißen, ihren letzten Ruheplatz im Leben wie im Tode fand. Die ganze Stätte dort ist nur ein Grasplatz noch, um den sich, mal hoch, mal niedrig, eine Feldsteinmauer zieht, aber jene eine Stelle, von der es heißt, daß es die Zellenwand der schönen Rosamunde war, hat ihr entsprechendes Erinnerungszeichen gefunden, und durch Stein und Mörtel hindurch seine Wurzel schlagend, erhebt sich ein wilder Rosenstrauch hoch in die Luft.

Das Zimmer, in dem Maria Stuart geboren wurde, bietet nichts als seinen Namen. Anders verhält es sich mit dem Margareten-Turm, dem Queen Margrets Tower, der sich in der Nordwestecke desselben Flügels erhebt. Wir steigen, um diesen Turm auf dem nächsten Wege zu erreichen, zunächst eine geräumige, ziemlich wohlerhaltene Treppe hinauf, die wir zur Linken haben. Diese Treppe führte früher aus den Zimmern des Hoch-parterre in die oberen Stockwerke. Dach und obere Stockwerke aber existieren seit lange nicht mehr, so daß die Treppe jetzt ins Freie, statt wie früher in höher gelegene Zimmerreihen führt. Im Heraustreten befindet man sich sofort wie auf dem Wallrand einer Festung, und die Deckenfläche der eben verlassenen Zimmer als Fußboden unter uns, sehen wir uns jetzt, auf einer reizend gelegenen Bastion, in der angenehmen Lage, einen Spaziergang machen zu können. Auf- und ab-schreitend, schicken wir uns wirklich bereits an, die warme feuchte Luft in langen Zügen einzuatmen, als die Stimme des Führers uns daran erinnert, daß wir um keines Spazierganges willen dies alte Mauerwerk erklettert haben, sondern bloß, um mit Benutzung desselben, auf bestem Wege an den Margareten-Turm zu gelangen.

Vor diesem stehen wir nunmehr, die Mauern sind ziemlich dick und durch eine schmale Seitenthür treten wir jetzt in das erste Stockwerk desselben ein. Die hinauf führende, schmale Wendeltreppe hat der Stufen nicht allzu viele, und ohne sonderliche Anstrengung erreichen wir alsbald das oberste, laternenartige Gemach des Turmes, das den Namen Queen Margrets bower (Zimmerchen) führt. Die Aussicht von diesem Turm ist entzückend. Nach allen Seiten hin, aber sehr allmählich, hebt sich das Terrain; breite, goldgelbe Haferfelder steigen die Hügel hinauf und verdünnen sich landeinwärts zu immer schmaleren Streifen. Hier und dort Hecken und Baumgruppen, die sich in Nebel und Ferne verlieren. Nach Süden hin die Stadt, die sich ziemlich dicht an den Palast lehnt; unmittelbar vor uns aber ein kleiner, inselreicher See, der sich rechtwinklig, nach Nord und West hin, um die Fronten des alten Schlosses legt. Wir standen wie geblendet; einzelne Möwen flogen vor uns auf, und mit Gekreisch bald diese, bald jene Insel umschwebend, glänzte das Weiß ihrer Flügel wunderbar über dem Graublau des Wassers.

Es würde sich verlohnen, den Margareten-Turm zu ersteigen, wenn er auch nichts böte als diese Aussicht. Es knüpfen sich aber auch historische Erinnerungen an denselben, die ein plastischeres Bild geben als das bloße „in diesem Zimmer wurde Maria Stuart geboren". Königin Margarete war die Schwester Heinrichs VIII. von England; Jakob IV. von Schottland war ihr Gemahl. Als dieser, übermütig und verblendet, ein Heer sammelte, um England mit Krieg zu überziehen, beschwor ihn Margarete, von diesem Unheilszuge abzustehen. Umsonst. Der Zug gegen England war beschlossen. Wie er begann und endete, erzähle ich im folgenden Kapitel (Floddenfield). An dem Tage, wo Jakob aufbrach, erstieg die Königin den Nordwest-

turm, der seitdem ihren Namen trägt, und sah von seiner Höhe aus die endlosen Reihen des Heeres gen Süden ziehen. Jene Hügelreihe entlang, die südöstlich den Horizont umschreibt, bewegte sich der Zug, 50000 Mann, voraus der König und seine Lords. Der Tag war hell und ihre Rüstungen glänzten in der Sonne Der Glanz des Aufzuges konnte das Herz Margaretens nicht bethören; die Königin wußte, daß sie auszogen auf Nimmerwiederkehr. Die Erinnerung an diesen Tag aber haben Sage und Dichtung lebendig erhalten und in den Steinquadern des kleinen achteckigen Turmgemachs befinden sich die Worte eingegraben:

Think of Queen Margret, who in Lithgows bower
All lonely sat and wept the weary hour.
Hier schwand in Thränen unserer Königin
Einsam und bang die Abschiedsstunde hin.

Floddenfield.

Der Tag von Floddenfield iſt in der ſchottiſchen Geſchichte das düſtere Gegenſtück zu dem Glanztage von Bannockburn. Bannockburn iſt auch bei uns ein gekannter und oft genannter Name geworden, von Floddenfield ſpricht niemand. Und doch ſind die Momente, die dieſer Unglücksſchlacht teils vorausgingen, teils ſie begleiteten, derart, daß ſie an Intereſſe hinter dem Ruhmestage der ſchottiſchen Geſchichte nicht zurückbleiben. Ich will verſuchen, dieſe Momente hier in möglichſter Kürze zuſammen zu ſtellen; vielleicht, daß ſie den einen oder anderen meiner Leſer zu einer mehr künſtleriſchen Geſtaltung anregen. W. Scott hat allerdings bereits in ſeinem ſchönen Gedichte „Marmion“ dieſe Vorgänge wo nicht zum alleinigen Gegenſtand, ſo doch zum Kern einer trefflichen epiſchen Dichtung gemacht. Die Vorgänge eignen ſich aber meines Erachtens mehr zu dramatiſcher als epiſcher Behandlung.

Er wird nötig ſein, bei der Schilderung, die ich vorhabe, bis zur Thronbeſteigung Jakobs IV. zurückzugehen, jenes ritterlichen und trotz aller Fehler viel beklagten und viel gefeierten Königs, deſſen Leben und Tod den Mittelpunkt dieſes Kapitels bilden.

Der Tag von Sauchieburn (18. Juni 1488) hatte Jakob III., dem ſogenannten Fiedler-König, Thron und

Leben gekostet; sein eigener Sohn, damals erst 15 Jahre alt, hatte auf Seiten des aufrührerischen Adels gegen den Vater gefochten und war ihm als Jakob IV. gefolgt. Diese Schlacht und die Scenen, die sie begleiteten, sind nicht ohne rührende Züge. So wird erzählt, daß der König ganz gegen seine Gewohnheit tapfer gekämpft habe; erst als er des Banners seines Sohnes in den Reihen der Aufständischen ansichtig geworden sei, habe er allen weiteren Widerstand aufgegeben und sei geflohen. Auf der Flucht, so wird weiter berichtet, scheute sein Pferd vor einer alten Frau, die mit einem Wassereimer auf dem Kopf an ihm vorüberging. Der König wurde abgeworfen und erschlagen, niemand weiß von wem. Jakob IV. begab sich vom Schlachtfelde aus nach Linlithgow und bald darauf nach Stirling. Als er in die Kapelle trat, fand er daselbst die Mönche zu einem Trauergottesdienst versammelt und hörte die Litaneien, worin sie den Tod des Königs beklagten. Jakob IV. war tief ergriffen und unterzog sich peinlicher Buße, wozu, wie man erzählt, noch folgender Vorfall beigetragen haben soll: Wenige Tage nach der Schlacht erschien Sir Andrew Wood vor seinem jungen König, der, was nötig ist hierbei zu bemerken, in so völliger Entfremdung von seinem Vater groß gezogen war, daß er kein deutliches Bild desselben in seiner Seele trug. Jakob IV., der noch immer an die Möglichkeit dachte, daß sein Vater nicht erschlagen sei, trat jetzt rasch an Sir Andrew Wood heran und begrüßte ihn, durch eine gewisse Ähnlichkeit der Züge getäuscht, halb freudig, halb beschämt mit den Worten: „Du bist mein Vater!“ worauf der Alte unter Thränen erwiderte: „Nicht euer Vater, Herr, aber eures Vaters treuester Diener!“ Diese Vorgänge übten einen tiefen Einfluß auf das Gemüt des Königs, und bald nach seiner Thronbesteigung legte er, zum Zeichen seiner Buße, einen breiten Eisengürtel an, dessen Gewicht er

von Jahr zu Jahr vermehrte. Aber das Bewußtsein seiner Schuld begleitete ihn durchs Leben und zeigte sich in plötzlichen Trübsinns-Anfällen, die ihn oft mitten in der Freude oder bei lustigen Gelagen heimzusuchen pflegten.

Des jungen Königs Herrschaft war unrechtmäßig erworben, aber unleugbare Herrschergaben, Kraft, Mut, Zuversicht, ließen bald vergessen, wie und wodurch sie gewonnen war. Die Macht der Krone und mit ihr das Ansehen des Gesetzes wuchs rasch im Lande auf Kosten eines übermächtigen Adels, besonders seit der Vermählung des Königs mit Margarete von England, die, in allen Kämpfen wenigstens, in denen es sich um Befestigung des königlichen Ansehens handelte, ihrem jungen Gemahl den Beistand und die Mitwirkung des englischen Hofes als wertvollsten Brautschatz zugeführt hatte. Dennoch blieb es auch dieser Heirat versagt, ein dauerndes gutes Einvernehmen zwischen den beiden Höfen zustande zu bringen. Die auf Feindschaft gestellten Traditionen beider Länder, das schlaue Intriguenspiel Frankreichs, vor allem aber die Ruhmsucht und Eitelkeit des jungen Königs selbst, führten verhältnismäßig rasch zu jener Katastrophe, die mit der völligen Niederlage des Landes und dem Tode des Königs endete. Diese Niederlage ist der Tag von Flodden.

Es wird nötig sein, mit wenig Strichen die damalige Situation zu zeichnen. Es war die Zeit der „heiligen Ligue". Spanien, Deutschland, England rüsteten sich in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XII. zur Bekämpfung Frankreichs, das zu allem übrigen auch unter dem Bannfluch des Papstes stand. Ludwigs Anstrengungen waren natürlich dahin gerichtet, auch seinerseits Bundesgenossen ins Feld zu stellen und namentlich England durch ein schnell anzuschürendes Zerwürfnis mit Schottland von dem kontinentalen Kriegsschauplatz fern

zu halten. Seine Bemühungen fanden bei König Jakob raschen Eingang, der teils nach landesüblicher Vorstellung in Frankreich seinen natürlichen Bundesgenossen sah, teils lüstern war nach Ruhm und Krieges-Lorbeer. König Jakob war zum Kampf entschlossen und sehnte ihn herbei, aber hätte er auch die klarste Vorstellung von der Mißlichkeit und Gefahr dieses Kampfes gehabt, die Art und Weise, in der von Frankreich aus die Aufforderung zu Kampf und Beistand an ihn erging, würde über all' seine Bedenken rasch den Sieg davon getragen haben. Ludwig XII. kannte genau den Punkt, der bei seinem königlichen Vetter berührt werden mußte, und von dem Augenblick an, wo Anna von Bretagne, die schöne Gemahlin Ludwigs, einen Brief an König Jakob geschrieben und unter Übersendung eines Türkis-Ringes ihn beschworen hatte, ihr Ritter zu sein, war Schottland fester und zuverlässiger an das Interesse Frankreichs gekettet, als wenn die Wohlfahrt des Landes ein solches Bündnis vorgeschrieben hätte. Noch einmal, König Jakob war zum Kampf entschlossen, er träumte von einem neuen Tage von Bannockburn und schien vergessen zu wollen, daß es sich damals, zu König Roberts Tagen, um die Verteidigung und die Freiheit des Vaterlandes, nicht aber um einen Eroberungszug, einen Krieg nach außen, gehandelt hatte. Was aber der König übersah, oder wenigstens nicht sehen wollte, wurde um so klarer von seinen Räten und den hervorragendsten Personen seiner Umgebung gesehen. Der alte Graf Angus, mit dem Zunamen „Bell the Cat" (s. S. 293) beschwor den König, seinen Frieden mit England zu machen; niemand aber war eindringlicher und beredter als die Königin selbst, die, als Schwester Heinrichs VIII., mit ihrem Herzen zwischen den streitenden Parteien stand. In wie weit Queen Margret um jene Geistererscheinungen gewußt hat, die dem Zuge des Königs unmittelbar vorausgingen und das

ganze Land an Staunen und Schrecken verſetzten, iſt nie aufgeklärt worden. Welcher Art dieſe Erſcheinungen waren, werde ich jetzt zu erzählen haben.

Der König hatte bereits ſeine Barone nach Boroughmoor, einem weiten Blachfeld bei Edinburg, berufen und begab ſich, während das Heer ſich ſammelte, auf kurze Zeit nach Linlithgow, um im dortigen Palaſt die letzten Tage vor dem Zuge gegen England zuzubringen. Die Bitten der Königin wiederholten ſich hier, aber erfolglos, wie früher. Am Tage vor ſeinem Aufbruch trat der König, von den Lords ſeines Hofhalts begleitet, in die nahe am Palaſte gelegene Kirche, um in einer der Seitenkapellen ſein Gebet zu ſprechen und den Beiſtand Gottes für ſeinen Kriegszug anzurufen. Es war um die Zeit des Abendgottesdienſtes, und der Veſpergeſang im Schiff der Kirche ſchwieg eben, als eine wunderlich gekleidete Geſtalt in dieſelbe Kapelle trat, in der der König betete und ſich durch den Kreis der Lords und Hofbeamten hindurchdrängte.

Der Eintretende war unnatürlich groß, wohl ſieben Fuß, dabei baarhaupt und ganz in weiße Gewänder gekleidet. Langes rötliches Haar fiel ihm ſchlicht auf Nacken und Schulter herab, in der Rechten hielt er einen ſchweren Eichenſtab, an den Füßen aber trug er dickſohlige Schuhe, wie jemand, der viel über Berge ſteigt. So haben ihn Sir David Lindſay und Sir John Inglis beſchrieben, die neben dem König ſtanden und zwiſchen die der ſeltſame Gaſt ſich ohne Gruß oder Frage hineindrängte. Der König ſah ſtarr zu ihm auf, als der Pilger (denn das ſchien er ſeinem Aufzuge nach ſein zu wollen) jetzt zu ſprechen begann: „Mich ſendet meine Mutter; ſteh' ab, König, von dem, was Du vorhaſt; nichts Gutes wartet Deiner, noch Derer, die Dich begleiten. Meide die Weiber und hüte Dich vor ihrem Rat; wo nicht, biſt Du der Schande ver-

fallen!“ Er sprach diese Worte laut und eindringlich; als Sir David Lindsay sich ermannte und nach der Gestalt greifen wollte, die fast Arm an Arm mit ihm gestanden hatte, war sie wie ein Schemen verschwunden.

Es verlautet nichts darüber, wie der Eindruck war, den diese Erscheinung auf den König machte, und ob er mehr in ihr sah als die Erfindung einer von Eifersucht geplagten Königin. Gleichviel, die Dinge waren zu weit gediehen, um über Nacht geändert werden zu können, und am nächsten Morgen schon begab sich Jakob nach Boroughmoor, um daselbst über die inzwischen eingetroffenen Barone Musterung abzuhalten und seinen Zug gegen England anzutreten. Aber die Geisterwelt, einmal erschlossen, schien nicht ohne einen zweiten Versuch den Platz räumen und ihr Spiel verloren geben zu wollen.

Die Musterung über das Heer, wohl 50000 Mann stark, war abgenommen, und der Marsch gegen Süden auf den nächsten Morgen festgesetzt. Die Truppen lagerten draußen auf dem Blachfeld, aber viele von den Lords und Clanführern waren in die Stadt gekommen, um die letzten Stunden vor dem Aufbruch beim Weine zu verplaudern. Mitternacht war bereits vorüber und noch immer stand man plaudernd an den Ecken oder zog singend durch die Straßen. Endlich schwieg der Lärm, auch die letzten Nachzügler schienen die Stadt verlassen zu haben und nur einzelne Bürger von Edinburg, die sich bei ihren Freunden verspätet hatten, stiegen noch von Canongate kommend, die dunkle High-Street hinauf. Es waren ihrer drei, unter ihnen Sir Richard Lawson. Als sie in die Nähe der St. Giles Kirche gekommen waren und auf dem Platze standen, wo sich das Wahrzeichen der Stadt, das alte City-Kreuz auf seinem hohen, achteckigen Postamente erhob, hörten sie von der Brüstung her folgende Worte in die Nacht hineinrufen:

Vernimm, König Jakob: zieh aus, zieh ein!
In vierzig Tagen biſt Du mein.
Ob Schwert Dich trifft, ob Roſſes Huf,
Du mußt gehorchen meinem Ruf.
Du biſt geſtrauchelt, ich hab Dich gewiß.
Das Licht muß enden in Finſternis.

Die Bürger waren ſtehen geblieben; einige andere, die von der entgegengeſetzten Seite des Platzes gekommen waren und dieſelben Worte in aller Deutlichkeit gehört hatten, hatten ſich zu ihnen geſellt. Man ſprach laut hin und her, was zu thun und was zu laſſen ſei, konnte ſich aber nicht einigen. Nichtsdeſtoweniger lief die Nachricht von dieſer abermaligen Erſcheinung wie ein Lauffeuer durch die Stadt, und als der König am anderen Morgen den Palaſt von Holyrood verließ, um ins Lager zu reiten und ſich an die Spitze des ſeiner harrenden Heeres zu ſtellen, lag eine Wolke auf ſeiner Stirn, die nur allzudeutlich ſagte, daß ihm der geſpenſtiſche Vorgang dieſer Nacht kein Geheimnis geblieben war.

Angeſichts des glänzenden Heeres indes, glänzender als irgend ein anderes, das jemals Schottlands Grenze überſchritt, mochte mit gutem Grund der Trübſinn weichen, der auf Augenblicke ſein leicht bewegliches Gemüt beſchlichen hatte, und lachend wie die Auguſtſonne, die auf die hundert Rüſtungen ſeiner Heerführer fiel, begrüßte er jetzt die Seinen und gab den Befehl zum Aufbruch. Man hielt ſich zunächſt in weſtlicher Richtung. Als der lange, blinkende Zug über die Hügel zog, die in mäßiger Entfernung das ſchöne fruchtbare Thal von Linlithgow umſchließen, ſtand Königin Margarethe auf dem höchſten Turm des Palaſtes und ſah dem blinkenden Zuge nach, von dem ſie in ihrem Herzen wußte, daß er zum Tode und nicht zum Siege zog.

In kurzen Tagemärſchen bewegte ſich das Heer der

Grenze zu und überschritt den Tweed. In den ersten Tagen des September nahm es seine Aufstellung auf den nach zwei Seiten hin steil abfallenden Hügeln von Flodden, an deren Südrand sich der Till-Fluß in ziemlicher Breite vorbeizog und die schon gut gewählte Stellung noch fester und schwerer zugänglich machte. Der König, der erfahren hatte, daß das englische Heer in raschen Märschen unter Führung des Grafen von Surrey heranziehe, glaubte bei der Sicherheit der gewählten Stellung das Spiel völlig in Händen zu haben und gab sich sorglos den Zerstreuungen des Augenblicks hin. Ganze Nächte verbrachte er außerhalb des Lagers, und man erzählt sich, daß Lady Heron, eine schöne, den Engländern ergebene Frau, ihn durch allerhand Verführungskünste auf ihrem Schlosse festgehalten und seine chevalereske Überspanntheit, allerhand Liebes- und Ritterdienste von ihm heischend, zu seinem Verderben benutzt habe. Von anderer Seite wird dies Verhältnis geleugnet; gleichviel, als er am Vormittag des 8ten ins Lager zurückkehrte, mußte er gewahr werden, daß Graf Surrey inzwischen das unausführbar Gedachte ausgeführt und seine Stellung im Rücken des schottischen Heeres eingenommen hatte. Stromaufwärts hatte man eine Furth entdeckt und unter dem Schutz der Nacht den Till-Fluß überschritten.

Unter den älteren Heerführern gab sich Angesichts dieses Flankenmarsches der Engländer eine gewisse Unruhe kund; die Ruhe aber, mit der der eben im Lager eintreffende König die Nachricht von der stattgehabten Überflügelung aufnahm, zeigte deutlich, daß er die vorteilhafte Stellung auf den Hügeln entweder aus bloßem Zufall oder in der Absicht gewählt hatte, um gegen Überfall und Überraschung, die seiner Natur zuwider waren, möglichst gesichert zu sein. Jetzt, wo er das englische Heer offen und kampfbereit vor sich sah, gab er aus freien Stücken und mit voller Freudigkeit den

Befehl, die Hügel hinabzusteigen und sich auf der Ebene von Flodden den Engländern gegenüber aufzustellen, um so mehr, als sein eigenes Heer der Zahl nach das stärkere war.

Zu anderer Zeit und unter einem anderen Fürsten würde die Mehrheit der schottischen Barone einer solchen Aufforderung, deren Widersinnigkeit ins Auge sprang, schwerlich nachgekommen sein; die Liebe und das Ansehn aber, das der König um seiner ritterlichen Tapferkeit willen bei Hoch und Niedrig genoß, war so groß, daß man mit einer Art Enthusiasmus gehorchte. Der Sporn nationaler Eitelkeit kam hinzu, und Kampflust und Zuversicht schufen zuletzt einen Taumel, dem nur wenige nüchtern genug waren, zu widerstehen. Einzelne Historiker haben die Beweggründe, die den König dazu trieben, eine sichere Position mit einer mindestens weniger sicheren zu vertauschen, in nichts weniger als einer überspannten Vorstellung von Ritterlichkeit finden wollen und sind der Ansicht gewesen, daß der geschickte Flankenmarsch der Engländer, der ihn in der That von aller Kommunikation mit Schottland abzuschneiden drohte, jeden anderen Ausweg unmöglich gemacht habe. Dem ganzen Charakter des Königs aber entspricht durchaus die Versicherung Pitscotties, der in seinem Geschichtswerke eigens hervorhebt, daß der König sich am Tage vor der Schlacht verschworen habe, nicht Wind nicht Wetter vor seinem Gegner voraus haben zu wollen, auch nicht auf die Gefahr hin, in diesem Kampfe unterzugehen.

Am Abend des 8. September standen sich beide Heere in Schlachtordnung gegenüber, auf den Hügeln von Flodden brannten noch einzelne Hütten, die man im Momente des Abmarsches in Brand gesteckt hatte. So kam die Nacht. Der König hatte sein Lager auf platter Erde genommen; im Halbkreis um ihn her lagerten die Grafen Home und Huntley, Lord Lennox, Lord Crawford,

die Grafen Bothwell und Montroſe und einige andere noch. Plaids von allen Farben deckten den Boden oder hüllten den einen oder anderen der Schläfer ein. Der König hielt ſich wach und ſah nach den Lagerfeuern der Engländer hinüber. Es mochte Mitternacht ſein, als der alte Bell the Cat, das Haupt der Douglas, der ſo oft ſeine Warnerſtimme erhoben hatte, in dieſen Kreis halb wacher, halb ſchlafender Edelleute trat und vor dem Könige ſich niederlaſſend, ihn noch einmal beſchwor, das Schickſal ſeines Landes nicht an den Ausgang des nächſten Tages zu knüpfen. Schottland habe nur dies eine Heer, es werde ſtark und unüberwindlich ſein, wenn es die Verteidigung des eignen Landes gelte; aber dieſer Angriffskrieg, der den Stolz und die Entrüſtung eines ſtärkeren Gegners wach gerufen habe, müſſe und werde zum Verderben führen; ſelbſt ein Sieg würde nur der erſte Schritt zu einer um ſo größern Niederlage ſein. „Laßt uns zurück," ſo ſchloß er, „die Engliſchen ſind ermüdet vom Marſch, ſie werden unſeren Abzug nicht ſtören, und ehe die Sonne herauf iſt, haben wir den Tweed im Rücken und wieder ſchottiſch Land unter den Füßen. Da laß uns ihrer warten." Der König erwiderte ſpöttiſch: „Geh' heim, Douglas, wenn Du Dich fürchteſt!" und wandte ſich ab, zum Zeichen, daß er dieſer Ermahnungen überdrüſſig ſei. Bell the Cat erhob ſich und rief dem König zu: „Du biſt undankbar, Jakob, wie ihr's alle geweſen ſeid; ich mag keinem König dienen, der nur Furcht hört, wo Liebe ſpricht."

Während dieſes Geſprächs waren die Lords aufgeſprungen und hatten ſich um den König geſtellt. Eine peinliche Stille trat ein, als Angus vor ihnen vorbei ins Freie ſchritt und ohne Gruß oder Abſchied den Platz verließ. Auch der König ſchien betroffen. Aber die Verſtimmung ſollte nicht lange währen, denn kaum, daß Bell the Cat den Kreis verlaſſen und ſeine Richtung

nach dem rechten Flügel hin, wo die Douglas ſtanden, eingeſchlagen hatte, ſo trat eine andere Geſtalt in den Kreis ein, deren lachende Jugend und männlich ſchöne Erſcheinung raſch den Eindruck verwiſchte, den die Worte Bell the Cats hervorgerufen hatte. Es war der Graf von Caithneß. Vor länger als Jahresfriſt vom König wegen Friedensbruchs in die Acht erklärt, war der Geächtete gezwungen worden, in den unzugänglichen Bergen ſeiner Grafſchaft Zuflucht zu ſuchen. Dort, an der nördlichſten Spitze Schottlands, wo er von der felſigen Küſte aus die benachbarten Orkney-Inſeln überſehen konnte, hatte er unter ſeinen Clansleuten gelebt, in den Hütten jener Sinclairs, die damals wie heut bekannt waren durch ihre Armut und Tapferkeit. Nur dann und wann hatte er ſich in Städte und belebtere Gegenden gewagt, bis Thurſo und ſelbſt bis Inverneß. Auf einem Markttage in Inverneß war es, wo er zuerſt von dem Zuge hörte, den König Jakob gegen England vorhabe, und ſei es, daß ſein altes Vaſallengefühl wieder lebendig in ihm wurde, oder daß er in ſeinem Herzen ſehr wohl wußte, wie der Zorn des Königs am eheſten und beſten zu beſänftigen ſei, gleichviel, ſein Plan war raſch gemacht, und 300 Sinclairs um ſich ſammelnd, zog er gegen Süden, um ſich dem Heere des Königs anzuſchließen. Als er auf dem Boroughmoor von Edinburg erſchien, war der König ſchon ausgezogen, aber unbeirrt in ſeinem Vorhaben, folgte der Graf dem Heereszuge, erreichte Flodden-field in der Stunde der Entſcheidung und trat jetzt an den König heran, in demſelben Augenblick faſt, wo Bell the Cat den König verlaſſen hatte. Er ließ ſich auf ein Knie nieder und bat um Gnade. Der König, der zu keiner Zeit einem ſo ritterlichen Appell widerſtanden haben würde, geriet unter dem Einfluß des Moments, wo jeder kleinſte Vorfall, der die Worte Bell the Cats vergeſſen machen konnte, ihm doppelt willkommen ſein

mußte, in ein faſt überſchwengliches Gefühl des Dankes und der Freude. Er hob den Knieenden auf, küßte ihn und belehnte ihn aufs neue nicht nur mit allem, was die Grafen von Caithneß jemals beſeſſen, ſondern fügte noch Schenkungen und allerhand Gerechtſame dem alten Beſitzſtand hinzu. Auf der Stelle ſollte der Freibrief ausgeſtellt werden. Da kein anderes Pergament im Lager war, ſo wurde eine Trommel geholt und auf das Fell derſelben die Schenkungs-Urkunde niedergeſchrieben. Die Familie der Grafen von Caithneß beſitzt dieſe Rolle bis dieſen Tag, umwickelt mit allerhand Strängen und Schnüren, die man von derſelben Trommel genommen hat.

Am Morgen des 9. September begann die Schlacht. Jegliche Art geſchickten Manöverierens, jede Benutzung von Terrain-Vorteilen ſchien man für dieſen Tag als unwürdige Fechterſtückchen außer Spiel gelaſſen zu haben; es war, als ob beide Nationen übereingekommen ſeien, wie bei einem bloßen Fauſtkampfe feſtſtellen zu wollen, wer den beſten Schlag zu thun verſtände. Die Schotten eröffneten den Kampf, und zwar auf ihrem linken Flügel. Hier ſtanden die Borderer (Grenzer), die Männer von Annandale und Liddesdale. In beſtändigen Grenzkämpfen geſchult und geſtählt, galt von ihrem Mute dasſelbe, was von ihren Speeren galt: beide waren um zwei Ellen länger als irgend ſonſt wo im Lande. In wildem Anlauf ſich auf den rechten Flügel der Engländer ſtürzend, durchbrachen ſie ihn faſt ſo raſch und glänzend wie ein Reiterhaufen ein Viereck durchbricht. Weit über das Ziel hinausſchießend und die Flucht der Engländer verfolgend, kehrten ſie endlich um, um nach der Räuberſitte ihres Landes das Lager zu brandſchatzen und die Toten zu plündern.

Während ſo am linken Flügel koſtbare Minuten verſäumt wurden, fielen am rechten die Würfel der

Entscheidung. Auch hier hatten die Schotten, fast ausschließlich Hochländer vom Clan der Campbells und Gordons, angegriffen, aber mit schlechtem Erfolg. Ihnen gegenüber hielt englische Reiterei unter Befehl von Sir Edward Stanley und Fußvolk, dessen vorderste Reihe aus Bogenschützen von Lancashire bestand. Dies war eine ausgezeichnete Truppe, in Schottland ebenso gefürchtet wie in England berühmt, wo man doch seit den Tagen Robin Hoods gewöhnt war, die höchsten Anforderungen an diese Kunst zu stellen. Ein Hagel von Pfeilen zerstreute, im Nu fast, die ohnehin wild und ungeordnet angreifenden Hochländer, und die nachrückende englische Reiterei säuberte alsbald das Feld. Als Sir Edward sein Werk gethan und keinen Feind mehr vor sich sah, sammelte er die Seinen und in schräger Linie über die schottische Schlachtreihe hinaus vordringend, faßte er jetzt das Centrum des Feindes im Rücken.

Hier im Centrum kämpfte man seit 5 Stunden Mann gegen Mann, nichts war gewonnen und nichts war verloren, kein Kommandowort wurde gegeben oder gehört, man schlug sich und stand in Blut. So stand der Kampf, als die vordersten Reihen Sir Edward Stanleys im Rücken des Feindes erschienen. Ohne ein Kommandowort abzuwarten, wechselten die zu hinterst stehenden Glieder der Schotten ruhig die Front und fochten weiter. Gedrängt von zwei Seiten, schien sich nichtsdestoweniger der Sieg auf die Seite der Schotten neigen zu wollen; Sir Edward Stanley zog sich in seine frühere Stellung zurück, und Graf Surrey, matt, oder des Blutvergießens müde, ging auf eine kurze Strecke rückwärts, um zu mustern, was ihm geblieben sei. In diesem Moment scheinbaren Sieges, als der nach zwei Seiten hin abrückende Feind zum erstenmale Gelegenheit gab, von der Kampfesarbeit auszuruhn

und statt auf die Feinde vor sich, auf die Freunde neben sich zu blicken, in diesem Moment scheinbaren Sieges erkannten die Schotten, daß sie geschlagen seien. Was sie während des Kampfes nicht gesehen hatten, das sehen sie jetzt. Die vielen Tausende, die auf dem siegreich verteidigten Streifen Land gestanden hatten, waren zu eben so vielen Hunderten zusammen geschmolzen. Alle Führer waren erschlagen, Crawford tot, Montrose tot; man suchte nach dem König, aber man suchte vergebens. Als die Sonne des nächsten Tages auf die Wahlstatt fiel, fanden die Engländer das Feld von dem Feinde verlassen, den sie gestern vergeblich bekämpft hatten. Keine Verfolgung fand statt; Graf Surrey wußte, daß die führerlosen Trümmer ohnehin auseinander fallen würden.

Wo der König fiel, wer ihn fand und wo man ihn fand, darüber ist niemals Zuverlässiges bekannt geworden. So kam es, daß sich, auf lange Zeit hinaus, beim Volk der Glaube lebendig erhielt, König Jakob sei nicht gefallen, er lebe noch und habe das Kreuz genommen, um die große Schuld seines Lebens, die Auflehnung gegen seinen Vater, am heiligen Grabe abzubüßen.

Dieser Glaube fand Nahrung in dem Umstand, daß sich unter den Trophäen, die Graf Surrey nach London heimführte, jener Eisengürtel nicht vorfand, den der König, wie jeder Schotte wußte, seit 25 Jahren getragen und nie abgelegt hatte. Aber freilich andere Schätze führten die Sieger heim, die kaum minder deutlich sprachen und das entgegengesetzte Zeugnis ablegten. Des Königs Schwert und Dolchmesser waren gefunden worden, und vor allem jener verhängnisvolle Türkisenring, den ihm die Königin Anna als das Zeichen ihrer Huld und ihres Zutrauens gesandt hatte. Schwert und Dolch befinden sich bis diesen Augenblick

im College of Heralds, d. h. in der Wappenkammer zu London.

Der Tag von Floddenfield war der eigentliche Sterbetag Schottlands; in den 90 Jahren, die noch zwiſchen dieſem Tag und der Vereinigung beider Königreiche liegen, war das Land wenig mehr als eine eroberte Provinz, der man übereingekommen war, den Schein und den Glauben an ihre Selbſtändigkeit zu laſſen. Seine Macht und ſein Anſehen war gebrochen, und von der Trauer, die das ganze Land erfüllte, giebt am beſten das Lied Kunde, das den Titel: „the flowers of the Forest" führt und nicht ohne Grund das Sterbelied Schottlands genannt worden iſt. Es lautet wie folgt:

Ich hörte ſie ſingen, wenn Morgens ſie gingen
Die Herde zu melken, die draußen ſteht;
Nun hör' ich ihr Wehe, wo immer ich gehe —
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Vorüber das Recken an Wegen und Hecken,
Still eine neben der andern geht,
Sie können nicht ſcherzen mit Trauer im Herzen,
Und was ſie ſprechen iſt leiſes Gebet.

Kein Erntereigen; es ſchweigen die Geigen,
Kein Tänzer, der fröhlich im Tanze ſich dreht
Auf Märkten und Meſſen die Luſt iſt vergeſſen —
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Kommt Dämmerſtunde, nicht mehr in die Runde
Das Haſchen und Pfänderſpielen geht,
In ſtiller Kammer verbirgt ſich ihr Jammer —
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Dahin unſre Kränze! wir zogen zur Grenze,
Wo Englands Banner im Winde gewebt,
Unſre Blumen vom Walde, ſie ruhn auf der Halde,
Die Blüthe des Landes iſt abgemäht.

Ich hörte ſie ſingen, wenn Morgens ſie gingen,
Die Herde zu melken, die draußen ſteht;
Nun klingt ihre Klage von Tage zu Tage:
Die Blumen des Waldes ſind abgemäht.

Von Edinburg bis Stirling.

Zwischen Edinburg und Stirling existiert neben der Eisenbahn auch eine Dampfschiffverbindung. Wer Eile hat, wählt wie gewöhnlich den Schienenweg, wer Muße hat und frischer Luft und schöner Ufer sich freuen will, macht es wie wir und schlägt die Wasserstraße ein. Gegen Mittag verließen wir Edinburg, um in Leith, dem bekannten Hafen von Edinburg, an Bord zu gehen. Eigentlich nicht in Leith, sondern in Granton, einem etwas höher hinauf gelegenen Hafenplatz, der um seiner Wassertiefe sowohl wie um seiner bessern Dämme und Anlegeplätze willen, dem schlecht in Stand gehaltenen Hafen von Leith siegreiche Konkurrenz zu machen droht. Um nach Leith oder Granton oder Newhaven (einem dritten Hafenplatz, der zwischen den beiden andern liegt) zu gelangen, mietet man entweder ein Fuhrwerk, oder bedient sich der Verbindungsbahn, die zwischen Edinburg und diesen drei Plätzen läuft. Die Bahn ist wenig über eine halbe deutsche Meile lang und gleicht einem Arm, der an seinem Endpunkt in drei einzelne Finger ausläuft: Ringfinger Leith, Mittelfinger Newhaven, Zeigefinger Granton.

Wir wählen diese Verbindungsbahn, um nach Granton zu gelangen, machen die Fahrt in etwa sieben Minuten, und ohne viel Suchen und Fragen uns dem

Menſchenſtrom überlaſſend, der aus den Bahnhofsgebäuden heraus ins Freie drängt, geraten wir endlich an allerhand Quais und Baſſins, Werften und Hafendämmen vorbei, an den eigentlichen Granton-Pier (Mole), an dem der Rob Roy, der uns flußaufwärts tragen ſoll, bereit liegt und durch gelegentliches Ziſchen und Pruſten — jeder hat ſeine Art — zu ſeiner Beſteigung einladet. Wir wiſſen, wie es gemeint iſt, ſteigen, vom Quai aus verſchiedene Treppen hinunter und wieder hinauf und machen es uns endlich auf dem Hinterdeck des Steamers mit Hilfe von Bänken und Feldſtühlen möglichſt bequem. Zu rechter Zeit. Kaum daß wir eine gute Rückenlehne gefunden und die Plaids über unſere weit vorgeſtreckten Füße gebreitet haben, ſo folgt der ſtillen ſchwarzen Rauchwolke des Schornſteins das bekannte Brauſen und Schnaufen, endlich das Raſſeln und Schaufeln, und von der Wand des Bollwerks in eleganter Wendung ſich loslöſend, trägt uns jetzt bei hellem Sonnenlicht der Steamer ſtromaufwärts.

Solche Fahrten flußauf- oder abwärts haben in den meiſten Fällen einen verwandten Charakter und die Bilder bleiben ſo ziemlich dieſelben, ob die Flußmündung, um die es ſich handelt, der Elbe oder der Oder, dem Merſey oder dem Forth angehört. Etwas freilich hat der Forth vor den ebengenannten voraus, die Fülle hiſtoriſch-romantiſcher Anknüpfungen nämlich, die mich beſtimmen würden, die ganze Fahrt mit einer Rheinfahrt zu vergleichen, wenn wir nicht in unſern heimatlichen Marken einen Fluß hätten, der dem Leſer das Charakteriſtiſche des Forth nach dieſer Seite hin noch deutlicher wiederzugeben vermag, ich meine die Havel. Jedes Land und jede Provinz hat ihre Männer, aber manchem Fleck Erde wollen die Götter beſondere wohl, und ihm die Rennbahn näher legend, die Gelegenheit zur Kraftentwickelung ihm beinahe aufzwingend, gönnen ſie

dem bevorzugten Landesteil eine gesteigerte Bedeutung. Ein solcher Fleck Erde ist das beinah' inselförmige Stück Land, um das die Havel ihr blaues Band zieht. Es ist der gesunde Kern, daraus Preußen erwuchs, jenes Adler-Land, das die linke Schwinge in den Rhein und die rechte in den Niemen taucht. Wohl ist es deutungsreich, daß genau inmitten dieser Havelinsel jenes Fehrbellin liegt, auf dessen Feldern die preußische Monarchie gegründet wurde. Und welch historischer Boden diese Insel überhaupt! Entlang an den Ufern des Flusses, der sie bildet, hatten (und haben noch) jene alte Familien ihre Sitze, die, von den Tagen der Quitzows an, mehr auf Charakter als auf Talent hielten und deren Zähigkeit und Selbstgefühl, die doch nur die Typen unseres eigenes Wesens sind, wir uns endlich gewöhnen sollten, mehr mit Respekt als mit Eifersucht anzusehen. Auf dieser Havelinsel und jenem schmalen Streifen Land, der nach außen hin sie umgürtet, liegen die Städte und Schlösser, darin der Stamm der Hohenzollern immer neue Zweige trieb; liegen die Städte, darin drei Reformatoren der Kunst das Licht der Welt erblickten: Winckelmann, Schinkel und Schadow (von denen der zweitgenannte eine Kasernenstadt in eine Stadt der Schönheit umwandelte); liegen die Herrensitze, darin Zieten, Kneſebeck und die Humboldts geboren wurden, Zieten, der liebenswürdigste und volkstümlichste aller Preußenhelden, und Kneſebeck, der in winterlicher Einsamkeit den Gedanken ausbrütete, „die Macht Napoleons durch die Macht des Raumes zu besiegen."

Mit diesem Havelland, dem es, wie jeder Potsdam-Besucher wissen wird, auch keineswegs an Schönheit und malerischem Reiz gebricht, möcht ich die Ufer des Forth vergleichen, die jetzt während wir im Steamer den Fluß hinauf fuhren. mit Dörfern und Villen, Städten und Burgen, vor allem aber mit dem Klang berühmter Namen

zu uns herübergrüßten. Freilich nicht alle dieſe Namen, die wie ein bekannter Ton unſer Ohr trafen, gehörten dieſem Flußufer als ihrem eigenſten Boden an, viele waren, zumal aus den nördlichen Grafſchaften her, an dieſe bevorzugtere Stelle nur verpflanzt; aber jedenfalls doch zog ein gutes Stück der Landesgeſchichte an uns vorüber, als wir, in lebhaftem Geſpräch mit einem jungen Schotten, der leuchtenden Auges um ſich ſah, die Namen Morton und Moray, Bruce und Stuart, Keith und Dundas, Abercrombie und Elgin vernahmen. Mehr denn fünf Jahrhunderte umfaßten dieſe Namen, von jenem Tage von Bannockburn an, wo der Name Bruce das Fundament zu ſeinem Ruhme legte, bis jenem Tage von Abukir, wo Sir Ralph Abercrombie ſiegte und fiel.

Die Ufer des Forth ſind bunt und belebt und namentlich zu Anfang der Fahrt, wo die weiten Entfernungen bis zum Ufer hin, die Dörfer und Städte mehr gedrängt erſcheinen laſſen, als ſie in Wahrheit ſind, haben wir den Eindruck eines heiteren und ziemlich reichen Bildes. Dort aber, wo der Fluß ſich zu verengen beginnt und die weiten Diſtanzen ſichtbar werden, die zwiſchen den einzelnen Kirchtürmen liegen, erkennt man doch, daß man ſich an einer nördlichen Küſte befindet, die jedem Wind und Wetter preisgegeben, in allem, was ſie hervorbringt, nur einem Zwange nachgiebt und den Menſchen mehr duldet und hinnimmt, als ihm gebührt.

Wir hatten unſere Plätze in der Nähe des Steuerruders längſt aufgegeben und ſchritten jetzt, nachdem wir bei Tiſch einige Bekanntſchaften angeknüpft hatten, auf dem Deck des Steamers in ziemlich lebhaftem und oft wechſelndem Geſpräche auf und ab. Außer den hübſchen Ufern, nach denen wir von Zeit zu Zeit hinüber ſahen, nahm vor allem ein blinder Fiedler, der neben dem großen Schornſtein des Dampfſchiffes ſaß, und ein

engliſches Ehepaar, deſſen nicht allzu angenehme Bekanntſchaft wir ſchon bei Tiſche gemacht hatten, unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Wir hatten noch keine Ahnung, daß Fiedler und Ehepaar bald in nähere, allerdings nicht freundſchaftliche Beziehungen treten würden.

Das engliſche Ehepaar beſtand aus einem grämlichen alten Herrn und einer jungen blaſſen Frau, die ſehr hübſch geweſen wäre, wenn nicht etwas Stechendes in ihrem Auge und die feſt zuſammengepreßten blaſſen Lippen allzudeutlich verraten hätten, daß ſie nicht gewohnt war, mit dem Scepter der Milde zu regieren. Ihr Gatte, wiewohl nicht ganz energielos im Ausdruck, ſchien dennoch, wie ſo viele Gatten vor und nach ihm auf das Auskunftsmittel verfallen zu ſein, die Linie eigener Anſchauungen nur noch als Bekräftigungs- und Unterſtreichungslinie für die Anſichten ſeiner Frau zu verwenden. Die blaſſe Dame, die, wie man ihr laſſen muß, das Ladyhafte mit vielem Geſchick zur Schau ſtellte, hatte bei Tiſch die Auſternſauce „very bad“ gefunden, worauf ihr Gemahl mit einem „very bad, indeed“ geantwortet hatte; ja bei Gelegenheit der ſchlecht gekorkten Flaſche Porter hatte er ſich in ſeiner Huldigung noch weiter verſtiegen und dem „shoking“ ſeiner Lady ein unumwundenes „shameful“ hinzugefügt. Die Schotten, alt und jung, aus denen die Tiſch- und Reiſegeſellſchaft faſt ausſchließlich beſtand, hatten dieſem krittlichen Weſen des engliſchen Ehepaares nicht ohne Verdrießlichkeit zugehört, weil ſie jenen Ton der Überhebung darin zu finden glaubten, den Engländer ſo gern anſtimmen, wenn ſie den Tweed im Rücken haben. Einiges Gemurmel war am unteren Ende des Tiſches bereits laut geworden; andere, die dem Ehepaar näher ſaßen, hatten durch Lächeln und Geflüſter, zum Teil auch durch ein paar gäliſche, dem Engländer alſo unverſtändliche Worte ihrem Herzen Luft gemacht, als

noch rechtzeitig die Tafel aufgehoben wurde und alles wieder treppauf stieg, um die Promenade oben auf Deck zu beginnen.

Der alte Fiedler saß noch immer an seinem Schornstein und sang Burnssche Lieder, scheinbar unbekümmert um das, was um ihn herum vorging. Er hörte aber mit dem scharfen Ohr, das Blinden eigen ist, sehr wohl die für seine künstlerische Reputation höchst unschmeichelhaften Worte des alten Engländers, Worte, unter denen earsplitting (ohrzerreißend), scandalous und shameful noch durchaus nicht die schlimmsten waren. Er hörte auch, daß alle diese Worte nur der Baßwiderhall einer scharfen, wenn auch nur leisen Diskantstimme waren, und sein Schlacht- und Racheplan war gemacht. Vielleicht auch, daß einer der jungen Schotten die Hand im Spiele hatte. Wir waren just in gleicher Höhe mit dem Städtchen Alloa und ließen uns eben von Darnley erzählen, der hier die letzten Wochen, die seinem jähen Tode vorausgingen, zubrachte, als uns, die wir aufmerksam dem Vortrag folgten und über die Schiffswand hinaussahen, ein herzliches Gekicher und bald auch ein lautes Lachen in die Nähe des Schornsteins rief, wo ein Dutzend Schotten um den blinden Fiedler herumstanden. Eben machte er seine letzten Striche über die alte Geige und wir bedauerten schon, zu spät gekommen zu sein, als ein allseitiges „dacapo, dacapo! Go on, Bobby, let us have it once more!" den Alten zu einem kurzen Präludium instigierte, dem nun rasch die Burnsschen Strophen folgten, die wir das erste Mal überhört hatten. Er sang in recitativischer Weise:

Was kann ein jung Mädel, was soll ein jung Mädel,
Was kann ihr, was soll ihr ein ältlicher Mann?
Ich muß mich gedulden bei all seinen Gulden,
Womit er das Herz meiner Mutter gewann.

Das Ehepaar ging in diesem Augenblick dicht an dem Fiedler vorbei, und der Umstand, daß kein Wort, keine Bemerkung über die Lippen beider kam, sagte dem Alten deutlich, daß die Rache, die er genommen, nicht wirkungslos geblieben sei. Er hielt einen Augenblick inne, aber das „go on Bobby" der Umstehenden ließ ihm keine Wahl und rasch hinter einander fort folgten nun die drei übrigen Strophen:

Nichts hat er wie Sorgen vom Abend zum Morgen,
Er hustet, daß ich nicht schlafen kann;
Halbtaub seine Ohren, sein Blut wie gefroren,
Ach traurig die Nacht mit 'nem ältlichen Mann!

Er nörgelt und brummelt, er quärgelt und mummelt,
Ich mach ihm nichts recht und dann fährt er mich an,
Zu nichts ist er tüchtig, nur eifersüchtig
Ach ist er, weiß Gott, wie ein ältlicher Mann.

Meine Tanten und Paten, die ha'n mir geraten:
„Du mußt ihn mehr ärgern den alten Tropf."
Bei meiner Seelen, tot will ich ihn quälen,
Und dann für den alten 'nen neuen Topf.

Der Beifall wiederholte sich jetzt, überhaupt hätte dem Alten nichts Besseres passieren können, als die Ungnade des englischen Ehepaares. Alle Börsen wurden jetzt gezogen und in die Mütze des Blinden, in die bis dahin nur spärliche Pennys gefallen waren, fielen jetzt allerhand Silbermünzen. Das Ehepaar selbst hatte inzwischen längst seinen Rückzug angetreten, und während die Lady auf den Polsterbänken der Kajüte zu schlafen vorgab, zog sich der hochrot gewordene Eheherr hinter die Wandschirmfläche einer aufgeschlagenen Times-Nummer zurück. Vor ihnen stand Sodawasser.

Natürlich trieb man den Scherz nicht weiter, aber

auch wenn man gewollt hätte, es hätte ſich verboten. Wir waren den Forth, der vor zwei Stunden noch in voller Breite eines Haffs vor uns gelegen hatte, jetzt ſo hoch hinauf gefahren, daß das Schiff, wie ein Wagen in einer ſchmalen Straße, nur eben noch lenken und umkehren konnte; der Meerbuſen war zu einem Graben geworden. In einiger Entfernung ragte das ſchöne Stirling-Caſtle maleriſch in die Luft; ein an unſeren Rob Roy anlegendes, flaches Fährboot aber, darin Paſſagiere und Sachen raſch hineingeſchafft wurden, ließ uns nicht Zeit zu müßiger Betrachtung vom Deck des Steamers aus. Wir nahmen vielmehr Platz auf den teppichbedeckten Ruderbänken des Boots und die flachen Windungen des Forth noch eine Viertelſtunde weiter hinauf verfolgend, hielten wir endlich an einem Erlengebüſch, das unmittelbar vor der Stadt gelegen, noch einmal wie eine grüne Wand Stadt und Schloß unſeren Blicken entzog.

Stirling-Castle.

Wir hielten alsbald vor dem von Menschen und Wagen umlagerten Hotel Royal, und nachdem wir, den Reisesack in der Hand, eine Viertelstunde lang geduldig gewartet und nur von Zeit zu Zeit unsere ergebene Anfrage can we have a double-bedded room wiederholt hatten, traf uns endlich ein gnädiges Kopfnicken Mr. Campbells und eine Zimmer-Nummer nennend, flog nunmehr einer der Kellner vor uns die breite, teppichbelegte Treppe hinauf, um oben angelangt mit einer auffordernden Handbewegung gegen uns, in einem der Korridore zu verschwinden. Das große und saubere Zimmer, in das wir geführt wurden, lag nach hinten hinaus, was ein neuer Vorzug war, da die Front des Hauses keine Aussicht bietet, während die Hinterzimmer auf den alten, malerisch gelegenen Stadtteil hinausblicken, der sich am Abhang des Hügels hinauf und hinunter zieht.

Das schöne Wetter mahnte, keine Zeit zu verlieren und die Stunden bis Sonnenuntergang noch zu einem ersten Ausfluge zu benutzen. Unser Gang führte uns zunächst durch die Stadt. Stadt Stirling liegt teils am Fuße, teils am Ostabhange jenes Felsenhügels, auf dessen höchster Spitze Schloß Stirling ragt. Die vom Hügel herabsteigenden Straßen und Gassen münden

mehr oder minder ſenkrecht in die am Fuß des Hügels ſich hinziehende High-Street*) ein, die jetzt, ohne ſchön oder irgendwie bemerkenswert zu ſein, doch die Hügelſtraßen an Ausdehnung und Wohnlichkeit übertrifft. Dieſe High-Street entſpricht mutatis mutandis der Princesſtreet von Edinburg, während das Gewirr der hügelanſteigenden Straßen und Gaſſen, in Erſcheinung, Lage und Fülle hiſtoriſcher Rückerinnerungen an die Altſtadt von Edinburg erinnert. Auch die Schloßhügel beider Städte ſind in Höhe, Formation und Umgebung nahe verwandt und ihre Linien unterſcheiden ſich nur in ſo weit, daß — um ein etwas kühnes, aber wie ich hoffe bezeichnendes Bild zu gebrauchen — das Edinburger Schloß einem liegenden, das Stirlinger aber einem ſitzenden Löwen gleicht. Beide erheben ſich plötzlich und unvermittelt aus der Ebene und blicken, dem Hochlande zugewandt, wie Wächter landeinwärts; die Rückenlinie des wie ſchlafend daliegenden Edinburger Hügels aber iſt eine allmählich aufſteigende, während Stirling-Caſtle bereits, wie vor einem nahen Geräuſch, in die Höhe gefahren iſt und mit halbſenkrechter Rückenlinie erwartungsvoll daſitzt. Dieſer Rückenlinie entſprechend, ſind natürlich auch die Straßen, die ſich dieſelbe hinaufziehen: die Edinburger Straßen lang und allmählich ſich verlaufend, die Stirlinger Straßen kurz und ſteil.

Von unſerem Ausfluge durch die Stadt zurückkehrend, ſteigen wir jetzt durch ein Gewirr von Gaſſen, das endlich in eine breite, platzartige Straße ausläuft, den Hügel hinan und befinden uns alsbald Angeſichts von Stirling-Caſtle auf einer mauerumkränzten Es-

*) High-Street hat im Engliſchen nie die Bedeutung von hochgelegener Straße, ſondern immer nur von Haupt-Straße.

planade, die den Vorhof zum Schloſſe ſelber bildet. Wir verweilen hier einen Augenblick, weniger um über die Mauereinfaſſung hinweg nach rechts und links hin in die ſchöne, lachende Landſchaft hineinzublicken, als um den maleriſch koſtümierten Hochländern einen Blick zu gönnen, die vor und neben uns die ganze Scene beleben. Aus dem Schloßthor heraus treten einzelne und in Gruppen, teils um den Weg zur Stadt hin einzuſchlagen, teils um ſeitabwärts auf einem großen, zur Esplanade gehörigen Raſenplatz an dem Spiele teilzunehmen, das bereits ein Dutzend Mitſpieler zählt und in beſtem Gange iſt. Die erſteren, die mit pathetiſchem Schritt die Hügelſtraße hinunter ſteigen, ſind in vollem Hochlandskoſtüm und die Interimsjacken von weißem Tuch, die ſie ſtatt der roten Uniformen tragen, geben ihnen ein doppelt gefälliges Anſehen. Weniger ſorglich gekleidet ſind die Spieler auf dem Raſen; der Kilt iſt abgelegt und die proſaiſche Hoſe an ſeine Stelle getreten; eine Leinwandjacke erſetzt den Rock und nur der rot und weiß karrierte Mützenſtreifen giebt die Spielenden als Soldaten eines Hochlandsregiments zu erkennen. Wir treten näher, um dem Spiele zuzuſehen, das uns durch ſeine Neuheit überraſcht und von dem wir hören, daß es zu den nationalen Spielen des Landes gehört. Es iſt ein Spiel, das zwiſchen dem Diskuswerfen des alten und dem Bocciaſpiel des neuen Roms die Mitte hält, richtiger ſich aus beiden zuſammenſetzt. Statt der Scheiben des einen und der Kugeln des anderen Spieles nimmt man ſchwere Eiſenringe, die etwas größer und ſchwerer ſind als gewöhnliche Hufeiſen und deren Zahl von der Zahl der Mitſpielenden abhängt. Ein guter Spieler eröffnet den Reigen, tritt an eine beſtimmte Stelle und wirft den ſchweren Eiſenring ſo weit er kann feldeinwärts. Nun folgen die anderen, wobei

jeder dem zuerſt geworfenen Ringe ſo nah wie möglich zu kommen ſucht. Würde es ſich bloß um das Treffen des Ringes handeln, ſo hätten wir das Bocciaſpiel in wenig veränderter Form, da aber der erſte Ring mit Aufwand von Kraft auf eine weite Diſtanz hinaus geſchleudert wird, ſo wird aus dem Geſchicklichkeitsſpiel zu gleicher Zeit ein Kraftſpiel, in dem nur der ſiegt, der über beides verfügt. Das Spiel feſſelte uns ſo, daß wir, ſelbſt Angeſichts von Stirling-Caſtle, ruhig am Rande des Raſenplatzes ſtehen blieben, Partei ergriffen für dieſen und den und mit ungeſchwächter Freude zuſahen, wenn mal auf mal das blank geputzte Eiſen durch die Luft flog und wie ein ſich drehender Spiegel nach allen Seiten hin die Sonnenſtrahlen ausſtreute. Das Spiel feſſelte uns, aber noch mehr erfreute uns die Stattlichkeit und die Heiterkeit der Leute, die hier ungezwungen, ohne Dreſſur und Überwachung, die Spiele ihres Landes ſpielten.

Wir ſind ſehr irre, wenn wir uns das engliſche Heerweſen als einen Mechanismus vorſtellen, der den letzten Reſt von Freiheit und Selbſtändigkeit aus den Individuen ſtreicht. Das iſt durchaus nicht der Fall. Auch der engliſche Soldat bleibt immer noch ein Engländer und man hütet ſich wohl, ihm von ſeinem Selbſtgefühl mehr zu nehmen als nötig iſt. Armeen, die reich ſind an verheirateten Leuten, werden immer von ſelbſt dahin geführt werden, das Individuum zu reſpektieren und in dem Manne das zu ſehen, was er iſt, einen Mann.

Wir traten nun durch das ziemlich unſcheinbare Burgthor in Stirling-Caſtle hinein. Gleich zur Rechten war das Wachtlokal. Die Fenſter ſtanden offen, kein Poſten vor'm Gewehr ſchritt auf und ab, nur ein Sergeant vom berühmten 93ſten Regiment (die Sutherlands) ſaß mit übereinander geſchlagenen Knieen auf

einem Bänkchen, das zwiſchen dem Wachthaus und den Gewehren ſtand und blätterte in einem Buch. Als wir näher kamen, ſah er auf. Es war ein ſo ſchöner Mann, daß wir, ohne uns Rechenſchaft zu geben von dem, was wir thaten, a tempo ſtehen blieben und mit nicht mißzuverſtehenden Zeichen der Bewunderung zu ihm hinaufblickten. Er bemerkte es, ſtand auf, lächelte uns einen Gruß zu, der zu ſagen ſchien: „Nur zu! mir ſind ſolche Huldigungen nichts neues,“ und ſah uns dann ſeinerſeits freundlich und mit Teilnahme nach, bis wir weiter aufwärts hinter den verſchiedenen Baulichkeiten des Schloſſes verſchwanden. Er hatte uns aller Wahrſcheinlichkeit nach für Maler gehalten und ſeit lange daran gewöhnt, von Künſtlern und Dilettanten erſt bewundert und dann gemalt zu werden, hatte er uns andeuten wollen, daß er nötigenfalls bereit ſei, die Pflichten ſeines Amtes mit denen eines Modells in Einklang zu bringen.

Stirling-Caſtle, in derſelben Weiſe wie der Londoner Tower oder Schloß Edinburg, beſteht aus einem bunt zuſammengewürfelten Häuſerhaufen, der allen möglichen Jahrhunderten und Bauſtilen angehört und dem nichts gemeinſam iſt als der Fels, darauf er ſteht, und die Wallmauer, die ihn umzieht. Palaſt, Kapelle und Parlamentsgebäude drängen ſich hier auf engſtem Raum zuſammen, unterbrochen halb und halb verbunden durch Kaſernen, Waffen- und Munitionshäuſer, von denen einzelne fünfhundert und andere nicht fünfzig Jahre zählen. Eine der Kaſernen iſt ſo geſtellt, daß ſie das ganze Areal des Felſens in faſt zwei gleiche Teile teilt und einen langen überwölbten Gang paſſierend, der durch die ganze Tiefe dieſes Hauſes ſich hinzieht, erreichen wir am entgegengeſetzten Ende den weit vorgeſchobenſten Punkt des Wallrands, der nach drei Seiten hin eine entzückende Ausſicht geſtattet. Nur nach hinten zu ver-

ſchließt uns der Kaſernenbau, den wir ſoeben paſſiert haben, die Ausſicht auf die Stadt. Das Bild, das ſich von dieſer Stelle aus vor dem Beſchauer entrollt, iſt ganz einzig in ſeiner Art und übertrifft an eigentümlichem Zauber jenes Panorama noch, das uns ein Blick von Edinburg-Caſtle gewährt.

Worin dies Plus an Reiz und Schönheit zu ſuchen, iſt ſchwer zu ſagen. Aber eine Vermutung ſei wenigſtens geſtattet. Das ſchöne Bild, das ſich einem vom Edinburger Schloſſe aus bietet, zerſplittert unſere Empfindung, ſtatt ſie auf einen Punkt, nach einer Richtnng hin zu konzentrieren. Das Gefühl, um deſſen Erweckung es ſich beim Beſuche ſolcher und ähnlicher Plätze handelt, iſt das romantiſche, und ſelbſt der größte Philiſter, der in Holyrood oder Edinburg-Caſtle eintritt, bringt ein gewiſſes Maß von gutem Willen mit, ſich auf fünf Minuten poetiſch anregen, romantiſch ſtimmen zu laſſen. Er wird ſeinen Zweck erreichen, ſeinen kleinen Hausbedarf befriedigen und ſich um die größere oder geringere Intenſität deſſen, was auf ihn wirkt, nicht lange ſorgen und kümmern. Ein feinerer Sinn aber, der auf dieſem Gebiet wie ein ſenſibler Elektrometer ein Plus oder Minus zu unterſcheiden weiß, wird, wenn er auf der Halbmond-Batterie von Edinburg-Caſtle Poſto faßt, zu keinem ungeteilten Genuſſe kommen. Das Bild, das ſich vor ſeinem Auge entrollt, an maleriſcher Schönheit dem Bilde, das Stirling-Caſtle bietet, vielleicht überlegen, wird ihm gleichzeitig eine Fülle von Dingen zeigen, die den romantiſchen Traum, wenn auch nicht roh und plump zerſtören, aber doch immerhin unterbrechen. Sein Empfinden wird zu keiner Einheit kommen. Die Neuſtadt von Edinburg, die zu ſeinen Füßen liegt, die Säulen und Statuen, die zu ihm heraufblicken, die Omnibus, die Princes-Street paſſieren, die Eiſenbahnzüge, die landeinwärts, die Dampfboote, die ſtromauf-

wärts ziehen, alles das trägt einen fremd-modernen Klang in das alte Lied, und ſelbſt die Altſtadt, die ſich oft mehr in allermodernſten Schmutz als in die Patina klaſſiſcher Traditionen kleidet, ſtimmt nicht völlig harmoniſch in die alte Weiſe ein, die wir am liebſten in aller Reinheit und Simplizität vernehmen. Dieſen Klang gewährt uns Stirling-Caſtle, zum wenigſten an jener Stelle ſeines Wallrands, über die wir uns jetzt hinauslehnen und in die untergehende Sonne blicken, die wie ein feuriger aber ſtrahlenloſer Ball über den Bergen des Hochlands hängt. Vor uns, in Schläge aller Formen und Größen geteilt, dehnen ſich bis zum Gebirge hin die Fruchtfelder der ſchönen Grafſchaft Menteith; nichts unterbricht die ſtille romantiſche Sprache des Platzes, auf dem wir ſtehen, wohl aber iſt es, als antworte ein Echo aus all den Feldern und Bergen her, die dies jetzt wie verzaubert daliegende Schloß in weiten Kreiſen umziehen.

Unmittelbar zu unſerer Linken und Rechten ſteigen zwei kleinere Felſen neben dem eigentlichen Schloßfelſen auf, der eine der Ladys Rock (rock = Felſen), der andere der Mole Hill geheißen. Wie zwei Löwen-Junge ſitzen ſie neben dem Alten, der ernſt in die Ferne ſieht. Auf dem Ladys Rock ſaßen einſt die Damen des ſchottiſchen Hofes wie auf der Höhe eines Amphitheaters und ſahen den Turnieren und Ritterſpielen zu, die am Fuß des Hügels aufgeführt wurden; der rechts gelegene Mole Hill aber ſah oft die düſtere Kehrſeite jener heiteren Bilder. Mancher ſiegte nur beim Turnier und empfing vom Ladysfelſen her den Kranz ſeiner Dame, um früher oder ſpäter als ein Opfer rach- und eiferſüchtiger Majeſtät auf dem Mole Hill zu ſterben. Der Mole Hill war der Hinrichtungsplatz.

Und wie oft entſchieden ſich die Geſchicke des Landes auf dieſen Feldern, die Stirling-Caſtle in kaum meilen-

weitem Kreise umziehen; vierzehn Schlachtfelder sind es, die man, den Wallrand umschreitend, wie einen dichtgeflochtenen Kranz um Stirling gelagert sieht. Nach Norden hin die Stirlinger Brücke und Sheriſmuir, nach Südosten hin Falkirk und Sauchieburn, vor allem aber im Süden jenes Feld von Bannockburn, das noch jetzt in Liedern klingt und jeden einzelnen mit stolzer Freude füllt.

Es bedurfte eines Entschlusses, sich von dem Wallrand loszureißen, der wie ein Zaubergürtel dieses Schloß umzog. Noch ein Blick über die Felder fort bis ins Hochland hinein, dann kehrten wir auf den Schloßhof zurück, um den Anblick der Sehenswürdigkeiten nicht zu versäumen, die Stirling-Castle selber bietet.

Diese Sehenswürdigkeiten bestehen aus dem alten Palaste (einem ehemaligen Lieblingssitze der schottischen Könige), aus der Kapelle, die jetzt als Rüst- und Waffenkammer dient und aus dem sogenannten „Douglas-Zimmer." Das letztere befindet sich in der Nordwestecke des Schlosses und führt seinen Namen in Erinnerung an William Douglas, der hier von König Jakob II. ermordet wurde. Lord William Douglas, dessen Haus eben damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, hatte mit den Lords Roß und Crawford eine Art Schutz- und Trutzbündnis geschlossen, dessen letzter Endzweck sich gegen den König richtete und mindestens die Macht und das Ansehen der Krone erschüttern sollte. König Jakob berief seinen übermütigen Vasallen nach Schloß Stirling, versprach ihm Sicherheit und frei Geleit und suchte ihn, als er wirklich erschien, von dem geschlossenen Bündnis abzuziehen. Als Douglas unerbittlich blieb, zog der König endlich den Dolch und stieß den Lord mit den Worten nieder: „Wenn nichts helfen will, so helfe dies." Das Zimmer, in dem dieser Mord (der damals ein ganz ungewöhnliches Aufsehen gemacht zu haben scheint)

begangen wurde, zeigt nichts mehr, was an ſo blutige Vorgänge erinnern könnte. Die Einrichtung, beſonders allerhand Schnitzwerk und die Holzbekleidung an Wand und Decke, hat zwar die mittelalterlichen Formen beibehalten, aber alles ſah ſo blink und blank aus, daß man auf den erſten Blick die Nachbildung erkennen konnte. Auch wird ſie nicht geleugnet. Ungefähr da, wo Douglas den erſten Dolchſtich empfing, ſtand jetzt ein kleiner Mahagoniſchreibtiſch, an dem ein Bau- und Rechnungsführer ſeine Quittungen ſchrieb. Bis vor etwa ſechzig Jahren war man in Zweifel darüber, ob das ſogenannte Douglaszimmer denn auch wirklich Anſpruch auf ſeinen Namen habe. Einige Geſchichtskundige hatten ſich nämlich immer geneigt gezeigt, den Schauplatz des Mordes an eine ganz andere Stelle des Caſtells zu verlegen. Seit 1794 aber iſt der Streit zu Gunſten der alten Tradition geſchlichtet. Als in jenem Jahre der Garten umgegraben wurde, der ſich noch jetzt an den Fenſtern des Douglas room entlang zieht, fand man acht Schritt von der Mauer entfernt ein Skelett, mit deſſen Hilfe die Akten über dieſen Gegenſtand geſchloſſen wurden. Es heißt nämlich in alten ſchottiſchen Geſchichtsbüchern ganz ausdrücklich, daß der Leichnam des Ermordeten aus dem Fenſter geworfen und in einiger Entfernung von demſelben, von den Dienern des Königs verſcharrt wurde. Es muß auffallen, daß in einer Zeit, in der die Dolche von jedermann ſo loſe in der Scheide ſteckten, gerade dieſer Mord ein ſo nachhaltiges Aufſehen hervorgerufen hat. Es ſcheint aber, daß man, ganz abgeſehen von der Macht des Mannes, der dieſem königlichen Zorn zum Opfer fiel, ſich, ſelbſt in jenen Zeiten, von der Hand der Majeſtät anderer Dinge verſah, zumal bei einer Begegnung, der die Zuſicherung freien Geleits vorausgegangen war.

Die Welt verlor übrigens an dieſem Douglas nicht

viel, was folgender Vorfall bezeugen mag. Einige Jahre vor diesem seinem blutigen Ende hatte Lord Douglas einen gewissen Maclallan von Galloway gefangen genommen und ihn rechtswidrig eingekerkert. Jakob II., infolge davon, sandte Sir Patrick Gray, einen Onkel Maclallans, an Lord Douglas ab und gab ihm ein Handschreiben mit, worin die Freilassung Maclallans gefordert wurde. Douglas empfing den Sir Patrick mit übertriebener Ehrfurcht, bat die Verhandlung bis nach der Mahlzeit aufzuschieben und führte seinen Gast zu Tisch. Nach aufgehobener Tafel überreichte Sir Patrick seinen Brief. Lord Douglas überflog den Inhalt, den er längst kannte, und sagte dann: „Wie schade, Sir Patrick, Ihr kommt einen Augenblick zu spät.“ Mit diesen Worten führte er seinen Gast an eins der Fenster und auf den Hof hinunter zeigend, wo Maclallan bereits enthauptet lag, fügte er hinzu: „Nehmet Euren Neffen mit heim, Sir Patrick, es thut mir leid, daß ihm der Kopf fehlt.“ Sir Patrick antwortete: „Wo der Kopf ist, mag auch sein Rumpf bleiben; aber gedenken sollt ihr dieser Stunde.“ So kam es auch. Sir Patrick, der im Nebenzimmer war, als König Jakob und der verwundete Lord Douglas mit einander rangen, sprang hinzu und half dem Lord zu einem raschen Ende.

An der Südseite des Castells, also dem Douglaszimmer gegenüber, befindet sich der ehemalige Palast, ein reich verzierter alter Bau aus der Zeit Jakobs V. Vom Ladys-Felsen oder besser, hügelabwärts, vom Thal von Menteith aus gesehen, gewährt der alte Königsbau, um seiner hohen Fenster und reichen, massigen Ornamentik willen, einen prächtigen Anblick, tritt man aber kritisch nah an ihn heran, so halten seine in die Ferne gemachten Zusagen nicht Wort und man erkennt zum Teil als baren Unge schmack, was in die Ferne hin nicht ohne Wirkung war.

Der dritte Punkt von Intereſſe iſt die ehemalige Royal Chapel, jetzt eine Waffenkammer. Mr. Wood, der Büchſenmacher, ein lebhafter, kleiner Mann, der die untern Zimmer des Hauſes bewohnt, führt uns mit großer Bereitwilligkeit treppauf.

Er iſt beſcheidener als nötig wäre und verſichert uns vorweg, daß es mit den Schätzen ſeines Zeughauſes nicht viel auf ſich habe. Wir ſind gezwungen, ihm zu widerſprechen, denn gleich das erſte, was er uns zeigt, iſt die ziemlich wohlerhaltene Kanzel dieſer ehemaligen Kapelle, die zwar wie ein alter Schrank, deſſen man ſich ſchämt, in eine dunkle Ecke geſchoben iſt, aber ſich ſofort ihren Platz wieder erobert, ſobald man vernimmt, daß John Knox auf ihr gepredigt und von ihr herabſteigend, vor Hof und Königin die Taufe des ſpäteren Jakobs VI. vollzogen habe. Mr. Wood kann erſichtlich nicht recht begreifen, was uns an den wurmſtichigen Holzkaſten feſſelt und, wie es ſcheint, ein Freund der Ablenkungstheorie, holt er aus der nächſten Ecke eine Lochaber Axt herbei, die er jetzt mit den Worten auf den Boden ſtößt: there is something from Bannockburn. Dieſe Lochaber Äxte, deren im ganzen 42 auf dem Felde von Bannockburn gefunden wurden, ſind jetzt als Raritäten über alle Waffenkammern Europas verbreitet. Schottland ſelbſt beſitzt ihrer zwei, von denen die eine jetzt vor uns ſteht. Ich ſah dieſe alte, berühmt gewordene Waffe hier zum erſtenmal. Sie hat nichts von einer Axt, ſondern entſpricht genau den gradlinigen polniſchen Senſen, von denen ſie ſich nur durch einen Haken unterſcheidet, der in halber Höhe des Senſenrückens aus demſelben hervorwächſt. Es muß überraſchen, daß es zweimal in der Geſchichte, unter Verhältniſſen, die ſich innerlich ebenſo verwandt waren, wie ſie äußerlich ſich fernſtanden, dieſer Senſenwaffe vorbehalten war, eine Art Sinnbild jenes Schreckens zu

werden, den Mut und Vaterlandsliebe in die Reihen eines sonst siegreichen Feindes trugen.

Als Freund B. und ich ein paar Worte in diesem Sinne wechselten, horchte Mr. Wood auf und sagte dann lächelnd: „Ah, deutsch; hab' eine Frau von Deutschland, wird sich sehr freuen." Mit diesen Worten lief er bis zur Treppe und rief hinunter: „Anne, please come upstairs, some gentlemen want to speak to you. Antwort schallte zurück und im nächsten Augenblick kam eine muntere Frau auf uns zu, blond, freundlich, gesprächig, aber freilich durchaus nicht angethan, den englischen Glauben zu widerlegen, daß die Einheit Deutschlands nur in einem Punkte vorhanden sei: in der Unschönheit seiner Bewohner. Sei dem wie ihm sei, die liebenswürdige Freundlichkeit der Frau läßt uns nicht Zeit zu dem freilich gerechtfertigten Wunsche, daß deutscher Frauenreiz jenseit des Tweed etwas glänzender repräsentiert sein möchte, und nachdem wir die Lochaber Axt wieder in die Ecke gestellt und an anderer Stelle den Fahnenstock des 42sten Regiments (die Seide wurde bei Waterloo bis auf die letzten Fetzen zerschossen) in aller Ehrlichkeit angestaunt haben, treten wir mit Mistreß Wood an das große Mittelfenster der ehemaligen Kapelle, wo wir, auf den schlanken Lafetten zweier indischen Kanonen Platz nehmend, nunmehr von Neuwied zu sprechen beginnen und zunächst der Frage begegnen, ob der Herzog von Nassau noch lebt. Wir geben die beruhigendste Auskunft und erhalten zum Dank die Antwort, daß Mr. Wood ein gutes Haus sei und sie glücklich mache, daß aber die Deutschen doch die besten wären, weil sie heiter seien und reden könnten. Wer weiß, wohin die Berührung so delikater Punkte noch geführt hätte, wenn nicht plötzlich eine Abteilung Hochländer mit Sang und Klang in den vor uns gelegenen Schloßhof eingerückt wäre und den sonderbarsten Zapfenstreich

zum Besten gegeben hatte, den ich all mein Lebetag gehört habe. Vorauf drei Dudelsackpfeifer, dann Pauke, Trommel und Pickelflöte, so marschierten sie auf, und während sich die Sutherlands und die Mac Gregors in ihren malerischen Kostümen um die Spielenden herum gruppierten, drückten wir, von plötzlicher Unruhe erfaßt, Mistreß Wood die Hand, versprachen Deutschland zu grüßen und eilten auf den Hof. Zu spät; die Musik schwieg. Als wir aber den Schloßhügel hinunterstiegen und nur dann und wann zurückblickten auf das Turm- und Mauerwerk und zumal auf den malerisch daliegenden Palast, in dessen Fenstern das Abendrot verglomm, klang uns vom Schloßhof her noch ein zweites Lied nach und begleitete uns bergab. Die letzten Paukenschläge verhallten erst, als wir in die Straße am Fuß des Berges einbogen, unter deren Lichtern die beiden Gaslaternen des Royal Hotels als Sterne erster Größe brannten.

Loch Katrine oder das Land der Lady of the Lake.

Früh am andern Morgen hielt ein Wagen nach Art der alten Postkutschen vor unserem Hotel; drinnen Platz für vier und draußen (wenigstens dem Namen nach) für zwanzig. Wie und wo wir untergebracht wurden, ist mir ein Geheimnis geblieben; aber das Wetter war so schön, die vier Pferde so prächtig und der Kondukteur, der in scharlachrotem Rock unsere Verpackung besorgte, so gut gelaunt, daß wir nicht würdig gewesen wären, Loch Katrine und die Schluchten und Thäler der Mac Gregors zu sehen, wenn wir hätten murren wollen, einen vollbezahlten Platz nur höchstens mit halber Fühlung unter uns zu haben. Als nun gar noch der Kutscher, dessen blauseidene Jacke und weißer Zylinderhut uns ohnehin bereits imponiert hatten, statt auf den Bock des Wagens in den Sattel des rechten Handpferdes stieg, waren wir mehr als befriedigt, und auf guten Luftzug vertrauend, wenn es um uns her zu schwül werden sollte, fuhren wir an Stirling-Castle vorbei in die lachende Landschaft hinein, selber lachend, als ginge es zum Oak- oder Derbytag nach Epsom hinaus. Die Felder, die wir passierten, von Hecken und Baumgruppen unterbrochen, dehnten sich anmutig zu beiden Seiten des Weges; aber dem Anblick nach, den wir Tags zuvor von Stirling-Castle aus gehabt hatten hätten wir geglaubt, mehr erwarten zu

dürfen. Es fehlten die besonderen Züge, und was, als Ganzes und aus der Vogelperspektive gesehen, einem reichen weiten Teppich von seltener Schönheit geglichen hatte, bot jetzt wenig, wo wir im Vorüberfahren die einzelnen Felder in nächster Nähe hatten.

Der erste Punkt, den wir erreichen, ist Bridge of Allan, ein kleines, dörfisches Charlottenburg, dessen überall angekündigtes „hier sind Wohnungen zu vermieten" über die Bestimmung und Erwerbsquelle des Dörfchens keinen Zweifel läßt. Windgeschützt am Fuße der Berge gelegen, ist es ein bevorzugter Sommeraufenthalt für solche Edinburger, die aus Neigung oder Gesundheitsrücksicht die Nebelluft der Ostküste mit der reineren Luft des Hochlands vertauschen wollen.

Unser Wagen rollt, unaufgehalten durch die Holprigkeit des Steindamms, rasch durch Bridge of Allan hindurch, und an Dörfern und Landhäusern, wohlerhaltenen Herrensitzen und zerfallenen Schlössern vorbei, begrüßen wir endlich nach mehr als zweistündiger Fahrt das Dorf Callander, seinen Turm und seine Ulmenallee, vor allem aber sein Wirtshaus. Das Schild desselben zeigt uns natürlich einen Hochländer vom Clan der Mac Gregors, und selbst die bunt umherstehenden Post- und Gepäckkarren haben sich so viel wie möglich in die Farben dieses nachbarlichen Clans gehüllt. Unsere Fahrt aber in Luft und Sonnenbrand hat uns vor allem hungrig und durstig gemacht, und ohne irgend welches Kümmern darum, ob hier im Zeichen Robin Hoods oder Rob Roys gegessen wird, halten wir uns an die Sache selbst und umlagern das Buffet. Glücklich, ein Glas Ale und einen Bissen Haferbrot erobert zu haben, folgen wir jetzt willig wieder der Mahnung des Kondukteurs, und mit Hilfe eines zurückbleibenden wohlbeleibten Farmers in unserem Komfort wesentlich verbessert, geht es nunmehr in wirkliche Hochlandslandschaft hinein.

Unmittelbar hinter Callander beginnt, auf eine Strecke von etwa drei deutſchen Meilen, jener ſchöne, berg- und ſeegeſchmückte Landſtrich, dem die Schotten in dankbarer Huldigung gegen den Dichter, der hier jeden Zoll breit Erde poetiſch verherrlicht hat, den Beinamen „the country of the lady of the lake“ gegeben haben. Um dieſes Land zu verſtehen und zu genießen, iſt es nötig, mit dem Inhalt der gleichnamigen Dichtung einigermaßen vertraut zu ſein. Es hat einen Sinn, wenn auf den Frühſtückstiſchen in Stirling, neben der neueſten Zeitung auch die Goldſchnittexemplare der „Jungfrau vom See“ in roten und grünen Einbänden reichlich umherliegen, und Leſer und Leſerinnen mögen es mir zu gute halten, wenn ich hier auf Augenblicke unſere Weiterreiſe unterbreche, um zuvor ihnen und mir den Inhalt der ſchönen Dichtung ins Gedächtnis zurückzurufen.

Die Jungfrau vom See.

Jakob V. war König, die Macht des Adels gebrochen und jedes Mitglied der Familie Douglas bei Todesſtrafe verbannt. Nur einzelne der Hochlands-Clane, pochend auf die Sicherheit und Entfernung ihrer ſchwer zugänglichen, durch Paß und Schlucht verteidigten Thäler, waren noch unbezwungen und machten ihre Stellung zum Hofe von ihrem Willen abhängig.

Zu dieſen Clans, die noch ein eigenes, ſelbſtändiges Leben für ſich in Anſpruch nahmen, gehörten namentlich auch die Mac Gregors, die in den Thälern und Schluchten zwiſchen dem Loch Katrine und Loch Lomond wohnten. Auch die Seen von Achray und Vennachar gehörten mit zu ihrem Gebiet.

Bochaſtle, an der äußerſten Spitze des Loch Vennachar, bezeichnete nach Südoſt hin den am weiteſten vorgeſchobenen Punkt ihres Gebiets; Landrick Height, am Norduſer desſelben Sees, diente als Sammelplatz des Clans, wenn

es Angriff oder Verteidigung galt, und der Felsenpaß der Trosachs, der zum Loch Katrine führend, zugleich die Schutzmauer desselben bildete, war der Punkt, den die Clansleute zu besetzen pflegten, um gegen die Angriffe selbst eines übermächtigen Gegners gesichert zu sein. Die letzte Zufluchtsstätte des Clans aber, wenn selbst der Paß der Trosachs nicht länger Hilfe zu leisten vermochte, bildete eine Insel im Loch Katrine selber, jenes kleine Eiland am Südostende desselben, das den Namen Ellen-Island, also Heleneninsel, führt. Mehr denn einmal zog sich ein geächteter Häuptling der Mac Gregors, Schutz suchend, in die Öde und Einsamkeit dieser Insel zurück, die bei den gewöhnlichen Kriegszügen mit den benachbarten Clans, als regelmäßige Zufluchtsstätte der Greise, Weiber und Kinder diente.

Jagdeifer führte den König Jakob (der in der Dichtung als Ritter Fitzjames auftritt), seinen Gefährten weit voraus, in das Wald- und Bergrevier der Mac Gregors. Den See von Vennachar entlang und die Trosachs hindurch verfolgte er die Spur eines prächtigen Hirsches, bis sein überbürdetes Roß fast angesichts von Loch Katrine zusammenbrach. Der König stieß ins Horn, um seine Gefährten herbeizurufen, aber vergeblich. Die lang gezogenen Töne indes waren auf dem Ellen-Eiland vernommen und fälschlich als die Klänge eines heimkehrenden Freundes gedeutet worden, und als der König jetzt durch allerhand Waldgestrüpp sich durchschlagend, plötzlich die Südspitze des schönen Sees vor sich sah, gewahrte er einen leichten Kahn, der eben von der Insel her über den See kam. Auf dem Kahne stand ein Mädchen und führte das Ruder mit Kraft und Geschick. Schon glitt der Kahn in die schmale Bucht hinein und fuhr unter der Wucht eines letzten Ruderstoßes weit das Kiesufer hinauf, als das Mädchen, plötzlich einen Fremden statt des Freundes gewahrend, mit rascher Geistesgegenwart

das Ruder in umgekehrter Richtung gegen das Ufer ſtieß, und die Kraft des erſten Stoßes brechend, wieder weit hinaus auf den See ſchoß.

Sie war geſichert vor jedem Überfall, und jetzt begann ein Geſpräch zwiſchen dem Könige am Ufer und dem Mädchen im Boot; eine Unterredung, die alsbald dahin führte, daß der König ins Boot ſtieg und als ein Verirrter und Hilfebedürftiger nach Ellen-Eiland hinüber gerudert wurde. Nur Frauen und Diener waren im Haus, die Männer abweſend auf Kundſchaft oder Kampf. Auf duftigem Heidekraut, friſch gepflückt auf den Bergen, wurde dem Könige das Lager gemacht, der am andern Morgen, unerkannt, aber bezaubert von der Inſel, dem patriarchaliſchen Haushalt und vor allem von dem Reiz und der Schönheit des Mädchens, die Inſel verließ.

Dieſes Mädchen war Ellen Douglas, die Tochter jenes ſtolzen Douglas, gegen den ſich zumeiſt der Zorn des Königs und jene Ächtungsformel gerichtet hatte, die jeden Douglas bei Todesſtrafe aus den Grenzen Schottlands verbannte. Die Verbannung war ausgeſprochen worden, aber die Liebe, mit der der alte William Douglas an ſeinem Lande hing, hatte ihn allem königlichen Zorn und aller Gefahr zum Trotz im Lande feſtgehalten, und ſtatt über See zu gehen, war er zu den Mac Gregors gegangen, um unter ihnen in Stille und Heimlichkeit die Luft des Vaterlandes weiter atmen zu können. Rhoderick Dhu, das Haupt der Mac Gregors und durch nahe Verwandtſchaftsbande an das Haus der Douglas geknüpft, hatte den Verbannten und ſeine Tochter Ellen aufgenommen und beiden den beſten Platz, den der Clan Mac Gregor beſaß, die Inſel im See, als Wohn- und Zufluchtsſtätte angeboten. Sein Anerbieten war angenommen worden, und ſeit länger als zwölf Jahren war die Inſel eine verſchwiegene Reſidenz, darin neben Douglas und ſeiner Tochter auch Rhoderick Dhu und ſeine Mutter lebten.

Rhoderick Dhu liebte ſeine ſchöne Muhme, aber Ellens Herz hing an dem jungen Malcolm Graham.

An demſelben Morgen, an dem der König die Inſel verlaſſen hatte, kehrten Rhoderick Dhu und der alte Douglas von einem Ausflug in die Trosachs und das Thal Glenfinlas heim. Rhoderick Dhu war in großer Aufregung; er hatte überall, wohin er gekommen war, von dem Zuge des Königs gehört und deutete ihn nicht als einen bloßen Jagdzug, ſondern als eine Rekognoszierung, der bald ein Kriegszug folgen werde. Douglas' Erregung war kaum minder groß. Er glaubte ſeinen Aufenthalt verraten, ſich die Urſache eines Unternehmens, das er eben ſo wenig bezweifelte, wie Rhoderick Dhu ſelber, und klagte ſich an, all dies Unheil auf ſeinen Gaſtfreund gebracht zu haben. Was immer die Urſache ſein mochte, Rhoderick Dhu war entſchloſſen, das Äußerſte zu wagen, und das „blutige Kreuz" durch alle Schluchten und Thäler ſeines Clans ſendend, rief er die Mac Gregors auf Landrick Height zuſammen. Sie kamen all.

Der König, der nichts ahnte von dem Ungewitter, das ſich den drei Seen entlang, an deren Ufern er geſtern noch in tiefem Frieden gejagt hatte, gegen ihn zuſammenzog, war inzwiſchen nach Stirling zurückgekehrt, voll von den Eindrücken, die das Eiland im See auf ihn gemacht hatte, vor allem aber voll Sehnſucht nach dem ſchönen Mädchen, das ihm wie die Beherrſcherin einer märchenhaften Inſel erſchienen war. Es ließ ihm keine Ruhe, und ein halbes Dutzend Gefährten bis nach Bochaſtle mit ſich führend, ritt er jetzt aufs neue, einſam, ein abenteuernder Ritter, in das Schluchtenland der Mac Gregors hinein, um das Mädchen vom See zu ſehen und zu erſiegen. Er verſtand ſich auf Frauen und hielt ſich ſeines Sieges gewiß.

Aber viel hatte ſich ſeit geſtern geändert. Die Mac Gregors lagen nicht mehr friedlich in ihren Hütten, ſie

lagerten wohlbewaffnet auf der Höhe von Landrick Height, und alle Engen und Päſſe waren beſetzt, um dem herannahenden Feinde, an deſſen Exiſtenz noch jeder glaubte, zu begegnen. Der König, der den Seen entlang, durch die Trosachs hindurch, ruhig ſeines Weges trottete, ahnte nicht, daß er dem ganzen Clan, der überall ſeinen Schritten folgte, als ein bloßer Kundſchafter galt, und daß Rhoderick Thu beſchloſſen hatte, ihn auf dem Heimweg überfallen und töten zu laſſen. Sehen wir, wie der König dieſer Gefahr entging.

Er fand Ellen, aber er fand ſie nicht geneigt, ſeinen Bitten Gehör zu geben. Wohl vertraut mit der Art der Frauen, ſtand er von einer Werbung ab, deren Erfolgloſigkeit er raſch erkannte. Im Moment der Trennung warnte ſie den König vor der ihm drohenden Gefahr, ein Wort, das, anfangs leicht hingenommen dem Könige bald in ſeiner ganzen Bedeutung klar werden ſollte. Da, wo die Trosachs zum Loch Achray hinabſteigen, ſah er ſich umſtellt, und wiewohl er den Nächſten ſeiner Angreifer niederſchlug, rettete ihn doch nur die Nähe und Dichte des Waldes.

Der nächſten Gefahr war er entgangen, aber unkundig des Landes, der Wälder, Heiden und Moore, durch die ſein Fuß jetzt irrte, wie durfte er hoffen, ſich unentdeckt durch ein vom Feinde hundertfach beſetztes Land zu ſchlagen! Erſchöpft von Hitze und Anſtrengung, brach er endlich zuſammen und beſchloß im Dickicht des Waldes die Nacht und die Rückkehr ſeiner Kräfte abzuwarten. Die Stunden vergingen und die Sterne zogen endlich herauf, blaß und verſchleiert, aber doch hell genug, dem Verirrten den Klippenrand oder auch die Sümpfe zu zeigen, die, unter Binſen verſteckt, oft neben ſeinem Pfade lagen.

Es mochte Mitternacht ſein, als er in die Nähe von Loch Achray kam und, um einen Felſenvorſprung biegend,

plötzlich ein Wachtfeuer ſah, an deſſen halb ausgebrannten Scheiten ein Hochländer lag. Als dieſer ſeinerſeits des Fremden anſichtig wurde, ſprang er auf und forderte, auf den König eindringend, das Erkennungs- und Loſungswort der Mac Gregors. Fitzjames war klug genug, nicht lange verhehlen zu wollen, was Tracht und Sprache doch nicht verhehlen konnten, und gab ſich rund heraus als das zu erkennen, was er war, als Feind. Aber er kannte auch die Hochlandsſitte, und pochend auf die Unverletzlichkeit des Gaſtrechts, ließ er ſich am Feuer nieder und beantwortete die Frage: „Was führt Dich her?“ mit einem von Herzen kommenden: „Hunger und Durſt.“ Der Hochländer nahm Haferbrot und Rauchfleiſch aus ſeiner Taſche und teilte, was er hatte. Dann warf er Reiſig in das erlöſchende Feuer, und ſein Plaid von der Schulter löſend, ſchob er es ſeinem Gaſte zu, der ſich ohne weiteres darin einhüllte und zum Schlaf ausſtreckte. Die beiden Feinde ſchliefen ruhig bei einander, bis die Morgenſonne ſie weckte. Man nahm einen Imbiß, dann wandte ſich der Hochländer zu Fitzjames und ſagte: „Das Land iſt von den unſern beſetzt, nirgends ein Ausweg für Dich, es ſei denn, ich führte Dich und brächte Dich bis Coil-antogle-Ford; da beginnt euer ſächſiſch Land, da magſt Du frei Deines Weges ziehen.“ Fitzjames ſtimmte zu und bald ſchweigend, bald plaudernd ſchritten ſie vorwärts. Der Hochländer ſprach viel von dem alten Rechte der Mac Gregors, von den ſtolzen und übermütigen „Saſſenachs“, die ihnen die alten Jagd- und Weideplätze geraubt hätten; Fitzjames aber war unzugänglich für die ſchlichte Beredtſamkeit ſeines Gefährten und blieb dabei, daß die Mac Gregors ein räuberiſches Geſindel und Rhoderick Dhu nicht beſſer als der Reſt ſeiner Clansleute ſei. So kam man bis an die äußerſte Spitze von Loch Vennachar, ſchritt noch ein paar hundert Schritt über blühende Wieſen am Teith entlang, bis

man an einen Streifen binſenbewachſenes Moorland kam, ſumpfig um die Regenzeit; aber jetzt glatt und hart wie eine Tenne. „Hier iſt Coil-antogle-Ford“, ſagte der Hochländer, „dies iſt ſächſiſch Land, dort hinüber liegen die Türme von Stirling, und ich bin — Rhoderick Dhu.“

Fitzjames zuckte einen Augenblick zuſammen, weil ihm ſein Herz ſagte, was der nächſte Augenblick bringen würde. „Wir haben Mahl und Lager geteilt“, fuhr Rhoderick Dhu fort, „und ich habe das Gaſtrecht heilig gehalten; ich habe Dich hierher geführt bis auf ſächſiſch Land, Du ſtehſt auf Deinem Boden und die heilige Hand des Gaſtrechts hält mich nicht länger. Zieh! und laß uns ſehen, wo beſſere Männer wachſen, hüben oder drüben!“ Dabei warf er den runden Schild hin, den er zu tragen pflegte, um während des Kampfes vor ſeinem Gegner nichts voraus zu haben, und ſtellte ſich dem ſchweigend und unſchlüſſig daſtehenden Feinde gegenüber. Fitzjames ſah einen Augenblick ins Land hinein, nach Bochaſtle hin, wo hinter dem Tannenhügel, kaum tauſend Schritt von dem Binſenplan entfernt, auf dem er eben ſtand, ſeine Genoſſen hielten und ſeiner Rückkehr harrten; aber im ſelben Augenblick von dem Stolz und der Kampfluſt neu belebt, die ſeinem ganzen Geſchlechte eigen waren, rief er dem Häuptling mit der Miene der Überlegenheit zu: „So ſteh' denn!“ und drang auf ihn ein. Rhoderick Dhu war der Stärkere, aber großgezogen in rauher, kunſtloſer Schule, war er ſchlecht verwahrt gegen die Zauberkünſte einer gut geführten Klinge. Rechts und links tropfte ſein Blut aus tiefen Wunden, und endlich jetzt mit einem Meiſterſtoß ſchlug ihm Fitzjames die breite Hochlandsklinge aus der Hand. Rhoderick ſank ins Knie und die Waffe ſeines Siegers berührte faſt ſchon ſeine Bruſt, als der erſchöpfte Hochländer mit einer letzten Kraftanſtrengung aufſprang und dem Stoße ausweichend wie eine Katze an den Hals

seines Gegners sprang. Er packte mit der Rechten den Hals, mit der Linken den aufgehobenen Arm des Königs, und jetzt begann ein Ringen, in dem das Geschick des Sachsen der wilden Kraft des Hochländers unterlag. Keuchend lag jener am Boden und Rhoderick, auf ihm knieend, zog eben sein Dolchmesser, um es dem Gegner in die Brust zu stoßen, als der Faustdruck, der den Besiegten am Boden hielt, plötzlich nachließ und Rhoderick Dhu, erschöpft vom Blutverlust, matt und ohnmächtig zur Seite sank. Jetzt stieß der König ins Horn und die Reiter, die hinter dem Waldeck von Bochastle hielten, sprengten herbei. Statt Ellen Douglas, die der König heimzuführen gehofft hatte, lag alsbald der Häuptling der Mac Gregors auf dem breiten Sattel des Pferdes und zog blaß und blutend, ein Gefangener, durch die Thore von Stirling ein.

Der Schluß der Dichtung löst rasch und mit freundlicher Hand den geschürzten Knoten und führt alles zu Glück und Freude hinaus. Der alte Douglas hat sich dem König gestellt, um auf sein altes Haupt allein die Blitze des königlichen Zorns zu lenken; aber sei es der Sieg über den stolzen Mac Gregor, oder seien es die bittenden Augen der schönen Ellen — das Herz des Königs ist zu Milde und Vergebung gestimmt. — Rhoderick Dhu kehrt heim zu seinem Clan, Malcolm Graham, geschmückt mit allen Zeichen königlicher Huld, führt Ellen zum Altar. Der alte Douglas aber zieht wieder ein in Schloß Stirling, um zu stehen, wo er früher gestanden, der Nächste dem Throne und dem Herzen seines Königs.

Das ist das Märchen von der „Jungfrau vom See." Ellen-Eiland aber ward öd und einsam, das Haus zerfiel, und seine Zauber leben nur fort im Lied und im Herzen des Volks.

So unter allerhand Gespräch über die Jungfrau vom See, zu dem jeder aus der Vorratskammer seines Gedächtnisses wie zu einem Piknik beizusteuern bemüht war, hatten wir Bochastle erreicht, jenen an der Grenze gelegenen Punkt, wo die Reiter des Königs hielten, um bei der Entführung von Ellen Douglas behilflich zu sein, und sich schließlich begnügen mußten, den halbtoten Rhoderick Dhu auf den Sattel zu heben. Der nächste Punkt von Interesse war Coil-antogle-Ford. Als der Finger des Kondukteurs auf die ziemlich nahe am Wege gelegene Stelle wies, wo Rhoderick Dhu und Fitzjames gekämpft hatten, sprang alles im Wagen auf, mit einem Eifer und einer Raschheit, als fürchte jeder, daß ihm der Platz durch die Schaugier des anderen entführt werden könnte. Der Platz an und für sich war unscheinbar genug, aber eben in seiner Unscheinbarkeit vom Dichter trefflich gewählt. Wir empfanden es an uns selbst, daß die beiden Gestalten um so deutlicher und lebensvoller vor uns hintraten, je leerer der Rahmen war, in den sie der Dichter gestellt hatte. Keine Staffage, die irgendwie gestört hätte; eine Wiese, ein Flußstreifen und still zur Rechten der See von Vennachar. Rasch ging es nun am Nordufer des Sees entlang, an Landrick Height vorbei, dem Musterungsplatz der Mac Gregors, bis wir die Ufer Loch Vennachars mit denen des nachbarlichen Loch Achray vertauschten.

Aber noch ehe wir die Ufer des Loch Achray zu Seite haben, hält unser Wagen aufs neue; wir haben die „Türkenbrücke," Bridge of Turk, erreicht, steigen ab und machen diesmal, statt dem Wirtshaus selber nur seinem Schilde die Reverenz. Nach englischer Art befindet sich dasselbe nicht über der Eingangsthür, sondern ist bildartig in einen Rahmen gespannt, der seinerseits auf einem Holzpfeiler steht; das Ganze einem ver-

größerten Licht- oder Ofenschirm nicht unähnlich. Der Schild der Türkenbrücke beherbergt ein Doppelschild in seinem Rahmen, zu dem natürlich, wie zu allem, auf das man hier stößt, die Scottische Dichtung Stoff und Veranlassung gegeben hat. Gleich im ersten Gesange der Lady of the Lake heißt es:

> And when the Brigg*) of Turk was won,
> The headmost horseman rode alone.

Worte, von denen es nur seltsam gewesen wäre, wenn sie einem schottischen Gastwirt nicht den Gedanken nahe gelegt hätten, die Türkenbrücke zu einer goldenen Brücke für sich selber zu machen. Wir sind verbunden, ihm besten Erfolg dabei zu wünschen; denn er hat sein Geld nicht gespart und sich's vielmehr angelegen sein lassen, ein wirkliches Bild zu seinem Wirtshausschilde zu machen, eine Gesinnung, an der sich viele unserer Gastwirte ein Muster nehmen könnten, denen doch die Malerateliers um einiges näher liegen als ihrem Kollegen an der „Türkenbrücke."

Die Kehrseite des Bildes hat ein anderes Zeilenpaar aus dem ersten Gesange der Dichtung herausgegriffen, und den König darstellend, wie er nach stundenlang vergeblicher Jagd jetzt neben seinem zusammengestürzten Grauschimmel steht, trägt es die Unterschrift:

> Then through the dell his horn resounds,
> From vain pursuit to call the hounds.

Die Örtlichkeit aber dieses zweiten Bildes befindet sich bereits weit jenseits der Türkenbrücke und mahnt uns daran, daß noch ein Teil der Reise vor uns liegt. Und sei es nun, daß der zusammengestürzte Grauschimmel uns

*) „Brigg," schottisch für bridge.

zur Milde ſtimmt, oder daß die Worte des Kondukteurs mit ganz beſonderer Wärme uns einen Spaziergang am Loch Achray empfehlen, gleichviel wir pflücken uns einen Heidekrautbüſchel am Wege und „die blaue Blume“ Schottlands an Hut und Mütze ſteckend, ziehen wir ſingend am Loch Achray entlang, dem berühmten Paß der Trosachs entgegen.

Was das Wort „Trosachs“ meint, weiß eigentlich niemand. In den Reiſebüchern ſteht, es bedeute „Borſtenweg“; doch habe ich unterwegs ein halbes Dutzend Ableitungen und Erklärungen gehört, die mir um kein Haar breit unzuverläſſiger erſchienen ſind. Aber wie immer auch die Anſichten darüber geteilt ſein mögen, was Trosachs bedeutet und was nicht, darüber ſind alle Schotten einig, daß die Sache ſelber zu den ſchönſten und ſehenswerteſten Punkten ihres Landes zählt. Wie Oban an der Weſtküſte, ſo ſind auch die Trosachs ſeit etwa zehn Jahren eine Sehenswürdigkeit par excellence geworden und erfreuen ſich, namentlich auch in London und dem ſüdlichen England, eines Schönheits-Renommées, das faſt zum Widerſpruch auffordert. Die Trosachs ſind unbedenklich ein glänzender Punkt, aber wenn nicht zu Nutz und Frommen einiger Hotelbeſitzer, ſo doch mindeſtens aus an und für ſich löblicher Begeiſterung für den Dichter und Schilderer dieſer Lokalität, um einiges überſchätzt worden. Der Irrtum, der dabei begangen worden iſt und noch begangen wird, iſt der, daß man die Schilderung mit dem Geſchilderten verwechſelt und die Unübertrefflichkeit jener auf die Sache ſelber übertragen hat. Es iſt genau ſo, wie wenn man diejenigen Mädchen für die ſchönſten halten wollte, auf die zufällig die ſchönſten Lieder gedichtet worden ſind.

Was aber ſind nun die Trosachs? Sie ſind ein Paß, eine Schlucht, ein Hohlweg, der ſich an einem Flüßchen entlang, zwiſchen den zwei Felsmaſſen des

Benan und Benvenue hinſieht, die wie Wächter neben dem Loch Katrine ſtehen, und ihre Häupter in ſeinem Waſſer ſpiegelnd, ihre breiten Rücken, bis zum Loch Achray hin, zurück ſtrecken. Wir haben hiernach zwei Partien zu unterſcheiden, eine längere (die eigentlichen Trosachs), zwiſchen den beiden Felsrücken gelegen, und eine kürzere (Beal-an-Duine) zwiſchen den beiden Häuptern der Berge. Der Fahrweg durch die eigentlichen Trosachs folgt nicht dem Laufe des in der Tiefe ſchäumenden Flüßchens, ſondern zieht ſich in halber Höhe des nördlich gelegenen Felsrückens als eine völlige Kunſtſtraße hin. Unmittelbar zur Rechten ſteigen die ſchweren Felsmaſſen des Benan, bald mehr, bald weniger ſteil in die Luft, während wir nach links hin eine doppelte Nachbarſchaft haben, zunächſt die abſchüſſige Tiefe, dann aber jenſeits derſelben die mächtigen Flanken des Benvenue. Die Höhe dieſer Bergwand iſt ſehr bedeutend und die reichen Waldungen, die ſie bis zur höchſten Spitze ſchmücken, tragen nicht wenig zur Schönheit des Bildes bei. Schichtenweis wechſelt die Vegetation, und während Birken und Eſpen die Schlucht faſt überdecken, grüßt von der Mitte des Berges her ein Eichenwald, aus deſſen grünen Kronen allmählich die ſchwarzen Tannen aufſchießen, um bis zur Höhe des Berges empor zu wachſen.

All dies iſt ſehr ſchön, aber doch durchaus nicht das, was die Modevorſtellung der letzten fünfzehn Jahre daraus gemacht hat. Was dieſen eigentlichen Trosachs fehlt, das iſt der Stempel des Beſonderen. Man ſieht rechts und links, vor- und rückwärts, ſtimmt in die „Beautifuls“, die mit der Regelmäßigkeit von Pendelſchwingungen überall laut werden, nach beſter Überzeugung ein, hat aber das Gefühl, ſehr ähnliche landſchaftliche Phyſiognomien ſchon oft geſehen zu haben, und wendet ſich endlich von all der Herrlichkeit wie

von einem Frauenkopfe ab, dessen Schönheit man gelten läßt, aber dessen Reiz man leugnen kann, weil die Art seiner Schönheit nichts ist, als eine höhere Form der Alltäglichkeit.

So sind die Trosachs, aber so ist nicht jener Punkt, Beal-an-Duine geheißen, der sich Angesichts von Loch Katrine zwischen den Häuptern der beiden Berge erhebt. Die Berge treten sich hier so nahe, daß ihre grünbekleideten Wände eine Riesenlaube bilden, die, nach hinten zu fast geschlossen, nach vorn hin wie durch einen grünumrankten Rahmen, einen Durchblick auf den See gestattet. Das ganze ist ein Kabinettstück landschaftlicher Schönheit, und Walter Scott wußte wohl, was er that, als er an diesem Punkt den Kahn der Ellen Douglas landen und den König aus dem Gebüsch des Ufers hervortreten ließ. Die Lokalität scheint eine romantische Dichtung fast wie herauszufordern, und keine Jungfrau vom See kann hier ans Land springen, ohne auf Augenblicke für die Seejungfrau selber gehalten zu werden.

Es war die unromantischste Stunde von der Welt, (2 Uhr nachmittags und alle Mann hungrig), als wir, den Bergpfad herabkommend, hier in das am Ufer liegende Dampfschiff stiegen, das die Fahrten über den See hin und zurück macht. Es heißt hier alles Mac Gregor: der nackibeinige Junge, der seine Führerdienste uns aufdringt, die beiden Alten, die unser Gepäck an Bord des Steamers bringen, und natürlich auch der Steamer selber. Aber ein bißchen Absichtlichkeit und Spekulation auf hochlandsdurstige „Southrons“ kann man hier schon ertragen; die Buchen am Fuße des Benvenue strecken ihre Zweige weit in den See hinein und unter dem Laubdach liegt unser Steamer und spritzt von Zeit zu Zeit einen schillernden Wasserregen durch all das Blatt- und Zweigwerk hindurch. Jetzt das

Zeichen mit der Glocke, und aus der ſchattigen Kühle hervor gleiten wir der glitzernden Waſſerfläche zwiſchen den Laubwänden und nun, durch den grünen Rahmen des Felſenthors hindurch, dem eigentlichen Loch Katrine zu. Gleich zu Anfang des Sees, dem rechten Ufer ſich nähernd, liegt Ellen-Eiland. Jeder müht ſich die Stelle zu erkennen, wo das mit ſo viel dichteriſchem Aufwand geſchilderte Haus des alten Douglas geſtanden haben ſoll, aber nur Birken und junge Tannen überragen die unwirtbare Fläche.

Mit dem Moment, wo wir Ellen-Eiland paſſiert haben, iſt das Intereſſe an Loch Katrine ſo ziemlich dahin. Die Fahrt über dieſen vielbeſungenen See iſt wie ein Diner, das mit Champagner beginnt und nach längerem Verweilen bei ſchlichtem Rotwein endlich mit Zuckerwaſſer ſchließt. Glücklicherweiſe verhielt es ſich, wenn wir von der Metapher abſehen und ſtatt deſſen die alleräußerlichſten Fakten befragen, gerade umgekehrt; denn am reizloſen Norduſer des Sees harrte unſer im „Gaſthaus von Stronachlachar“ ein wohlbeſetzter Tiſch, deſſen große Taubenpaſtete nur noch in kümmerlichen Reſten auf unſere Nachfolger kam. Hier, vom Norduſer des Sees aus, führt ein vielbenutzter Weg zum Oſtufer des Loch Lomond hinüber, und jeder Touriſt, der ſich, wie viele thun, auf den Beſuch der ſchottiſchen Seen zu beſchränken vorhat, thut am beſten, die Stage-Coach zu beſteigen, die, ähnlich bepackt wie unſer Stirlinger Wagen, eben jetzt Miene macht, über Invers-naid u. ſ. w. hinaus, die Fahrt nach dem Loch Lomond zu machen. Wir aber, die wir uns Inverneß und das Schlachtfeld von Culloden als unſer Reiſeziel geſetzt haben, kehren zu unſerem „Mac Gregor“ zurück, und das Land der Lady of the Lake noch einmal paſſierend, fahren wir mit dem letzten Schimmer der Abendröte wieder in Stirling ein.

Ein Sonntag in Perth.

Ein Sonntag in Schottland iſt für den Reiſenden wie ein Gewitter bei einer Landpartie. Man regnet ein, man kann nicht weiter, die gute Laune iſt hin. Mit den Sehenswürdigkeiten Stirlings waren wir fertig und erſchraken vor dem Gedanken, vierundzwanzig Stunden auf ein altes Times-Exemplar und eine ſchweigſame Table d'hôte angewieſen zu ſein. Glücklicherweiſe erbarmte ſich unſer ein Frühzug, der uns, trotzdem es in Schottland keine Sonntagszüge giebt, gegen zehn oder elf Uhr vormittags nach dem alten, oft beſungenen Perth führte.

Mit dieſem Frühzug, der den Sonntag entheiligt, verhält es ſich ähnlich wie mit dem Champagner auf der Tafel eines Türken, er geht nämlich unter einem andern Namen. Dieſer Sonntagszug iſt eigentlich ein Sonnabendszug. Das hat folgenden Zuſammenhang. Die große Nordbahn, die England und Schottland von der Sohle bis zum Scheitel durchläuft, hat einen allabendlichen Schnellzug feſtgeſetzt, verſteht ſich mit Ausnahme des Sonntags. Wer nun am Sonnabend Abend in London einſteigt, um über Edinburg nach Perth und Aberdeen zu fahren, iſt begreiflicherweiſe im Einklang mit Sitte und Geſetz; ſelbſt die Kirchlichkeit eines Schotten kann keinen Anſtoß daran nehmen. Iſt

es doch nicht seine Schuld, daß der Schnellzug nicht noch schneller fährt und der Sonnabend beim Sonntag borgen muß. Nur das Benutzen dieses Zuges, sobald er schottischen Grund und Boden berührt hat, ist natürlich verpönt; doch was wäre Fremden nicht erlaubt!

Wir waren nun also in Perth. Als wir aus dem Bahnhofsgebäude heraustraten und auf einen kahlen Platz blickten, auf dem sich Sonnenschein und Staubwolken um den Vorrang stritten, murmelte Freund B. vor sich hin: „Ein Sonntag in Perth scheint noch schlimmer als ein Sonntag in Stirling", worauf ich nichts besseres zu erwidern wußte als:

Schlimmer hier oder schlimmer dort,
Jedenfalls ein anderer Ort.

Als sich die Staubwolke gelegt hatte, lasen wir an der Giebelseite eines Hauses „Mr. Pople's english hotel", und da wir soeben von einem echtschottischen Mr. Campbell kamen, so wählten wir, schon des Kontrastes halber, das englische Gasthaus, das in nächster Nähe vor uns lag. Mr. Campbell und Mr. Pople verhielten sich zu einander, wie ihre Namen, der eine schroff, selbstbewußt, kriegerisch, der andere still, friedlich, gemütlich. Unsere Frage nach einem Zimmer wurde rasch bejaht und Koffer und Reisesack in eine Mansardenstube gebracht, an der die Aussicht der einzige Luxus war. Nach wenigen Minuten schon saßen wir wieder unten auf der Steinbank vor'm Hause, lachend, fragend und plaudernd mit Wirt und Wirtin. Da hörte man denn manches bittere Wort. Die beiden Leute waren aus dem Süden, aus Devonshire, das der Garten Englands heißt und das so milde Luft hat, daß noch um Weihnachten herum das Land im Schmuck von Myrte und Lorbeer steht. Sie fühlten sich nicht heimisch in Schottland. Klima

und Menſchen waren ihnen zu rauh und der ſchottiſche Sonntag zu ſtreng. „So kann es nicht bleiben; die Schotten fühlen es ſelbſt; ſie haben ſich eine Rute aufgebunden, als ſie den Forbes Mackenzie nach London ſchickten. Sonntagsfeier iſt gut, aber ſchottiſche Sonntagsfeier iſt nicht gut und ruiniert das Geſchäft.“ Es intereſſierte uns höchlichſt, dieſe Engländer über ſchottiſches Leben genau ſo ſprechen und aburteilen zu hören, wie wohl Deutſche zu ſprechen pflegen, wenn ſie nach England kommen. „Steifheit, Geſchäftigkeit, Scheinheiligkeit“, waren die Worte, die mehr denn einmal über die Lippen der guten Leute kamen, und beſonders der jungen hübſchen Frau ſah man die Freude an, die ſie empfand, ſich einmal „ohne Gefahr“ in unverhohlener Bitterkeit äußern zu können.

Inzwiſchen war ein Führer für uns geworben worden, der es trotz der Sonntagsfeier auf ſich nahm, uns durch die Straßen der Stadt und hinterher auf den Kinnoul-Berg zu führen, einen Hügel, der ſich am andern Ufer des Tay erhebt und der ſchönen Ausſicht halber berühmt geworden iſt, die er über die Stadt, die Flußwindungen und jenen weiten Thalgrund gewährt, in dem, wenn auch nur teilweiſe ſichtbar, Scone, Dunſinan und der Birnamwald liegen, Namen, die jedem Macbeth-Leſer geläufig ſind.

Perth heißt in Chroniken und Liedern das alte Perth, gelegentlich auch das ſchöne Perth. Zum Überfluß hat Walter Scott noch „ein ſchönes Mädchen von Perth“ geſchrieben und, wie ich nicht bezweifle, auch in andern Leſern die Vorſtellung erzeugt, daß die reizend geſchilderte Stadt kaum minder ſchön ſein könne, als das ſchöne Mädchen ſelbſt. Wer mit ſo geſteigerten Erwartungen Perth beſtritt, wird einer Enttäuſchung ſchwerlich entgehen, zumal wenn er, wie wir, an einem Sonntag dort eintrifft und ſtatt des Lebens und der Buntheit der

Straßen jener Totenſtille begegnet, die ihm eine unwillkommene Gelegenheit bietet, die Häuſer in ihrer charakterloſen Dürftigkeit zu ſehen. Aber eine alte Stadt iſt Perth unbeſtritten. Schon 1210 ward es durch eine Überſchwemmung zerſtört, ein noch jetzt unvergeſſenes Ereignis, das in dem poetiſchen Reimwort fortlebt:

Shochie zum Ordie*) ſpricht: ſag' an,
Wo ich dich wieder treffen kann?
Wir treffen uns wieder, hab Acht,
Wo wir ſchon einmal uns trafen,
Zu Perth in der Nacht,
Wenn alle Menſchen ſchlafen.

Perth war vor der Thronbeſteigung der Stuarts ein Lieblingsaufenthalt der ſchottiſchen Könige, wiewohl ſie keinen Palaſt in der Stadt beſaßen. Sie pflegten in einem reichen Ciſtercienſerkloſter abzuſteigen, deſſen Reichtum und Gaſtlichkeit es unnötig erſcheinen ließen, noch einen königlichen Palaſt herzurichten. Das Zeitalter der königlichen Prachtbauten, der Stadt-, Jagd- und Luſtſchlöſſer, war damals noch nicht angebrochen und das arme Königtum nahm noch nicht Anſtand, bei dem reichen Klerus zu Gaſt zu gehen. Mit der Thronbeſteigung der Stuarts verlor Perth den Charakter einer jeweiligen königlichen Reſidenz. Die Königsſitze wurden ſüdlicher verlegt, und an die Stelle von Dunkeld, Scone und Perth traten Linlithgow, Stirling und Holyrood. Nur ausnahmsweiſe und auf kurze Zeit nahmen auch die Stuarts noch ihren Aufenthalt in Perth, und von den ſechs Jakobs, die in faſt ununterbrochener Reihenfolge das Land beherrſchten (nur Maria Stuart ſchiebt ſich zwiſchen Jakob V. und Jakob VI. ein), wurde Jakob I. wirklich in Perth ermordet, während der letzte (Jakob VI.) den Anſchlägen auf ſein Leben wie durch ein Wunder entging.

*) Zwei Flüſſe in der Nähe von Perth.

Dieſe Anſchläge bilden die ſogenannte „Gowrie-Conſpiracy", worauf ich weiter unten in aller Kürze zurückkomme.

Perth iſt alt und hat eine ſchöne Lage am Tay, der ungefähr 1000 Fuß breit, der Längsſeite der Stadt entlang fließt. Die beiden Hauptſtraßen, High-Street und South-Street, laufen ſenkrecht auf den Fluß zu und ſind in der Nähe desſelben nicht ohne maleriſchen Reiz. Da, wo die Straßen, kaum 100 Schritt von einander entfernt, auf den Quai ſtoßen, der ſich am Tay hinzieht, konzentriert ſich das Wenige, was Perth von Sehenswürdigkeiten beſitzt. Hier, zwiſchen den beiden Straßen, ſteht vor allem die alte, an hiſtoriſchen Erinnerungen überreiche Kirche von St. John, die, der landesüblichen Ermordungen an Altar und Altarſtufen zu geſchweigen, vor allem dadurch eine Berühmtheit erlangt hat, daß die ſchottiſche Bilderſtürmerei (infolge einer John Knoxſchen Predigt) eben hier ihren Anfang nahm. Kaum hundert Schritt von der Kirche entfernt, da, wo High-Street auf den Flußquai ausmündet und einen baumbepflanzten Platz bildet, ſteht eine Statue Walter Scotts, die die dankbare Stadt dem Dichter des „ſchönen Mädchens von Perth" errichtet hat. Was wüßte die Welt von Perth, wenn jenes Buch Sir Walters ungeſchrieben geblieben wäre! Mit Rückſicht auf dieſen Umſtand hätte die Statue wohl beſſer ausfallen dürfen; eigentlich iſt nichts hübſch an ihr, als ihre Aufſtellung. Von ſchönen Linden eingefaßt, High-Street vor ſich und den ſchönen Strom im Rücken, vergißt man um des hübſchen Bildes willen, das ſie bietet, was dem Bildwerk ſelber fehlt. Rechts und links neben demſelben ſtehen ein paar ruſſiſche Kanonen, Trophäen von Sebaſtopol her und wahrſcheinlich von jenem Hochlandsregimente erbeutet, das in Perth in Garniſon liegt. Überall im Lande begegnet man dieſen und ähnlichen Siegeszeichen, — den einzigen Früchten eines teuer bezahlten Krieges.

Weiter flußabwärts, da wo South-Street auf den Tay ſtößt, erhob ſich in alten Tagen Gowrie-Houſe, der Schauplatz jenes Mordverſuchs, der unter dem Namen der Gowrie-Konſpiration bekannt geworden iſt. Das Haus iſt ſeit ungefähr fünfzig Jahren niedergeriſſen und die Kommunalgebäude (Polizeiamt und Stockhaus), die ſich jetzt an der Stelle desſelben erheben, teilen in Erſcheinung und Geſchichte das Proſaiſche der ganzen Gattung. An Gowrie-Houſe erinnert nichts mehr als ein gegenübergelegenes Bier- und Brandyhaus, das durch Abbildung der betreffenden Mordſcene (im Stil unſerer Jahrmarktsbilder) die Traditionen des Orts und die Vorteile des Geſchäfts gleichzeitig im Auge behält. Es giebt immer noch Naturen, die ſich am liebſten da zu Tiſche ſetzen, wo die Luft nach Blut riecht.

Die Geſchichte der Gowrieverſchwörung ſelbſt iſt folgende: Jakob VI. (damals noch ſehr jung) war von Lord Gowrie zu einer Jagdpartie geladen worden und auf Schloß Ruthven erſchienen. Noch andere Lords waren zugegen: Lord Mar, Lord Lindſay, Lord Glammis und deren Anhänger. Der König bemerkte bald, daß man mehr oder minder Schlimmes gegen ihn vorhabe, und machte Miene, das Schloß zu verlaſſen. Als er ſich der Thür näherte, ſtellte ſich Lord Glammis vor dieſelbe und rief ihm zu, indem er ihm den Ausgang verwehrte: „Männer verſtehen ſich auf Kinder, aber nicht Kinder auf Männer.“ Hierbei hatte der Angriff ſein Bewenden. Jakob VI. indes war nicht der Mann, ſolche Beleidigung zu vergeſſen, und zwei Jahre ſpäter, vielleicht weil man des Lord Glammis nicht habhaft werden konnte oder weil man in Lord Gowrie den eigentlichen Urheber des ganzen Vorfalls ſah, fiel das Haupt des letzteren auf dem Mole-Hill bei Stirling-Caſtle. Sechzehn Jahre ſpäter machten die Söhne Lord Gowries, die bis dahin in ſelbſtgewählter oder

erzwungener Verbannung (in Padua) gelebt hatten, den Verſuch, den Tod ihres Vaters zu rächen. Sie drangen, inſtigiert durch andere Unzufriedene, auf den König ein, wurden aber entwaffnet und folgten ihrem Vater in den Tod.

Wir kehrten nun Gowrie-Houſe den Rücken, paſſierten die ſchöne Brücke, die über den Tay führt, und ſchritten zwiſchen Kreuzdornhecken und Roggenfeldern immer bergan, dem Kinnoulhügel zu, der ſich, mit Laubholz und Tannen dicht beſtanden, an der Oſtſeite der Stadt erhebt. Der Aufgang zum Hügel war der ſtrengeren Sonntagsfeier halber mit einem Schlagbaum abgeſperrt, was ſo viel heißt, als wir mußten einen Schilling bezahlen, um das Gewiſſen des wachthabenden Waldhüters zu beſchwichtigen. Ziemlich erſchöpft kamen wir oben an und nahmen auf einem großen Steintiſch Platz, deſſen Sandſteinplatte ein paar hundert eingekratzte Namen trug. Wie viel Federmeſſerklingen waren hier der Eitelkeit geopfert worden!

Das landſchaftliche Bild, das ſich uns bot, war hübſch genug, ohne etwas beſonderes zu ſein. Das nach Norden hin liegende Macbethland entzog ſich, wenigſtens in ſeinen Einzelheiten, noch durchaus unſerem Auge und wir waren auf die üblichen Führerverſicherungen angewieſen: „dort hinter jenem Hügel liegt Schloß Glammis, dort Schloß Dunſinan.“ Unſere Mienen ließen dem unſrigen keinen Zweifel darüber, daß wir ziemlich enttäuſcht waren, und beſtimmten ihn raſch zu der Frage: ob wir noch geneigt ſeien, das Wallaceſchloß und die Wallacehöhle zu ſehen. Unſer Ja wurde nach ſo trüben Erfahrungen natürlich an allerhand Bedingungen geknüpft, und erſt nachdem uns mehrfach die Verſicherung gegeben war, „daß es nah ſei“, gaben wir unſern Tiſchplatz auf, um einer anderen Kuppe des Hügels zuzuſchreiten.

Hier fanden wir denn das ehemalige (überdies wenig beglaubigte) Wallaceſchloß, das jetzt als Bier- und Vorratskammer dient, wenn an ſchönen Sommertagen die „ſchönen Mädchen von Perth“ auf den Kinnoulhügel hinausziehen, um daſelbſt mit ihren Brüdern und Bräutigams bei Reifen- und Zeckſpiel den flüchtigen Reiz eines ſchottiſchen Sommers zu genießen. Was die Wallacehöhle angeht, ſo mußten wir uns mit der Verſicherung unſeres Führers begnügen, daß ſie vom Fuß des Berges aus trefflich zu ſehen ſei, und daß er uns eigens hinabführen wolle, wenn wir ſeinen Worten mißtrauten. Wir erſchraken vor dieſem Anerbieten ſo ſehr, daß wir durch ein ſtillſchweigendes Übereinkommen dieſen Punkt nicht wieder berührten und feſt entſchloſſen ſchienen, jede fernere Enttäuſchung ohne Murren zu tragen. Aber etwas wollten wir wenigſtens von unſern Strapazen haben, und einzelne Feldſteinſtücke aus dem alten Wallaceſchloß herausbrechend, deſſen Felſenkeller jetzt nur noch dem Perther Bier zu gute kommen, fingen wir an, zu allerhand Wurfexercitien mit Fallberechnung zu ſchreiten. Weithin flogen die Steine, „eins, zwei, drei, vier“ zählten wir in Sekundenpauſen, dann ſchlug unten der Stein auf und in den Tannen drunten ſchien es lebendig zu werden. Als hätten wir die heilige Mittagsruhe des Waldes unterbrochen, wurden allerhand Klagetöne laut, und ein Adler ſtieg auf, höher und höher, bis er endlich über unſeren Häuptern ſchwebte und unſer Spiel zu muſtern ſchien. Dann, als wiſſe er, woran er ſei, ſank er mit ausgeſpannten Flügeln wieder in die Tiefe nieder, langſam und lautlos, wie er aufgeſtiegen war.

Wir traten nun unſeren Rückweg an, machten im Schatten einer Quelle Station, erlabten unſere Zunge, die feſt am Gaumen klebte, durch einen friſchen Trunk und ſaßen endlich wieder auf der Bank vor dem Gaſt-

hauſe, wo uns vier Stunden zuvor die junge Devonſhire-Frau zu Mitwiſſern ihrer Geheimniſſe und ihrer ſchottiſchen Antipathien gemacht hatte. Der Gang auf die Kinnoulhügel hatte uns nicht beſonders befriedigt, aber hungrig hatte er uns gemacht, und das iſt ein Segen, den man nicht unterſchätzen ſoll. Eine halbe Stunde ſpäter meldete uns der Kellner: „If you please, gentlemen, dinner is ready.“ und wir traten nun in das kühle, luftige Eßzimmer, wo wir heute die einzigen Gäſte waren. Alles atmete Gemütlichkeit und ſelbſt der Koſſuth in Huſarenuniform, der als Pendant neben dem Bildnis von Queen Viktoria hing, konnte dem paradieſiſchen Behagen keinen Abbruch thun, das keinen Krieg und keine Gegenſätze kennt.

Als das Deſſert aufgetragen wurde, Orangen und eingemachte Früchte, vermehrte ſich unſere Tiſchgeſellſchaft. Zwei Herren traten ein mit den ſonnverbranntеſten Geſichtern, die ich mein Lebtag geſehen habe, und beide in ſo weit in einer Art Mauſerungszuſtand, als die alte Geſichtshaut noch wie Flaum und Schuppen auf ihrem Antlitz lag. Es waren Engländer, höchſt harmloſe Leute und, wie wir bald erfuhren, ſogenannte fishing-gentlemen. Wie weit ihr eigentlicher Anſpruch auf den „Gentleman“ reichte, laſſen wir ununterſucht, aber die Angelpaſſion ſtand unbeſtritten bei ihnen feſt. Dieſe Paſſion, die immer in England zu Hauſe war, herrſcht jetzt mehr denn je. Wer nicht reich genug iſt, einen Wildpark zu halten, oder weite Strecken Landes (namentlich in Schottland) als Jagdgrund zu benutzen, dem bietet ſich wenig Gelegenheit zur Ausübung eines höheren Sports. Dies mag Urſache geworden ſein, daß ſich die der Nation eigentümliche Waidmannsluſt einen andern Ausweg geſucht und zur Verallgemeinerung der Angelpaſſion geführt hat. Die Eiſenbahnen haben wahrſcheinlich auch das ihrige dazu beigetragen, dieſe Neig-

ung zu unterſtützen. Gleichviel, alljährlich um die Sommerzeit begeben ſich hunderte, vielleicht tauſende von Engländern ins ſchottiſche Hochland, um daſelbſt vierzehn Tage oder vier Wochen lang eine Art Angelcampagne durchzumachen. Bei vielen iſt es die bloße Paſſion, bei anderen kommt Erwerb und Gewinnſucht mit ins Spiel. Der Fiſch, um deſſen Fang es ſich dabei handelt, iſt beinahe ausſchließlich die Forelle, die, ſo viel ich weiß, in verſchiedenen Arten, als Bach-, als See- und Lachsforelle, ſich in den Bergwäſſern Schottlands findet. Die Mehrzahl der Jäger begiebt ſich an den ſchönen Loch Lomond, der am ſüdlichſten gelegen iſt und nebenher allerhand Komfort bietet. Die eigentlichen Fiſhing-Gentlemen aber verſchmähen den Loch Lomond, wie ein Gemsjäger eine Haſenjagd verſchmäht, und begeben ſich über den Kamm der Grampians und den caledoniſchen Kanal hinaus, bis hinauf zu dem ſtillen, tief ſchwarzen See von Roßſhire und Inverneß, um dort im Norden des Landes ihre Angelſchnüre auszuwerfen. Ein Stück Haferbrot, gedörrtes Fleiſch und eine Flaſche mit Whisky in ihrem Reiſeſack, ſo verbringen ſie dort oben Tage und Nächte in dem flachen Fährboot, das abwechſelnd am Ufer oder auf der Mitte des Sees liegt, und nur der Hochländer oder der Händler geſellt ſich zu ihnen, der flußabwärts die Beute bis zum nächſten Hafen und von dort auf die Marktplätze der großen Städte führt. Die beiden Gentlemen, die an unſerem Tiſche Platz genommen hatten, kamen aus Invernetzſhire, wo ſie am Loch Neß und Loch Oich tagelang die Angelrute in der Hand gehabt und an guten Tagen fünfundzwanzig Dutzend Lachsforellen gefangen hatten, die kleineren am Ufer, die größeren in der Mitte des Sees. Ich multiplizierte im Stillen 25×12 und kam zum erſtenmal in meinem Leben zu der Betrachtung, daß auch das Angeln ein Ver-

gnügen ſein könne. Dreihundert Lachsforellen in zehn oder zwölf Stunden, das iſt wie der Fiſchzug des Petrus, und es mag in der That ein Vergnügen gewähren, wenn faſt von Minute zu Minute der ſchwimmende Kork auf der Oberfläche des Waſſers zittert und im nächſten Augenblick der ſilberne Leib der Lachsforelle im Glanz der Sonne blinkt.

Von Perth bis Inverneß.

Um von Perth nach Inverneß zu gelangen, kann man zwei Wege einschlagen, den einen über Forfar, Montroſe und Aberdeen an der Küſte entlang, den andern quer durchs Land hindurch über den Kamm der Grampians. Wer Eile hat oder die Bequemlichkeit liebt, wird den erſteren Weg wählen, der, obſchon ein Umweg von 10 deutſchen Meilen, mittelſt der eben beendigten Eiſenbahn in verhältnismäßig kurzer Zeit zurückgelegt werden kann; wer umgekehrt eine Strapaze nicht ſcheut, wenn ſie nur Lohn und Ausbeute verſpricht, wird das Dach der Stage-Coach erklettern, die zweimal wöchentlich zwiſchen Perth und Inverneß fährt. Touriſten alſo, die etwas ſehen und nicht bloß vorwärts kommen wollen, werden ſich ſelbſtverſtändlich des alten Kutſchwagens bedienen, der Montags und Donnerstags auf dem Perther Marktplatz hält, und den füllen und packen zu ſehen, ſelbſt ſchon zu den Vergnügungen dieſer Reiſe gehört.

Es mochte gegen 11 Uhr ſein, als wir bei glühendem Sonnenbrand die angelegte Leiter hinaufſtiegen und auf der hinterſten Bank des Wagens Platz nahmen. Wir waren ziemlich die erſten und wiegten uns in der Vorſtellung, durch Pünktlichkeit und Zuſage eines Trinkgeldes uns einen komfortablen Platz geſichert zu haben. Eitle Träume; was wir auf der Tour von Stirling bis Loch

Katrine erlebt hatten, war, wie wir bald merken ſollten, ein kaum nennenswertes Vorſpiel geweſen. Die vier Plätze der eigentlichen Chaiſe, die einen etwas höheren Preis zahlten, waren leer, aber die ſechzehn Außenplätze, die ſich vorn und hinten an den Wagen anklebten, waren beſetzt bis auf den letzten Zoll. Auch dieſer Ausdruck iſt nichts mehr und nichts weniger als eine Beſchönigung unſerer eigentlichen Lage, da die Fahrgäſte, die an den Flügeln der vier Bänke ſaßen, nur mit der einen Hälfte ihres Körpers auf ſicherem Grund und Boden ruhten, während die andere Hälfte mit Hutſchachteln und Reiſeſäcken um die Wette neben dem Wagen hin und her ſchaukelte. Wie ich meinen Leſern nicht erſt verſichern darf, wäre dies Minimum von Reiſekomfort auf einer Strecke von 25 deutſchen Meilen unerträglich geweſen, wenn nicht von Station zu Station die Flügelmänner jeder Bank die Plätze getauſcht und, zwiſchen links und rechts beſtändig wechſelnd, die ausgeruhten Hälften wie eine immer friſche Reſerve ins Feuer geſchickt hätten.

Ich hatte den rechten Flügel der letzten Bank inne und wiewohl ich mich der Strapazen jenes Reiſetages wie einer durchgemachten Kampagne entſinne, ſo muß ich doch der Wahrheit gemäß einräumen, daß mein und meiner Kameraden Poſition noch immer nicht zu den ſchlimmſten zählte. Sie war wenigſtens luftig und da man nach der Fallſeite hin räumlich nicht behindert war, ſo konnte man ſich's durch allerhand Balancier- und Schwebe-Kunſtſtücke relativ bequem machen. Wie anders dagegen die Mittelplätze! Die Sicherheit, die ſie boten, war teuer erkauft und der wahre Reiz des Lebens hing hier wie überall „über'm Abgrund der Gefahr". Aber ich eile in meiner Darſtellung voraus. Während ich ſchon die Schrecken und Gefahren des Weges ſchildere, halten wir noch auf dem Marktplatz von Perth und jetzt erſt, wo vom alten St. Johannisturm die Mittagsſtunde

ſchlägt, knallt die Peitſche des Kutſchers über die vier langgeſpannten Braunen hin und unſer Wagen raſſelt durch Straße und Thor in die lachende Landſchaft hinaus. Die nächſte Station iſt Dunkeld, ein alter Biſchofsſitz, etwa drei Meilen nördlich von Perth gelegen. Der breite vom Tay durchfloſſene Thalgrund, der ſich zwiſchen beiden Städten ausdehnt, zählt mit zu den vorzüglichſten Schauplätzen ſchottiſcher Geſchichte. Wir ſind hier im eigentlichen Macbeth-Land, und während wir die Grafſchaft Fife im Rücken, Schloß Glammis aber zur Seite laſſen, fahren wir, unmittelbar an Scone Palace vorbei, jenem Stückchen Erde zu, das durch die zwei Namen Birnam-Wald und Schloß Dunſinan eine Berühmtheit über die Welt erlangt hat.

Scone-Palace, der alte ſchottiſche Königsſitz, von dem es am Schluß des „Macbeth“ heißt:

> Und uns gekrönt zu ſehn mit unſrer Krone,
> Erwarten wir euch im Palaſt zu Scone

liegt kaum eine halbe Meile rechts von dem chauſſierten Wege ab, den unſere Braunen jetzt raſch entlang traben, und die Sehnſucht könnte über uns kommen, einem Platze von ſolchem Alter und ſo hiſtoriſcher Bedeutung einen kurzen Beſuch zu machen. Aber der Scone-Palaſt, der zu Shakeſpeares Tagen noch in aller Wirklichkeit daſtand, exiſtiert nicht mehr, und die weißen Steinwände, die mit Mauerkrone und Normannenturm aus einer Gruppe alter Ulmen zu uns herüber grüßen, ſind keine 50 Jahre alt und enthalten vielleicht keinen Stein mehr von dem alten Königshauſe, das einſt hier ſtand. Der Scone-Palaſt unſerer Tage iſt ein Beſitztum, ein Sommeraufenthalt der Grafen von Mansfield geworden, und der alte Stein, der hier einſt lag und als Stuhl bei der Krönung ſchottiſcher Könige diente, iſt nach London geſchafft, wo er jetzt bedeutungsreich unter dem Sitz des engliſchen Thronſeſſels liegt.

Etwa zwei Meilen nördlich von Scone-Palace, an derſelben rechten Seite des Weges, liegen Dunſinan Houſe und Dunſinan Hill, in deren Nähe ſich die Ruinen des alten Macbeth-Schloſſes befinden, das den Birnam-Wald auf ſich zukommen ſah. Dieſer Birnam-Wald liegt links von der Straße, verbirgt ſich aber unſerem ſuchenden Auge hinter dem 1500 Fuß hohen Birnam Hill, der ſeine Felsmauer zwiſchen uns und den Wald ſchiebt.

Dieſer Birnam Hill iſt bereits wie ein Thorwächter von Dunkeld anzuſehen und in demſelben Augenblick, wo wir ihn paſſiert und ſtatt ſeiner ſelbſt ſeine reich bewaldeten Ausläufer zur Linken haben, hören wir auch ſchon den lauter werdenden Hufſchlag der Pferde, der uns ſagt, daß wir die elaſtiſche Tenne der Landſtraße mit dem harten Straßenpflaſter der Stadt vertauſcht haben. Von beiden Seiten grüßen jetzt tauſend Fuß hohe, mit Laubholz und Schwarztannen beſetzte Bergwände in die Stadt hinein und ehe wir uns noch in dem reizenden Bilde völlig zurecht gefunden haben, hält unſere Kutſche bereits vor dem ziemlich in der Mitte des Städtchens gelegenen „Birnam-Hotel".

Die Frage „abſteigen oder ſitzen bleiben" ſchlägt jetzt an unſer Ohr, aber drei Meilen ſind erſt gemacht und die engagierten Körperhälften noch bei verhältnismäßiger Kraft. So ergiebt ſich die Antwort von ſelbſt. Kommt uns doch auch die Höhe unſeres Sitzes zu ſtatten, um mit größerer Muße und Leichtigkeit das reizende Bild dieſer Thalſtadt überblicken zu können. Aus dem Grunde der Bergabhänge hervor grüßt die alte, bis in die Piktenzeit zurückreichende Kathedrale, feſſelnder aber erſcheint uns das Bild unmittelbar zu unſeren Füßen, wo wir, neben dem üblichen Durcheinander eines Gaſthofs, noch das bunte Treiben und die Vorbereitungen zu allerhand Jagdausflügen ins Hochland ſehen. Denn

Dunkeld iſt Rendez-vous-Platz; hier finden ſich von allen Seiten die Jagdliebhaber, die Freunde des Sport zuſammen, um dann, die einzige Hochlandsſtraße benutzend, die von Dunkeld aus über den Kamm der Grampians führt, auf den großen Jagdrevieren zwiſchen Balmoral und Inverneß die Sommermonate bei deer stalking und grouse shooting zu verbringen.

An den Gaſthof lehnt ſich eine ſäulengetragene Veranda; das Gebälk iſt in Grün verſteckt, und die eine Seite des Vorbaues mit aufgeſchichteten Reiſekoffern, wie ein Repoſitorium mit Foliobänden, gefüllt. In der Veranda ſteht ein junges Paar und reicht ſich zum Abſchied die Hand. Die zurückbleibende Dame, groß und ſchlank, trägt einen breiten italieniſchen Hut mit weißer Feder, und die allgemeine Teilnahme an der ſchönen Erſcheinung bekundet ſich durch die halb frageweis geſprochenen Sätze: she is his sister oder she is his wife. Der Kondukteur indes, an den ſich dieſe Worte richten, iſt mit wichtigeren Dingen beſchäftigt, als mit der Beantwortung ſolcher Bagatellen, und ſich durch ein yes Sir, das jeder zu ſeinen Gunſten deuten mag, aller weiteren Frageſtellung entziehend, giebt er zwei jungen Hochländern, von denen jeder einen Jagdhund an der Leine hält, ein Zeichen, das auch alsbald mit zuſtimmendem Kopfnicken erwidert wird. Inzwiſchen ſind an beide Seiten unſeres Wagens Leiter und Tritt geſtellt worden, und ehe wir noch die Gefahr erkennen und energiſch dagegen proteſtieren können, ſtehen beide Hochländer bereits mit ihren Jagdhunden unter'm Arm auf der höchſten Leiterſproſſe, und die geängſtigten Tiere wie zwei Scheerbeutel unter'm Arm hervorlangend, laſſen ſie ſie jetzt auf das dichtverfahrene Defilee unſerer Beine niederfallen. Ein Schrei der Entrüſtung ſchallt über den Platz fort, auf dem wir halten, aber die im trockenſten Ton geſprochenen Worte des Kondukteurs: „They are kind beasts, you may take them

as foot-stools" ſtellen mit einem Schlage unſere gute Laune wieder her, um ſo mehr, als die Verſicherung des Kondukteurs eine Wahrheit wird und die anfangs unruhigen Tiere ſich wirklich wie eine Fußbank zu unſern Füßen legen.

Aber eine Überraſchung drängt die andere. Auf derſelben Leiter, auf der eben noch einer der Wildhüter ſtand, um ſeinen Überfall auszuführen, ſteht jetzt der Gentleman, dem die Hunde zugehören, und trotz der ſchönen Dame, die immer noch unter dem grünen Dach der Veranda verweilt, läßt jetzt ein nicht mißzuverſtehendes Murren durch unſere Reihen. Es iſt wahr, der Gentleman, der vor uns ſteht, hat das einnehmendſte Geſicht von der Welt und lüftet ſeine ſchottiſche Mütze allerfreundlichſt zum Gruß, aber wenn er noch viel freundlicher grüßte und drein blickte, ſo können wir ihm nicht geben, was wir ſelbſt nicht haben. Ich zeige auf mein rechtes Bein, das völlig in Lüften ſchwebt, und bemühe mich, ihm anzudeuten, daß dem Unmöglichen gegenüber auch der beſte Wille zu Schanden wird. Er nimmt meine Andeutungen freundlich auf, zeigt aber ſtatt aller weiteren Erwiderung auf den Kondukteur hin, der eben den Deckel eines hinter uns befindlichen Wagenkaſtens auf- und zurückſchlägt und im nächſten Augenblicke in die Tiefe dieſer Verſenkung hinabſteigend, allerdings den Platz frei läßt, auf dem er ſelbſt bis dahin geſeſſen hatte. Ehe noch unſer Staunen vorüber, knallt die Peitſche und ziehen die Pferde an und über das Pflaſter Dunkelds hintrabend, raſſelt und lärmt der aufgeklappte, wie ein Bedientenbrett daſtehende Wagenkaſten-Deckel und ſcheint unſerer geängſtigten Phantaſie die Frage vorzulegen: „Wann werd' auch ich meinen Paſſagier finden?"

Hinter Dunkeld zieht ſich der Weg am rechten Ufer des Tay entlang und zeigt uns außer Landhäuſern, die hier und da aus dem Grün hervorblicken, nichts, was

unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen konnte. Etwa eine deutſche Meile hinter Dunkeld verlieren wir den Tay aus dem Auge und ſtatt ſeiner wird nunmehr der Garry-Fluß, der von den Grampians kommt, auf viele Meilen hin unſer Begleiter. Seine Ufer ſind nirgends lieblich, aber überall bedeutend und charakteriſtiſch und gleich zu Anfang von impoſanter Schönheit. Nachdem wir kaum tauſend Schritt an der rechten Seite des Fluſſes bergan gefahren ſind, paſſieren wir jenes Felſenthor, das uns nunmehr zu dem berühmten Paſſe von Killicrankie führt.

Der Paß von Killicrankie hat eine dreifache Bedeutung, als Verbindungsſtraße, als Punkt von hervorragender landſchaftlicher Schönheit und drittens durch die blutige Schlacht, die hier am 27. Juli 1689 zwiſchen den Anhängern der Stuarts unter Claverhouſe und den Truppen Wilhelms von Oranien geſchlagen wurde. Das landſchaftliche Bild, das der Paß bietet, erinnert ſehr an die Trosachs. Dieſe haben den Ruf größerer Schönheit und werden jährlich von Tauſenden um ihrer ſelbſt willen beſucht, während den Paß von Killicrankie nur derjenige kennen lernt, den Neigung oder Geſchäfte in den eigentlichen Norden Schottlands führen. Man paſſiert ihn, weil man ihn paſſieren muß; er iſt Weg, nicht Ziel. Dies nicht wegzuſtreitende Faktum baſiert aber auf einer Ungerechtigkeit. Der Killicrankie Paß iſt impoſanter, als die Trosachs. Der Grund dafür ſcheint mir darin zu liegen, daß die Felswände ſich noch näher und ſchroffer gegenüber ſtehen, daß der Garry, der ganz den Charakter eines lauten und reißenden Bergwaſſers hat, die romantiſche Scene mehr belebt, als das unbedeutende Wäſſerchen, das die Trosachs mehr durchſchleicht als durchſchäumt, und daß drittens und letztens das Vorwiegen des Laubholzes über das Nadelholz den Wettſtreit zu Gunſten des Killicrankie-Paſſes entſcheidet. Auch der blutige Kampf, der hier ſtattfand und von ungleich größerer Bedeutung

war als ein halbes Dutzend Clan-Schlachten der Rinder und Schafe stehlenden Macgregors, sollte füglich diesem mehr nördlich gelegenen Punkte zu gute kommen; aber die Schilderungen Walter Scotts, der es nun mal für gut befand, den Schauplatz seiner Dichtung an die Ufer des Loch Katrine zu verlegen, haben ein für allemal zu Gunsten der Trosachs entschieden, und so lange die „Jungfrau vom See" begeisterte Verehrer an aller Welt Ecken und Enden haben wird, so lange wird auch der Killicrankie-Paß darauf Verzicht leisten müssen, die Rechte seiner Erstgeburt gegen den bevorzugten jüngeren Bruder geltend zu machen.

Ich stand (versteht sich auf einem Fuße) aufrecht im Wagen, als wir den Paß hinauffuhren. Das ganze Bild war so reizend, daß ich begierig war, nichts von seiner Schönheit zu verlieren. Dann und wann entzog sich der unten schäumende Garry unserem Blick und nur unser Ohr vernahm ihn; dann wieder sahen wir ihn in breiten Wasserfällen über das felsige Terrain wie über eine Steintreppe herniederschäumen. Als wir fast den Nordausgang des Passes erreicht hatten, legte der Kondukteur aus der Tiefe des Wagenkastens her seine Hand auf meine Schulter und rief, nach rechts hin mit dem Kopf nickend: look, there's the battlefield. Da lag es denn halb vor, halb neben uns, nicht größer als eine Gemeindewiese oder der Spielplatz einer englischen Schule. Die Form des Platzes ist ein Oblong; an der einen Längsseite fuhren wir hin, die drei anderen Seiten waren dicht mit Laubholz umstanden. Ziemlich am nördlichsten Punkt der Wiese gewahrten wir einen Stein, aufrecht stehend und von der Größe eines gewöhnlichen Mauerpfostens. An dieser Stelle fiel der Sieger des Tages, William Graham, Herzog von Claverhouse und Marquis von Dundee. Über diesen Sieg und die Person des Siegers sei mir gestattet, hier folgendes einzuschalten:

Unter den Parteigängern, die nach der Entfernung Jakobs II. (1688) die Sache der Stuarts zur ihrigen machten, steht Graham von Claverhouse, Graf von Dundee, oder „bonnie Dundee", wie er in Jakobitischen Liedern heißt, obenan. Was der große Montrose 40 Jahre früher in den Tagen Karls I. gewesen war: der Champion für Loyalität und Königtum gegen Whiggistischen Puritanismus, das war jetzt bonnie Dundee nach der Vertreibung der Stuarts. Schon während der Regierungszeit Jakobs II. hatte er sich rücksichtslos auf die Seite des wenig geliebten Königs gestellt, und jetzt nach seinem Sturze war er der erste, der die Hochlands-Clane um sich sammelte und dem neuen Regiment in London den Krieg erklärte. Wie Montrose gehörte er zum Clan der Grahams, ein Name, an den sich während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ebenso sicher die Vorstellung einer unerschütterlich royalistischen Gesinnung knüpfen durfte, wie an den Namen Argyle die Überzeugung eines unveräußerlichen Puritanismus. Der Sieg schwankte damals fünfzig Jahre lang zwischen den von tödlichem Haß erfüllten Parteien, und die Häupter beider fanden nur zu oft Gelegenheit, ihre Hingebung und Treue mit dem Tode zu besiegeln. An derselben Stelle, wo die Häupter der Argyles in der Treue gegen den Puritanismus fielen, fiel auch das Haupt des großen Montrose im Dienste des Königtums; bonnie Dundee aber, glücklicher als die Mehrzahl der Parteihäupter jener Epoche, starb den Heldentod auf dem Felde von Killicrankie, in demselben Augenblick, als der Sieg zu Gunsten seiner Sache entschieden war. Als er mit erhobenem Arme vorsprengte, um die Fliehenden zu verfolgen, traf ihn eine Kugel in die Armhöhle und tötete ihn auf der Stelle. Der aufrecht stehende Stein, von dem ich sprach, bezeichnet den Ort, wo er fiel. Mit ihm lag vorläufig die Stuartsche Sache am Boden. Der Sieg, den er gewonnen, hörte

auf, ein Sieg zu ſein. Die Whigs triumphierten; ihr bitterſter Feind, der ihr [illegible] bis dahin als unbeſieglich und unverletzlich gegolten hatte, war nicht mehr. Der Glaube an ſeine Unverletzlichkeit (wie ſich von ſelbſt verſteht, in Folge eines Paktes mit dem Teufel) war damals allgemein verbreitet im ſchottiſchen Volke. Es hieß, daß kaltes Waſſer zu dampfen und zu ziſchen beginne, ſo oft er ſeine Füße hineinſtecke, und die Kugel, die ihn endlich getroffen, ſei überhaupt keine Kugel, ſondern ein ſilberner Knopf geweſen, den einer ſeiner Diener vom Rocke ſeines Herrn losgelöſt und auf ihn abgeſchoſſen habe. *Nur was von ihm ſelber kam, konnte an ihn.* Der Degen Dundees befindet ſich im Beſitze von Lord Woodhouslee; das Lederwams aber, das er bei Killicrankie trug, wird zu Pennycuckhouſe in der Nähe von Edinburg aufbewahrt. Das Gedächtnis an ſeine Siege lebt noch bis dieſen Augenblick im ſchottiſchen Volke fort, und für allerhand bedenkliche Situationen, die einen Helfer wünſchenswert machen, exiſtiert die ſprichwörtliche Redensart: „Nur eine halbe Stunde Dundee".

Kurze Zeit nachdem wir die Nordſpitze des Killicrankie-Paſſes paſſiert hatten, erreichten wir Blair Atholl, ein Dorf mit etwa 300 Einwohnern, das nichtsdeſtoweniger auf allen Karten mit großen Buchſtaben verzeichnet iſt. Wir nähern uns nämlich jetzt dem großen Berg- und Heide-Territorium der Grampians, das ein paar hundert Quadratmeilen groß, wie eine unwirtbare Fläche ſich zwiſchen das fruchtbare Land des Tay- und des Moray-Buſens hineinſchiebt und wie wir bald ſehen werden, von ſolcher abſoluten Öde und Kahlheit iſt, daß das an ſeinem Südrande gelegene Dörfchen Blair zu einer unbeſtrittenen Reſidenz dieſer Gegenden wird. Unter Blinden iſt der Einäugige König. Wir wechſeln hier die Pferde und — unſere Plätze, machen die erſte Bekanntſchaft des echten, unverfeinerten Haferbrotes (oat-cake) und fahren

nun weiter nordwärts immer am Garry-Fluß entlang, der noch bis zum Kamm der Grampians hin unser Begleiter bleibt. Die Zeichen menschlicher Kultur ersterben allmählich; kein Dorf mehr, das wir passieren, nur von Viertelmeile zu Viertelmeile begegnen wir einem Weiler hart am Wege, elenden Hütten, weniger dazu da, um darin zu wohnen, als um den Weg zu zeigen, der aus dieser Öde in bessere Gegenden führt. Aus Torf und Rasen bauen sich diese Wohnungen auf, und das Stroh- und Lehmhaus unserer ärmsten Gegenden kommt dieser Armut gegenüber wieder zu Ehren. Aber so kümmerlich die Reste sind, die sich einem hier bieten, es sind doch immer noch Reste, und der Wanderer, der hier des Weges kommt, erfreut sich dieser Zeichen, wie sich der verschlagene Schiffer der harten Brotrinde freut, die seinen Tag und vielleicht sein Leben fristet.

Der weit vorgeschobenste Punkt heißt Dalnacardoch-Inn; nördlich von ihm beginnt die Grampian-Wüste. Ich habe nie einsameres Land durchschritten. Und doch machten wir die Fahrt zur guten Jahreszeit, an einem heiteren Tage. Das Leben war über diese Gründe wenigstens hingeflogen und hatte seinen Lichtstrahl auf sie fallen lassen. Uns zur Linken schäumte der Garry, rechts von den hohen Berglehnen sickerte das Schneewasser herab, an den Wasserrinnen entlang leuchtete das Grün und Roth des Heidekrauts, und aus dem moosigen Gestein flog von Zeit zu Zeit ein Bergvogel oder auch ein Volk Hühner auf. Wie muß es hier sein, wenn der Sommer seine warme Hand von diesen Feldern nimmt und der Wind das schwache Lebensflämmchen ausbläst, das hier still und geschäftig wirkt? So fragt' ich, und als ob die Grampians mich verstanden hätten, gaben sie Antwort auf meine Frage. Wolken zogen über den Himmel hin, und das warme Blau verwandelte sich in ein schwüles Grau, der Garry hörte auf zu schäumen, Moos und

Heidekraut verſchwanden, auch das Waſſer ſchwieg, das von den Bergen gekommen war — wir hatten den großen Friedhof dieſer ſtillen Gegenden erreicht. Ein meilenweites Blachfeld lag vor uns, über das der Tod — wenn nicht ein ſchlimmerer — im Grimme hinweggegangen ſchien, mit zorniger Hand die Felſenzacken abreißend, wie der Sturm die Ähren von den Halmen reißt, und ſie ausſtreuend weit über das Feld hin. Es graute uns, als wir an dieſem Saatfeld des Schreckens vorüber kamen, und das Geſpräch ſtockte, das bis dahin ſo munter von allen Lippen gefloſſen war.

Wie einer, der einen finſtern Traum gehabt, und mit einem „Gott ſei Dank“ erwacht, weil eben alles ein Traum geweſen, ſo fiel es wie eine Laſt von uns, als, plötzlich faſt, das Steinfeld ſein Ende erreichte und nur noch das bequem zur Hand liegende Material geweſen zu ſein ſchien, um ein ſteinernes Gaſthaus mit ſteinernen Scheunen und einer hohen ſteinernen Mauer um beide herum daraus aufzuführen. Wie jubelten wir, als wir unter den blühenden Lindenbäumen dahin fuhren und aufſpringend unſere Köpfe in die Blatt- und Blütenfülle hineinſteckten; keine Orangerie auf Terraſſen und Freitreppen hatte uns je ſo herrlich gedünkt, wie dieſe Lindenbäume, die das Wirtshaus Dalwhinnie umſtanden. Mit einem Gefühl unverſtellter Freude ſahen wir über die hohe Gartenmauer in den Obſt- und Küchengarten hinein, wo rot ſchillernde Kohlköpfe die Beete einfaßten und ſelbſt ein paar Kirſchen im Laub der Bäume ſteckten. Und nun das Haus ſelbſt erſt! Die alten Eckſchränke mit Rokoko-Schnitzwerk und verſchoſſenen Gardinen, das ſteinalte Mütterchen im Lehnſtuhl, der Kamin, drin jahraus jahrein das Feuer praſſelt, als gäb' es keinen Sommer hier, wie thut das alles wohl, und es hätte kaum noch „des Einzugs der Prinzeſſin Friedrich Wilhelm in Berlin“ bedurft, der (den Illuſtrated London News

entlehnt) in Buntfarbendruck an den Wänden hing, um uns, unter dem Vorteil des Kontraſtes, den kurzen Aufenthalt in Dalwhinnie-Inn zum Glanzpunkt des Tages zu machen. Es hat einen Sinn, wenn ſich auf den ſchottiſchen Hochlandskarten die Hütten und Weiler dieſes Plateaus mit einer größeren Gewiſſenhaftigkeit verzeichnet finden, als die Städte und Dörfer ſüdlicher Diſtrikte. Denn im Süden können wir eines Dorfes, einer Stadt entbehren; die allernächſte ſchon läßt uns den Verluſt kaum noch als ſolchen empfinden; aber das einſame Haus an unwirtbarer Küſte, in der Einöde des Gebirges, läßt uns erkennen, was es mit einer Menſchenwohnung auf ſich hat.

Halben Wegs zwiſchen Dalnacardoch-Inn und Dalwhinnie-Inn, ziemlich genau da, wo man aus Perthſhire in die Grafſchaft Inverneß eintritt (ein Wechſel, den man nur an den verſchieden gefärbten Wegweiſern wahrnimmt) befindet ſich auch die Waſſerſcheide der Grampians, und an die Stelle des Garry, den wir ſtromaufwärts verfolgten, tritt nun der Spey-Fluß, der ſeinen Abfluß nach Norden hat und uns faſt bis an die Thore von Inverneß begleitet. Von Dalwhinnie-Inn bis Inverneß ſind noch zehn bis zwölf deutſche Meilen. Je mehr wir uns Inverneß nähern, oder mit andern Worten, je mehr wir von der Steinöde der Grampians loskommen, deſto fruchtbarer wird wieder das Land. Es iſt, als ob der Norden ſeinen alten Charakter verlöre, und ſtatt ein Sitz der Öde ein Sitz des Lebens und der Freude würde. Eine Niederung iſt es und ein Küſtenland, in das wir jetzt hineinfahren, und die natürlichen Segnungen, die ein flußdurchſtrömtes Küſtenland bietet, machen ſich auch an dieſer Stelle geltend und fallen ſchwerer ins Gewicht, als der Breitengrad, den wir, wie eine Stufe gegen Norden hin, eben hinanſteigen.

Dalwhinnie-Inn war nur erſt ein Haus; eine Meile

nördlicher haben wir ſchon eine Gruppe von Häuſern, die Häuſer werden zum Dorf und das Dorf endlich zu einem Städtchen. Wir haben New-town (Neuſtadt) erreicht und traben über das Pflaſter des Städtchens hin, als wär' es das einer Reſidenz. Und was iſt es? zwei Reihen Häuſer, die zwiſchen gelben Haferfeldern liegen. Ohne Aufenthalt fahren wir hindurch und ſind mit untergehender Sonne in Kinguſſie. Kinguſſie iſt ein altes Hochlandsdorf, eine Art Hauptſtadt der Macphersons, die hier herum ihre Sitze haben. Hier, in unmittelbarer Nähe, lebte auch James Macpherſon, der Herausgeber des „Oſſian", für deſſen völlige Echtheit oder völlige Unechtheit ein halbes Jahrhundert lang ſo viele kritiſche Lanzen gebrochen worden ſind.

Als wir vor Kinguſſie-Inn hielten, ſahen wir, daß Jahrmarkt im Dorfe war. Hochlandsſöhne, zum Teil noch in die Farben ihrer Clans gekleidet, ſtanden in Gruppen vor einer aufgeſtellten Drehorgel, an deren Hinterſeite ſich, wie auch auf unſeren Jahrmärkten, eine bemalte Leinwand erhob. Allerhand Scenen aus dem Krimkrieg waren darauf abgebildet, zumal die Kavallerie-Attacke von Balaklawa und das Hochlands-Regiment (Sir Colin Campbell), an dem ſich der Angriff der ruſſiſchen Reiterei brach. Dazu ſpielte der Leierkaſten eine Arie aus Flotows „Martha" und die heiſeren Kehlen der Umſtehenden ſtimmten mit ein. Es mochten hundert oder hundertundfunfzig Menſchen ſein, die ſich hier vergnügten, auf mein Gemüt aber übten ſie die Wirkung, als hätt' ich nie ein größeres Menſchengedränge geſehen, ſo friſch und ſo ſtark noch waren die Eindrücke, die das öde Steinfeld der Grampians auf mich gemacht hatte.

Gern hätten wir uns in dieſes Treiben hineinbegeben, aber eine andere Stimme machte ſich geltend, die von gebieteriſchem Klange war. Es waren nun faſt zwölf

Stunden, daß wir im Engliſchen Hotel zu Perth unſer Frühſtück eingenommen hatten, und mit Ausnahme eines Stückchens oat-cake und eines Glaſes Toddy (Whisky und Waſſer) war den ganzen Tag über nichts über unſere Lippen gekommen.

Das erzeugte denn freilich Stimmungen, in denen einem ein Hammelſchlägel aus dem Clan der Macphersons weit über die Art und die Bedeutung ihrer Volksfeſte geht, zumal wenn man im Hochland reiſt und durchaus nicht weiß, was die nächſte Stunde bringen wird und was nicht. Wir eilten in das Gaſthaus hinein, deſſen Flur und Eingänge mit allerhand Laubgewinden feſtlich geſchmückt waren, und fanden uns ins Unvermeidliche, als wir unſeren Imbiß, ein Stück Hammel mit einem Glaſe Bier, mit fünf Schilling bezahlen mußten.

Es war ſchon ſpät Abend und die Auguſtſonne längſt unter, als wir mit jenem ſüßen Gefühl des Gekräftigtſeins, das man auf Reiſen von jeder Mahlzeit mitbringt, unſere Turmplätze wieder erkletterten und in die Sommernacht hineinfuhren. Die abendliche Kühle lief uns wie ein Bad wohlthuend über den Rücken, und alles war heiter und geſprächig, als ein Feuerwerk eigener Art unſere Fahrt unterbrach. Aus der Achſe des einen Vorderrades ſchoß und ſprühte es hervor, wie ein ziſchender Schwärmer. Ich hatte das Schauſpiel gerade vor mir und rief dem Kutſcher zu: „Stop, the wheel burns!“ Jeder ſah das Sprühfeuer, das hell in die Nacht hineinleuchtete. Der Wagen hielt, der Kondukteur ſprang aus dem Wagenkaſten, goß allerhand rätſelhafte Flüſſigkeiten, über die wir nie aufgeklärt worden ſind, auf die Schraubenmutter und erklärte dann mit mehr Gleichmut als Wahrheit, „daß alles in Ordnung ſei.“ Aber es war nicht alles in Ordnung und eine Fahrt begann, wie ich ſie vorher nicht durchgemacht habe und auch nicht wieder durchzumachen wünſche. Zwiſchen

Brennen und Löſchen ging es vorwärts. Der Kondukteur nahm ſeinen Stand auf einem Wagentritt unmittelbar neben dem Feuerrade, und jedesmal, wenn die Funken wieder zu ſprühen begannen, erſchallte ſein stop. Dann kurze Pauſe, etwas Geſpräch, etwas Flüſſigkeit und wieder ging es weiter in die Nacht hinein. Unſere gute Laune hätte ſchwerlich ausgehalten, wenn wir nicht gewußt hätten, daß die nächſte Station binnen einer guten halben Stunde erreicht werden mußte. In der That, wir kamen wohlbehalten an und hielten vor dem Wirtshaus von Aviemore. Inzwiſchen war es völlig Nacht geworden, und jeder kennt das komiſch-romantiſche Treiben, das auf einſamen Poſthöfen auf eine Viertel- oder halbe Stunde zu herrſchen pflegt, wenn ein verſpäteter Kutſchwagen die Ruhe ſolcher Höfe unterbricht. Aus Verſchlafenheit und Holzſchuhen, aus Stall-Laternen und Wichtigkeit ſetzt ſich ein wunderliches Bild zuſammen, das natürlich an Reiz und Intereſſe wächſt, wenn „etwas vorgefallen iſt“ und jeder glaubt, durch ſeinen Rat und ſeine Laterne die Sache beſſern zu können. Ein ſolches Bild hatten wir auf dem Wirtshaushof von Aviemore. Nachdem mit Hebebäumen und Schraubſtöcken, mit Raten und Thaten eine halbe Stunde vertrödelt, endlich aber mit Hilfe von aufgeſtreutem Schwefel die Frage „Feuer oder Nicht-Feuer“ zu Gunſten von „Nicht-Feuer“ beantwortet war, trieb uns der Kondukteur mit einem ermutigenden all safe wieder auf den Wagen und aufs neue ging es in die Nacht hinein. Schlaftrunken ſaßen wir auf unſeren Plätzen, gleichgültig dagegen, ob das Vorderrad abermals brennen oder ein Nicken nach der Fallſeite hin uns aus dem Unkomfort unſerer Lage, freilich auf Koſten geſunder Glieder, ein für allemal befreien werde. Nur als die Mitternachtsnebel neben uns über die Heide zogen und der Kondukteur, der bemerkt haben mochte, daß es mit unſer einem nicht ganz richtig

ſei, mir vertraulich ins Ohr flüſterte: „look, Culloden Moor“, raffi' ich mich auf, um mit poetiſchem Grauen auf das Blachfeld zu blicken, das neben uns lag. Dann wieder ſiegte die Müdigkeit, bis das Geraſſel auf dem Straßenpflaſter uns weckte und wir alsbald beim Schimmer zweier Gaslaternen die Worte laſen: „Union Hotel“. Wir waren in Inverneß. Es war drei Uhr morgens.

Inverneß.

Die Strapazen am Tage vorher hatten uns einen langen und feſten Schlaf eingetragen. Die Frühſtücksſtunde war längſt vorüber, als wir im großen Speiſeſaal des Union-Hotels zu Inverneß erſchienen, um unſer Breakfaſt einzunehmen. An der langen Tafel, die nach engliſcher Sitte mit Silberkannen und anderem blinkendem Geſchirr reichlich beſetzt war, ſaßen einige der Herren, die am Tage vorher unſere Reiſegeſellſchaft gebildet hatten. Wir kamen uns jetzt ein wenig näher und ſtatt der üblichen Redensarten, auf die ſich während der Fahrt unſere Unterhaltung beſchränkt hatte, brachten wir es jetzt zu einer wirklichen Konverſation. Es waren faſt ausſchließlich engliſche Garde-Offiziere, junge Kavaliere aus reichen und vornehmen Familien, die von einem Jagdvergnügen etwas mehr verlangen als die bequeme Gelegenheit zu maſſenhaftem Niederſchießen jener Gold- und Silberfaſanen, die in den Parks der engliſchen Großen ſo dicht und ſo bunt, wie die Gold- und Silbernüſſe an einem Weihnachtsbaum zu ſitzen pflegen. Die echte Waidmannsluſt giebt begreiflicher Weiſe den weiten Heideſtrecken des Hochlands den Vorzug, wo Geſchick, Kraft und Mut dazu gehören, den Hirſch zum Stehen zu bringen. Es waren feine, liebenswürdige Männer, beſonders der ſchlanke Gentle-

man aus der Gasthofsveranda in Dunkeld, dessen zwei Jagdhunde auf viele Meilen hin unsere geduldigen Fußkissen abgegeben hatten. Sein Name war Sir John Metcalfe, ein Enkel jenes Sir Charles Metcalfe, der, nach der Abdankung Lord Bentincks, eine kurze Zeit hindurch als Generalgouverneur von Indien eine hervorragende Rolle spielte. Dies gab Veranlassung zu einem Gespräch über Indien, das uns um so lebhafter interessierte, als der junge Offizier selbst jahrelang im indischen Dienst gestanden hatte und erst seit kurzem von Delhi und Lucknow her wieder in London eingetroffen war.

Nach dem Frühstück machten wir zunächst einen Gang durch die Stadt. Man merkt hier allerdings, daß man sich im Hochland befindet. Zwar herrschen Frack und Überrock, Hose und Filzhut vor, aber die alte Hochlandstracht ist doch noch nicht insoweit aufgegeben, daß sie einem wie ein Kuriosum erschiene, wenn man ihr ausnahmsweise begegnet. Gleich neben dem Union-Hotel befindet sich das große, im In- und Auslande berühmte Geschäft Mr. Macdougalls, dessen alle Etagen des Hauses füllenden Warenläger am besten zeigen, wie stark noch immer die Nachfrage nach Artikeln ist, die das schottische Hochland repräsentieren. Allen diesen Artikeln ist das gemeinsam, daß sie in den Clanfarben auftreten; im übrigen sind die Gegenstände, die sich in diese Farben kleiden, so verschieden wie möglich. Von der schweren Seidenrobe an, bis herunter zum Zwirnwickel und Stahlfederhalter, findet sich alles bei Mr. Macdougall zusammen, was nur irgend die Farbenmischung von rot und blau und grün ertragen kann. Plaids, Tartans, Mützen und Strümpfe füllen einen Saal, Quincailleriesachen einen anderen, Waffen, Schmuck und allerhand Gerät einen dritten und vierten. Vieles davon geht sicherlich ins Ausland, aber die

Plaids und Tartans, so weit sie nicht von Seide sind, bleiben wohl überwiegend im Lande. Wenn der Leser dabei ins Auge fassen will, daß Mr. Macdougall jedem Clan (deren immer noch über 50 existieren), seine Ehre gönnt, so wird ihm das am besten einen Begriff von der außerordentlichen Ausdehnung dieses Handelshauses geben.

Inverneß ist überhaupt eine vorwärts kommende Stadt, „a thriving town", wie die Engländer sagen, und weist so viel von Handel und Wandel auf, wie an so nördlicher Stelle und bei so dünn gesäeter Bevölkerung nur irgend erwartet werden kann. Etwas zu seiner Blüte hat wohl der Caledonische Kanal beigetragen, der bei Inverneß beginnend, mit Hilfe des Loch Neß und Loch Lochy, die Ostküste Schottlands mit der Westküste, also mit Glasgow verbindet. Dennoch haben sich die Erwartungen, die man an das Zustandekommen dieses Kanals knüpfte, nicht völlig erfüllt. Der von Osten kommende Handel hat an der englisch-schottischen Ostküste eine Menge anderer Häfen und Stapelplätze, die mindestens nicht schlechter gelegen sind als Inverneß und eine rasche Eisenbahnverbindung vor diesem voraus haben. Als der Kanal vorgeschlagen und ausgeführt wurde, wußte man freilich noch nichts von einer Konkurrenz, die so nah und so drohend bevorstand.

Nichts desto weniger ist Inverneß der bedeutendste Punkt im ganzen Norden von Schottland (Aberdeen wird dem Osten zugerechnet), und heißt mit Recht die Hauptstadt des Hochlandes. Das immer spärlicher werdende Leben rafft sich hier noch einmal zusammen, schafft Komfort, Luxus und Geselligkeit und treibt Blüten der Wissenschaft und selbst der Kunst. Die Stadt hat drei Zeitungen, was bei einer Bevölkerung von 15000 Menschen zeigt, welch' reges, geistiges Leben an dieser Stelle noch thätig ist.

Die Sehenswürdigkeiten der Stadt reduzieren sich auf einen einzigen Punkt, auf den unmittelbar neben der Stadt gelegenen Hügel, wo jenes Schloß Macbeths stand, in dem König Duncan ermordet wurde. Von dem alten Schlosse existiert keine Spur mehr. Nachdem es durch die Jahrhunderte hin zahllose Änderungen und Erweiterungen über sich hatte ergehen lassen müssen, wurde es im Jahre 1746 von den Anhängern des Prätendenten in die Luft gesprengt. An der Stelle, wo es stand, befindet sich jetzt ein im Castellstil gebautes Grafschafts- und Gerichtsgebäude, das nach drei oder vier Jahrhunderten das alte Macbeth-Schloß ziemlich gut veranschaulichen wird. Die Aussicht von diesem Schloßhügel aus ist sehr schön und doch wiederum noch anziehender und reizvoller als sie schön ist. Ein romantischer Zauber liegt über dieser Landschaft, ein Zauber, gegen den sich auch der nicht verschließen kann, der keine Ahnung davon hat, daß jemals ein König Duncan lebte, und ein Feldherr Macbeth, der ihn ermordete. Ein Ton stiller, rührender Klage durchklingt das Ganze, wie das Gefühl eines scheidenden Frühlings, eines kurzen Glücks. Fruchtbare Thäler, in denen das Korn reift, dehnen sich in gelben Streifen nach Ost und West hin; aber die Fülle, der Segen ist nur ein Gast hier, ängstlich, schüchtern, immer bereit, den eingeborenen Gewalten das Feld zu räumen, dem Sturm und der Öde. Nur die hohen Berge, die von Norden her auf die Fruchtbarkeit herabblicken, und unmittelbar vor uns die mächtigen Wasserflächen des Moray-Busens sind hier die Herren und Regierer, und breiten sich aus mit der stattlichen Sicherheit des Zuhauseseins. Die Natur nördlicher Gegenden kommt über ein Herbstgefühl nicht hinaus. Es war mir, als müßten die Sommerfäden still und geschäftig an mir vorüber ziehen.

Kehrt man dem ſchönen Meerbuſen, den wir eben überſchauten, den Rücken zu, ſo haben wir zunächſt die Stadt zu unſeren Füßen. Jenſeit derſelben blicken wir in das Grampian-Land hinein, das wir am Tage zuvor in ſeiner ganzen Ausdehnung, aber auch in ſeiner ganzen Öde und Traurigkeit paſſiert haben. Dies breite mächtige Stück Land zwiſchen dem Buſen des Tay und dem Moray-Buſen iſt das alte Herz des Landes, wo ſich die Geſchichte desſelben abſpielte zu einer Zeit, als Edinburg noch ohne alle Bedeutung und das ſchöne fruchtbare Land im Süden der jetzigen Hauptſtadt noch ein Landſtrich von unbeſtimmtem politiſchen Charakter, mehr eine Republick von Wegelagerern, als ein königlicher Beſitz war. Das alte Grampian-Land iſt deshalb zu gleicher Zeit auch das Land der alten ſchottiſchen Könige, zumal König Macbeths. Wir finden ihn bald im Süden, bald im Norden von Perth und Inverneß, aber doch immer in nächſter Nähe beider. Das Land um den Meerbuſen des Tay herum war ſeine eigentliche Heimat; er tritt auf als Glammis und Than von Fife. Sein Sieg über die Dänen aber führt alsbald zu ſeiner Belehnung mit nördlich gelegenen Schlöſſern und Landſtrichen. Er wird Than von Cawdor und kommt als ſolcher wahrſcheinlich in Beſitz des in der Nähe von Cawdor gelegenen Schloſſes von Inverneß, in dem dann die Ermordung König Duncans ſtattfindet. Als König, ſo ſcheint es, giebt er ſeine nördlichen Beſitzungen wieder auf und macht ſtatt deſſen das in ſeiner heimatlichen Grafſchaft Perth gelegene Schloß von Dunſinan zu ſeiner Reſidenz. Hier unterliegt er dann ſeinem Geſchick und dem Schwerte Mac-Duffs, „der aus ſeiner Mutter Leibe geſchnitten war.“

Das Heidemoor von Forres, drauf die Hexen dem Macbeth mit ihrem verführeriſchen „hail Macbeth, who

»hall be king" erſchienen, liegt fünf Meilen öſtlich von Inverneß, am Meerbuſen des Moray entlang. Wer in einem Dampfboote die Fahrt nach Aberdeen macht, kann, wenn er abends Inverneß verließ, um Mitternacht rechts hinüber lugen nach der Hexenheide und einen Einblick thun in die unheimlich-geſpenſtiſche Welt, wo Moornebel und Mondlicht ihre Geſtalten brauen.

Culloden-Moor.*)

Drumossie-Moor, Drumossie-Tag,
O bitterer Tag, o blut'ges Moor.
R. Burns.

Von Inverneß führt eine alte Fahrſtraße in faſt ununterbrochen öſtlicher Richtung an der Küſte entlang. Die Namen der Städte und Schlöſſer, die dieſe Straße paſſiert, ſagen einem am beſten, daß man ſich im eigentlichen Macbeth-Land befindet: erſt Cawdor Caſtle, dann Forres, endlich Banff und Macduff.

Wir verfolgen dieſe Straße nicht ihrer ganzen Länge nach, begnügen uns vielmehr mit einem Beſuch von Culloden-Moor, jenem meilenlangen Blachfeld, das faſt unmittelbar vor den Thoren von Inverneß beginnend, von der oben genannten Fahrſtraße durchſchnitten wird.

Culloden-Moor iſt das berühmte Schlachtfeld, auf welchem die Stuarts, nachdem ſie dreimal den Verſuch ihrer Wiedererhebung gemacht hatten, endlich für immer unterlagen. Ich verweile einen Augenblick bei den nötigſten hiſtoriſchen Fakten.

Prince Charlie, der vielbeſungene Sohn des Prätendenten, war am 27. Juni 1745 in Schottland gelandet.

*) Die Hochländer nennen Culloden-Moor gewöhnlich Drumoſſie-Moor.

Die Clane hatten sich beinahe ausnahmslos um ihn gesammelt. Am 10. September zog er in Perth, am 19. in Edinburg ein, und schlug zwei Tage später die ihm entgegenrückenden Engländer auf der Ebene von Preston-Pans. Ganz Schottland war Sieg und Jubel. Anfang November begann der Zug gegen England. Man nahm Carlisle und war bereits bis Leicester vorgedrungen, als Uneinigkeit und Eifersüchtelei zwischen den Clanen, besonders aber die Nachricht von der Rückkehr des Herzogs von Cumberland, der bis dahin mit den besten englischen Regimentern in Deutschland gestanden hatte, dem Siegeszuge ein Ende machte und zur Umkehr zwang. Anfang Januar passierten Prince Charlie und seine Clane die schottische Grenze auf dem Rückwege. Gehoben durch die Vorstellung, wieder heimatlichen Boden unter den Füßen zu haben, fochten sie noch einmal siegreich auf dem alten Schlachtfelde von Falkirk; dann neigte sich ihr Stern, rascher und plötzlicher noch, als er aufgegangen war.

Überlegene Streitkräfte schlossen sie ein, und durch die Grafschaften Perth und Inverneß hin ging es jetzt in eiliger Flucht. Auf Culloden-Moor machten sie einen letzten Stand. Es ist viel darüber hin und her gestritten worden, warum die Hochlands-Armee gerade hier ihre Aufstellung nahm, wo sie von Anfang an alle Chancen gegen sich hatte; die Sache ist aber die, daß die ganze Insurrektion bereits in ein Stadium getreten war, wo nichts so sehr fehlte, als ruhige Anordnung und Überlegung. Man folgte den Eingebungen des Moments und floh und focht, wie es die Stimmung des Augenblicks mit sich führte. Noch anderes kam hinzu. Die tapfersten und zuverlässigsten Clane, die sich um die Fahne des Prätendenten geschart hatten, die Frazers und Mac-Donalds, die Mac-Phersons und Mac-Intosh, waren eben hier zwischen Aberdeen und Inverneß

zu Hauſe, und zeigten ſich wenig geneigt, Weib und Kind dem nachrückenden Feinde ohne Schwertſtreich zu überlaſſen. So entſpann ſich die Schlacht. Der Ausgang derſelben war von Anfang an wenig zweifelhaft; zwei Umſtände aber vervollſtändigten die Niederlage der Hochländer. Zunächſt das unerwartet frühzeitige Eintreffen des Herzogs von Cumberland, dann die Haltung der Mac-Donalds, die jede Teilnahme am Kampf ablehnten, weil ihnen die Ehrenſtellung am rechten Flügel, die ſie beanſpruchten, verſagt worden war. Dazu kam das Terrain, das flach und hart wie eine Tenne, der überlegenen engliſchen Reiterei alle nur möglichen Chancen bot. Alle Tapferkeit der einzelnen Clane war umſonſt. In wenigen Stunden war die Niederlage vollendet. Gegen 800 Hochländer lagen tot auf der Heide. Die dem Norden angehörigen Clane flohen über Inverneß hinaus; die andern hielten ſich ſüdweſtlich und trafen anderen Tages mit der Abteilung zuſammen, die Prince Charlie am Nairn-Fluß zur Verteidigung einer Furth zurückgelaſſen hatte. Es waren ihrer immer noch gegen 8000 und bereit, den Kampf aufs neue aufzunehmen. Prince Charlie ſelbſt aber hatte ſeine Sache bereits verloren gegeben und entband die Clanführer ihres Eides. Er ſelbſt nahm Abſchied und eilte auf unwirtbaren Wegen dem Weſten zu. Dieſe Flucht iſt berühmt geworden. 30,000 Lſtr. waren auf ſeinen Kopf geſetzt; Hunderte von Hochländern wußten, wo er ſich verborgen hielt, aber nicht einer brach die Treue oder zeigte Luſt, das Blutgeld zu verdienen. Der Prinz ſelbſt entkam endlich von der Inſel Skye aus. Die Niedermetzlung der einzelnen Clane begann nun und befleckte den Namen des Herzogs von Cumberland, der in ſeinen Kämpfen mit dem berühmten Marſchall von Sachſen wenigſtens Ehre wenn auch nicht Sieg davon getragen hatte. Galgen und Rad räumten auf zwiſchen Aberdeen und Inverneß und jene

Klage wurde lebendig, der Burns in seinem schönen Liede Ausdruck gegeben hat:

Die schöne Maid von Inverneß,
Wie freudlos ihr der Tag vergeht.
Sie schafft und spinnt und webt, indes
Ihr dunkles Aug in Thränen steht.
„Drumossie-Moor, Drumossie-Tag,
O bittrer Tag, o blut'ges Moor,
Wo kalt und starr mein Vater lag,
Und ich der Brüder drei verlor
Sie liegen tief in Sand und Blut,
Im ersten Grün die Gräber stehn,
Der beste Bursch daneben ruht,
Den Mädchenaugen je gesehn.
Weh Sieger Dir, der nach der Schlacht
Noch die Geschlagnen niedertrat,
Du hast manch Herz betrübt gemacht,
Das Dir doch nichts zu Leide that." —

Ich habe bis hierher in kurzen Worten die Schlacht von Culloden beschrieben; ich führe nun den Leser auf das Schlachtfeld hinaus. Der Weg führt von Inverneß zunächst zwischen Gärten und Ahornbäumen, dann zwischen Hecken und Hügeln hin, die hier und dort den Weg verengen und eine Art Schluchten-Terrain bilden.

Wir mochten eine gute Viertelstunde gegangen sein, als sich plötzlich der Blick nach allen Seiten erweiterte und unser Führer mit der vollen Hand ins Blaue deutend, ausrief: „there's Culloden Moor." Ziemlich zu unseren Füßen und das Hügel-Terrain umzirkend, aus dem wir eben heraustraten, floß ein Bach, halb Graben, halb Bergwasser, und bezeichnete die Grenze zwischen dem diesseits gelegenen Gartenland von Inverneß und der Öde des Moorlands, das jenseits lag. Sogar die abschüssigen Wände des Baches selbst schienen an dieser

Scheidung teilzunehmen; die eine Wand war dicht mit Disteln bestanden, die andere war kahl und die Vergißmeinnichts am untersten Rande derselben, gehörten mehr dem Wasser als dem Boden an. Wir passierten eine alte Feldsteinbrücke, die über den Bach führte, und standen nun auf Culloden-Moor. Dies berühmt gewordene Moorland dehnt sich meilenweit in nordöstlicher Richtung aus und würde an sich selbst nicht verfehlen, durch seine Stille und Öde einen Eindruck auf den Reisenden zu machen, auch wenn man nicht wüßte, daß es ein Schlachtfeld und die Grabstätte so vieler tapferer Männer sei. Es erinnert in gewissem Sinne an das Steinfeld der Grampians, das ich in einem früheren Kapitel beschrieben habe. Freilich fehlen hier die Züge, die jenem Steinfeld den Charakter des Großartigen leihen; aber die absolute Öde dieses meilenlangen Moors, darauf nicht Baum nicht Strauch gedeiht, wirkt kaum minder ängstigend und bedrückend, auch ohne die Attribute eines besonderen Schreckens. Es ist schwer zu sagen, was furchtbarer sei, die Einsamkeit auf einem stillen oder einem empörten Ocean.

Die große östliche Fahrstraße nach Forres, Banff und Macduff, wie bereits hervorgehoben, führt mitten durch dieses Moor hindurch. Sie führt nicht bloß mitten durch das Moor, sondern auch mitten durch das Schlachtfeld. Alle Punkte, an denen mit Erbitterung gekämpft wurde, liegen dicht am Wege. Zunächst in unmittelbarer Nähe der Brücke passieren wir einen Turm, der den Namen führt: the tower of the last encounter, d. h. Turm der letzten Begegnung. Die nördlichen Clane, die ihre Flucht über Inverneß nahmen, setzten sich hier noch einmal zur Wehr. Aus welchem Grunde sie gerade diesen Punkt zur Wiederaufnahme des Kampfes wählten, ist schwer zu sagen, da das Terrain so ungünstig gewählt erscheint, wie nur irgend möglich.

Man fragt unwillkürlich: warum nicht jenſeit der Brücke? Der Bach in ihrem Rücken konnte nur das Mißliche ihrer Lage ſteigern und that es. Wahrſcheinlich waren ſie zu erſchöpft, um den Wettlauf mit den verfolgenden Dragonern noch länger möglich machen zu können, und kämpften nur, weil Nichtkampf noch ſicherer zum Verderben geführt hätte. Wenige entkamen, nur um die Botſchaft von der Niederlage nach Roßſhire und dem Norden zu bringen. Der Turm, der den Platz „der letzten Begegnung“ bezeichnet, hat ohngefähr die Form einer holländiſchen Windmühle, — wogegen nicht viel zu ſagen wäre, wenn man nicht gleichzeitig auf die geſchmackloſe Idee gekommen wäre, den unteren Dachrand mit 6 oder 8 hölzernen Kanonen zu garnieren, die nun nach allen Seiten hin ihre Zunge ins Land hineinſtrecken. Ich wähle dieſen Vergleich abſichtlich, denn das Ganze nimmt ſich aus wie Spott und Verhöhnung. Wo wirkliche Kanonen aufgeräumt haben, iſt ſolche Spielerei nicht am Platz.

Wir haben dem armen Schuhflicker, der unten im Turm wohnt, und ſo zu ſagen den Thürhüter von Culloden-Moor macht, unſeren Beſuch abgeſtattet und marſchieren nun weiter feldeinwärts, bis wir eine Art Rondel, eine Oaſe, erreichen, die etwa eine halbe Meile hinter dem Turm, die Öde des Moores wie eine Parkanlage unterbricht. Dies iſt, wenn nicht das eigentliche Schlachtfeld, ſo doch der Punkt, wo am heißeſten geſtritten, und die Niederlage der Hochländer entſchieden wurde. Geb' ich eine Beſchreibung dieſes Platzes. Er iſt nicht viel größer als der uns wohlbekannte „große Stern“, der auf halbem Wege zwiſchen Berlin und Charlottenburg liegt. Wie dieſen großen Stern die Charlottenburger Chauſſee durchſchneidet, ſo führt dort die große Fahrſtraße mitten durch die Oaſe hindurch. Der Platz, wie er der Punkt war, an dem ſich der

Tag entſchied, iſt natürlich auch die Hauptbegräbnisſtätte geworden und trägt völlig den Charakter eines verödeten und verfallenen Kirchhofes. Eine niedrige Feldſteinmauer umgiebt die ganze Rundung, zu der ſich an der einen Seite noch ein ſeichter Graben und eine Einfaſſung von Brombeerſträuchern geſellt. Jeder Zug iſt hier charakteriſtiſch und man kann dieſen Platz, der Schlachtfeld und Kirchhof zugleich iſt, nicht paſſieren, ohne ſich das Bild für immer eingeprägt zu fühlen.

Ich bin über viele Schlachtfelder gegangen, aber keines hat einen ſo beſtimmten Eindruck in mir zurückgelaſſen. Das macht, weil es ganz beſtimmte Züge hat, die viel größeren und bedeutſameren Schlachtfeldern oftmals fehlen. Ich entſinne mich des Tages, als ich zum erſtenmale über das Leipziger Schlachtfeld ſchritt. Wir kamen von Markleeberg her und paſſierten das berühmt gewordene Plateau von Wachau. Im Dorfe ſelbſt hatte ſich ein alter Totengräber zu uns geſellt und machte nun unſeren Führer. „Ich hab' hier mit begraben helfen — ſprach er trocken vor ſich hin — immer ſechs Pferde und dreißig Mann, ſo war die Ordre. Es war ſchwere Arbeit. Dann kamen fünf ſchlechte Jahre für unſer Dorf. Der Weizen ſchoß mannshoch in die Höh', aber alle Körner waren verbrannt. Dann wurd' es beſſer; jetzt haben wir gute Zeit." So erzählte damals der Totengräber und ſeine Rede iſt mir 20 Jahre lang im Gedächtnis geblieben; aber das Wachauer Feld hat kein beſtimmtes Bild in mir zurückgelaſſen. Es iſt ein Feld wie andere Felder. Der Pflug iſt über den Boden hingegangen und hat alles hinweggenommen, was ſichtbar und handgreiflich an jenen blutigen Oktobertag erinnern könnte. Nicht ſo auf Culloden-Moor. Der Boden hatte hier keinen Wert, und ſo ließ man das Schlachtfeld fortbeſtehen. Wo doch kein Kornhalm aufgegangen wäre, war es

keine Enthaltſamkeit, ſich an den Gräbern der Toten nicht zu vergreifen. Sonſt ſiegt das Ackerfeld über das Schlachtfeld; hier aber iſt der grüne Raſen des Grabes Sieger geblieben.

Das Rondel, das die Steinmauer einfaßt, zerfällt in zwei ſehr verſchiedene Hälften. Rechts vom Wege haben wir den Kirchhof, links die Monumente. Der Kirchhof beſteht aus vier deutlich erkennbaren Gräberreihen, die in der Ausdehnung eines mäßigen Gartenbeetes faſt parallel neben einander herlaufen. Zu Kopf und Fuß ſtehen Ginſterbüſche. Hier wurden die Frazers, die Mac-Intoſh, die Mac-Phersons und die Mac-Donalds beſtattet. Ob dieſe Angabe richtig iſt, muß dahingeſtellt bleiben. Es ſind dies nämlich die Namen jener vier Clane, die noch bis dieſen Augenblick um Inverneß herum ihre Sitze haben. Man darf daraus wohl mit einigem Rechte den Schluß ziehen, daß die Gräber in einer ſpäteren Zeit von den Umwohnenden beliebig benannt worden ſind, wenn man nicht, vielleicht unmittelbar nach der Schlacht, nur jene Stelle des Schlachtfeldes mit einer Steinmauer umgeben und zu einem Kirchhof hergerichtet hat, wo diejenigen im Blute lagen, die den Beſtattern beſonders nahe ſtanden.

Die Monumente links vom Wege beſchränken ſich auf einen Haufen Steine. Sie ſollten ein Monument werden, liegen aber jetzt nur da als ein Monument der Schmach, der Roheit und des Betruges. Es hat damit folgende Bewandtnis. In der Mitte der vierziger Jahre trat in Inverneß ein Komitee zuſammen, das die Abſicht ausſprach, auf dem Schlachtfelde ein Culloden-Denkmal zu errichten. Die Idee fand Anklang; ziemlich bedeutende Summen wurden gezeichnet, Pläne eingeſandt und Feldſteine in langen Wagenreihen bereits hinausgefahren, um vorweg Baumaterial und Fundament zu

haben. Als die Begeisterung auf ihrer Höhe war, geschah, was in England nur allzuoft geschieht: Sekretär und Kassierer wurden unsichtbar. Jetzt erfolgte ein Umschlag in der Stimmung. Das Volk von Inverneß, gleichviel, ob es beigesteuert hatte oder nicht, schickte sich an, wenigstens ein Culloden-Fest an Stelle des Culloden-Denkmals zu haben und zog zu tausenden auf das Schlachtfeld hinaus. Die ersten Stunden vergingen ohne Excesse und einige Redner suchten das Volk für die Idee zu begeistern, aus dem bereits vorhandenen Material eine Steinpyramide aufzuschichten. Man begann auch, aber eh' noch irgend ein Resultat gewonnen war, fing der Whisky an, seine Wirkung zu äußern. Der Steinhaufen, der schon da lag, wurde auseinandergerissen; dem Sekretär und Kassierer wurden Hochs gebracht, „weil sie gescheite Leute gewesen seien", die Gräber wurden zu Zech- und Tanzplätzen, und eine von Lärm, Übermut und Whisky berauschte Menge zog endlich wieder in die Stadt zurück. Wie jene wüste Nacht das intendierte Monument ließ, so ist es geblieben, ein Haufen Steine, teils noch aufgeschichtet daliegend, teils umhergestreut, das Ganze eine Stätte der Verwüstung. —

Wir schieden gern von dieser Hälfte des Friedhofs, die zu so viel unerfreulichen Betrachtungen Veranlassung gab, und setzten unseren Weg noch ein paar tausend Schritt bis über diese Stätte hinaus fort. An einem Granitblock von der Form eines Riesen-Kiesels machten wir Halt. Dieser Stein, der zugleich die äußerste Grenze des Schlachtfeldes bezeichnet, heißt der Dukes Stone, „des Herzogs Stein". Er liegt hart am Wege wie ein Meilenstein. Als die Grampians noch jung waren, müssen längst verronnene Fluten diesen Felsblock losgelöst, und mit ihm spielend, ihn endlich an dieser Stelle niedergelegt haben. Der Stein ist beinah manns-

hoch und von ſolchem Umfang, daß 24 Perſonen mit Bequemlichkeit daran eſſen könnten. Es heißt, daß der Herzog von Cumberland von ſeiner Höhe aus die Bewegungen der Schlacht leitete. Es wird auch erzählt, daß er nach einem raſch gewonnenen Überblick, der ihm vielleicht die ganze Rat- und Hilfloſigkeit der Gegner verraten haben mochte, den Wunſch äußerte, vor Beginn der Schlacht ein Frühſtück einzunehmen. Seine Offiziere aber baten ihn aufs dringendſte, vor jeder ſorgloſen Unterſchätzung ſeiner Gegner auf der Hut zu ſein, da dieſen „Teufels von Hochländern“ nie zu trauen ſei. So begann denn die Schlacht unmittelbar, und eh' zwei Stunden vorüber waren, war alles entſchieden.

Wir erkletterten den Stein nicht ohne Mühe. Man ſieht von ſeiner Höhe aus etwas weiter ins Land hinein und wird des Moraybuſens anſichtig, deſſen blauer Streifen ſich nordöſtlich zieht; ſonſt verändert ſich das landſchaftliche Bild in nichts, da es eben nur kahle Fläche iſt, was hier auf Meilen hinaus nach allen Seiten ſich dehnt. —

Der Tag war grau, und der Himmel drohte mit Regen; ſo traten wir, nachdem wir den Herzog von Cumberland aus dem Felde geſchlagen und auf ſeinem eigenen Stein das Frühſtück eingenommen hatten, das ihm unter'm Zwang der Umſtände verſagt geblieben war, unſeren Rückzug an. Als wir die eingefriedigte Stelle wieder paſſierten, wo wir nunmehr zur Rechten den wirren Steinhaufen und zur Linken die Gräber hatten, kniete ich nieder, um einen vollen Ginſterbuſch von dem Grabe der Frazers und einen Büſchel Heidekraut von dem der Mac-Phersons zu pflücken. Es waren Zweige von jener großglockigen Erica-Art, die in Holſtein den ſchönen Namen der „Edelheide“ führt. Aus beiden hab' ich ſeitdem einen Kranz gewunden, zur Erinnerung an Culloden-Moor.

Der Tag von Culloden hat noch ein Nachſpiel. Fünfzig Jahre und mehr waren vergangen. Ein Prozeß fand ſtatt. Es handelte ſich um die weiten Beſitzungen des Lords Glenmore, von dem es hieß, daß er unter Prince Charlie gefochten habe. Die eine Partei ſtützte ihren Erbanſpruch auf die allgemeine Annahme, daß Lord Glenmore bei Culloden gefallen ſei; die andere Partei forderte die Feſtſtellung dieſer Thatſache, d. h. den Beweis des Todes. Dieſen Beweis anzutreten, ſchien unmöglich.

So zog ſich der Prozeß durch zwanzig Jahre hin. Endlich — zu einer Zeit, als niemand mehr an ſeine Erledigung glaubte — fand die Streitfrage raſch und unerwartet ihr Ende. Es war im Mai 1823, als vor dem engliſchen Oberhauſe (bekanntlich höchſte Gerichtsbehörde) folgende denkwürdige Verhandlung geführt wurde. Der Lord-Oberrichter rekapitulierte die Sachlage, die ohnehin in dem dichtgedrängten Hauſe jedermann kannte, und ſchloß dann mit den Worten: „Es hat ſich ein Zeuge gefunden, der den Tod Lord Glenmores beſchwören will. Ich bitte den Zeugen in Eid zu nehmen.“

Ein ſteinalter Mann, aber noch rüſtig und gekleidet in die rote Uniform der Chelſea-Penſionäre, erhob ſich jetzt auf der dem Lord-Oberrichter zunächſt befindlichen Bank und leiſtete den üblichen Zeugeneid auf die Bibel. Dann begann folgender Dialog:

Lord-Oberrichter: Ihr Name?

Zeuge: Adam Grayſtone, Kapitän außer Dienſten, früher bei Enniskillen-Dragoner.

Lord-Oberrichter: Ihr Alter?

Zeuge: 95 Jahre.

Lord-Oberrichter: Haben Sie Lord Glenmore gekannt?

Zeuge: Ja, ich habe ihn gekannt.

Lord-Oberrichter: Wissen Sie, daß er tot ist?

Zeuge: Ja, ich weiß, daß er tot ist.

Lord-Oberrichter: Wann und wo ist er gestorben?

Zeuge: 1746, bei Culloden.

Lord-Oberrichter: Woher wissen Sie es?

Zeuge: Weil ich ihn selbst erstochen habe.

So schloß die Sitzung. Wohl das letztemal, daß der Name „Culloden" von einem Manne genannt wurde, der jenen blutigen Tag noch miterlebt hatte.

Der letzte Hochlands-Häuptling.

(Unſerem Culloden-Führer nacherzählt.)

„Ich ſehe, die Herren kennen „Waverley“, unſeres Sir Walters beſtes Buch; ei, da kennen Sie auch den Fergus Mac-Ivor, den Bruder der ſchönen Flora und den Freund Prince Charlies ſelber. Nun, die Sache iſt die: ein Fergus Mac-Ivor hat nie gelebt, aber einen Fergus Mac-Donéll, den haben unſere Väter gut gekannt; auch Sir Walter hat ihn gekannt. Er nahm den Fergus Mac-Donéll, der ſein Freund war, und machte ihn zum Mac-Ivor, wie er im Buche ſteht. Jeder Zug nach dem Leben. Ich will erzählen, was jedes Kind hier von ihm weiß.

„Glengarry — ſo nennen wir die Häuptlinge der Mac-Donélls, weil ſie im Thal Glengarry*) wohnen.

*) Man hat an den Hochlands-Häuptlingen (chiefstains) gemeinhin drei Namen zu unterſcheiden: den Clan- oder Familien-Namen, den Adelsnamen und die ſpezielle Hochlandsbezeichnung für den letzteren. Der Häuptling der Campbells iſt zunächſt auch ein Campbell, ſein Adelsname iſt Herzog von Argyle und ſein Hochlandsname Mac-Callum-More. Der Chiefstain der Gordons iſt Lord Aberdeen und der der Frasers Lord Lovat. Beide haben außerdem noch ſpezielle Hochlandsnamen. Außerdem ſei mit Rückſicht auf die Wendung „die Lords und die Lairds“ gleich hier bemerkt, daß man durch dieſe Bezeichnung den Niederlandsadel (die Lords) von dem Hochlandsadel (die Lairds) unterſcheidet.

Glengarry, ſag ich, war Garde-Kapitän in London, aber es behagte ihm nicht im Rauch und Nebel da unten und er kam wieder heim in die Berge. Jagen am Loch Oich und Loch Neß entlang, die Thäler hinauf und hinunter, Glen-Moriſton heut und Glen-Urquhardt morgen, und dann mit Freunden niederſitzen in Glengarry-Caſtle und von Jagd und Krieg und alten Zeiten ſprechen, das war es, was ihm gefiel. Er war ſchon dreißig und darüber und noch unverheiratet. Er ſagte: „er tauge für keine Frau und keine Frau tauge für ihn;“ dabei ſah er lachend zu ſeiner Schweſter hinüber und die Spitzen ſeines rothblonden Bartes kräuſelnd, verſchwor er ſich hoch und teuer, daß ſie das ſchönſte Mädchen in den drei Königreichen ſei. Dann füllten alle die Gläſer, und die alten Jagdkumpane aus Roßſhire und Sutherland und die jungen Offiziere aus London, die auf Beſuch im Schloſſe waren, alle ſtießen ſie an und riefen mit ihm: Es lebe Barbara Mac-Donell! —

Es war um 1811 und der Prinz-Regent kam nach Edinburg. Die Lords und die Lairds verſammelten ſich in der Hauptſtadt, und im alten Holyrood-Palace, wo kein Freudenklang gehört worden war, ſeit Prince Charlie daſelbſt getanzt hatte, war wieder Empfang und Ball. Glengarry, der von London her dem Prinzen wohlbekannt war, war unter den Geladenen, und mit ihm geladen war Barbara ſeine Schweſter. Das war ein Drängen auf Flur und Treppe! aber es bildete ſich Spalier wie von ſelber, als die Geſchwiſter in den Saal traten. Er trug in Huldigung gegen den Prinzen, der ihn immer ein gnädiger Herr geweſen war, die Uniform der Coldſtream-Garden; Barbara aber trat ein für Schottland und trug die Farben ihres Clans. Sie war eine große, prächtige Frau, keine blonde Puppe ſchmal und ſchlank, ſondern breit, voll, alabaſtern, mit kleinen Händen und großen Augen, und die Augen klar und dunkel wie das

Waſſer im Loch Neß. Und ſchön wie die Frau, ſo ſchön war ihr Kleid. Sie trug eine ſchwarze Sammet-Robe, aus der ihr Nacken ſtolz hervorwuchs. Eine Tartan-Schärpe, an der linken Schulter durch eine Agraffe zuſammengehalten, lief in voller Breite quer über die Bruſt hin, ſchürzte ſich über der Hüfte zu einem bauſchigen Knoten und fiel dann in zwei langen Streifen zur rechten Seite des Kleides herab. Kein Schmuck weder an Hals noch Arm; nur ein Erica-Strauß, die blaue Blume Schottlands, wuchs aus der ſilbernen Agraffen-Schleife hervor und ein Heideblumenkranz ſaß voll und rot auf dem glänzenden ſchwarzen Haar.

Der Ball begann. Der Prinz tanzte dreimal; er tanzte zweimal mit Barbara Mac-Donell. Als das Feſt vorüber war, ſtand er in der Mitte des Saales, und ſich verbeugend, ſchritten die Gäſte an ihm vorbei. Als Barbara vorüber kam, nahm ſie den Strauß aus der Agraffe, überreichte ihn mit einem lächelnden „from the Highlands", und kein Auge von ihm laſſend, ſchritt ſie, ohne dem Prinzen einen Augenblick den Rücken zugekehrt zu haben, unter wiederholten Verbeugungen aus dem Saal. Der Prinz-Regent war eitel und Kenner genug, um ſolchen Moment nicht leicht zu vergeſſen. Als er am andern Tage den Bruder ſah, rief er ihn beiſeit und ſagte raſch: „Eure Schweſter iſt die ſchönſte Dame, die ich all mein Lebtag geſehen; dieſe blaue Blume ſollte wo anders blühen als in Glengarry-Caſtle." Glengarry lächelte und ſchwieg.

Es war ein Jahr ſpäter, Ende September. Der Prinz-Regent hielt Hof in St. James; keine Lichter brannten in Holyrood, aber in Inverneß war Ball. Alljährlich, wenn die erſte Jagdzeit vorüber iſt und das beginnende Winterleben Londons die Kavaliere wieder nach dem Süden ruft, beſchließt noch ein gemeinſchaftliches Mahl, natürlich in Inverneß, die heiteren Waid-

mannswochen. Dem Mahle folgt ein Ball. Keine ſtrenge Etiquette, kein banges Anſtands-Bedenken ſteht als Thürhüter vor dem Saal; man will heiter ſein, man will nicht ſehen, man will nicht wiſſen; jede Dame hat Zutritt, ſie ſei — Dame oder nicht. Das iſt juſt ein Platz für Glengarry. Der letzte beim Wein, iſt er jetzt der erſte beim Tanz. Er hat ein Inverneß-Mädchen im Arm und fliegt durch den Saal. „Die Dirne iſt mein," ruft Kapitän Lovat und legt ſeine Hand auf Glengarrys Schulter. „Euer iſt nichts als Eure Thorheit," antwortet Glengarry und tanzt weiter. Andere legen ſich ins Mittel, die Sache ſcheint vergeſſen. Den Lovat aber wurmt es (die Feindſchaft iſt alt zwiſchen den Frasers und den Mac-Donells) und er ſchreibt eine Herausforderung, während ſein Gegner noch tanzt. Die Nacht iſt da und Glengarry reitet heim. Ermüdet wirft er ſich nieder und ſchläft im Nu. Nach einer Stunde weckt ihn ſein Diener und überreicht ihm einen Brief. Der Brief lautet: „Kapitän Mac-Donell hat die Wahl zwiſchen Piſtolen oder — Reitpeitſche. Antwort erbeten. Lovat." Glengarry ſpringt aus dem Bett. Der Brief iſt von Inverneß datiert; alſo dorthin. Er ſattelt ſelbſt ſeinen Pony, deſſen Kraft und Schnelle er kennt; in den Halfter ſteckt er ſeine Piſtolen und ruft dem Boten zu: „ich bringe die Antwort." Von Glengarry-Caſtle bis Inverneß ſind 10 Meilen. Der Tag dämmert, als Glengarry vor dem Gaſthaus hält; kein Lovat da — alſo nach Lovat-Caſtle. Mit der Sonne tritt Glengarry in das Schlafzimmer Kapitän Lovats und bietet ihm die Piſtolen. Dieſer kennt ſeinen Mann, zeigt auf einen Stuhl, ſteht auf und kleidet ſich an. Lovat-Caſtle hat einen weiten Park, an ſeinem Weſtend fließt der Beauly-Fluß, dort iſt eine Wieſe und ein Eſchenbaum; neben der Eſche liegt ein Kahn. Hier? fragt Kapitän Lovat. Hier! antwortet Glengarry. Die Schüſſe fallen und Lovat iſt nicht mehr.

Glengarry sieht, daß er den Gegner auf den Tod getroffen, löst den Kahn, fährt über den Fluß und eilt zu Fuß nach Inverneß zurück. Am Abend desselben Tages ist er in Glengarry-Castle. Er weiß, was kommen wird, und thut seine Schritte.

Der erste Tag vergeht, ein zweiter, endlich am Mittag des dritten Tages sieht er vom Schloß aus, daß Truppen über den Garry-Fluß kommen; etwa hundert Mann stark umstellen sie sein Haus. Es sind Rotröcke vom Fort Augustus her; ein Besuch, den er seit drei Tagen erwartet hat. Leutnant Collingwood läßt sich melden, bedauert seinen Auftrag und überreicht den Verhaftsbefehl. Glengarry dankt, überfliegt die Ordre und sagt dann: „es sei; — darf ich noch ans Fenster treten, um Abschied zu nehmen von meinem Thal?“ Der junge Offizier verbeugt sich zustimmend. Glengarry tritt in die Nische, öffnet das Fenster, blickt scharf hinaus, als such' er noch einen bestimmten Punkt, zieht dann ein rot und weißes Seidentuch aus der Tasche und weht damit dreimal, wie zum Abschied. „Wie schön dies Bild,“ ruft er dem jungen Offizier zu und zeigt auf das Thal. Leutnant Collingwood tritt ans Fenster, blickt hinaus und — sieht, daß er gefangen ist. Hinter dem kleinen Trupp seiner Soldaten wachsen die Gestalten der Mac-Donells zu Hunderten rasch aus dem Boden; wenige Minuten noch, und der Kreis hat sich geschlossen. „Sie sehen,“ sagt Glengarry ruhig, „Sie sind in meiner Gewalt, nicht ich in der ihrigen. Fern sei es von mir, das Recht des Stärkeren gegen Sie auszubeuten. Sie haben freien Abzug. Gehen Sie nach Fort Augustus zurück, und erzählen Sie, wie Sie den Glengarry gefunden.“

So geschah's. Aber auch Glengarry zögerte nicht. Mit Kurierpferden ging es nach London, und den Tag nach seiner Ankunft kniete er vor seinem fürstlichen Gönner. Der Prinz-Regent schwankte, aber der Brief Kapitän

Lovats gab den Ausschlag. Leben und Freiheit waren wieder gewonnen. Mit der Gnade des Prinzen kehrte er wieder heim und — mit Grüßen an Barbara Mac-Donell. Der Prinz hatte den Ball in Holyrood-Palace nicht vergessen.

Glengarry war begnadigt; aber der tote Lovat schien doch von Zeit zu Zeit vor ihn hinzutreten, das abgeschossene Pistol in der niederhängenden Hand und zusammenbrechend unter dem Eschenbaum. Die Jagd reizte ihn nicht mehr, der Wein schmeckte nicht mehr, und in den rotblonden Bart mischte sich das Weiß der Sorge und durchwachter Nacht. Barbara saß ihm gegenüber, schön wie immer; aber sie war keine Labe mehr für sein Herz. War es ihm doch, als habe er den Lovat tot geschossen, nicht um der Dirne willen von Inverneß, sondern aus Übermut, aus Stolz auf die Schönheit seiner Schwester. Barbara wußte wohl, was in ihm vorging. „Nimm eine Frau," sagte sie ihm einst beim Frühmahl; „aber jung muß sie sein, und still und blond." Er schüttelte den Kopf; aber sie wäre keine Frau und am wenigsten Barbara Mac-Donell gewesen, wenn sie nicht Recht behalten hätte. Eh' ein Jahr um war, war Glengarry ein Gatte, und seine Gattin war jung und still und blond. Zwei Kinder kamen: Töchter. Die eine war der Mutter Ebenbild und hieß Kathlin, wie die Mutter selbst; die zweite aber war eine Mac-Donell und hieß Barbara und saß und spielte auf dem Schoß der schönen Tante.

So vergingen die Jahre. Eine andere Zeit war gekommen: das alte Hochlandsleben starb hin; viele gingen über das große Wasser, und der erste Dampfer, die englisch-schottische Flagge hoch in der Luft, schaufelte still den Loch Neß entlang. Auch der alte Glengarry war an Bord, mit ihm seine Töchter, jungfräulich und halbe Kinder noch. Dem alten Herrn war es unheimlich; er sah hinab in die Glut der Öfen und in das Auf und

Ab des Räderwerks, und ſein altes Herz, dem der Tod in allen Geſtalten nahe getreten war, ohne es zittern zu machen, ſah jetzt mit wachſender Unruhe dieſem Treiben zu. In demſelben Augenblick geriet das Schiff auf eine Untiefe und ſaß feſt. Der Kapitän ermahnte zur Ruhe, alles werde gut gehen; jeder glaubte ihm und harrte in Geduld. Nicht ſo Glengarry. Seine Töchter mit krampfhafter Gewalt erfaſſend, zog er beide auf den Radkaſten hinauf. In dieſem Augenblick löſte ſich das Schiff wieder und ſtreifte dicht an einem Uferfelſen vorbei. Jede Gefahr war vorüber. Aber der alte Mann, nur von dem einen Gedanken nach Rettung erfüllt, umarmte jetzt beide Töchter, und ſie feſt an ſich preſſend, ſprang er vom Radkaſten aus ans Ufer. Der Sprung war gelungen, die Töchter unverſehrt, aber der alte Herr ſelber war mit der Stirn auf ein Felsſtück geſchlagen. Man brachte ihn an Bord zurück; das Blut tropfte leiſe herab. „Gebt mir einen Spiegel," bat er. Man brachte ihm, was er gefordert hatte, und er ſah lächelnd hinein. „Eine Schmarre für einen Hochländer," das war ſein letztes Wort. Der Steamer hißte eine ſchwarze Flagge auf; ſo brachte man ihn nach Glengarry-Caſtle.

„Seit jenem Tage giebt es keinen Häuptling mehr in Schottland; ſie ſind alle hinüber. Dieſer und jener nennt ſich noch ſo, aber — kein Glengarry."

Der caledoniſche Kanal.

Mit Inverneß hatten wir den äußerſten Punkt unſeres Reiſeziels erreicht. Die nördlicher gelegenen Grafſchaften, Roßſhire, Sutherland und Caithneß, entbehren keineswegs des Reizes landſchaftlicher Schönheit, aber ſie ſind verhältnismäßig arm an Plätzen hiſtoriſcher Erinnerung oder romantiſchen Intereſſes und wiederholen ſelbſt in landſchaftlicher Beziehung nur jene Bilder, die wir zwiſchen dem Firth of Forth und dem Moray-Buſen bereits kennen gelernt haben.

Wir geben jetzt den Norden Schottlands auf, und den caledoniſchen Kanal benutzend, der in ſüdweſtlicher Richtung das Land durchſchneidet, fahren wir nunmehr der Weſtküſte zu, die an Fruchtbarkeit des Bodens, Lieblichkeit der Thäler und faſt mehr noch an hiſtoriſchen Traditionen hinter dem Oſten zurückbleibt, an Großartigkeit der Formationen aber ihn weit übertrifft.

Der caledoniſche Kanal iſt eine Anlage nach Art des berühmten Trolhätta-Kanals, der in ähnlicher Weiſe, wie der letztgenannte den bottniſchen Meerbuſen mit dem Kattegat verbindet, ſo ſeinerſeits die Verbindung zwiſchen der Nordſee und dem atlantiſchen Ocean unterhält. Er iſt 60 engliſche Meilen lang, wovon 37 Meilen auf natürliche Waſſerſtraßen (Seen und Flüſſe), 23 aber auf den eigentlichen Kanal kommen. Ob er den Hoff-

nungen entſpricht, die man ſeiner Zeit an ihn geknüpft hat, iſt eine Frage, die ich ſchon an anderer Stelle verneint habe. Der ziemlich in der Mitte gelegene Loch Dich (richtiger das Plateau, auf dem er liegt) bezeichnet die Waſſerſcheide zwiſchen der Nordſee und dem atlantiſchen Ocean. Fahrzeuge, die von Inverneß kommen, werden durch Schleuſen bis zur Höhe des Loch Dich emporgehoben und auf dieſelbe Weiſe, nach der andern Seite hin, herabgelaſſen.

Auf dieſem caledoniſchen Kanal traten wir jetzt unſere Rückreiſe an. Der Himmel hing voll grauer Wolken und der leiſe herabſtäubende Regen miſchte ſich mit dem Waſſerſtaub des Dampfrohrs, als wir an Bord gingen. Die Kajüte hätte Schutz gewährt, aber jeder zog es vor, auf Deck zu bleiben, um den Anblick der ſchönen Seeufer nicht zu verſäumen, denen wir jetzt entgegenfuhren. In etwa einer halben Stunde erreichten wir Loch Neß. Er iſt der längſte, wenn auch freilich nicht der größte unter den ſchottiſchen Seen; der Loch Lomond übertrifft ihn an Breite und impoſanter Erſcheinung. Was aber den Loch Neß mehr denn alles andere unfähig macht, mit dem ſchönen Loch Lomond zu konkurrieren, das iſt ſeine Monotonie; er iſt überall derſelbe und die hohen bewaldeten Bergabhänge, die im Schmuck des friſcheſten und ſchattierungsreichſten Grüns prangen, hören auf von beſonderem Intereſſe zu ſein, wenn man ſich zuletzt nicht verhehlen kann, daß jede neue Meile, die man macht, nur das Bild der eben zurückgelegten wiederholt. Dieſe Monotonie charakteriſiert auch unvorteilhaft die hiſtoriſchen Überlieferungen, die ſich an die hie und da hervorblickenden Schlöſſer, Häuſer und Hütten knüpfen, die wie ein ſpärlicher Kranz die Ufer des Sees umflechten. Überall dieſelbe Geſchichte von einem „Chief“ oder Häuptling, der einen andern Chief zu Gaſte geladen und ihm den Kopf eines Vaters oder

Sohnes als Tafelverzierung auf den Tisch gestellt hat; überall eine Clanschlacht, ein Waten in Blut, bis endlich einmal eine Erzählung voll rührender Gewalt oder eine ganz aparte Schreckensgeschichte den gewöhnlichen Schauerroman unterbricht. Es imponiert und prägt sich dem Gedächtnis ein, wenn ein Hochlandschief seinem englischen Gegner die Kehle abbeißt und hinterher versichert, nie einen bessern Bissen gehabt zu haben.

Der Vortrag solcher und ähnlicher Geschichten hat uns an Schloß Urquhart vorbei bis an die Stelle gebracht, wo sich von Südosten her der Foyersfluß in den See ergießt. Der Fluß, bildet, vor seiner Mündung, einen wenigstens 60 Fuß hohen Wasserfall und der Steamer pflegt an einer benachbarten Stelle anzulegen, um den Reisenden zur Besichtigung dieser Fälle Gelegenheit zu geben. Wir waren ziemlich die ersten am Land und blickten umher, um des Wasserfalls ansichtig zu werden, dessen Brausen wir bereits vernahmen. Eine Frontansicht, vom Ufer des Sees aus, ist aber nicht möglich, da allerhand vorgeschobene, reich bewaldete Felsblöcke das Bild nach vorn hin verschließen. Es ist ein großer Felsentopf, in den sich der Strom zunächst ergießt, dessen Boden ein Loch hat und den Abfluß zum See hin gestattet. Wer also den Wasserfall sehen will, muß die Höhe des Berges erklimmen und sich dort aufstellen, wo die breite Wassermasse in den kochenden Topf hinunter stürzt. Als wir uns nach rechts und links hin vergeblich umgesehen hatten, trat ein halb erwachsenes Mädchen mit einer jüngeren Schwester an uns heran und erbot sich, uns auf nächstem Wege bis an den Rand des Wasserfalls zu führen. Wir nickten ihr zu und stiegen bergan. Sie war nicht hübsch, barfüßig, Gesicht und Arme sonnverbrannt und ein schlichtes blaues Achselkleid der beste Teil ihres Anzugs; aber die großen schwarzen Augen lachten voll

Übermut und Schelmerei, und das nach hinten zu schlicht zusammengenommene Haar hing in einem einzigen langen Zopf über den braunen Nacken. Wie sie vor uns herschritt, dann und wann innehaltend und sich umschauend, ob wir auch folgten, war es uns, als sei die Kleine der Waldgeist dieser Gegenden, oder wenigstens eine seiner Dienerinnen. Nach etwa zehn Minuten hatten wir die Höhe des Berges erreicht und sahen nun, von gut gewählter Stelle aus, auf die breite Wassermasse, die, einen andern dreißig Fuß hohen Fall bereits im Rücken, unmittelbar neben uns in den eigentlichen Felsentrog hinunter schäumte. Schotten versicherten, daß nur die Cascaden von Tivoli schöner seien. Mag sein; wir aber, ohne damit der Schönheit der Scene zu nahe treten zu wollen, sahen öfter nach dem Mädchen im blauen Kittel, das jetzt auf einem Felsenvorsprung, umschäumt und umdonnert, lachenden Auges dastand, als auf die Wassermasse, die fast an ihren Füßen vorbei in den dunklen Schlot hinabstürzte. Die Staffage ging über die Landschaft. Die stille Betrachtung beider aber ward jetzt durch die Schiffsglocke unterbrochen, die über Baum und Felsen hinweg zu uns herauf drang und mit ihren scharfen Klängen siegreich den tiefen Brausebaß des Wasserfalls durchschnitt. Eine Silbermünze dem schwarzen Kinde zuwerfend, gingen wir nun wieder, über das schlüpfrige Moos hin, bergab und hatten in wenigen Minuten den Steamer erreicht.

Dieser Wasserfall, der wirklich schön und imposant ist, bildet den besten Teil nicht nur der Ufer des Loch Neß, sondern des caledonischen Kanals überhaupt. Die nächste Sehenswürdigkeit z. B., die sich „Fort Augustus" nennt, hat wenig Anspruch darauf, mit dem „Fall of Foyers" an Interesse zu konkurieren, und steht als Festung auf keiner höheren Stufe als die Blockhäuser in Nordamerika, die etwa um dieselbe Zeit (in der ersten

Hälfte des vorigen Jahrhunderts) gegen die Überfälle der Sioux und Chippewan-Indianer errichtet wurden. Waren doch auch die wilden Hochländer jener Epoche kaum etwas anderes als jene Indianerhorden, gleich arm, gleich roh, gleich kriegerisch, der Jagd und dem Whisky mit gleicher Ausschließlichkeit ergeben und voll gleichen Hasses gegen den Sachsen, „den weißen Mann". Fort Augustus hatte während der verschiedenen Jacobiten-Aufstände seine Bedeutung und hielt sich siegreich gegen die Aufständischen; jetzt ist es ein gleichgültiger Stationsort, ein Wachthaus, eine Dudezkaserne, wo sechs Gemeine und ein Unteroffizier ein friedliches und vergessenes Leben führen.

Loch Lich, der sehr klein ist, ist schnell passiert, und mit Hilfe von einigen Schleusen steigen wir jetzt in den Loch Lochy hinab. Dieser, etwa halb so groß wie der Loch Ness, gleicht dem letzteren in allem übrigen wie ein Ei dem anderen. Schon von der Mitte des Sees aus gewahrt man den Ben Nevis, den höchsten Berg Schottlands, in aller Deutlichkeit und hat nun auf drei, vier Stunden hin den ernst, massig und unwirtlich daliegenden Felsenkegel desselben als beständigen Begleiter. Von der Südweltspitze Loch Lochys bis zur nächsten Meeresbucht (deren der atlantische Ocean hier unzählige bildet), ist noch eine Strecke von zehn englischen Meilen. Man passiert keinen See mehr, sondern nur die gerade schmale Straße des Kanals, die durch eine ziemlich reizlose Landschaft läuft. Der Ben Nevis muß eben alles thun und erinnert an die Dome dieser oder jener alten Stadt, denen auch die Aufgabe zufällt, alle Schönheit für Stadt und Umgegend bestreiten zu müssen.

Am Ausfluß des Kanals in die Meeresbucht liegt Fort William, ein fester Platz, der zu ähnlichem Zweck erbaut wurde wie Fort Augustus, und hinsichtlich seiner jetzigen Bedeutung zu denselben Betrachtungen Veran-

laſſung giebt. Der Platz iſt jetzt ungleich wichtiger als Hauptſtationsort der Dampfſchiffahrt zwiſchen Inverneß und den Häfen der Weſtküſte, als durch ſeine Befeſtigungen, die ſich, im Fall einer ernſten Probe, kaum noch als ſolche bewähren würden.

Zwiſchen dem letzten und vorletzten Schleuſenthor des Kanals hält der Steamer, der die Bergfahrt zwiſchen Inverneß und Fort William zu beſtreiten hatte, und deshalb den Namen des „Bergſohnes“ (the Mountaineer) führt. Es erfolgt nun eine Umladung. Omnibuſſe führen Menſchen und Gepäck auf nächſtem Wege bis an den Hafendamm, an deſſen hoher Wandung bereits ein anderer Steamer liegt, größer, von mehr Tiefgang und ſtark genug, mit den Wellen des Oceans ſich ſiegreich herum zu ſchlagen.

Es iſt hier, denk ich, der Ort, ein paar Worte über Mr. Hutcheſon, den Beſitzer aller dieſer Dampfboote, zu ſagen, dem die Hochlande und die Weſtküſte von Schottland ſo viel von dem Aufſchwunge verdanken, den ſie in den letzten Jahren genommen haben. Das Entſtehen neuer Städte und Ortſchaften hängt damit zuſammen. Wie es kaum eine Übertreibung ſein dürfte, Heringsdorf und namentlich Misdroy als mittelbare Schöpfungen der Berlin-Stettiner Eiſenbahn anzuſehen, ſo iſt das Städtchen Oban, das wir bald des Näheren kennen lernen werden, eine Schöpfung der Dampfſchiffahrtslinien, mit denen Mr. Hutcheſon die Weſtküſte, wie mit einem Netzwerk, umſponnen hat. Die Hauptlinie bleibt die zwiſchen Glasgow und Inverneß. In den ſchönen Sommermonaten aber hat es bei dieſer Hochlandstour, die ſelber wieder zu allerhand Abzweigungen, z. B. von Fort William aus, Veranlaſſung giebt, durchaus nicht ſein Bewenden und Oban wird zu einem Knotenpunkt, wo der von Süden kommende Reiſende noch im letzten Augenblick ſich entſcheiden mag, ob er, ſtatt des caledoniſchen Kanals, nicht

lieber die Weſtküſte zum Ziel und Schauplatz ſeines Ausfluges machen will. Entſcheidet er ſich dafür, ſo bleiben ihm außer allerhand Beſuchen in die zunächſt gelegenen Gegenden, noch zwei größere Touren, die eine nach den hebridiſchen Inſeln, die andere nach Staffa und Jona übrig. Man muß wiſſen, von welcher äußerſten Unwirtbarkeit und Unzugänglichkeit dieſe ſchottiſchen Weſtküſten noch bis vor zwanzig Jahren geweſen ſind, um die ganze Bedeutung der Verbindungsſtraßen einzuſehen, die Mr. Hutcheſon hier geſchaffen hat. Ein Beſuch dieſer, durch ihre grandioſen Baſaltformationen berühmten Küſten war bis ganz vor kurzem nicht nur mit Schwierigkeiten, ſondern mit unleugbaren Gefahren*) verknüpft, während der Beſuch aller dieſer Plätze jetzt einer Rheinfahrt zwiſchen Köln und Straßburg gleicht, mit einigen Ausflügen in den Main oder die Moſel hinein. Hätten dieſe prächtigen Küſten ein milderes Klima oder wenigſtens einen etwas längeren Sommer, binnen kurzem würde hier ein neues, reiches Leben aufblühen, reicher, wenn auch nicht poetiſcher, als es die Tage Oſſians geſehen.

Es war in den erſten Nachmittagsſtunden, als wir die ſchöne Bucht, die ſich von Fort William aus nach Südweſt dehnt, entlang ſchaufelten. Der allgemach unſerem Blick entſchwindende Ben Nevis und die immer breiter und feſter ſich heranwälzenden Wellen ſagten uns, daß wir uns mehr und mehr aus der Bucht entfernten und atlantiſches Waſſer unter den Kiel bekamen. Die Zahl der Seekranken wuchs. Wie Verwundete einherſchwankend, wurden ſie rechts und links von der Ambulanz der Stewards und Kajütenjungen in Empfang genommen. So vergingen Stunden, bis wir gegen Abend

*) Wer vor zwanzig Jahren die Inſel Staffa beſuchen wollte, mußte in offenen Booten die Reiſe machen, was auf dem atlantiſchen Ocean ſeine bedenkliche Seite hat.

uns wieder der Küste näherten und die Meeresstraße entlang fuhren, die sich in ziemlicher Breite zwischen dem Festland und der Insel Lismore hinzieht. Als wir an Inseln und Vorgebirgen vorbei, wie durch einen Irrgarten, uns in die schöne Bucht von Oban hineinwanden, hing der Ball der Sonne rotglühend über dem Ocean. Wenige Minuten später legten wir an, sprangen vom Radkasten aus ans Land und trabten mit einigen Schotten um die Wette den Kai entlang, um uns durch einen Sieg im Wettlauf ein Zimmer in dem stets überfüllten Caledonian-Hotel zu sichern. Leider vergebens. Wir siegten nur, um doch zu spät zu kommen.

Oban.

Das Caledonian-Hotel war beſetzt bis unters Dach. Da ſtanden wir mit unſeren Reiſeſäcken ziemlich ratlos und wiſchten uns den Schweiß von der Stirn. Anderen, die nach uns kamen, ging es nicht beſſer; endlich rief eine heiſere Stimme: „Let us try it at Mrs. Mackay's, some yards farther down: I know her well, kind people". Einige ſchüttelten den Kopf, wir aber, die wir nicht in der Lage waren, zwiſchen den Tugenden und Untugenden Miſtreß Mackays abwägen zu können, folgten der Aufforderung des Heiſeren und ſtanden nach zwei Minuten vor der Hausthür beſagter Dame. Über dem Eingang hing ein Hochländer als Wirtshausſchild, alle Fenſter waren offen und aus der halb offenen Küchenthür kam uns der Fettbrodem einladend, aber etwas zudringlich entgegen. Dem Brodem folgte endlich Mrs. Mackay ſelber, eine Frau von fünfzig, halb Brunhild, halb Marketenderin. Groß, breit und ſtark, ſtand ſie vor uns, mit allen Abzeichen des Herdes, von dem ſie kam; ihr einziger Schmuck ein Schnurrbart, an dem kleine Schweißtröpfchen hingen. Wir fragten nach einem Zimmer, erhielten eine halb bejahende Antwort und wurden endlich, nachdem wir verſchiedene Höfe paſſiert hatten, in einem Hinterhauſe bei einer zimmervermietenden alten Waſchfrau untergebracht. Unter uns war ein

Pferdeſtall, der ſich bald unangenehm bemerklich machte, während die Ausſicht, das Panorama, auf das wir gerechnet hatten, ſich auf die Brandmauer eines Nachbarhauſes beſchränkte. Das iſt nun einmal ſo Herkommen in überfüllten Badeörtern, und wir waren nicht Neulinge genug, uns das Alltägliche verdrießen zu laſſen. Hatten wir doch auch den „Salon“ der Mrs. Mackay zu unſerer Verfügung, wo wir bereits zum Thee und Abendimbiß erwartet wurden. Wir machten alſo unſeren Weg zurück, drangen von hinten her ins Haus ein, belauſchten wider Willen die Küchengeheimniſſe (ein anderer Durchgang war nicht zu finden) und nahmen oben im Gaſtzimmer Platz, wo bereits das Tiſchtuch ausgebreitet lag, ein Tiſchtuch ganz wie Mrs. Mackay ſelber, groß, breit und dauerhaft und mit ſchwarzen Schnurrbärten an jedem Zipfel. Wir nahmen keinen Anſtoß daran und auch an manchem anderen nicht, das über den Tabagiecharakter unſeres Hotels keinen weiteren Zweifel ließ; hatten wir doch das offene Fenſter und vor dem Fenſter die ſchöne Meeresbucht, die jetzt im vollen Glanze des Mondes uns wie zu Füßen lag.

Oban ſelbſt zieht ſich im Halbkreis an der Bucht entlang; unmittelbar im Rücken ſeiner weißen Häuſer ſteigen bewaldete Felspartien in die Luft, hier und dort mit Villen geſchmückt oder von Schlöſſern überragt. Was aber dieſer Bucht eine beſondere Schönheit giebt, das iſt nicht der Reiz und die Weitgeſpanntheit ihrer Ufer, ſondern umgekehrt, der Blick von dieſen Ufern aus aufs Meer. Zu der ewigen Schönheit des Oceans geſellt ſich hier ein ſo beſonderer Reichtum von flachen Inſeln und hohen Vorgebirgen, daß man zweifelhaft wird, wem denn eigentlich das Terrain gehört, dem Land oder dem Meer, und in den Bühnenraum eines Rieſentheaters zu blicken glaubt, deſſen ohnehin weit

gedehnte Perſpektive durch allerhand Seitencouliſſen bis ins Unendliche zu wachſen ſcheint.

Wir genoſſen noch in ſtiller Andacht des herrlichen Schauſpiels, als das oft gehörte: „if you please, gentlemen, tea is ready“, unſeren Blick von der mondbeſchienenen Bucht zurück in unſer Zimmer lenkte, deſſen Tiſch inzwiſchen zu einer leidlich wohlbeſetzten Tafel geworden war. Andere Gäſte geſellten ſich alsbald hinzu, gäliſch ſprechende Handwerker aus Oban ſelbſt und verſchiedene Fremde aus England und Südſchottland, die gleich uns in dieſe Tabagie verſchlagen waren. Unter den letzteren intereſſierte uns zumeiſt ein wohlbeleibter Handelsmann aus Newcaſtle, der durch die offenherzigſten Bekenntniſſe bald der Mittelpunkt aller Unterhaltung wurde. Er ſei ein wohlhabender Mann (a man of some means), ſo begann er, der in dreißig langen Jahren etwas vor ſich gebracht und dieſen Sommer den unglücklichen Entſchluß gefaßt habe, ſeine Heimat wieder zu ſehen. Er ſei nämlich mitten im Hochland zu Haus, in Glen Moriſton, einem jener Thäler, die von Norden her auf den Loch Neß ausmünden. Er habe ſo viel von Heimweh und Vaterlandsliebe hören müſſen, immer im Tone des Vorwurfs, daß er es ſchließlich für Gewiſſensſache gehalten habe, dem Drängen ſeiner Freunde nachzugeben. Dieſe Nachgiebigkeit beklage er jetzt bitter. Er ſei nun fünf Tage von Frau und Kindern fort und ſehne ſich weit mehr nach Newcaſtle zurück, als er ſich all ſein Lebtag nach Glen Moriſton geſehnt habe. Dieſe kahlen Baſaltküſten ſeien ihm über die Maßen langweilig; was er liebe, ſei ein Kornfeld mit langen Ähren; von Malcolm Canmore und Robert Bruce wiſſe er nichts und wolle er auch nichts mehr lernen. Er werde morgen früh aufbrechen, aber nicht nach dem Loch Neß hin, ſondern nach „dear old Newcaſtle“ zurück, wo jedes Kind ihn

kenne und wo er nicht fürchten müſſe, alle Tage ſechsmal geprellt zu werden.

Man ſieht, der Philiſter gedeiht überall. Das war alſo ein geborener Hochſchotte, einer aus jenen Clans, die wir uns gewöhnt haben, mit jeder Mannestugend auszuſchmücken, mindeſtens aber im Glorienſchein unausrottbarer Vaterlandsliebe zu ſehen. Freilich ſeine Jugend ſchien keine bevorzugte geweſen zu ſein; „er habe von Haferbrot und Whisky gelebt," ſo verſicherte er mehr denn einmal. Als wir das Zuträgliche dieſer Diät bezweifelten, nahm das Geſpräch plötzlich eine andere Wendung und er fing nun an für die Hochlandserziehung eine Lanze zu brechen. „Ich ſehne mich nicht zurück nach Glen Moriſton und noch weniger nach Oat Cake und Whisky; ich bin's jetzt beſſer gewöhnt; aber Oat Cake und Whisky geben Kraft und Zähigkeit und ſchaffen beſſere Männer als Milchkaffee und ſaurer Wein." Wir ſchloſſen aus dieſer letzteren Wendung, daß er uns (was einem ja in England immer paſſiert) für Franzoſen halte, und nahmen Veranlaſſung, ihn über unſere Abſtammung aufzuklären. „Deutſche alſo?" fuhr er jetzt fort. „Ja die Deutſchen! Ich war in Hamburg; kind people those germans and I like them, but I beg your pardon, Sir, all effeminate." Alſo „alle verweichlicht!" und die Hamburger an der Spitze, die doch halb engliſch ſind. Wir lachten herzlich, beklagten den verſäumten Whisky unſerer Jugend und gingen zu andern Dingen über.

Es war ſpät, als wir bei der mangelhaften Beleuchtung, die der untergehende Mond gab, vorſichtig über den Hof hintappten und im Putzzimmer der Waſchfrau unſere Betten hergerichtet fanden. An den Wänden hingen zwei eingerahmte Bilder („Bombardement von Sebaſtopol" und „Schiffbruch"), die an bekannter Stelle die Worte zeigten: „Verlag von Zawitz, Druck

von Heſſe in Berlin.“ Aber weder Sebaſtopol, noch Zawitz, noch Heſſe hielten uns länger wach, ſelbſt das Geſtampfe und Geprufte der Pferde unter uns verhallte bald ungehört und ein feſter Reiſeſchlaf, ohne Traum und Sorge, kam über uns.

Der andere Morgen ſah uns bei guter Zeit wieder an Bord des Stork, eines Hutcheſonſchen Steamers, der für dieſen Tag einen ſeiner regelmäßigen Ausflüge nach Staffa und Jona vorhatte. Mr. Hutcheſon ſelbſt war an Bord, um, wie er oft thut, dem Komfort und Wohlbefinden der Reiſenden nach Möglichkeit Vorſchub zu leiſten.

Die erſten Punkte von Intereſſe, die wir paſſieren, ſind Dunolly-Caſtle und Dunſtaffnage-Caſtle, zwei Schloßruinen in faſt unmittelbarer Nähe von Oban ſelbſt. Die Geſchichte, die ſich an dieſe Schlöſſer knüpft, zeigt deutlich, daß dieſe unwirtbaren Küſten nicht immer politiſch bedeutungslos waren und trotz einer dünngeſäeten Bevölkerung (damals wie heut) mehr denn einmal mit eingriffen in die Geſchicke des Landes. Robert Bruce, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, drang bis in dieſe Gegenden vor, um einen Widerſtand zu brechen, der zu ernſt war, um ihn unberückſichtigt zu laſſen, und noch drei Jahrhunderte ſpäter hauſten hier die Soldaten Cromwells und ſtürmten Schlöſſer und feſte Plätze. In Dunolly-Caſtle befindet ſich eine Kurioſität aus der Zeit der erſtgenannten Kämpfe, und zwar eine Broche König Roberts I. (Robert Bruce) ſelbſt. Dieſe Broche kam auf folgende Weiſe in die Hände der Mac Dougalls, der damaligen und heutigen Beſitzer von Dunolly-Caſtle. Robert Bruce, auf ſeinem Kriegszuge gegen die Weſtinſeln, wurde von den Mac Dougalls angegriffen und zurückgedrängt. Er ſelbſt deckte den Rückzug der Seinen. Drei von den Clansleuten der Mac Dougalls, ein Vater und ſeine

zwei Söhne erkannten den König und gelobten sich, ihn tot oder lebendig in ihre Hände zu bringen. Sie drangen an einer schmalen Stelle, die kein Entkommen zuließ, gemeinschaftlich auf ihn ein. Der älteste Sohn faßte den Zügel, ein Hieb des Königs aber trennte ihm den Arm vom Rumpf. Der jüngere Bruder hatte gleichzeitig den Fuß des Königs gepackt, um ihn mit aller Kraft aus dem Sattel zu wuchten, der rasch eingedrückte Sporn des Königs aber ließ das Roß wild anspringen und der niederstürzende Angreifer fiel unter die Hufe des Pferdes. In diesem Augenblick griff der Alte nach dem Mantel König Roberts und war eben im Begriff, ihn selbst herabzuzerren, als dieser mit schneller Geistesgegenwart die Broche öffnete, die den Mantel zusammenhielt, und sich mit Zurücklassung beider befreite. So kamen Mantel und Broche in die Hände der Mac Dougalls; nur die letztere existiert noch.

Dunstaffnage-Castle ist noch von größerer Bedeutung. Hier befand sich ursprünglich der schottische Krönungsstein, der später nach Scone und von dort aus, nach der Vereinigung beider Königreiche, nach der Westminsterabtei geschafft wurde. Über den eigentlichen Ursprung dieses Steins existierten und existieren noch allerhand Sagen und Legenden. Jakob (wohlverstanden keiner der schottischen Könige, sondern der Sohn Isaaks) sollte darauf geschlafen und seinen Traum von der Himmelsleiter gehabt haben. Jetzt weiß man zur Genüge, daß das vorgebliche Kopfkissen des Patriarchen aus demselben Kalkstein besteht, den die nachbarlichen Felsen von Dunstaffnage-Castle aufweisen, und daß mithin guter Grund vorliegt, den schottischen Königsstein als echt schottisches Landesprodukt anzusehen.

Unser Steamer führt uns zunächst in westlicher Richtung über einen breiten Meerbusen hinüber, der das schottische Festland von der Insel Mull und der

Halbinsel Morven trennt. Zwischen den beiden letzteren liegt eine schmale Wasserstraße, der Sund von Mull, in die wir eben auf den Punkt stehen einzubiegen. Der Kapitän tritt freundlich an uns heran, um uns an der Südostspitze der Einfahrt eine nur hausgroße Insel zu zeigen, die den Namen Lady's rock (Lady's Felsen) führt. Auf diesem Felsen, der zur Flutzeit von den Wellen überschäumt wird, setzte ein Häuptling der Macleans seine Gemahlin aus, um mit Hilfe der nächsten Flut sich ihrer auf immer entledigt zu sehen. Ihre Brüder indes erhielten Nachricht von diesem Akt raffinierter Bosheit und erschienen zeitig genug, um die Unglückliche zu retten. Maclean selbst wurde später von einem der Brüder auf offener Straße in Edinburg ermordet.

Während der Kapitän uns diese Vorgänge mit der Ruhe eines Führers von Fach zum Besten giebt, sind wir in den schmalen Sund hineingesteuert und haben nun Mull zur Linken, Morven zur Rechten. Wer seinen Ossian einigermaßen in Kopf und Herz mit sich umherträgt und der Könige und Helden gedenkt, die alle „Morven" ihre Heimat nannten, der wird sich einigermaßen enttäuscht fühlen, wenn er an diesem öden Küstensaum vorüber fährt, der sich weigert, einen Grashalm hervorzubringen, und doch so viele Helden gezeugt haben soll. Es giebt eine Armut des Bodens, die den Mut nicht mehr steigert, sondern ihn bricht. Und doch herrschte hier einst ein buntes, reiches Leben, nicht in Ossianischen Zeiten nur, deren wirkliches Bild sich unserer Kontrolle entzieht, sondern bis tief ins fünfzehnte Jahrhundert hinein, bis in die Zeit der Tudors und Stuarts. Häuptlinge hausten hier, die Bündnisse mit fremden Mächten schlossen und aufhoben, als sei dieses westliche Inselreich ein Reich wie Schottland selbst, und inmitten aller Rohheit trieb das Leben hier

Blüten, nach denen man jetzt vergeblich die kahlen Bergflächen Morvens oder die Basaltbauten der benachbarten Inselgruppen durchsuchen würde. Der Kreislauf des Blutes geht jetzt durch enger gezogene Kreise, alles drängt den großen Städten, den fruchtbaren Ebenen zu und die Extremitäten werden blutlos und sterben ab.

Was von den Küsten Morvens gilt, gilt nicht minder von der Insel Mull, die sich baum- und strauchlos, nur selten durch eine Castellruine unterbrochen, zu unserer Linken entlang zieht. Tobermory, ein Jahrmarktsflecken mit kaum 200 Einwohnern, bildet den Mittelpunkt aller Interessen. Wo jeder Weiler ein Dorf vertritt, wird ein Dorf zur Residenz. Auf der Höhe von Tobermory legt unser Steamer auf Augenblicke bei, um einige Roßkämme und alte Jahrmarktsfrauen ans Land zu setzen; dann aber brechen wir mit gesteigerter Schnelle auf, umfahren rasch die Nordspitze der Insel, und nunmehr den Ocean vor uns, nehmen wir unseren Kurs in südwestlicher Richtung, jenen gleich unscheinbaren und doch gleich berühmten Inseln zu Staffa und Jona.

Staffa.

Es war um die Mittagsstunde und die Sonne lag leuchtend auf dem wenig bewegten Ocean, als es auf Deck hieß: „Staffa in Sicht“, und eine Viertelstunde später unser Steamer beilegte, um die Boote auszusetzen. Staffa nämlich, wie alle diese Felseninseln, hat keinen Landungsplatz und alle Schiffe, die Fahrten nach diesen Eilanden hin unternehmen, sind um der Brandung willen gezwungen, in ehrfurchtsvoller Entfernung Anker zu werfen.

Also die Boote wurden ausgesetzt. Wir drängten uns nicht herzu, um unter den ersten zu sein, und hatten dafür den Vorteil, die Fahrt in einer kleinen, eleganten Jolle und in der heiteren Gesellschaft Mr. Hutchesons zu machen, dessen Verdienste um die schottische Dampfschiffahrt ich schon in einem früheren Kapitel hervorgehoben habe. Auf der Fahrt vom Schiff aus bis ans Ufer hatten wir Zeit vollauf, uns die Form und Struktur der Insel einzuprägen. Staffa (Staf-ö, Stab-Eiland) ist klein, von nichts weniger als frappanter Erscheinung und gleicht einer alten, eisenbeschlagenen Truhe, deren Schätze erst sichtbar werden, wenn man den Deckel aufschlägt. Dieser Unscheinbarkeit der Insel muß man es zuschreiben, daß dieselbe erst 1772 für die Welt entdeckt wurde; bis dahin war

ſie nur den Schiffersleuten der benachbarten Gilande bekannt geweſen. Selbſt 1773, alſo ein Jahr nach ihrer Entdeckung, zählte ſie noch ſo wenig zu den Sehenswürdigkeiten der ſchottiſchen Weſtküſte, daß Doktor Johnſon auf ſeiner berühmten Hebridenreiſe an ihr vorüber fuhr, ohne weitere Notiz von ihr zu nehmen.

Staffa iſt kaum eine Viertelmeile lang, etwa 500 Schritt breit und 150 Fuß hoch. Das giebt eine Felsmaſſe, die auf der weiten Fläche des Oceans ſo beſcheiden daliegt, wie ein Feldſtein auf einem Ackerfeld, und wenn die Wellen an einem Sturmtage hoch gehen, muß Staffa kaum zu ſehen ſein. Als wir uns näherten, erkannten wir deutlich die drei Schichten, aus denen es ſich aufbaut. Tuffſtein, der die Fläche des Ozeans wenig überragt, bildet das Fundament; auf demſelben erheben ſich die ſechzig Fuß hohen Baſaltſäulen, die dann wiederum eine formloſe Felsmaſſe als kompaktes Dach und auf demſelben eine dünne Erdſchicht tragen. Die ſchlanken Baſaltſäulen würden an jeder anderen Stelle, auch wenn die Inſel ſonſt nichts böte, ausreichend ſein, ſie zu einer Sehenswürdigkeit zu machen. Die Weſtinſeln Schottlands aber weiſen überall faſt ſo großartige Baſaltformationen auf, daß das Auge des Reiſenden ſchnell die höchſten Anſprüche zu machen beginnt, und entweder gewaltige Proportionen oder ein beſonderes Maß von Schönheit verlangt. Dieſe Schönheit beſitzt Staffa, aber nicht nach außen hin; es verbirgt ſie in ſeinem Innern.

Wir hatten mittlerweile die Südſpitze der Inſel erreicht und fuhren zwiſchen zwei ſtumpfwinkelig auf einander geſtellten Baſalt-Molos in eine Art Waſſervorhof ein, der die Auffahrt zur berühmten Fingalshöhle bildet. Hier entſcheidet man ſich, ob man durch das kaum noch zehn Schritt entfernte Felſenportal in

die prächtig dahinter liegende Höhle einfahren und vom Boot aus die Schönheit derſelben auf ſich wirken laſſen will, oder ob man es vorzieht, auszuſteigen und den Rundgang an den Wänden der Höhle hin zu Fuß zu machen. Man wählt gewöhnlich das letztere, weil es lohnender iſt und viel mannigfachere Bilder giebt.

Wir ſprangen alſo ans Ufer und ſahen von einer Seitwärtsſtellung aus durch das Portal hindurch in die Fingalshöhle hinein. Dieſe Höhle zu beſchreiben, wird jederzeit große Schwierigkeiten haben; nichtsdeſtoweniger ſei es verſucht. Bevor ich beginne, rufe ich dem Leſer die Naturbeſchaffenheit Staffas und den Unterwühlungsprozeß ins Gedächtnis zurück, den unmittelbar nach Bildung der Inſel ſelbſt der Ocean mit ihr begonnen und bis dieſe Stunde fortgeſetzt hat. Staffa, als Gott Vulkan ſein Werk gethan und zehn- oder hunderttauſend Baſaltſäulen an dieſer Stelle ans Licht geſchickt hatte, ſtand da wie ein feſtgeſchnürtes Bündel ſteinerner Tannen. Der Ocean, der hier von Anbeginn der Tage ſein Weſen getrieben und abſolut geherrſcht hatte, erzürnte über den Emdling aus der Unterwelt und begann mit überlegener Macht an ihm herumzuſchlagen. Ganze und halbe Stücke wurden abgeriſſen und herausgeſpült, und ſo entſtanden, je nach dem Grad und der Art der Zerſtörung, jene Damm- und Höhlenformationen, die dieſer Inſel eigentümlich ſind. Da wo es den Wellen glückte, die ſteinernen Bündel in ihrer ganzen Höhe abzubrechen und Säule, Dach- und Erdwerk, alles in die Tiefe des Oceans zu werfen, ſtehen wie in einem Walde, in dem der Orkan gehauſt hat, nur noch baſaltene Stümpfe da und bilden ein ſteinernes Parquet, ein Lütticher Pflaſter, wie es an Struktur und Feſtigkeit kein zweites giebt; da, aber, wo der Ocean weniger mit der Kraft eines niederreißenden, die Inſel oben am Schopfe faſſenden Armes, wohl aber mit der Gewalt eines horizontal abgefeuerten, ewig

wiederholten Schusses verfuhr, da sind unter dem Einfluß eines nimmer rastenden Bohrers jene Höhlen entstanden, die sich an verschiedenen Stellen bis tief in den Felsen hinein ziehen und unter denen die Fingalshöhle die größte und die schönste ist.

Am Portal dieser Fingalshöhle befinden wir uns jetzt. Die Bündelbeschaffenheit des Basalts hat dieser 230 Fuß tiefen Aushöhlung ihre Apartheit und ihre Schönheit gegeben.

Ich schreite nun zur Beschreibung der Höhle selbst die nach diesem Versuch einer populären Geognosie mir leichter werden wird. Ich habe nicht unabsichtlich den Eingang ein Portal genannt. Er ist in der That ein solches, ein Spitzbogenthor, und dahinter das wunderbare Schiff einer gotischen Kirche. Wer London und die Westminsterabtei kennt, den wird der gotisch-phantastische Bau, den die Natur hier gebildet hat, immer wieder an die Kapelle Heinrichs VII. erinnern. Der Basalt lieferte die Säulen, die freilich in ihrer Ineinandergefugtheit mehr den Eindruck einer Wandfläche als eines Pfeiler- oder Säulenganges machen würden, wenn nicht die Wellen, mit einer bewundernswerten Regelmäßigkeit, Nische neben Nische in der Basaltwand ausgehöhlt hätten. Dadurch ist, wenigstens scheinbar, eine Pfeilerreihe entstanden, indem alle konkaven Vertiefungen wie in einem dunklen Hintergrunde liegen, während die lichtbeschienenen Ecken, wie selbständig und losgelöst, sich pfeilerartig in den Vordergrund stellen. Auf diesen Pseudopfeilern ruht nun die Decke. Diese Decke, gothisch gewölbt in ihrer Grundanlage, ist es vor allem, was sofort mit einer nicht abzuweisenden Gewalt das Bild der berühmten Tudorkapelle vor das Auge des Beschauers ruft. Das Charakteristische dieses schönen Tudorbaues (schön trotz seiner Überladung) besteht in jenen reichen, trombenförmigen Ornamenten, die, wie elegant gewundene

Riesentrichter, zehn Fuß hoch und mehr, von der Decke in das Schiff herniederhängen. Diese originellen Bildungen wiederholen sich hier in der Fingalshöhle; die Laune eines Künstlers und die Laune der Natur sind denselben Weg gegangen. Die im Letzten und Tiefsten allerdings ein Gesetz und eine Regelmäßigkeit bekundende Unregelmäßigkeit, mit der der hereinschäumende Ocean die Basaltsäulen höher oder tiefer abgebrochen hat, hat diese Trombenbildungen erzeugt. Vielleicht ließe sich die schraubenartige Bewegung daran studieren, mit der die Wellen ihre Skulpturarbeit hier ausgeführt haben müssen.

Wir standen noch immer am Portal und ließen das Schauspiel da drinnen auf uns wirken. Denn es war ein Schauspiel. Die Herren und Damen (erstere zum Teil in schottischen Kostümen), die vor uns das Schiff verlassen hatten, waren bereits bis weit in die Höhle hinein vorgedrungen, und standen nun teils auf dem schmalen, basaltenen Steindamm, der etwa zehn oder fünfzehn Fuß hoch das ganze Innere umzieht, oder hatten sich als lebendige Statuen in die dunkeln Nischen dieser Felskapelle gestellt. Die bunten Tartanfarben leuchteten wie Licht aus diesen Vertiefungen hervor und das Ganze spiegelte sich in dem hellgrünen, meerestiefen Wasserstreifen, der den leise bewegten Boden dieses Kirchenschiffs bildete.

Mit dieser Schilderung schließe ich. Wir machten pflichtschuldig unsern Rundgang an der Höhlenwandung entlang (eine Promenade, die selbst bei schönstem Wetter immer ihr Bedenkliches hat) und kehrten dann bis an den Eingang zurück. Die wenigen Minuten, die uns noch blieben, reichten aus, um den Bergrücken der Insel zu erklettern. Die Aussicht bot nichts Besonderes. Kümmerliches Gras bedeckte die dünne Erdschicht, die auf dem Basaltfelsen lag, und ein paar Dutzend Schafe, die von

den Bewohnern der Nachbarinseln hier ausgesetzt werden, um sich während der Sommermonate ihre Weide zu suchen, nagten an dem gelblichen, halbverwelkten Grase. Die einzige Blume, die hier gedieh, war ein dürres, zötliches Maßlieb, das in langen Büscheln überall an den Abhängen hing, als gefiele es sich darin, von dem Seewinde, der hier niemals schweigt, zerzaust zu werden. Wir pflückten uns ein paar dieser Blumen; dann klang vom Schiff her die Glocke herüber und wenige Minuten später stießen unsere Boote von dem basaltenen Molo des Wundereilands ab. Einige Enthusiasten schwenkten die Tücher. — Staffa lag hinter uns.

Jona oder Icolmkill.

Kaum zwei deutsche Meilen von Staffa entfernt liegt die Insel Jona. Man sieht die Nordspitze derselben samt ihren Kloster- und Kirchenruinen bereits von der Fingalshöhle aus, ein Bild, das mit Hilfe des dunkeln Rahmens der Höhle, hinter dem man es erblickt, einen nicht leicht zu verwischenden Eindruck macht. Unser Steamer umfuhr zunächst noch Staffa, um uns einen flüchtigen Einblick in die verschiedenen anderen Aushöhlungen der Insel zu gönnen; dann steuerten wir südwärts und hatten in einer halben Stunde Jona erreicht.

Jona ist größer als Staffa, aber doch auch nur klein. Seine Länge beträgt etwas mehr als eine halbe, seine Breite kaum eine Viertelmeile. Die Ufer sind flach, sandig, unfruchtbar und nur in der Mitte der Insel erheben sich ein paar kahle Felsen, die gegen vierhundert Fuß hoch sein mögen. Es fehlt diesem Eilande jeder landschaftliche Reiz und nichts ist da, was an die Schönheitswunder Staffas auch nur erinnern könnte. Nichtsdestoweniger steht diese Insel als eine gleichberechtigte Sehenswürdigkeit neben dem nahe gelegenen Schwestereiland. Was ihr Leben und Bedeutung giebt, das sind ihre geschichtlichen Traditionen, die hier in einem Maße auftreten, das überall Bewunderung erregen würde, doppelt aber an einem Orte, der weitab von den letzten Stätten der Kultur,

nur ein geeigneter Platz für Seeadler- und Möwennester zu sein scheint. Und doch war diese Stätte, ein halbes Jahrtausend lang, unter den heiligen Plätzen des Landes der heiligste.

Jona ist der Punkt, von wo aus, in der Mitte des sechsten Jahrhunderts, die Christianisierung des bis dahin heidnischen Schottlands erfolgte.

Ums Jahr 560 verließ der Mönch Columban (gälisch: Callum oder Malcolm) mit zwölf Gefährten die irische Küste und segelte in einem offenen Boot nach Schottland hinüber. Er und seine Genossen waren Schüler St. Patricks, mit dem sie in Dearmach, d. h. „nahe den Eichen" gelebt hatten. Die Schlichtheit und der heilige Eifer des irischen Apostels war auch auf seine Jünger übergegangen, zumal auf Columban. Sie wählten die Insel Jona als Aufenthaltsort, weil sie nah genug der Küste lag, um von ihr aus ihr Missionswerk beginnen zu können, und zu gleicher Zeit die Möglichkeit jener völligen Zurückgezogenheit bot, die den Grund- und Lehrsätzen ihres Meisters entsprach. Auf der Insel angelangt, zogen sie sich, wie der Geschichtsschreiber Adamnan berichtet, in einen Kreis aufrechtstehender Steine, also mutmaßlich in einen ehemaligen Druidentempel zurück, und sammelten dann Zweige, um mit Hilfe von Reisigbündeln ein allererstes Hospiz zu errichten. Ihre Wohnplätze waren bloße Wigwams, und selbst ihre Kirchen, etwa unsern Blockhäusern entsprechend, waren aus Eichenstämmen zusammengefügt. Sie nannten sich „Culdees", was nach der Meinung der Gälen „zurückgezogene Leute" bedeutet. In derselben Weise wie ihr Meister St. Patrick zählten sie sich zur griechischen und nicht zur römischen Kirche, zu der sie mehr denn einmal eine feindliche Stellung einnahmen. St. Columban starb 595.

Erst zwei Jahre später (597) betrat der heilige

Auguſtin, als Apoſtel Roms, die ſüdengliſche Küſte, um die heidniſchen Angelſachſen ſeiner Lehre zu unterwerfen, und begann nun von Süden her das römiſche Chriſtentum nordwärts zu tragen, während die Nachfolger Columbans ihr griechiſches Chriſtentum von Norden nach Süden trugen. Im Lauf der Jahrhunderte erfolgte endlich der Zuſammenſtoß, in dem die Culdees völlig unterlagen. Dieſe Niederlage erfolgte aber nicht vor Anfang oder Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Etwa um dieſelbe Zeit wurde auch Jona ein römiſcher Biſchofsſitz. Die Glanztage der Inſel waren nun vorüber. Wohl wurden Klöſter und Kathedralen errichtet, ſtattliche Bauten, die ſich bis dieſen Tag erhalten haben, aber die alte Bedeutung Jonas, als erſte Pflanzſtätte des Chriſtentums im hohen Norden, war dahin. Die beſondere Heiligkeit ſeines Bodens, an die Schottland und Skandinavien fünf Jahrhunderte lang geglaubt hatten, war ihm genommen; es war jetzt ein Biſchofsſitz wie viele andere noch. Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts giebt es keine Culdees mehr, aber die Erinnerung an dieſe einſt ſo mächtige Sekte lebt bis heute noch im ſchottiſchen Volke fort, vielleicht deshalb, weil ihre gegneriſche Stellung zur römiſchen Kirche ihr als Empfehlung dient.

In Abercrombies und Jamieſons Geſchichtswerken heißt es von den Culdees wie folgt: „Nur das Seelenheil ihrer Mitmenſchen lag ihnen am Herzen. Sie wirkten mehr durch Beiſpiel als durch Wort. Die Schlichtheit ihrer Kleidung, ihrer Haltung und ihres ganzen Auftretens war ihre Beredſamkeit. Sie halfen überall und beanſpruchten nie Lohn; Bevorzugung, Streit, Spaltung, Kabale und Intrigue kannten ſie nicht. Demütig, einſiedleriſch, arm, keuſch, nüchtern und voll heiligen Eifers, ſo lebten ſie ihre Tage."

Dieſe Vorbemerkungen werden uns beim Beſuch

Jonas zu ſtatten kommen. — Der Steamer wirft Anker und wir rudern der Inſel zu. Am flachen Ufer derſelben ziehen ſich etwa vierzig ärmliche Hütten hin, die den gäliſchen Namen „Baile Mor“, d. h. die große Stadt, führen. Im ſelben Augenblick, wo wir aus dem Boot ſpringen, ſehen wir uns von einer Heerde Kinder umringt, die Jonamuſcheln und Jonaſteinchen zum Verkauf anbieten und die nunmehr, ſo lange wir den heiligen Boden der Inſel unter unſern Füßen haben, unſere treuzudringlichen Begleiter bleiben. Vergeblich ſuchen wir uns durch wiederholte Einkäufe ſicher zu ſtellen, vergeblich ſtrecken wir beide Hände aus, um den jungen Hochländern ad oculos zu demonſtrieren, daß wir ſelbſt einen Handel beginnen und durch Konkurrenz ſie gefährden könnten; alles ſcheitert und ſchließlich gewöhnen wir uns an den Lärm dieſer nacktbeinigen Meute, als wären es junge Jagdhunde, die blaffend, heulend und winſelnd an uns emporſpringen.

Das Dorf oder „die große Stadt“ bietet nichts, aber unmittelbar im Norden derſelben nehmen die Sehenswürdigkeiten Jonas ihren Anfang und ziehen ſich in ununterbrochener Reihenfolge eine Viertelmeile lang am Ufer hin. Man kann drei Gruppen von Kapell- und Kloſterruinen deutlich unterſcheiden, zwei Gruppen, die den linken und rechten Flügel der ganzen Linie bilden, und zwiſchen beiden ein Centrum. Dieſes Centrum, das wenn auch nicht mit ſeiner Kapellruine (St. Orans-Chapel), ſo doch jedenfalls mit ſeinem Kirchhof in das vorige Jahrtauſend zurück reicht, iſt bei weitem das Wichtigſte unter allen Sehenswürdigkeiten der Inſel; was die beiden Flügel bieten, iſt verhältnismäßig unbedeutend. Ich ſpreche von ihnen zuerſt.

Am linken Flügel, alſo dem Dorf zunächſt, befinden ſich die Ruinen eines Nonnenkloſters, das früheſtens gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts errichtet ſein

kann, da die Lehre Columbans keine Nonnenklöster gestattete. Die Gebäude selbst sind Feldsteinbauten, ohne Schönheit und Interesse, nur bemerkenswert durch große Basaltblöcke, die sich im Mauerwerk vorfinden und keinen Zweifel darüber lassen, daß den kirchlichen Baumeistern jener Epoche das benachbarte Staffa wohl bekannt gewesen ist. Neben den Klostergebäuden befindet sich eine Kapelle, die als Begräbnisplatz für die vornehmen Frauen der benachbarten Küsten und Inseln diente.

Die kirchlichen Gebäude am rechten Flügel sind nicht zahlreicher, aber größer, zum Teil aus späterer Zeit und jedenfalls besser erhalten. Wie sich am linken Flügel ein Nonnenkloster befand, so hier ein Mönchskloster. Von den eigentlichen Klostergebäuden ist wenig mehr vorhanden,*) die dazu gehörige Kirche aber zählt mit zu den besten Ruinen in Schottland und ist stattlich genug, um den Namen einer Kathedrale, den sie wirklich führte, zu rechtfertigen. Diese Kirche war nämlich nicht nur das vorzüglichste kirchliche Gebäude der Abtei, die hier stand, sondern überhaupt der ganzen

*) Ein puritanischer Volkshaufen zerstörte das Kloster im Jahre 1561; die Mönche flohen und begaben sich, wie es heißt, mit den Resten einer sehr kostbaren Bibliothek nach Douay und Regensburg. Wertvolle altchristliche Pergamente, auch lateinische Schriftsteller in Handschriften sollen sich im Kloster zu Jona befunden haben, und Gibbon unterhielt die Hoffnung, daß mit Hilfe dieser ehemaligen, wenn auch nun zerstreuten Klosterbibliothek, vielleicht noch ein vollständiger Livius ediert werden könne. Diese und ähnliche Hoffnungen sind wohl, so weit sie an Jona knüpfen, seitdem geschwunden. Möglich, daß das Kloster der alten Culdees vor Anbruch dieses Jahrtausends derartige Schätze besessen hat, sie sind aber zur Zeit der dänisch-normannischen Kriegszüge sicher zerstört, d. h. verbrannt worden, da die Klostergebäude der ersten christlichen Zeit in Schottland (siehe oben) nur Blockhäuser waren.

biſchöflichen Diözeſe „Jona“, die ungefähr um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von der Diözeſe Sodor (Inſel Man) abgezweigt wurde. Dieſe Kathedrale, wie alle Gebäude, die ſich hier vorfinden, iſt aus gehauenem Feldſtein aufgeführt und gehört zu jenen kirchlichen Bauten, an denen ſich junge Archäologen und Architekten die Sporen verdienen können. Weſſen Kritik und Konſtruktionstalent hier nicht fehlgreift, der iſt ein Meiſter. Eine wahre Muſterkarte von Bauſtilen! Rund- und Spitzbogen, dünne und dicke Säulen, ſchwere und leichte Kapitäle, gotiſch, normanniſch, byzantiniſch, alles durcheinander und hier und dort ein Giebelfeld, das einem als altſächſiſch aufgeſchwatzt werden ſoll. Ich verweile dabei nicht länger. — Die Seitenſchiffe dieſer Kathedrale dienten als Begräbnisplatz für die mächtigſten Clanhäuptlinge der ſchottiſchen Weſtküſte, in derſelben Weiſe wie vornehme Frauen in der Kapelle des Nonnenkloſters beigeſetzt wurden. Hier befinden ſich unter anderen die Grabſteine der Macleods und Macleans, zum Teil mit Porträtfiguren, die trotz aller Roheit des Machwerks, doch eine gewiſſe künſtleriſche Befähigung, was das Charakteriſtiſche angeht, verraten. Der beſterhaltene unter dieſen Grabſteinen iſt der des Maclean von Roß, eines Häuptlings auf der Inſel Mull, deſſen Tapferkeit im Lande ſprüchwörtlich wurde und ſeinen Nachkommen den Namen „Eiſenſchwertskinder“ eingetragen hat. Auf dem Schilde dieſes Häuptlings befindet ſich die Abbildung eines Schiffs. Dieſe Schiffsabbildungen, die ſich auf andern Grabſteinen wiederholen, ſind, wie mit Recht bemerkt worden iſt, wichtiger und intereſſanter als die Porträtfiguren ſelbſt. Sie zeigen uns genau, wie etwa gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunders die Schiffe geweſen ſind, deren man ſich in dortigen Gegenden bediente. Vorder- und Hinterteil ſind beinahe gleich geformt und laufen in ziemlich aufrecht ſtehende Kurven aus, wie viele

der römiſchen Galeonen. Das Hinterteil hat ein gut konſtruiertes Steuerruder, das Bugſpriet fehlt. Das Segel beſteht aus einem einzigen Stück Segeltuch, das in überaus einfacher Weiſe an einem Mittelmaſt befeſtigt iſt. Vorkehrungen zum Rudern ſind nicht zu bemerken. Dieſe Schiffe waren mutmaßlich klein, nur große Boote.

Wir wenden uns nun dem Centrum zu. Die kirchlichen Gebäude am linken und rechten Flügel gehören ſämtlich der römiſch-katholiſchen Zeit an, alſo einer Epoche, wo Jona bereits aufgehört hatte, ein Glanzpunkt, ein berühmter Wallfahrtsort, eine Art „heiliges Grab des Weſtens“ zu ſein. Im Centrum ſtoßen wir auf Überreſte jener vor-römiſch-katholiſchen Zeit, auf Kreuze und Grabſteine, die an die Zeit der Culdees und jene beſondere Heiligkeit erinnern, die vom ſiebenten bis zum elften Jahrhundert hin dieſem Boden eigen war. Es ſind drei Dinge, die unſere beſondere Aufmerkſamkeit hier in Anſpruch nehmen; eine Kapellruine (St. Orans-Chapel), zwei mit Reliefſiguren überdeckte Kreuze und ein großer Kirchhof. St. Orans-Chapel diente wahrſcheinlich als Grabkapelle. Sie iſt ſehr klein (60 Fuß lang und 26 breit), aus rotem Granit aufgeführt, mit niedrigen Rundbögen, und aller Wahrſcheinlichkeit nach zu Anfang des elften Jahrhunderts von den Norwegern errichtet. Die beiden Kreuze, die den Namen „Macleanskreuz“ und „St. Martinskreuz“ führen, ſind die beiden einzigen Überbleibſel von den 360 Kreuzen, die bis in die zweite Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts hier ſtanden und auf Befehl einer hyper-puritaniſchen Synode ins Meer geworfen wurden. Das Meer ſcheint aber mitleidiger als die Synode geweſen zu ſein und hat einige dieſer Kreuze wieder ans Ufer geworfen, die ſich teils noch als Bruchſtücke auf der Inſel vorfinden, teils von einzelnen Stadtbehörden (Inverary und Campbleton), die mehr antiquariſch als puritaniſch waren, gerettet worden ſind.

Das Macleans- und St. Martinskreuz ſcheinen gleich von Anfang an der Zerſtörungswut entgangen zu ſein. Ich verſuche eine Beſchreibung beider. Sie ſind beide aus Glimmerſchiefer gefertigt, ſehr gefällig und ſelbſt graziös in ihren Verhältniſſen, und gleichen beide, weil die Schieferplatten, aus denen man ſie gefertigt, nur dünn waren (kaum 6 Zoll dick), unſeren modernen gußeiſernen Grabkreuzen. Das St. Martinskreuz iſt 14, das Macleanskreuz nur 11 Fuß hoch; beide ſtehen auf einem Piedeſtal von rotem Granit. Sie ſind mit jener grüngelben Flechte, die man bei uns an Dachziegeln und alten Holzzäunen trifft, ganz überdeckt, wodurch das Erkennen der Reliefarbeit ſehr erſchwert wird. Die eine Seite des St. Martinskreuzes indes hat man neuerdings von dieſem Flechtenüberzug geſäubert, und was man jetzt erkennt, iſt folgendes: auf dem Oberſtück ſechs Löwen mit paarweis verſchlungenen Schwänzen; in dem Rundſtück, das die Mitte des Kreuzes einnimmt, die Jungfrau Maria mit dem Chriſtkind und vier Engel um ſie her: unterhalb, an dem Stammſtück des Kreuzes, vier Reihen von Figuren, die ſehr Mannigfaltiges darſtellen: ein Abendmahl, eine Exhortation, ein Harfenſpiel und mehreres andere noch. Noch weiter nach unten Äpfel, um die ſich Schlangen winden.

Das Macleanskreuz gilt für älter und ſoll, bald nach dem Erſcheinen Columbans auf der Inſel, an der Stelle eines heidniſchen Denkmals errichtet worden ſein, das er vorfand. Wie viel hiervon wahr oder erfunden iſt, muß dahingeſtellt bleiben. Daß dieſe Kreuze indes ſehr alt ſind und der früheren Glanzzeit Jonas, ich möchte ſagen ſeiner exklusiven Epoche angehören, ſcheint mir unzweifelhaft. Alle dieſe Kreuze ſcheinen mehr den Charakter von Votivtafeln als von Grabkreuzen gehabt zu haben, und ſchon dieſer Umſtand allein, für den ſich in der römiſch-katholiſchen Zeit

ſchwerlich ein Analogon findet, deutet auf eine frühe Vergangenheit.

Wir betreten nun die große Sehenswürdigkeit Jonas — ſeinen Kirchhof. Er führt den Namen „Reilig Ourain" oder St. Orans Begräbnisplatz. Eine Mauer ſchließt ihn ein, und der Tradition, wie auch den aufgezeichneten Mitteilungen des Dechanten Munro nach, der um 1590 hier lebte, war dieſer Kirchhof viele Jahrhunderte lang der Begräbnisplatz für die ſchottiſchen und norwegiſchen Könige. Munro ſchrieb um 1594 wie folgt: „Auf dieſer Inſel Icolmkill befindet ſich auch ein Kirchhof, der von den Bewohnern „Reilig Ourain" genannt wird. Eine Steinmauer friedigt ihn ein. Innerhalb dieſer Steinmauer ſtehen drei Grabhäuſer in Form einer Kapelle gebaut, und jedes an einem ſeiner Giebel mit einer Marmor- oder Steintafel verſehen, woran ſich Inſchriften befinden. An der Steintafel des einen Grabhauſes ſteht mit lateiniſchen Buchſtaben: Tumulus Regum Scotiae (Gruft der ſchottiſchen Könige). Innerhalb dieſer Gruft, wie unſere ſchottiſchen und iriſchen Chronikenſchreiber erzählen, wurden 48 gekrönte Könige Schottlands begraben Das am Südende gelegene Grabhaus hat die Inſchrift: Tumulus Regum Hiberniae (auch ſprechen unſere Chroniken von vier iriſchen Königen, die hier begraben liegen), und die Tafel am dritten und letzten Grabhaus, das nach Norden hin liegt, zeigt die Worte: Tumulus Regum Norwegiae. Wie viele norwegiſche Könige hier beſtattet wurden, darüber erzählen unſere Chroniken nichts, aber wir erfahren aus ihnen, daß König Coelus von Norwegen ſeine Edlen bat, ſie möchten ihn auf Icolmkill beſtatten, wenn er im Kampf gegen die Südſchotten fallen ſollte. Das ſpricht dafür, daß auch den ſkandinaviſchen Königen daran lag, auf der heiligen Inſel ihren letzten Ruheplatz zu finden. — Außerhalb dieſer drei Grabhäuſer, aber innerhalb der

Kirchhofsmauer liegen auch viele der vornehmſten Lords der Weſtküſte: die Macleans, die Mackinnons und die Macquarries, weil jedermann in Schottland und auf den Inſeln (d. h. auf den Hebriden) danach ſtrebte, hier begraben zu werden."

So ſchrieb Munro 1594. Seine Angaben bildeten das Fundament für alles, was die ſchottiſchen Geſchichtsſchreiber und Archäologen ſeitdem über Jona und ſeinen Reilig Ourain veröffentlicht haben. Es liegt kein Grund vor, ſeinen Angaben irgendwie zu mißtrauen; nur die Frage bleibt unerledigt, aus welcher Zeit die Giebelinſchriften hergerührt haben, die er damals mit eigenen Augen an den drei Grabhäuſern geleſen hat. Sie können alt geweſen ſein, können aber auch eben ſo gut von der Hand eines Abts oder Mönchs hergerührt haben, der ſozuſagen Archäologie auf ſeine eigene Hand trieb, und ſich an alte Traditionen und Chroniken anlehnend, vielleicht kaum fünfzig oder hundert Jahre vor Munro das Tumulus Regum Scotiae ꝛc. an die Giebelfelder ſchrieb. Jetzt noch Licht über dieſe Streitfragen zu verbreiten iſt mindeſtens ſchwer, wenn es nicht unmöglich iſt. Die Tumuli ſelbſt ſind zerfallen und die Grabſteine liegen verwittert da, nirgends eine Inſchrift oder Jahreszahl, die Auskunft geben könnte. Ein Beweis alſo iſt nicht mehr zu führen, daß 48 ſchottiſche Könige an dieſer Stelle begraben liegen; die höchſte Wahrſcheinlichkeit indes ſpricht dafür. Man kann die Begräbnisplätze der ſchottiſchen Könige mit hiſtoriſcher Sicherheit bis zum Jahre 1073 zurückverfolgen, in welchem Jahre Malcolm Canmore, der Beſieger und Nachfolger Macbeths, in der Kathedrale von Dunfermlin beigeſetzt wurde. Von 1073 an bis herab zu uns zeigt ſich kaum eine Lücke; entweder exiſtieren die Grabſteine noch (wie z. B. von Robert Bruce), oder der Platz der Beſtattung iſt durch gleichzeitige Geſchichtſchreiber beglaubigt. Die Frage entſteht

alſo: wo wurden die ſchottiſchen Könige (die damals alle noch Hochlandskönige waren) vor 1073 beigeſetzt? Die Tradition antwortet: auf Icolmkill (Jona). Und ſie wird Recht haben. Jona war der heilige Boden, der Apoſtelſitz, von wo aus das Chriſtentum unter die heidniſchen Hochlandskönige getragen worden war (es hieß z. B., daß beim Untergang der Welt durch Waſſerfluten Jona wie ein geſegnetes Blatt auf der Sündflut ſchwimmen werde), und es darf nicht überraſchen, daß ſie dort im Tode ruhen wollten, von wo ihnen das Licht und das Heil gekommen war. Daß es genau 48 Könige, und nicht mehr und nicht weniger geweſen ſind, dieſen Beweis anzutreten, wird ſich niemand berufen fühlen; die größte Wahrſcheinlichkeit aber hat es für ſich, daß wie die Tradition berichtet, König Duncan und König Macbeth die beiden letzten waren, die hier — der Ermordete und der Mörder — im ſchwarzen Boot über das Waſſer kamen, um in heiliger Erde die letzte Ruhe zu finden. Schon zu Shakeſpeares Zeit muß übrigens dieſe Tradition lebendig geweſen ſein, denn es heißt in Macbeth:

Roſſe.

Wo iſt der Leichnam Duncans?

Macduff.

Fort gen Weſten,
Nach Icolmkill, dem Beinhaus ſeiner Ahnen.

Ob über dieſe mannigfachen Fragen, die ſich an die Frühgeſchichte Jonas knüpfen, jemals noch das klare Licht hiſtoriſcher Erkenntnis verbreitet werden wird, ſteht dahin. So lange dieſe Unterſuchungen in Händen wohlmeinender Dilettanten bleiben, iſt wenig zu hoffen. Ich habe mich ſo ausführlich über dieſen intereſſanten Königskirchhof verbreitet, um dadurch vielleicht in Deutſchland, namentlich aber auch in Skandinavien, die Luſt anzuregen,

selbst zu sehen und eine Lösung zu versuchen. Der Nordwesten Schottlands hat damals unbedingt unter normannischem Einfluß gestanden, und teils Historiker, die die Geschichte der normannischen Eroberungen zu ihrem Spezialstudium gemacht haben, mehr aber noch skandinavische Archäologen und Altertumsforscher (denen die Möglichkeit des Vergleichs gegeben ist), scheinen mir die einzigen zu sein, die vielleicht noch ergründen können, bis wie weit diese Schieferkreuze und die verwitterten Grabsteine im Tumulus Regum Scotiae zurückreichen.

Von Oban bis zum Loch Lomond. Rückkehr nach Edinburg.

Noch am selben Abend kehrten wir nach Oban zurück. Wer in Iona bleiben und die Grabsteine des Reilig Durain einer mehr kritischen Durchsicht unterwerfen will, der findet in den Hütten der Schiffersleute ein notdürftiges Unterkommen, kann aber vor Ablauf von drei Tagen nicht nach Oban zurück, da die Hutchesonschen Steamer nur zweimal wöchentlich die Fahrt nach Staffa und Iona machen.

Wir waren also wieder im Hinterhause der Mrs. Mackay (die uns, wie sich der Leser erinnern wird, bei einer Hintersassin von ihr, einer zimmervermietenden alten Waschfrau untergebracht hatte), und waren just müde genug, um trotz des nachbarlichen Pferdestalls, dessen ich auch schon erwähnte, einen guten Schlaf zu thun. Das Erwachen war minder froh. „Get up, gentlemen, or you will miss the steamer!" so klang es draußen, während eine geschäftige Hand abwechselnd klopfte und an der Klinke rasselte. Mit Worten, die einem Morgengebet so unähnlich waren, wie nur möglich, sprangen wir aus dem Bett, und kaum halb angezogen, griffen wir schon nach unsern Reisetaschen, um die zerstreut umherliegenden Garderobenstücke so gut wie möglich unterzubringen. Wir waren noch nicht fertig damit, als wir

vom Quai her das Läuten einer Schiffsglocke vernahmen und im selben Augenblick von draußen die wenig variierten Worte hörten: „Make haste, gentlemen, or you will miss the steamer!“ Wer kennte nicht die nervöse Aufregung, in die man verfällt, wenn man beim Packen oder gar im Fiaker ſchon (die immer doppelt langſam fahren, wenn man doppelte Eile hat), von der Furcht beſchlichen wird, den Zug zu verſäumen und volle 24 Stunden an einem bereits abſolvierten Ort zubringen zu müſſen, der nun plötzlich mit einer Phyſiognomie vor uns tritt, als habe es ſeit Heinrich dem Städtebauer nie einen langweiligeren Platz gegeben! Dieſer „Panic“ ergriff uns jetzt. Wir flogen in unſere Röcke und Überzieher hinein, rafften alles zuſammen, was noch auf Tiſch und Betten lag, ſtopften es in die Säcke und ſtürzten fort. An der Hofthür ſtand die Wirtin, nicht Mrs. Mackay, ſondern die Hinterſaſſin, die alte Waſchfrau (keine Chamiſſoſche), deren Putzſtube hatte aushelfen müſſen. Sie trat uns in den Weg, um die ungemütlichen Geldgeſchäfte ſtehenden Fußes abzumachen. „Wie viel?“ — Fünfzehn Schillinge — „Es war eine enorme Summe für zwei Nachtquartiere und weiter nichts; indes die Schiffsglocke, die eben wieder einſetzte, ſchnitt jede Unterhandlung ab und die Schillinge und halben Kronenſtücke liefen raſch aus meiner Hand in die Hand der Wirtin. Unerhört! es reicht nicht, es fehlt ein Sixpence! Die Silberſtücke fallen in meine Börſe zurück und ein Souvereign ſteigt ſtatt ihrer aus den Tiefen der Ledertaſche ans Licht. „Give me change!“ rufe ich der Alten zu, die mit der Ruhe des Siegers vor mir ſteht. Sie nimmt den Souvereign, ſteckt ihn ein und erwidert nicht ohne Anflug von Hohn: „I have no change, but I will send to the butcher“. Ein letzter Abſchiedsgruß fällt unverſchleiert von meinen Lippen; dann ſetzen wir uns, mit Zurücklaſſung eines unbeabſichtigten Fünf-

Schilling Trinkgeldes, in Trab und erreichen das Schiff, das allerdings eben Miene macht, ſeine Brücke einzuziehen und vom Quai ſich loszulöſen. Halb ärgerlich noch nehmen wir Platz am Schornſtein, um uns ſo viel wie möglich gegen die Morgenfriſche zu ſchützen; dann aber fliegt a tempo das Lächeln wiederkehrender guter Laune über unſere Geſichter. Wir beginnen, unſer Herz und unſeren Ärger auszuſchütten, und im Ausſprechen kommt der Troſt. Es war kein Zweifel, die Hinterſaſſin der Mrs. Mackay hatte mit uns eine Scene durchgeſpielt, deren praktiſche Brauchbarkeit ſie längſt erprobt haben mußte. Wie an der kuriſchen Küſte ein Edelmann lebte, der falſche Feuer anzünden ließ, um an geſcheiterten Schiffen ſein Strandrecht zu üben, ſo war es bei der alten Waſchfrau Geſchäftsmaxime geworden, ihre Gäſte ſo ſpät wie möglich zu wecken, um von der paniſchen Wirkung des: „make haste, gentlemen, or you will miss the steamer", den möglichſten Vorteil zu ziehen. Erſt am Abend desſelben Tages, als wir im Gaſthaus zu Balloch einen Blick in unſere Reiſeſäcke thaten, erkannten wir ganz wie die Hinterſaſſin uns mitgeſpielt hatte. An Morgenſchuhen, Haarbürſten und Nachttüchern, die zurückgelaſſen waren, übte die Alte nun triumphierend ihr Strandrecht, und ein eben ausgepackter Lackſtiefel, der ohne Halt und Gegenlehne auf dem Tiſch ſtand, ſchien die Frage an mich zu richten: „wo iſt der andere?" Sie haben ſich nicht wiedergeſehen. Aber das waren die dunkeln Loſe, die noch im Schoß der Zukunft ruhten, als wir, unſere Rücken am warmen Schornſtein, aus der Bucht von Oban hinausfuhren.

Die Fahrt geht ſüdlich und führt uns zunächſt wieder an der Inſel Mull und ihren Baſaltformationen vorbei. An einer Stelle, wo nach meilenweiter Öde ein Grasplatz den Felscharakter dieſer Küſte unterbricht, deutet der Finger des Kapitäns auf ein ärmliches Häuschen,

wo Sir Colin Campbell, der jetzige Lord Clyde, geboren wurde. Sein Vater, ein Zimmermann, ſtarb erſt letzten Winter zu Granton bei Edinburg, neunzig Jahre alt. Nach etwa zweiſtündiger Fahrt haben wir die Höhe der Inſel Jura erreicht und biegen nun ſcharf öſtlich ein, um den Crinankanal zu erreichen, der die lange Halb-Inſel Cantire an ihrem Oberende durchſchneidet. Cantire, etwa zwölf deutſche Meilen lang, gleicht einem vorgeſtreckten Bein des ſchottiſchen Feſtlands, und wer den Kanal verſchmäht (der genau der Weichenlinie dieſes Beins entſpricht), der iſt gezwungen, vorausgeſetzt, daß er nach Glasgow will, zwölf Meilen hinunter und faſt eben ſo viele Meilen wieder hinaufzufahren. Der Unterſchied, in Zahlen ausgedrückt, iſt wie 1 zu 20. So benutzen denn alle kleineren Fahrzeuge, die von Norden kommen, dieſen Kanal, und die Hutcheſonſchen Dampfſchiffe, die vielleicht zu viel Tiefgang haben, helfen ſich auf die Weiſe, daß an beiden Enden des Kanals eine Ausſchiffung der Paſſagiere ſtattfindet. Ein drittes Boot, in Form eines überdeckten Elbkahns, unterhält die Kommunikation zwiſchen dem Außen- und Innenſteamer, von denen der eine (der Außenſteamer) die Fahrt nach Oban, der andere die Fahrt nach Glasgow macht.

Wir haben die Außenſeite des Kanals erreicht, verlaſſen den Oban-Steamer und machen in einer Art Treckſchuite, an zum Teil hübſch gelegenen Landſitzen vorbei, die Kanalfahrt bis nach Lochgilphead hin (an der Innenſeite der Halbinſel), wo der Glasgow-Steamer eben anlegt, um ſeine Paſſagiere an Land zu ſetzen und uns ſtatt ihrer einzunehmen. Auf der Landungsbrücke begegnen ſich die beiden Menſchenſtröme. Es iſt dasſelbe Leben und Treiben, das jeder kennt, der auf den großen Verwirrungsbahnhöfen von Mecheln, Bamberg, Magdeburg ꝛc. ein Augenzeuge oder Mitſpieler modernen Reiſetrubels geweſen iſt. Was mir nichtsdeſtoweniger die ganze Scene

lebhaft im Gedächtnis erhalten hat, war die Erscheinung zweier Männer in Hochlandstracht, die, während wir von der Menschenmasse vor- und zurückgeschoben wurden, mit festem Schritt vom Quai zur Landungsbrücke herniedersiegen. Die Schönheit des schottischen Kostüms war mir nie so frappant entgegengetreten. Die Hochländer, echt und unecht, denen man in London oder im Süden Englands begegnet, lassen viel zu wünschen übrig. Es sind meist Bettler (echtes Londoner Vollblut aus Clerkenwell und St. Giles), die sich einen Kilt und Dudelsack gemietet haben, oder im günstigsten Falle südschottische Farmerssöhne, die dem Verlangen nicht widerstehen können, dem lang- und dünnbeinigen Londoner zu zeigen, was es mit einer national-schottischen Wade auf sich habe. Diese Londoner Eindrücke, die nicht allzu günstig für das Hochlandskostüm waren, änderten sich freilich bald, als ich nach Schottland kam; nie aber war mir das zugleich Malerische und Imposante dieser Tracht so überraschend entgegengetreten wie in diesem Augenblick, wo die Brücke, auf der wir standen, unter dem herniedersteigenden Taktschritt der zwei Hochlandssöhne zu vibrieren anfing. Der ältere von ihnen war ein Häuptling, das bewies die Adlerfeder, die in der Agraffe seiner Mütze steckte. Beide waren über sechs Fuß hoch und die Jagdflinte, die auf ihren Schultern hing, nahm sich aus wie ein bloßes Spielzeug. Es waren Londoner Gardeoffiziere (der schottische Adel ist in den Garderegimentern stark vertreten), die vor acht oder vierzehn Tagen die Residenz verlassen hatten, um die Jagdzeit, shooting season, in ihrer Heimat, dem Hochland zu verbringen. Der jüngere von beiden trug die Hochlandstracht nur, wie man ein Phantasiekostüm trägt. Aus jenem graugelben Sommerzeug, das jeder kennt, der einem halben Dutzend reisender Engländer irgendwo in der Welt begegnet ist, hatte er sich einen Kilt und eine Jacke machen lassen und nichts an ihm war echt

schottisch als die dunkelblaue Wollenmütze und der kurze, graukarrierte Strumpf. An jeder andern Stelle der Welt wäre er ein schöner Mann gewesen, neben seinem Freunde, dem Häuptling aber nahm er sich aus wie dessen Milchbruder, ebenso groß, ebenso breit, ebenso frisch, aber rasselos. Der Häuptling schritt, ohne ein direktes Zeichen der Ueberhebung, durch die Menschenwoge hin, als habe er nicht das Geringste mit ihr gemein. Er trug eine weite schwarze Samtjacke und viel Gelb in dem gewürfelten Tartan, war also von dänischer Abstammung,*) wahrscheinlich ein Macleod. Um den Leib trug er jene eigentümlich schottische Jagdtasche, die fast die Form einer Geldkatze hat, und die sechs langen Geisbärte, die wie eben so viele Siegeszeichen an dieser Tasche zu hängen pflegen, fielen malerisch über den faltenreichen Kilt. Das kurze schottische Schwert hatte er daheim gelassen, aber das Fangmesser, mit einem großen Amethyst oben am Griff, steckte nach Landessitte im rechten Strumpf und bewies neben der Adlerfeder, wer der Ankömmling sei. Nie habe ich eine schönere Erscheinung gesehen; selbst die wachthabenden Royal Blues, denen man in den Korridoren von St. James und Buckingham-Palace begegnet und die mir in ihren Helmen und Stulpenstiefeln, den Pallasch nachlässig in den linken Arm gelehnt, so oft wie herabgestiegene Kriegsgötter erschienen waren, verschwanden in der Erinnerung neben dem Häuptling der Macleods.

Nach einer halben Stunde waren wir glücklich an Bord des Glasgow-Steamers. Die Fahrt geht von

*) Unter den Tartans (den buntgewürfelten schottischen Zeugen) unterscheidet man drei Hauptgruppen: die mit viel Rot, mit viel Grün und mit viel Gelb. Rot ist die Farbe der schottisch-britischen Clans, Grün die Farbe derer, die aus Irland stammen und Gelb tragen diejenigen, die sich von den Danen und Skandinaviern herleiten.

Lochgilphead aus wieder südlich, abwechselnd an flachen und felsigen Ufern vorbei, aber die gedeckte Tafel und die Mahnungen des Stewarts rufen uns zunächst von Deck in den Salon und entziehen uns der Naturbetrachtung. Auch nachdem wir unsere alten Plätze auf der Galerie des Steamers wieder eingenommen haben, kommen wir nicht mehr zu einem Festhalten all der Bilder, die an uns vorüberziehen. Die Schuld liegt nicht an dem Gebotenen, sondern an der Unmöglichkeit, die Fülle des Gebotenen aufzunehmen. Die Bilder sind prächtig, reich, grandios und in ihrer Belebtheit fesselnder und reizvoller als die Mehrheit dessen, was wir bisher gesehen; aber es geht im Fluge daran vorüber und wir ertrinken fast im Stoff. Wir gleichen einem, der das große Los gewonnen hat und dem es in purem Golde ausgezahlt werden soll; anfangs glitzert es es ihm entgegen und er lacht und strahlt bei jedem neuen Stück, bald aber bittet er, es ihm düten- und beutelweis zu liefern. Gold bleibt Gold und Lust und Fähigkeit sind hin, um nach dem Rande zu gucken oder nachzusehen, welches Potentatenbild die Münze schmückt. Von Rothsay an (die schöne Insel Arran zur Rechten) wächst der Verkehr von Minute zu Minute, bis wir Greenock erreichen, den Hafen Glasgows an der Mündung des Clyde. Von hier an beginnt ein Treiben, das ich nur mit der Einfahrt in die Themse vergleichen kann; selbst die Fahrt den Mersey hinauf bis Liverpool bietet nichts Ähnliches. Stadt drängt sich an Stadt; hunderte von Schiffen und Dampfern steuern an uns vorüber oder wir an ihnen; die Flaggen aller Nationen sind um uns her; Leben, Fülle, Reichtum, wohin wir blicken, und die Wahrheit zu gestehen, ein Gefühl der Heimatlichkeit kommt wieder über uns. Diese Fahrt den Clydefluß hinauf, gleicht einer Themsefahrt von Gravesend bis London, und wenn man auch der Themse und ihren Ufern freilich eine größere Wichtigkeit

zugeſtehen muß, ſo haben die Ufer des Clyde die größere Schönheit voraus.

Spät nachmittags paſſierten wir Dumbarton, eine jener vier Felſenfeſtungen, die, nach dem Wortlaut der Unionsakte, als feſte Punkte gehalten werden müſſen. Die Sonne ging eben unter und Felſen und Feſtung lagen wie ein Wolkenſchloß da, um das breite, goldene Lichter ſpielen. Eine halbe Meile weiter aufwärts erreichten wir Bowling, den Hauptſtationsort für alle Reiſenden, die, von Glasgow oder dem Süden her, einen Ausflug nach dem Loch Lomond machen wollen. Unſer Steamer legte, aus beſonderer Freundlichkeit gegen uns, an eben dieſer Stelle an und eine Viertelſtunde ſpäter führte uns ein Abendzug bis an das Gaſthaus von Balloch, am Südweſtufer des Lomond-Sees.

Als wir im Gaſthaus zu Balloch ankamen, war es bereits zu ſpät, um noch einen Ausflug auf den See hinaus machen zu können; wir hätten wenigſtens Mondſchein haben müſſen, und der fehlte. So ließen wir denn Tiſche nach draußen bringen und nahmen unter einer Gruppe von Kaſtanienbäumen Platz, die uns juſt noch einen Blick auf Gärten und Wieſen und dahinter auf einen ſchmalen Streifen des Lomond-Sees geſtatteten. Von Zeit zu Zeit trug der Abendwind eine weiche, kühle Luftwelle wie einen Gruß zu uns herüber. Wir waren unſerer vier, ſeit ſich von Bowling aus zwei Schotten, ein Mr. Tait und ein Mr. Henderſon, zu uns geſellt hatten. Mr. Tait war aus Melroſe, wo er an einem Armen- und Rettungshauſe, wie es deren in England und Schottland ſo viele giebt, als geiſtlicher Direktor angeſtellt war. Die Salbung, mit der er ſprach, ließ kaum einen Zweifel darüber, daß er ein Temperanzprediger ſei. Mr. Henderſon war noch jung und auf dem Punkt, über den Loch Lomond nach Aberdeen zurückzukehren, wo ihm ein Onkel geſtorben war. Dieſen

Onkel zu beerben, reiste er jetzt nach dem Norden zurück. Die goldenen Aussichten machten ihn gesprächig und er erzählte viel von seinem früheren Leben, das interessanter war, als ein Leben von 22 Jahren gewöhnlich zu sein pflegt. Er war mit in der Krim gewesen, bei Inkermann leicht verwundet worden und hatte dann während des thatenlosen, trübseligen Winters, der folgte, seinen älteren Kameraden von der Füsiliergarde Romane von Currer Bell und Geschichtskapitel aus Macaulay vorgelesen. Vorher war er in Indien gewesen. Das fällt in England nicht auf und jeder darf von seinen Reisen erzählen, ohne deshalb der Eitelkeit bezüchtigt zu werden. Es ist gleichgültig, ob man in Greenwich oder in Shanghai zu Mittag gegessen hat, und weil es gleichgültig ist, ergiebt sich die vollste Unbefangenheit bei Sprecher und Hörer.

Beim Plaudern hatten wir die Abendkühle nicht beachtet, die jetzt anfing, uns fröstelnd zu machen. Ein Glas „Toddy" indes (Whisky-Punsch) stellte das Wohlbefinden rasch wieder her und in der besten Laune oder, wie die Engländer zweideutig sagen, „in good spirits." zogen wir uns endlich in unsere Schlafzimmer zurück.

Der andere Morgen führte uns an Bord des „Mac Gregor" wieder zusammen und um zehn Uhr früh begann die Fahrt über den schönen See. Der Loch Lomond ist der Nachbar des Loch Katrine. So befanden wir uns denn nach Verlauf von wenigen Wochen wieder an alter Stelle, d. h. in jenem viel besungenen Mac-Gregor-Lande, das wir von Stirling aus bereist hatten. Wieder sahen wir auf Schiff und Boot die wohlbekannten Clanfarben und hörten Geschichten von dem letzten Helden des Clan Alpine, von Rob Roy. „Dort steht die Hütte, wo seine Flinte vorgezeigt wird; dort ist die Höhle, wo er sich verbarg", so erzählen sich die Passagiere und zeigen hier und dort hin. — Der Loch Lomond ist eine

schöne, noble Wasserfläche und es kommt ihm zu, daß er „der König der Seen" heißt. Dies ist jedoch mehr sein Ehrentitel als sein Name; die eigentliche Bedeutung von Loch Lomond ist „der inselreiche See." Er ist groß und wasserreich, und die Inseln schwimmen auf ihm wie große Nymphäenblätter. Selbst die Berge an seinen Ufern scheinen ihn nicht gebieterisch einzudämmen, sondern gleichen Satelliten, die ihn umstehen und begleiten. Die Stellung dieser schönen Berge, die sich bis 3000 Fuß hoch erheben, ist nämlich derart, daß man immer in ihrem Kreistanze bleibt und sie jederzeit um sich hat wie den Mond, wenn man in einer klaren Nacht meilenweit durch die Felder fährt.

Nach etwa zwei Stunden hatten wir die Spitze des Sees erreicht. Die meisten Passagiere verließen uns (auch Mr. Henderson), um nach Loch Katrine oder dem Norden zu gehen; wir aber, die wir Perth- und Invernessshire kannten und nur erschienen waren, um dem Loch Lomond unsere besondern Honneurs zu machen, waren entschlossen, mit demselben Dampfboot, das uns gebracht hatte, nach Balloch und dem Süden zurückzukehren. Wir hatten ein paar Stunden Zeit, durchzogen die nachbarlichen Schluchten, bis wir müde waren, und warfen uns dann ins Farrenkraut nieder, wo junge Eschen und Hagedornbüsche eine Laube für uns bereitet hatten.

Nachmittags begann die Rückfahrt. Die Gesellschaft war steif und leblos und wir waren endlich froh, mit einer irländischen Dame ins Gespräch zu geraten, die uns bald völlig in Anspruch nahm. Es war eine echte Tochter Erins: lebhaft, witzig, ungeniert, von bedenklicher Toilette und gleichgültig gegen die üblichen Formen englischer Sitte und englischen Anstands. Ihr Name war Miß Arabella Fitzpatrick; Karten führte sie nicht, aber sie war freundlich genug, auf ein abgerissenes Stückchen Papier uns obige Namen aufzuschreiben. In England wäre das

mindestens „shocking“ gewesen. „You are Germans?“ begann sie, als wir auf der Schiffswand saßen und, der Höhle Rob Roys den Rücken zukehrend, wenig Lust bezeugten, uns den üblichen Ciceronevortrag zum zweitenmale halten zu lassen. Wir nickten. „Es sind noch mehr Deutsche an Bord“, fuhr sie fort und zeigte auf eine Gruppe großer starker Männer, die in lebhaftem Gespräch neben dem Kajüteneingang standen. Sie hatte Recht. Es zeigt sich bald, daß sie der deutschen Sprache einigermaßen mächtig war. Wir sprachen nun von der Schönheit des Sees, endlich auch von dem romantischen Charakter Irlands und fügten den aufrichtig gemeinten Wunsch hinzu, „die grüne Insel“ mit nächstem bereisen zu können. Das gewann uns ihr Herz. Sie fing nun an, allerhand Beschreibungen und sonstige berühmte Stellen aus Thomas Moore zu citieren, den sie auswendig zu kennen schien. Als sie endlich anhob:

Erin, thy silent tear never shall cease,
Erin, thy languid smile ne'er shall increase,

konnte ich dem Drange nicht widerstehen, in das wohlbekannte Lied mit einzustimmen, und so folgten denn, wie ein gesprochenes Duett, zwischen ihr und mir, die Schlußzeilen:

Till, like the rainbow's light,
Thy various tints unite,
And form in heaven's sight
One arch of peace.

Sie sah mich groß an und sagte dann: „You are a Poet.“ Ich lehnte die Ehre ab, zeigte aber auf meinen Reisegefährten und flüsterte vertraulich: „He is.“ „Gut denn,“ fuhr Miß Arabella fort, „so wird ihr Freund es übernehmen, einen hübschen Reim, ein Erinnerungswort hier in mein Buch zu schreiben. Er muß begeistert sein, hier

der Loch Lomond und hier — ich.“ Sie lachte und gab ihm ihr Notizbuch. Ablehnung wäre wenig am Platze gewesen; so nahm Freund B. denn den Handschuh auf und schrieb in verbindlicher Weise:

Ich liebte immer den Thomas Moor,
Heut' lieb' ich ihn mehr noch denn zuvor.
Ich hab' ihn gelesen hier und dort,
Hinreißt nur das lebendige Wort.

Die Zeilen waren mit deutschen Buchstaben geschrieben, die der Miß Arabella fremd waren. Sie reichte mir also daß Büchelchen zurück und bat mich, ihr die Zeilen langsam vorzulesen. Ich that es. „Ach“, fuhr sie fort, „ein Impromptu! Es klingt sehr gut; bitte, übersetzen Sie es mir.“ Ich wollte eben eine simple Prosaübersetzung beginnen, als mirs durch den Kopf schoß, wohl oder übel die Übersetzung in ein paar englischen Reimen zu versuchen. Es ging leichter, als ich dachte, und in nicht allzu langen Pausen deklamierte ich:

I ever liked your Thomas Moore,
I like him more now than before.
The Irish harpers full accord
Sounds mightier in the spoken word.

Sie hatte aufmerksam zugehört, lachte schelmisch und sprach dann rasch:

Deceiver, deceive no longer me!
You are a poët as well as he.

Der „He“ war Freund B., auf den sie zeigte. Der letztere, begierig sich für die Verlegenheiten zu revanchieren, die ich ihm bereitet hatte, stimmte mit ein und das vorgehaltene Notizbuch ließ mir zuletzt keine Wahl mehr. Ich schrieb also folgendes oder wenigstens ähnliches:

Es hat geklopft, es hat geklappt.
Ich ſeh es wohl, ich bin ertappt;
Erſt Dichter, Leugner dann — ſo geht's,
Ein Übel gebiert das andre ſtets.

Impromptuſchreiber ſind wie Kinder, die beim Spiel nicht müde werden, und wer weiß, wohin dieſe Vierzeilen geführt und wie viel Notizblätter ſie noch gekoſtet hätten, wenn nicht eben jetzt der würdevolle Mr. Tait an uns herangetreten wäre, um über die alte Vogelflinte Rob Roys eine ſchätzenswerte Mitteilung zu machen. Die Impromptus (als wäre die Vogelflinte ſelber losgegangen) flogen davon, wie ein aufgeſcheuchtes Volk Hühner.

Mr. Tait war ſalbungsvoll, aber gaſtfreundlich. Der Moment war nahe, wo wir ſcheiden mußten, und der würdige alte Herr wollte ſich nicht von uns trennen, ohne uns vorher mit liebenswürdiger Dringlichkeit nach Melroſe hin, und zwar zu einem „plain scotch dinner“ an ſeinem eigenen Tiſche, eingeladen zu haben. Wir ſagten zu, hielten aber nicht Wort. Freund B. und ich pflegten uns ſpäter gegenſeitig vorzuwerfen, daß wir den Beſuch aus Furcht vor einem Temperanz-Diner unterlaſſen hätten, in Wahrheit aber trug „Melroſe-Abbey“ die Schuld, deren wunderbar ſchöne Ruinen uns Mr. Tait, ſein Rettungshaus und ſein plain scotch dinner vergeſſen ließen.

Gegen ſieben Uhr waren wir wieder in Balloch, am Süduſer des Sees. Eine Stunde ſpäter führte uns ein Schnellzug zunächſt nach Bowling, dann oſtwärts mit wachſender Raſchheit nach Glasgow. Die Sonne war längſt unter, als wir uns der reichen Hauptſtadt des ſchottiſchen Weſtens näherten, aber die dunklen Häuſermaſſen traten doch noch deutlich aus dem grauen Abendſchimmer hervor. Die Frage entſtand, „bleiben oder nicht?“ Die Schilderungen, womit uns ein lokalpatriotiſcher Glasgower während der Fahrt unterhalten

hatte, waren an Ohr und Herz meines Reiſegefährten nicht ſpurlos vorübergegangen; ich meinesteils ſehnte mich aber zurück nach Canongate und der High-Street von Edinburg. Statt aller weiteren Antwort zeigte ich nur auf einige der dreihundert Fuß hohen Fabrikſchornſteine, deren eben mehrere, wie erſtarrte Dampfſäulen, hoch in den Himmel ſtiegen. Der Schornſtein iſt das Wahrzeichen Glasgows. Dieſer Hinweis genügte. Von einer Seite des Bahnhofs eilten wir raſch nach der andern hinüber, wo der Edinburger Zug bereits ungeduldig wartete und ſeine Ungeduld durch Murren und Ziſchen zu erkennen gab; dann ein lang anhaltender Pfiff, und an Falkirk und ſeinen Schlachtfeldern vorbei, ohne Gruß für Linlithgow, das wie ein Schattenbild neben uns verſchwand, bogen wir nach kaum einſtündiger Fahrt um den Schloßfelſen Edinburgs herum und ſahen ſeine Häuſer rechts und links emporſteigen, phantaſtiſch nebelhaft wie immer, eine Wolkenſtadt, aus der die Lichter blitzen.

Lochleven-Castle.

Die Fackeln längst erloschen, deren Glut
Lichtfurchen zog auf dieses Sees Flut;
Das Leben längst erloschen, hin der Klang
Der hier im Echo von den Mauern sprang:
Die Mauern selbst zerbröckelt, öd der Turm
Und im Kamine heimlich nur der Sturm

Michael Bruces „Lochleven".

Lochleven-Castle, mit alleiniger Ausnahme von Holyrood-Palace, steht obenan unter den schottischen Schlössern, die, mit in die Geschichte Maria Stuarts verwebt, durch eben diese Verwebung auch ihrerseits berühmt geworden sind. Im Schlosse von Lochleven saß die schöne Königin fast ein Jahr lang gefangen, jenes letzte Jahr auf schottischem Grund und Boden, das ihrer unheilvollen Flucht nach England vorausging.

Was zur Auflehnung des schottischen Adels gegen die Königin, und schließlich zu ihrer Gefangensetzung in Lochleven führte, war bekanntlich ihre Verheiratung mit Bothwell. An der Spitze der Unzufriedenen stand ihr Halbbruder, der Graf von Murray. Bei Camberry-Hill stießen die feindlichen Parteien aufeinander; Bothwell, auf die Anklage hin, „der Mörder Darnleys" zu sein, wurde zum Zweikampf gefordert, lehnte aber schimpflich ab und floh; mit ihm das Heer der Königin. Diese selbst überlieferte sich den Siegern und wurde als Gefangene nach

dem der Douglas-Familie zugehörigen Schlosse von Lochleven gebracht.

Dies Schloß von Lochleven zu sehen, war seit vielen Jahren mein Wunsch gewesen, und ich hätte Edinburg nicht verlassen mögen, ohne zuvor einen Ausflug nach diesem reizenden Punkt gemacht zu haben. Es ist eine Unsitte, die, wie überall, so auch in Schottland herrscht, dem Reisenden gleichsam eine bestimmte Reiseroute, eine bestimmte Reihenfolge von Sehenswürdigkeiten aufzudrängen. Irgend eine Eisenbahn- oder Dampfschiffahrt-Kompagnie findet es für gut, diesen See, diesen Berg, diese Insel als das Schönste und Sehenswerteste festzusetzen; regelmäßige Fahrten werden eingerichtet, bequeme Hotels wachsen wie Pilze aus der Erde, Stellwagen und Postillone, Bootsführer und Dudelsackpfeifer, alles tritt in den Dienst der Gesellschaft, und der Reisende, der ein Mensch ist und in möglichst kurzer Zeit mit möglichst wenig Geld das Möglichste sehen möchte, überläßt sich wie ein Gepäckstück diesen Entrepreneurs und bringt sich dadurch um den vielleicht höchsten Reiz des Reisens, um den Reiz, das Besondere, das Verborgene, das Unalltägliche gesehen zu haben. Eine kleine Schönheit, die wir für uns selber haben, ist uns lieber wie die große und allgemeine.

Den Entrepreneurs hat es bisher nicht beliebt, den Leven-See, überhaupt die Grafschaft Fife, unter jene Punkte aufzunehmen, die gesehen werden müssen; es lag außerhalb des Weges, und wenige kümmerten sich darum. Das wird jetzt mutmaßlich anders werden. An demselben Tage, an dem wir aufbrachen, um unsern Besuch auf dem alten Schlosse abzustatten, wurde die Eisenbahn zwischen Edinburg und Lochleven eröffnet, und ich hege keinen Zweifel, daß die betreffende Aktien-Gesellschaft Sorge tragen wird, den halbvergessenen Punkt wieder zu Ehren

zu bringen und mit Hilfe der Romantik die Aktien steigen zu machen.

Wir brachen früh auf von Edinburg. Ich werde dieses schönen Tages nicht leicht vergessen. Wenn es schon ein Glück war, die ersten zu sein, die auf einer bis dahin ziemlich beschwerlichen Tour die eben eröffnete Eisenbahn benützen konnten, so war dies günstige ungefähr doch nur das Zeichen, das Vorspiel eines glücklichen Tages. Wer kennt nicht die Stimmung, die uns beschleicht, wenn wir zur Sommerszeit am Abhange eines Waldes ausruhen, hinausblicken auf eine sonnenbeschienene Wiese, hinaufblicken in den Himmel, daran dünne Wolken ziehen, und aus Wald und Feld her rätselhafte Laute vernehmen, als spräche die Natur? Ein Träumen kommt über uns; wir denken nichts Bestimmtes, wir fühlen nichts Bestimmtes, aber die süße Gewohnheit des Daseins zieht wie mit doppelter Süße durch unser Herz. Diese Stimmung war es, die mich den Tag über begleitete; die Klänge eines alten Liedes schmeichelten sich in mein Ohr.

Die Fahrt von Edinburg bis zum Städtchen Kinroß, in dessen unmittelbarer Nähe Lochleven gelegen ist, dauert auch jetzt noch drei bis vier Stunden, wiewohl die Entfernung in gerader Linie kaum fünf deutsche Meilen beträgt. Aber die Eisenbahn beschreibt die wunderlichsten Linien, und man springt vor und wieder zurück, wie ein Springer auf dem Schachbrett. Man fährt zunächst von Edinburg bis Leith und passiert dann in einem Dampfboot den breiten Meerbusen des Forth. Im Hinüberfahren gewahrt man rechtshin das Dorf Aberdour. An den Namen desselben knüpft sich eine der schönsten und ältesten schottischen Balladen, die Ballade von „Sir Patrick Spens“:

Der König sitzt in Dunfermlin-Schloß;
Er trinkt blutroten Wein:

Wer ist mein bester Segler
Er muß in See hinein!

Höflinge, falsche Freunde des Sir Patrick antworten dem Könige: „Wer anders könnt' es sein, als Sir Patrick." Nun wird eine Fahrt beschlossen, ein Winter-Seezug (um die Sturmzeit) gegen die Dänen. Die Ehre verbietet dem Sir Patrick, das Kommando abzulehnen, und die ganze Flotte, wie erwartet, scheitert in der Nähe von Aberdour. Niemand wird gerettet.

Nun sitzen viel schöne Frauen
Bei Aberdour am Strand
Und stützen die weiße Stirne
Auf ihre weiße Hand.

Sie tragen goldene Kämme
Und starren hinaus aufs Meer.
Doch sie erharren Keinen
Und sehen Keinen mehr.

Wir sind glücklicher in unserer Fahrt, als der arme Sir Patrick, und erreichen wohlbehalten North-Queens-Ferry, von wo uns die Eisenbahn zunächst nach dem alten Dunfermlin führt. Dies ist dasselbe Dunfermlin, wo der eben citierte alte Balladenkönig den „blutroten Wein" trank. Es ist eine der ältesten Städte Schottlands, und war lange Zeit vor Edinburg und selbst vor Perth eine königliche Residenz. Malcolm Canmore, der Besieger und Nachfolger Macbeths, hatte hier ein Schloß, dessen Ruinen noch sichtbar sind. Von höchstem Interesse ist die alte Abtei, leider durch Um- und Neubauten sehr verunstaltet. Sie ist das Campo Santo der schottischen Könige von Malcolm Canmore (um 1070) bis etwa zur Thronbesteigung der Stuarts. Die Könige vor 1070 liegen auf der Insel Jona (dicht bei Staffa) in langer Reihe begraben; Macbeth beschließt den Zug. Die

meisten Grabsteine in der Abtei von Dunfermlin zeigen keine deutlichen Namen mehr, so daß es als ein besonderes Glück angesehen werden muß, das interessanteste der vorhandenen Königsgräber durch einen Zufall wohlerhalten zu finden. 1818 bei Hinwegschaffung eines Trümmerhaufens, (der Jahrhunderte lang das darunter verborgene Grab beschützt hatte), entdeckte man den Grabstein des Robert Bruce mit der Jahreszahl 1329. Man öffnete und fand das Skelett des großen Königs (groß auch körperlich) in Blei gehüllt; selbst ein Teil seines Grabtuches war noch vorhanden. Die Stadt ist auch dadurch interessant, daß Karl Stuart in einem ihrer vielen Paläste geboren wurde.

Von Dunfermlin aus zieht sich die Eisenbahn, statt direkt nach Kinroß zu gehen, meilenweit östlich hin und läuft eine lange Strecke an der Meeresküste entlang. Das Land ist flach aber nicht reizlos, und gewinnt namentlich da, wo man des Loch-Leven oder des Leven-Sees ansichtig wird, einen eigentümlichen Zauber. Überhaupt wird der Osten Schottlands ohne Not auf Kosten des Westens vernachlässigt. Was dieser an Großartigkeit der Formationen voraus hat, ersetzt der Osten reichlich durch Lieblichkeit und Leben in der Landschaft und durch jenen Reiz, den ihm Sage und Geschichte verleihen.

Kinroß ist eine anspruchslose kleine Stadt, unmittelbar am See gelegen. Ihr Reiz besteht in ihrer Stille und Abgeschiedenheit, worin sie's dem stillen Linlithgow noch zuvorthut. Kein königlicher Palast, kein figurenreicher Brunnen geben dem Orte Bedeutung; er hat nur seinen See, seine Lachsforellen und sein zerfallenes Schloß. Ein solcher Ort hat natürlich nur ein Hotel, und spart dem Reisenden die Wahl. Im Salutation-Inn stiegen wir ab, was ungefähr sagen will, im Gasthof zum freundlichen Gruß. Die lachende Wirtin blieb hinter dem Versprechen ihres Hauses nicht zurück, und nachdem wir ein Mittag-

brot von Lachsforellen bestellt hatten, die dem Leven-See eigentümlich sind und von jedem gegessen werden müssen, der Kinroß besucht, brachen wir auf, um „dem Schloß im See" unseren Besuch zu machen. Die Mittagssonne stand am Himmel, als wir in das Boot stiegen, das für spärlich eintreffenden Besuch die Kommunikation zwischen dem Ufer und dem Schloß im See unterhält. Der See, der ungefähr eine Drittel-Quadratmeile umfassen mag, hat zwei kleine Inseln, die übrigens in ziemlicher Entfernung von einander liegen. Auf der einen befinden sich die Trümmer eines alten Klosters, auf der andern das Schloß von Lochleven.

Diesem fuhren wir jetzt zu. Zwei Leute handhabten die Ruder, ohne sich besonders zu übereilen; der eine ein breitschulteriger Bootsknecht, der andere ein blasser, kränklich aussehender Mann, mit etwas Träumerischem im Auge. Er war der Besitzer des Boots, hieß Mr. Marshall, und fungierte zugleich als Fremdenführer. Was diesen Mann weit über all die hunderte von Führern erhebt, die ich kennen gelernt habe, war seine unaffektierte Begeisterung für den See und das Inselschloß, dem wir jetzt zuruderten. Zunächst verhielt er sich schweigsam, weil er nicht wissen konnte, ob wir zu den frivolen oder den pietätsvollen Reisenden gehörten, und sein See und Schloß ihm viel zu heilig waren, um eine Profanierung derselben mutwillig herauszufordern; kaum aber, daß er aus meinen Fragen ein ungeheucheltes Interesse und ein gewisses Vertrautsein mit der Geschichte des Orts erkannt hatte, so floß ihm das Herz über, und zu den Ruderschlägen, die im Takte auf- und niedergingen, klangen jetzt die Versrhythmen aller derer, die je ein Lied zu Ehren Lochlevens gesungen haben. Unter all den Citaten, mit denen er nicht sparsam war, vermißte ich nur eines, ein Citat aus jener alten Ballade, die von dem Aufenthalt des Grafen Percy auf diesem Schloß spricht. Ich fragte den Rhapsoden von Kinroß,

ob er jenes alte Lied nicht kenne, und als er es verneinte, erzählte ich ihm, wie Graf Percy, der aus England fliehen gemußt, auf dieſem Schloß Schutz geſucht und gefunden; wie William Douglas aber ihn verraten habe und wie alle Warnungen von Mary Douglas, die den Percy geliebt und das Benehmen ihres Bruders verabſcheut habe, umſonſt geweſen ſeien. Vergeblich habe ſie ihn an den See geführt und ihm auf dem Grunde desſelben, mit Hilfe eines Zauberrings, die Bilder ſeiner Zukunft und ſeines Todes gezeigt: den Marktplatz von York, das Schafott, den Lord-Oberrichter und das Beil in der Hand des Henkers. Allen Warnungen und Verſicherungen gegenüber habe er immer nur geantwortet:

„Die Douglas waren immer treu,
Auch William Douglas muß es ſein.“

und habe endlich das Vertrauen in die Treue der Douglas mit ſeinem Leben bezahlt. Während ich ſprach, konnte ich deutlich wahrnehmen, daß Mr. Marſhalls Herz von zwei entgegengeſetzten Gefühlen bewegt wurde: das erſte war ein Gefühl der Zerknirſchung darüber, daß es einem Fremden vorbehalten ſein mußte, ihm neuen Stoff zur hiſtoriſchen Belebung ſeines Sees und Schloſſes zuzutragen; die zweite Empfindung aber, die jener unmittelbar auf dem Fuße folgte und ſie verdrängte, war die der Freude und des Dankes. Um der Sache willen, die ihm vor allem am Herzen lag, vergaß er raſch und gern, was er im erſten Augenblick als das Bittere einer perſönlichen Niederlage empfunden hatte.

Während dieſes Geſpräches hatten wir die Inſel erreicht. Sie war in alter Zeiten ſo klein, daß ſie nur eben den Raum zur Erbauung eines Schloſſes hergegeben hatte, das dann wirklich wie aus dem Waſſer emporwuchs und von den Wellen des Sees beſpült wurde. So war Lochleven-Caſtle zu den Zeiten der Maria Stuart, ſo

war es noch (wenn auch bereits in Trümmer zerfallen) während der ersten dreißig Jahre dieses Jahrhunderts.

Erst im Jahre 1831 hat eine Kanal-Anlage, die, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, unternommen wurde, den schönen See um seinen Wasserreichtum gebracht, und das Niveau desselben um mehr denn vier Fuß erniedrigt. Dadurch haben Schloß und Eiland ihren früheren Charakter verloren, und allmählich sich abflachend, zieht sich jetzt ein breiter tannenbewachsener Gürtel um den alten Mittelpunkt herum.

Dieser ehemalige Mittelpunkt ist durch eine Feldsteinmauer, die ihn einfaßt, noch deutlich erkennbar; die einzelnen Baulichkeiten aber sind zerfallen, mit Ausnahme von zwei Türmen, einem runden und einem viereckigen. An diese beide Türme knüpft sich jenes Bruchstück aus dem Leben Maria Stuarts, das die Überschrift trägt: Schloß Lochleven. In dem runden Turm, der der kleinere ist, und nach Westen blickt, saß sie gefangen. Der Turm bestand aus einem Souterrain und drei Stockwerken, die sich noch alle sehr wohl unterscheiden lassen. Das Souterrain hat Walter Scott in seinem Romane: „Der Abt" als eine Schmiedewerkstatt dargestellt, was, wie Mr. Marshall ernsthaft versicherte, zu den schlimmsten der poetischen Licenzen gehöre, deren sich der große Dichter jemals schuldig gemacht habe. Es sei eben ein Keller gewesen und weiter nichts. — Die Wölbung über diesem Keller existiert noch, so daß es möglich wird, in dem darüber gelegenen Hochparterre-Raum einen Besuch zu machen. Dieser Raum war das Wohn- und Empfangszimmer der Königin; ich bedauere, seinen Umfang nicht ausgemessen zu haben, doch erschien es mir kaum größer, als der durch seine Kleinheit ausgezeichnete supping room im Palaste von Holyrood. Das Zimmer hat zwei Fenster, ein größeres und ein kleineres, mit deren Hilfe die Königin beständig allerhand Zeichen zwischen sich und

ihren Anhängern am Westufer des Sees ausgetauscht haben soll. Das Deckengewölbe dieses ersten wie auch des zweiten und dritten Stockwerkes ist eingestürzt, so daß man, die Augen nach oben richtend, wie durch einen geräumigen Schornstein hinauf ins Blaue blickt. Die beiden oberen Stockwerke sind indes durch Fenster- und Kaminnischen noch deutlich markiert. Das Zimmer im zweiten Stockwerk, durch eine schmale Treppe mit dem sitting room in Verbindung stehend, diente als Schlafzimmer der Königin; über demselben, also im dritten und letzten Stockwerk, befand sich eine Art Wachtlokal, da die mehrfach sich immer wiederholenden Fluchtversuche der Königin es nötig machten, beständig auf der Hut zu sein. Einmal war es ihr bereits geglückt, in der Verkleidung ihrer Waschfrau die Wächter zu täuschen und glücklich in das Boot zu gelangen, das bestimmt war, die wirkliche Wäscherin nach Kinroß zurückzurudern; als man indessen abstieß, und das Boot heftig zu schwanken begann, griff die Königin nach der Bootswand, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. In demselben Augenblick war alles verraten; — diese weiße Hand gehörte keiner Waschfrau von Kinroß. Noch andere Versuche zu ihrer Befreiung hatten stattgefunden, so daß immer größere Strenge, immer peinlichere Überwachung nötig geworden war. Diese Quälereien indes führten schließlich zu einem Bruch in der Douglas-Familie selbst, und dadurch mittelbar zur Befreiung der Königin. Ehe ich die Geschichte dieser Befreiung erzähle, führe ich meine Leser nach dem viereckigen Turm, der am Ostrande der Insel liegt und damals von der Familie Douglas bewohnt wurde. Es ist ein interessanter alter Bau, ohne einen anderen Eingang, als durch die Küche, woraus Mr. Marshall geschlossen hat, daß vornehmer Besuch in Trag- und Schwebesesseln hinaufgewunden worden sei, — eine Hypothese, für die ich nicht die Verantwortung übernehmen mag. An

der vom Wasser bespülten Außenwand des Turmes lief aus Pfahl- und Plankenwerk ein Steg hin, an dem das Boot lag, das die Kommunikation zwischen Schloß und Ufer unterhielt. Dieser Steg aber war nicht anders als durch ein Gitterthor zu erreichen, das in dem Winkel lag, wo die Schloßmauer auf den großen Turm stieß. Die Schlüssel zu diesem Gitterthor waren in Händen der alten Lady Douglas. Diese saß am Abend des 2. Mai 1568 an der Familientafel, die Schlüssel, die sie immer bei sich führte, neben ihrem Teller auf den Tisch gelegt. Sie war seit einundzwanzig Jahren Wittwe, führte aber immer noch das Regiment. Um den Tisch herum saßen ihre Kinder und Enkel, hinter ihrem Stuhl aber stand ein Page, kaum sechzehn Jahre alt, der ein illegitimer Sohn ihres ältesten Sohnes William war. Sie nannten ihn Willy Douglas und rechneten ihn mit zur Familie. Als es dunkel geworden war, rötete ein Feuerschein den Himmel. Drei Personen im Schloß wußten, was es damit auf sich habe. Diese drei waren: die Königin, deren Freundin und Gesellschaftsdame Mary Seaton und — Willy Douglas. Er trat ans Fenster, wohl wissend, daß er dem Feuerschein begegnen würde, und rief dann wie bestürzt: „Feuer in Kinroß!“ Die alte Lady erhob sich von ihrem Platz und sah hinaus; alle anderen folgten. Diesen Augenblick benützte Willy, warf ein Tuch über die Schlüssel, um sie geräuschloser aufheben zu können, und verschwand im nächsten Moment. Als er hinaustrat, schritt vom runden Turm her die Gestalt Mary Seatons über den Schloßhof. Die Wache am Thor hatte sich täuschen lassen, — es war die Königin. Im Nu war das Gitterthor geöffnet und von außen wieder geschlossen; den Steg entlang eilend sprangen beide ins Boot, und im nächsten Moment schon fielen die ersten Ruderschläge ins Wasser. Nach wenigen Minuten war alles entdeckt, aber das Gitter war geschlossen und kein

anderes Boot zur Hand, als eine Art Fährboot, das auf dem Schloßhof ſtand. Ein Vorſprung von einer Viertelſtunde war gewonnen. Als man im Schloſſe einſtieg, um die Flüchtigen zu verfolgen, landeten ſie bereits am Oſtufer des Sees und wurden unter lautem Jubel von den dort harrenden Reitern Lord Seatons empfangen. Die Schlüſſel aber warf Willy Douglas in den See; dort ſind ſie von im Sande ſpielenden Kindern zu Anfang dieſes Jahrhunderts gefunden worden.

Dieſe Geſchichte, dem Munde unſeres Führers nacherzählt, (der auch hier die Walter Scottſche Verſion verſchmähte), vernahmen wir bruchſtückweiſe, während wir in dem Wohn- und Eßzimmer der Lady Douglas auf- und abſchritten, und bald berechneten, wo die Alte geſeſſen haben müſſe, bald an das Eckfenſter traten, an dem Willy Douglas ausgerufen hatte: „Feuer in Kinroß!“ Die zur Küche führende Treppe hinunterſteigend, gelangten wir wieder ins Freie. Die Nachmittagsſonne brannte auf dem grünen, mit Stein und Trümmern überdeckten Schloßhof; ſo ſetzten wir uns denn in den Schatten einer dicht am Ufer ſtehenden prächtigen alten Eſche, um das Bild der beiden Türme von Lochleven nochmals auf uns wirken zu laſſen; dann ſprangen wir ins Boot und fuhren in derſelben Richtung zurück, die das flüchtige Paar in jener Nacht genommen hatte. Die Tage von Lochleven waren die letzten Tage Marys auf ſchottiſchem Grund und Boden. Am 2. Mai floh ſie über den See, am 15. ſchon entſchied ſich ihr Schickſal an jenem Unglückstage von Langſide. Willy Douglas bezahlte ſeine Liebe mit ſeinem Leben, die Königin aber floh und betrat in Carliſle den Boden Englands.

Melrose-Abbey.

Und willst Du des Zaubers sicher sein,
So besuche Melros' bei Mondenschein;
Die goldne Sonne, des Tages Licht,
Sie passen zu seinen Trümmern nicht.
Wenn die Bögen und Nischen im Schatten stehn,
Die Ecken und Pfeiler wie Silber sehn,
Wenn das weiße, kalte, zitternde Licht
Um den Mittelturm seine Guirlanden flicht,
Wenn die Strebepfeiler sich wechselnd reihn,
Halb Ebenholz, halb Elfenbein,
Wenn's schneeig auf allen Gräbern liegt
Und die weißen Figuren noch weißer umschmiegt,
Wenn das Rauschen des Tweed, weitab gehört,
Wie Summen die nächtige Stille stört, —
Ja, dann tritt ein; bei Mondenschein
Besuche Melros' und — thu' es allein.

Wir konnten diesem guten Rate Walter Scotts (Gesang 2 in the lay of the last Minstrel) leider nicht nachkommen; denn es dämmerte kaum, als wir von Edinburg aufbrachen und schon um 10 Uhr vormittags trafen wir an Ort und Stelle ein. Das Städtchen Melrose, nur etwa vier deutsche Meilen von der englischen Grenze entfernt, liegt am Tweed, zum Teil an den Abhängen malerischer Hügel, die hier zu beiden Seiten den Fluß einfassen. Das Tweed-Thal gilt an dieser Stelle für außerordentlich fruchtbar, und um so mehr

muß es überraſchen, daß das Wort Melroſe nicht „Honigroſe“ (wie man angeſichts ſo üppiger Landſchaft glauben ſollte), ſondern vielmehr „Kahlenberg“ bedeutet. Die alte Schreibart war nämlich „Mullroß“, ein gäliſches Wort, das etwa „unfruchtbares Vorgebirge“ bedeutet und ſich auf der Inſel Mull in richtiger Form erhalten hat, wo die ſüdliche Felſenöde der Inſel den Namen „Roß of Mull“ oder Mullroß führt. Vielleicht daß der alte Teil der Stadt auf einer eingeſchobenen Sandſcholle errichtet wurde.

Das Städtchen ſelbſt iſt im übrigen intereſſelos, und man paſſiert es ohne Verzug, um erſt hinter demſelben, an dem Kirchhofsthore Halt zu machen, durch deſſen Gitterſtäbe man bereits die Abtei erblickt. Melroſe-Abbey ward zwiſchen 1136 und 1146 vom König David I. gegründet, alſo ungefähr um dieſelbe Zeit, wo die Abtei von Holyrood errichtet wurde. Melroſe war ein Ciſterzienſer-Kloſter und größer, reicher, ſchöner als irgend eine andere Abtei im Lande. Drei große Feinde indes haben an der Zerſtörung dieſes Baudenkmals gearbeitet: der Krieg, das Puritanertum und der Vandalismus der letzten Jahrhunderte. Melroſe-Abbey wurde zu einem Steinbruch, deſſen Wände und Pfeiler man zerſchlug, um nachbarliche Stallgebäude aufzuführen. Aber auch unter den Ruinen des Landes iſt ſie die ſchönſte geblieben.

Ein ziemlich breiter Kirchhof, mit alten Grabſteinen überdeckt, zieht ſich an der Südfront der Ruine hin, und von dem ſüdöſtlichſten Punkt dieſes Kirchhofs aus hat man den ſchönſten Überblick über dieſelbe. Im Norden zwiſchen Hauptſchiff und nördlichem Querſchiff befanden ſich die Kloſtergebäude; der Turm wuchs aus der Mitte des Kreuzes empor, und Chor und Oberſchiff waren von ungewöhnlicher Länge.

Turm und Dach ſind eingeſtürzt, nur die Weſtſeite

des Turms erhebt sich noch 84 Fuß hoch; der Chor (der überhaupt am besten erhalten ist) und einzelne Seitenschiffe tragen noch ganz oder teilweise ihre alten Gewölbe. Das große Westschiff mit seinen acht Strebepfeilern und den Überresten von eben so vielen Seitenkapellen ist am völligsten seines alten Glanzes beraubt, besonders da, wo die Hand des Puritanismus nicht bloß niedergerissen, sondern in dem ihm eigentümlichen Nüchternheitsstil auch aufzubauen und zu restaurieren versucht hat. Die eine Hälfte des Westschiffs, und zwar die dem Turm zunächstgelegene, trägt nämlich einen Überbau aus dem Jahre 1618; aber es ist ein Rundbogen, wie wenn man einen Keller wölbt, und nicht die Abtei von Melrose.

Kein Teil des Gebäudes, der nicht schwere Schädigungen erfahren hätte; vieles fehlt, einzelnes ist verunstaltet, nichts destoweniger bietet sich dem Auge, neben der Schönheit der Proportionen, noch eine solche Fülle wohlerhaltener Einzelnheiten dar, daß es weder eines besonderen Geschicks noch einer besonders lebhaften Phantasie bedarf, sich die Ruine wieder als ein Ganzes zu denken und aufzubauen. Ich mag nicht bei den Einzelheiten verweilen, nicht die Portale und Nischen, die Simse und Friese beschreiben, selbst die besonders berühmten Fenster nicht, die sich in mächtiger Breite im Chor und über dem Südportal erheben; ich begnüge mich mit der Erklärung, daß diese Ruine zu jenen großartigen Schönheitswundern gehört, die einmal gesehen und in sich aufgenommen, nicht wieder vergessen werden. Sie ist nicht nur unter den schottischen, sondern überhaupt unter allen Ruinen, die ich kennen gelernt habe, durchaus die schönste und fesselndste. Worin ihr besonderer Zauber besteht, ist schwer zu sagen. Lage, Material (ein feinkörniger rotgrauer Standstein), imposante Dimensionen, historische Erinnerungen und Reichtum und Eleganz des Details, (wovon auch ein flüchtiger Blick schon überzeugen muß),

wirken zuſammen; den Ausſchlag aber giebt wohl jene rätſelhafte Schönheitslinie, die man an ihrer Wirkung eher erkennt, als Auge oder Urteil ſie nachzuweiſen vermögen.

Die Details des Baues ſind von ungewöhnlicher Schönheit und Sauberkeit; dieſe aber in vollem Umfang zu würdigen, iſt es nötig, unſern Kirchhofsplatz aufzugeben und in die Kirche ſelber einzutreten.

Man erkennt hier alsbald eine Ausbildung des Ornamentalen, wie ſie, ſelbſt in der höchſten Blütezeit der Gotik, nur ausnahmsweiſe gefunden wird. Mit feinem Sinn für noble Geſamtwirkung iſt die quantitative, unerbittlich ins Auge fallende Überladung vermieden, und nur qualitativ begegnen wir einem äußerſten Maß, das an Raffinement grenzen und vielleicht ein Zuviel ſein würde, wenn es nicht mit jener Reſerviertheit Hand in Hand ginge, die es in den Willen des Beſchauers legt, ob er den Reichtum ſehen will oder nicht. Unter dieſen Detail-Arbeiten zeichnen ſich vor allen die Kapitäle der Säulen aus. Es iſt, als ob die Meiſter jener Epoche den Zweck verfolgt hätten, ein in Stein gebildetes Herbarium scoticum auf die Nachwelt kommen zu laſſen. Alle möglichen Blumen und Blätter, Lilien, Diſtel, Eichenlaub, Kleeblatt und Raute finden ſich vor und ſind mit ſo viel Studium und Sauberkeit ausgeführt, daß es z. B. möglich iſt, einen Strohhalm durch die reichdurchbrochene Blumenarbeit, wie durch ein Gewebe von Maſchen und Ringen, hindurchzuziehen. An jeder Stelle der Kirche laden dieſe Kapitäle zu ſorglicher Betrachtung ein, ganz beſonders aber im Nordoſt-Teil derſelben, wo ſich's der Steinmetz an einzelnen Stellen hat angelegen ſein laſſen, die krauſen Blätter des ſchottiſchen Grünkohls mit überraſchender Treue nachzubilden. Dieſer Grünkohl, gemeinhin scotch kail genannt, muß entweder auf Melroſer Grund und Boden in ganz beſonderer Vortrefflichkeit gediehen ſein

oder irgend welche myſteriöſe Beziehungen zur Abtei gehabt haben, da noch ein altes Volks- und Spottlied exiſtiert, worin es von den Melroſer Mönchen heißt:

Und ſie hatten vom beſten ſchottiſchen Kohl
Alle Freitag auf ihrem Teller,
Und thaten an Braten und Bier ſich wohl
Aus ihrer Nachbarn Keller.

Mehr aber als ſelbſt die gelungenſten Kapitäl-Ornamente der ſchönen Abteiruine nehmen die unſcheinbaren, halb weggetretenen Grabſteine unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch, die ſich im hohen Chor der Kirche, zum Teil in unmittelbarer Nähe des Altars befinden. An der wenig beglaubigten Gruft König Alexanders II. ſchreiten wir vorüber, jener Stelle zu, wo verſchiedene Mitglieder der Familie Douglas, beſonders Graf Jakob und Lord William Douglas begraben liegen. Nicht die verwitterten Steine feſſeln uns, aber die Männer, die unter ihnen ruhen. Wir treten zunächſt an das Grab des Grafen Jakob.

Es iſt dies derſelbe Jakob, Graf von Douglas, der in der berühmten Chevy-Chaſe-Ballade die Ehre höchſter Tapferkeit mit dem Grafen Percy von Northumberland teilt; zwei Namen, die fortleben und einen Zauberklang für Ohr und Herz behalten werden, ſo lange noch ein Vogel im Walde ſingt und die Menſchen ſich freuen, wenn der Frühling kommt. Die alte Ballade (von der übrigens eine ſehr abweichende ſchottiſche Verſion exiſtiert, die den geſchichtlichen Hergang um vieles genauer wiedergiebt) erzählt bekanntlich von einem Jagdzug, den Graf Percy auf ſchottiſchem Grund und Boden unternahm, nur um den Grafen Douglas durch dieſen Jagdzug, wie durch einen hingeworfenen Handſchuh, zum Kampf heraus zu fordern. Graf Douglas war nicht der Mann,

auf ſich warten zu laſſen. Aus dem Jagdzug wurde eine Schlacht. Beide Führer fielen; Douglas wurde von einem „verräteriſchen Pfeil“ getroffen, Percy aber gleich darauf von dem Speere Lord Montgomerys durchbohrt. So das Gedicht, das man vergeblich verſucht hat, mit den hiſtoriſchen Kämpfen jener Epoche, d. h. mit der Schlacht von Otterburn, die um dieſelbe Zeit zwiſchen Douglas und Percy ſtattfand, in Einklang zu bringen. Die Ballade ſpricht aufs unzweideutigſte von dem Tode beider Führer; der hiſtoriſche Percy aber, ſo oft er auch ſeinem ſchottiſchen Rivalen, dem Grafen Douglas, gegenüber ſtand, fiel nicht in der Schlacht von Otterburn, ſondern erſt 13 Jahre ſpäter bei Shrewsbury, wo er zufällig und ausnahmsweiſe nicht gegen einen Douglas, ſondern umgekehrt an der Seite eines Douglas gegen Heinrich Monmouth kämpfte und unterlag. Die Chevy-Chaſe-Ballade und ihre Fiktionen haben nahezu den zu Grunde liegenden geſchichtlichen Hergang vergeſſen gemacht und doch ſteht derſelbe an innerlich-poetiſcher Macht kaum hinter der Erfindung der Dichtung ſelbſt zurück. Die ſchottiſchen Geſchichtsſchreiber berichten über die Schlacht von Otterburn wie folgt: „Jakob Graf von Douglas und ſein Bruder der Graf von Murray fielen an der Spitze von 3000 Mann in Northumberland ein und drangen, ohne Widerſtand zu finden, bis Newcaſtle vor, wo Graf Percy Heißſporn in Verſchanzung lag. Vor den Thoren der Stadt kam es zu einem perſönlichen Gefecht zwiſchen den beiden Rivalen, in welchem der Douglas das Glück hatte, ſeinem Gegner das Fähnchen von der Lanzenſpitze abzureißen. Er hob ſich ſofort hoch im Sattel empor, wies auf das Fähnchen, das er in Händen hielt, und rief vor Freund und Feind laut über das Feld hin, daß er dieſe Beute nach Schottland heimtragen und auf dem Turmknauf ſeines Schloſſes von Dalkeith befeſtigen wolle. Percy

antwortete: „Das ſollſt Du nun und nimmermehr.“ Im Einklang mit dieſem ſeinem Wort ſuchte Percy jetzt dem heimziehenden Douglas den Rückzug abzuſchneiden und überfiel in ſelbiger Nacht noch das ſchottiſche Lager bei Otterburn, ſieben Meilen nördlich von Newcaſtle. Der Mond ſtand am Himmel und man focht mit Mut und Verzweiflung. Endlich hoffte der Douglas den Kampf zur Entſcheidung bringen zu können, und mit einem Streitkolben bewaffnet, der ſo ſchwer war, daß wenige ihn ſchwingen konnten, ſtürmte er in den dickſten Knäuel der Engländer hinein. Nur drei Genoſſen waren mit ihm, ſein Schloß-Kaplan und zwei Diener. Ehe der Reſt der Schotten folgen konnte, war es um ihn geſchehen; drei tiefe Wunden warfen ihn vom Pferde, neben ihm lagen die beiden Diener in ihrem Blute und nur der Prieſter ſtand noch aufrecht und ſchützte ſeinen gefallenen Herrn vor Schimpf und Unbill. „Ich ſterbe, wie alle Douglas geſtorben ſind,“ rief Graf Jakob dem Prieſter zu, „verheimliche meinen Tod; eine alte Prophezeiung ſagt: dem toten Manne gehört das Feld.“ So ſtarb Douglas. Die Schotten erneuten den Angriff und machten die alte Prophezeiung wahr, mit der ihr Führer das Zeitliche geſegnet hatte. Ralph Percy, der Bruder des Percy Heißſporn, wurde von Lord Mareſhall und gleich darauf Heinrich Percy ſelbſt vom Lord Montgomery gefangen genommen. Das war am 15. Auguſt 1388. Douglas fiel, aber nicht Percy; das iſt der Unterſchied zwiſchen der hiſtoriſchen Überlieferung und der Balladen-Verſion. Froiſſart, der dieſe Schlacht beſchreibt, ſagt von derſelben folgendes: „Unter allen Kämpfen groß und klein, deren ich bisher erwähnt haben, ſteht die Schlacht von Otterburn als die beſtgekämpfte oben an; ſchwache Herzen und Feiglinge gab es nicht.“ Die Leiche des Douglas aber trug man vom Schlachtfelde mit allen kriegeriſchen Ehren heim und ſetzte ſie bei in der Abtei-Kirche von

Melroſe. Abt und Mönche ſtanden umher und celebrierten die Meſſe und ſangen die Litaneien.

Der andere Douglas, der im Chor von Melroſe-Abbey begraben liegt, iſt William Douglas, bekannter unter dem Namen „der ſchwarze Lord von Liddisdale“. Er beſaß den Mut, der in ſeiner Familie erblich war, befleckte aber ſeinen Namen durch die Grauſamkeit, mit der er ſeinen früheren Freund und Waffenbruder Sir Alexander Ramſay ermordete. Ramſay war durch Königliche Ordre zum Sheriff von Teviotdale ernannt worden, ein Amt und eine Würde, das William Douglas glaubte beanſpruchen zu dürfen. Voll Rachedurſt überfiel er den Ramſay in der Nähe von Hawick und nahm ihn gefangen. Roß und Mann führte er dann mit eigenen Händen heim und warf beide in den Turm ſeines Schloſſes. Dort ſollten ſie verhungern. Man erzählt ſich, daß der unglückliche Ramſay eine Woche lang ſein Leben gefriſtet habe mit Hilfe von Futterkörnern, die aus einem über ihm befindlichen Kornboden durch allerhand kleine Ritzen und Spalten ſpärlich in ſeinen Kerker herabfielen. Das Herz des ſchwarzen Lords blieb unerweicht und Ramſay ſtarb; ſein Mörder aber, eben unſer Lord William Douglas, wurde wenige Wochen ſpäter auf der Jagd erſchlagen. Sein Grabſtein in Melroſe verſchweigt die dunkle That ſeines Lebens und ſeines Todes.

In der Nähe dieſer beiden Douglas-Gräber befindet ſich ein dritter Stein, unter dem das Herz König Roberts, bekannter unter dem Namen Robert Bruce, begraben liegt. Die in alten Hiſtorienbüchern überlieferte Geſchichte, die ſich an dieſes Herz knüpft, iſt abermals eine Douglas-Geſchichte. Graf Strachwitz hat dieſelbe in ſeiner ſchönſten Ballade „das Herz von Douglas“ (an der alles ſchön iſt, mit Ausnahme des Verwirrung ſtiftenden Titels) benutzt und verherrlicht. Ich gebe die Geſchichte hier in aller Kürze. Robert Bruce, als er zu ſterben kam, ſchickte

Boten und ließ Lord Douglas an ſein Sterbebett rufen. Er nahm Abſchied von ihm und legte ihm die Verpflichtung auf, ſein (des Königs) Herz gen Jeruſalem zu tragen und in heiliger Erde beizuſetzen. Der König ſtarb und Douglas brach auf. Seine Vaſallen aus den Grafſchaften Angus und Lothian folgten ihm; das Herz des Königs aber trug er in einer ſilbernen Kapſel. Immer glücklich in ſeinen Kämpfen mit den Sarazenen, fing er an, ihre Kriegskunſt zu verachten und ſich übermütig in jedes Abenteuer und jede Gefahr zu ſtürzen. Endlich von überlegener Macht auf allen Seiten eingeſchloſſen, warf er die Silberkapſel mitten in die Feinde hinein und rief: „Nun geh' voran, Herz, wie Du immer gethan und Douglas folgt Dir oder ſtirbt.“ Gleich darauf empfing er die Todeswunde. Die Überlebenden brachten ſeine Leiche heim und mit ihm die Silberkapſel mit dem Herzen des Königs. Graf Douglas ward beigeſetzt in der Gruft ſeiner Väter; König Roberts Herz aber fand ſeine letzte Ruhe in Melroſe-Abtei. So hat denn Robert Bruce, der Held und Liebling ſeines Volkes, ein doppeltes Grab gefunden. Unterm Altar in der alten Kathedrale von Dunfermlin liegt König Roberts Leib dreimal in Blei gehüllt und trägt auf ſeinem Stein die Inſchrift: Hic jacet Robertus Rex; ſein Herz aber liegt in der Abtei-Kirche zu Melroſe, die beſten jener Douglas' um ſich her, auf deren Lehnsſchwert, in Erinnerung an ihren berühmten, viel beſungenen Ahnherrn, bis dieſen Tag die (ſchon an anderer Stelle citierten) Worte ſtehen:

Unter allen Lords in meinem Reich
War keiner doch dem Douglas gleich
Drum trag Du, wenn ich geſtorben bin,
Mein Herz zum heiligen Grabe hin.
Dort mag es liegen tief und ſtill,
Bis mein Erlöſer es wecken will.
Ein beſſrer Ritter bis dieſe Stund'
An keines Königs Seite ſtund.

Außer den genannten vier Gräbern hat die Abtei keines, das durch Perſon oder Inſchrift ein beſonderes Intereſſe in Anſpruch nehmen könnte; auf dem mehrgenannten Kirchhof aber, der ſich an der Südfront der Abtei mit ſeinen Leichenſteinen entlang zieht, begegnen wir einem, der folgende berühmt gewordene Worte trägt:

Erde gleißt auf Erden
In Gold und in Pracht;
Erde wird Erde,
Bevor es gedacht;
Erde türmt auf Erden
Schloß, Burg, Stein;
Erde ſpricht zu Erde:
Alles wird mein.

Abbotsford.

Drei engliſche Meilen weſtlich von Melroſe liegt Abbotsford, jene „Romanze in Stein und Mörtel“, wie Walter Scott ſeinen ſelbſterrichteten Wohnſitz mit einem gewiſſen Selbſtgefühle genannt hat. Der ganze Bau übernimmt wider Willen die Beweisführung, daß ſich „eines nicht für alle ſchickt“, und daß die Wiederbelebung des Vergangenen, das Ausſchmücken einer modernen Schöpfung mit den reichen, poetiſchen Details des Mittelalters, auf einem Gebiete bezaubern und hinreißen und auf dem andern zu einer bloßen Schnurre und Abſonderlichkeit werden kann. Dieſe Romanze in Stein und Mörtel nimmt ſich, um in dem Vergleiche zu bleiben, den der Dichter ſelbſt gewollt hat, nur etwa aus, als habe er in einem ſeiner Schreibtiſchkäſten hundert hübſche Stellen aus allen möglichen alten Balladen geſammelt, in der beſtimmten Erwartung, durch Zuſammenſtellung ſolcher Bruchſtücke eine eigentlichſte Muſterromanze erzielen zu können. Es fehlt der Geiſtesblitz, der ſtark genug geweſen wäre, die widerſtrebenden Elemente zu etwas Einheitlichem zuſammen zu ſchmelzen. Wie man Geſellſchaftsgedichte nach Endreimen macht und das Papier umklappt, um völlig außer Zuſammenhang mit dem zu bleiben, der vor uns ſeine Zeile geſchrieben hat, ſo iſt Abbotsford einem halben Hundert Schlagwörtern zu Liebe

gebaut worden. Das alles ſoll ſeinem Erbauer kein Vorwurf ſein; aber man bedauert allerdings, der Stein-Romanze gegenüber nicht den Ton der Liebe und Verehrung anſchlagen zu können, an den ſich die Lippen faſt gewöhnt haben, wenn ſie den Namen Sir Walters nennen.

Wir haben in Melroſe ein zierliches, zweiräderiges Wägelchen gemietet und vom Eiſenbahn-Hotel aus, wo wir abgeſtiegen ſind, geht es nun weſtlich die Straße nach Abbotsford hinaus. Der Weg, den wir paſſieren, hat ganz den Charakter der engliſchen und ſüdſchottiſchen Landſchaft: Thal und Hügel in raſchem Wechſel, Hecken und Baumgruppen, Wieſenflächen und Kieswege und ein Waſſerſtreifen, der in Schlangenwindungen das Ganze durchzieht. Nirgends frappante Schönheit, aber überall lachende Lieblichkeit und die milde Hand der Kultur, von der man ſich wie von einem Weſtwind geſtreichelt fühlt. Tauſend Schritt hinter Melroſe zweigt eine Art Feldweg nach „Chieſeswood“ ab, einem reizend gelegenen Häuschen, das zu Lebzeiten Sir Walter Scotts von deſſen Schwiegerſohn, Mr. Lockhart, bewohnt wurde. Walter Scott liebte es, wenigſtens einmal in der Woche hier vorzuſprechen und einen Nachmittag, oft auch länger, bei Tochter und Schwiegerſohn zu verbringen. Mr. Lockhart ſelbſt hat in ſehr anſchaulicher Weiſe dieſe Beſuche beſchrieben. „Der wohlbekannte Hufſchlag Sibylle Greys“, ſo erzählt er, „und das Bellen von „Senf“ und „Pfeffer“ (ſeine zwei Lieblingshunde) vor allem dann ſein lauter Jägergruß unter unſerem Fenſter, ließen uns wiſſen, daß er die Laſt der Arbeit abgeſchüttelt habe, um, wie er ſich ausdrückte, in unſerm Gaſthauſe mal wieder nach Luſt und Bequemlichkeit zu leben. Dann ſtieg er ab, und ſeine und unſere Hunde um ſich her, nahm er zunächſt unter einer alten Eiche Platz, die faſt den ganzen Raum zwiſchen dem Bach und unſerem Hauſe überſchattete. Hier war es, wo dann gemeinhin Tom Purdie, der

Förſter, zu ihm trat und in langem Vortrag auseinanderſetzte, warum dieſer oder jener Baum gefällt und dieſe oder jene Stelle bepflanzt werden müſſe. Am anderen Morgen nach dem Frühſtück zog er ſich in eins der obern Zimmer zurück, ſchrieb oder beendete ein Kapitel des „Piraten“ und ſchickte es direkt zum Druck an ſeinen Freund und Verleger John Ballantyne. Dann begab er ſich in die Plantage oder irgendwo hin, wo er ſicher ſein konnte, einem halben Dutzend unſerer Arbeiter zu begegnen, und begann ſofort an ihrer Arbeit mit Axt, Säge und Grabſcheit teilzunehmen. Gegen Mittag brach er auf, entweder um noch mit uns zu plaudern, oder um in Abbotsford Gäſte zu empfangen, an denen nie Mangel war.“ —

Während uns unſer Kutſcher noch von „Chiefswood“ und Sir Walter nach ſeiner beſten Kenntnis unterhält, haben wir abermals eine Abzweigung des Weges erreicht, von wo aus man bereits die hübſchen Ufer des Huntly-Bachs und dahinter die ſogenannte „Reimer-Schlucht“ (Rhymers Glen) erkennt. Beide, Ufer und Schlucht, bezeichnen den Platz, wo „Thomas der Reimer“ der Elfenkönigin begegnete und das vielgeſungene, altſchottiſche Lied, in welchem dieſe Begegnung beſchrieben wird, hat einen Teil ſeiner Popularität auch auf den Schauplatz, der uns jetzt zur Seite liegt, übertragen. Die erſten Strophen dieſer lieblichen Volksballade lauten wie folgt:

Der Reimer Thomas lag am Bach,
Am Kieſelbach bei Huntly-Schloß,
Da ſah er eine blonde Frau,
Die ſaß auf einem weißen Roß.

Sie ſaß auf einem weißen Roß,
Die Mähne war geflochten fein,
Und hell an jeder Flechte hing
Ein ſilberblankes Glöckelein.

Und Tom der Reimer zog den Hut
Und fiel ins Knie; — er grüßt und spricht:
„Du bist die Himmelskönigin
Und bist von dieser Erde nicht.“

Die blonde Frau, sie hält ihr Roß:
„Ich will Dir sagen, wer ich bin,
Ich bin die Himmelsjungfrau nicht,
Ich bin die Elfenkönigin.

„Nimm Deine Harf' und spiel' und sing'
Und laß Dein bestes Lied erschall'n.
Doch wenn Du meine Lippe kußt,
Bist sieben Jahr Du mir verfall'n.“

Und Thomas drauf: „o, Königin,
Zu dienen Dir es schreckt mich kaum;“
Er küßte sie, sie küßte ihn,
Ein Vogel sang im Eichenbaum.

„Nun bist Du mein, nun zieh' mit mir,
Nun bist Du mein auf sieben Jahr:“
Sie ritten durch den grünen Wald,
Wie glücklich Tom der Reimer war.

Sie ritten durch den grünen Wald,
Bei Vogelsang, bei Sonnenschein,
Und wenn sie leis am Zügel zog,
So klangen all' die Glöckelein ꝛc.

So klingen auch die zierlichen Verschen. Wir aber in begreiflicher Furcht vor einem ähnlichen, mehrjährigen Engagement von Seiten der Feenkönigin, wenden dem verführerischen Platze den Rücken zu, und gleich darauf ein Zollhaus passierend, wo uns, wie auf vaterländischen Chausseen, ein gelbes Zettelchen als Quittung bürgerlicher Pflichterfüllung eingehändigt wird, fühlen wir uns plötzlich aus dem Bereich aller Feen und Geister wieder heraus, als läge der Schlagbaum wie eine schützende Grenzmauer zwischen uns und ihnen.

Unser Karren rollt weiter und hält erst wieder vor einer weit ausgedehnten Umzäunung, die uns die Welt wie mit Brettern verschließt. Wir steigen ab. Ein einfaches Gitterthor öffnet sich und fällt wieder zu; der Rayon von Abbotsford, ein landschaftliches Bild von nicht gewöhnlicher Schönheit, liegt vor uns. Des schloßartigen Hauses, mit seiner Fülle von Zinnen und Giebeln werden wir nicht sogleich ansichtig; „die Romanze in Stein und Mörtel" tritt uns erst entgegen, nachdem wir ein freistehendes gotisches Portal passiert haben, das von einem alten Douglas-Schlosse herstammt und nach Art der römischen Triumphbögen wie ein selbstständiger Thorbau mitten in den Weg gestellt ist. Wir passieren also dies Portal, und haben nun das berühmte Abbotsford in nächster Nähe vor uns. Wenn der Bau nicht just so sein sollte, wie er ist, so würde man sofort ausrufen müssen: „wie verbaut!" Das Ganze löst sich in eine Unzahl von Teilen auf und von einer Total-Wirkung kann eigentlich keine Rede sein. Die Einzelheiten drängen sich so vor, daß die Gesamt-Dimensionen verloren gehen und der Bau um Vieles kleiner erscheint, als er in Wahrheit ist. Das Material aus dem er aufgeführt wurde, ist ein graublauer Basalt, der im Schottischen „Whinstone" heißt; alle Fenster- und Portal-Einfassungen aber bestehen aus derbem Sandstein.

Die Lage des Hauses, halb umgeben vom Tweed (der hier eine Biegung macht) und überall von Hügelabhängen, von Baum- und Parkpartieen eingeschlossen, ist anziehend und malerisch genug; dieser naturgeschaffenen Romantik sollte aber nachgeholfen werden, und so entstand jenes Kuriosum, zu dessen näherer Betrachtung wir jetzt schreiten. Zunächst die Außenseite. Im Prinzip ist zwischen ihr und dem Inneren des Hauses nicht der geringste Unterschied, und der Sammel-Charakter, den das Ganze hat, tritt auch äußerlich so entschieden hervor, daß

man gelegentlich glauben konnte, die Wände seien von Glas und der Kuriositätenkram, der etwa wie Tulaer Arbeit äußerlich in sie eingelassen ist, schimmere von innen durch die Glaswand hindurch. Man hat eine Empfindung wie in Häusern, wo Korridore, Waschkammern und Gesinde-Stuben mit altmodischen Kupferstichen überfüllt sind, weil die Liebhaberei des Besitzers zu einer Fülle führte, die er schließlich nicht bewältigen konnte und die er doch wiederum zu hoch hielt, um sich ihrer ohne weiteres zu entäußern. Wie in den Wohnungen jener Landpastoren, die eine Eiersammlung und einen Glasschrank voll ausgestopfter Vögel haben, der Hausflur gemeinhin dazu benutzt wird, um einen Steinadler, einen Alligator oder eine Walfischrippe aufzustellen, so hat Sir Walter Scott alles das an die Außenwände seiner romanischen Burg verwiesen, was zu groß, zu massig, zu ungeschlacht gewesen wäre, um unter dem Nipp der Zimmer-Ausschmückung zu erscheinen. Unter diesen Ornamenten im Riesenspielzeug-Charakter befindet sich unter andern der Thorflügel des Tolbooth-Gefängnisses in Edinburg, das im Jahre 1817 niedergerissen wurde. Dies alte, eisenbeschlagene Stück Holz ist wie ein Reliefbild, und zwar in Mittelhöhe der Wand, in die Mauer eingelassen, und zeigt dadurch, daß es eine Art eingerahmtes Bildwerk und keine Thür sein will. An einer anderen Stelle der Mauer befindet sich ein Spitzbogen-Portal ebenfalls blind, das aus denselben Steinen gebaut worden ist, die bis zum Jahre 1817 das wirkliche Portal des Tolbooth-Gefängnisses bildeten. Inschriften befinden sich zahlreich an jeder der vier Wandflächen und die an der Ostseite, die da lautet: up with the sutors of Selkirk, teilt den schmalen Raum einer Sandsteinplatte, mit einem darüber befindlichen, roh in den Stein gekratzten Schwert.

Alle diese Dinge, deren Seltsamlichkeit ich bereits zu Anfang dieses Aufsatzes betont habe und deren Ab-

sichtlichkeit keinen besonders günstigen Eindruck möglich macht, sind doch nicht voll so seltsamlich, wie sie dem erscheinen müssen, der all die Umstände und Veranlassungen nicht kennt, die den Ankauf oder die Überreichung solcher Kuriositäten begleiteten. Das Steinportal und der hölzerne Thorflügel des niedergerissenen Edinburger Tolbooth-Gefängnisses nehmen sich wunderlich genug aus; wenn man aber weiß, daß „Tolbooth-Gefängnis" nur der prosaische Name ist für das, was wir alle unter dem Namen „das Herz von Midlothian" kennen (niemand weiß genau, warum das Gefängnis zu diesem poetischen Namen kam), so ändert sich dadurch die Sache ein wenig und wir können nicht umhin, es sinnig und liebenswürdig zu finden, daß der Edinburger Magistrat jene beiden Stücke, wie Bausteine oder zwei Reliefbilder, zur Ausschmückung des Ganzen beigesteuert hat. Eine Reihe von Geschichten und Anekdoten muß man stets gegenwärtig haben, um alle diese Schnurren nicht noch schnurriger zu finden, als sie ohnehin schon sind.

Auch das in Stein gekratzte Schwert, mit der Umschrift: „Auf, ihr Schuster von Selkirk", ist keineswegs bedeutungslos. Die Schuster von Selkirk — der Name jener reizenden Stadt und Grafschaft, worin Sir Walter eine Zeitlang als Sherif fungierte — zeichneten sich in der Unglücksschlacht von Flodden durch ihren Mut und ihre Hingebung aus, etwa wie die 400 Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen. Im Volke hieß es damals daß die Schlacht durch einen Verrat des Grafen Home verloren gegangen sei, und so entstand jenes Volklied: „die Schuster von Selkirk", das sich in den Scottischen Sammlungen vorfindet und folgendermaßen lautet:

Wir sind die Schuster von Selkirk,
Und Graf Home, ein Schelm bist Du,
Wir halten's mit Blau und Scharlach
Und machen einfoblige Schuh.

Zum Teufel alles, was gelb iſt,
Und gelb und grün dazu,
Aber Vivat für Blau und Scharlach
Und jeden einſohligen Schuh.

Wir fechten für Blau und Scharlach
Und den König und unſere Schuh,
Denn wir ſind die Schuſter von Selkirk
Und Graf Home, ein Schelm biſt Du.

So das Lied. Hat man dieſe kleinen Züge und Beziehungen immer gegenwärtig, ſo wird man um einiges milder in der Beurteilung der ganzen Kollektion. Wir ſuchen nun einzutreten.

Der Eintritt in die „Kunſtkammer", wie man Abbotsford vielleicht am richtigſten bezeichnet, geſchieht durch ein vorſpringendes Spitzbogen-Portal (diesmal nicht blind), das einem der Haupteingänge von Linlithgow-Palace nachgebildet iſt.

Wir befinden uns, gleich nach Paſſierung des Portals, zunächſt in einem kleinen niedrigen Vorflur, deſſen nüchterne Wände mit allerhand Abbildungen engliſcher Huſaren bedeckt ſind. Der älteſte, jung verſtorbene Sohn Sir Walters war Offizier im 10. Huſaren-Regiment, was die Anweſenheit dieſer zahlloſen „Huſaren auf Vorpoſten", „Huſaren im Biwack" ꝛc. erklären mag. Neben dem Vorflur gewahren wir, von der Größe eines mäßigen Wandſchranks, eine Art Portierloge, in der ein alter Mann, ohne ſich durch unſer Erſcheinen ſtören zu laſſen, ruhig fortfährt ſein Frühſtück zu verzehren und immer neue Schinkenſchnitten abzuſchneiden. Auf meine allerbeſcheidenſte Anfrage, ob wir die Zimmer Sir Walters ſehen könnten, antwortet er mit einem Knurrton, der keiner toten oder lebenden Sprache direkt angehörig, unverkennbar ausdrückt, „daß wir gefälligſt warten möchten, bis er fertig ſei." Dieſer unkomplaiſante alte Herr war zu Lebzeiten

Sir Walters eine Art Förster und Waldhüter, und was mehr sagen will, ein besonderer Liebling seines Herrn gewesen. An der Hand dieses Alten begannen wir nun unsere Wanderung.

Aus dem Vorflur mit seinen Husarenbildern traten wir in die große „Halle", deren Fußboden aus einer Art Steinparquet von schwarzem und weißem hebridischen Marmor besteht, während die Wände mit alten, reich geschnitzten Eichenpanneelen aus Roslin Chapel und dem alten Königspalaste in Dumfermlin bekleidet sind. Das Dach oder die Decke der Halle setzt sich aus Bögen von buntbemaltem Eichenholz zusammen. Zwischen diesen Bögen befinden sich die Wappenschilde der Scottischen Familie und aller derer, mit denen Walter Scott für gut fand, verwandt sein zu wollen.

Am Fries der Halle laufen in langer Reihe andere Wappenschilde hin, die in bunten gotischen Buchstaben die gemeinschaftliche Inschrift tragen. „Dies sind die Wappen all' der Clans und Häuptlinge, die in alter Zeit die schottischen Marken (das Grenzland) für den König wahrten und hielten. Sie waren treue Männer ihrer Zeit, und fest wie sie standen, so stand Gott zu ihnen." Die verschiedenen Wappen gehören folgenden acht Familien an: den Douglas, Kers, Scotts, Turnbulls, Maxwells Chisholms, Elliots und Armstrongs, — lauter Namen, die in den alten Balladen des Landes, wie in den Dichtungen Walter Scotts, vielfach genannt werden.

Aus der Halle treten wir in Walter Scotts Studier- und Arbeitszimmer. Die Mehrzahl seiner Romane wurde hier entweder komponiert oder niedergeschrieben. Das Zimmer macht durchaus den Eindruck des Wohnlichen und Behaglichen. Die Möblierung und Ausstattung ist gediegen, aber nicht reich und überladen. Der Arbeitstisch und ein lederüberzogener Armstuhl stehen noch an alter Stelle; einige Nachschlagebücher sind dicht zur Hand

und eine leichte Galerie von Gußeiſen (tracery work) umläuft, in Mittelhöhe des Zimmers, drei Seiten desſelben und erleichtert das Herabnehmen der Bücher.

Niſchenartig abgezweigt von dem Studierzimmer und kaum ſo groß wie eine Schiffskoje, befindet ſich neben demſelben eine Art Kabinett, worin — in derſelben Weiſe wie man in Greenwich den beſternten Rock Lord Nelſons aufhebt, den er trug, als ihn die Todeskugel aus dem Maſtkorb des „Redoutable" traf — unter einem Glaskaſten das letzte Sommerkoſtüm Sir Walters aufbewahrt wird. Es iſt ſehr elegant und zeigt, neben vielem anderen, wie großes Gewicht der Verſtorbene auf Äußerlichkeiten legte. Dies Koſtüm beſteht aus einem olivenbraunen Frack mit Stahlknöpfen, weiß und ſchwarz karriertem Beinkleid (das bekannte Plaidmuſter), braunen Gamaſchen, geſtreifter Samtweſte und grauem, langhaarigem Seidenhut. Die feierliche Empfindung, mit der ich dieſe Sachen betrachtete, wurde durch die profane Bemerkung „all newly washed", womit ein ſuffiſanter Londoner Cockney ſich ſelbſt und das Maß ſeines Witzes beglaubigte, raſch unterbrochen, und wir verließen die Cabine ziemlich verſtimmt, um nunmehr in das Bibliothekzimmer einzutreten.

Die Bibliothek iſt ein ſehr geräumiges und reich verziertes Zimmer, für deſſen Dimenſionen die 20000 (meiſt ſehr ſchön gebundenen) Bände ſprechen, die mit ihren goldbedruckten Lederrücken ſo ſauber geordnet um einen her ſtehen, als befände man ſich in der berühmten Leſe-Rotunde des britiſchen Muſeums. Viele dieſer Bände ſind außerordentlich ſelten und koſtbar; ein weſentlicher Bruchteil der ganzen Bibliothek beſteht aus Werken über ſchottiſche Altertümer und Hexengeſchichten. Über dem Kamin befindet ſich das Porträt von Sir Walters älteſtem Sohn, dem ſchon erwähnten Huſaren-Offizier; die Züge ſind fein, aber weichlich, faſt kränklich, und der keck Huſarenſchnurrbart, den man bekanntlich eben ſo gut im

Ausdruck des Auges wie über der Oberlippe haben kann, fehlt diesem feinen Gesichtchen an beiden Stellen gleich sehr. In einer der Ecken steht eine Silberurne auf einem Porphyr-Postament, die Urne selbst ein Geschenk von Lord Byron. Außerdem befinden sich die Büsten Shakespeares und Sir Walters im Zimmer, die letztere (von der Hand Chantreys) natürlich erst nach seinem Tode aufgestellt.

Aus der Bibliothek treten wir in das Gesellschaftszimmer und aus diesem, das außer seinen Cedernholz-Panneelen und reichem Schnitzwerk-Mobiliar nichts Besonderes bietet, in die Waffensammlung oder Rüstkammer.

Diese Rüstkammer (Armoury) besteht aus zwei Hälften, die durch eine Wand geschieden sind. Die breite, weit offen stehende Thür aber läßt beide Zimmer als eines erscheinen. Beide Räume sind sehr niedrig, die Decke (Holzwerk) im Tudorstil, und die Fenster mit Glasmalereien bedeckt. Hier, wie sich denken läßt, treffen wir auf den Kern, auf die Curiosissima des Curiosums. Die Wände sind mit Raritäten bedeckt und jede Ecke ist benutzt. Unter den Gegenständen, die einer besonderen Notiznahme wert sind, nenne ich folgende: das Schwert, das Karl Stuart dem Marquis von Montrose überreichte; eine Pistole Grahams von Claverhouse, des bei Killicrankie gefallenen Stuart-Parteigängers, von dem seine Feinde, die Puritaner, sagten: „das Wasser beginne zu zischen, so oft er ein Bad nehme"; ein eiserner Kasten, der in der Kapelle Maries von Guise (der Mutter Maria Stuarts) auf Edinburg-Castle gefunden wurde; ein Pulverhorn Jakobs VI.; die Pistolen Napoleons, die nach der Schlacht von Waterloo in seinem Wagen erbeutet wurden; ein Stutzen Andreas Hofers und die Flinte Rob Roys mit den eingravierten Anfangsbuchstaben seines gälischen Namens.

Aus der Rüſtkammer treten wir in das angrenzende Eßzimmer, das, ſtatt allen anderen Schmuckes, ein halbes Dutzend ſehr wertvoller Gemälde enthält und zwar Porträts von Lord Eſſex (dem Günſtling der Eliſabeth), Cromwell, Claverhouſe, Karl II., Karl XII. von Schweden, Maria Stuart, Rob Roy ꝛc.; außerdem mehrere Ahnenbilder der Familie Scott. Unter dieſen zeichnet ſich das Porträt eines Alten aus, der in der Familie unter dem Namen „Lang-Bart“ fortlebt, weil er nach der Hinrichtung Karls I. gelobt hatte, ſeinen Bart nicht mehr ſcheren zu laſſen. In dieſem Zimmer ſtarb Sir Walter. Es iſt dasſelbe, in dem ſich auch, wie in einem Uhr- und Juwelierladen, ein ſechseckiger, großer Glaskaſten befindet, der tiſchartig auf einem ſchweren Mahagoni-Fuß ruht. In dieſem Glaskaſten präſentieren ſich weitere Raritäten: ein Riechfläſchchen der Maria Stuart, ein ledernes Geldtäſchchen (nach Art eines modernen Portemonnaies) des Rob Roy, ein paar goldene Sporen, die Prinz Charlie trug, verſchiedene Miniatur-Porträts des Prätendenten und ein in grünen Samt gebundenes Album Napoleons I., ebenfalls bei Waterloo erbeutet. Bei all dieſen Dingen genügt die Aufzählung; nur über das vorgebliche Porträt der Maria Stuart ſei noch ein Wort geſtattet. Es iſt das abgeſchlagene Haupt der unglücklichen Königin, das auf einer Metallſchüſſel ruht. In der rechten Ecke ſteht der Name „Fotheringhay“, als ſei der Maler bei der Hinrichtung zugegen geweſen und habe unmittelbar nach derſelben und an Ort und Stelle ein Bild angefertigt. Das Ganze erſcheint mir aber als eine grobe Täuſchung; das Bild iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach ein ganz modernes Produkt, oder aber die Leiſtung eines italieniſchen Meiſters, vielleicht der abgeſchlagene Kopf der Beatrice Cenci, die man hinterher umgetauft und nolens volens zu einer Maria Stuart gemacht hat.

An der Thür des Eßzimmers verabſchiedeten wir uns von unſerem Wildhüter und traten wieder ins Freie. Wir atmeten auf in der friſchen Luft und fühlten uns wie von einem leiſen Drucke befreit. Welcher Art dieſer Druck war, worin er ſeinen eigentlichen Grund hatte, iſt ſchwer zu ſagen. Ob es die ſchwüle Luft der Zimmer oder die geiſtige Atmoſphäre der „Romanze in Stein und Mörtel" war, ich mag es nicht entſcheiden; vielleicht wirkte beides zuſammen. Als der Dichter ſelbſt noch lebte, er, dem dieſe Dinge etwas bedeuteten, eine Herzensſache waren, belebten ſie ſich unter dem lebendigen Wort, das er ihnen entgegentrug, wie die alte Sage Fels und Baum unter dem Klang der Leier lebendig werden läßt; jetzt aber, wo dieſe Klänge ſchweigen, ſind die Steine wieder Stein und ſelbſt derjenige, der mit ſchottiſcher Dichtung und Geſchichte wohlvertraut iſt, ſchreitet durch dieſe Zimmer hin, wie durch die Säle eines Wachsfiguren-Kabinetts.

Ich ſchied von der „Romanze in Stein und Mörtel" ohne beſondere Gehobenheit der Stimmung, jedenfalls ohne alle Begeiſterung; dennoch blick' ich mit Freuden auf jenen ſtillen grauen Tag zurück. Die Fahrt nach Abbotsford war eine Pilgerfahrt, eine erfüllte Pflicht, ein Zug, zu dem das Herz drängte. Was wäre der Ruhm Schottlands ohne die Erſcheinung Walter Scotts! Er hat die Lieder ſeines Landes geſammelt und die Geſchichte desſelben durch eigene Dichtungen unſterblich gemacht. Eine volle und reine Befriedigung gewährt es mir jetzt, das Zinnen- und Giebelhaus durchwandert zu haben, das auch eine Schöpfung ſeines dichteriſchen Genius war und das — wie weit es gegen andere Schöpfungen ſeines Geiſtes zurückſtehen mag — doch immer die Stätte bleibt, wo der Wunderbaum der Romantik ſeine ſchönſten und vor allem ſeine geſundeſten Blüten trieb.

Schottiſche Geſchichts-Tabelle.

Die pikto-ſkotiſche Zeit.

Schottland wurde bis zum Jahre 1289 von pikto-ſkotiſchen Königen regiert. Von den Königen des erſten Jahrtauſends, wiewohl ihre Porträts in der Bildergalerie von Holyrood-Palace hängen (ſiehe S. 250) iſt wenig oder nichts mit Sicherheit bekannt. 1040 wurde König Duncan von ſeinem Vetter Macbeth in Inverneß-Caſtle ermordet. Macbeth regierte von 1040—1054. Malcolm III., genannt Malcolm Canmore, älteſter Sohn des ermordeten König Duncan, beſiegte den Macbeth und herrſchte bis 1093, wo er ſelbſt im Kampfe gegen England fiel. Seine Nachkommen regierten noch faſt zwei Jahrhunderte das Land. Unter David I. (von 1124 an) begann der Bau der Abteien von Melroſe und Holyrood. Der letzte König aus der pikto-ſkotiſchen Dynaſtie war Alexander III. von 1249—1286. Aus ſeiner Zeit (mutmaßlich) ſtammt die berühmte alte Ballade von Sir Patrick Spens. Er hinterließ nur eine Tochter, die an einen König von Norwegen verheiratet war. Sie ſtarb auf der Rückfahrt von Norwegen nach Schottland.

Die Zeit des Baliol, Wallace und Bruce.

Nach dem Aussterben der pikto-skotischen Dynastie traten zwölf Kronbewerber auf. Unter ihnen waren die berechtigsten: John Baliol, Robert Bruce (der ältere) und John Hastings. Eduard I. von England, dem das Schiedsrichteramt zugefallen war, entschied sich für John Baliol. Dieser war das bloße Werkzeug Eduards. Als er sich endlich selbst gegen die englische Bedrückung auflehnte, unterlag er bei Dunbar 1286. Eduard setzte nun einen Statthalter über Schottland. Gegen diesen erhob sich zunächst William Wallace, und als dessen Versuche zur Befreiung des Landes gescheitert waren, schließlich Robert Bruce (der jüngere). Er vernichtete das englische Heer in der berühmten Schlacht bei Bannockburn 1314. Robert Bruce wurde nun König und regierte als Robert I. bis 1329. Ihm folgte sein fünfjähriger Sohn David, als König David II. Seine 41jährige Regierung war eine Zeit unausgesetzter Kämpfe; ähnlich wie 100 Jahre später sich die Häuser York und Lancaster in England befehdeten, bekämpften sich hier in Schottland die Häuser Bruce und Baliol. 1370 starb David II. kinderlos.

Das Haus Stuart.

David II. hatte Eduard III. von England die schottische Krone zugesagt. Die schottischen Stände annullierten das Testament des Königs und setzten das Haus Stuart auf den Thron. Die beiden ersten Könige (Robert II. und Robert III.) regierten, etwa ein halbes Jahrhundert lang, bis 1424. Mit diesem Jahre beginnt, durch zwei Jahrhunderte hin, die Reihe der Könige Jakob.

Jakob I. (1424—36). Er saß vor seiner Thronbesteigung viele Jahre lang in Windsor-Castle gefangen.

Washington Irving, in seinem sketch-book, hat eine reizende Schilderung seines (Jakobs) Lebens und Dichtens in Schloß Windsor gegeben. Wurde durch den schottischen Adel ermordet.

Jakob II. (1436—60). Kam zwei Jahre alt zur Regierung. 1452 ermordete er den Lord William Douglas in Stirling-Castle mit eigener Hand (siehe S. 365). In seine Regierungszeit fällt die Glanzzeit und die rivalisierende Macht des Hauses Douglas. Starb vor Roxburgh durch das Zerspringen einer Kanone.

Jakob III. (1460—88), genannt der Fiedlerkönig. Kam fünf Jahre alt zur Regierung. Fiel in der Schlacht von Sauchieburn, im Kampf gegen den beleidigten Adel des Landes, dem sich der 15jährige Sohn des Königs angeschlossen hatte. (Siehe die Kapitel: Archibald Bell the Cat und Floddenfield.)

Jakob IV. (1488—1513). Eine Art von sans peur et sans reproche; ritterlich bis zur Don Quixoterie. Fiel in der Unglücksschlacht bei Flodden (siehe Floddenfield).

Jakob V. (1513—1542). Kam 2 Jahr alt zur Regierung. Seine Mutter Margarete von England und Graf Angus aus dem Hause Douglas führten die Regentschaft. In seine Regierung fällt das strenge Verbannungs-Dekret gegen alle Mitglieder der Familie Douglas. Er ist der König Jakob, der unter dem Namen „Ritter Fitzjames" den Helden und Mittelpunkt in Walter Scotts „the Lady of the Lake" bildet. Er war selbst Dichter und die alte Ballade „the Gaberlunzie Man" rührt von ihm her. Er starb wenige Tage nach der Geburt seiner Tochter, der berühmten Maria Stuart.

Maria Stuart (1542—1568). Von 1542—60 Regentschaft ihrer Mutter Maria von Guise. 1560 bestieg Maria selbst den Thron. 1565 Vermählung mit Darnley. 1567 Vermählung mit Bothwell. 1568 geschlagen bei Lang-

ſide und Flucht nach England. Enthauptet am 18. Februar 1587 zu Fotheringhay.

Jakob VI. Geboren 1566. Regiert unter Vormundſchaft (Moray; Lennox; Morton) von 1567–1578 und in Selbſtändigkeit von 1578–1603. Wird, nach dem Tode der Eliſabeth, König von England und regiert beide Königreiche bis 1625, als Jakob der ſechſte von Schottland und als Jakob der erſte von England.

Karl I. 1625—1649.

Karl II. 1649 (oder 60, je nachdem) bis 1685.

Jakob II. (der ſiebente von Schottland) 1685—88 Stirbt in St. Germain 1701.

Jakob III. (der achte), genannt der Prätendent oder Ritter St. Georg. Geboren 1687; geſtorben zu Albano 1766. Er leitete, oder billigte, oder gab den Namen zu den verſchiedenen jakobitiſchen Aufſtänden in Schottland, unter denen die Inſurrektionen von 1715 und 1745 die wichtigſten ſind. An der Spitze des Aufſtandes von 1745 ſtand ſein älteſter Sohn (geb. zu Rom 1720) gemeinhin „Prince Charlie“ oder der „junge Kavalier“ genannt. Der Niederlage von Culloden folgten keine weiteren Aufſtände. „Prince Charlie“ ſtarb 1788 zu Rom. Sein jüngerer Bruder Heinrich Benedikt, genannt der „Cardinal von York“ überlebte ihn um 19 Jahre und ſtarb in hohem Alter zu Frascati 1807 — als der letzte Stuart.

Inhalt.

Ein Sommer in London.

	Seite
Von Gravesend bis London	3
Ein Gang durch den leeren Glaspalast	7
Long Acre 27.	10
Die öffentlichen Denkmäler	17
Die Musikmacher	24
Straßen, Häuser, Brücken und Paläste	30
Zu Hause	37
Die Dockkeller	44
Tavistock-Square und der Straßen-Gudin	48
Der englische Zopf	52
Die Manufaktur in der Kunst	59
Richmond	68
The Poets Corner	68
Die Kunstausstellung	75
Die Middlesex Wahl	82
Das goldene Kalb	90
Der Tower	99
Not a drum was heard	108
Ruderer und Steuermann	112
Smithfield	116
Lady Hamilton	118
Das Leben ein Sturm	185
Blackwall	189

Seite

Ein Picknick im Hampton-Court 143
Der verengländerte Deutſche 157
Von Hydepark-Corner bis Londonbridge 164
Miß Jane 169
Alte Helden, neue Siege 174
Der Fremde in London 181
The hospitable english house 187
Bery. Le Pays und „die thönernen Füße Englands“ . . 195
Out of town 201
Parallelen 208
Waltham Abbey 216
Haſtingsfeld 220

Briefe und Bilder aus Schottland.

Von London bis Edinburg 233
Johnſtons Hotel 238
Holyrood-Palace 244
Von Holyrood bis Edinburg-Caſtle 256
Edinburg-Caſtle 270
High-Street und Canongate 279
1. Moray-Houſe 279
2. City-Croß und Old-Tolbooth 282
3. „Straßenfegen“ oder Die Douglas, Die Hamilton . 289
4. Archibald Bell the Cat 293
Weſtbow; Grasmarket; ein paar Kapitel aus der Lynch-Juſtiz 298
Spukhäuſer 308
Ein Abend in High-Street 315
Ein Gang nach St. Anthony's Chapel 321
Linlithgow 327
Floddenfeld 335
Von Edinburg bis Stirling 350
Stirling-Caſtle 358
Loch Katrine oder das Land der Lady of the Lake . . 371

Seite

Ein Sonntag in Perth 387
Von Perth bis Inverneß 398
Inverneß 415
Culloden-Moor 421
Der letzte Hochlands-Häuptling 438
Der caledonische Kanal 440
Oban 448
Staffa 456
Jona oder Icolmkill 462
Von Oban bis zum Loch Lomond. — Rückkehr nach Edinburg 474
Lochleven Castle 485
Melrose-Abbey 499
Abbotsford 509
Schottische Geschichtstabelle 522

Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W. 35.

Das litterarische Echo

Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde

Herausgeber: Dr. Joseph Ettlinger

Sammel-Organ für alle litterarischen Interessen

•

Essais. Biographien. Kritiken aus angesehenen Federn. Litteraturbriefe aus allen Kulturländern. Gedrängte Revue der in- und ausländischen Zeitschriften. Vollständige Bibliographie. Porträts. Proben aus neu erscheinenden Werken. Nachrichten.

•

Unentbehrlich für jeden Gebildeten, der sich über die litterarische Bewegung des In- und Auslandes auf dem Laufenden halten will

•

Preis vierteljährlich Mark 3.

Probenummer kostenfrei.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter

A. Bit. A.

A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam